

**Meine Novelle.  
Ein Roman von  
Edward Lytton Bulwer.**

Uebersetzt von A. v. W.  
Stuttgart, Hoffmann, 1868.

ERSTES BUCH.

EINLEITUNGS-KAPITEL,

welches zeigt, wie ich dazu kam, meine Novelle zu schreiben.

Der Schauplatz ist die Halle in Onkel Rolands Thurm. Es ist Winterszeit und Nacht.

Mr. Caxton sitzt vor einem großen Erdglobus, welchen er gemächlich und ›zu seiner eigenen Unterhaltung‹ dreht, wie nach Sir Thomas Browne's Behauptung ein Philosoph den Erdball drehen würde, den der Globus darzustellen bestimmt ist.

Meine Mutter hat soeben ein ganz kleines Kleidchen mit einer zierlichen Litze besetzt und hält es auf Armslänge vor sich hin, um die Wirkung desto besser bewundern zu können.

Blanche, obgleich mit beiden Händen sich auf der Mutter Schulter lehnend, betrachtet nicht das Kleidchen, sondern blickt nach Pisistratus hin, welcher, in seinem Stuhle zurückgelehnt, am Feuer sitzt, den Kopf hängen läßt und in sehr schlechter Laune zu sein scheint.

Onkel Roland, der ein großer Liebhaber von Romanen geworden ist, hat sich in die Geheimnisse eines höchst interessanten dritten Bandes vertieft. Mr. Squills hat zu seinem Nutzen und Vergnügen die ›Times‹ mitgebracht und runzelt eben die Stirne über ›den Stand des Geldmarktes‹; er ist sehr im Zweifel, ob die Eisenbahnactien wohl noch tiefer fallen werden; denn der glückliche Mr. Squills hat sich etwas Beträchtliches erspart und weiß nicht, was

er mit seinem Gelde anfangen soll, oder – um uns seiner eigenen Worte zu bedienen – »wie er am wohlfeilsten einkaufen kann, um am theuersten wieder loszuschlagen.«

*Mr. Caxton* (nachsinnend). – »Es muß eine ungeheuer lange Reise gewesen sein. Hier herum müssen sie sich, denke ich, getheilt haben.«

Meine Mutter, um Austin zu zeigen, daß sie die Artigkeit gehabt habe, seine Bemerkung ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen, fragt mechanisch: »Wer hat sich getheilt, mein Lieber?«

»Meiner Treu, Kitty,« versetzte mein Vater in großer Bewunderung, »du wirfst da gerade die Frage auf, welche am schwersten zu beantworten ist. Ein scharfsinniger Forscher über die Racen behauptet, daß die Dänen, deren Nachkommen den Haupttheil unserer nordischen Bevölkerung bilden (und in der That, wenn seine Vermuthung richtig wäre, müßten wir sie auch auf alle ältern Anbeter Odin's anwenden) denselben Ursprung haben, wie die Etrusker. Und warum, Kitty, ich frage dich nur, warum?«

Meine Mutter schüttelte nachdenklich das Haupt und hielt das Kleidchen nach der andern Seite des Lichts.

»Ganz gewiß,« rief mein Vater energisch, »weil die Etrusker ihre Götter die ›Aesar‹ und die Skandinavier die ihrigen die ›Aesir oder Asen‹ genannt haben. Und wohin glaubst du, daß dieser abenteuerliche Gelehrte ihre Wiege versetzt?«

»Ihre Wiege?« sagte meine Mutter träumerisch, »vermuthlich in die Kinderstube.«

*Mr. Caxton.* – »Ganz richtig, in die Kinderstube des Menschengeschlechts – gerade hierher,« und mein Vater deutete auf den Globus. »Diese Gegend wird, wie du siehst, dem Flusse Halys begrenzt und hat ihren Namen von Aes oder As (ein Wort, welches Licht oder Feuer bedeutet), woraus seit undenklichen Zeiten der Name Asien entstanden ist. Nun siehst du, Kitty, von Aes oder As will unser ethnologischer Forscher nicht nur das Land Asien sondern auch seine Ureinwohner, die Aesar oder Asen ableiten. Hieraus folgert er den Ursprung der Etrusker und Skandinavier. Wenn wir ihm aber so viel zugeben, müssen wir auch noch weiter gehen und von demselben Ursprung das Es der Celten, das Ised der Perser und – was dem armen Manne wohl von größerem Nutzen wäre, als alles Uebrige zusammen genommen – das Aes der Römer ableiten, diesen Gott des Kupfergeldes, einen äußerst mächtigen Penaten, selbst noch heutzutage!«

Meine Mutter schaute nachdenklich auf ihr Kleidchen, als ob sie meines Vaters Behauptung in ernsthafte Erwägung zöge.

»So kamen vielleicht,« nahm mein Vater wieder das Wort, »ganz in Uebereinstimmung mit den heiligen Schriften, von dieser einen großen elterlichen Horde alle jene verschiedenen Stämme her, die den Namen ihres geliebten Asiens mitnahmen und – sie mochten nun nach Norden oder Westen oder Süden wandern – den emphatischen Namen ›Kinder des Lichtlandes‹, den sie trugen, zu dem Titel ihrer Götter erhoben. Und wenn man bedenkt,« (fügte Mr. Caxton pathetisch hinzu, indem er den

Punkt auf dem Globus betrachtete, worauf sein Zeigefinger ruhte) »wenn man bedenkt, wie wenig sie ihre Lage verbesserten, als sie an den Don gelangten oder mit ihren Flößen zwischen die Eisberge des baltischen Meeres geriethen, während es ihnen hier so wohl erging, wenn sie nur hatten dableiben können!«

»Und warum, zum Henker, konnten sie es denn nicht?« fragte Mr. Squills.

»Vermuthlich wegen allzugroßer Uebervölkerung und Mangel an Lebensmitteln,« antwortete mein Vater.

*Pisistratus* (mürrisch). – »Noch wahrscheinlicher, weil sie die Korngesetze abgeschafft hatten.«

»*Papae!*« rief mein Vater; »das wirft ein neues Licht auf diesen Gegenstand.«

*Pisistratus* (der sich, nur mit seinem Verdruß beschäftigt, keinen Strohalm um die Abkunft der Skandinavier bekümmert). – »So viel ist wenigstens gewiß, daß, wenn wir jährlich fünfhundert Pfund an einem ganz schuldenfreien Gute verlieren sollen, welches, nach dem Urtheile aller Sachverständigen für die ganze Grafschaft als Musterwirthschaft gilt, so ist es die höchste Zeit für uns, Aesar oder Asen, oder wie man sie nennen mag, zu werden, und auf dem Gebiete anderer Nationen eine Niederlassung zu gründen, da sonst höchst wahrscheinlich das Armenhaus unsre letzte Zuflucht werden dürfte.«

*Mr. Squills* (der, wie man nicht vergessen darf, ein enthusiastischer Vertheidiger des Freihandels ist). – »Sie brauchen nur mehr Kapital in das Land zu stecken.«

*Pisistratus.* – »Wohlan, Mr. Squills, wenn Sie dies für eine so vortheilhafte Gelegenheit halten, Geld anzulegen, so stecken Sie das Ihrige hinein! Ich verspreche Ihnen, daß Sie den Profit bis auf den letzten Schilling erhalten sollen.«

*Mr. Squills* (sich hastig hinter die ›Times‹ flüchtend). – »Ich kann nicht glauben, daß die Great Westerns-Actien noch tiefer fallen sollen; allein es ist doch sehr gewagt – ich will daher nur einige Hunderte auf's Spiel setzen.«

*Pisistratus.* – »Auf unser Land, Squills? Ich danke Ihnen!«

*Mr. Squills.* – »Nein, nein – behüte der Himmel! Auf die Great Western!«

Pisistratus versinkt wieder in sein voriges Brüten. Blanche schleicht sich schmeichelnd zu ihm heran und wird zur Belohnung für ihre Mühe hart angefahren.

Nach einer Pause beginnt Mr. Caxton: »Es gibt zwei goldene Lebensregeln; die eine bezieht sich auf den Geist, die andere auf den Geldbeutel. Die erste heißt: Wenn unsere Gedanken in einen gedrückten, aufgeregten oder fieberischen Zustand gerathen, so sollen wir sie eine Luftveränderung gebrauchen lassen. Die zweite ist in dem Sprüchwort enthalten: Es ist gut, wenn man zwei Stränge für seinen Bogen hat. Deßhalb rathe ich dir, Pisistratus – schreibe ein Buch!«

*Pisistratus.* – »Ein Buch schreiben? – Gegen die Aufhebung der Getreidezölle? Was hilft's, Vater? Das Unheil ist geschehen. Es gehörte eine weit geübtere Feder, als die meinige, dazu, eine Parlamentsacte todt zu schreiben.«

*Mr. Caxton.* – »Ich habe nur gesagt – schreibe ein Buch. Alles Uebrige ist ein Zusatz deiner erhitzten Einbildungskraft.«

*Pisistratus* (vor dem die Erinnerung an das große Buch auftaucht). – »Wahrhaftig, Vater, ich sollte denken, das könnte uns vollends den Rest geben!«

*Mr. Caxton* (der die Unterbrechung nicht zu beachten scheint). – Ein Buch, das Käufer findet. Ein Buch, welches für das Sinken der Preise Ersatz leistet. Ein Buch, das dich zerstreut und dir die trüben Besorgnisse verscheucht, das die Liebe zu deinem Geschlechte und die Hoffnung auf den endlichen Triumph gesunder Grundsätze neu belebt – durch den Anblick eines hübschen Ueberschusses beim Abschluß der Jahresrechnung. Es ist erstaunlich, welchen Unterschied dieser kleine Umstand in unserer Lebensanschauung hervorbringt. So erinnere ich mich, daß Squills in einem merkwürdig gesunden Jahre, als die Bank, in welcher er unvorsichtiger Weise tausend Pfund angelegt hatte, fallirte, gewaltigen Lärm schlug und behauptete, das Land befinde sich am Rande des Verderbens, während er jetzt, da er, Dank einer langen Folge von ungesunden Jahren, ein überschüssiges Kapital hat, um es bei der Great-Western auf's Spiel zu setzen, fest überzeugt ist, daß England noch nie in einer glücklicheren und blühenderen Lage gewesen sei.«

*Mr. Squills* (etwas verdrießlich). – »Pah, pah!«

*Mr. Caxton.* – »Schreibe ein Buch, mein Sohn – schreibe ein Buch! Brauche ich dir noch zu sagen, daß nach

Hyginus Geld oder Moneta die Mutter der Musen war?  
Schreibe ein Buch!«

*Blanche* und meine *Mutter* (in vollem Chor). – »O ja, Sisty, ein Buch, ein Buch! Du mußt ein Buch schreiben!«

»Ich bin überzeugt, nahm Onkel Roland das Wort, indem er den Band zuschlug, den er soeben ausgelesen hatte, »er könnte ein Buch schreiben, das verteufelt besser ausfiele, als dieses hier. Und wie ich dazu komme, einen Abend nach dem andern so dummes Zeug zu lesen, das ist eine Frage, die ich wohl schwerlich vor einem einsichtsvollen Schwurgerichte zu beantworten vermöchte, selbst wenn mein eigener Anwalt mich auf die mildeste Weise verhörte.«

*Mr. Caxton*. – »Siehst du, Roland hat dir soeben angegeben, was für ein Buch es sein soll.«

*Pisistratus*. – »Dummes Zeug, Vater.«

*Mr. Caxton*. – »Nein, das nicht gerade; aber ein Buch dieser Art, das man sich nicht enthalten kann, zu lesen, es mag nun dummes Zeug sein oder nicht. Novellen sind ein Bedürfnis unserer Zeit geworden, darum solltest du eine Novelle schreiben.«

*Pisistratus* (geschmeichelt, aber mit einigem Zweifel). – »Eine Novelle! Aber alle Gegenstände, worüber man Novellen schreiben kann, sind schon erschöpft. Es gibt Novellen aus dem Volksleben, aus der vornehmen Welt,

militärische Novellen, philosophische, religiöse und geschichtliche Novellen, Novellen über Indien, die Colonien, das alte Rom und die egyptischen Pyramiden. Welcher Vogel, sei es ein wilder Adler oder ein zahmer Scheunensperling, kann mir

›Nur *eine* ungebrauchte Feder liefern,  
Die meiner Phantasie als Schwinge diene?«

*Mr. Caxton* (nach kurzem Besinnen). – »Du erinnerst dich wohl der Geschichte, welche Trevanion (um Verzeihung, Lord Ulswater wollt' ich sagen) uns neulich Abends erzählt hat. Sie gibt dir etwas von der Romantik des wirklichen Lebens für deinen Entwurf, versetzt dich auf einen dir wohlbekannten Schauplatz und liefert dir Charaktere, welche seit Fieldings Zeiten nur selten beschrieben worden sind. Du kannst uns den Landedelmann schildern, wie er noch aus deiner Jugendzeit in deiner Erinnerung lebt; er ist ein Exemplar eines Geschlechtes, dessen Andenken wohl erhalten zu werden verdient, und dessen alte Eigenthümlichkeiten rasch dahinsterben, seitdem die Eisenbahnen Yorkshire und Norfolk in den Bereich der Londoner Sitten bringen. Du kannst uns den altmodischen Pfarrer darstellen, wie er in allen wesentlichen Eigenschaften noch jetzt bei uns zu finden ist; und was das Uebrige betrifft, so denke ich wirklich, es dürfte, während dem Vernehmen nach viele beliebte Schriftsteller in Frankreich und sogar auch in England sich die größte Mühe geben, die verschiedenen Klassen gegen einander

zu hetzen, und den nächsten besten Stein aus der Gasse aufheben, um ihn nach jedem vornehmen Manne zu schleudern, der noch einen guten Rock auf dem Leibe hat – es dürfte, sage ich, unter solchen Umständen ein nützlich Werk sein, in einigen humoristischen Skizzen jene unschuldigen Missethäter zu zeichnen, die ein wenig besser dran sind, als ihre Nachbarn, und die wir, so sehr sie uns auch mißfallen mögen, doch sicher in einer oder der andern Gestalt ertragen müssen, so lange es noch eine civilisirte Welt gibt. Ja, sie scheinen in ihrer gegenwärtigen Gestalt so gut, als wir sie je bekommen können, wir mögen den Würfelbecher der Gesellschaft schütteln, so viel wir immer wollen.«

*Pisistratus.* – »Wohl gesprochen, Vater! Aber dieses einfache Leben des Landedelmannes ist nicht so neu, als du meinst. Washington Irving . . . «

*Mr. Caxton.* – »Reizend! Allein er schildert mehr die Sitten des vorigen Jahrhunderts, als die des unsrigen. Du könntest ebensowohl Addison und Sir Roger de Coverley anführen.«

*Pisistratus.* – »Tremaine und de Vere.«

*Mr. Caxton.* – »Es kann nichts Anmuthigeres geben, aber auch zugleich nichts, das dem, was ich meine, unähnlicher wäre. Die Terminusbilder, die du auf den Feldern errichten sollst, sind bekannte Gestalten, die du aus einem Eichstamme schnitzen kannst, nicht aber prachtvolle Marmorstatuen aus zwanzig Fuß hohen Porphyripedestalen.«

*Pisistratus.* – »Miß Austin – Mrs. Gore in ihrem Meisterwerk ›Mrs. Armytage‹; dann Mrs. Marsch und für die schottischen Sitten Miß Ferrier!«

*Mr. Caxton* (böse werdend). – »O wenn du kein Hirtengedicht schreiben kannst, ohne daß du Virgil oder einen Andern schreien hörst: ›Packt den Dieb!‹ so verdienst du, von einer deiner eigenen Musterkühe gespießt und in die Luft geschleudert zu werden. (Noch verächtlicher.) Ich begreife übrigens nicht, wozu wir so viel Geld ausgeben, um unsre Söhne zur Schule zu schicken, damit sie Latein lernen, wenn dein Anachronismus, Mr. Caxton, nicht einmal anderthalb Zeilen aus dem Phädrus konstruieren kann. Phädrus, Mrs. Caxton – ein Buch, das im Lateinischen ist, was Hans Däumling in unserer Muttersprache.«

*Mrs. Caxton* (besorgt und entrüstet). – »Pfui, Austin! Ich bin überzeugt, du kannst Phädrus konstruieren, lieber Sisty!«

*Pisistratus* (beobachtet ein klägliches Stillschweigen).

*Mr. Caxton.* – »Ich will ihn auf die Probe stellen.

›Sua cuique quum sit animi cogitatio  
Colorque proprius.«

»Was heißt das?«

*Pisistratus* (lächelnd). – »Daß Jeder seinen eigenen Färbestoff in sich trägt, um damit seine eigene Färbung auf . . . «

»Seine eigene Novelle überzutragen,« fiel mir mein Vater in's Wort. »*Contentus peragis!*«

Während des letzten Theiles dieser Unterredung hatte Blanche drei Buch vom besten Postpapier zusammengeheftet und legte sie jetzt sammt ihrem eigenen Tintenzeug und ihrer Stahlfeder vor mich auf mein Tischchen.

Meine Mutter drückte den Finger auf ihren Mund und sagte: »Pst!« Mein Vater kehrte zu der Wiege der Aesar zurück; Kapitän Roland stützte seinen Kopf auf die Hand und schaute zerstreut in das Feuer; Mr. Squills verfiel in einen sanften Schlummer, und nach drei Seufzern, die ein Kieselherz hätten erweichen sollen, stürzte ich mich auf – *Meine Novelle*.

## ZWEITES KAPITEL.

»So lange ich in dieser Gemeinde bin, ist es nie nothwendig gewesen, Gebrauch davon zu machen,« sagte Pfarrer Dale.

»Was beweist dies?« fragte der Squire mit scharfem Tone und blickte dabei dem Pfarrer fest in's Gesicht.

»Was es beweist?« wiederholte Mr. Dale mit einem Lächeln voll gutmüthiger, aber etwas selbstbewußter Ueberlegenheit. »Was beweist die Erfahrung?«

»Daß Ihre Vorfahren große Dummkfüropfe waren, und daß ihr Nachkömmling um kein Haar weiser ist.«

»Squire,« versetzte der Pfarrer, »wiewohl dies ein trauriger Schluß ist, so erlaubt mir doch meine Aufrichtigkeit als Denker und meine Demuth als Sterblicher nicht, die Wahrheit desselben zu bestreiten, wenn Sie ihn nämlich allgemein und nicht bloß auf die Familie Dale anwenden wollen.«

»Ei, wirklich!« rief der Squire triumphirend. »Doch um bei der Sache zu bleiben (was keine leichte Aufgabe ist, wenn man mit einem Pfarrer spricht), so möchte ich Sie nur bitten, dort hinüber zu blicken und mir auf Ihr Gewissen – nicht als Geistlicher, sondern nur als Gemeindeglied – zu sagen, ob Sie je ein respektwidrigeres Schauspiel gesehen haben?«

Während er so sprach, streckte der Squire, schwer auf die linke Schulter des Pfarrers gelehnt, seinen Spazierstock in paralleler Richtung mit dem rechten Auge des streitlustigen Geistlichen aus, um dessen Sehorgan nach dem Gegenstande hinzuleiten, den er so wenig schmeichelhaft beschrieben hatte.

»Ich gestehe,« sagte der Pfarrer, »daß dies für das sinnliche Auge ein Ding ist, welches in seinen besten Tagen wenig Anspruch auf Schönheit machte und jetzt in seinem vernachlässigten, verfallenen Zustande nicht einmal pittoresk genannt zu werden verdient. Aber mit dem Auge des innern Menschen, des ländlichen Philosophen und Gesetzgebers betrachtet, behaupte ich, daß es eben durch diese Vernachlässigung, diesen Verfall einen angenehmen Zug bildet, in dem, was ich die moralische Topographie eines Kirchspiels nennen möchte.«

Der Squire sah den Pfarrer so grimmig an, als ob er ihn hätte durchprügeln mögen; und in der That bot der fragliche Gegenstand nicht bloß für das Auge des äußern Menschen, sondern auch für das Auge der Ordnung und des Gesetzes, für das Auge eines Landedelmannes und

Friedensrichters einen schmäzlich respektswidrigen Anblick dar. Der Gegenstand war wurmstichig, mit Moos überwachsen, gerade in der Mitte geborsten; durch seine vier hohlen, mit Nesseln umgebenen Augen wucherten Disteln, ein wahrer Wald von Disteln! – und um die Entwürdigung des Ganzen zu vollenden, hatten diese Disteln den Esel eines herumziehenden Kesselflickers herbeigelockt, und dieses unehrerbietige Thier war eben im Begriffe, sich sein Frühstück herauszuholen aus den Augen und dem Rachen des – *Kirchspielstockes*.

Der Squire machte ein Gesicht, als ob er nicht übel Lust hätte, den Pfarrer mit seinem eigenen Stocke zu bearbeiten. Da es ihm aber nicht ganz an Herrschaft über seinen Zorn fehlte, auch glücklicherweise ein Ableitungsgegenstand in der Nähe war, so verschluckte er seinen Groll und sprang – auf den Esel los!

Dem Meister Langohr waren aber seine Vorderfüße mit einem Stricke, an dessen Ende sich ein Holzklotz befand, gefesselt, so daß es ihm nicht leicht möglich war, dem Angriffe zu entfliehen, den sein gotteslästerliches Frühstück heraufbeschworen hatte. Als aber der Esel bei dem ersten Stockstreiche sich mit ungewohnter Schnelligkeit umwendete, verwickelte sich der Squire mit dem Fuße in den Strick und fiel kopfüber in die Disteln. Der Esel bückte sich mit großem Ernste und beschnüffelte dreimal seinen zu Boden geworfenen Feind; dann, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er für den Augenblick nichts mehr von ihm zu fürchten habe – und um die gewonnene Frist auf's Beste zu benützen, der poetischen Ermahnung

eingedenk: ›Pflücke die Rose, eh' sie verblüht« – rupfte er ganz nahe bei dem Ohre des Squire eine herrlich aufgeblühte Distel ab, so nahe in der That, daß der Pfarrer glaubte, das Ohr sei gleichfalls mitgegangen. Dieser Gedanke gewann um so mehr Wahrscheinlichkeit, als der Squire, sobald er den warmen Athem des Thieres an seinem Gesichte fühlte, mit der vollen Kraft seiner an den Jagdruf gewöhnten Lungen zu schreien anfang.

»Gütiger Himmel, ist es ab?« rief der Pfarrer, eine Person zwischen den Esel und den Squire drängend.

»Hölle und Teufel!« rief der Squire sich reibend, während er auf seine Füße sprang.

»Bst,« sagte der Pfarrer sanft. »Welch ein schrecklicher Fluch!«

»Schrecklicher Fluch!« wiederholte der Squire, sich noch immer reibend. »Wenn Sie doch mit meinen Nankings in ein Disteldickicht gefallen wären und die Eselszähne kaum einen Zoll von Ihrem Ohre gefühlt hätten!«

»Es ist also nicht ab?« unterbrach ihn der Pfarrer.

»Nein – das heißt, ich glaube nicht,« sagte der Squire, mit der Hand das gefährdete Organ untersuchend. »Nein, es ist nicht ab!«

»Dem Himmel sei Dank!« versetzte der gute Pfarrer in liebeichem Tone.

»Hm,« brummte der Squire, sich auf's Neue reibend. »Da ist viel zu danken, wenn ich so voll Dornen bin, wie ein Stachelschwein! Wozu es nur auch Disteln auf der Welt geben mag?«

»Zur Nahrung für Esel, wenn man sie ihnen gönnt,« antwortete Mr. Dale.

»Verwünschte Bestie!« rief Mr. Hazeldean, dessen ganzer Grimm neu erwachte, sei es in Folge der Ermahnung des Eselgeschlechtes, oder weil er dem Pfarrer nichts Gescheutes zu erwidern wußte, oder aber, weil er plötzlich einen Stich fühlte, der zu schmerzlich war für die schwache Menschlichkeit – besonders Menschlichkeit in Nankings – um ruhig ertragen zu werden. »Verwünschte Bestie!« rief er und holte mit seinem Stocke weit aus, um dem Esel einen Schlag zu versetzen; dieser war bei der Dazwischenkunft des Pfarrers ehrerbietig einige Schritte zurückgewichen, schlug jetzt mit seinem dünnen Schwanz um sich und versuchte vergebens, einen seiner Hinterfüße aufzuheben, indem die Mücken ihn sehr belästigten.

»Armes Geschöpf!« sagte der Geistliche mitleidig. »Sehen Sie nur, es hat eine wunde Stelle auf der Schulter und die Fliegen haben sich gerade darauf gesetzt.«

»So, das freut mich außerordentlich,« versetzte der Squire schadenfroh.

»Pfui, pfui!«

»Sie haben gut pfui, pfui, sagen; Sie sind nicht in die Disteln gefallen! – Nun, was hat denn der Mann jetzt vor?«

Der Pfarrer war nach einem Kastanienbaume hingegangen, der auf dem Gemeindeanger stand, hatte einen Zweig abgebrochen und kehrte jetzt zu dem Esel zurück,

dem er die Fliegen verjagte. Dann legte er sanft die breiten Blätter auf die Wunde, um sie vor dem Ungeziefer zu schützen. Der Esel wandte den Kopf um und sah ihn mit dankbarer Verwunderung an.

»Ich wollte einen Schilling wetten,« sagte der Pfarrer, »daß dies seit langer Zeit der erste Liebesdienst ist, der dir erwiesen wurde. Und der Himmel weiß, er ist geringfügig genug!«

Bei diesen Worten griff der Prediger in seine Tasche und zog einen Apfel heraus. Es war ein großer, schöner, rothbackiger Apfel, der noch von dem Vorrathe des vergangenen Winters übrig und seiner Zeit von dem berühmten Baume im Pfarrgarten gepflückt worden war. Mr. Dale hatte ihn einem Knaben im Dorfe, der sich in der Sonntagsschule rühmlich ausgezeichnet, zum Geschenke überbringen wollen.

»Von Rechtswegen sollte Lenny Fairfield den Vorzug haben,« murmelte der Pfarrer. Der Esel spitzte eines seiner Ohren und streckte schüchtern den Kopf vor. »Aber Lenny würde an einem Zweipencestücke eben so große Freude haben, und was könnte ein solches dir nützen?«

Jetzt berührte der Esel den Apfel mit seinen Nüstern.

»So nimm ihn im Namen der Barmherzigkeit!« sagte der Prediger; »die Gerechtigkeit ist es gewöhnt, zuletzt bedient zu werden.« Und der Esel nahm den Apfel.

»Wie konnten Sie es über das Herz bringen?« begann der Geistliche wieder, auf des Edelmanns Stock deutend.

Der Esel hielt im Kauen inne und schaute den Guts Herrn von der Seite an.

»Pah! friß nur; er wird dich jetzt nicht mehr schlagen!«

»Nein,« versetzte der Squire in entschuldigendem Tone. »Es ist aber kein Esel aus dem Kirchspiele; es ist ein Landstreicher, der in den Pfandstall gehört. Aber Ihren neumodischen Lehren haben wir's zu danken, daß der Pfandstall sich in ebenso schlechtem Zustande befindet, wie der Stock.«

»Neumodische Lehren!« rief der Pfarrer fast mit Ent-rüstung aus, denn er hatte große Verachtung vor neuen Moden. »Sie sind so alt, wie das Christenthum, ja sogar so alt, wie das Paradies, welches, wie ich zu beachten bitte, von einem griechischen oder vielmehr persischen Worte abgeleitet wird, das etwas mehr als Garten bedeutet,« fuhr der Geistliche ziemlich pedantisch fort. »Es entspricht dem lateinischen *vivarium*, d. h. ein Park oder Wald voll unschuldiger, stummer Geschöpfe. Verlassen Sie sich drauf, die Esel durften dort überall Disteln fressen.«

»Wohl möglich,« erwiderte der Squire trocken. »Aber Hazeldean ist nur ein sehr hübsches Dorf und kein Paradies. Morgen soll der Stock ausgebessert werden und der Pfandstall ebenfalls – und der erste Esel, der wieder auf verbotenem Wege gefunden wird, soll mir hinein, so wahr ich Hazeldean heiße!«

»Dann,« versetzte der Geistliche ernst, »will ich nur hoffen, daß das nächste Kirchspiel nicht Ihrem Beispiele folge – und daß Sie und ich nie auf unrechtem Pfade betroffen werden!«

DRITTES KAPITEL.

Pfarrer Dale und Squire Hazeldean trennten sich nun; Letzterer, um seine Schafe zu besichtigen; Ersterer, um einige seiner Beichtkinder zu besuchen, worunter sich auch Lenny Fairfield befand, den der Esel um seinen Apfel gebracht hatte.

Lenny Fairfield war sicher um den Weg; denn seine Mutter hatte ein Paar Morgen Wiesenland von dem Squire in Pacht, und es war eben jetzt die Zeit der Heuernthe. Leonard, den man kurzweg Lenny zu nennen pflegte, war der einzige Sohn einer Wittwe. Ihre Hütte stand vereinzelt und etwas abgelegen in einem der vielen Winkel der langen, grünen Dorfgasse. Es war eine echt englische Hütte, wenigstens drei Jahrhunderte alt, mit Mauern von Geröllsteinen, welche in eichenes Fachwerk eingefügt waren und pflichtmäßig alle Jahre weiß getüncht wurden, einem Strohdache, Fenstern mit kleinen Scheiben und einer alten Thüre, die um zwei Stufen höher war, als der Boden. Diese kleine Wohnung war von all dem einfachen, ländlichen Schmucke umgeben, den ein Bauerhäuschen aufzuweisen vermag. Die Thüre war mit Geisblattranken umzogen; auf dem Fensterbrett standen einige Blumentöpfe; der kleine Gartenfleck vor dem Hause war nicht nur höchst sauber gehalten, sondern auch mit Geschmack angelegt. Einige große, unbehauene Steine zu beiden Seiten des Weges bildeten eine Art Felsenportal, das mit Schlingpflanzen bedeckt war, die eben jetzt in voller Blüthe standen; und das Kartoffelfeld war

durch eine Einfassung von wohlriechenden Wicken und Lupinen den Blicken entzogen. Freilich nur ein höchst einfacher Schmuck; allein wie sehr gereicht es zur Ehre des Landmannes, sowie des Gutsherrn, wenn man sieht, daß der Pächter sein Haus liebt und daß ihm noch Zeit und Muße übrig bleibt, um für die Verschönerung desselben zu sorgen. Ein solcher Bauer ist gewiß ein schlechter Kunde für das Wirthshaus und ein ungefährlicher Nachbar für den Wildpark des Gutsherrn.

Ein solcher Anblick war für den Geistlichen so angenehm, wie die schönsten Landschaften Italiens für den Kunstkenner nur immer sein können. Er blieb einen Augenblick vor dem Pförtchen stehen, um sich umzuschauen, und sog mit Wollust den Duft der Wicken, vermischt mit dem des frischgemähten Heues, den ein leises Lüftchen von den Feldern zu ihm herübertrug, in seine Nase. Dann ging er weiter, kratzte sorgfältig seine schon vorher reinen, blankgewichsten Stiefel an dem Eisen vor der Thüre ab – denn Mr. Dale war in seiner Weise eine Art von *élégant* – und trat in das Häuschen.

Der Künstler betrachtet mit Entzücken die auf eine etrusische Vase gemalte Gestalt einer Nymphe, welche den Saft der Rebe aus ihrer classischen Urne gießt. Eine ebenso harmlose, wenngleich nicht so künstlerische Freude fühlte der Geistliche, als er die Wittve Fairfield gewahrte, wie sie eine blinkende Kanne zur Erquickung der dürftigen Mähder mit schäumendem Tranke füllte.

Mrs. Fairfield war eine nette, reinliche Frau, mittleren Alters, von jener rüstigen Genauigkeit der Bewegungen, die aus einem thätigen, wohl geregelten Geiste zu entspringen pflegt. Als sie nun bei dem Geräusche der nahenden Fußstritte den Kopf nach dem Geistlichen umwandte, zeigte sie ein einnehmendes, wenn gleich nicht eben schönes Gesicht, auf dem das freundliche Lächeln, das jetzt ihre Züge erhellte, einige Falten verwischte, die bei ruhigem Ernste von überstandenen Kummer zeugten, wie denn auch ihre Wangen viel blässer waren, als dies selbst bei dem zarteren Geschlechte der Fall zu sein pflegt, wenn dasselbe in Mitte einer ländlichen Bevölkerung geboren und erzogen wird. Aus diesem Umstande konnte man leicht den Schluß ziehen, daß die Wittwe den frühern Theil ihres Lebens in der dumpfen Luft und unter den Stubenbeschäftigungen einer Stadt zugebracht hatte.

»Lassen Sie sich nicht stören,« sagte der Pfarrer, als Mrs. Fairfield rasch ihren Knix machte und ihre Schürze glatt strich; »wenn Sie auf die Wiese hinausgehen, werde ich Sie begleiten, denn ich habe Lenny etwas mitzutheilen; er ist ein wackerer Junge!«

*Wittwe.* – »Sie sind sehr gütig, dies zu sagen, Herr Pfarrer; aber er ist es auch.«

*Pfarrer.* – »Er liest ungemein gut, schreibt recht ordentlich und ist der Beste in der ganzen Schule im Katechismus und der biblischen Geschichte. Ich versichere Sie, wenn ich in der Kirche sein andächtiges Gesicht sehe, so

ist es mir, als ob meine Predigt weit besser ausfallen müsse, um eines solchen Zuhörers Willen.«

*Wittwe* (die Augen mit dem Zipfel ihrer Schürze trocknend). – »Gewiß, Herr Pfarrer, als mein armer Mark starb, hätte ich nicht gedacht, daß ich so fortleben könnte, wie es der Fall war. Aber der Junge ist so lieb und gut, und wenn ich ihn dort in meines seligen Mark's Lehnstuhl sitzen sehe und daran denke, wie lieb er das Kind hatte und was er über ihn sagte, dann ist mir gerade, als ob mein seliger Mann mir zulächle, und ich wünsche dann nicht mehr, schon jetzt mit ihm wieder vereinigt zu werden, sondern zu leben, bis der Junge erwachsen ist und meiner nicht mehr bedarf.«

*Pfarrer* (der sich abgewendet hat, nach einer Pause). – »Hören Sie denn gar nichts mehr von den alten Leuten in Lansmere?«

»Nein, Herr Pfarrer, seit meines armen Mark's Tod haben sie sich weder um mich, noch den Knaben bekümmert; aber,« fügte die Wittwe mit dem gewöhnlichen Stolze der Landleute hinzu, »'s ist nicht, daß ich ihr Geld nöthig hätte, allein 's ist doch hart, wenn die leiblichen Eltern einem fremd geworden sind.«

*Pfarrer*. – »Sie müssen es ihnen vergeben. Ihr Vater, Mr. Avenel, war seit dem traurigen Verfall nicht mehr derselbe, der . . . Doch Sie weinen, liebe Frau! Verzeihen Sie! Ihre Mutter ist ein wenig stolz und das sind Sie auch, nur in anderer Weise.«

*Wittwe.* – »Ich stolz! Gott behüte, Herr Pfarrer! Ich habe nicht ein Fünkchen Stolz in mir! Und dies ist eben der Grund, warum sie immer auf mich herabsahen.«

*Pfarrer.* – »Ihre Eltern müssen sehr wohlhabend sein und in ein Paar Jahren werde ich mich für Lenny an sie wenden; denn sie haben versprochen, wenn er herangewachsen sein werde, für ihn zu sorgen, wie es ihre Pflicht ist.«

*Wittwe* (mit funkelnden Augen). – »Das werden Sie hoffentlich bleiben lassen, Herr Pfarrer! Ich möchte nicht, daß Lenny denen verpflichtet würde, die ihm, seit er auf der Welt ist, kein freundliches Wort gegönnt haben.«

Der Pfarrer lächelte und schüttelte dann bedenklich den Kopf über den Beweis, den Mrs. Fairfield soeben in Betreff ihres gänzlichen Mangels an Stolz geliefert hatte; allein er sah wohl, daß jetzt nicht der geeignete Moment war, Frieden zu stiften in der Feindschaft, die von allen die unversöhnlichste ist – die Feindschaft zwischen den nächsten Verwandten. Er ließ daher diesen Gegenstand fallen und sagte: »Nun, es ist noch lange Zeit, an Lenny's Zukunft zu denken und wir vergessen darüber die Mäher. Kommen Sie!« –

Die Wittwe schloß ein Hinterthürchen auf, welches durch einen kleinen Obstgarten nach der Wiese führte.

*Pfarrer.* – »Sie haben hier ein recht angenehmes Plätzchen und ich sehe wohl, daß es meinem Freunde Lenny nicht an Aepfeln fehlen wird. Ich hatte einen für ihn mitgebracht, habe ihn aber unterwegs weggegeben.«

*Wittwe.* – »O Herr Pfarrer, es ist nicht sowohl die That, als der gute Wille. Gerade so dachte ich, als mir der Guts-herr – Gott segne ihn! – mit dem Pachtzins um zwei Pfund abschlug, in dem Jahre, als er – das heißt, als Mark starb.«

*Pfarrer.* – »Wenn Lenny so fortfährt, sich nützlich zu machen, so wird es wohl nicht lange währen, bis der Squire Ihnen wieder um die zwei Pfund aufschlägt.«

»Ja, Herr Pfarrer,« versetzte die Wittwe in ihrer Einfalt, »das hoffe ich.«

»Thörichtes Weib!« murmelte der Geistliche. »Die Schulmeisterin würde anders gesprochen haben. Sie können weder lesen, noch schreiben, Mrs. Fairfield, und doch wissen Sie sich sehr wohl auszudrücken.«

»Mark war, wie Sie sich noch erinnern werden, sehr gelehrt; ebenso wie meine arme, selige Schwester; und obgleich ich vor meiner Verheirathung ein arg einfältiges Ding war, so gab ich mir doch, als wir zusammen kamen, alle Mühe, mich nach ihm zu bilden.«

#### VIERTES KAPITEL.

Sie waren jetzt auf der Wiese angelangt und ein Knabe von ungefähr sechzehn Jahren, der aber, wie die meisten Bauernkinder, viel jünger aussah, als er war, schaute mit lebhaften blauen Augen, die unter einer Fülle brauner Locken hervorblitzten, von der Arbeit auf.

Leonard Fairfield war in der That ein sehr hübscher Knabe; zwar nicht so stämmig und rothwangig, als man

sich das Ideal eines Dorfjungen denkt, noch von so zartem Gliederbau und ausdrucksvollen Zügen, als man bei den Stadtkindern zu finden pflegt, bei welchen der Geist auf Kosten des Körpers ausgebildet wird; aber die Gesundheit der Landluft spiegelte sich auf seinen Wangen und seine gedrungene Gestalt und leichten Bewegungen entbehrten keineswegs der städtischen Grazie. Das Gepräge der Unschuld und Einfalt gab seinen Zügen einen ganz eigenthümlichen Reiz.

Man sah es ihm an, daß er von einer Frau erzogen worden und von dem vertrauten Umgang mit andern Kindern fern gehalten war. Der in ihm entwickelte Verstand war nicht durch die Scherze und Püffe seiner Altersgenossen gereift, sondern durch verständige Reden älterer Leute genährt und durch nützliche Kinderbücher mit guten Grundsätzen ausgestattet worden.

*Pfarrer.* – »Komm her, Lenny. Ich sehe, du erkennst die Wohlthat der Schule; sie kann dich nichts Besseres lehren, als die Stütze deiner Mutter zu sein.«

*Lenny* (blöde zu Boden schauend, während eine höhere Gluth sein Gesicht überzieht). – »Mit Verlaub, Herr Pfarrer, das kann wohl noch kommen!«

*Pfarrer.* – Recht so, Lenny! Laß sehen! Du wirst bald ein Mann sein. Wie alt bist du jetzt?«

*Lenny* schaut seine Mutter fragend an.

*Pfarrer.* – »Das solltest du doch wissen, Lenny! Sag' es mir selbst. Schweigen Sie still, Mrs. Fairfield!«

Lenny (in großer Verlegenheit seinen Hut in den Händen drehend). – »Nun, wir haben den Flop, Nachbar Dutton's großen Schäferhund. Der ist jetzt sehr alt.«

*Pfarrer.* – »Ich frage nicht nach Flop's Alter, sondern nach dem deinigen.«

*Lenny.* – »Drum hat man mir gesagt, Flop und ich seien zu derselben Zeit auf die Welt gekommen. Das heißt, ich – ich –«

Lenny hält inne, denn der *Pfarrer* lacht, ebenso *Mrs. Fairfield*, und die Mäher, welche stillgestanden sind, um zu lauschen, lachen gleichfalls. Der arme Lenny hat ganz den Kopf verloren, und das Weinen steht ihm nahe.

*Pfarrer* (streichelt ihm die Locken und spricht ermutigend). – »Gar keine so üble Antwort. Nun wie alt ist denn Flop?«

*Lenny.* – »Er muß wohl fünfzehn Jahre und darüber sein.«

*Pfarrer.* – »Wie alt bist du also?«

*Lenny* (mit einem von Verständniß strahlenden Blick). – »Fünfzehn Jahre und darüber.«

Die Wittwe seufzt und nickt bejahend

»Das heißt man eine mathematische Folgerung,« sagte der Geistliche. »Oder mit andern Worten,« und hier erhob er seine Augen majestätisch zu den Mähdern, »Lenny, der einfache Lenny, hat, Dank sei es seiner Liebe zu seinem Buche, gezeigt, daß er einer *inductiven Ratiocination* fähig ist.«

Bei diesen Worten, deren er sich entledigte, *ore rotundo*, hörten die Mähler auf, zu lachen; denn selbst in weltlichen Dingen hielten sie den Pfarrer für ein Orakel, und solche fremdartige, lange Wörter mußten nothwendig eine tiefe Bedeutung haben.

Lenny richtete stolz den Kopf in die Höhe.

»Du hast den Flop wohl sehr lieb?«

»Ja gewiß,« versetzte die Wittwe, »wie überhaupt alle armen, unvernünftigen Geschöpfe.«

»Das ist Recht. Nun setze den Fall, mein Junge, du habest einen schönen Apfel, und du begegnest einem Freunde, der ihn noch nöthiger hätte, als du, was würdest du damit thun?«

»Mit Verlaub, Herr Pfarrer, ich würde ihm die Hälfte davon geben.«

Der Geistliche verzog das Gesicht. – »Nicht den ganzen, Lenny?«

Lenny bedachte sich. »Wenn er mein Freund wäre, so würde er den ganzen gar nicht haben wollen.«

»Auf mein Wort, Master Leonard, du sprichst so gut, daß ich dir schon die Wahrheit sagen muß. Ich hatte einen Apfel für dich mitgebracht als Belohnung für dein gutes Betragen in der Schule; unterwegs jedoch traf ich einen armen Esel, den Jemand schlug, weil er eine Distel gefressen hatte, und um ihn zu entschädigen, gab ich ihm den Apfel. Hatte ich ihm nur die Hälfte geben sollen?«

Lenny's unschuldiges Gesicht überflog ein Lächeln. Mit großem Interesse fragte er: »Hat der Apfel dem Esel gut geschmeckt?«

»Vortrefflich,« erwiderte der Geistliche, in seiner Tasche suchend. Da er aber Leonard's Alter und Verstand in Erwägung zog und überdies im Stolz seines Herzens bedachte, wie viele Zeugen er für seine That hatte, hielt er ein Zweipencestück nicht für genügend und brachte daher großmüthig ein silbernes Sechspencestück zum Vorschein.

»Hier, junger Mann, dies ist für den halben Apfel, den du für dich behalten hättest.«

Der Pfarrer streichelte wieder den Lockenkopf, richtete noch einige freundliche Worte an die Mäher und schlug nach einem herzlichen »guten Tag« gegen Mrs. Fairfield den Weg nach seiner eigenen Wohnung ein.

Eben war er durch die Zaunöffnung gekommen, als er hastige, aber schüchterne Tritte hinter sich hörte. Er schaute zurück und gewahrte seinen Freund Lenny.

*Lenny* (halbweinend ihm das Geldstück hinhaltend). – »Wirklich, Herr Pfarrer, ich möchte es lieber nicht. Ich würde dem Grauchen doch den ganzen gegeben haben.«

*Pfarrer.* – »Ei, junger Mann, dann hast du ja noch ein größeres Recht darauf.«

*Lenny.* – »Nein, Herr Pfarrer, weil Sie mir das Geld blos gegeben hatten, um mich für den halben Apfel zu entschädigen. Wenn ich nun, wie ich hätte sollen, den ganzen hergegeben hatte, so würde ich kein Recht auf das Sechspencestück gehabt haben. Bitte, Herr Pfarrer, sein Sie mir nicht böse, aber nehmen Sie es zurück. Wollen Sie so gut sein?«

Der Geistliche zögerte, und der Knabe steckte ihm das Geldstück in die Hand, wie der Esel seine Nase hineinsteckt hatte, um den Apfel zu suchen.

»Ich sehe wohl,« sagte Mr. Dale bei sich selbst, »wenn man der Gerechtigkeit nicht den ersten Platz am Tische einräumt, so essen die andern Tugenden ihren ganzen Antheil auf.«

Der Fall war in der That verwirrend. Die Barmherzigkeit, die sich als eine vorlaute, unverschämte Dirne einem überall in den Weg drängt und anderer Leute Aepfel wegnimmt, um sich selbst ihren kleinen Kuchen daraus zu bereiten, hatte Lenny um seinen Antheil betrogen, und jetzt suchte die Empfindlichkeit, die einer schüchternen, linkischen, erröthenden Tugend im Flügelkleide ähnlich sieht, aber nichtsdestoweniger darauf ausgeht, die Taschen ihrer Schwestern zu berauben, Lenny um seinen rechtmäßigen Lohn zu bringen. Der Fall war in der That schwierig; denn der Pfarrer hielt die Empfindlichkeit sehr in Ehren, trotz ihrer heuchlerischen Streiche, und mochte ihr nicht gerne in's Gesicht schlagen aus Furcht, sie auf immer zu verscheuchen. Mr. Dale blieb daher unschlüssig stehen und schaute bald auf das Sechspencestück, bald aus Lenny. »*Buon giorno* – guten Tag, mein Herr!« sagte eine Stimme hinter ihm mit einem etwas fremdartigen Accent, und eine seltsame Gestalt wurde an dem Drehkreuze sichtbar.

Man stelle sich einen langen, hageren Mann in einem rostig schwarzen Anzuge vor; die Beinkleider an den Waden und Knöcheln knapp anliegend und über den dicken,

hohen Schnallenschuhen eine lose Gamasche bildend. Ein alter, roth gefütterter Mantel hing ihm ungeachtet der drückenden Hitze über die eine Schulter; unter dem Arme trug er, obgleich weit und breit kein Wölkchen zu sehen war, einen seltsamen, ausländisch aussehenden rothseidenen Regenschirm mit einem ciselirten Messinggriff. Zu den Seiten des breitkrämpigen Strohhutes quoll eine Fülle rabenschwarzer Locken hervor, die an Weichheit mit der Seide wetteiferten und im Einklang mit der bleichen, dunkeln Gesichtsfarbe standen, während die Züge, wenn gleich nicht ohne beträchtliche Schönheit für das Auge des Künstlers, doch sehr verschieden waren von dem, was bei dem blonden, wohlgenährten, glattgesichtigen Engländer für hübsch gilt; ja es lag für diesen eher etwas Abschreckendes, Satanisches in der langen gebogenen Nase, den eingefallenen Wangen und den schwarzen Augen, deren stechender Glanz durch die großen Brillengläser hindurch etwas Zauberhactes und Mystisches erhielt. Ein Mund, um welchen ein ironisches Lächeln spielte, und in dem ein Physiognom ungemeine Schlaueheit und etwas Genauigkeit erkannt haben würde, vollendete das Bild. Denke man sich diese seltsame, abenteuerliche Gestalt, die in den Augen eines Bauern sicherlich etwas Diabolisches hatte; setze man sie auf das Drehkreuz einer Zaunöffnung mitten in jene grünen englischen Auen, deren Hintergrund das einfache englische Dörflein bildet; lasse man sie da sitzen, die langen, ausgespreizten Beine herunterhängend; eine kurze kölnische Pfeife

zwischen den Zähnen, während einer Ecke der sardonischen Lippen von Zeit zu Zeit Rauchwolken entströmen; denke man sich endlich die schwarzen, stechenden Augen hinter der Brille in gerader Richtung auf den Geistlichen und zugleich schräg auf Lenny Fairfield geheftet – und man wird es vielleicht begreiflich finden, daß des Letzteren Züge nicht geringe Furcht ausdrückten.

»Auf mein Wort, Doctor Riccabocca,« sagte Mr. Dale lächelnd, »Sie kommen eben zu rechter Zeit, um eine sehr spitzfindige, casuistische Frage zu lösen –« und nun setzte der Pfarrer den Fall aus einander und schloß mit den Worten: »Soll nun Lenny das Sechspencestück behalten oder nicht?«

»*Cospetto*,« sagte der Doctor; »wenn die Henne nicht gackerte, wüßte Niemand, daß sie ein Ei gelegt hat.«

#### FÜNFTES KAPITEL.

»Zugegeben,« sagte der Pfarrer; »aber was folgt daraus? Das Sprüchwort ist gut; allein ich sehe nicht ein, wie es hier anzuwenden wäre.«

»Ich bitte tausend Mal um Verzeihung,« versetzte Doctor Riccabocca mit der ganzen Höflichkeit des Italieners; »aber mich däucht, wenn Sie das Sechspencestück dem *fanciullo* – das heißt dem guten, kleinen Knaben – gegeben hätten, ohne ihm die Geschichte von dem Esel zu erzählen, so hätten Sie sich und ihm dieses fatale Dilemma erspart.«

»Aber mein lieber Doctor,« flüsterte diesem der Geistliche sanft in's Ohr, »dann hätte ich ja die Gelegenheit versäumt, eine moralische Lehre einzuschärfen.«

Doctor Riccabocca zuckte die Achseln, steckte die Pfeife wieder in seinen Mund und that einen langen Zug. Es war ein beredter, obgleich cynischer Zug – ein dem philosophischen Raucher eigenthümlicher Zug – ein Zug, welcher auf die ruhigste Weise den vollständigsten Unglauben an die Wirksamkeit der moralischen Lehre des Geistlichen ausdrückte.

»Sie haben uns Ihre Entscheidung noch immer nicht mitgetheilt,« sagte Mr. Dale nach einer Pause.

Der Doctor nahm die Pfeife wieder aus dem Munde. »*Cospetto*,« erwiderte er; »wer einem Esel den Kopf wäscht, vergeudet seine Seife.«

»Wenn Sie mir den meinigen fünfzig Mal wüschten mit Ihren räthselhaften Sprüchwörtern,« sagte der Geistliche verletzt, »so würden Sie mich damit um nichts weiser machen.«

»Mein bester Sir,« sagte der Doctor, sich von seinem Sitze auf dem Drehkreuz herab tief verneigend, »ich habe nie zu verstehen geben wollen, daß mehr als *ein* Esel in der Geschichte vorkam; allein ich konnte meine Ansicht nicht besser ausdrücken. Ich wollte bloß sagen, daß Sie dem Esel den Kopf gewaschen haben und daher Ihre Seife opfern müssen. Der *fanciullo* muß sein Sechspencestück bekommen, und das ist freilich eine große Summe für einen kleinen Knaben, der sie ganz nach Belieben verwenden darf.«

»Hörst du das, Lenny!« sagte der Geistliche, ihm das Geldstück hinhaltend. Allein Lenny zog sich zurück und warf auf den Schiedsrichter einen Blick des Abscheus und der Furcht.

»Um Vergebung, Mr. Dale,« sagte er eigensinnig, »ich möchte lieber nicht.«

»Sie sehen, es ist Gefühlssache,« bemerkte der Pfarrer, sich an den Schiedsrichter wendend; »und ich glaube, der Junge hat Recht.«

»Wenn es Gefühlssache ist, erwiderte Doctor Riccabocca, »so läßt sich weiter nichts darüber sagen. Wenn das Gefühl zu der einen Thür hereinkommt, so kann die Vernunft nichts anders thun, als zum Fenster hinaus springen.«

»Geh', mein lieber Junge,« sagte der Pfarrer, sein Geld einsteckend; »doch halt! Gib mir zuvor deine Hand! So, wir verstehen uns. Adieu!«

Lenny's Augen strahlten, als der Pfarrer ihm die Hand schüttelte. Da er sich aber nicht zu sprechen getraute, ging er mit festen Schritten von dannen. Der Geistliche trocknete sich die Stirne und nahm ebenfalls auf dem Drehkreuz neben dem Italiener Platz. Die Aussicht vor ihnen war reizend und Beide freuten sich derselben – wiewohl nicht in gleicher Weise – für einige Augenblicke in stummer Betrachtung. Auf der einen Seite des Weges, zwischen den alten Eichen und Kastanienbäumen, welche die bemooste Einfriedigung von Hazeldean-Park überhingen, zeigten sich sanfte, grüne Anhöhen, auf denen Schafe und Rudel von Hirschen grasten. Weithin

nach links erstreckte sich eine stattliche Allee, die wenige Schritte von einer Plattform endigte, welche den Park von einem höher gelegenen, mit Ziersträuchen und Blumenbeeten besetzten Rasenplatze trennte, der durch den Schatten zweier mächtigen Cedern eine liebliche Abwechslung erhielt. Auf dieser Anhöhe, nur zum Theil sichtbar, stand das altmodische Haus des Squire, ein rothes Backsteingebäude, mit steinernen Fensterkreuzen, Giebeln und zierlichen Schornsteinen. Auf der andern Seite des Weges, den beiden Herrn gegenüber, tauchte aus den Krümmungen des Gehäges in blendendem Weiß Hütte um Hütte auf, während jenseits das sich senkende Land eine weite Aussicht auf Wälder, Kirchthürme, Kornfelder und Meierhöfe gewährte. Aus einem Gürtel von spanischem Flieder und Immergrün sah man das Pfarrhaus hervorragen, welchem eine Waldlandschaft zum Hintergrund diente, während vorne ein geräuschvolles Bächlein dahin rieselte.

Die Vögel in den Hecken schwiegen, nur hin und wieder erscholl, wie aus der Tiefe der entferntesten Wälder, die gedämpfte Stimme des Kukuks.

»Wahrlich,« sagte Mr. Dale sanft, »das Loos ist mir gefallen auf ein liebliches Erbe!«

Der Italiener zupfte an seinem Mantel und seufzte leise. Vielleicht dachte er an sein eigenes, sonniges Vaterland und fühlte, daß mitten in dem frischen Grün des Nordens kein Erbe für den Fremdling zu finden sei.

Ehe jedoch der Geistliche den Seufzer wahrnehmen oder vermuthen konnte, was ihn hervorgerufen, nahmen

Doctor Riccabocca's dünne Lippen einen fast boshaften Ausdruck an.

»*Per Bacco!*« rief er; »daß doch die Raben in jedem Lande sich die schönsten Bäume auswahlen, um darauf zu nisten. Sicherlich hat Noah, als er auf dem Ararat landete, an dem lieblichsten Theile des Gebirgs schon einen solchen Schwarzrock angetroffen, der auf den Zehnten wartete von allem Vieh, das aus der Arche kam.«

Der Pfarrer heftete seinen sanften Blick auf den Philosophen, und in seinem Auge lag eher ein bittender, als ein vorwurfsvoller Ausdruck, so daß der Doctor sich abwandte und seine Pfeife auf's Neue stopfte. Doctor Riccabocca war ein Pfaffenfeind; und obgleich Mr. Dale mit ganzer Seele Geistlicher war, so glich er doch so wenig dem Bilde, welches der Italiener sich unter einem Priester vorstellte, daß sein Gewissen ihm Vorwürfe machte wegen seines unehrerbietigen Scherzes über das geistliche Gewand. Glücklicherweise wurde das übelbegonnene Gespräch in diesem Augenblick durch das Erscheinen eines Geschöpfes unterbrochen, das nichts Geringeres war, als – der Esel, der den Apfel verspeist hatte.

## SECHSTES KAPITEL.

Der Kesselflicker war ein stämmiger, sonngebräunter Kerl, lustig und musikalisch dazu; denn er trällerte ein Liedchen, während er seinen Stock schwang, und ließ denselben am Schlusse eines jeden Verses tactgemäß auf

den Rücken des armen Thieres niederfallen. Der Kesselflicker marschirte hinten und sang, der Esel ging voraus und wurde geprügelt.

»Ja Ihrem Lande geht's drollig her,« sagte Doctor Riccabocca, »bei uns bekommt nicht der erste Esel in der Procession die Schläge.«

Der Pfarrer sprang von dem Drehkreuz herab und schaute über die Hecke, welche das Feld von der Landstraße trennte.

»Sachte, sachte,« rief er; »der Schall Eures Steckens verdirbt den Gesang! O Mr. Sprott, Mr. Sprott! Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes!«

Der Esel schien die Stimme seines Freundes zu erkennen, denn er hielt stille, spitzte aufmerksam das eine Ohr und schaute auf.

Der Kesselflicker griff an den Hut und sah ebenfalls in die Höhe.

»Gott segne Euer Ehrwürden! Er macht sich nichts daraus, er hat es sogar gerne. Gelt, Grauchen, ich möchte dir nichts zu Leide thun?«

Der Esel schüttelte zuerst den Kopf und dann seine Haut. Wahrscheinlich hatte sich eine Mücke auf die wunde Stelle gesetzt, die jetzt nicht mehr durch die Kastanienblätter geschützt war.

»Ich bin überzeugt, daß Ihr ihm nicht weh thun wolltet, Sprott,« sagte der Pfarrer, wie ich fürchte, mit mehr Höflichkeit als Aufrichtigkeit, denn selbst in der kleinen Welt einer Dorfgemeinde hatte er genug gesehen von jenem trotzigem Dinge, welches das menschliche Herz

heißt, um zu wissen, daß es einer geschickten Behandlung und vielen Schmeicheln bedarf, um mit Erfolg zwischen einem Manne und seinem Esel den Vermittler zu machen.

»Ich bin überzeugt, Ihr hattet nicht die Absicht, ihm weh zu thun; aber seht, das arme Geschöpf hat schon eine Wunde, so groß wie meine Hand, auf seiner Schulter.«

»Alle Wetter, ja! das hat er durch sein Tollen an der Krippe gefangen, als ich ihm neulich Hafer zu fressen gab.«

Doctor Riccabocca rückte seine Brille zurecht und betrachtete den Esel. Der Esel spitzte auch das andere Ohr und betrachtete den Doctor. Bei dieser gegenseitigen Musterung physischer Qualifikationen, nach dem Durchschnittsmaß der betreffenden Klassen beurtheilt, mochte es zweifelhaft sein, ob der Philosoph im Vorzug erschien.

Der Pfarrer, welcher in allen Dingen, die sich nicht auf die Kirche bezogen, eine hohe Meinung von der Weisheit seines Freundes hatte, flüsterte ihm zu:

»Legen Sie ein gutes Wort für den Esel ein!«

»Sir,« wandte sich der Doctor mit einem achtungsvollen Gruße an Mr. Sprott; »ich habe einen großen Kessel zu Hause – in dem Casino – welcher gelöthet werden sollte; könnt Ihr mir einen guten Kesselflicker empfehlen?«

»Ei, das schlägt ja in mein Fach ein, und ohne mich rühmen zu wollen, kann ich sagen, es gibt in der ganzen Gegend keinen Kesselflicker, den ich so gut empfehlen könnte, wie mich selbst.«

»Ihr scherzt, mein Freund,« versetzte der Doctor mit einem angenehmen Lächeln. »Ein Mann, der nicht einmal an seinem eigenen Esel ein Loch zuflicken mag, wird sicher sich nicht herablassen, meinen großen Kessel auszubessern.«

»Der Tausend!« sagte der Kesselflicker schalkhaft; »wenn ich gewußt hätte, daß Grauchen zwei solche Freunde am Hofe hat, so wär mir's wohl nicht entgangen, daß er ein Edelmann ist, und ich würde ihn auch als einen solchen behandelt haben.«

»*Corpo di Bacco!*« rief der Doctor. »Der Witz ist zwar nicht neu; aber der Kesselflicker hat sich geschickt herausgezogen.«

»Wohl wahr,« versetzte der Pfarrer; aber der Esel! – Ich habe gute Lust, ihn zu kaufen.«

»Erlauben Sie mir, Ihnen eine hierauf bezügliche Anekdote zu erzählen.«

»Lassen Sie hören,« erwiderte der Pfarrer erwartungsvoll.

»Als einst der Kaiser Hadrian die öffentlichen Bäder besuchte,« begann der Doctor, »sah er, wie ein alter Soldat, welcher unter ihm gedient hatte, seinen Rücken an der Marmorwand rieb. Der Kaiser, ein weiser und darum neugieriger, fragelustiger Mann, ließ den Soldaten kommen und fragte ihn, warum er zu dieser Art von Reibung seine Zuflucht nehmen? ›Weil ich zu arm bin,‹ versetzte der Veteran, ›um mir Sklaven zu halten, die mir diesen Dienst leisten könnten.‹ Der Kaiser war gerührt und schenkte ihm Sklaven und Geld. Als Hadrian den

nächsten Tag wieder die Bäder besuchte, rieben alle alten Männer der Stadt ihre Rücken mit aller Macht gegen den Marmor. Der Kaiser ließ sie zu sich rufen und that an sie dieselbe Frage, welche die alten listigen Schelme natürlich auf dieselbe Weise beantworteten. »Freunde,« sagte nun der Kaiser, »da eurer so viele sind, so könnt ihr euch ja gegenseitig reiben!« Wenn Sie nicht wünschen, daß alle Esel in der Umgegend mit Wunden auf dem Rücken herumlaufen sollen, so kaufen Sie dem Kesselflicker den seinigen nicht ab.«

»Ach, wie schwer ist es doch in der Welt, auch nur das geringste Gute zu thun!« stöhnte der Pfarrer, während er unmuthig einen Zweig von der Hecke brach, ihn zusammendrückte und die Trümmer auf den Weg warf, wobei ein Stück den Esel auf die Nase traf. Hätte der Esel Latein sprechen können, so würde er ohne Zweifel gesagt haben: »*Et tu Brute!*« So aber ließ er die Ohren hängen und ging weiter.

»Hü!« rief der Kesselflicker und folgte seinem Thiere. Dann blieb er stehen, schaute über seine Schulter zurück und rief freundlich dem Pfarrer zu, der noch immer traurig seinem Schützling nachsah: »Euer Hochwürden darf unbesorgt sein; ich will ihn nicht quälen!«

## SIEBENTES KAPITEL.

»Vier Uhr,« rief der Pfarrer, auf seine Uhr sehend; »schon eine halbe Stunde über die Essenszeit, und meine Frau hat mich ausdrücklich ersucht, pünktlich zu sein wegen der schönen Forelle, die uns der Squire geschickt

hat. Wollen Sie versuchen, Doctor, was wir im gemeinen Leben ›Topfglück‹ zu nennen pflegen?«

Nun war aber Riccabocca, wie die meisten weisen Leute, namentlich wenn sie Italiener sind, keineswegs geneigt, in die menschliche Natur großes Vertrauen zu setzen. Ja, er war sogar gewöhnt, in den einfachsten Handlungen seiner Mitmenschen Eigennutz zu wittern. Als ihn nun der Geistliche zu seinem ›Topfglück‹ einlud, lächelte er mit einer Art stolzer Gefälligkeit, denn Mrs. Dale stand bei ihren Freunden in dem Rufe, daß sie ›ihre Launen‹ habe. Da nun gebildete Damen in Gegenwart eines Fremden, der nicht zur Familie gehört, selten ›ihren Launen‹ freien Lauf lassen, so zog Doctor Riccabocca augenblicklich den Schluß, daß er nur eingeladen worden sei, um für den Topf das Glück zu sichern. Nichtsdestoweniger, da er ein Freund von Forellen und ein viel gutmüthigerer Mann war, als sich mit seinen Grundsätzen vertrug, nahm er die Einladung an; aber mit einem so schlaunen Blick über die Brillengläser hinweg, daß dem schuldbeuften Pfarrer das Blut in die Wangen stieg. Doctor Riccabocca hatte diesmal in seiner Schätzung menschlicher Beweggründe das Rechte getroffen.

Die Beiden gingen weiter und gelangten mittelst einer kleinen Brücke über den Bach nach dem Pfarrhause. Zwei Hunde, welche auf ihren Herrn gewartet zu haben scheinen, sprangen ihm bellend entgegen. Dieser Lärm weckte Mrs. Dale's Aufmerksamkeit, und sie trat nun, mit dem Sonnenschirm in der Hand, durch die Glasthüre, welche auf den Platz vor dem Hause führte. O Leser!

ich weiß, daß du im Grunde deines Herzens lächelst über die Unbekanntschaft mit den heiligen Geheimnissen des häuslichen Herdes, die der Autor zu verrathen scheint. Du sagst zu dir selbst: »Ein schöne Art, die böse Laune zu vertreiben, wenn man zu dem Verbrechen, den Fisch zu verderben, noch das größere hinzufügt, einen unerwarteten Freund mitzubringen, der ihn essen helfen soll! Ein rechtes Topfglück, wenn der Topf schon eine halbe Stunde zu lange gekocht hat!«

Aber zu deiner völligen Beschämung und Verwirrung erfahre, o Leser, daß sowohl der Autor, als der Pfarrer Dale gar wohl wußten, was sie thaten.

Doctor Riccabocca stand in besonderer Gunst bei Mrs. Dale und war die einzige Person in der ganzen Grafschaft, deren Besuch ihr nie ungelegen kam. Der Doctor hatte, so seltsam es auch auf den ersten Blick scheinen mag, jenes geheimnißvolle Etwas an sich, das wir Männer so wenig zu begreifen vermögen, das aber das andere Geschlecht stets gewinnt. Er verdankte dies eines Theils seiner großen, obschon heuchlerischen Höflichkeit, denn er betrachtete das Weib als den natürlichen Feind des Mannes, vor dem man beständig auf der Hut sein und den man durch jede Art von schmeichelnder Dienstwilligkeit und kriechender Gefälligkeit entwaffnen müsse. Andern Theils verdankte er es aber auch der mitleidigen und himmlischen Natur der Engel, welche er in seinen Gedanken so schnöde verleumdete; denn Frauen sind sehr leicht eingenommen für eine Person, die sie bemitleiden können, ohne dieselbe verachten zu müssen.

Es lag etwas in Signor Riccabocca's Armuth, in seiner Einsamkeit, seiner freiwilligen oder unfreiwilligen Verbannung, was das Mitleid erregte; während er trotz seines fadenscheinigen Rocks, seines rothen Schirmes und seiner wilden Haare dennoch besonders in seinem Benehmen gegen Damen ganz das Wesen eines vornehmen Mannes hatte, das jedem gebildeten Italiener, von welchem Stande er auch sein möge, angeboren ist, vielleicht in noch höherem Grade, als man es bei der höchsten Aristokratie irgend eines andern europäischen Landes findet. Denn obgleich ich zugebe, daß nichts die Höflichkeit eines französischen Marquis vom alten Regime übertrifft, nichts anmuthiger und offener ist, als der herzliche Verkehr eines gebildeten englischen Gentleman, nichts einnehmender, als die natürliche Gutmüthigkeit eines patriarchalischen Deutschen, der sich in dem Vergnügen, Jemand einen Gefallen zu erzeigen, herabläßt, seine sechzehn Ahnen zu vergessen, so sind diese Proben von Leutseligkeit unter den verschiedenen Nationen doch immer nur selten, während Liebenswürdigkeit und feine Sitte zu den gewöhnlichen Eigenschaften des Italieners gehören. Es scheint, daß er dieselben seit undenklichen Zeiten von seinen Vorfahren ererbt hat, welche in Höflichkeit mit Cäsar wetteiferten und durch die Anmuth des Horaz verfeinert wurden.

»Doctor Riccabocca hat zugesagt, mit uns zu speisen,« rief der Pfarrer hastig.

»Wenn Sie es erlauben, verehrteste Frau,« sagte der Italiener, sich über die dargebotene Hand beugend, die

er jedoch nicht ergriff, weil er bemerkte, daß sich bereits die Uhr darin befand.

»Ich bedaure nur, daß die Forelle ganz verdorben sein muß,« begann Mrs. Dale in kläglichem Tone.

»O, an die Forelle denkt man nicht, wenn man das Vergnügen hat, mit Mrs. Dale zu speisen,« sagte der schamlose Heuchler.

»Da kommt eben James, um zu melden, daß das Essen aufgetragen ist,« bemerkte der Pfarrer.

»Das hat er schon vor drei Viertelstunden gethan, Theuerster!« entgegnete Mrs. Dale, indem sie Doctor Riccabocca's Arm nahm.

#### ACHTES KAPITEL.

Während der Pfarrer und seine Gattin ihren Gast bewirthen, erlaube ich mir, den Leser mit einer kleinen Abhandlung über den ›Theuersten‹ den Mrs. Dale ihrer Ehehälfte zumurmelte, zu unterhalten – eine Abhandlung, ausdrücklich zu Nutz und Frommen des *häuslichen Kreises* geschrieben.

Es ist ein alter Witz, daß es in der Sprache kein Wort gibt, das so wenig Zärtlichkeit ausdrücke, als der Superlativ von *Abentheuer*. Allein, wenn auch das Sprüchwort, wie die meisten Wahrheiten, abgedroschen und verbraucht ist, so kann doch der Forscher noch ungemein viel Neues in den Varietäten feindseligen Inhalts finden, die in diesem boshafte Wörtchen liegen. So möchte ich zum Beispiel den Erfahrenen darüber hören, ob nicht der Grad der Gehässigkeit aus der Stellung sich ermessen

läßt, die das Wort in einem Satze einnimmt. Gleitet es unbehindert durch bis zu dem Schlusse des Satzes, wie in Mrs. Dale's oben erwähnter Anrede, so hat es unterwegs schon so viel von seiner ursprünglichen Bitterkeit verloren, daß es sich zuletzt noch in ein Lächeln kleidet, »*amara lento temperet risu.*« Dieses Lächeln ist zuweilen klagend, zuweilen schalkhaft. Zum Beispiel:

(Klagend.)

»Ich weiß wohl, daß ich nichts recht machen kann, Theuerster!«

»Es freut mich in der That, daß du dich ohne mich so gut unterhalten konntest, Theuerster!«

»Nur nicht so laut! Wenn du mein Kopfweh hättest, Theuerster!« u. s. w.

(Schalkhaft.)

»Wenn du nur deine Tinte anderswo verspritzen könntest, als auf unserem besten Tischtuche, Theuerster!«

»Aber obgleich es immer nach deinem Sinne gehen muß, so bist du selbst doch nicht *ganz fehlerlos*, Theuerster!«

In dieser Stellung kommen viele sowohl alterthümliche, als ehliche ›Theuerste‹ vor.

»Halte den Kopf aufrecht und mache kein so mürrisches Gesicht, Theuerster!«

»Sei doch nur ein einzigesmal in deinem Leben ein guter Knabe – Theuerster!«

Wenn der Feind in der Mitte des Satzes inne hält, ist natürlich das Gift noch weniger erschöpft. Zum Beispiel:

»Ich muß in der That sagen, Theuerster, daß du der unruhigste Mensch von der Welt bist.«

»Und wenn die Haushaltsrechnungen in der vorigen Woche so viel ausmachten, Theuerster, so möchte ich wissen, wer Schuld daran ist; weiter sage ich nicht.«

»Meinst du, Theuerster, daß du deine Stiefel nirgends sonst abreiben kannst, als an dem hellen Sophaüberzug?«

»Doch du weißt, Theuerster, daß du dich um mich und die Kinder nicht mehr bekümmerst, als um –« u. s. w.

Erschallt aber das unheilverkündende Wort in seiner ursprünglichen Frische am Anfang des Satzes, dann beuge dein Haupt vor dem Sturme. Es legt sich dann die Majestät des ›mein‹ bei und ist meistens nicht bloß ein einfacher Verweis, sondern der Vorläufer einer langen Predigt. Die Aufrichtigkeit zwingt mich, zu gestehen, daß dies die Art ist, in welcher der männliche Theil des *einen* Fleisches dieses hassenswürdige Wort gern anzuwenden pflegt; es hat dann etwas an sich von der widerlichen Anmaßung des Petruchianischen *patwr familias* – des Familienhauptes – und deutet vielleicht nicht auf ›Frieden, Liebe und ein ruhiges Leben,‹ sicherlich aber auf ›strenges Regiment und einschüchternde Obergewalt.‹ Zum Beispiel:

»Meine theuerste Jane – ich wollte, du legtest einmal diese ewige Häkelarbeit weg und schenktest mir einige Augenblicke Gehör,« u. s. w.

»Meine theuerste Jane – ich wünschte, du möchtest mich einmal recht verstehen – glaube nicht, daß ich zornig bin – nein, aber ich bin gekränkt. Du mußt bedenken,« u. s. w.

»Meine theuerste Jane – ich weiß nicht, ob du die Absicht hast, mich zu Grunde zu richten; aber das kann ich erwarten, daß du thust, wie alle andern Frauen, die sich noch einen Strohalm um das Eigenthum ihrer Männer bekümmern,« u. s. w.

»Meine theuerste Jane – glaube mir, daß ich zu nichts in der Welt weniger geneigt bin, als zur Eifersucht; aber ich will verdammt sein, wenn jener Laffe, der Kapitän Prettym« u. s. w.

Wenn diese ›Theuersten‹ ganz und gar ausgesätet und ausgerottet werden könnten aus dem Ehstandsgarten, so glaube ich, daß die übrigen Nesseln nicht mehr viel zu bedeuten hätten. Doch auch so würde der gute Pfarrer Dale seinen Garten höher geschätzt haben, als alle von Spenser und Tasso so musikalisch besungenen Feenlauben, selbst in dem Falle, daß Mrs. Dale alle Arten von ›Theuersten‹ ohne Ausnahme in der ganzen Blumenzucht des Ehestandes zur schönsten Vollkommenheit gebracht hatte. Dies konnte man ihr jedoch glücklicher Weise nicht nachsagen, denn Mrs. Dale's ›Theuerste‹ waren im Grunde nur wilde Blumen!

#### NEUNTES KAPITEL.

In der Kühle des Abends wanderte Doctor Riccabocca durch die Felder nach Hause. Mr. und Mrs. Dale hatten

ihn halbwegs begleitet, und als sie nun wieder nach dem Pfarrhause zurückkehrten, schauten sie sich noch einmal nach der langen Gestalt des Fremden um, der langsam zwischen dem grünen, wallenden Korne weiter schritt.

»Der arme Mann!« sagte Mrs. Dale gefühlvoll. »Das Knöpfchen an seiner Manschette war abgesprungen. Wie Schade, daß er Niemand hat, der für ihn sorgt! Er scheint sehr häuslich zu sein. Meinst du nicht, Karl, daß es ein großer Segen für ihn wäre, wenn wir ihm eine brave Frau verschaffen könnten?«

»Hm,« entgegnete der Pfarrer; »ich zweifle, ob er den Ehestand so zu schätzen weiß, wie er sollte.«

»Wie meinst du das, Karl? Ich habe in meinem Leben keinen Mann gesehen, der höflicher gegen die Damen gewesen wäre.«

»Ja, aber –«

»Was aber? Du thust immer so geheimnißvoll, Theuerster!«

»Geheimnißvoll? Nein, Carry; aber wenn du hören könntest, wie der Doctor zuweilen über die Frauen spricht.«

»Ja, wenn ihr Männer allein beisammen seid. Ich weiß, was das zu bedeuten hat – da sprecht ihr schöne Dinge über uns. Aber ihr seid einander alle gleich; gesteh' es nur, mein Lieber!«

»Ich habe freilich alle Ursache, von deinem Geschlechte Gutes zu reden, wenn ich an dich und an meine Mutter denke.«

Mrs. Dale, die trotz ihrer ›Launen‹ eine vortreffliche Frau war und ihren Gatten mit der ganzen Fülle ihres lebhaften kleinen Herzens liebte, war gerührt. Sie drückte ihm die Hand und nannte ihn auf dem ganzen Heimwege nicht ein einziges Mal mehr ›Theuerster‹.

Indessen schritt der Italiener durch die Felder und gelangte zwei Meilen von Hazeldean auf die Landstraße. Auf der einen Seite stand ein altmodisches, einsames Wirthshaus, wie die englischen Wirthshäuser zu sein pflegten, ehe sie Eisenbahnhotels wurden – im Quadrat gebaut, dauerhaft, altmodisch, von einladendem, gastlichem Aussehen. Vorne hing ein großer Schild von einer Ulme herunter, hinten, ein wenig weiter zurück, befanden sich lange Reihen von Ställen, ein oder zwei Wagen standen im Hofe, und der heitere Wirth unterhielt sich mit einem stämmigen Pächter, der sein rauhaariges Pöny an der wohlbekanntnen Thüre halten ließ, über die Ernte. Dem Gasthause gegenüber, auf der andern Seite des Weges, stand Doctor Riccabocca's Wohnung.

Einige Jahre vor dem Zeitpunkt dieser Annalen machte die Postkutsche auf ihrem Wege von einer Hafenstadt nach London auf eine gute Stunde vor diesem Wirthshause Halt, damit die Reisenden, wie es christlichen Engländern geziemte, ordentlich speisen konnten und nicht, wie die ewig heidnischen Yankees, beim Schall des verwünschten Pfeifens der Eisenbahn, das wie der böse Feind in die Ohren gellt, eine Schüssel glühend heißer Suppe hinunterstürzen mußten. Hier fand man den besten Tisch auf dem ganzen Wege, denn die Forellen

des benachbarten Baches waren weit und breit berühmt, gleich wie das Hammelfleisch, welches von Hazeldean-Park kam.

Von dem Außensitze der erwähnten Postkutsche waren zwei Reisende abgestiegen, welche, allein unempfänglich für die Anziehungskräfte der Forellen und des Hammelbratens, das Mittagessen verschmähten, zwei melancholisch blickende Freunde, von denen der eine, Signor Riccabocca, damals schon ziemlich so aussah, wie er dem Leser kürzlich erst beschrieben worden, nur daß der schwarze Anzug weniger fadenscheinig, die hohe Gestalt weniger mager erschien, und er noch keine Brille trug; der andere war sein Diener. Sie wollten sich etwas in der Gegend umsehen, so lange der Wagen hielt. Nun hatte ein baufälliges, aber hübsch gelegenes Haus auf der andern Seite der Straße das Auge des Italieners auf sich gezogen. Dasselbe stand am Abhange eines grünen Hügels, die Vorderseite dem Süden zugekehrt; unfern ein kleiner Wasserfall, über künstlich angelegte Felsen herabstürzend; vorne die mit einem Geländer versehene Terrasse und einige zerbrochene Urnen und Statuen vor dem jonischen Porticus. An dem Wege war ein Brett angebracht, worauf in fast verwischter Schrift zu lesen stand, daß dieses Haus unmöblirt, mit oder ohne Land, zu vermieten sei.

Diese trübselige und augenscheinlich lang verwaarloste Wohnstätte gehörte dem Squire Hazeldean. Sein Großvater mütterlicher Seite – ein Landedelmann, der selbst in Italien gewesen war (ein Ruhm, auf den man

sich damals wohl etwas einbilden durfte), hatte sie nach seiner Rückkehr gebaut und versucht, eine italienische Villa im Kleinen nachzubilden. Seine einzige Tochter und Erbin heirathete Squire Hazeldean's Vater, und von dieser Zeit an blieb das Haus, da die Eigenthümerin nach dem Schlosse von Hazeldean übersiedelte, unbewohnt und vernachlässigt. Zwar waren von mehreren Seiten Miethanträge gemacht worden, aber ein Gutsherr kann sich so leicht nicht entschließen, auf seinem eigenen Grund und Boden einen rivalisirenden Nachbar zuzulassen. Einige verlangten das Jagdrecht. »Davon,« erklärten die Herren von Hazeldean, die selbst eifrige Jäger waren und ihren Wildpark sorgsam hüteten, »könne gar nicht die Rede sein.« Andere waren reiche Leute von London. »Londoner Dienstboten,« sagten die moralischen und vorsichtigen Besitzer von Hazeldean, »würden ihr eigenes Gesinde verderben und Londoner Preise mitbringen.« Wieder andere waren Fabrikanten, die sich von den Geschäften zurückgezogen hatten, und über welche die Hazeldeans ihre landwirthschaftlichen Nasen rümpften. Kurz, die Einen waren zu vornehm, die Andern zu gemein. Einige wurden abgewiesen, weil man sie zu wohl kannte; »Freunde sind am angenehmsten in einiger Entfernung,« sagten die Hazeldeans; Andere, weil man gar nichts von ihnen wußte, und die Hazeldeans behaupteten, daß »den Fremden nicht zu trauen sei«. Zuletzt, als das Haus mehr und mehr in Verfall gerieth, wollte es Niemand mehr miethen, wenn es nicht vorher gehörig in

Stand gesetzt werde. »Als ob man das Geld aus dem Aermel schütteln könnte,« murmelten die Hazeldeans. Und so blieb das Haus unbewohnt und verfallen. Auf der einsamen Terrasse standen jetzt die beiden verlassenen Italiener und lächelten einander zu, indem sie das Anwesen betrachteten, in dessen verfallenen Pilastern und zerbrochenen Statuen, mit Unkraut überwachsener Terrasse und kärglichen Ueberresten einer Orangerie sie zum ersten Male, seit sie den Fuß auf englischen Boden gesetzt, etwas fanden, das sie an ihr fernes Vaterland erinnerte.

Nach dem Gasthause zurückgekehrt, benützte Doctor Riccabocca die Gelegenheit, bei dem Wirthe (welcher selbst Pächter des Squire war), Erkundigungen einzuziehen, und wenige Tage darauf erhielt Mr. Hazeldean von einem angesehenen Londoner Anwalt einen Brief, worin derselbe ihm anzeigte, daß ein höchst achtbarer Ausländer von Stand ihm den Auftrag ertheilt habe, mit dem Squire wegen Clump-Lodge, auch ›Casino‹ genannt, zu unterhandeln. Er versicherte, daß der besagte Gentleman kein Jagdliebhaber sei, in großer Zurückgezogenheit lebe und, da er keine Familie habe, nur die nöthigsten Reparaturen verlange, um die Bewohner vor den Unbilden des Wetters zu schützen, vorausgesetzt, daß die Verzichtleistung auf kostspielige Ausbesserungen bei Berechnung der Miethe in Anschlag käme, indem die Mittel des Fremden beschränkt seien. Das Anerbieten kam gerade in einem günstigen Moment – als nämlich der Verwalter soeben dem Squire vorgestellt hatte, daß etwas für das Casino geschehen müsse, wenn es nicht ganz in Trümmer

fallen solle, worauf der Squire das Geschick verwünschte, welches ihm die Villa als Fideicommiß zugewiesen, so daß er sie nicht niederreißen und das Baumaterial zu andern Zwecken verwenden durfte. Mr. Hazeldean griff daher nach diesem Anerbieten, wie eine Schöne, welche die besten Partien des Königreichs abgewiesen hat und zuletzt an einem verwitterten alten Halbsold-Kapitän froh ist. Er antwortete, daß es ihm auf den Miethzins nicht sonderlich ankomme, wenn nur der Client des Anwalts ein ruhiger, achtungswerther Mann sei. Der fremde Herr solle das erste Jahr ganz frei sitzen unter der einzigen Bedingung, daß er die Steuern zahle und den Platz ein wenig in Ordnung bringe; gefielen sich die Contrahenten, so könnten sie ja dann später einen Vertrag schließen. Zehn Tage nach dieser gnädigen Antwort traf Signor Riccabocca mit seinem Bedienten ein, und ehe das Jahr zu Ende ging, war Squire mit seinem Miethsmanne so wohl zufrieden, daß er demselben einen Pachtvertrag auf sieben, vierzehn oder einundzwanzig Jahre zu einem bloß nominellen Miethpreis antrug, mit der Bedingung, daß Doctor Riccabocca das Gut gehörig im Stande halte, Dach und Umzäunung ausgenommen, welche der Squire großmüthig auf eigene Kosten herstellen ließ. Es war erstaunlich, welch' hübsche Wohnung der Italiener nach und nach daraus gemacht, und noch erstaunlicher, wie wenig sie ihn gekostet hätte. Freilich hatte er eigenhändig die Wände der Halle, das Treppenhaus und die für ihn eingerichteten Zimmer gemalt, während sein Diener den

größten Theil der Tapezierarbeit besorgt hatte. Den Garten brachten beide zusammen in Ordnung. Die Italiener schienen eine gemeinsame Vorliebe für diesen ihren Aufenthaltsort gefaßt zu haben und ihn auszuschnücken, als ob er eine Lieblingskapelle ihrer Madonna wäre.

Es brauchte lange, ehe die Einheimischen sich an die wunderliche Weise der fremden Ansiedler gewöhnen konnten; das Anstößigste jedoch war für sie der ungemein geringe Verbrauch in der Haushaltung. Drei Tage in der Woche lebten Herr und Diener von nichts, als den Erzeugnissen des Gartens und den Fischen aus dem benachbarten Bache; und wenn keine Forellen zu haben waren, so begnügten sie sich mit Gründlingen (und selbst in den besten Flüssen sind Gründlinge häufiger, als Forellen). Was die Nachbarn und vorzüglich den weiblichen Theil derselben nicht minder verdroß, war der Umstand, daß die zwei fremden Männer dem Geschlechte, das sich zur Besorgung des Hauswesens für unentbehrlich hält, so wenig zu thun gaben. Anfangs hatten sie gar keine weibliche Bedienung; allein dies erregte solches Entsetzen, daß Pfarrer Dale es wagte, dem Doctor einen freundschaftlichen Wink hierüber zu geben, den derselbe nicht ungünstig aufnahm und sofort nach einigem Feilschen eine alte Frau dingte, welche für drei Schillinge die Woche so viel waschen und scheuern konnte, als ihr beliebte, Abends aber zum Schlafen in ihre eigene Hütte zurückkehrte. Alles Uebrige besorgte der Bediente, der in der ganzen Umgegend unter dem Namen Jackeymo bekannt war. Er ordnete die Zimmer, staubte die Papiere seines

Herrn ab, bereitete dessen Kaffee, kochte das Mittagessen, klopfte seine Kleider aus und reinigte seine Tabakspfeifen, deren Riccabocca eine große Menge besaß. Allein wie verschlossen der Charakter eines Mannes auch sein mag, so gibt er sich doch gelegentlich in kleinen Zügen zu erkennen, und der Italiener hatte sich bei vielen unbedeutenden Anlässen wohlwollend und in einigen seltenen Fällen sogar großmüthig gezeigt, wodurch seine Verläumder zum Schweigen gebracht worden waren, und er sich den Ruf eines höchst achtbaren Mannes erworben hatte. Freilich stand er noch immer in dem Verdacht, der schwarzen Kunst ergeben und von der seltsamen Liebhaberei besessen zu sein, sich selbst und Jackeymo auszuhungern, im Uebrigen hielt man ihn aber für harmlos genug.

Wie wir gesehen haben, war Signor Riccabocca mit dem Pfarrhause sehr vertraut geworden. Nicht so verhielt es sich mit der Halle. Obgleich der Squire gerne mit allen Nachbarn auf freundschaftlichem Fuße lebte, so war er doch, wie die meisten Landedelleute, leicht verletzt. Riccabocca hatte früher, zwar mit der größten Höflichkeit, aber doch entschieden Mr. Hazeldean's Einladungen zum Mittagessen abgelehnt; und als der Squire fand, daß der Italiener sich selten weigerte, bei dem Pfarrer zu speisen, fühlte er sich auf seiner schwachen Seite angegriffen, nämlich in seiner Sorge um die Ehre der Gastlichkeit

von Hazeldean Hall, und er unterließ daher alle ferneren Einladungen, welche doch nur spröde zurückgewiesen worden waren. Nichtsdestoweniger war es dem Squire, wenn er sich auch beleidigt fühlte, unmöglich, Groll im Herzen zu tragen, weshalb er den Doctor gelegentlich an sein Dasein erinnerte, indem er ihm Stücke von seiner Jagdbeute zum Geschenk machte. Auch würde er ihn öfters besucht haben, wenn ihn nicht Riccabocca stets mit einer so ausgesuchten Höflichkeit empfangen hätte, daß der derbe Landedelmann dadurch ganz eingeschüchtert wurde und zu sagen pflegte, »ein Besuch bei Rierabocca sei eben so schlimm, wie eine Aufwartung bei Hof.«

Doch wir haben Doctor Riccabocca auf der Landstraße verlassen. Er ist inzwischen einen schmalen Pfad hinaufgestiegen, der sich an dem Wasserfalle hinzieht und an einem mit Weinreben bedeckten Gitterwerk vorbeiführt, aus welchen es Jackeymo wirklich gelungen ist, sogenannten Wein zu bereiten – d. h. eine Flüssigkeit, die, wenn die Cholera in jenen Tagen bekannt gewesen wäre, das mildeste Mitglied des Sanitätskollegiums in Harnisch gebracht haben würde. Selbst Squire Hazeldean, der doch ein robuster Mann war und täglich ungestraft seine Flasche Portwein vertilgte, konnte sich, als er eines Tages von dem Getränke gekostet hatte, nicht eher wieder erholen, als bis seine Apothekerrechnung auf Armslänge angewachsen war. An diesem Rebengelände vorbei gelangte Riccabocca auf die Terrasse, deren Steinpflaster

so glatt und hübsch war, als Hände es zu machen vermochten. Hier standen auf niedlichen Gestellen in schönster Ordnung die Lieblingspflanzen des Doctors, nebst vier Orangenbäumen in voller Blüte; daneben befand sich eine Art Sommerhaus oder Belvedere, von Jackeymo und dem Doctor selbst gebaut, woselbst sich Riccabocca vom Mai bis October jeden Morgen einige Stunden aufzuhalten pflegte. Von diesem Belvedere genoß man eine so herrliche Aussicht, als habe Englands gastfreundliche Natur auf diesem grünen Teppich Alles ausgebreitet, was sie dem Verbannten zur Erquickung darzubieten vermochte.

Ein Mann in Hemdärmeln, der seinen Rock über das Geländer geworfen hatte, war damit beschäftigt, die Blumen zu begießen. Die Bewegungen dieses Menschen waren so mechanisch, die Züge seines braunen Gesichts so voll starren Ernstes, daß er einem Automaten aus Mahagoni ähnlich sah.

»Giacomo,« sagte Doctor Riccabocca in sanftem Tone.

Der Automat hielt in seiner Verrichtung inne und wandte den Kopf.

»Stelle die Gießkanne bei Seite und komm hierher,« fuhr Riccabocca in italienischer Sprache fort, indem er auf das Geländer zuging und sich darüber lehnte. Der Historiker Mitford nennt Jean Jaques ›John James‹ und diesem berühmten Beispiele folgend, wollen wir Giacomo in Zukunft Jackeymo nennen. Jackeymo trat gleichfalls an die Ballustrade und blieb ein wenig hinter seinem Gebieter stehen.

»Freund,« sagte Riccabocca, »wir sind bei unsern Unternehmungen nicht immer sonderlich glücklich gewesen. Meinst du nicht, daß wir nur unsern bösen Stern herausfordern, wenn wir diese Felder von dem Squire pachten?«

Jackeymo bekreuzte sich und machte eine seltsame Bewegung mit einem korallinen Amulet, das er in einem Ringe am Finger trug.

»Wenn die Madonna uns Glück senden wollte, und wir einen Burschen wohlfeil dinge könnten,« sagte er zweifelnd.

»*Piu vale un presente che due futuri,*« versetzte Riccabocca. Ein Vogel in der Hand ist besser, als zwei im Busche.«

»*Chi non fa quondo può, non puo fare quondo vuole*« (»Wer nicht will, so lang er kann, wenn er will, soll es nicht ha'n«) – antwortete Jackeymo eben so sententiös, wie sein Herr. »Und der Padrone sollte in Zeiten daran denken, daß er etwas bei Seite legen muß zur Mitgift für die arme Signorana –« (das junge Fräulein).

Riccabocca seufzte und erwiderte nichts.

»Sie muß jetzt so groß sein,« sagte Jackeymo, mit der Hand eine eingebildete Linie etwas über dem Geländer bezeichnend. Riccabocca's Augen folgten über der Brille weg der Hand des Dieners.

»Wenn der Padrone sie nur hier sehen könnte!«

»Mir war's, als sähe ich sie,« murmelte der Doctor.

»Er würde sie nicht mehr von seiner Seite lassen, bis ein Gatte sie wegführte,« fuhr Giacomo fort.

»Aber dieses Klima! Sie könnte es nicht ertragen,« sagte Riccabocca, sich fester in seinen Mantel hüllend, da ein Nordwind ihm in den Rücken blies.

»Sorgfältig gepflegt blühen selbst die Orangenbäume hier,« versetzte Jackeymo, der sich umwandte, um auf der Nordseite hinter den Bäumen ein Zelttuch herabzulassen. »Sehen Sie!« fügte er hinzu, als er mit einem Zweig in voller Blüte zu seinem Herrn zurückkehrte.

Doctor Riccabocca beugte sich über die Blüte und steckte sie dann in den Busen.

»Da sollte die *Andere* auch sein,« sagte Jackeymo.

»Um zu sterben, wie diese bereits thut,« antwortete Riccabocca. »Sprich mir nicht mehr davon.«

Giacomo zuckte die Achseln, blickte auf seinen Herrn und fuhr dann mit der Hand über die Augen.

Es folgte eine Pause, welche Jackeymo zuerst unterbrach.

»Nun, hier oder dort – Schönheit ohne Geld ist der Orangenbaum ohne Schutz. Wenn man einen Burschen wohlfeil bekommen könnte, würde ich das Land pachten und mit der Ernte mich auf die Madonna verlassen.«

»Ich denke, ich kenne einen solchen Burschen,« sagte der Doctor sich sammelnd, und ein spöttisches Lächeln spielte von Neuem um seine Mundwinkel – »einen Burschen, der wie für uns gemacht ist.«

»*Diavolo!*«

»Nein, nicht der *Diavolo!* Freund, ich habe heute einen Jungen gesehen, der ein Sechspencestück ausgeschlagen hat!«

»*Cosa stupenda!*« (Erstaunlich!) rief Giacomo, die Augen aufreißend, während die Gießkanne seinen Händen entfiel.

»Es ist wirklich so, mein Freund.«

»Nehmen Sie ihn, Padrone, um's Himmels willen, und die Felder werden Gold tragen.«

»Ich will mir's überlegen; denn es wird Geschicklichkeit erfordern, einen solchen Burschen zu fangen,« sagte Riccabocca. »Mittlerweile zünde im Wohnzimmer Licht an und bringe mir aus meinem Schlafzimmer – den großen Folioband des Machiavelli.«

#### ZEHNTES KAPITEL.

In meinem nächsten Kapitel werde ich Squire Hazelden in patriarchalischem Staate vorführen – nicht gerade unter dem Feigenbaum, den er gepflanzt, wohl aber vor dem Stock, den er hat erneuern lassen. Squire Hazelden und seine Familie auf dem Rasen des Dorfes! Die Leinwand ist bereit für den Maler.

Allein in diesem Kapitel muß ich den Leser einen Blick in die Vergangenheit werfen lassen, damit er Kunde erhalte von einem Gliede der Familie, welches er, wenn überhaupt jemals, doch sicherlich jetzt nicht auf dem Dorfrasen von Hazelden treffen wird.

Unser Squire hatte schon in seinem dritten Jahre den Vater verloren. Seine Mutter war sehr schön und ihr Leibgedinge nicht minder. Nach Verlauf der Trauerzeit vermählte sie sich wieder, und der Gegenstand ihrer zweiten Wahl war Oberst Egerton.

In jeder englischen Generation wenigstens seit der lustigen Regierung Karls II.) gibt es einige bevorzugte Leute, die irgend ein eleganter Genius von der Milch der Menschheit abschöpft und zum Rahm der Gesellschaft bestimmt. Oberst Egerton war einer dieser *terque, quarterque beati* und schwamm oben in jener seinen Porcellanschüssel, die nicht zur gemeinen Buttermilch benutzt, und von Personen nach der Mode *die große Welt* genannt wird. Wie lebhaft war nicht die Verwunderung zu Pall Moll, wie aufrichtig das Bedauern zu Park Lane, als diese ausgezeichnete Persönlichkeit so weit herabstieg, sich zu dem Stande eines Ehemanns zu erniedrigen. Allein Oberst Egerton war nicht ein bloßer bunter Schmetterling; er besaß auch den vorsorglichen Instinkt, welchen man der Biene zuschreibt. Seine Jugend war dahin und hatte in ihrem Fluge viel solides Eigenthum mit fortgenommen. Er sah eine Zeit mit Riesenschritten heranrücken, in welcher eine Heimath mit einer Genossin, die zur Unterhaltung derselben beitragen konnte, für seine Gemächlichkeit sehr ersprießlich, und ein gelegentlicher ruhiger Abend am eigenen Herde für seine Gesundheit sehr wohlthätig sein würde. Mitten in einer Saison zu Brighston, wohin er den Prinzen von Wales begleitet hatte, sah er eine Wittve, welche, obgleich in tiefer Trauerkleidung, doch nicht untröstlich schien. Ihr Aeußeres befriedigte seinen Geschmack, die Berichte über ihr Leibgedinge seinen Verstand; er wußte sich bei ihr einzuführen und brachte eine kurze Bewerbung zu

einem glücklichen Abschlusse. Der verstorbene Mr. Hazeldean mochte wohl die Wahrscheinlichkeit einer zweiten Verbindung vorausgesehen haben und hatte für diesen Fall in seinem Testamente angeordnet, daß die Vormundschaft seines noch im Kindesalter stehenden Erben von der Mutter auf zwei von ihm zu seinen Testamentsvollstreckern ernannte Edelleute übergehen sollte. Dieser Umstand, sowie die neuen Fesseln entfremdeten die Mutter einigermaßen dem Pfande ihrer ersten Neigung, und als sie vollends Oberst Egerton einen Sohn geboren hatte, wurde dieses Kind allmählig der Mittelpunkt all ihrer mütterlichen Zärtlichkeit.

William Hazeldean wurde von seinen Vormündern nach einem großen Provinzial-Gymnasium geschickt, wo seit undenklichen Zeiten alle seine Vorväter ihre Bildung erhalten hatten. Anfänglich verbrachte er seine Ferien bei Mrs. Egerton; da sie aber nun meistens in London wohnte oder ihren Gatten nach Brighton begleitete, um an den Belustigungen der vornehmen Welt Theil zu nehmen, bat William, der ein großer Freund des Landlebens war, um die Erlaubniß, seine freie Zeit bei seinen Vormündern oder in der alten Halle zubringen zu dürfen, und Mrs. Egerton, die sich ungemein verfeinert hatte und sich der plumpen Manieren und ländlichen Erziehung ihres Sohnes aus erster Ehe schämte, gab höchst bereitwillig ihre Zustimmung. Spät erst trat der junge Mann zu Cambridge in ein kleines College ein, das im fünfzehnten Jahrhundert von einem Hazeldean mit einem Stipendium bedacht worden war, und verließ dasselbe wieder,

als er volljährig geworden, ohne einen Grad genommen zu haben. Wenige Jahre darauf heirathete er eine junge Dame, die, wie er selbst, auf dem Lande geboren und erzogen worden war.

Mittlerweile hatte sein Halbbruder, Audley Egerton, noch ehe er die Kinderschuhe ausgezogen, bereits seinen Anfang in der großen Welt gemacht. Er war von Herzoginnen auf dem Schooße gehätschelt worden und hatte auf den Stöcken von Fürsten und Gesandten im Zimmer herumgaloppiren dürfen. Denn Oberst Egerton besaß nicht nur sehr vornehme Verbindungen – er war nicht nur einer der *Dii majores* der Mode – sondern er genoß auch das weit seltenere Glück, bei allen, die ihn kannten, ungemein beliebt zu sein, so beliebt, daß selbst die Schönen, deren Anbeter er früher gewesen, ihm seine Heirath ›außer der Kaste‹ verziehen und fortführen, sich eben so freundschaftlich gegen ihn zu beweisen, als ob er gar nicht vermählt wäre. Personen, welche sonst allgemein für herzlos galten, wurden nicht müde, der Familie Egerton Gefälligkeiten zu erweisen.

Als für Audley die Zeit herankom, die Vorbereitungsschule, wo seine Kindheit unter den stolzesten kleinen Lilien des Feldes geknospt hatte, zu verlassen, um Eton zu beziehen, war schon die Hälfte der fünften und sechsten Klasse gewonnen, dem jungen Egerton ungewöhnliche Höflichkeit zu erzeigen. Auch bewies der Knabe sehr bald, daß er das Talent seines Vaters, sich allgemein beliebt zu machen, geerbt habe und diese Popularität wohl zu benutzen verstehe. Ohne auf der Schule besondere

Auszeichnung zu erringen, gelang es ihm doch, zu Eton sich den wünschenswerthesten Ruf zu erwerben, den ein Knabe erzielen kann – nämlich unter seinen Altersgenossen für einen Knaben zu gelten, der als Mann sicherlich einmal ›etwas Tüchtiges‹ leisten werde. Zu Oxford fuhr er als Student zweiter Klasse von Christ Church fort, diese hohe Erwartung aufrecht zu erhalten, obgleich er keinen Preis gewann und nur einen ganz gewöhnlichen Platz einnahm. Allein hier wurde das künftige ›Etwas‹ schon bestimmter, und man war überzeugt, daß der junge Mann einmal ›im Staatsdienst‹ etwas Tüchtiges leisten werde.

Er befand sich noch auf der Universität, als seine beiden Eltern in einem Zeitraum von wenigen Monaten dahinstarben. Als Audley volljährig wurde, trat er in den Besitz seines väterlichen Vermögens, das für sehr bedeutend galt und es auch in der That einmal gewesen war. Allein Oberst Egerton war zu verschwenderisch gewesen, um seinen Erben zu bereichern, und ein jährliches Einkommen von fünfzehnhundert Pfund war Alles, was Verwerthungen und Pfandschulden von einem Vermögen übrig ließen, das eine Rente von beinahe zehntausend Pfund getragen hatte.

Gleichwohl galt Audley noch immer für reich, und er hütete sich wohl, diese günstige Meinung durch unvorsichtige Kundgebung von Sparsamkeit zu zerstreuen.

Bei seinem Eintritte in die Londoner Welt öffneten sich alle Clubs, ihn zu empfangen, und er fand sich eines Morgens bei seinem Erwachen nicht gerade berühmt –

aber doch ›in der Mode‹. Dieser Mode gab er dadurch sofort einen gewissen Werth und Bedeutung, daß er so viel wie möglich mit Staatsmännern und politisirenden Damen verkehrte, wodurch er nicht verfehlte, die Meinung zu bestätigen, ›daß er bestimmt sei, den Staat zu lenken oder zu Grunde zu richten‹.

Sein bester und vertrautester Freund war der junge Lord L'Estrange, von dem er schon zu Eton unzertrennlich gewesen war, und der nun während Audley Eger-ton in London bloß in der Mode war, dort wahres Furore machte.

Harley, Lord L'Estrange, war der einzige Sohn des Grafen von Lansmere, eines Edelmannes von großem Vermögen, der durch Zwischenheirathen mit den ersten und mächtigsten Familien Englands in Verbindung stand. Gleichwohl war Lord Lansmere in den Londoner Kreisen nur wenig bekannt. Er lebte hauptsächlich auf seinen Gütern, den mannigfaltigen Pflichten eines großen Grundbesitzers obliegend, und besuchte nur selten die Hauptstadt, weßhalb er denn auch in der Lage war, seinem Sohne ein sehr reichliches Jahrgeld verwilligen zu können, als dieser in einem Alter von sechzehn Jahren Eton, wo er schon die sechste Klasse erreicht hatte, verließ, um in einem Garderegiment Dienste zu nehmen.

Nur wenige wußten, was sie aus Harley L'Estrange machen sollten, und dies mochte vielleicht der Grund sein, warum man sich so viel mit ihm beschäftigte. Zu Eton war er bei weitem der ausgezeichnetste Knabe gewesen,

nicht nur der Stolz der Kameraden auf dem Ballspielplatze, sondern auch das Wunder im Schulzimmer; allein er steckte so voller Grillen und Sonderbarkeiten, und schien alle seine Triumphe mit so wenig Beihülfe beharrlichen Fleißes zu erringen, daß er nicht dieselben Erwartungen gediegener Ueberlegenheit zurückließ, welche sein älterer Freund, Audley Egerton, erregt hatte. Seine Ueberspanntheiten, seine seltsamen Reden und ungewöhnlichen Handlungen wurden in der großen Welt ebenso viel besprochen, wie dies in der kleinen Welt der Schule der Fall gewesen. Daß er sehr klug war, unterlag keinem Zweifel, und welch' hoher Art sein Verstand sein mußte, ließ sich aus der Originalität und Unabhängigkeit seines Charakters vermuthen. Er blendete die Welt, ohne daß er sich weder um ihr Lob, noch um ihren Tadel zu kümmern schien – blendete sie, so zu sagen, weil er eben seiner Natur nach glänzen mußte. Er hegte einige seltsame Ansichten politischer oder socialer Natur, die seinen Vater etwas beunruhigten. Nach Southey braucht sich ein Mann so wenig des Umstandes zu schämen, ein Republikaner gewesen zu sein, als er nöthig hat, sich seiner Jugend zu schämen. Jugend und überspannte Meinungen gehen natürlich Hand in Hand. Ich weiß nicht, ob Harley L'Estrange in einem Alter von achtzehn Jahren ein Republikaner war; aber kein junger Mann in London schien sich weniger daraus zu machen, der Erbe eines erlauchten Namens und einer Jahresrente von einigen vierzig oder fünfzigtausend Pfund zu sein. Es gehörte zu jener Zeit zum herrschenden Ton, sich sehr ausschließlich zu

zeigen und Leute, welche ein schlechtes Halstuch und einen gewöhnlichen Namen, wie Smith oder Johnson, trugen, verächtlich zu behandeln. Lord L'Estrange dagegen behandelte Niemand verächtlich, und es genügte, einen würdigen Mann wegen seines Halstuches oder seiner Geburt gering zu schätzen, um demselben die ausgesuchtesten Höflichkeiten dieses excentrischen Nachkommen der Dorimonte und Wildaire zu sichern.

Es war der Wunsch des Grafen, daß Harley, sobald er volljährig geworden, die Vertretung des Wahlbezirks Lansmere übernehmen möchte; denn die Wahlen daselbst waren die einzige Plage des gnädigen Herren. Doch dieser Wunsch sollte nie in Erfüllung gehen. Dem jungen Abgott von London fehlten noch zwei oder drei Jahre zu seiner Mündigkeit, als plötzlich eine neue Grille sich seiner bemächtigt zu haben schien. Er zog sich ganz aus der Gesellschaft zurück, ließ die dringendsten Einladungs- und Erkundigungs-Billette, womit jemals der Tisch eines jungen Gardeoffiziers bedeckt gewesen, unbeantwortet liegen, suchte seine früheren Tummelplätze nur selten mehr auf, und wenn er sich je einmal dort blicken ließ, so war es allein oder in Gesellschaft seines Freundes Egerton. Sein früherer Lebensmuth war dahin; eine tiefe Schwermuth malte sich in seinen Zügen, athmete in dem verdrossenen Ton seiner Stimme. Um diese Zeit erwarben sich die englischen Garden in Spanien ihren unverwelklichen Ruhm; allein das Bataillon, zu welchem Harley gehörte, hatte zurückbleiben müssen. Ob nun den jungen Lord seine Unthätigkeit verdroß, oder

ob ihn die Ruhmbegierde anspornte – er trat plötzlich in ein Cavallerieregiment über, das kürzlich in einem denkwürdigen Gefecht die Hälfte seiner Offiziere eingebüßt hatte. Unmittelbar vor seiner Abreise nach seinem neuen Posten war die Repräsentation von Lansmere erledigt worden, und Harley bat seinen Vater dringend, den ganzen Familieneinfluß zu Gunsten seines Freundes Egerton aufzubieten. Auch begab er sich selbst nach dem väterlichen Landsitze, um sich von seinen Eltern zu verabschieden, und Egerton folgte ihm dahin, in der Absicht, sich den Wählern vorstellen zu lassen.

Dieser Besuch bildete eine denkwürdige Epoche in der Geschichte vieler Personen, welche in meiner Erzählung auftreten; ich muß mich jedoch vorläufig mit der Bemerkung begnügen, daß Umstände eintraten, durch welche sich – gerade in dem Augenblicke, als die neue Wahl beginnen sollte – sowohl L'Estrange, als Audley, veranlaßt sahen, den Schauplatz der Handlung zu verlassen, und daß Letzterer brieflich Lord Lansmere seine Absicht mittheilte, auf die Bewerbung um den erledigten Posten zu verzichten.

Zum Glück für Audley Egerton's parlamentarische Laufbahn betrachtete Lord Lansmere die Wahl nicht blos als eine Sache von öffentlicher Wichtigkeit, sondern auch als eine solche, bei welcher seine persönlichen Gefühle betheilig waren. Er beschloß, selbst in Abwesenheit des Candidaten und auf eigene Kosten die Schlacht auszufechten. Bisher war der Kampf um diesen ausgezeichneten Bezirk, um uns eines Ausdrucks Lord Lansmere's

zu bedienen, ›im Geiste von Edelleuten‹ geführt worden; das heißt, die einzigen Gegner des Lansmerer Interesses fanden sich in zwei rivalisirenden Familien derselben Grafschaft; und da Lord Lansmere ein gastfreundlicher, höflicher Mann und von dem benachbarten Adel sehr geliebt und geachtet war, hatte der feindliche Candidat stets seine Reden verschwenderisch mit Komplimenten über den Edelmuth seiner Herrlichkeit und mit höflichen Aeußerungen über dessen Candidaten gespickt. In Folge der vielen Wahlen war aber eine der beiden Familien zu Grunde gerichtet worden und ihr gegenwärtiges Haupt residirte jetzt innerhalb des Schuldgefängnisses. Das Haupt der andern Familie war bereits sitzendes Mitglied und blieb vermöge einer freundschaftlichen Uebereinkunft mit dem Lansmere'schen Anhang so neutral, als dies einem Parlamentsmitglied in Mitte der Leidenschaften eines unlenksamen Comite's nur möglich war. Man hatte daher gehofft, daß Egerton ohne Opposition durchdringen werde; an dem Tage seiner plötzlichen Abreise jedoch kündigten gedruckte Zettel in einer sehr feurigen Sprache an, daß ›Haverill Dashmore, königlicher Flottenkapitän, Bakerstreet, Portman Square‹, die Absicht habe, den Bezirk von der unconstitutionellen Herrschaft einer oligarchischen Partei zu befreien, wobei ihn keineswegs der Wunsch seines eigenen politischen Emporkommens leite, da im Gegentheil das Mandat für ihn von großen persönlichen Nachtheilen begleitet sei, sondern ausschließlich der Abscheu vor der Tyrannei und patriotischer Eifer für die Reinheit des Wahlrechts.

Dieser Ankündigung folgte zwei Stunden später Kapitän Dashmore selbst in einer vierspännigen, mit gelben Schleifen verzierten Kutsche, innen und außen mit geschäftig aussehenden Freunden besetzt, die mitgekommen waren, um ihm bei der Werbung der Wahlstimmen beizustehen und an dem Spaß Theil zu nehmen.

Kapitän Dashmore war ein echter Seemann, hatte aber einen plötzlichen Widerwillen gegen seinen Beruf gefaßt, als der Neffe des Kriegsininisters das Kommando eines Schiffes erhielt, auf welches der Kapitän ein unbestreitbares Recht zu haben meinte. Die Gerechtigkeit gegen den Minister verpflichtet uns, hinzuzufügen, daß Kapitän Dashmore ebenso wenig Rücksicht auf aus der Ferne kommende Befehle nahm, wie der unsterbliche Nelson selbst, nur mit dem Unterschied, daß sein Ungehorsam nicht von demselben versöhnenden Erfolg begleitet wurde, wie bei Nelson, und daß daher der Kapitän sich hätte glücklich schätzen sollen, statt gestraft, einfach nur bei der Beförderung übergangen zu werden.

Aber Niemand weiß, wenn es ihm gut geht. Da nun zufälliger Weise um dieselbe Zeit ein entfernter Verwandter Kapitän Dashmore vierzig oder fünfzigtausend Pfund hinterlassen hatte, so nahm er seinen Abschied und wurde von dem rachsüchtigen Wunsche beseelt, in's Parlament zu kommen und dort der Administration eine oratorische Züchtigung zu ertheilen.

Wenige Stunden reichten hin, um zu beweisen, daß der Seekapitän die Wahlumtriebe in einem kleinen, nicht

besonders erleuchteten Bezirk vortrefflich zu leiten verstand. Freilich schwatzte er den kläglichsten Unsinn, den man je von einem offenen Fenster herunter vernommen hatte; aber seine Scherze waren so derb, sein Benehmen so treuherzig und seine Stimme so kräftig, daß er in jenen finstern Zeiten, ehe noch der Schulmeister auf Reisen ging, sowohl den philosophischen Radicalen, als den moralisirenden Demokraten aus dem Felde geschlagen haben würde. Ueberdies küßte er alle Frauen, mochten sie alt oder jung sein, mit dem Feuer eines Matrosen, welcher weiß, was es heißt, drei Jahre zur See zu sein, ohne einer bartlosen Lippe ansichtig zu werden, besuchte alle Wirthshäuser, lud jeden Tag eine zahlreiche Versammlung zu Tische und erklärte, seinen Beutel in die Höhe werfend, »er wolle bei seinem Geschütz ausharren, so lange noch eine Kugel im Munitionskasten sei.« Bisher hatte nur ein geringer politischer Unterschied zwischen dem Kandidaten des Lansmere'schen Anhangs und demjenigen der gegenüberstehenden Parteien stattgefunden, denn die Landedelleute der damaligen Zeit bekannten sich so ziemlich zu der nämlichen Denkweise, und die Frage war in Wirklichkeit blos eine lokale, ob nämlich der Einfluß Lord Lansmere's den Sieg über den der beiden adeligen Familien, welche bisher allein eine Opposition zu bilden gewagt hatten, davon tragen werde oder nicht. Obgleich Kapitän Dashmore übrigens ein sehr loyaler Mann und viel zu lange im Seedienst gewesen war, um der Ansicht zu sein, daß der Staat (welcher so oft mit

einem Schiffe verglichen wird) dem gemeinen Mann Zutritt auf das Halbdeck gestatten sollte, so hatte doch unter dem Deklamiren gegen Lords und Aristokratie, Aemtervergebung und Mißbräuche, wobei er zu den gedachten anstößigen Hauptwärrern aus einem nicht sehr gebildeten Wörrervorrathe die kräftigsten Eigenschaftswörter zusammensuchte, seine Galle die Oberhand über den Verstand gewonnen, und er wurde, so zu sagen, von seiner eigenen Beredtsamkeit berauscht. Obwohl also in Betreff jakobinischer Anschläge ebenso unschuldig, als er unfähig war, die Themse in Brand zu stecken, hätte man ihn nach seinen Reden für einen der verwegentsten Brandstifter halten können, die nur je eine Lunte an den Brennstoff einer strittigen Wahl gelegt haben. Da er außerdem nicht im Mindesten gewöhnt war, seinen Gegnern Achtung zu erweisen, so behandelte er den Grafen mit der größten Rücksichtslosigkeit. Gewöhnlich bezeichnete er diesen achtungswerthen Edelmann mit dem Titel ›alte Hochnase‹ während zwei andere Würdenträger – der Bürgermeister, welcher sich außer dem Hause nie anders als in Stulpenstiefeln zeigte, und der Advokat, ein Mann von starkem Gliederbau – von ihm den unehrerbietigen vereinten Spottnamen ›Stulp- und Wasserstiefel‹ erhielten. So war die Wahl, wie schon bemerkt, für den Grafen und für die Häupter des Lansmere'schen Anhangs ein Gegenstand persönlichen Interesses geworden; Ersterem schien in der That seine Grafenkrone dabei auf dem Spiele zu stehen. Der Mann aus der Bäckerstraße, mit seiner übernatürlichen Kühnheit, war in seinen Augen ein

unheimliches, verhängnißvolles Wesen, das nicht sowohl mit Groll, als mit abergläubischer Furcht betrachtet werden mußte. Er theilte die Gefühle des würdevollen Montezuma, als ihm jener ruchlose Cortez mit seiner Handvoll spanischer Spitzbuben in seiner eigenen Hauptstadt Trotz bot. »Die Götter wären bedroht, wenn Menschen so unverschämt sein könnten.« Deßgleichen sagte Mylord in bebendem Tone: »Die Constitution ist verloren, wenn der Mann aus der Bäckerstraße für Lansmere in's Parlament kömmt.«

Die Abwesenheit Audley Egerton's gab dem Wahlgeschäft ein überaus häßliches Aussehen, und Kapitän Dashmore gewann mit jeder Stunde mehr Boden, bis sich der Advokat von Lansmere glücklicher Weise auf einen angesehenen Stellvertreter für den abwesenden Candidaten besann. Audley zu Ehren hatte der Graf den Squire von Hazeldean mit seiner jungen Gemahlin zu sich eingeladen, und in diesem nun erblickte der Advokat den einzigen Sterblichen, der sich mit dem Seekapitän messen konnte – einen Mann mit ebenso kräftiger Stimme und kecker Stirne – einen Mann, der, wenn es ihm Mrs. Hazeldean für diesen Zweck erlaubte, die Frauen nicht minder feurig küssen konnte als der Kapitän, und dabei noch obendrein viel größer, schöner und jünger war als jener. Und um sich persönlich um Stimmen zu bewerben und vom Fenster herunter Reden zu halten, war Squire Hazeldean sogar eine weit geeignetere Persönlichkeit als der feine Audley Egerton mit seinem Londoner Anstrich.

Der Squire, von allen Seiten überredet und gedrängt, erwiderte anfangs in seiner derben Weise: »er wolle gern Alles thun, was die Vernunft billige, um seinem Bruder zu dienen; ihm für seinen Theil jedoch gefalle die ganze Sache gar nicht. Und wenn er für seinen Bruder eintreten solle, so müsse er in dessen Namen versprechen und geloben, dem Grund und Boden, von dem sie lebten, treu und wahr zu sein; wie könne er nun aber dafür gut sagen, daß Audley, wenn er einmal in's Parlament komme, nicht die Interessen des Landes vergesse und ihn, William Hazelden, als Lügner und Abtrünnigen erscheinen lasse!«

Diese Bedenken wurden jedoch durch die Gegengründe der Herren und die Bitten der Damen überwunden; denn diese Letzteren nahmen jenes warme Interesse an der Wahl, welches alle Gegenstände des Kampfes und Streites diesen zarten Wesen einzuflößen pflegen. So willigte denn der Squire endlich ein, dem Manne aus der Bäckerstraße gegenüber zu treten, und ging mit ganzem Herzen und echtem altenglischen Geiste auf die Sache ein, wie er stets zu thun gewöhnt war, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte.

Die Befähigung des Squire's für die Umtriebe einer Volkswahl entsprach vollkommen den Erwartungen, die man von derselben gehegt hatte. Er schwatzte gerade so viel Unsinn, wie Kapitän Dashmore, wenn nicht von den Interessen des Landbaues die Rede war; in diesem Gegenstand jedoch war er groß, denn er kannte ihn durch und durch – kannte ihn in Folge jenes Instinkts, der

mit der Uebung kommt und gegen den die glänzendsten Theorieen nur wie Mondschein und Spinnweben erscheinen.

Die zur Gegenpartei gehörigen Landwirthe, kleinere Freisaßen, die bis dahin, stolz auf ihre Unabhängigkeit, gegen den Grafen gestimmt hatten, konnten nichts mehr gegen einen Mann einwenden, der mit Leib und Seele ein Freund der Farmer war. Sie begannen daher, sich mit dem Anhang des Grafen gegen den Mann aus der Bäckerstraße zu vereinigen, und bald sah man stämmige Gestalten mit ungeheuren Peitschen in die Läden treten, »um die Wähler zu schrecken«, wie Kapitän Dashmore sich mit Entrüstung ausdrückte.

Diese neuen Hilfstruppen vergrößerten die Liste der Lansmere'schen Streitkräfte um ein Bedeutendes, und als der Tag der Wahl herankam, stand der Ausgang so auf der Wage, daß man mit gleicher Wahrscheinlichkeit für und wider wetten konnte. In der letzten Stunde stach Audley Egerton den Kapitän nach einem hartnäckigen Kampfe mit einem Mehr von zwei Stimmen aus. Die Namen der Wähler, welche diesen Ausschlag gaben, waren: John Avenel, ein ansässiger Bauer und sein Schwiegersohn, Mark Fairfield, der, obgleich ein Lansmerer Freisaße, sich in Hazeldean niedergelassen hatte, wo ihm der Posten eines gutsherrlichen Oberzimmermanns übertragen worden war.

Diese Stimmen kamen unerwartet; denn, wiewohl Mark Fairfield mit dem Vorsatze nach Lansmere gekommen war, den Bruder des Squire's zu unterstützen, und

die Avenels stets treue Anhänger der Lansmere'schen blauen Partei gewesen waren, so hatten doch beide Männer in Folge eines schweren Leides, das ihre Familie betroffen (dessen Natur ich aber aus Rücksicht für meine Leser verschweige, um nicht meine Erzählung gleich mit einem traurigen Ereigniß einzuleiten), die Stadt an demselben Tage verlassen, an welchem Lord L'Estrange und Audley Egerton von Lansmere's Park abgereist waren.

Wie sehr nun auch der Squire – als Wahlwerber und Bruder – Ursache hatte, sich über Mr. Egerton's Triumph zu freuen, so wurde doch diese Freude nicht wenig gedämpft, als er von dem Festessen, das zu Ehren des Sieges in dem Lansmerewappen abgehalten worden war, zurückkehrte und eben mit etwas unsicheren Tritt seinen Wagen besteigen wollte. In diesem Augenblick steckte ihm nämlich einer der Herren, welche Kapitän Dashmore auf den Wahlplatz begleitet hatten, einen Brief in die Hand, dessen Inhalt, verbunden mit einigen Worten, die der Ueberbringer ihm zuflüsterte, M. Hazeldean weit nüchterner nach Hause kommen ließ als seine Gemahlin zu hoffen gewagt hatte. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Am Wahltage hatte es dem Kapitän gefallen, den Squire mit allerlei poetischen und bildlichen Bezeichnungen, als da sind ›Preisochse‹, ›Toni Knopf‹, ›blutsaugender Vampyr‹, ›brüderliche Wärmepfanne‹, u. s. w. zu beehren, welche Artigkeiten der Squire mit einem Witz auf den ›Salzwasserhans‹ zurückgab. Da nun der Kapitän, wie alle Satyriker, außerordentlich empfindlich und dünnhäutig war, so konnte er es nicht ertragen, von

einem ›Preisochsen‹ und blutsaugenden ›Vampyr‹ ›Salzwasserhans‹ genannt zu werden. Der Brief also, welcher Mr. Hazeldean von einem Edelmann übergeben wurde, der wegen seiner Abstammung von dem Schwesterlande für besonders geeignet angesehen wurde, an der ehrenhaften Vernichtung eines Mitsterblichen Theil zu nehmen, enthielt nichts mehr und nichts weniger, als eine Herausforderung zu einem Einzelkampfe, und der Ueberbringer derselben deutete mit all' der einnehmenden Höflichkeit, welche die Etiquette bei solchen gebildeten Mordangelegenheiten vorschreibt, auf die Zweckmäßigkeit hin, den Ort der Zusammenkunft in die Nähe von London zu verlegen, um eine etwaige Einmischung der argwöhnischen Behörden von Lansmere zu verhindern.

Die Angehörigen mancher Länder, – vornämlich die kriegslustigen Franzosen – machen sich wenig aus der formgerechten Operation, Duell genannt. Ja, sie scheint ihnen eher angenehm, als zuwider zu sein. Dagegen gibt es nichts, was ein ächter und gerechter Engländer – ein Hazeldean von Hazeldean z. B. – mit mehr Widerwillen und Abscheu betrachtet, als diese nämliche kaltblütige Ceremonie, welche ganz und gar außer dem Bereiche seiner Denkweise liegt. Er zieht es vor, zu dem weit zerstörenderen gerichtlichen Verfahren seine Zuflucht zu nehmen. Wenn aber ein Engländer einmal fechten muß – nun, dann thut er es natürlich auch! Er sagt: »Es ist sehr thöricht.« – »Es ist sehr unchristlich« – er ist vollkommen einverstanden mit Allem, was Philosophen, Prediger und die Presse über diesen Gegenstand schon ausgesprochen

haben; allein er macht sein Testament, spricht sein Gebet und zieht aus, wie ein Heide!

Es fiel daher dem Squire nicht im Entferntesten ein, bei dieser unangenehmen Gelegenheit Mangel an Muth zu zeigen. Am nächsten Tage gab er vor, er wolle dem Verkauf eines Jagdpferdes in Tattersall beiwohnen, und trat, nachdem er besonders zärtlichen Abschied von seiner Gattin genommen hatte, schweren Herzens die Reise nach London an; denn er war überzeugt, er werde nicht anders, als in einem Sarge zurückkehren. »Es ist ganz natürlich,« sagte er bei sich selbst, »daß ein Mann, den die Regierung für das Erschießen der Leute bezahlt, seitdem er als Knabe in der Midschipmansjacke herumlief, das Geschäft aus dem Grunde verstehen muß. Ich wollte mir nicht so viel daraus machen, wenn's mit doppel-läufigen Mantons und Schrotten geschehen könnte; aber Pistolen und Kugeln – das ist weder menschlich, noch waidmännisch! Nachdem übrigens der Squire seine weltlichen Angelegenheiten geordnet und einen alten Schulkameraden aufgetrieben hatte, der sich dazu verstand, ihm als Secundant zu dienen, verfügte er sich, nach einer abgelegenen Stelle der Wimbledoner Heide und stellte sich nicht seitwärts auf, wie dies bei solchen Begegnungen üblich ist (denn eine solche Stellung war seiner Ansicht nach ein unmännliches Ausweichen), sondern gerade der Pistolenmündung seines Feindes gegenüber. Diese muthige Haltung flößte dem Kapitän, der ein trefflicher Schütze, im Grunde aber der gutmüthigste Mensch von der Welt war, solche Bewunderung ein, daß er sich damit

begnügte, seinem tapfern Gegner eine Kugel in den fleischigen Theil der Schulter zu jagen. Hierauf erklärte er sich für vollkommen befriedigt; die Kämpfer schüttelten sich die Hände, Entschuldigungen wurden gewechselt, und der Squire, den es nicht wenig Wunder nahm, sich noch am Leben zu finden, wurde nach Limmer's Hotel gebracht, wo man ihm nach vielen Aengsten und Schmerzen die Kugel auszog und die Wunde heilte. Nachdem Alles glücklich überstanden war, fühlte sich der Squire sehr in seiner eigenen guten Meinung gehoben, und wenn er später besonders in's Feuer kam, pflegte er gern auf dieses gefährliche Ereigniß anzuspielen.

Außerdem war er der festen Ueberzeugung, sein Bruder habe nun die dauerndsten Verpflichtungen gegen ihn, und da er Audley in's Parlament gebracht und mit Gefährdung seines eigenen Lebens dessen Interessen vertheidigt habe, so stehe es ihm nun auch zu, demselben vorzuschreiben, wie er abstimmen müsse – wenigstens in allen Dingen, die mit dem Grundbesitz in irgend welchem Zusammenhang stünden. Als aber Audley, kurz nachdem er seinen Sitz im Parlament eingenommen (was erst mehrere Monate nach den obenerwähnten Ereignissen geschah), für gut fand, in einer Weise zu sprechen und abzustimmen, die alle vom Squire in seinem Namen gemachten Zusagen Lügen strafte, schrieb ihm Mr. Hazelden einen so derben Brief, daß nothwendig eine unversöhnliche Antwort darauf erfolgen mußte. Kurze Zeit darauf erreichte der Zorn des Squire's seinen Höhepunkt. Als er

nämlich an einem Markttage durch Lansmere kam, wurde er von denselben Pächtern ausgezischt, die er vermocht hatte, für seinen Bruder zu stimmen. Da er nun mit Recht Audley als die Ursache dieser Beschimpfung betrachtete, so konnte er nie mehr den Namen dieses Verräthers an der Sache der Grundbesitzer hören, ohne daß ihm das Blut in's Gesicht schoß und ein Wort der Entrüstung entfuhr. Monsieur de Rüquerille, der größte Witzling seiner Zeit, hatte, wie der Squire, einen Halbbruder, mit dem er nicht immer auf dem besten Fuße lebte und von dem er nie anders als von seinem *frère de loin* sprach. So war auch Audley Egerton des Squires ›entfernter Bruder!‹ Doch genug von diesen erklärenden Einleitungsbemerkungen – kehren wir zu dem Stock zurück.

## ZEHNTES KAPITEL.

Die Zimmerleute des Squires mußten ihre Arbeit an der Umzäunung des Parkes unterbrechen, um den Stock des Dorfes herzustellen. Dann kam der Maler und gab dem Holz eine schöne, dunkelblaue Farbe mit weißem Saum und einem weißen Rand um die Fußlöcher, zwischen denen noch ein verzierender Schnörkel angebracht wurde. Es war das bunteste öffentliche Gebäude im ganzen Dorfe, obgleich dieses nicht weniger als drei andere Denkmäler dem architectonischen Genius der Hazeldens verdankte, nämlich das Armenhaus, die Schule und den Dorfbrunnen.

Ein zierlicherer, verlockenderer, coquetterer Stock hatte noch nie das Auge eines Friedensrichters erfreut.

Und Squire Hazeldean's Auge *war* erfreut. In dem Stolz seines Herzens führte er die ganze Familie herunter, um den Stock zu betrachten. Die Familie des Squires bestand (wenn wir den *frère de loin* übergehen) erstlich aus Mrs. Hazeldean, seiner Gattin, zweitens aus Miß Jemima Hazeldean, seiner Cousine, drittens aus Master Francis Hazeldean, seinem einzigen Sohne, und viertens aus Kapitän Barnabas Higginbotham, einem entfernten Verwandten, der eigentlich, streng genommen, gar nicht zur Familie gehörte, aber zehn Monate im Jahr bei ihr zu Gast war. An Mrs. Hazeldean war jeder Zoll die gnädige Frau – die gnädige Frau des Dorfes. In ihrem hübschen, blühenden, etwas sonnverbrannten Gesichte lag zugleich ein Ausdruck von Majestät und Wohlwollen. Ihr blaues Auge flößte Liebe, ihre Adlernase Ehrfurcht ein. Mrs. Hazeldean war keine Freundin der Ziererei; sie wollte weder größer, noch schöner, noch klüger sein, als sie wirklich war. Sie kannte sich selbst und ihre Stellung und dankte Gott dafür. Es war in ihrer Sprache und in ihrem Wesen etwas von jener Kürze und Derbheit, welche man oft bei Personen von königlichem Geblüt bemerkt, und wenn die gnädige Frau eines Dorfes nicht in ihrem Kreise eine Königin ist, so liegt die Schuld sicher nicht an der Gemeinde. Mrs. Hazeldean spielte ihre Rolle vortrefflich. Sie trug Gewänder von Seidenstoffen so dick, so dauerhaft und imponirend, daß sie Familienerbstücke zu sein

schienen, und über diese, wenn sie sich auf ihrem eigenen Besitzthum befand, die weißeste aller Schürzen; ferner keinen Schnickschnack von *chatelaine* mit *breloques* und anderm Kram, sondern eine gute, ehrliche goldne Uhr, um die Zeit zu wissen, und eine Scheere, um das welke Laub von den Blumen abzuschneiden, denn sie war eine große Blumenfreundin. Wenn die Gelegenheit es erheischte, konnte übrigens Mrs. Hazeldean ihre reichen, königlichen Gewänder gegen ein derbes Reitkleid von blauem sächsischem Tuche vertauschen, um neben ihrem Gatten einherzusprennen, wenn er die Jagdhunde losließ. Ja, an den Tagen, an welchen Mr. Hazeldean mit seinem berühmten, schnelltrabenden Hengst nach der nächsten Marktstadt fuhr, geschah es nur selten, daß man nicht zur Linken des Squire seine Gattin in dem Gig sitzen sah. Sie kümmerte sich so wenig als ihr Eheherr um Wind und Wetter, und selbst im stärksten Regenschauer konnte man ihr liebliches Gesicht aus Kragen und Kapuze ihres wasserdichten Regenmantels hervorblicken sehen, lächelnd und blühend, wie eine frische Rose, die eben ihre Blätter erschließt und sich des kühlenden Thaus freut. Man sah es dem würdigen Paare an, daß es ›aus Liebe‹ geheirathet hatte; darum trennten sich auch die Beiden so selten, als nur möglich. Noch immer zog Mrs. Hazeldean am ersten September, wenn sich gerade keine Gäste im Hause befanden, die ihre Sorgfalt in Anspruch nahmen, an der Seite ihres Gatten über die Stoppelfelder so leichten Trittes und heitern Auges, wie in dem ersten

Jahre ihrer Ehe, da sie den Squire durch ihre herzliche Theilnahme an seiner Waidlust bezaubert hatte.

Hier steht nun Harriet Hazeldean, die eine Hand auf die breite Schulter des Squires gestützt, die andre in ihre Schürze gesteckt, und bemüht sich, den Enthusiasmus ihres Gatten für den patriotischen Gemeinsinn, welchen er durch Wiederherstellung des Gemeindestocks an den Tag gelegt hat, zu theilen. Ein wenig hinter ihnen, mit zwei Fingern auf den magern Arm des Kapitän Barnabas gelehnt, steht Miß Jemima, die verwaiste Tochter eines Onkels des Squires, welcher so unbesonnen gewesen war, eine junge Dame zu entführen und zu heirathen, deren Familie seit der Regierung Karls I. mit den Hazeldeans wegen eines Wegerechts nach einem kleinen Gehölz in Fehde lag, zu welchem man über einen Strich Heideland gelangte, der für jährliche zwölf Schillinge an einen Ziegelbrenner verpachtet war. Das Wäldchen gehörte den Hazeldeans das Heideland den Sticktorights, einer sehr alten sächsischen Familie. Alle zwölf Jahre, wenn das Holz gefällt wurde, brach der Streit von Neuem los; denn die Sticktorights wollten den Hazeldeans nicht gestatten, ihre Baumstämme und Reisigwellen auf dem einzigen Wege fortzuschaffen, der mit einem Holzwagen befahren werden konnte. Wir müssen den Hazeldeans die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß sie sich erboten, das Land zu kaufen und den zehnfachen Werth dafür zu bezahlen. Allein die Sticktorights erklärten mit derselben Hochherzigkeit, daß sie das Familieneigenthum nicht schmälern wollten, und wäre es für den besten Squire,

den es je gegeben habe. So fand denn mit jedem zwölften Jahre ein großer Friedensbruch zwischen den Hazeldeanes und Sticktorights Statt. Der Streit wurde von ihren betreffenden Vasallen mannhaft ausgefochten, und daraus folgten in der Regel verschiedene Anklagen wegen thätlicher Beleidigungen und Eingriffe in fremdes Eigenthum. Da die Rechtsfrage äußerst dunkel war, so wurde sie auch nie ordentlich entschieden: ja, keine der beiden Parteien wünschte eigentlich eine Entscheidung, da jede im Grunde ihres Herzens einige Zweifel hegte, ob sie auch wirklich das Recht für sich habe. Mit gleicher Entrüstung betrachteten beide Familien den Vorschlag, durch eine Verbindung zwischen einem jüngern Sohne der Hazeldeans und einer jüngern Tochter der Sticktorights den Streit zu schlichten, und die Folge davon war, daß sich das erwähnte entlaufene Pärchen ohne Vergebung und elterlichen Segen durch's Leben schleppen mußte, so gut es ging, und zu seinem Unterhalte nichts besaß, als den spärlichen Sold des Gatten (der Offizier war) und die Interessen aus tausend Pfund, dem unabhängigen Vermögen der Frau. Sie starben und hinterließen eine einzige Tochter, auf welche die tausend Pfund ungefähr um dieselbe Zeit übergingen, als der Squire volljährig wurde und den Besitz seiner Güter antrat. Obgleich er nun den ganzen Familienhaß gegen die Sticktorights geerbt hatte, so lag es doch nicht in seiner Natur, unfreundlich gegen eine arme Waise zu sein, die doch immerhin das Kind eines Hazeldean war. Er erzog daher Jemima mit

so viel Sorgfalt, als ob sie seine Schwester gewesen wäre, legte ihr mütterliches Vermögen auf Zinsen und verwendete von dem baaren Gelde, das sich während seiner Minderjährigkeit angesammelt hatte, so viel dazu, als nöthig war, um ihr Vermögen sammt Zinseszinsen auf viertausend Pfund zu bringen, was die gewöhnliche Mitgift einer Tochter aus dem Hause Hazeldean ausmachte.

Als Miß Jemima volljährig wurde, übergab er ihr diese Summe zu freier Verfügung, damit sie sich unabhängig fühlen und ein wenig mehr von der Welt sehen könnte, als dies in Hazeldean möglich war, sowie, damit sie unter etwaigen Freiern zu wählen hätte, wenn sie sich verheirathen wollte, oder hinreichende Mittel besäße, wenn sie es vorzog, unverheirathet zu bleiben. Miß Jemima hatte sich diese Freiheit einigermassen zu Nutzen gemacht, indem sie gelegentlich Cheltenham oder ähnliche Badeorte besuchte. Allein ihre dankbare Anhänglichkeit an den Squire war so groß, daß sie niemals lange von der Halle entfernt bleiben konnte. Und dies machte ihrem Herzen um so mehr Ehre, als ihr der Gedanke, eine alte Jungfer zu werden, nichts weniger, als angenehm war und es in der Umgegend von Hazeldean so wenig heirathsfähige Männer gab, daß sich ihren Augen keine andere Aussicht darbot, so oft sie zu den Fenstern der Halle hinaus schaute. Miß Jemima war in der That eines der freundlichsten, liebevollsten weiblichen Wesen, und wenn ihr der Gedanke an das Glück der Jungfräulichkeit nicht zusagte, so entsprang dies aus der unschuldigen, ihrem Geschlechte angeborenen Vorliebe für die stillen Freuden

der Heimath und des eigenen Herdes, ohne welche eine Frau, wie schätzbar sie auch sonst sein möge, nicht viel besser ist, als eine Minerva von Bronze. Doch ungeachtet ihres annehmbaren Vermögens und ihres zwar nicht eigentlich schönen, aber angenehmen Gesichtes, welches noch viel hübscher gewesen wäre, wenn sie öfter gelacht hätte, alsdann zeigten sich drei reizende Grübchen, die nicht sichtbar waren, wenn sie sie ernst blieb – ich weiß nicht, lag die Schuld an der Unempfindlichkeit des männlichen Geschlechtes oder an ihrem eigenen allzuwählerischen Geschmacke – genug, Miß Jemima näherte sich bereits den verhängnißvollen Dreißigen und war noch immer Miß Jemima. Kein Wunder also, daß jenes verschönernde Lachen nur noch selten von ihr gehört und daß sie immer mehr in zwei Ansichten bestärkt wurde, welche durchaus nicht geeignet waren, die Lachlust zu reizen – nämlich die Ueberzeugung von einer allgemeinen und fortschreitenden Verderbniß des männlichen Geschlechtes und der entschiedene, traurige Glaube an das nahe Ende der Welt.

Miß Jemima's Begleiter war ein kleines Lieblingshündchen, ein echter Blenheim mit einer Stulpnase. Das Thier war ziemlich betagt und etwas fett. Es saß auf seinen Hinterfüßen und ließ die Zunge heraushängen, wenn es nicht nach Fliegen schnappte. Zwischen Miß Jemima und Kapitän Barnabas Higginbotham bestand eine warme, platonische Freundschaft; er war ebenfalls unverheiratet und hegte dieselbe ungünstige Meinung von deinem Geschlechte, meine werthe Leserin, wie Miß Jemima von

dem unserigen. Der Kapitän war ein Mann von schwächlicher, aber zierlicher Gestalt; je weniger man von seinem Gesichte sagte, desto besser, was er selbst sehr wohl wußte, denn man hörte ihn oft die Ansicht aussprechen, »daß es bei einem Manne vorzüglich auf eine schlanke, vornehme Gestalt und Haltung ankomme.« Kapitän Barnabas stellte zwar nicht entschieden in Abrede, daß das Ende der Welt herankomme, glaubte aber doch, daß er es nicht mehr erleben werde.

Entfernt von den Uebrigen und mit der nachlässigen Miene eines jugendlichen Stutzers blickte Frank Hazelden über eine jener hohen, steifen Halsbinden hinweg, welche damals Mode waren. Er war ein hübscher Knabe, soeben von Eton angekommen, um die Sommerferien zu Hause zuzubringen, stand jedoch gerade in dem ungünstigen Alter, da man der Knabenspiele überdrüssig ist, ohne an den Vergnügungen der Erwachsenen Theil nehmen zu können.

»Es würde mir lieb sein, Frank,« sagte der Squire, der sich plötzlich gegen seinen Sohn umwandte, »wenn du ein wenig mehr Interesse für diejenigen Pflichten zeigtest, welche du mit der Zeit einmal zu erfüllen haben wirst. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß die Güter einst in die Hände eines feinen Herrn fallen sollen, der Alles zu Grunde gehen läßt, anstatt, wie ich, sie hübsch im Stande zu erhalten.« Dabei deutete der Squire auf den Stock.

Master Frank's Auge folgte der Richtung des Rohres, so gut seine Halsbinde es gestattete, und versetzte trocken:

»Ja, Vater; aber wie kam es, daß der Stock so lang im Verfall blieb?«

»Weil man nicht Alles zugleich thun kann,« entgegnete der Squire scharf. »Wenn ein Grundbesitzer achttausend Morgen Land zu übersehen hat, so muß er Eines nach dem Andern vornehmen.«

»Ja wohl,« sagte Kapitän Barnabas. »Ich weiß das aus Erfahrung.«

»Was zum Henker! Sie Erfahrung über achttausend Morgen!« rief der Squire derb.

»Nein – ich sprach von meinen Zimmern in dem Albany Hotel Nr. 3 A. Ich bewohne sie schon seit zehn Jahren, und doch habe ich erst letzte Weihnachten meine japanesische Katze gekauft.«

»Der Tausend,« sagte Miß Jemima, »eine japanesische Katze! Die muß seltsam aussehen. Was ist denn das für ein Geschöpf?«

»Wissen Sie das nicht? Es ist ein Ding mit drei Füßen, in das man die Brodschnitten thut, um sie zu rösten. Ich versichere Sie, daß ich nie daran gedacht hatte, bis mein Freund Cosey, als er eines Morgens bei mir frühstückte, zu mir sagte: ›Higginbotham, wie kommt es, daß du, der gerne Alles so bequem, als möglich hat, keine Katze besitzt?‹ ›Meiner Treu,« sagte ich, ›man kann nicht an Alles zugleich denken.‹ Gerade wie Sie, Squire!«

»Pah!« versetzte Mr. Hazeldean mürrisch. »Ganz und gar nicht, wie ich. Und Sie würden mich sehr verbinden, Vetter Higginbotham, wenn Sie mich ein andermal

nicht wieder bei Besprechung wichtiger Gegenstände unterbrechen wollten, um Ihre Katze in meinen Stock zu stecken. Nun sieht er doch etwas gleich, nicht wahr, Harry? In der That, mir kömmt es vor, das ganze Dorf gewinne ein anständigeres Aussehen. Es ist erstaunlich, wie viel eine solche kleine Verbesserung beiträgt zu dem – zu dem –«

»Reiz einer Landschaft,« ergänzte Miß Jemima mit Sentimentalität.

Der Squire, der diesenSchluß seines Satzes weder annahm, noch verwarf, unterbrach sich plötzlich, ohne die angefangene Rede zu vollenden, indem er sagte:

»Und wenn ich dem Pfarrer Dale Gehör gegeben hätte –«

»So würden Sie sehr weise gehandelt haben,« ließ sich eine Stimme vernehmen, während der Pfarrer selbst sich im Hintergrund zeigte.

»Weise! In der That, Mr. Dale,« rief Mrs. Hazeldean mit Lebhaftigkeit aus, denn sie ahndete den geringsten Widerspruch gegen ihren Herrn und Meister, vielleicht als einen Eingriff in die ihr allein gebührenden Vorrechte – »in der That, wenn man Stöcke braucht, so ist es auch wohl nöthig, sie auszubessern!«

»Recht so! Drauf los, Harry!« rief der Squire kichernd und sich die Hände reibend, als hätte er seinen Dachshund auf den Pfarrer gehetzt; »Nur zu! – Fass' ihn! – Nun, Mr. Dale, was sagen Sie dazu?«

»Gnädige Frau,« versetzte der Pfarrer, welcher es vorzog, seine Erwiderung an die Dame zu richten, – »es gibt

viele Einrichtungen im Lande welche sehr alt sind, verfallen aussehen und von geringem Nutzen zu sein scheinen, die ich aber deshalb doch nicht niederreißen möchte.«

»Sie würden dieselben wahrscheinlich reformiren,« versetzte Mrs. Hazelden zweifelnd und mit einem Blick auf ihren Gatten, als wollte sie sagen: »Er kommt jetzt auf die Politik – das ist deine Sache!«

»Nein, gnädige Frau, das würde ich auch nicht thun,« versetzte der Pfarrer mit Nachdruck.

»Nun, was um's Himmelswillen würden Sie denn sonst thun?« fragte der Squire.

»Ich würde sie bloß in Ruhe lassen,« erwiderte der Geistliche, »Master Frank, es gibt einen lateinischen Grundsatz, den Sir Robert Walpole im Munde zu führen pflegte und den man in die Etoner Grammatik aufnehmen sollte: ›*Quieta non movere.*‹ Wenn etwas ruhig ist, so lasse man es in Ruhe! Ich würde die Stöcke nicht zerstören, weil der Uebelgesinnte daraus den Schluß ziehen könnte, daß er sich ungestraft Vergehungen erlauben dürfe; aber eben so wenig würde ich sie ausbessern, weil es dadurch den Leuten einfallen möchte, hinein zu kommen.«

Der Squire war ein scharfer Politiker der alten Schule, und der Gedanke, daß er mit Ausbessern des Stocks vielleicht revolutionären Grundsätzen Vorschub geleistet habe, war ihm höchst unangenehm.

»Dieses beständige Streben nach Neuerung,« sagte Miß Jemima, plötzlich das düsterste ihrer beiden

Steckenpferde besteigend, ist eines der deutlichsten Anzeichen des herannahenden Untergangs. Wir wollen immer ändern, verbessern und erneuern, während doch in längstens zwanzig Jahren die Welt zerstört sein wird.« Die schöne Sprecherin hielt inne.

»Zwanzig Jahre!« wiederholte Kapitän Barnabas nachdenklich. »Die Versicherungsgesellschaften berechnen das beste Leben selten höher als zu vierzehn.« Er schlug bei diesen Worten mit der Hand auf den Stock und fügte dann seinen gewöhnlichen, trostreichen Schluß hinzu: »Jedenfalls werden wir's nicht mehr erleben, Squire!«

»Vater,« sagte Master Frank mit jenem geheimen Neckgeiste, den er sich in Eton unter andern seinen Talenten angeeignet hatte; »Vater, es hilft jetzt nichts mehr, zu überlegen, ob es wohl gethan war, den Stock erneuern zu lassen, oder nicht; die Frage ist jetzt nur die, wen du wirst hineinstecken können.«

»Ganz richtig,« erwiderte der Squire mit großem Ernste.

»Das ist es eben!« rief der Geistliche traurig aus. »Wenn Sie sich nur das ›*non quieta movere*‹ merken wollten.«

»Werfen Sie mir nicht immer Ihr Latein in's Gesicht, Pfarrer!« rief der Squire zornig; »ich kann Ihnen ebenfalls damit aufwarten.

»Propria quae maribus tribuuntur mascula dicas.

–

As in praesenti, perfectum format in avi!«

»So,« fuhr der Squire fort, indem er sich triumphierend an seine Harry wandte, welche mit der größten Bewunderung diesem beispiellosen Gelehrsamkeitserguß zugehört hatte; »Andere können dieses Spiel auch! Und nun wir Alle den Stock in Augenschein genommen haben, können wir wieder nach Hause gehen und Thee trinken. Wollen Sie uns nicht begleiten und eine Parthie Whist spielen, Dale? Nicht? Zum Henker, Mann, ich habe Sie doch nicht beleidigt? Sie kennen ja meine Weise!«

»Ja wohl, und sie gehört auch zu den Dingen, die ich nicht geändert sehen möchte,« rief der Pfarrer, ihm freudig die Hand haltend. Der Squire schüttelte sie kräftig, und Mrs. Hazeldean beeilte sich, dasselbe zu thun.

»Ach ja, kommen Sie doch,« bat die gnädige Frau. »Ich fürchte, wir sind recht unartig gewesen – in unserer derben Weise. Kommen Sie, lieber, guter Herr Pfarrer, und bringen Sie die arme Mrs. Dale natürlich mit.« Mrs. Hazeldean's Lieblingsbeiwort für die Frau Pfarrerin war *arm*, und zwar aus Gründen, die später erklärt werden sollen.

»Ich fürchte, meine Frau hat wieder ihre bösen Kopfschmerzen; allein ich will Ihre freundliche Einladung ausrichten, und jedenfalls können Sie auf mich zählen.«

»Das ist Recht,« rief der Squire, »in einer halben Stunde also! – Wie geht's dir, kleiner Mann?« setzte er hinzu, indem er Lenny Fairfield's ansichtig wurde, der eben von

einer Bestellung im Dorfe zurückkam und sich respektvoll bei Seite stellte, während er mit beiden Händen seinen Hut abzog. »Halt! Siehst du diesen Stock – eh? Sage allen bösen kleinen Jungen im Orte, sie sollen sich in Acht nehmen, daß sie nicht hineinkommen. Es ist eine arge Schande. Du wirst hoffentlich nie in eine solche Verlegenheit gerathen.«

»Dafür wenigstens will ich stehen,« sagte der Geistliche.

»Und ich auch,« setzte Mrs. Hazeldean hinzu, den Lockenkopf des Knaben streichelnd. »Sag' deiner Mutter, ich werde sie morgen Abend besuchen, um ein wenig mit ihr zu plaudern.«

Die Gesellschaft entfernte sich nun, indeß Lenny stehen blieb und den Stock anstarrte, der ihn seinerseits aus seinen vier großen Augen wieder anstarrte.

Doch Lenny sollte nicht lange allein bleiben. Sobald die Gutsherrschaft fort war, drangen die Leute aus den benachbarten Hütten schüchtern hervor und näherten sich mit Neugierde, Furcht und Verwunderung der Stelle, wo der Stock aufgeschlagen war.

In der That hatte das erneute Auftauchen dieses Ungeheuers – *à propos de bottes*, wie man sagen möchte – bereits unter der Bevölkerung von Hazeldean beträchtliches Aufsehen erregt. Gleich wie die kleinen Vögel alle aus Baum und Busch herbeifliegen und sich um ihren

unheimlichen Feind schaaren, wenn eine Eule sich unerwartet bei hellem Tageslicht blicken läßt, so versammelten sich jetzt die aufgeregten Dorfbewohner um die anstößige, unheilverkündende Erscheinung.

»Wißt Ihr, warum der Squire das Ding hat machen lassen, Gevatter Solomons?« fragte eine mit Kindern reich gesegnete Matrone, die einen Säugling auf ihrem Arme trug, während ein dreijähriges Bürschchen sich an ihrem Rocke festhielt, und ihre mütterliche Hand einen unternehmenden sechsjährigen Knaben zurückhielt, der ein großes Verlangen bezeigte, seinen Kopf in eine der unheimlichen Stocköffnungen zu vertiefen. Aller Augen waren auf einen alten Mann geheftet, der für das Orakel des Dorfes galt und nun, mit den Händen auf seine Krücke sich stützend, bedeutungsvoll den Kopf schüttelte.

»Mag sein,« sagte Gevatter Solomons, »daß einer oder der andere der Jungens die Obstgärten bestohlen hat.«

»Obstgärten« – rief ein großer Bursche, der die Beschuldigung auf sich persönlich zu beziehen schien – »die Blüthe ist ja kaum erst vorüber!«

»Ja, das ist wahr,« versetzte die kinderreiche Frau und athmete freier auf.

»Mag sein,« sagte Gevatter Solomons wieder, »daß Einer von euch Fallen gelegt hat.«

»Wozu?« versetzte ein stämmiger, mürrisch aussehender Junge, den sein Gewissen wahrscheinlich zu einer Erwiderung spornte. »Wozu, da doch jetzt nicht die Jahreszeit ist? Und wenn auch ein armer Mann während der

Heuernte mit einem Hasen in der Tasche gefunden würde, so möchte ich wohl wissen, ob irgend ein Squire in der Welt ihn dafür in den Stock spannen wollte – eh?«

Diese letzte Frage schien entscheidend, und Gevatter Solomons' Weisheit fiel um fünfzig Procent in der öffentlichen Meinung von Hazeldean.

»Mag auch sein,« sagte Solomons diesmal mit einem durchgreifenden Eindruck, der seinen Ruf wieder herstellte – »mag auch sein, daß sich Einige von euch betrunken und wie das liebe Vieh aufgeführt haben.«

Hier trat eine tiefe Stille ein, denn diese Vermuthung fand eine zu allgemeine Anwendung, als daß eine einzelne Erwiderung darauf zu erwarten gewesen wäre. Endlich sagte eine der Weiber mit einem bedeutungsvollen Blick auf ihren Mann: »Gott segne den Squire; wenn es das ist, so wird er manche von uns zu glücklichen Weibern machen!«

Hierauf erhob sich unter dem weiblichen Theile der Versammlung ein fast einstimmiges Beifallsgemurmel, während die Männer das Phänomen mit Blicken betrachteten, als sei für Jeden schon der Strick zugerichtet.

»Oder mag sein,« nahm Gewitter Solomons wieder das Wort, zu dieser vierten Vermuthung durch den Erfolg der vorigen ermuthigt – »mag sein, daß einige von den Weibern einen Spektakel gemacht und ihre Männer ausgeschimpft haben. Ich habe mir sagen lassen, zu meines

Großvaters Zeiten sei der Stock zuerst für die Weiber gemacht worden, und zwar aus Mitleid, weil die alte Mutter Bang von dem Tauchschemel<sup>1</sup> fast den Tod davongetragen hätte. Und Jedermann weiß, daß der Squire ein gutherziger Mann ist. Gott segne ihn!«

»Gott segne ihn!« riefen die Männer aus voller Brust und scharten sich andächtig um den Wunderbau, wie die Heiden der Vorzeit um den Tempel eines Schutzgottes. Allein jetzt erhob sich ein durchdringendes Geschrei unter den Weibern, während sie sich unwillkürlich nach dem Rande des Rufens zurückzogen. Von da aus betrachteten sie Solomons und den Stock mit so funkelnden Augen und deuteten mit so drohenden Geberden auf Beide, daß der Himmel allein weiß, ob von dem Gerüste und dem Manne auch nur noch ein Atom übrig geblieben wäre, wenn die Augen der mit Recht entrüsteten Hazeldeaner Frauen zu beleidigen, wenn nicht zum Glück in diesem kritischen Moment Master Stirn, die rechte Hand des Squires, sich auf dem Platze gezeigt hätte.

Master Stirn war eine sehr gefürchtete Persönlichkeit – gefürchteter, als der Squire selbst, wie denn in der Realität die rechte Hand eines Gutsherrn gefürchteter zu sein pflegt, als sein Kopf. Er flößte um so größere Scheu ein,

---

<sup>1</sup>Ein Stuhl, auf welchen man zänkische Weiber band, um sie unterzutauchen.

als er, wie der Stock, zu dessen Hüter er bestellt war, eine unbestimmte, dunkle Macht besaß und keine eigentliche Stelle auf den Gütern inne hatte. Er war weder Rentmeister; obwohl er Vieles besorgte, was zu dessen Functionen gehörte, noch Amtmann, denn der Squire nannte sich selbst seinen eigenen Amtmann. Gleichwohl säte und pflügte, sammelte und erntete, kaufte und verkaufte Mr. Hazeldean meist so ziemlich, wie Mr. Stirn ihm zu rathen sich herabließ. Er war auch nicht Parkwächter, indem er niemals das Wild erlegte; noch das Jagdrevier beaufsichtigte, und doch war er es immer, der jeden zerbrochenen Zaunpfahl, jedes in der Schlinge gefangene Kaninchen ausfindig machte. Mit einem Worte in Folge von Gewohnheit oder freier Wahl fielen Mr. Stirn alle schwereren Obliegenheiten eines Gutsbesitzers zu. Sollte ein Arbeiter entlassen, ein rückständiger Pachtzins eingetrieben werden, wobei der Squire zum Voraus wußte, daß er sich beschwatzen lassen und der Rentmeister ebenso weichherzig sein würde, als er selbst, so konnte man sicher sein, daß Mr. Stirn das Amt des rächenden *αγγελοζ* oder Boten übernahm, welcher die Schicksalsworte verkündigte, weßhalb er denn auch den Bewohnern von Hazeldean wie die *Saeva Necessitas* des Dichters erschien – eine unbestimmte Verkörperung einer unbarmherzigen, mit Peitsche, Nägeln und Keilen bewaffneten Gewalt. Sogar die unvernünftige Schöpfung fürchtete sich vor Mr. Stirn. Die Kälber wußten, daß er diejenigen unter ihnen bezeichnete, welche man an den Fleischer verkaufen sollte, und drängten sich mit Herzklopfen in einem

Winkel zusammen, wenn sein grimmiger Fußtritt sich hören ließ; die Schweine grunzten, die Enten quackten, die Hennen sträubten ihre Federn und lockten ihre Jungen, wenn Mr. Stirn nahte. Die Natur hatte ihm ihren Stempel aufgedrückt. Es mochte in der That eine Frage sein, ob selbst der große Mr. de Chambray, mit dem Zunamen der Tapfere, ein so furchterregendes Aussehen hatte, wie Mr. Stirn, obgleich das Antlitz des Helden so schrecklich war, daß ein früherer Diener desselben am ganzen Leibe zu zittern begann, als er zwanzig Jahre nach dem Tode seines Herrn dessen Portrait zu Gesicht bekam.

»Donner und Wetter, was treibt ihr denn Alle hier?« rief Mr. Stirn, indem er eine große Fuhrmannspeitsche, die er in der Hand hielt, knallen ließ. »Macht ihr nicht einen Hallo, ihr Weiber, daß der Squire nächstens herausschicken wird, um fragen zu lassen, ob etwa das Dorf in Brand stehe! Macht, daß ihr nach Hause kommt! Ja, es war hohe Zeit, den Stock in Stand zu setzen, wenn ihr sogar unter der Nase eines Friedensrichters lärmt und conspirirt, gerade wie es die französischen Rebellen machten, ehe sie ihrem König den Kopf abschlugen. Mir stehen die Haare zu Berge, wenn ich euch ansehe.«

Aber noch ehe er mit dieser Rede zur Hälfte fertig war, hatte die Menge sich schon nach allen Richtungen hin zerstreut; die Weiber hielten noch immer zusammen, während die Männer nach dem Wirthshause schlichen. Dies waren die wohlthätigen Wirkungen des verhängnißvollen Stocks an dem ersten Tage seiner Auferstehung.

Indeß muß immer Einer der Letzte sein, wenn ein Volkshaufe sich verläuft, und dieses Loos traf diesmal unsern Freund Lenny Fairfield. Er hatte sich mechanisch dem Stocke genähert, um Gevatter Salomons' orakelhafte Aussprüche besser zu vernehmen, und war nicht minder mechanisch bei Mr. Stirn's plötzlichem Erscheinen hinter den Stamm der Ulme gekrochen, welche theilweise den Stock beschattete, in der Hoffnung, daß er dort unbemerkt bleiben werde. Wie festgebannt blieb er niedergekauert, da er es nicht wagte, sich Mr. Stirns Blicken und dem unmittelbaren Bereich seiner Peitsche auszusetzen, als plötzlich das rasche Auge der rechten Hand des Gutsherrn seinen Schlupfwinkel entdeckte.

»Heda, Bursche! Was zum Henker legst du eine Mine, um den Stock in die Lust zu sprengen? Wahrhaftig, gerade wie Guy Fawks und die Pulververschwörung! Was hast du da in deiner spitzbübischen kleinen Faust?«

»Nichts, Sir,« versetzte Lenny, indem er die Hand öffnete.

»Nichts – hm!« brummte Mr. Stirn ärgerlich, und als er nun den Gegenstand seines Mißvergnügens näher betrachtete, erkannte er in ihm den Musterjungen des Dorfes, und eine noch dunklere Wolke als gewöhnlich lagerte sich über seinen Augenbrauen. Denn Mr. Stirn, der sich nicht wenig auf seine Gelehrsamkeit zu gute that, und der ebensowohl seinen Kenntnissen, als seinem Verstande seine gegenwärtige hohe Stellung in der Welt verdankte, wünschte sehnlich, sein einziger Sohn möchte gleichfalls ein Gelehrter werden; allein diesen Wunsch

»Zerstreuten die Götter in leere Luft.«

Master Stirn erwies sich als der ärgste Dummkopf in der Dorfschule, während Lenny der Ruhm und Stolz derselben war, und der Vater des Erstern hegte daher einen sehr natürlichen, fast zu rechtfertigenden Groll gegen den Knaben, der sich das Lob zueignete, welches Mr. Stirn seinem Sohne zugedacht hatte.

»Hm« brummte die rechte Hand, Lenny einen boshafteu Blick zuwerfend; »du bist der Musterjunge des Dorfes, nicht wahr? Nun wohl, Bürschlein! So will ich den Stock hier unter deine Aussicht stellen; du sollst die andern Jungen abhalten, sich drauf zu setzen, den Anstrich abzukratzen, Grübchen zu spielen, oder sonst etwas daran zu verderben. So, nun kennst du deine Verantwortlichkeit, kleiner Knabe! Es ist noch dazu eine große Ehre für deinesgleichen. Wenn irgend etwas Unrechtes geschieht, so werde ich mich an dich halten; verstehst du mich? Nun siehst du, was es heißt, ein Musterjunge zu sein, Master Lenny!«

Bei diesen Worten ließ Mr. Stirn gleichsam als militärische Ehrenbezeugung seine Peitsche über dem Haupte des von ihm zum Viceaufseher ernannten Burschen knallen und schritt dann von hinnen, um ein Paar junge, nichts Schlimmes ahnende Hunde zu besuchen, deren Besitzer er gnädigst versprochen hatte, ihnen noch an demselben Abend Ohren und Schwänze abzuschneiden. Obschon nur wenige Aemter anstößiger sein konnten, als

dasjenige eines Unterstatthalters oder *chargé d'affaire extraordinaire* bei dem Kirchspielstock, und obgleich nichts Lenny Fairfield bei seinen Altersgenossen verhaßter machen konnte, als seine Ernennung zu demselben, so hätte er doch nicht unempfindlich sein sollen gegen den Vorteil seiner Stellung, im Vergleich mit der Lage der beiden armen Geschöpfe, deren Ohren und Schwänze Mr. Stirn keinen besondern Anlaß zur Rache gegeben hatten. Jedem Uebel kann man ein noch größeres entgegenhalten – und es ist ein Glück für kleine Knaben, wie für erwachsene Männer, welchen die Mächtigen der Erde übelwollende Blicke zuwerfen, daß die Majestät des Gesetzes ihre Ohren beschützt, und die gnädige Vorsorge der Natur ihren ersten Voreltern das Recht versagt hat, Schwänze auf sie zu vererben. Wäre dem anders gewesen – wie gerne hätten sich ohne Zweifel Vorgesetzte und Bedrücker der Schwänze als einer bequemen Handhabe bedient; wie viele Fällen würde der Neid ihnen gestellt, wie oft würden die Dornen des Lebens sie zerkratzt und verstümmelt haben: wie viele Vorwände wären erfunden worden, sie zu stutzen und abzuhaueu – bis zuletzt, wie ich fürchte, nur die Schooßhunde des Glückes mit heilem Schwanz das Grab erreicht haben würden!

## ZWÖLFTES KAPITEL.

Der Spieltisch im Salon zu Hazeldean Hall stand längst bereit, obgleich die kleine Gesellschaft noch immer in der tiefen Nische eines mächtigen Erkerfensters verweilte, welche im Umfang einem mittelmäßigen Londoner

Wohnzimmer gleich kam und den großen runden Theetisch mit allem Zubehör in sich faßte. Der schöne Sommermond goß eben seinen Silberglanz auf den grünen Rasen, die Bäume warfen so ruhige Schatten und die Blumen sowohl, als das frisch gemühte Heu, verbreiteten einen so köstlichen Duft, daß es ein Mißbrauch der Prosa des Lebens gewesen wäre, die Fenster zu schließen, die Gardinen herabzulassen und andere Beleuchtung zu verlangen als die Lichter des Himmels – ein Mißbrauch, den selbst Kapitän Barnabas (welcher das Whistspiel als die Arbeit des Stadtlebens und die Erholung des Landlebens betrachtete) vorzuschlagen sich scheute. Die Landschaft draußen zeigte im hellen Mondlichte jene Schönheit, die den Garten altmodischer Landsitze eigenthümlich ist und die dieselben, wenn auch etwas modernisirt, doch immer beibehalten: den sammtgleichen, mit großen Blumenbeeten bestreuten Rasen, zur Linken von spanischem Flieder, Goldregen und Jasmin beschattet und mit Wohlgerüchen erfüllt; rechts über kurzgeschnittene Eibenbäume Ausblicke auf eine grüne Kegelbahn und die weißen Säulen eines unter der Regierung Wilhelms III. in holländischem Geschmack erbauten Sommerhauses; dem Beschauer gegenüber eine Gruppe stiller Cedern, welche den Uebergang bilden in den wellenförmigen, schön bewaldeten Park.

Im Innern zeigte die Scene, von dem ruhigen Schimmer des Mondes beleuchtet, den charakteristischen Wohnplatz eines Geschlechtes, welches in andern Ländern

nicht seines Gleichen hat und leider auch auf dem heimischen Boden mehr und mehr von seiner Eigenthümlichkeit verliert; ich meine das Geschlecht des derben Landedelmannes – nicht des verfeinerten, auf dem Lande lebenden Gutsbesitzers, sondern des Landedelmannes, der allerdings vermöge seiner Bildung über dem bloßen Jäger und Farmer steht, demungeachtet aber noch immer seine ländliche Einfachheit bewahrt. Den Aufenthalt in der alten Halle hat er zwar mit demjenigen im Gesellschaftszimmer vertauscht, und auf dem Tische sieht man statt Foxens Märtyrern und Vaters Chronik Bücher, die nicht über drei Monate alt sind; aber dennoch treffen wir noch manches alte Vorurtheil, das, gleich den Knorren an der heimischen Eiche eher dazu dient, der Maser des Baumes Zierde zu verleihen, als seine Kraft zu beeinträchtigen. Dem Fenster gegenüber erhob sich das hohe Kamin bis zu dem schwerfälligen Kranz der Decke. Die breiten, etwas plumpen Zitzsophas und Kanapees aus der Zeit Georgs III. wechselten mit den hochlehni gen Stühlen einer weit früheren Periode ab, wo die Damen in Reifröcken und die Herrn in Pluderhosen es sich niemals in einer horizontalen Lage bequem gemacht zu haben scheinen. Die Wände von glänzendem Getäfel waren fast ganz mit Familienbildern bedeckt und nur hin und wieder von einer niederländischen Jahrmarktscene oder einem Schlachtstück unterbrochen, welches bewies, daß ein früherer Besitzer in seiner Vorliebe für die Kunst weniger ausschließlich gewesen war. In der Nähe des Kamins befand sich ein offenes Klavier, und ein langer,

niedriger Bücherschrank lächelte nüchtern in's Zimmer hinein. Dieser Schrank enthielt die sogenannte ›Damen-Bibliothek‹, eine Sammlung, welche schon von der Großmutter des Squire's, frommen Angedenkens, begonnen und von seiner Mutter, die mehr Geschmack für leichtere Lectüre gehabt hatte, vervollständigt worden war. Der gegenwärtigen Mrs. Hazeldean verdankte die Bibliothek nur geringen Zuwachs; da sie keine große Freundin vom Lesen war, so begnügte sie sich damit, bei dem Lesezirkel zu abonniren. In diesem weiblichen Bodleianum standen die Predigten, welche Mrs. Hazeldean, die Großmutter, gesammelt, einträchtig neben den Romanen, die Mrs. Hazeldean, die Mutter, angeschafft hatte.

»Mixtaque ridenti fundet colocasia aeantha!«

Freilich waren die Romane, trotz ihrer gefährlich lautenden Titel, wie z. B. ›Die unheilbringende Empfindsamkeit‹ und ›Verirrungen des Herzens‹, doch so harmloser Natur, daß ich zweifle, ob die Predigten gegen ihre nächsten Nachbarn viel einzuwenden gehabt hätten – und das ist Alles, was man von den Besten unter uns erwarten kann.

Ein Papagei, der auf seiner Stange schlummerte – einige Goldfischchen, die in ihrem Glasbehälter fest schliefen – zwei oder drei Hunde auf dem Teppich vor dem Kamin und Flimsey, Miß Jemima's Wachtelhündchen, das wie eine Kugel zusammengerollt auf dem weichsten Sopha lag – Mrs. Hazeldeans Arbeitstisch in einiger Unordnung, als wäre er erst kürzlich benutzt worden – die Chronik

von St. James, welche neben dem Amstuhl des Squire's von einem dreifüßigen Tischchen herunterhing – ein hoher Schirm aus gepreßtem und vergoldetem Leder, der den Spieltisch beschützte – alles Dieses in einem Raume angebracht, der doch nichts weniger als überfüllt schien, bot manchen angenehmen Ruhepunkt für das Auge dar, wenn es sich von dem Anblick der äußern Natur ab- und der Wohnstätte der Menschen zuwandte.

Doch sieh! Kapitän Barnabas, gestärkt durch seine vierte Tasse Thee, hat endlich den Muth gefaßt, Mrs. Hazeldean zuzuflüstern: »Glauben Sie nicht, daß der Pfarrer nachgerade ungeduldig wird nach seinem Rubber?« Mrs. Hazeldean warf einen Blick auf den Geistlichen und lächelte, gab aber dem Kapitän das Zeichen, die Klingel zu ziehen; Lichter wurden hereingebracht, die Vorhänge herabgelassen, und wenige Minuten später hatte sich die Gesellschaft um den Spieltisch versammelt. Die Besten unter uns sind nur Menschen – es ist dies freilich keine neue Wahrheit und doch vergißt man sie jeden Tag. Ich bin überzeugt, daß es Viele gibt, die in diesem Augenblick in ihrem wohlwollenden Herzen denken, daß mein Pfarrer nicht Whist spielen sollte. Alles, was ich darauf zu erwidern habe, ist: »Jeder Mensch hat seine Schooßsünde, und das Whistspiel war diejenige Mr. Dale's. Meine Herren und Damen, welches ist die Ihrige?« In der That will ich auch meinen armen Pfarrer nicht als einen Musterpfarrer aufstellen – es ist genug, in einem Dorfe, das nicht größer ist als Hazeldean, ein Muster zu haben, und diesen Titel hat Lenny Fairfield, wie wir Alle

sehr wohl wissen, sich erworben und die Aufsicht über den Stock als Lohn dafür erhalten. Pfarrer Dale war zwar vor noch nicht allzu langer Zeit, aber doch in einer Periode ordinirt worden, in welcher man es viel leichter mit der geistlichen Würde nahm, als in unsern Tagen. Die ältern Pfarrer spielten ihren Rubber, als ob sich dies ganz von selbst verstünde; die jüngeren gingen auf die Jagd (ich kannte einen Schulmeister, der zugleich Doctor der Theologie war, ein vortrefflicher Mann, dessen Zöglinge den vornehmsten Familien Englands angehörten, und der während der Saison regelmäßig dreimal in der Woche auf die Jagd zu reiten pflegte), und die jüngsten endlich verschmähten es nicht, hin und wieder ein heiteres Lied zu singen, das nicht von David gedichtet war, und Theil an den Rundtänzen zu nehmen, die sicherlich keine Aehnlichkeit mit denjenigen hatten, welche der genannte fromme König vor der Bundeslade auszuführen pflegte.

Bedarf es einer so langen Einleitung, um dich zu entschuldigen, armer Pfarrer Dale, daß du mit so triumphirendem Lächeln gegen deinen Partner eben das Pick-Aß ausspielst? Ich muß gestehen, daß nichts fehlte, was das Unrecht des Pfarrers noch vergrößern könnte. Erstlich spielte er nicht aus christlicher Liebe, blos um Andern einen Gefallen zu erweisen. Nein, das Spiel machte ihm Freude – wirkliche, große Freude; er war mit ganzer Seele dabei. Auch zeigte er sich durchaus nicht so gleichgültig gegen den damit in Verbindung stehenden Mammon, wie es sich für einen christlichen Pfarrer geziemt

hätte. Er sah sehr betrübt aus, wenn er seine Schillinge aus seiner Börse herausholen mußte, und höchst vergnügt, wenn er die Schillinge, die vorher andern Leuten gehört hatten, hineinstecken konnte. Endlich waren, vermöge einer jener Uebereinkünfte, die bei verheiratheten Personen, welche an demselben Tische spielen, gewöhnlich sind, Mr. und Mrs. Hazelden unabänderlich Partner, obschon es kaum schlechtere Spieler geben mochte, als die beiden Leutchen, während Kapitän Barnabas, der in Grahmann's Hotel mit Ehre und Glück gespielt hatte, nothwendig Pfarrer Dale's Partner wurde, der seinerseits besonnen und gut spielte. Beim Lichte betrachtet konnte also kaum von einem ehrlichen Spiel die Rede sein; das Zusammenwirken dieser beiden Spielhelden gegen das unschuldige Ehepäarchen mußte fast als Betrug erscheinen.

Mr. Dale kannte dieses Mißverhältniß der Streitkräfte und hatte deßhalb öfter den Vorschlag gemacht, die Partner zu wechseln oder Marken vorzugeben; allein sein Vorschlag war von dem Squire und seiner Gemahlin stets mit Stolz zurückgewiesen worden, so daß dem Pfarrer nichts übrig blieb, als sein Gewissen mitsammt den zehn Points, die er durchschnittlich gewann, in die Tasche zu stecken.

Das Sonderbarste von der Welt ist die Verschiedenheit, mit welcher das Whistspiel auf die Stimmung der Menschen wirkt. Es ist durchaus kein Prüfstein des Charakters – nicht im Mindesten! Die sanftmüthigsten Leute von der Welt werden oft beim Whist aufbrausend; dagegen habe

ich Personen, die in den gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens wunderlich und zänkisch waren, ihre Verluste beim Whist mit dem Stoicismus eines Epictet ertragen sehen. Dies zeigte sich auch in dem Gegensatze, welchen die Opponenten aus der Halle und aus dem Pfarrhause darboten. Der Squire, der für einen so heftigen Mann galt, wie nur irgend einer in der Grafschaft, war der gutmüthigste Mensch von der Welt, wenn er beim Whist dem sonnigen Gesichte seiner Gattin gegenüber saß. Nie hörte man, daß sich die Beiden ihre ewigen Fehler im Spiel vorwarfen; im Gegentheil lachten sie nur, wenn sie mit vier Honneurs in den Händen die Karten wegwarfen. Das Höchste, was man etwa hörte, war: »Ei, Harry, das war seltsam von dir gespielt. Ho – ho – ho!« Oder »der Tausend! Hazeldean! Du lässest sie drei Stiche machen, während du die ganze Zeit das Aß in der Hand hast! Ha – ha – ha!«

Bei solchen Veranlassungen fand regelmäßig des Squire's ho – ho – ho und Mrs. Hazeldean's ha – ha – ha! ein Echo in Kapitän Barnabas' Munde.

Nicht so der Pfarrer. Das Spiel hatte für ihn ein so lebhaftes, kunstgerechtes Interesse, daß selbst die Fehler seiner Gegner ihn ärgerten. Man mußte hören, wie er mit erhobener Stimme und heftigen Geberden die Spielgesetze erklärte, Hoyle citirte und an alle Gewalten des Gedächtnisses und des gesunden Menschenverstandes appellirte – eine Fluth von Beredtsamkeit entwickelnd, welche die Heiterkeit des Squire's und seiner Gattin nur noch vermehrte.

Während die vier Personen am Spieltische beschäftigt waren, saß Mrs. Dale, welche ihren Gatten, trotz ihrer Kopfschmerzern begleitet hatte, auf dem Sopha neben Miß Jemima oder vielmehr neben Miß Jemima's Flimsey, der bereits die Mitte des Sophas in Beschlag genommen hatte und bei dem bloßen Gedanken an eine Störung zu knurren anfing. Master Frank, der sich allein an einem Tische befand, betrachtete bald seine Schuhe, bald Gilray's Carricaturen, welche seine Mutter zu seiner geistigen Unterhaltung angeschafft hatte. Mrs. Dale fühlte im Grund ihres Herzens viel mehr Zuneigung für Miß Jemima als für Mrs. Hazeldean, vor der sie sich ein wenig fürchtete, obgleich Beide sich schon als Kinder gekannt hatten und sich zuweilen Harry und Carry nannten. Doch gehörten diese vertraulichen Diminutive zu dem Geschlechte der ›Theuersten‹, und die beiden Damen bedienten sich derselben nur etwa zu solchen Zeiten, da sie, wären sie junge Mädchen und die Gouvernante nicht um den Weg gewesen, einander geklopft und gezwickt hätten. Mrs. Dale war noch immer eine sehr hübsche, Mrs. Hazeldean eine sehr schöne Frau. Mrs. Dale malte in Wasserfarben, sang, machte Kartengestelle und Federnhalter und galt für ›eine elegante, talentvolle Frau‹. Mrs. Hazeldean hingegen führte des Squire's Rechnungen, schrieb den besten Theil seiner Briefe, hielt ihr großes Hauswesen in musterhafter Ordnung und galt für eine ›sehr kluge, erfahrene Frau‹. Mrs. Dale hatte Kopfweh und Nerven, Mrs. Hazeldean keines von Beiden. Mrs. Dale sagte: »Harry hat keinen wirklichen Fehler; aber sie ist doch gar zu männlich,«

während Mrs. Hazeldean sich dahin aussprach: »Carry wäre ein ganz gutes Geschöpf, wenn sie ihr geziertes Wesen ablegte.« Mrs. Dale erklärte, Mrs. Hazeldean sei ganz geschaffen zur Frau eines Landedelmanns. Mrs. Hazeldean behauptete dagegen Mrs. Dale hätte niemals einen Pfarrer heirathen sollen. Wenn Carry mit einer dritten Person von Harry sprach, sagte sie stets: »die liebe Mrs. Hazeldean«; kam Harry gelegentlich auf Carry zu reden, so bediente sie sich stets des Ausdrucks: »Die arme Mrs. Dale«. Nun weiß der Leser, warum Mrs. Hazeldean die Pfarrerin ›arm‹ nannte – wenigstens weiß er es so gut wie ich selbst. Denn beim Licht betrachtet gehörte dieses Wort in diejenige Klasse des weiblichen Wörterbuches, welche man ›von unklarer Bedeutung‹ nennen könnte, ähnlich dem Konx Ompax, welches die Forscher nach den eleusinischen Mysterien so sehr verwirrt hat; die Anwendung ist eher in Beispielen darzuthun, als der Sinn sich genau erklären läßt.

»Ihr Hündchen ist in der That ein reizendes Thier, Jemima,« sagte Mrs. Dale, welche eben den Namen Caroline in die Ecke eines Battisttaschentuches stickte. Zugleich rückte sie aber ein wenig mehr nach der Seite, indem sie hinzusetzte: »Er wird doch nicht beißen?«

»Nein, bewahre!« versetzte Miß Jemima und fügte dann vertraulich flüsternd hinzu: »Sie müssen aber nicht von einem *er* sprechen; 's ist eine Dame.«

»So,« entgegnete Mrs. Dale, indem sie sich noch mehr zurückzog, als ob die Enthüllung von dem Geschlecht des

Thieres nicht dazu gedient hätte, ihre Furcht zu vermindern. »Sie dehnen also Ihre Abneigung gegen das männliche Geschlecht selbst auf die Schooßhunde aus. Das heiße ich in der That Consequenz, Jemima!«

*Miß Jemima.* – »Ich hatte früher einmal ein Männchen – einen Mops! Die Race wird jetzt sehr selten. Ich glaubte, er habe mich sehr lieb, denn er schnappte nach Jedermann, außer mir, und ich mußte manchen Kampf für ihn bestehen. Nun wohl, können Sie es glauben – ich hatte einige Zeit bei meiner Freundin, Miß Smilecox, in Cheltenham zugebracht, und da ich wußte, daß William so hitzig ist und so schwere Stiefel trägt, so zitterte ich bei dem Gedanken, was ein Fußtritt für Folgen haben könnte, und ließ daher Buff – dies war sein Name – bei Miß Smilecox.« (Eine Pause.)

*Mrs. Dale* (gelangweilt aufschauend). – »Nun, meine Liebe?«

*Miß Jemima.* – »Sollten Sie es glauben, wenn ich Ihnen sage, daß, als ich nach einer Abwesenheit von bloß drei Monaten nach Cheltenham zurückkehrte, Miß Smilecox mir seine ganze Zuneigung entrissen hatte und das undankbare Thier mich nicht einmal mehr kannte! Und noch dazu ein Mops, von denen man behauptet, daß sie besonders treu seien. Freilich sollten sie es sein, die häßlichen Dinger! Seitdem habe ich nie mehr einen männlichen Hund gehalten. Glauben Sie mir, sie sind Alle gleich herzlose, selbstsüchtige Geschöpfe!«

*Mrs. Dale.* – »Die Möpse? Ja, das glaube ich auch.«

*Miß Jemima* (mit Feuer). – »Die Männer! – Ich sagte Ihnen ja, daß es ein männlicher Hund war.«

*Mrs. Dale* (begütigend) – »Wohl wahr, meine Liebe; aber das Ganze war so durcheinander gemischt!«

*Miß Jemima*. – »Sie haben in den Zeitungen jenen kaltblütigen Bruch eines Eheversprechens gelesen? Und das war noch dazu ein alter Schurke von vierundsechzig Jahren! Aber sie werden durch das Alter um kein Haar besser. Und wenn man bedenkt, daß das Ende alles Fleisches herannaht und daß –«

*Mrs. Dale* (rasch, denn sie zieht *Miß Jemima*'s anderes Steckenpferd diesem vor). – »Ja, meine Liebe! Aber lassen Sie uns von etwas Anderem reden! Mr. Dale hat seine eigenen Ansichten, und es ziemt mir, als Pfarrersfrau« (*Mrs. Dale* lächelt und zeigt dabei ein reizendes Grübchen, aus welchem sie mehr zu machen weiß als *Jemima* aus ihren dreien), »mit ihm übereinzustimmen – das heißt, was die Theologie betrifft.«

*Miß Jemima* (eifrig). – »Aber die Sache ist so klar, wenn Sie nur –«

*Mrs. Dale* (hält ihr scherzend den Mund zu). – »Nein Wort mehr, ich bitte darum! Sagen Sie mir lieber, was halten Sie von dem Miethsmann des Squire in dem Casino? Ist Signor Riccabocca nicht ein interessanter Mann?«

*Miß Jemima*. – »Interessant? Für mich nicht. Interessant? Warum sollte er interessant sein?«

*Mrs. Dale* bleibt stumm und dreht ihr Taschentuch in ihren hübschen weißen Händen herum, als ob sie das R in *Caroline* betrachten wollte.

*Miß Jemima* (halb ärgerlich, halb schmeichelnd). – »Warum sollte er interessant sein? Ich habe ihn kaum je angesehen. Man sagt, er rauche immer und esse nie. Dazu ist er häßlich.«

*Mrs. Dale*. – »Häßlich? Nein. Ein schöner Kopf – fast wie Dante's. Doch was ist Schönheit?«

*Miß Jemima*. – »Sehr wahr! – Was ist Schönheit? Ja, wie Sie sagen, ich glaube, es ist doch etwas Interessantes an ihm. Er sieht melancholisch aus; doch dies hat vielleicht seinen Grund in seiner Armuth.«

*Mrs. Dale*. – »Es ist erstaunlich, wie wenig man die Armuth fühlt, wenn man liebt. Charles und ich, wir waren früher sehr arm – ehe der Squire –« (Mrs. Dale hält inne, blickt nach dem Squire hin und murmelt einen Segenswunsch, dessen Innigkeit ihr Thränen in's Auge ruft.) »Ja, wir waren sehr arm; aber wir fühlten uns dennoch glücklich, und dies war viel mehr meines Gatten Verdienst als das meinige.« (Thränen, einer neuen Quelle entströmend, trübten abermals ihre lebhaften Augen, als die niedliche Frau zärtlich nach ihrem Gatten hinblickte, dessen Stirne in Folge eines Fehlers im Spiele düster umwölkt war.)

*Miß Jemima*. – »Nur die abscheulichen Männer halten das Geld für eine Quelle des Glückes. Ich wäre wohl die Letzte, die einen Mann darum weniger achtete, weil er arm ist.«

*Mrs. Dale*. – »Es nimmt mich Wunder, warum der Squire Signor Riccabocca nicht öfter hierher einladet. Wir finden an ihm einen werthvollen Zuwachs.«

Die Stimme des Squires vom Spieltisch herüber: –  
»Wen sollte ich öfter einladen, Mrs. Dale?«

*Pfarrer* (ungeduldig). – »Kommen Sie, Squire, kommen Sie! Spielen Sie auf meine Carreau-Dame heraus!«

*Squire*. – »Da ist Trumpf – zieh den Stich ein, Mrs. Hazeldean!«

*Pfarrer*. – »Halt, halt! Trumpf auf mein Carreau?«

*Kapitän* (feierlich). – »Der Stich ist eingezogen. Spielen Sie weiter, Squire!«

*Squire*. – »Carreau-König.«

*Mrs. Hazeldean*. – »Mein Himmel, Hazeldean! Du hast ja nicht Farbe bekannt! Ha – ha – ha! Trumpft die Carreau-Dame und spielt darauf den König aus! Das ist mir noch nicht vorgekommen! Ha – ha – ha!«

*Kapitän Barnabas* (im Tenor). – »Ha – ha – ha!«

*Squire*. – »Meiner Seel', 's ist wahr! Ho – ho – ho!«

*Kapitän* (im Baß). – »Ho – ho – ho!«

Die Stimme des Pfarrers wird trotz seiner Anstrengungen durch das Gelächter seiner Gegner und den festen, klaren Ton des Kapitän Barnabas erstickt, welcher ruft:  
»Drei Stiche, die uns gehören! Die Partie ist gewonnen!«

*Squire* (sich die Augen wischend). – »Es ist nicht mehr zu ändern. Harry, gib für mich! – Wen sollte ich einladen, Mrs. Dale?« (Aergerlich werdend.) »Das ist das erste Mal, daß ich die Gastfreiheit von Hazeldean in Zweifel ziehen höre!«

*Mrs. Dale*. – »Mein bester Sir, ich bitte tausendmal um Verzeihung; aber Sie kennen das Sprüchwort: Der Horcher an der Wand –«

*Squire* (rammend, wie ein Bär.) – »Ich höre nichts als Sprüchwörter, seit dieser Monsieur unter uns ist. Wollen Sie die Güte haben, sich deutlicher auszusprechen, Madam!«

*Mrs. Dale* (etwas empfindlich über die rauhe Anrede des Gutsherrn). – »Ich sprach von dem Monsieur, wie Sie ihn zu nennen beliebten, Mr. Hazeldean.«

*Squire*. – »Was? von Rickybocky?«

*Mrs. Dale* (die reine italienische Aussprache versuchend). – »Signor Riccabocca.«

*Pfarrer* (in Verzweiflung seine Karten auf den Tisch werfend). – »Spielen wir Whist oder nicht?«

Der *Squire*, welcher in der Hinterhand ist, wirft den König auf das Coeur-Aß, welches der Kapitän in der Vorderhand ausgespielt hat. Dem Kapitän bleiben noch Dame, Bube und zwei andere Coeur-Karten, sowie vier Trümpfe mit der Dame, aber keine Stechkarte zu den beiden andern Farben. Das Spiel ist also gerade von der Art, daß es, besonders nachdem der Gegner den Coeur-König ausgespielt hat, zweifelhaft wird, ob der Spieler in der Vorhand trumpfen soll oder nicht. Der Kapitän zaudert; er möchte nicht gern seine guten Coeur-Knaben ausspielen, da er überzeugt ist, daß der *Squire* sie trumpfen würde; andererseits mag er aber auch nicht eine frische Farbe anspielen, von welcher er keine Karte hat, mit der er seinen Partner unterstützen könnte. In dieser Verlegenheit beschließt er, wie es einem Militär geziemt, einen kühnen

Ausfall zu machen und Trumpf zu spielen in der Hoffnung, daß sein Partner stark genug ist und er auf diese Weise seine Karten gut anbringen kann.

*Squire* (die Pause benützend, welche durch das Besinnen des Kapitäns verursacht wird). – »Es ist nicht meine Schuld, Mrs. Dale. Ich habe schon vor undenklich langer Zeit Rickybocky zu uns bitten lassen. Aber es scheint, daß ich nicht fein genug bin für solche ausländische Gesellen. Er mag nicht kommen – das ist Alles, was ich weiß.«

*Pfarrer* (entsetzt, da er den Kapitän Trumpf ausspielen sieht, wovon er selbst nur zwei hat, mit denen er in Pique, das bei ihm nur in einer Karte vertreten ist, zu stechen hofft, während er sonst keine Aussicht hat, noch einen Stich zu machen). – »Wahrhaftig, *Squire*, wir thäten besser, das Spiel aufzugeben, als daß Sie meinen Partner auf diese Weise aus dem Concepte bringen! Das ewige Geplapper!«

*Squire*. – »Geduld! wir wollen jetzt ganz ruhig sein, Harry! Was! – Trumpf, Barney! Schönen Dank dafür!«

Und der *Squire* durfte wohl dankbar sein, denn der unglückliche Gegner stößt auf Aß, König, Bube und noch zwei andere Trümpfe. Der Gutsherr sticht die Zehen des Pfarrers mit seinem Buben und spielt dann das Aß und hierauf den König. Nachdem er so alle Trümpfe herausgezogen hat, außer der Dame des Kapitäns und seinen eigenen beiden letzten, spielt er in Pique, wovon der *Pfarrer* nur eine Karte und der Kapitän bloß zwei in der Hand hat, seine Terzmajor ab, zwingt so die Dame heraus und gewinnt die Partie im Galopp.

*Pfarrer* (mit einem Blick auf den Kapitän, der dem majestätischen Antlitze eines Jupiter, wie er im Begriff ist, seinen Donnerkeil zu schleudern, geziemt hatte). – »Das ist vermuthlich die neueste Mode in London – ein solches Spiel! Zu meiner Zeit galt die Regel: Zuerst den Trick machen und dann die Partie zu gewinnen suchen.«

*Kapitän*. – »Da war kein Trick zu machen.«

*Pfarrer* (losbrechend). – »Kein Trick zu machen? Zwei Trümpfe in meiner Hand – zwei Stiche sicher, bis Sie sie herausholten! Abscheulich! Solch übereiltes Trumpfen!« (Er rafft die Karten zusammen, breitet sie mit zitternden Händen und bebenden Lippen auf dem Tische aus und bemüht sich, zu beweisen, daß fünf Stiche von ihm und seinem Partner hätten gemacht werden können (NB., es ist das kleine Whist, welches Kapitän Barnabas in der Halle eingeführt hat), bringt jedoch nur vier heraus, worüber der Kapitän triumphirend lächelt. Der Pfarrer geräth in Leidenschaft und wirft, nichts weniger als überzeugt, die Karten zusammen, sinkt dann in seinen Stuhl zurück und ruft mit fast weinerlicher Stimme) – »Das grausamste Trumpfen! die muthwilligste Grausamkeit!«

*Mr. und Mrs. Hazeldean* (im Chor). – »Ho – ho – ho! – Ha – ha – ha!«

Der Kapitän, welcher diesmal nicht in das Lachen mit einstimmt und an dem fest die Reihe des Ausgebens ist, mischt die Karten für die entscheidende Partie des Rubbers mit solcher Umständlichkeit und Vorsicht, wie etwa Fabius seine Truppen aufgestellt hätte.

Der Squire erhebt sich, um seine Beine zu strecken, und da ihm der Zweifel, der in seine Gastlichkeit gesetzt wurde, auf's Neue in den Sinn kömmt, so ruft er seiner Gattin zu: »Harry! Schreib doch morgen selbst an Ricky-bocky und bitte ihn, zwei oder drei Tage bei uns zuzubringen. Haben Sie's gehört, Mrs. Dale?«

»Ja,« versetzte Mrs. Dale, sich die Ohren zuhaltend, um dem Squire wegen seines lauten Sprechens eine leise Rüge zu geben. »Mein theurer Mr. Hazeldean, bedenken Sie, daß ich arg schwache Nerven habe.«

»Bitt' um Verzeihung,« murmelte der Squire, sich nach seinem Sohne umwendend, welcher, der Carricaturen überdrüssig, den großen Folioband der Grafschaftsgeschichte herbeigeholt hatte, das einzige Buch in der Bibliothek, auf welches der Squire großen Werth legte und das er gewöhnlich in seinem Arbeitszimmer neben den Feld- und Wirthschaftsbüchern unter Schloß und Riegel hielt, heute aber ziemlich ungerne dem Kapitän Higginbotham zu Gefallen in das Gesellschaftszimmer gebracht hatte. Die Higginbothams nämlich gehörten – wie schon der Name deutlich bewies – einer alten sächsischen Familie an, welche früher in der nämlichen Grafschaft Güter besessen hatten, und der Kapitän pflegte während seiner Besuche in Hazeldean Hall regelmäßig um die Erlaubniß zu bitten, in der Grafschaftsgeschichte blättern zu dürfen, da es seinen Augen wohl that und sein Gefühl von der Würde seines alten Geschlechtes auffrischte, wenn er folgende Stelle darin las: »Links von dem Dorfe Dunder, angenehmin einem Thale gelegen, befindet sich Botham

Hall, der Wohnsitz der alten Familie Higginbotham, wie sie jetzt gewöhnlich genannt wird. Indessen geht aus den Grafschaftslisten und verschiedenen alten Urkunden hervor, daß die Familie ursprünglich Higges hieß, bis sie zuletzt, da das Herrenhaus in Botham lag, die Bezeichnung »die Higgen in Botham« annahm, woraus im Verlaufe der Zeit durch die Sprachverderbniß des gemeinen Mannes endlich Higginbotham entstand.«

»Wie, Frank! meine Grafschaftsgeschichte!« rief der Squire. »Mrs. Hazeldean, er hat meine Grafschaftsgeschichte.«

»Nun wohl, Hazeldean; es ist auch an der Zeit, daß er etwas von der Grafschaft kennen lernt.«

»Ja, und von der Geschichte dazu,« setzte Mrs. Dale boshaft hinzu, da ihre üble Laune noch nicht ganz verflogen war.

*Frank.* – »Ich verderbe gewiß nichts daran, Vater! Es interessirt mich gerade etwas.«

*Kapitän* (die Karten zum Abheben hinlegend). – »Du bist gewiß an der Stelle über Botham Hall, Seite 706, nicht wahr!«

*Frank.* – »Nein, ich versuchte ausfindig zu machen, wie weit es bis zu Mr. Leslie's Sitz, Rood Hall, ist. Weißt du es, Mutter?«

*Mrs. Hazeldean.* – »Ich kann es nicht sagen. Die Leslies verkehren sehr wenig mit der Grafschaft und Rood Hall ist sehr abgelegen.«

*Frank.* – »Warum haben sie denn so wenig Verkehr mit der Grafschaft?«

*Mrs. Hazeldean.* – »Ich glaube, sie sind arm und deßhalb wohl auch stolz; denn es ist eine sehr alte Familie.«

*Pfarrer* (mit großer Ungeduld auf den Tisch trommelnd). – »Alte Leier! Was schwatzen Sie da von Ihren alten Familien, während die Karten schon eine halbe Stunde gemischt daliegen!«

*Kapitän Barnabas.* – »Wollen Sie für Ihren Partner abheben, Cousine?«

*Squire* (welcher mit nachdenklicher Miene auf die Fragen seines Sohnes gehört hat. – »Warum möchtest du die Entfernung von Rood Hall kennen?«

*Frank* (etwas zögernd). – »Weil Randal Leslie seine Ferien dort zubringt, Vater.«

*Pfarrer.* – »Ihre Gemahlin hat für Sie abgehoben, Mr. Hazeldean – ich glaube nicht, daß es ganz in der Ordnung war – und mein Partner hat eine Zwei aufgeschlagen – Coeur Zwei. – Haben Sie die Güte, herzukommen und zu spielen – wenn Sie überhaupt noch spielen wollen.«

Der Squire kehrt an den Tisch zurück, und nach wenigen Minuten ist das Spiel durch eine geschickte List des Kapitäns gegen die Hazeldeans entschieden. Die Uhr schlägt zehn und die Bedienten treten mit einem Servirbrett ein. Der Squire zahlt seine und seiner Gattin Verluste, worauf der Kapitän und der Pfarrer sechzehn Schillinge unter sich theilen.

*Squire.* – »Nun werden Sie wohl besserer Laune sein, Pfarrer! Sie gewinnen genug von uns, daß Sie bald einen Wagen und vier Pferde halten können.«

»Pah,« murmelte der Pfarrer, »am Ende des Jahres bin ich doch um keinen Pfennig reicher geworden.«

Und in der That, so unglaublich diese Behauptung auch schien, so war sie doch vollkommen wahr. Der Pfarrer theilte seinen Gewinn in der Regel in drei Häufchen; ein Drittel erhielt Mrs. Dale als ihr eigenes Taschengeld; was aus dem zweiten Drittel wurde, gestand er Niemandem, selbst nicht seiner bessern Hälfte, obschon so viel gewiß war, daß jedes Mal, wenn der Pfarrer sieben Schillinge und sechs Pence gewann, eine halbe Krone ihren Weg in die Armenbüchse fand, ohne daß man sich zu erklären wußte, woher sie kam. Das letzte Drittel behielt der Pfarrer offenermaßen für sich; ich hege jedoch nicht den mindesten Zweifel, daß es am Ende des Jahres ebenso sicher in die Hände der Armen gerathen war, als wenn er es in die Armenbüchse gelegt hätte.

Die Gesellschaft hatte sich jetzt um das Servirbrett versammelt und nach Belieben mit Wein und Wasser oder Wein ohne Wasser gestärkt, ausgenommen Frank, der noch immer die Karte in der Grafschaftsgeschichte studirte, während er den Kopf auf die Hand stützte und mit den Fingern in seinen Haaren wühlte.

»Frank,« sagte Mrs. Hazeldean, »ich habe dich ja noch nie so eifrig studiren sehen.«

Frank fuhr auf und erröthete als schäme er sich des zu vielen Lernens irgend einer Art überführt zu werden.

*Squire* (mit etwas verlegener Stimme). – »Was weißt du denn von Randal Leslie, Frank?«

»Nun, er ist in Eton, Vater!«

»Was ist es für ein Knabe?« fragte Mrs. Hazeldean.

Frank zögerte als ob er sich besänne, und antwortete hierauf: »Er gilt für den Gescheutesten in der Schule; aber er schanzt auch tüchtig.«

»Das heißt mit andern Worten,« sagte der Pfarrer mit dem seinem Stande geziemenden Ernste, »er weiß, daß man ihn auf die Schule geschickt hat, um zu lernen, und deßhalb thut er es. Sie nennen das Schanzen – ich nenne es Pflichterfüllung. Aber mit Vergunst, Squire, wer und was ist dieser Randal Leslie, daß Sie so grimmig aussehen?«

»Wer und was er ist?« wiederholte der Squire mit leisem Stöhnen. »Sie wissen doch, daß Mr. Audley Egerton Miß Leslie, die reiche Erbin, heirathete. Und dieser Knabe ist ein Verwandter von ihr. Ich kann sagen,« setzte der Squire hinzu, »daß er ebenso nahe mit mir verwandt ist, denn seine Großmutter war eine Hazeldean. Allein ich weiß weiter nichts von den Leslie's, als daß Mr. Egerton, der keine eigenen Kinder besitzt, nach dem Tode seiner armen Frau sich des jungen Randal angenommen hat, seine Erziehung bestreitet und, wie ich vermuthe, ihn wohl zu seinem Erben einsetzen wird. Er mag es thun! Frank und ich brauchen, Gott sei Dank, nichts von Audley Egerton!«

»Ich kann mir wohl denken, daß Ihr Bruder großmüthig gegen die Verwandten seiner Frau ist,« sagte der Pfarrer kühn, »denn ich bin überzeugt, Mr. Egerton ist ein Mann von tiefem Gefühl.«

»Was zum Henker wissen denn Sie von Audley Egerton? Ich bezweifle, daß Sie je ein Wort mit ihm gewechselt haben.«

»Doch,« sagte der Pfarrer, die Farbe wechselnd und mit verlegener Miene, »ich hatte einst eine Unterredung mit ihm.« Und als er des Squires Ueberraschung bemerkte, setzte er hinzu: »Ich war damals Pfarrer in Lansmere und es handelte sich um eine traurige Geschichte, die eines meiner Pfarrkinder betraf.«

»Wie! eines Ihrer Pfarrkinder zu Lansmere – einen der Wähler, die Audley Egerton abschüttelte, nachdem ich mir solche Mühe für seine Erwählung gegeben hatte? Seltsam, daß Sie dies noch nie gegen mich erwähnten, Mr. Dale!«

»Mein theurer Sir,« sagte der Geistliche, seine Stimme dämpfend und in dem milden Tone versöhnender Vorstellung, »Sie werden gleich so reizbar, wenn Mr. Audley Egerton's Name nur genannt wird.«

»Reizbar!« rief der Squire, dessen Zorn schon lange gekocht hatte und nun zum Uebersprudeln kam – »reizbar, Sir! das sollte ich wohl glauben! Ein Mann, für den ich gut sagte auf der Wahlbühne, Mr. Dale! – ein Mann, um dessen willen ich ein ›Preisochse‹ genannt und auf öffentlichem Marktplatze ausgepiffen wurde, Mr. Dale! – ein Mann, wegen dessen mit kaltem Blute auf mich geschossen wurde von einem Offizier in seiner Majestät Diensten, der mir eine Kugel in die rechte Schulter jagte, Mr. Dale! ein Mann, der nach all diesem so undankbar

war, den Interessen des Grundbesitzes den Rücken zuzuwenden – der den Muth hatte, abzuläugnen, daß es ein Fehl- und Nothjahr gewesen, in welchem drei meiner besten Pächter zu Grunde gerichtet wurden, Mr. Dale! – ein Mann, Sir, der eine Rede über Geldkurse hielt, über welche ihm Ricardo, ein Jude, seine Bewunderung aussprach! Gütiger Himmel! Sie sind mir ein schöner Pfarrer, der einem Menschen das Wort redet, welcher sich von einem Juden bewundern läßt! Sie müssen feine Ideen vom Christenthum haben. Reizbar, Sir!« Der Squire brüllte jetzt förmlich und mit dem Donner seiner Stimme verband sich nun eine Gewitterwolke auf seiner Stirne von so bedrohlicher Wildheit, daß sie einem Bussy d'Amboise oder einem fechtenden Fitzgerald Ehre gemacht haben würde. »Sir, wenn dieser Mann nicht mein Stiefbruder gewesen wäre, so würde ich ihn gefordert haben. Ich bin seiner Zeit auch fest hingestanden. Ich habe eine Kugel in meiner rechten Schulter davongetragen. Ja gewiß, ich hätte ihn gefordert.«

»Mr. Hazeldean! Mr. Hazeldean! Ich entsetze mich über Sie!« rief der Pfarrer, näherte alsdann seine Lippen dem Ohre des Squires und flüsterte ihm zu: »Welch' ein Beispiel geben Sie Ihrem Sohne? Sie werden sehen, daß er sich nächstens duellirt, und dann haben Sie es bloß sich selbst zuzuschreiben.«

Diese Warnung kühlte Mr. Hazeldean's Zorn, und er versetzte brummend: »Zum Henker, warum mußten Sie

mich auch so in Harnisch bringen?« Dann sank er in seinen Stuhl zurück und begann sich mit seinem Taschentuch Kühlung zu fächeln.

Der Geistliche verfolgte geschickt und schonungslos seinen errungenen Vortheil. »Und da es nun in Ihrer Macht steht, einem Knaben Höflichkeit und Güte zu erweisen, dessen sich Mr. Egerton aus Achtung für das Andenken seiner Gattin angenommen hat, der, wie Sie selbst sagen, mit Ihnen verwandt ist, und der Sie nie beleidigt hat – einem Knaben, dessen Fleiß ihn zu einem vortrefflichen Gefährten für Ihren Sohn machen würde – Frank« (hier erhob der Pfarrer seine Stimme) »nicht wahr, Sie wünschen wohl den jungen Leslie zu besuchen und haben deshalb die Karte der Grafschaft so aufmerksam studirt?«

»Allerdings,« antwortete Frank etwas schüchtern, »wenn mein Vater nichts dagegen hat. Leslie ist sehr freundlich gegen mich gewesen, obgleich er schon in der sechsten Klasse und fast immer der Erste in der ganzen Schule ist.«

»Ah,« sagte Mrs. Hazeldean, »die fleißigen Schüler halten immer zusammen, und obgleich du dir's in den Ferien recht wohl sein lässest, so bin ich doch überzeugt, Frank, daß du in der Schule sehr fleißig bist.«

Mrs. Dale öffnete ihre Augen weit und schaute verwundert auf.

Mrs. Hazeldean gab diesen Blick mit großer Lebhaftigkeit zurück und sagte, indem sie den Kopf in die Höhe warf – »Ja wohl, Carry, wenn Sie auch meinen Frank

nicht für klug halten, so sind doch seine Lehrer anderer Meinung. Er hat im letzten Semester einen Preis gewonnen. Blicke doch auf, mein Sohn! Jenes schöne Buch, Frank – wofür hast du es erhalten?«

*Frank* (mit Widerstreben). – »Für die Verse, Mutter!«

*Mrs. Hazeldean* (triumphirend). – »Verse! Hören Sie's, Carry – Verse!«

*Frank* (schnell einfallend). – »Ja, aber Leslie hatte sie mir gemacht.«

*Mrs. Hazeldean* (zurückfahrend). – »O Frank! einen Preis für eine Arbeit, die ein Anderer für dich gemacht hatte! – das war schlecht!«

*Frank* (aufrichtig). – »Du kannst dich nicht mehr darüber schämen, als ich mich schämte, da ich den Preis erhielt.«

*Mrs. Dale* (obgleich vorhin gereizt durch Harry's schnippisches Wesen, läßt jetzt der Großmuth die Oberhand über ihre Verstimmung). – »Um Vergebung, Frank! Ihre Mutter darf jetzt eben so stolz auf Ihre Offenheit sein, als sie es vorhin auf den Preis gewesen.«

*Mrs. Hazeldean* schlingt ihren Arm um Frank's Nacken, lächelt *Mrs. Dale* zu und plaudert leise mit ihrem Sohn über Randal Leslie. Miß *Jemima* nähert sich jetzt *Carry* und sagt zu ihr bei Seite: »Aber wir vergessen den armen *Mr. Riccabocca*. *Mrs. Hazeldean*, obgleich sie das beste Geschöpf von der Welt ist, hat eine so derbe Weise, die Leute einzuladen! Wäre es nicht besser, wenn Sie ein Wörtchen mit ihm sprächen, *Carry*?«

*Mrs. Dale* (sich in ihren Shawl hüllend, mit freundlichem Ton). – »Wie wäre es, wenn Sie selbst ein Billetchen schrieben? Inzwischen werde ich ihn ohne Zweifel wohl auch sehen.«

*Pfarrer* (seine Hand auf die Schulter des Squires legend). – »Sie vergeben mir doch meine Unbescheidenheit, mein theurer Freund? Sie wissen ja, wir Geistliche nehmen uns arge Freiheiten heraus mit Leuten, die wir schätzen und lieben, wie ich Sie schätze und liebe.«

»Pfui,« sagte der Squire, aber wider seinen Willen spielte das gewohnte herzliche Lächeln um seinen Mund. »Sie setzen immer durch, was Sie sich vornehmen, und so wird wohl Frank hinüberreiten müssen zu dem Liebling meines –«

»*Bruders*,« ergänzte der Pfarrer den Satz, indem er das süße Wort in einem so süßen Ton aussprach, daß der Squire den Geistlichen nicht zu verbessern wagte, wie er sich selbst hätte verbessern wollen.

Mr. Dale schickte sich zum Fortgehen an; als er jedoch an Kapitän Barnabas vorbei ging, verwandelte sich der wohlwollende Ausdruck seines Gesichtes auf eine traurige Weise.

»Das grausamste Trumpfen, Kapitän Higginbotham!« sagte er finster und schritt majestätisch weiter.

Die Nacht war so schön, daß der Pfarrer und seine Frau sich veranlaßt sahen, noch einen kleinen Umweg durch das Gehölz zu machen.

*Mrs. Dale*. – »Ich denke, ich habe diesen Abend ein gutes Stück Arbeit vollbracht.«

*Pfarrer* (sich aus einer Träumerei aufraffend). – »Wirklich, Carry! Das Taschentuch wird gewiß sehr hübsch werden.«

*Mrs. Dale.* – »Taschentuch! Unsinn, mein Lieber! Glaubst du nicht, daß es ein großes Glück für Beide wäre, wenn Jemima und Signor Riccabocca zusammenkommen könnten?«

*Pfarrer.* – »Zusammenkommen?«

*Mrs. Dale.* – »Nun ja doch – ich meine, wenn ich eine Partie zu Stande bringen könnte.«

*Pfarrer.* – »Das wird schwer halten. Ich glaube, Riccabocca wird nicht nur Jemima, sondern auch dir gewachsen sein.«

*Mrs. Dale* (mit stolzem Lächeln). – »Nun, wir werden sehen. Betrug nicht Jemima's Vermögen viertausend Pfund?«

*Pfarrer* (wieder in sein voriges Nachdenken versunken, erwidert träumerisch). – »Ja, ja – ich glaube wohl.«

*Mrs. Dale.* – »Und sie muß sich inzwischen noch etwas Hübsches erspart haben. Sie hat gewiß jetzt nahezu sechstausend Pfund. Aber mein bester Charles, du bist in der That so – Gütiger Himmel! was ist das?«

Als Mrs. Dale diesen Schreckensruf ausstieß, waren sie eben aus dem Gebüsch auf den Dorfrasen getreten.

*Pfarrer.* – »Was hast du denn?«

*Mrs. Dale* (ihren Gatten heftig in den Arm kneipend). – »Das Ding dort – dort!«

*Pfarrer.* – »Nichts, als der neue Stock, Carry; es wundert mich übrigens nicht, daß du davor erschrickst, denn

du bist eine sehr verständige Frau. Ich wollte nur, der Squire würde auch davor erschrecken!«

### DREIZEHNTES KAPITEL.

Ein Brief, angeblich von Mrs. Hazeldean, an A. Riccabocca *Esquire*, in dem Casino; in der That aber verfaßt und geschrieben von Miß Jemima Hazeldean.

Mein theurer Sir!

Für ein fühlendes Herz muß es immer schmerzlich sein, Jemanden betrübt zu haben, und obgleich es sicherlich nicht Ihre Absicht war, so haben Sie Mr. Hazeldean und mir, so wie überhaupt unserm *ganzen* kleinen Familienkreise dennoch *sehr wehe* gethan, indem Sie so *grausam* unsere Versuche vereitelten, mit einem Manne, den wir so innig *hochschätzen*, näher bekannt zu werden. Haben Sie die Güte, werther Sir, uns *ehrenhafte Genugthuung* zu gewähren und uns auf einige Tage in der Halle das *Vergnügen* Ihrer Gesellschaft zu schenken! Dürfen wir Sie nächsten Sonnabend erwarten? Wir speisen um sechs Uhr.

Mr. und Miß Jemima Hazeldean lassen sich Ihnen bestens empfehlen.

Mit ausgezeichnete Hochachtung Ihre ergebene *H. H.*  
Hazeldean Hall.

Nachdem Miß Jemima diese Zeilen, deren Abfassung Mrs. Hazeldean ihr gerne überlassen, sorgfältig gesiegelt hatte, begab sie sich selbst in den Hof hinab, um dem Reitknecht gemessenen Befehl zu ertheilen, daß er auf

Antwort warten müsse. Während sie ihm jedoch die nöthigen Anweisungen gab, kam Frank, der sich mit mehr als gewöhnlicher Stutzerhaftigkeit zu seinem Ritte herausgeputzt hatte, gleichfalls herunter, ließ sein Pony vorführen und befahl dann demselben Reitknecht, mit welchem Jemima eben gesprochen, und der ein schmucker Bursche war, den Grauschimmel zu satteln, um ihn zu begleiten.

»Nein, Frank,« wendete Miß Jemima ein, »Georg kann nicht mit dir ausreiten. Er hat eine Bestellung für deinen Vater zu besorgen. Du kannst Mat mitnehmen.«

»Warum nicht gar, Mat!« brummte Frank, nicht ohne Ursache ärgerlich über diese Zumuthung; denn Mat war ein sauertöpfischer alter Bursche, der ein höchst anstößiges Halstuch trug und es immer so einzurichten wußte, daß auch seine besten Stiefel geflickt erschienen; überdies nannte er Frank stets ›Master‹ und weigerte sich hartnäckig, bergab im Trab zu reiten. »Matt das fehlte mir noch! Mat kann den Auftrag besorgen und Georg mit mir ausreiten.«

Allein Miß Jemima hatte gleichfalls ihre Gründe, Mat zu verwerfen. Unterthänigkeit war nicht eben Mat's schwache Seite; er zeigte im Gegentheil ächt englische Unabhängigkeit in allen Häusern, in welchen man ihn nicht einlud, sich im Bedientenzimmer mit Bier zu erfrischen. Mat war fähig, Signor Riccabocca zu beleidigen und Alles zu verderben. Es erfolgte jetzt ein lebhafter Wortwechsel, der plötzlich durch das Erscheinen des Squires und seiner Gattin unterbrochen wurde, welche

im Begriff waren, in ihrem bekannten Cabriolet nach der nächsten Stadt zu fahren. Die Sache wurde von den streitenden Parteien dem natürlichen Schiedsrichter zur Entscheidung vorgetragen.

Der Squire blickte mit großer Verachtung auf seinen Sohn.

»Wozu brauchst du denn überhaupt einen Reitknecht? Fürchtest du etwa, von deinem Pony herunter zu fallen?«

*Frank.* – »Nein, Vater; aber ich möchte als Edelmann auftreten, wenn ich einen Edelmann besuche.«

*Squire* (in großem Zorn). – »Ha, du alberner Laffe! Ich denke, ich bin jeden Tag so gut ein Edelmann, als du, aber ich möchte wissen, wann du mich je zu einem Besuche in der Nachbarschaft mit solch' einem klingelnden Burschen an meiner Ferse hast ausreiten sehen – wie jener geckenhafte Emporkömmling Ned Spankie, dessen Vater eine Baumwollenspinnerei hatte. Zum ersten Mal höre ich, daß ein Hazeldean eine Livree für nöthig hält, um seine adlige Abkunft zu beweisen!«

*Mrs. Hazeldean* (welche bemerkt, daß Frank erröthet und im Begriff steht, eine heftige Antwort zu geben). – »Still, Frank! Keine Widerrede gegen deinen Vater! – Du willst also Mr. Leslie besuchen?«

»Ja, Mutter, und ich bin meinem Vater sehr dankbar, daß er es mir erlaubt,« sagte Frank, des Squires Hand ergreifend.

»Gut! Aber Frank,« fuhr Mrs. Hazeldean fort. »ich denke, du hast gehört, daß die Leslies sehr arm sind?«

*Frank.* – »Nun wohl, Mutter!«

*Mrs. Hazeldean.* – »Und möchtest du Gefahr laufen, den Stolz eines Edelmannes zu kränken, der von gleich guter Geburt ist, wie du, indem du deinen Reichthum vor ihm zur Schau trägst?«

*Squire* (mit großer Bewunderung). – »Harry! Zehn Pfund wollte ich darum geben, wenn ich das gesagt hätte!«

*Frank* (die Hand des Squires loslassend, um diejenige seiner Mutter zu ergreifen). – »Du hast Recht, Mutter! nichts könnte gemeiner sein.«

*Squire.* – »Gib mir nochmal deine Pfote, Junge; du gibst am Ende doch noch einen Span vom alten Block!«

Frank lächelt und geht zu seinem Pony.

*Mrs. Hazeldean* (zu Miß Jemima). – »Ist dies das Billet, welches du für mich schreiben wolltest?«

*Miß Jemima.* – »Ja, und da ich dachte, es liege dir nichts daran, es zu sehen, so habe ich es schon gesiegelt und Georg gegeben.«

*Mrs. Hazeldean.* – »Aber Frank kömmt auf seinem Wege zu den Leslies an dem Casino vorbei. Es wäre vielleicht artiger, wenn er den Brief selbst überbrächte.«

*Miß Jemima* (zweifelnd). – »Meinst du?«

*Mrs. Hazeldean.* – »Ja gewiß. Frank – Frank – wenn du am Casino vorüber kömmt, so mache einen kurzen Besuch bei Mr. Riccabocca, gib ihm dieses Billet und sage ihm, daß es uns herzlich freuen würde, wenn er kommen wollte.«

Frank nickt mit dem Kopfe.

»Halt!« ruft der Squire, »wenn Rickybocky zu Hause ist, so wette ich darauf, daß er dir ein Glas Wein anbietet. Aber merke dir, es ist schlimmer, als wenn er dich auf die Folter spannen wollte. Pfui! Erinnerst du dich noch, Harry? Ich glaubte, es wäre aus mit mir.«

»Ja,« erwidert Mrs. Hazeldean, »um's Himmels Willen keinen Tropfen! Wein! Schöner Wein das!«

»Sprich mir nicht davon!« ruft der Squire, das Gesicht verziehend.

»Ich werde mich in Acht nehmen, Vater!« sagt Frank, indem er lachend im Stall verschwindet. Miß Jemima folgt ihm dahin, um ihn wieder zu versöhnen, und führt mit ihren Ermahnungen, doch ja recht artig gegen den armen fremden Herrn zu sein, so lange fort, bis Frank den Fuß in den Steigbügel setzt. Der Pony, welcher wohl weiß mit wem er zu thun hat, bäumt sich – gleichsam als Vorbereitung – zuerst ein wenig und sprengt dann im Galopp zum Hof hinaus.

## ZWEITES BUCH.

### EINLEITUNGS-KAPITEL

unterrichtet den Leser, wie es kommt, daß dieses Werk Einleitungskapitel hat.

»Es unterliegt keinem Zweifel,« sagte mein Vater, »daß du jedem Hauptabschnitt deines Werkes – magst du ihn nun Buch oder Theil nennen – ein Einleitungskapitel vorausschicken solltest.«

*Pisistratus.* – »Warum sollte dies keinem Zweifel unterliegen, Vater?«

*Mr. Caxton.* – »Fielding stellt es als eine unerläßliche Regel auf, die er durch sein Beispiel bekräftigt; und Fielding war ein kunstgerechter Schriftsteller, welcher wohl wußte, was er that.«

*Pisistratus.* – »Erinnerst du dich der Gründe, welche er dafür angibt, Vater?«

*Mr. Caxton.* – »Gewiß. Fielding sagt zwar sehr richtig, daß er nicht verbunden sei, seine Gründe anzugeben, allein er thut es dennoch hin und wieder, und ich verweise dich in Betreff derselben auf Tom Jones. Nur so viel will ich bemerken, daß einer dieser Gründe, und zwar ein ganz unumstößlicher, derjenige ist, daß der Leser dadurch in jedem Theil oder Buch den Vortheil hat, mit der vierten oder fünften, anstatt mit der ersten Seite beginnen zu können, ›ein Umstand von nicht geringer Bedeutung‹, sagt Fielding, ›für Leute, welche die Bücher nur lesen, um sagen zu können, daß sie sie gelesen haben; und dieses Motiv ist ein viel allgemeineres, als man gewöhnlich glaubt, und findet nicht blos bei juridischen Werken und Andachtsbüchern Anwendung, sondern ist auch nicht selten die Veranlassung, daß Homer und Virgil, Swift und Cervantes durchblättert werden.‹ »So,« rief mein Vater triumphirend, »ich wette einen Schilling gegen zwei Pence, daß ich die Stelle wortgetreu citirt habe.«

*Mrs. Caxton.* – »Der Tausend! Das wäre ja nichts Anderes, als Ueberschlagen. Ich begreife nicht, welchen Vortheil es haben kann, ein Kapitel zu schreiben, nur damit es nicht gelesen werde.«

*Pisistratus.* – »Ich auch nicht.«

*Mr. Caxton* (dogmatisch). – »Es ist die Ruhe in dem Bilde – Fielding nennt es den ›Contrast‹.« (Noch dogmatischer). »Und ich sage, meine Behauptung kann gar keinem Zweifel unterliegen. Ueberdies,« setzte mein Vater nach einer Pause hinzu, »gibt dieser Gebrauch Veranlassung, auseinanderzusetzen, was voraus gegangen ist, oder auf das Kommende vorzubereiten, oder aber da Fielding mit Recht behauptet, daß für diese Art historischer Werke einige Gelehrsamkeit nothwendig sei, bietet ein solches Einleitungskapitel eine passende Gelegenheit, mit Leichtigkeit und Natürlichkeit solch' angenehmen Zierrath einzuflechten. Auf jedem Treppenabsatze kannst du als Ruhepunkt für das Auge eine Urne oder Statue anbringen, sowie außerdem, wenn du Lust hast, geeignete Haltpunkte für das Nachdenken und auf diese Weise die Anlage des Werkes vervollständigen, das ein bloßes Ammenmärchen wäre, wenn es nicht auch einen allgemeinen Ueberblick über die Gedanken und Handlungen der Menschheit in sich faßte.«

*Pisistratus.* – »Aber in diesen Einleitungskapiteln drängt sich der Autor selbst zu sehr in den Vordergrund; und gerade wenn der Leser etwas von den *dramatis personae* erfahren möchte, steht man plötzlich dem Dichter gegenüber.«

*Mr. Caxton.* – »Pah! Dem läßt sich leicht ausweichen. Ahme den Chor des griechischen Schauspiels nach und fülle die Zwischenräume der Handlung dadurch aus, daß du ihm sagen lässest, was der Schriftsteller sonst in Person sagen würde.«

*Pisistratus* (schlau). – »Das ist ein guter Gedanke, Vater! Und ich habe bereits einen Chor und einen Chorführer dazu im Auge.«

*Mr. Caxton* (arglos). – »Aha! Du bist nicht so einfältig, als du dir den Anschein geben willst; und selbst, wenn ein Schriftsteller sich ein wenig vordrängte – was wäre dagegen einzuwenden? Es ist bloße Ziererei, vorauszusetzen, daß ein Buch in die Welt kommen könne ohne Verfasser. Jedes Kind hat einen Vater – einen Vater zum Wenigsten, wie der große Condé in seinem Gedichte sagt.«

*Pisistratus.* – »Der große Condé ein Dichter? Davon habe ich nie etwas gehört!«

*Mr. Caxton.* – »Ich sage auch nicht, daß er ein Dichter war, aber er sandte ein Gedicht an Madame de Montpensier. Neidische Kritiker behaupten, er habe es von einem Andern schreiben lassen und ihn dafür bezahlt; allein warum sollte denn ein großer Feldherr nicht auch ein Gedicht zu Stande bringen können – wenn auch nicht gerade ein sehr schönes? Was meinst du, Roland, ob wohl der Herzog sich je versucht hat in ›Stanzen‹ an Maria oder in ›Versen auf einen schlummernden Säugling‹?«

*Kapitän Roland.* – »Austin, ich schäme mich deiner! Freilich konnte der Herzog Gedichte machen, wenn es ihm beliebte – Gedichte in dem Charakter des großen

Condé, das heißt kriegerische, heroische Gedichte – darauf wollt' ich wetten. Laß doch hören!«

*Mr. Caxton* (declamierend). –

»Telle est du ciel la loi sévère  
Qu'il faut qu' un enfant at un père;  
On dit même quelquefois  
Tel enfant en a jusqu' à trois.«

*Kapitän Roland* (mit Abscheu). – »Solches Zeug hätte Condé geschrieben? Das glaube ich nicht!«

*Pisistratus*. – »Aber ich, und ich mache mir die Citation zu Nutzen – du und Roland, ihr sollt Beide Vater meines Kindes sein, so gut wie ich.

Tel enfant en a jusqu' à trois.«

*Mr. Caxton* (feierlich). – »Ich lehne die Vaterschaft ab; nur was hin und wieder eine gesunde kleine Züchtigung anbelangt, so habe ich nichts dagegen, die Pflicht eines Vaters zu erfüllen.«

*Pisistratus*. – »Angenommen! Hast du bis jetzt etwas gegen das Kind einzuwenden?«

*Mr. Caxton*. – »Es ist noch im Flügelkleide; warten wir, bis es gehen kann!«

*Blanche*. – Aber sage mir doch bitte, wen du zu deinem Helden machen willst? Und soll Miß Jemima deine Heldin werden?«

*Kapitän Roland*. – »Es steckt ein Geheimniß hinter –«

*Pisistratus* (hastig). – »Bst, Onkel! Laß die Katze noch nicht aus dem Sack. – Hört nun weiter. Ich verließ Frank Hazeldean auf dem Wege nach dem Casino.«

ZWEITES KAPITEL.

»Dies ist ein hübscher, anmuthiger Platz,« dachte Frank, als er die Pforte öffnete, die durch die Felder nach dem Casino führte, welches mit seinen Gypspilastern ihm freundlich entgegenlächelte. »Allein mich wundert, daß mein Vater, der doch sonst so pünktlich ist, den Fahrweg so voll Löchern und Unkraut läßt. Der fremde Monsieur empfängt, wie es scheint, nicht viele Besuche.«

Als jedoch Frank in die Nähe des Hauses kam, fand er keine Ursache, sich über Mangel an Ordnung zu beklagen; es war Alles in bestem, zierlichstem Stande gehalten. Frank schämte sich der Hufspuren, welche sein Pony in dem glatten Sandwege zurückließ; er stieg daher ab, band das Thier an das Pförtchen und ging zu Fuß auf die Glasthüre an der Vorderseite des Gebäudes zu

Er zog einmal, zweimal an der Klingel, allein es kam Niemand; die alte Magd, welche ziemlich harthörig war, befand sich gerade hinten im Hofe, um nach Eiern zu suchen, die ein ungezogenes Hahn den Küchenzwecken entzogen haben mochte, und Jackeymo fischte nach Stichlingen und Elritzen, die im Verein mit den Eiern dazu dienen sollten, ihm und seinem Herrn Leib und Seele zusammenzuhalten. Die alte Magd bezog seit einiger Zeit ein Kostgeld – zum Glück für sie! Frank klingelte zum drittenmale und jetzt mit dem ganzen Ungestüm seines Alters. Nun endlich zeigte sich Jemand in dem Belvedere auf der Terrasse.

»*Diavolo!*« sprach Doctor Riccabocca bei sich selbst. »Junge Hähne krähen laut auf ihrem eigenen Düngerhaufen; dies muß wohl ein Hahn von besonders edler Race sein, daß er auf demjenigen eines Andern solchen Lärm aufschlägt!«

Mit diesen Worten schlenderte er aus dem Pavillon und stand plötzlich vor Frank in einem Schlafrock von schwarzer Sarsche und eine rothe Mütze auf dem Kopfe, wodurch er einem Zauberer nicht unähnlich sah, während eine Rauchwolke seinen Lippen entströmte – der letzte Trostzug, den er gethan, ehe er die Pfeife bei Seite legte. Frank hatte zwar den Doctor schon früher gesehen, aber noch nie in diesem Kostüm eines Gelehrten, und er war daher einigermaßen betroffen, als er sich umwandte und ihn plötzlich neben sich erblickte.

»*Signorino* – junger Herr,« sagte der Italiener, indem er mit seiner gewohnten Höflichkeit die Mütze abnahm, »entschuldigen Sie die Nachlässigkeit meiner Dienerschaft – ich schätze mich glücklich, Ihren Befehl entgegenzunehmen.«

»Doctor Rickybocky?« stammelte Frank, verwirrt durch diese höfliche Anrede und die tiefe, jedoch würdevolle Verbeugung, womit sie begleitet war. »Ich – ich bringe Ihnen ein Billet von der Halle. Mamma – ich wollte sagen, meine Mutter – und Tante Jemima lassen sich bestens empfehlen und hoffen, daß Sie kommen werden, Sir.«

Der Doctor nahm das Billet mit einer zweiten Verbeugung in Empfang, öffnete die Glasthüre und forderte Frank zum Eintreten auf. Der junge Herr war schon im

Begriff, mit der gewöhnlichen Ungenirtheit eines Schulknaben die Einladung abzulehnen, weil er Eile habe; allein Doctor Riccabocca's würdevolles Wesen flößte ihm Ehrfurcht ein, während ein Blick in die Halle seine Neugierde erregte, weßhalb er stillschweigend der Einladung Folge leistete.

Die Halle, welche die Form eines Achtecks hatte, war ursprünglich in Fachwerk getäfelt gewesen, und der Italiener hatte die einzelnen Fächer mit Landschaften ausgeschmückt, welche in dem warmen, sonnigen Lichte seines Heimathlandes erglänzten. Frank war kein Kunstkennner; allein er fühlte sich gleichwohl seltsam gefesselt durch die dargestellten Szenen, welche insgesamt einen wirklichen oder eingebildeten See zeigten – dunkelblaues, glänzendes Wasser, in dem sich ein reiner, tiefblauer Himmel spiegelte. Auf dem einen Bilde führten Stufen nach dem See hinunter, an dessen Ufer sich eine heitere Gruppe belustigte; auf einem andern warf der Sonnenuntergang einen rosigen Schimmer über eine stattliche Villa oder einen Palast, in dessen Hintergrunde die Alpenkette sichtbar war, während zu beiden Seiten lange Rebengelände sich hinzogen und auf den Wellen kleine Boote schaukelten. Kurz, in allen acht Fächern bewahrte die Landschaft bei aller Mannigfaltigkeit im Einzelnen doch denselben Charakter – gleich als ob hier irgend ein Lieblingsaufenthalt abgebildet worden wäre. Der Italiener zeigte jedoch keine Neigung, seine Kunstwerke zu erklären, sondern schritt Frank voran durch

die Halle, öffnete die Thüre seines gewöhnlichen Wohnzimmers und bat ihn, einzutreten. Frank that es ziemlich ungerne und setzte sich mit ungewohnter Schüchternheit auf die Ecke eines Stuhls. Allein auch hier zogen bald neue Proben von Doctor Riccabocca's Geschicklichkeit seine Aufmerksamkeit auf sich. Das Zimmer war ursprünglich tapezirt gewesen; Riccabocca hatte jedoch Leinwand darüber gespannt und verschiedene satyrische Bilder darauf gemalt, welche durch Einfassungen, aus phantastischen Arabesken bestehend, von einander getrennt waren. Hier schob Cupido einen Schubkarren, mit Herzen gefüllt, die er an einen häßlichen alten Burschen mit einem Geldsacke in der Hand – wahrscheinlich Plutus vorstellend – zu verhandeln schien. Dort sah man Diogenes mit der Laterne in der Hand, von Kindern verhöhnt und von kläffenden Hunden verfolgt, über den Marktplatz gehen, um einen ehrlichen Menschen zu suchen. An einer andern Stelle steckte ein Löwe zur Hälfte in einer Fuchshaut, während ein Wolf im Schafskleide sich freundschaftlich mit einem jungen Lamme unterhielt. Dort streckten schnatternde Gänse ihre Halse aus dem römischen Kapitol, während in der Entfernung die trotzigten Angreifer in größter Eile davonliefen. Kurz, in jedem dieser seltsam gefaßten Felder war irgend ein beißender Sarkasmus symbolisch dargestellt; nur in dem Bilde über dem Kamin erblickte man einen ernsteren und rührenderen Gegenstand. Es zeigte einen Mann im Pilgergewande, der mit feinen, aber unzählbaren Banden

an die Erde gefesselt war, während man ein geisterhaftes Abbild seines Ichs, seinen Schatten, in die Ferne entschweben sah. Darunter standen die pathetischen Worte des Horaz: –

Patriae quis exul  
Se quoque fugit?

(»Kann ein aus dem Vaterlande Entflohener auch ebenso sich selbst entfliehen?«) Das Zimmer war äußerst einfach, fast ärmlich möblirt; allein die Möbel waren so gestellt, daß das Gemach einen Anstrich von Geschmack und Eleganz erhielt. Selbst einige Gypsbüsten und Statuen, obgleich nur von einem herumziehenden Händler gekauft, verfehlten nicht, einen classischen Eindruck hervorzubringen; ihr blendendes Weiß schimmerte zwischen malerisch gruppirten Blumen hervor oder hob sich von zierlich aus Weidengeflochtenem und mit Rankengewächsen umzogenem Gitterwerk ab, wobei die bunten Blumen einen angenehmen Gegensatz zu den dunkeln Epheublättern bildeten und dem ganzen Zimmer das Ansehen einer Laube verliehen.

»Wollen Sie gütigst erlauben?« sagte der Italiener, mit dem Finger auf das Siegel des Briefes deutend.

»O ja,« antwortete Frank naiv.

Riccabocca erbrach das Siegel, und ein leichtes Lächeln stahl sich über seine Züge. Dann wandte er sich ein wenig von Frank ab, hielt die Hand vor das Gesicht und schien nachzusinnen. »Mrs. Hazeldean,« nahm er endlich das Wort, »erweist mir sehr große Ehre. Ich erkenne

kaum ihre Handschrift, sonst würde ich ihren Brief mit größerer Ungeduld geöffnet haben.« Dabei schauten die dunkeln Augen über die Brille hinweg und drangen geradezu in Frank's unbehütetes, undiplomatisches Herz. Der Doctor erhob das Billet und zeigte mit dem Finger auf die Schriftzüge.

»Cousine Jemima's Hand,« versetzte Frank so natürlich, als ob die Frage in Worten an ihn gerichtet gewesen wäre.

Der Italiener lächelte. »Mr. Hazeldean hat Gäste in seinem Hause?«

»Nein – das heißt, bloß Barney, den Kapitän. Vor der Jagdsaison haben wir selten viele Gäste,« setzte Frank mit einem leichten Seufzer hinzu, »und dann sind, wie Sie wissen, die Ferien zu Ende. Meiner Ansicht nach sollte man die Schule einen Monat später schließen.«

Der Doctor schien durch den ersten Theil von Frank's Erwiderung beruhigt, setzte sich an den Tisch und schrieb seine Antwort – nicht rasch, wie Engländer zu thun pflegen, sondern sorgfältig und deutlich, wie Jemand, der gewöhnt ist, seine Worte abzuwägen, und in der steifen italienischen Handschrift, welche dem Schreiber so viel Zeit zum Nachdenken läßt, während er seine Buchstaben bildet. Er antwortete daher nicht sogleich auf Frank's Bemerkung in Bezug auf die Ferien, sondern vollendete sein Billet, überlas es dreimal, zündete langsam eine Kerze an, siegelte den Brief und übergab ihn Frank mit den Worten:

»Um Ihretwillen, mein junger Herr, bedaure ich, daß Ihre Ferien so früh beginnen, meinetwegen aber muß es mich freuen, da ich die freundliche Einladung annehme, die Sie mir doppelt angenehm gemacht haben, indem Sie dieselbe eingehendig überbrachten.«

»Der Kuckuk hole den Mann mit seinen schönen Redensarten! Man weiß gar nicht, wo man dabei hinsehen soll,« dachte Frank.

Der Italiener lächelte abermals, als ob er auf's Neue und vielmals ohne den Beistand seiner durchdringenden schwarzen Augen – in des Knaben Herz gelesen hatte, und sagte dann mit weniger Förmlichkeit, als zuvor: »Sie machen sich wohl nicht viel aus Komplimenten, junger Herr?«

»Nein, gewiß nicht,« versetzte Frank aufrichtig.

»Desto besser für Sie, da Ihr Weg durch die Welt schon gebahnt ist; desto schlimmer, würde ich sagen, wenn Sie ihn erst zu bahnen hätten.«

Frank machte ein verlegenes Gesicht; der Sinn dieser Worte war zu tief für ihn, daher wandte er sich zu den Malereien.

»Diese Bilder sind sehr drollig und scheinen vortrefflich gemalt zu sein. Wer hat sie gemacht?«

»Signorino Hazeldean, Sie wollen, daß ich von Ihnen annehme, was Sie sich anzunehmen weigerten.«

»Das wäre?« entgegnete Frank fragend.

»Komplimente!«

»Komplimente? – O nein! Aber sind diese Bilder nicht schön gemalt?«

»Nicht sonderlich; Sie sehen in mir den Künstler.«

»Wie! Sie haben diese Bilder gemalt?«

»Ja.«

»Und auch diejenigen in der Halle?«

»Auch jene.«

»Der Natur entnommen – eh?«

»Die Natur,« erwiderte der Italiener sententiös und vielleicht ausweichend, »läßt sich nichts nehmen.«

»O,« sagte Frank, abermals in Verlegenheit gerathend, und fuhr dann fort: »Aber ich muß mich jetzt verabschieden, mein Herr. Es freut mich sehr, daß Sie kommen.«

»Ohne Komplimente?«

»Ohne Komplimente.«

»*A rivedersi* – Leben Sie indessen wohl, mein junger Signorino! Hier hinaus,« setzte er hinzu, als er bemerkte, daß Frank auf die unrechte Thüre zuing.

»Darf ich Ihnen ein Glas Wein anbieten? Er ist unverfälscht – eigenes Gewächs.«

»Nein, ich danke Ihnen bestens,« rief Frank, der sich plötzlich der Warnung seines Vaters erinnerte. »Leben Sie wohl! Bemühen Sie sich nicht weiter, mein Herr; ich kenne jetzt meinen Weg.«

Allein der höfliche Italiener geleitete seinen Gast bis zu dem Pfortchen, an welchem Frank seinen Pony zurückgelassen hatte. Der junge Gentleman, welcher fürchtete, ein so überaus artiger Wirth möchte ihm den Steigbügel halten wollen, nahm hastig den Zügel in die Hand und schwang sich behende in den Sattel, ohne sich die Zeit zu nehmen, den Italiener um den Weg nach Rood Hall

zu befragen, der ihm völlig unbekannt war. Riccabocca's Auge folgte dem Knaben, während dieser einen Abhang hinanritt, und mit einem tiefen Seufzer sprach er bei sich selbst: »Je weiser wir werden, desto mehr sehnen wir uns nach dem Alter unserer Thorheiten zurück. Es ist angenehmer, mit leichtem Herzen den steinigen Hügel hinauf zu sprengen, als im Pavillon sitzend zu den steinigen Wahrheiten Machiavelli's ›Wie wahr!‹ zu rufen!«

Mit diesen Worten kehrte er nach dem Belvedere zurück; allein er vermochte sich nicht wieder in seine Studien zu vertiefen. Er betrachtete während einiger Minuten die Aussicht, bis er sich der Felder wieder erinnerte, welche ihm Jackeymo so dringend zu pachten gerathen hatte, und durch die Felder an Lenny Fairfield gemahnt wurde. Er kehrte nun in das Haus zurück, aus welchem er nach kurzer Zeit in seinem Ausgangscostüm mit Mantel und Regenschirm wieder heraustrat, seine Pfeife anzündete und nach dem Dorfe Hazeldean schlenderte.

Indessen hatte Frank, nachdem er eine Strecke weit geritten, an einer Hütte Halt gemacht und dort erfahren, daß es einen kürzeren Weg durch die Felder nach Rood Hall gebe, wodurch er beinahe drei Meilen abschneiden könnte. Allein Frank verfehlte denselben und kam wieder auf die Landstraße zurück, worauf ihn ein Chausseegeldnehmer, dem er sein Weggeld bezahlte, zurechtwies. Zuletzt kam er auf einen schmalen Pfad zwischen grünen Hecken, wo ein halbverfallener Wegzeiger die Richtung nach Rood angab.

Erst gegen Mittag, nachdem Frank fünfzehn Meilen geritten war, (statt, wie er beabsichtigt hatte, zehn Meilen auf sieben zu ermäßigen), gelangte er plötzlich auf ein wildes Stück Urboden, welches halb Jagdgrund, halb Weideplatz zu sein schien, und in dessen seltsamen Winkeln verfallene Hütten von häßlichem Aussehen zerstreut lagen; träge, schmutzige Kinder verfertigten Pasteten aus Straßenkoth, unordentlich gekleidete Weiber flochten Stroh vor ihren Thüren, und eine große, aber verwahrloste und baufällige Kirche, welche anzudeuten schien, daß die Generation, die sie gebaut hatte, frömer gewesen, als die jetzt lebende, stand kühn und kahl an der Straße.

»Ist dies das Dorf Rood?« fragte Frank einen stämmigen jungen Mann, der am Wege Steine klopfte – ein trauriges Zeichen, daß er keine lohnendere Arbeit finden konnte!

Der Mann nickte mürrisch und fuhr in seiner Arbeit fort.

»Und wo ist die Halle – Mr. Leslie's Wohnung?«

Der Steinklopfer schaute in einfältigem Staunen auf und griff an seinen Hut.

»Wollen Sie dahin?«

»Ja, wenn ich sie finden kann.«

»Ich will sie Euer Gnaden zeigen,« sagte der Bauer rasch.

Frank ließ seinen Pony im Schritt gehen, und der Mann trabte neben ihm her.

Frank hatte viel von seines Vaters Wesen an sich, ungeachtet der Verschiedenheit des Alters und mehr noch der Sitten, durch welche sich jede nachfolgende, in der Civilisation fortschreitende Generation von der vorhergehenden zu unterscheiden pflegt. Bei all' seiner in Eton angenommenen Stutzerhaftigkeit war er leutselig und freundlich gegen die Bauern und hatte für ländliche Angelegenheiten den Blick eines auf dem Lande Geborenen.

»Ihr scheint hier in diesem Dorfe nicht besonders gutes Fortkommen zu finden, mein guter Freund,« sagte er mit kundiger Miene.

»Nein; im Winter gibt es viele Noth hier und, was das betrifft, im Sommer auch; und von der Gemeinde hat ein lediger Mann nicht viel zu erwarten.«

»Aber die Farmer, sollt' ich meinen, brauchen doch hier auch Arbeiter, so gut wie anderswo?«

»Ja, allein es ist nicht viel Landwirthschaft hier. Was zur Dorfmarkung gehört, ist meist wilder Boden.«

»Die Armen haben aber doch ein Weiderecht,« versetzte Frank, eine große Anzahl vagabundirenden Geflügels und Viehes bemerkend.

»Ja; Nachbar Timmias weidet seine Gänse auf der Almand; Andere ihre Kühe und Nachbar Jowlas seine Schweine. Ich weiß nicht, ob sie ein Recht dazu haben. Aber die Herrschaft in der Halle thut, was sie kann, um uns zu helfen; allein es ist nicht viel, denn sie ist nicht so reich, wie andere Herrschaften, obgleich,« setzte der Bauer mit Stolz hinzu, »von so altem Adel, als irgend eine Familie in der Grafschaft.«

»Es freut mich, zu sehen, daß Ihr ihnen zugethan seid.«

»O ja, das bin ich schon. Sie sind vielleicht mit dem jungen Herrn auf der Schule?«

»Ja,« erwiderte Frank.

»Ah! Ich hörte den Pfarrer sagen, daß Master Randal ein mächtig kluger Junge sei und noch einmal reich werden könne. Ich wünsche es von ganzem Herzen; denn ein armer Gutsherr macht auch die Gemeinde arm. Hier ist die Halle, junger Herr!«

### DRITTES KAPITEL.

Frank sah auf und erblickte ein viereckiges Gebäude, das trotz seiner modernen Schiebfenster augenscheinlich einem fernen Alterthum angehörte. Das Haus mit seinem hohen, kegelförmigen Dach – eine Reihe hoher, zierlicher Schornsteinspitzen von roth gebranntem Thon, welche einzelne gemeinere Rauchfänge von der unedleren Form der gegenwärtigen Zeit stolz überragten – verwittrte Steinornamente, die innerhalb eines Tudorbogens eine Thüre aus der behaglichen Zeit Georgs III. umrahmten – endlich das besonders schmutzige, von Wind und Wetter verdorbene Aussehen der kleinen, schön gearbeiteten Ziegel, aus welchen das Haus gebaut war – dies Alles bewies, daß die Wohnstätte früherer Geschlechter mit geschmackloser Unehrebarkeit den Gewohnheiten von Nachkömmlingen angepaßt worden war, die sich weder von Pugin hatten aufklären lassen, noch einen Sinn für die Poesie der Vergangenheit besaßen. Das Haus war aus dem düstern, öden Landstriche plötzlich vor Frank

aufgetaucht, denn es lag in einem Thaleinschnitt und war durch eine Gruppe kränklicher, verkrüppelter Föhren dem Auge entzogen, bis eine jähe Wendung des Weges diesen Schirm bei Seite ließ und die trübselige Wohnung dem unbefriedigten Blicke bloßstellte.

Frank stieg ab; der Mann hielt ihm den Pony, und nachdem er seine Halsbinde zurechtgezupft, näherte sich der geputzte Etonianer der Thüre und unterbrach die tiefe Stille des Ortes mit dem lauten Schlage seines modernen Messingklopfers – ein Ton, welcher sogleich einen verwunderten Staar aus seinem Neste unter der Rinne des Giebeldaches aufschreckte und eine ganze Schaar von Sperlingen, Meisen und Goldammern in die Flucht jagte. Rechts neben dem Hause befand sich ein schmutziger Hof, mit einem grob gearbeiteten Holzgeländer ohne Anstrich versehen, an welchem sich nach einiger Zeit ein Mutterschwein mit seiner zahlreichen, wißbegierigen Familie einfand, seinen Rüssel zwischen dem Gitter hindurchstreckte und den Besucher mit neugierigen und etwas argwöhnischen Blicken betrachtete.

Während Frank noch immer draußen steht und ungeduldig mit der Reitpeitsche auf seine weißen Beinkleider klopft, wollen wir einen eiligen Blick auf die einzelnen Glieder der Familie im Innern werfen.

Mr. Leslie, der *pater familias*, befindet sich in einem kleinen Gemache, das sein ›Studirzimmer‹ genannt wird, in welches er sich regelmäßig jeden Morgen nach dem Frühstück zurückzieht, und das er selten vor Ein Uhr

– seiner altmodischen Essensstunde – verläßt. Mit welchen geheimnißvollen Beschäftigungen Mr. Leslie diese Stunden ausfüllt, hat noch Niemand ergründen können. Im gegenwärtigen Augenblick sitzt er vor einem kleinen, wackligen Schreibtische, dessen viertes, viel zu kurzes Bein mit alten Briefen und Zeitungsfetzen unterlegt ist. Der Schreibtisch steht offen und zeigt eine Menge Fächer, die mit verschiedenen, im Laufe vieler Jahre gesammelten Dingen angefüllt sind. In einigen dieser Fächer befinden sich Bündel vergilbter, mit abgeblaßten Schnüren zusammengebundener Briefe, in einem andern Fache liegt ein Stück Grauwacke, das Mr. Leslie auf einem Spaziergang aufgelesen hat und für ein seltenes Mineral hält. Es trägt die zierliche Aufschrift.: ›Gefunden in Hollow Lane den 21. Mai 1824 von Maunder Slugge Leslie, Esq.‹ Das nächste Fach enthält verschiedene Stücke Eisen in der Form von Nägeln, zerbrochenen Hufeisen und dergl., die Mr. Leslie gleichfalls auf seinen Wanderungen gefunden und, einem harmlosen Volksaberglauben zu Folge, weder liegen lassen mochte, noch später wegzuwerfen sich entschließen konnte. Wieder in einem andern Fach befindet sich eine ansehnliche Sammlung durchlöcherter Kieselsteine, aus demselben Grunde aufbewahrt, in Gesellschaft eines verbogenen Sechspencestückes; daneben, hübsch in phantasiereiche Mosaik geordnet, unterschiedliche Herzmuscheln, Mohrenzähne (ich meine die Muscheln, welche diesen Namen führen) und undere Proben von dem Scharfsinn der Natur in Erfindung von Conchilien – zum Theil Erbstücke aus dem Nachlasse einer

unverheiratheten Verwandten, zum Theil von Mr. Leslie selbst gesammelt, als er in seiner Jugend einmal einen Ausflug an die Küste machte. Im nächsten Fach liegen die Berichte des Gutsvogtes, mehrere Pakete Rechnungen, ein alter Steigbügel, drei Paar Knie- und eben so viele Schuhschnallen, die Mr. Leslie's Vater gehört hatten, einige Siegel mit einem Schuhriemen zusammengebunden, ein Zahnstocherfutteral, ein in Schildpatt gefaßtes Vergrößerungsglas zum Lesen, die ersten Schreibhefte seiner beiden Söhne und seiner Tochter und eine Haarlocke seiner Gattin, in einen Liebesknoten verschlungen unter Glas und Rahmen. eine kleine Mäusefalle, ein Patentpfropfzieher, der für den gewöhnlichen Gebrauch zu gut scheint, Bruchstücke eines silbernen Theelöffels, der durch natürlichen Verfall sich in seine einzelnen Theile aufgelöst hat, ein kleiner, brauner Beutel von holländischer Leinwand, welcher Halbpencestücke von verschiedenem Datum bis zur Regierung der Königin Anna zurück, nebst zwei französischen Sous und einem deutschen Silbergroshen enthält. (Mr. Leslie pflegt dieses Gemisch mit dem hochtrabenden Namen ›seiner Münzsammlung‹ zu beehren und hat darüber, als über ein wichtiges Erbstück, in seinem Testamente verfügt. Außer den genannten Gegenständen sind noch manche andere Merkwürdigkeiten von ähnlicher Art und gleichem Werthe vorhanden – »*quae nunc describere longum est*« – und Mr. Leslie ist eben damit beschäftigt, diese seine Sachen zu ›ordnen‹ wie er sich ausdrückt – eine Arbeit, der er sich mit musterhafter Pünktlichkeit wöchentlich

einmal unterzieht. Dieser Tag des ›Ordneus‹ ist heute, und er hat soeben seine Münzen gezählt und ist im Begriffe, den Beutel langsam zuzubinden, als Frank's Klopfen an seine Ohren dringt. Mr. Maunder Slugge Leslie hält inne, schüttelt ungläubig das Haupt und will eben seine Beschäftigung wieder aufnehmen, als er von einem Gähnen ergriffen wird, daß ihn volle zwei Minuten verhindert, den Beutel vollends zuzubinden. Nachdem wir uns nun hinlänglich mit dem Studirzimmer bekannt gemacht, wollen wir uns nach den Ergötzlichkeiten des Salons, oder vielmehr des Wohnzimmers umsehen. Das eigentliche Besuchzimmer befand sich im ersten Stock und hatte seine reizende Aussicht nicht auf die düstern Föhren, sondern auf die romantische, wellenförmige Waldlandschaft – war aber seit dem Tode von Mr. Leslie's Mutter nicht mehr benutzt worden. Man hielt es für zu gut, um sich darin aufzuhalten, wenn keine Gesellschaft da war, und da man nie Gesellschaft hatte, so kam man nie hinein. In Folge der Feuchtigkeit hingen die Tapeten von den Wänden, und Ratten, Mäuse und Motten – diese *edaces rerum* – hatten die meisten Stuhlpolster und einen beträchtlichen Theil des Fußbodens zernagt. Daher war das Wohnzimmer das einzige zum Aufenthalt geeignete Gemach, und da man daselbst das Frühstück, Mittags- und Abendessen einnahm, und Mr. Leslie nach dem letzteren auch dort seinen Grog zu trinken und seine Cigarre zu rauchen pflegte, so konnte nicht in Abrede gezogen werden, daß es ›einen Geruch‹ habe – einen gemüthlichen, gesunden Familiengeruch, der auf zahlreiche Mahlzeiten

und verschiedenartige Bewohner hindeutete. Das Zimmer hatte zwei Fenster, wovon das eine die volle Aussicht nach den Föhren, das andere einen Blick auf den Hof gewährte, dessen Hintergrund der Schweinstall bildete. An dem Föhrenfenster saß Mrs. Leslie, vor ihr auf einem hohen Stuhle stand ein Korb mit Kleidungsstücken ihrer Kinder, die der Ausbesserung bedurften. In ihrer Nähe befand sich ein mit Messing ausgelegter Arbeitstisch von Rosenholz – ein Hochzeitsgeschenk und seiner Zeit ein höchst werthvoller Gegenstand; jetzt aber war das Messing an verschiedenen Stellen losgesprungen und hattes sowohl an den Fingern der Kinder, als an Mrs. Leslie's Kleidern grobes Unheil angerichtet. Auf besagtem Tische befand sich ein Nähkästchen nebst Fingerhut und Schere, Stränge von Wolle und Faden und kleine Stückchen Leinwand und Tuch zum Flickern. Allein Mrs. Leslie war in diesem Augenblick nicht mit Arbeiten beschäftigt, sondern schickte sich erst dazu an, und zwar that sie dies schon seit anderthalb Stunden. Sie hatte nämlich afs ihrem Schooße einen Roman liegen; der von einer Dame verfaßt war, die für eine frühere Generation unter dem Namen ›Mrs. Bridget Blue Mantle‹ viel geschrieben. In der linken Hand hatte Mrs. Leslie eine sehr feine Nadel, während sie in der rechten einen dicken Faden hielt, dessen Ende sie von Zeit zu Zeit an die Lippen führte, worauf sie – die Augen stets auf das Buch geheftet – einen schwachen, unsichern Versuch machte, die Nadel einzufädeln; allein eben so leicht hätte ein Kameel hindurch gehen können!

Der Roman nahm jedoch Mrs. Leslie's Aufmerksamkeit nicht ausschließlich in Anspruch; denn von Zeit zu Zeit unterbrach sie ihre Lectüre, um den Kindern einen Beweis zu geben, oder zu fragen, ›wie viel Uhr es sei‹; oder die Bemerkung zu machen, daß ›Sarah ihre Geschäfte nie lernen werde‹, und daß ›sie wohl wissen möchte, warum Mr. Leslie ihren Arbeitstisch nicht herrichten lasse‹. Mrs. Leslie ist einmal sehr hübsch gewesen, und ungeachtet ihres unordentlichen und ärmlichen Anzugs hat sie noch immer ein – vornehmes Aussehen – beinahe zu vornehm für ihre Verhältnisse. Sie ist stolz auf das Alter ihrer Familie von beiden Seiten; ihre Mutter gehörte zu dem ehrwürdigen Stamme der Daudlers von Daudle Place, ein Geschlecht, das schon vor der Eroberung existirte. Man braucht in der That nur die alten Chroniken zu lesen oder in den gedehnten, moralisirenden Gedichten zu blättern, an welchen die Thane und Aeltesten früherer Zeit sich ergötzen, um zu sehen, daß die Familie Daudle eine sehr einflußreiche war, noch ehe Wilhelm I. im Lande das Unterste zu oberst kehrte. Während so das Geschlecht der Mutter – unbestreitbar – sächsisch war, hatte dasjenige des Vaters nicht nur den Namen, sondern auch die Eigenthümlichkeiten der Normannen und trug viel dazu bei, jener Grille des berühmten Verfassers von ›Sibyl, oder die zwei Nationen‹ – den fortdauernden Unterschied zwischen der erobernden und eroberten Bevölkerung betreffend – Vorschub zu leisten. Mrs. Leslie's Vater rühmte sich des Namens Montfydget und stammte ohne Zweifel von

jenen reichen Baronen Montfichet ab, welche so ausgedehnte Ländereien und so feste Schlösser besaßen. Die Montfydgets waren ein hochnasiges, mageres, reizbares Geschlecht, und der ungeübteste Physiognome vermochte in Mrs. Leslie's psychischer und moralischer Natur auf den ersten Blick die Vermischung beider Racen zu erkennen. Sie besaß das sinnende, blaue Auge des Sachsen und die leidenschaftliche, hohe Nase des Normanen und verband mit der träumerischen Unthätigkeit der Daudles die rücksichtslose Habgier der Montfydgets.

Zu Mrs. Leslie's Füßen spielte ein kleines Mädchen, welchem die Haare (und dazu recht schöne Haare!) in das Gesicht hereinhängen, mit einer zerbrochenen Puppe, und am andern Ende des Zimmers saß an einem hohen Pulte der älteste Sohn, Frank's Schulkamerad von Eton. Wenige Minuten, ehe Frank's lautes Pochen die Ruhe des Hauses gestört, hatte Randal von seinen Büchern aufgeschaut, um in ein sehr zerrissenes Exemplar des griechischen Neuen Testaments zu blicken, worin sein Bruder Oliver eine Schwierigkeit gefunden hatte, die er von Randal gelöst zu sehen wünschte. Während das Gesicht des jungen Etonianers dem Lichte zugekehrt war, würde der erste Anblick dem Beschauer seine wehmüthige, aber achtungsvolle Theilnahme eingeflößt haben: denn die Züge hatten bereits den fröhlichen Charakter der Jugend verloren – es war sogar schon eine Furche auf der Stirne sichtbar, die Linien der Ermattung zeigten sich unter den Augen und um den Mund herum, und der gelblichen Gesichtsfarbe entsprachen die blassen Lippen. Jahre

eifrigen Studiums hatten bereits den Keim manchen Gebrechens und mancher Schmerzen in diesen zarten Organismus gesaet; wer aber länger diese Züge studirt hatte, dessen Mitleid würde bald einem andern unheimlichen Gefühle – einer Art von Furcht – weichen. Es lag so viel ruhige, kalte Kraft in dem Ausdrücke, daß sie die Hinfälligkeit des Körpers Lügen strafte. Man erblickte darin das Zeugniß eines gebildeten Geistes; aber man fühlte, daß gerade in dieser Bildung etwas Furchtbares liege. Einen merkwürdigen Kontrast zu diesem frühwelken, aber außerordentlich geistreichen Gesichte bot das blühende, runde Antlitz Oliver's, dessen matte blaue Augen fest auf diejenigen seines Bruders geheftet waren, als ob er denselben einen Schimmer des Wissens entlocken wollte, welches kalt und klar aus ihnen sprach.

Bei Frank's Pochen fingen Olivers eben erwähnte blaue Augen voll Erwartung an zu funkeln, und er verließ hastig seines Bruders Seite. Das kleine Mädchen schüttelte die Haare aus dem Gesicht und starrte ihre Mutter ängstlich und verwundert an.

Der junge Student runzelte die Stirn und kehrte langsam zu seinen Büchern zurück.

»Gütiger Himmel!« rief Mrs. Leslie, »wer kann das nur sein? Oliver, geh' im Augenblick vom Fenster weg; man kann dich ja sehen! Juliet! schnell – zieh die Klingel! – nein, geh' nach der Treppe und rufe hinunter ›nicht zu Hause‹. Auf jeden Fall ›nicht zu Hause‹, wiederholte Mrs. Leslie aufgeregt, denn das Blut der Montfydget war in Wallung.

Eine Minute darauf vernahm man Frank's laute Knabenstimme deutlich an der äußern Thüre.

Randal fuhr leicht zusammen.

»Das ist Frank Hazelden's Stimme. Ich möchte ihn gerne sehen, Mutter.«

»Ihn sehen?« wiederholte Mrs. Leslie erstaunt. »Ihn sehen! wenn das Zimmer in solchem Zustande ist!«

Randal hätte erwidern können, daß das Zimmer in keinem schlimmern Zustande sich befinde, als gewöhnlich; aber er sagte nichts. Eine leichte Röthe überflog auf einen Augenblick sein blasses Gesicht, dann stützte er den Kopf auf die Hand und preßte die Lippen fest zusammen.

Die äußere Thüre schloß sich mit einem widrigen, ungestlichen Knarren, und eine Magd in Schlappschuhen, eine Karte zwischen den Fingern haltend, trat in das Zimmer.

»Für wen ist die Karte? – Gib her, Jenny,« rief Mrs. Leslie.

Allein Jenny schüttelte den Kopf, legte die Karte neben Randal auf das Pult und verschwand, ohne ein Wort zu sagen.

»O, sieh nur, Randal, sieh!« rief Oliver, der wieder an's Fenster gesprungen war; »welch' ein hübscher, grauer Pony!«

Randal blickte nicht nur auf, sondern trat sogar entschlossen an das Fenster und betrachtete einen Augenblick den feurigen Pony sowohl, als den fein gekleideten Reiter. Dabei wechselte der Ausdruck in seinen Zügen schneller, als an einem stürmischen Tage die Wolken

am Himmel hinfliegen. Zuerst drückte sich Neid und Unzufriedenheit in der aufgeworfenen Lippe und dem finstern Blicke aus; dann klärte sich der letztere auf, und in dem stolzen Lächeln war Hoffnung und hohes Selbstgefühl nicht zu verkennen. Hierauf aber wurde auf's Neue Alles kalt, starr und finster. Randal kehrte an sein Pult zurück, setzte sich entschlossen nieder und murmelte halblaut vor sich hin –

»Nun wohl – *Wissen ist Macht!*«

#### VIERTES KAPITEL.

Mrs. Leslie stand rasch und unruhig auf, lehnte sich über Randal's Schulter und las die Karte. Die lateinische Druckschrift nachahmend erblickte man zuerst, mit Feder und Tinte geschrieben, MR. FRANK HAZELDEAN; darüber aber waren und kaum leserlich die Worte gekritzelt:

»Lieber Leslie – ich bedaure sehr, daß du nicht zu Hause bist – komme doch zu uns, ich bitte dich!«

»Du wirst hingehen, Randal?« fragte Mrs. Leslie nach einer Weile.

»Ich weiß noch nicht.«

»Du kannst wohl gehen; du bist wie ein Gentleman gekleidet und darfst dich überall sehen lassen; bei dir ist's anders wie bei den Kindern,« setzte sie mit einem fast verächtlichen Blicke auf Oliver's grobe, fadenscheinige Jacke und Juliettens zerrissenes Kleidchen hinzu.

»Alles, was ich habe, verdanke ich Mr. Egerton, und ich muß mich nach seinen Wünschen richten; er steht

nicht gut mit den Hazeldeans. Dann seinen Bruder ansehend, der etwas beschämt dastand, setzte er mit einem seltsamen Ausdruck hochmüthiger Freundlichkeit hinzu: »Was ich später einmal besitzen werde, Oliver, das werde ich mir selbst zu verdanken haben, und wenn ich emporkomme, will ich auch die Meinigen emporheben.«

»Lieber Randal,« sagte Mrs. Leslie, ihn zärtlich auf die Stirne küssend, »was du für ein gutes Herz hast!«

»Nein, Mutter! meine Bücher lehren mich nicht, daß man in der Welt mit einem guten Herzen vorwärts kommt, sondern mit einem harten Kopfe,« erwiderte Randal mit rauher Offenheit und in verächtlichem Tone. »Doch ich kann jetzt nicht mehr arbeiten; komm mit mir hinaus, Oliver!«

Indem er dies sagte, entzog er seine Hand derjenigen seiner Mutter und verließ das Zimmer. Als Oliver ihn einholte, war Randal schon auf die Gemeindewiese gelangt und setzte, anscheinend ohne auf seinen Bruder zu achten, mit raschen Schritten und in tiefes Schweigen versunken seinen Weg fort. Endlich blieb er an einer kleinen Anhöhe unter dem Schatten einer alten Eiche stehen, von wo aus man das verfallene Haus, die alte, baufällige Kirche und das öde, trübselige Dorf überschauen konnte.

»Oliver,« sprach Randal mit geschlossenen Zähnen; so daß seine Stimme einen zischenden Ton bekam, »unter diesem Baume habe ich zuerst den Entschluß gefaßt –«

Er hielt inne.

»Welchen Entschluß, Randal?«

»Eifrig zu lernen – denn Wissen ist Macht.«

»Aber du lernst ja so gerne.«

»Ich!« rief Randal. »Meinst du, als Wolsey und Thomas-a-Becket Priester wurden, sie hätten Freude daran gehabt, ihren Rosenkranz und ihre Ave Maria's herzusagen? Ich Freude am Lernen!«

Oliver blickte seinen Bruder groß an; die historischen Anspielungen gingen über seinen Horizont

»Du weißt,« fuhr Randal fort, »daß wir Leslie's nicht immer solch arme, bettelhafte Edelleute waren, wie heutzutage. Du weißt, in Grosvenor Square wohnt ein sehr, sehr reicher Mann. Sein Vermögen kommt von einer Leslie her; dieser Mann ist mein Beschützer, Oliver, und er ist sehr gütig gegen mich.«

Randal lächelte bitter, indem er so sprach. »Komm weiter,« sagte er nach einer Pause – »komm weiter!« Und abermals beschleunigten sie ihre Schritte und gingen schweigend neben einander her.

Endlich gelangten sie an einen kleinen, seichten Bach, in welchem einige große Steine lagen, so daß die Knaben trockenen Fußes hinüber kamen.

»Willst Du mir nicht jenen Ast abreißen, Oliver?« sagte Randal plötzlich, auf einen Baum zeigend. Oliver gehorchte mechanisch. Randal streifte die Blätter und Nebenzweige ab, so daß zuletzt nur noch eine Gabel übrig blieb, mit welcher er sich anschickte, die Trittsteine wegzuschaffen.

»Was machst du da, Randal?« fragte Oliver verwundert.

»Wir sind jetzt auf der andern Seite des Baches un gehen einen andern Weg zurück. Wir brauchen also die Steine nicht mehr – darum fort damit!«

#### FÜNFTES KAPITEL.

Am Morgen nach dem Besuche, den Frank Hazeldean zu Rood Hall abgestattet hatte, saß der sehr ehrenwerthe Audley Egerton, Parlamentsmitglied, geheimer Rath und Staatsminister, in seiner Bibliothek und erwartete die Postsendungen, ehe er sich in sein Bureau begab. Inzwischen schlürfte er seinen Thee und durchflog die Zeitungen mit jenem raschen, halb geringschätzenden Blicke, womit erfahrene Staatsmänner Lob und Tadel des vierten Standes zu betrachten pflegen.

Zwischen Mr. Egerton und seinem Stiefbruder findet wenig, eigentlich gar keine Aehnlichkeit Statt, ausgenommen, daß Beide von hoher, kräftiger, ächt englisch muskulöser Gestalt sind; und selbst darin zeigt sich bald eine Verschiedenheit, denn des Squires athletische Form beginnt bereits sich zu jener stattlichen Körperfülle zu runden, welche die natürliche Entwicklung zufriedener Menschen zu sein scheint, wenn sie sich dem mittleren Alter nähern. Audley hingegen ist eher zum Magerwerden geneigt, und sein Wuchs, obgleich seine Muskeln fest wie Eisen sind, ist schlank genug, um den Ideen der Hauptstadt in Bezug auf Eleganz vollständig zu entsprechen. Anzug, Haltung – kurz die ganze Erscheinung ist diejenige eines Londoners. In seiner Kleidung zeigt sich

mehr Rücksicht auf die Mode, als dies bei den geschäftigen Mitgliedern des Unterhauses der Fall zu sein pflegt; aber Audley Egerton ist auch immer etwas mehr gewesen, als ein geschäftiges Parlamentsmitglied. In der besten Gesellschaft hat er immer als ein Mann von Bedeutung gegolten, und eines der Geheimnisse, denen er seine Erfolge im Leben verdankte, war, daß er stets den Ruf eines ›ächtigen Gentleman‹ genoß.

Während er sich so über die Zeitungen niederbeugt, ist ein gewisser Adel in der Haltung des schöngeformten Kopfes nicht zu verkennen. Die ungeachtet eines röthlichen Schimmers dunkelbraunen Haare sind hinten kurz geschnitten und vorn gegen den Scheitel zu etwas gelichtet, wodurch die gebieterische Stirne noch mehr hervortritt. Sein regelmäßiges Profil zeichnet sich durch jene Art von Schönheit aus, welche Männern imponirt und dem andern Geschlecht gefällt und daher – im Gegensatz zu dem hübschen Gesichte eines bloßen Stutzers – von wirklichem Vortheil im öffentlichen Leben ist. Es zeigt starke, männliche, etwas strenge Züge. Aber der Ausdruck ist weder offen, wie derjenige des Squires, noch kalt und verschlossen, gleich demjenigen des geistreichen jungen Leslie, sondern zurückhaltend und würdevoll, auf Selbstbeherrschung deutend, wie es der Physiognomie eines Mannes geziemt, der gewöhnt ist, vorher zu denken, ehe er redet. Bei Audley Egerton's Anblick wundert man sich nicht, wenn man hört, daß er kein blumenreicher Redner, kein beißender Controversist, wohl aber ein ›gewichtiger Sprecher‹ ist. Er hat sehr viel gelesen, aber

nicht, um seine Vorträge mit erborgten, gelehrten Zierathen auszuschnücken. Humor besitzt er nicht viel, dagegen jene Art von Witz, der zu einer ernsten, schneidenden Ironie wesentlich ist. Seine Phantasie kann nicht besonders lebhaft, sein Urtheil nicht ungewöhnlich sein und schlaue genannt werden; allein wenn er mit seinen Reden auch nicht blendet, so langweilt er doch nie damit – dazu ist er zu sehr Weltmann. Audley Egerton findet überall Anerkennung als ein Mann von gesundem Verstande und richtigem Urtheil. Und wie er jetzt die Zeitungen bei Seite legt, wobei sein Gesicht einen milden Ausdruck gewinnt, wird sich Niemand darüber wundern, daß er bei den Frauen sehr beliebt gewesen ist und noch jetzt in Gesellschaftszimmern und Boudoirs großen Einfluß besitzt. Wenigstens rief es bei Niemand Erstaunen hervor, als verlautete, daß sich die reiche Erbin Clementina Leslie, Verwandte und Mündel Lord Lansmere's, eine junge Dame, welche schon drei Grafen und den muthmaßlichen Erben eines Herzogthums abgewiesen hatte, in Liebe zu Audley Egerton verzehre. Lord Lansmere und seine Gemahlin hatten den natürlichen Wunsch gehegt, Miß Leslie möchte sich mit ihrem Sohne verbinden. Allein der junge Lord, dessen Ansichten über die Ehe ebenso überspannt sein mochten, wie sein ganzes übriges Wesen, ließ sich nicht bewegen, ihr einen Antrag zu machen; ja er war, wie man in der Stadt behauptete, der Hauptvermittler gewesen, um die Partie zwischen Clementina und seinem Freunde Egerton zu Stande zu bringen; denn ungeachtet der Neigung der jungen Erbin bedurfte es einer

Vermittlung, um die Bedenklichkeiten, welche Egerton's Zartgefühl erhob, zu beseitigen. Zum ersten Mal gestand er nämlich, daß sein Vermögen nicht so bedeutend sei, als man allgemein vermuthete, weshalb er sich mit dem Gedanken nicht befreunden könne, seiner Gattin, und wenn er sie auch noch so sehr verehere und bewundere, Alles zu verdanken. L'Estrange war mit seinem Regimente abwesend, als diese Bedenken geltend gemacht wurden; allein auch im Auslande unterstützte er durch Briefe an seinen Vater und an seine Cousine die Heirathsverhandlungen, und noch ehe ein Jahr nach seiner Erwählung für Lansmere vorüber war, führte Audley die reiche Erbin als seine Braut heim. Ihr Vermögen war hauptsächlich in Fonds angelegt und die darüber getroffenen Bestimmungen für den Gatten ganz besonders günstig, denn obgleich das Kapital zu Beider Lebzeiten unangetastet bleiben sollte – zum Vortheile der etwa zu erwartenden Kinder – so sollte nach dem Tode eines der Ehegatten – wenn keine Nachkommen vorhanden – das ganze Vermögen ungeschmälert dem überlebenden Theil anheimfallen. Indem Miß Leslie diese Klausel nicht nur genehmigte, sondern selbst vorschlug und damit Mrs. Egerton einen Beweis ihres hochherzigen Vertrauens gab, wurde Niemand von ihr beeinträchtigt; denn sie besaß keine nahen Verwandten, welche Ansprüche auf ihre Erbschaft hätten machen können. Ihr nächster Verwandter war Harley L'Estrange, und wenn er zufrieden war, so hätte Niemand sonst ein Recht, sich zu beschweren. Die

Leslies von Rood Hall waren, wie wir bald sehen werden, nur in sehr entferntem Grade mit ihr verwandt.

Erst nach seiner Vermählung fing Mr. Egerton an, thätigen Antheil an den Parlamentsverhandlungen zu nehmen. Er hätte in der That keinen günstigeren Moment finden können, um eine Laufbahn des Ehrgeizes zu beginnen. Seine Reden über den Zustand des Landes gewannen um so mehr Bedeutung, als seine eigenen Interessen so sehr dabei betheilt waren, und sein Talent fand eine mächtige Stütze in der fürstlichen Pracht seines Haushaltes in Grosvenor Square, in seiner gesicherten Lebensstellung und in dem Rufe eines in Wirklichkeit sehr großen Vermögens, das im Munde des Volkes zu den Schätzen eines Krösus anwuchs. Audley Egerton's Erfolge im Parlament übertrafen alle Erwartungen, die man früher an ihm gehegt hatte. Gleich von Anfang an nahm er im Hause jene Stellung ein, welches nur durch einen feinen Takt und große Weltkenntniß erworben und von dem Vorwurfe der Unhaltbarkeit und Zweideutigkeit rein erhalten werden kann, die aber, einmal gesichert, um ihrer seltenen Unabhängigkeit willen um so mehr imponirt: nämlich die Stellung eines Gemäßigten, der zwar soweit einer Partei angehört; als nöthig ist, um an ihr eine Stütze zu haben, allein dennoch unabhängig genug sich erhält, um bei gewissen Fragen sein Wort und seine Stimme zu einem Gegenstande der Spannung und Besorgniß zu machen.

Da er zu den Tories hielt (das Wort ›conservativ‹ welches besser für ihn gepaßt hätte, war damals noch nicht

gebräuchlich), so trennte er sich von der Partei des Landvolkes und bezeigte stets große Achtung vor den Ansichten bedeutender Städte. Die Journalisten pflegten seine Meinungen mit dem Beiworte ›aufgeklärt‹ zu bezeichnen. Ohne je der Leidenschaft des Tages zu sehr vorauszu-eilen, blieb er auch nie hinter der Bewegung desselben zurück; und bei der Berechnung der Möglichkeiten bewies er jene vollendete Meisterschaft, welche der Politiker zuweilen durch den Umgang mit der Welt erwirbt – er wußte die Aussichten für oder wider eine bestimmte Frage, die im Laufe einer gewissen Zeit zum Abschluß kommen mußte, mit solchem Scharfsinne zu berechnen, daß er den eigentlichen Punkt stets im rechten Moment zwischen Wind und Wetter zu treffen verstand. Er war für jene veränderliche Witterung, welche man ›die öffentliche Meinung‹ nennt, ein so guter Barometer, daß er sich zu einem Mitarbeiter an der ›Times‹ geeignet haben würde.

Bald, und zwar nicht absichtslos, gerieth er mit seinen Wählern von Lansmere in Streit; auch besuchte er diesen Wahlbezirk nie wieder – vielleicht, weil der Schmähbrieff des Squire und der Umstand, daß sein eigenes Bild von den ackerbauenden Wählern auf dem Kornmarkte verbrannt worden war, unangenehme Erinnerungen in ihm erweckten. Allein gerade diejenigen Reden, welche in Lansmere die tiefste Entrüstung hervorgerufen, hatten in einer der bedeutendsten Handelstädte so große Anerkennung gefunden, daß ihm dieselbe bei der nächsten

Wahl die Ehre erwies, ihn zu ihrem Vertreter zu erwählen. In jenen Tagen – vor der Reformbill – pflegten große Handelsstädte nur Männer von hoher Bedeutung zu ihren Abgeordneten zu ernennen, und es war in der That ein ehrenvoller Auftrag, im Namen der fürstlichen Kaufleute Englands zu sprechen.

Mrs. Egerton überlebte ihre Vermählung nur wenige Jahre und hinterließ, da zwei Kinder, die sie geboren hatte, früh gestorben waren, keine Nachkommenschaft. Das ganze Vermögen der Hingeschiedenen ging daher ohne Beschränkung und Controle auf ihren Gemahl über.

Wie tief auch der Schmerz des Wittwers sein mochte, so verschmähte er es jedenfalls, ihn der Welt zu zeigen, wie denn überhaupt Audley Egerton schon früh gelernt hatte, seine innersten Regungen zu verbergen. Er hielt sich einige Monate auf dem Lande auf, Niemand wußte wo? und als er zurückkehrte, war eine tiefe Furche auf seiner Stirne sichtbar, sonst aber keine Aenderung in seinen Gewohnheiten und in seinem sonstigen Treiben zu bemerken, ausgenommen, daß er bald darauf einwilligte, ein Staatsamt, das ihm angetragen wurde, zu bekleiden, und mehr als je sich in die Geschäfte vertiefte.

Mr. Egerton war immer äußerst freigebig in Geldangelegenheiten gewesen. Das Vermögen eines reichen Staatsmannes wird gar vielfach in Anspruch genommen, und Niemand befriedigte diese Ansprüche auf eine so fürstliche Weise, wie Audley Egerton. Allein unter all seinen Handlungen der Wohlthätigkeit schien keine lobenswerther, als die Gunst und Freigebigkeit, welche er dem

Sohne Mrs. Leslie's von Rood Hall, eines armen, entfernten Verwandten seiner Gattin, zu Theil werden ließ.

Etwa vier Generationen früher lebte ein gewisser Squire Leslie, ein Mann, welcher nicht nur große Güter, sondern auch einen thätigen Geist besaß. Da er Ursache hatte, mit seinem ältesten Sohne unzufrieden zu sein, so wurde dieser zwar nicht von ihm enterbt, allein er vermachte die Hälfte seiner Güter einem jüngern Sohne.

Der Eifer und die Talente des Letzteren rechtfertigten die Vorliebe des Vaters. Er vermehrte sein Vermögen und verstand es, durch öffentliche Dienste und eine vornehme Verbindung sich eine ausgezeichnete Stellung zu sichern. Seine Nachkommen folgten seinem Beispiele und gehörten zu den ersten Mitgliedern des englischen Unterhauses, bis nach dem Tode des letzten männlichen Familiengliedes als einzige Erbin und Vertreterin dieses Zweiges, Miß Clementina Leslie, übrig blieb, welche nachher Mr. Egerton's Gattin wurde.

Mittlerweile hatte der ältere Sohn jenes obenerwähnten Squires einen großen Theil seines Erbes vergeudet und verpraßt und durch gemeine Sitten und schlechte Gesellschaft den Namen, dessen Stammhalter er war, herabgewürdigt.

Wie er, so trieben es auch seine Nachkommen, bis zuletzt Randal's Vater, Mr. Maunder Slugge Leslie, nichts übrig blieb, als das alte verfallene Stammschloß und die elenden Ländereien, welche es umgaben.

Obschon aller Verkehr zwischen den beiden Zweigen der Familie aufgehört hatte, fühlte doch der jüngere stets

eine gewisse Achtung vor dem ältern, als dem Haupte der Familie. Auch vermuthete man, daß Mrs. Egerton auf ihrem Sterbebette ihre verarmten Verwandten und Namensvettern der Fürsorge ihres Gatten empfohlen habe. Denn als Audley einige Monate nach Mrs. Egerton's Tode wieder in London erschien, sandte er an Mr. Maunder Slugge Leslie die Summe von fünftausend Pfund mit dem Bemerkn, daß die Verstorbene kein geschriebenes Testament hinterlassen, dagegen mündlich ihrem Verwandten das gedachte Legat bestimmt habe; zugleich bitte Mr. Egerton um die Erlaubniß, für die Erziehung des ältesten Sohnes sorgen zu dürfen.

Mr. Maunder Slugge Leslie hatte mit diesen fünftausend Pfunden viel zur Verbesserung seines kleinen Gutes thun, oder auch durch Anlegung in dreiprocentigen Staatspapieren aus den Interessen einen wichtigen Zuschuß für seine Bequemlichkeit erzielen können. Ein benachbarter Sachwalter jedoch, der das Legat ausgewitert hatte, wußte ihm dasselbe unter dem Vorwande abzulocken, daß er es bei einer Kanalbaugesellschaft sehr vortheilhaft anlegen könne, hatte aber kaum die fünftausend Pfund in seinen Klauen, als er damit nach Amerika durchging.

Randal, welchen Mr. Egerton in eine treffliche Vorberereitungsschule gethan, hatte indessen wenig Fleiß oder Talent an den Tag gelegt; allein kurze Zeit vor seinem Abgang aus der Anstalt kam an dieselbe als Lehrer der alten Klassiker ein junger ehrgeiziger Mann, der in Oxford studirt hatte, und dessen Eifer, mit großem Lehrtalente

gepaart, auf viele Zöglinge und besonders auf Randal Leslie einen tiefen Eindruck machte. Er unterhielt sich auch außer den Unterrichtsstunden mit den Schülern über die Vortheile des Studirens und lieferte bald darauf an sich selbst einen Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung; denn er gab ein griechisches Schauspiel mit solch scharfsinnigen und gelehrten Noten heraus, daß ihn sein Collegium, dessen Mißfallen er sich durch einige geringfügige Unregelmäßigkeiten zugezogen hatte, in seinen ehrwürdigen Schooß zurückrief, indem es ihm eine Collegiatur anbot. Hierauf empfing er die Ordination, wurde Professor am Collegium, zeichnete sich abermals durch eine Abhandlung über den griechischen Accent aus, erhielt eine sehr einträgliche Pfründe und galt als ein Mann, der es noch bis zum Bischof bringen werde. Dieser junge Mann also flößte Randal seinen Durst nach Kenntnissen ein, und als der Knabe später nach Eton kam, zeigte er solchen Fleiß und Eifer, daß sein Ruhm bald zu Audley's Ohren drang. Letzterer, der, wie alle ehrgeizigen Menschen, eine lebhaftere Theilnahme für Talent und besonders für Willenskraft empfand, nahm darauf Anlaß, seinen Schützling in Eton zu besuchen. Von dieser Zeit an bewies Mr. Egerton eine lebhaftere, fast väterliche Theilnahme für den ausgezeichneten Etonianer, welcher in den Ferien stets einige Tage bei ihm zubringen durfte.

Ich habe gesagt, daß Egerton's Benehmen gegen diesen Knaben lobenswerther war, als die meisten edelmüthigen Handlungen, welche man von ihm rühmte,

weil er dafür keinen Beifall von der Welt zu ernten hoffen durfte. Was ein Mensch für seine Verwandten thut, macht nicht jenen *éclat*, welcher die bei öffentlichen Gelegenheiten bewiesene Freigebigkeit umgibt. Entweder kümmern die Leute sich gar nicht darum, oder halten es stillschweigend für bloße Pflichterfüllung. Auch war die Bemerkung des Squires, daß Randal Leslie mit den Hazeldeans noch näher verwandt sei, als mit Mrs. Egerton, ganz richtig, denn Randal's Großvater hatte wirklich eine Miß Hazeldean geheirathet (die vornehmste Verbindung, deren sich dieser Zweig der Familie seit der obenerwähnten Scheidung rühmen konnte). Allein Audley Egerton schien diese Thatsache ganz zu übersehen. Da er selbst nicht von den Hazeldeans abstammte, so kümmerte er sich nicht im Mindesten um ihre Genealogie; auch trug er Sorge, den Leslies einzuschärfen, daß seine Großmuth gegen sie nur der Achtung für das Andenken seiner Gattin und ihrer Verwandten zuzuschreiben sei. Nichtsdestoweniger hatte der Squire in Audley's Freigebigkeit gegen die armen Leslies einen Vorwurf seines ›entfernten‹ Bruders wegen seiner Vernachlässigung dieser herabgekommenen Verwandten sehen wollen, und fühlte sich hauptsächlich aus diesem Grunde bei jeder Ermahnung von Randal's Namen unangenehm berührt. Die Leslies von Rood waren aber in der That so außer allen Verkehr gekommen, daß der Squire ihr Dasein völlig vergessen hatte, bis Randal der Schützling seines Bruders wurde, worauf der Squire sich Vorwürfe machte, daß ein Anderer,

als er selbst, das Haupt der Hazeldeans, dem Enkel einer Hazeldean seine hülfreiche Hand bieten mußte.

Nachdem wir nun, freilich vielleicht etwas zu weitläufig, Audley Egerton's Stellung, der Welt und seinem jungen *protégé* gegenüber, auseinandergesetzt haben, können wir ihm erlauben, seine Briefe in Empfang zu nehmen und zu lesen.

### SECHSTES KAPITEL.

Mr. Egerton überblickte die Beuge der vor ihm liegenden Schreiben, erbrach einige derselben und warf sie, kaum gelesen, in den Papierkorb. Männer der Oeffentlichkeit erhalten so seltsame, unnöthige Briefe, daß ihr Papierkorb nie leer wird. Briefe von Finanzleuten (nicht Männer vom Fach, sondern Dilettanten), welche neue Methoden vorschlagen, um die Nationalschuld zu tilgen; unfrankirte Briefe aus Amerika mit der Bitte um ein Autograph; Briefe von zärtlichen Müttern auf dem Lande, die irgend einen Wundersohn zu einer Stelle im königlichen Dienste empfehlen; Schreiben von Freigeistern gegen Bigotterie; Schreiben von Frömmlern gegen Freigeisterei; Briefe mit der Unterschrift *Brutus Redivivus*, welche die angenehme Nachricht enthalten, daß der Schreiber einen Dolch für Tyrannen besitzt, wenn die dänischen Ansprüche nicht unverzüglich befriedigt werden; Briefe, mit Mathilde oder Caroline unterzeichnet, worin gesagt wird, daß sie das Bildniß des berühmten Mannes auf der Ausstellung gesehen, und daß ein für seine Reize empfängliches Herz zu finden sei *nro* – Piccadilly; Briefe von

Bettlern, Betrügern, Verrückten, Spekulanten, Mäklern – lauter Futter für den Papierkorb.

Aus der so gesichteten Correspondenz las Mr. Egerton zuerst die Geschäftsbriefe heraus, welche er methodisch in eine Abtheilung seines Taschenbuches steckte; dann kam die Reihe an die Briefe, welche ihn persönlich betrafen, und die er gleichfalls mit großer Sorgfalt in einem andern Fache unterbrachte. Dieser Letztern waren es nur drei: einer von seinem Rentmeister, ein andrer von Harley L'Estrange und ein dritter von Randal Leslie. Er pflegte seine Correspondenz auf seinem Bureau zu besorgen, und dahin machte er sich wenige Minuten später auf den Weg. Mancher Vorübergehende wandte sich um, der kräftigen Gestalt nachzuschauen, welche ungeachtet der drückenden Sommerhitze den schwarzen Frack, fest zugeknöpft hatte, was der stolzen Haltung und breiten, vollen Brust des schönen Staatsmannes vortrefflich stand. Beim Umbiegen in die Parlamentsstraße gesellte sich einer seiner Collegen zu ihm, der sich ebenfalls an die Sorgen und Mühen des Tages begab.

Nach einigen Bemerkungen über die letzte Debatte sagte dieser:

»*A propos*, können Sie nicht nächsten Sonnabend bei mir speisen? Sie werden Lord Lansmere treffen, der nach London kömmt, um Montag für uns zu stimmen.«

»Ich habe zwar selbst einige Personen zu Tische geladen,« antwortete Egerton; allein ich will sie bitten, einen andern Tag zu kommen. Ich sehe Lord Lansmere zu selten, als daß ich eine Gelegenheit versäumen möchte, mit

einem Manne, den ich so sehr verehere, zusammenzutreffen.«

»So selten! Wohl wahr; er kömmt nicht oft nach London; aber warum besuchen Sie ihn nicht auf dem Lande? Ein angenehmes, altmodisches Haus – gute Jagd –«

»Mein lieber Westbourne, sein Haus ist für mich ›*nimum vicina Cremonae*‹ – nahe bei einem Wahlorte, wo ich *in effigie* verbrannt worden bin.«

»Ha, ha! Ja ich erinnere mich recht wohl, Sie kamen zuerst für diesen kleinen Bezirk ins Parlament. Aber Lansmere selbst hat sich doch niemals über Ihr Votum aufgehalten – oder?«

»Er benahm sich sehr edel und sagte, er habe sich nie angemaßt, mich als sein Sprachrohr zu betrachten; außerdem stehe ich mit L'Estrange auf sehr vertrautem Fuße.«

»Kömmt denn dieser wunderliche Mensch gar nicht mehr nach England zurück?«

»Er pflegt seine Eltern alle Jahre auf einige Tage zu besuchen, und begibt sich dann wieder auf den Kontinent.«

»Ich sehe ihn niemals.«

»Er kömmt im September oder October, während Sie natürlich auf dem Lande sind, und trifft in London mit seiner Familie zusammen.«

»Warum besucht er seine Eltern denn nicht auf ihrem Landsitze?«

»Wer nur ein Paar Tage alle Jahre in England zubringt, muß wohl in London viel zu besorgen haben, sollte ich meinen.«

»Ist er noch immer gleich geistreich und unterhaltend?«

Egerton nickte bejahend.

»Welche Auszeichnungen hätte er sich nicht erwerben können!« fuhr Lord Westbourne fort.

»Welche Auszeichnungen hat er sich nicht erworben!« versetzte Egerton förmlich. »Als Offizier von beispielloser Tapferkeit, ist er zugleich ein Gelehrter vom feinsten Geschmack und ein vollendeter Gentleman, der nicht seines Gleichen hat.«

»Es freut mich, in dieser übelwollenden Zeit einen Mann den andern mit solcher Wärme loben zu hören,« bemerkte Lord Westbourne. »Allein wenn auch L'Estrange, wie ich nicht zweifle, alle Vorzüge besitzt, die Sie von ihm rühmen, so werden Sie doch wohl zugeben, daß er sein Leben vergeudet, indem er es beständig in der Fremde zubringt.«

»Indem er versucht, glücklich zu sein, Westbourne? Sind Sie gewiß, daß nicht vielmehr wir unser Leben vergeuden? Doch ich kann Ihre Antwort nicht abwarten. Wir stehen an der Thüre meines Kerkers.«

»Sonnabend also, nicht wahr?«

»Ja, es bleibt dabei. Guten Tag!«

Eine Stunde und darüber verbrachte Egerton in Staatsgeschäfte vertieft; dann benützte er einen Augenblick der Ruhe (während er auf einen Bericht wartete, den er einem seiner Sekretäre aufgetragen hatte), um seine Briefe zu beantworten. Die geschäftliche Correspondenz war bald erledigt, und nachdem er seine Antworten bei Seite

geworfen, um sie von einem Untergebenen siegeln zu lassen, nahm er die ihn persönlich betreffenden Schreiben aus seiner Briefftasche.

Zuerst zog er den Bericht seines Rentmeisters in Erwägung; er war sehr lang; die Antwort darauf bestand jedoch nur in drei Zeilen. Pitt selbst konnte für seine eigenen Interessen und Angelegenheiten nicht gleichgültiger sein und doch galt Audley Egerton bei seinen Feinden als Egoist!

Der nächste Brief war an Randal Leslie, und auch dieser, obgleich etwas länger, war nichts weniger als weit-schweifig. Er lautete:

»Lieber Mr. Leslie!

Ich erkenne Ihr Zartgefühl, welches Sie antrieb, mich zu fragen, ob Sie Frank Hazeldeans Einladung, ihn in der Halle zu besuchen, annehmen sollen oder nicht. Da er Sie aufgefordert hat, so sehe ich keinen Grund, abzulehnen. Aber leid würde es mir thun, wenn es den Anschein gewänne, als ob Sie sich aufdrängen wollten, und als eine allgemeine Regel möchte ich bemerken, daß ein junger Mann, der sich selbst seinen Weg in der Welt zu bahnen hat, am besten thut, allen vertrauten Umgang mit Altersgenossen zu vermeiden, welche nicht dieselbe Geistesrichtung haben, oder verwandte Zwecke verfolgen.

Ich wünsche, daß Sie, sobald dieser Besuch gemacht ist, nach London kommen. Die Zeugnisse, welche ich über Ihre Fortschritte in Eton erhalten habe, machen nach meiner Ansicht Ihre Rückkehr dorthin unnöthig.

Wenn Ihr Vater damit einverstanden ist, so meine ich, Sie sollten im nächsten Semester die Universität von Oxford beziehen. Indessen habe ich einen Collegiaten von Baliol angeworben, um Ihre Studien zu leiten. Nach dem Rufe zu urtheilen, den Sie sich in Eton erworben haben, meint derselbe, es werde Ihnen alsbald gelingen, ein Stipendium in seinem Collegium zu erlangen. Wenn dies der Fall ist, so sehe ich Ihre Laufbahn als gesichert an.

Ihr aufrichtiger und wohlmeinender Freund A. E.«

Der geneigte Leser wird wohl einen gewissen förmlichen Ton in diesem Briefe bemerken. Mr. Egerton nennt seinen Schützling nicht ›lieber Randal‹, wie es wohl natürlich scheinen möchte, sondern kalt und steif ›lieber Mr. Leslie‹. Auch gibt er zu verstehen, daß der junge Mann sich selbst seinen Weg in der Welt bahnen muß. Sollte dies vielleicht allzu sanguinische Hoffnungen auf eine reiche Erbschaft niederschlagen, welche seine Großmuth erregt haben konnte?

Der Brief an Lord L'Estrange war von ganz verschiedener Art, als die vorhergehenden. Er war lang und enthielt eine Menge jener traulichen Plaudereien und kleinen Neuigkeiten, welche einen Freund in der Fremde interessiren können. Es herrschte ein munterer Ton darin, als ob der Freund dadurch erheitert werden sollte; man fühlte, daß es die Antwort auf einen melancholischen Brief sein mußte – sie war von einem Hauche inniger Zuneigung, ja Zärtlichkeit durchweht, deren selbst Diejenigen, welche Audley Egerton am meisten zugethan waren,

ihn kaum für fähig gehalten hatten. Bei alledem lag etwas Erzwungenes in dem Schreiben, obschon vielleicht nur der feine weibliche Tact dies erkannt haben würde. Jedenfalls hätte man vergebens jenes Sichgehenlassen, jene herzlichen Ergießungen darin gesucht, welche man in den Briefen zweier Jugendfreunde erwarten konnte, und die auch in den abgebrochenen, ungezwungenen Sätzen seines Correspondenten nicht fehlten. Doch worin äußerte sich dieser Zwang? Egerton schreibt geläufig genug, wo seine Feder leicht über Paragraphen dahin eilt, die sich auf Andere beziehen; allein Egerton spricht nicht von sich selbst – er vermeidet sorgfältig jede Anspielung auf die innere Welt seiner Gefühle. Vielleicht aber besitzt Audley Egerton gar kein Gefühl? Wie kann man erwarten, daß ein ernster Staatsmann, der seinen Vormittag in Downingstreet zubringt und die Nächte durchwacht, um in einem Comite Gesetzesentwürfe zu berathen, in demselben Style schreiben werde, wie ein müßiger Träumer unter den Pinien von Ravenna oder an den Ufern des Comersees?

Audley hatte soeben seine Epistel, wie sie nun einmal war, geendet, als der aufwartende Diener die Ankunft seiner Deputation aus einer gewerbreichen Provinzialstadt anmeldete, welche auf zwei Uhr bestellt war. In ganz London gab es kein Bureau, wo man Deputationen weniger warten ließ, als in demjenigen, welchem Audley Egerton vorstand.

Die Abgesandten traten ein – ungefähr zwanzig Männer von mittlerem Alter und behaglichem Aussehen, die

nichtsdestoweniger ihre Beschwerden hatten und ihre Interessen, sowie das Wohl des Landes durch eine Klausel in einem von Mr. Egerton eingebrachten Gesetzesentwurf bedroht glaubten.

Der Bürgermeister der Stadt war der Wortführer, er sprach sehr gut, aber in einem Style, an den der würdevolle Staatsmann nicht gewöhnt war – ohne Umstände, rund heraus, leicht und frei – nach Art der Amerikaner. Ueberhaupt lag etwas in dem Aeußern und in der Haltung des Bürgermeisters, was an einen Aufenthalt in der großen Republik erinnerte. Er war ein schöner Mann; allein er hatte den scharfen, herrischen Blick eines Menschen, der sich keinen Strohalm um einen Präsidenten oder Monarchen bekümmert und sich der Freiheit freut, seine Meinung sagen und ›seinen eigenen Neger auspeitschen‹ zu können.

Augenscheinlich stand er bei seinen Mitbürgern in großer Achtung, und Mr. Egerton besaß hinreichenden Scharfblick, um zu bemerken, daß der Bürgermeister ein eben so reicher, als beredter Mann sein mußte, da es ihm gelungen war, die Empfindlichkeit und Eifersucht zu überwinden, welche sein Ton bei seinen Standesgenossen zu reizen ganz geeignet war.

Mr. Egerton war viel zu weise, um an bloßen Manieren Anstoß zu nehmen, und obschon er etwas verwundert aufschaute, als seine Bemerkungen ziemlich geringschätzig aufgenommen wurden, so hielt er es doch nicht unter seiner Würde, überzeugenden Gründen nachzugehen. In

den Vorstellungen des Bürgermeisters lag so viel gesunder Menschenverstand und Billigkeit, daß der Minister die höfliche Zusage gab, dieselben in reifliche Erwägung ziehen zu wollen.

Hierauf geleitete er die Deputation nach der Thüre; allein kaum war dieselbe geschlossen, als sie sich auf's Neue öffnete, und der Herr Bürgermeister allein wieder hereintrat, nachdem er seinen Gefährten draußen zugerufen: »Ich habe Mr. Egerton etwas zu sagen vergessen; warten Sie unten auf mich!«

»Nun, Herr Bürgermeister,« sagte Audley, auf einen Stuhl deutend, »was haben Sie noch zu bemerken?«

Der Bürgermeister wandte sich nach der Thüre, um zu sehen, ob sie geschlossen sei; dann zog er seinen Stuhl ganz nahe zu demjenigen, welchen Mr. Egerton inne hatte, legte seinen Zeigefinger auf dessen Arm und sagte: »Ich glaube es mit einem Weltmann zu thun zu haben, Sir?«

Mr. Egerton verbeugte sich schweigend, indem er seinen Arm aus dem Bereiche des Zeigefingers brachte.

*Bürgermeister.* – »Sie bemerken, mein Herr, daß ich die Abgeordneten, welche wir in's Parlament gewählt, nicht aufgefordert habe, uns zu begleiten. Wir fahren besser ohne dieselben. Beide gehören, wie Sie wohl wissen, zur Opposition – zu den Ultras.«

*Mr. Egerton.* – »Das ist ein Unglück, um welches die Regierung sich nicht kümmern kann, wenn es sich um die Frage handelt, ob der Geschäftsverkehr der Stadt gehoben oder benachtheiligt werden soll.«

*Bürgermeister.* – »Nun ich denke, was Sie sagen ist Alles schön und gut. Aber Sie würden doch froh sein, bei der nächsten Wahl zwei Abgeordnete zu bekommen, welche es mit den Ministern halten.«

*Mr. Egerton* (lächelnd). – »Das ist keine Frage, Herr Bürgermeister.«

*Bürgermeister.* – »Und das kann ich zu Stande bringen. Ich darf wohl sagen, daß ich die ganze Stadt in meiner Tasche habe. Es ist auch nicht mehr, wie billig, denn ich bringe eine Masse Geld unter die Leute. Sehen Sie, Mr. Egerton, ich habe lange Zeit in dem Lande der Freiheit – in den Vereinigten Staaten – gelebt, und ich komme zur Sache, wenn ich mit einem Weltmanne spreche. Ich bin selbst ein Weltmann. Wenn die Regierung mir einen Gefallen erweisen will, so thue ich auch etwas für sie. Zwei Stimmen für eine freie unabhängige Stadt, wie die unsrige – das ist schon der Mühe werth, nicht wahr?«

*Mr. Egerton* (überrascht). – »In der That, ich –«

*Bürgermeister* (noch näher rückend und den Minister unterbrechend). – »Keinen Unsinn, weder auf der einen, noch auf der andern Seite. Ich habe mir's nun einmal in den Kopf gesetzt, daß ich zum Ritter geschlagen werden möchte. Wundern Sie sich immerhin, Mr. Egerton. Es ist freilich eine Lumperei, ich weiß es wohl; aber jeder Mensch hat seine Schwächen, und die meinige ist, daß ich gerne Sir Richard heißen möchte. Nun wohl, wenn Sie mir diesen Titel verschaffen können, so dürfen Sie mir nur die zwei Abgeordneten nennen, welche Sie bei der nächsten Wahl im Parlament zu sehen wünschen –

das heißt, wenn sie zu Ihrem Schlag gehören – aufgeklärte Männer des Fortschritts. Ist das nicht ehrlich und wie ein Mann gesprochen?«

*Mr. Egerton* (sich stolz aufrichtend). – »Ich kann nicht begreifen, weshalb Sie gerade mir diesen äußerst seltsamen Antrag machen.«

*Bürgermeister* (gut gelaunt mit dem Kopfe nickend). – »Ja sehen Sie, ich bin nicht eigentlich mit der Regierung einverstanden, glaube aber, daß Sie der Beste sind unter den Herrn am Ruder. Und vielleicht würden Sie gerne Ihre Partei verstärken. Dies bleibt aber natürlich unter uns; die Ehre ist ein kostbares Kleinod!«

*Mr. Egerton* (mit ernster Würde). – »Ich bin Ihnen für Ihre gute Meinung sehr verbunden, Sir; allein ich stimme mit meinen Kollegen in allen wichtigen Fragen, welche die Regierung des Landes betreffen, vollständig überein, und –«

*Bürgermeister* (ihn unterbrechend). – »Ach ja, so müssen Sie freilich sagen; das ist ganz richtig. Allein ich vermuthe, manches würde anders gehen, wenn Sie Premier-Minister wären. Doch habe ich noch einen weitem Grund, weshalb ich mich mit meinem kleinen Anliegen gerade an Sie wende. Sie wurden früher einmal zum Vertreter des Lansmerer Bezirks gewählt, und zwar mit einer Majorität von zwei Stimmen, nicht wahr?«

*Mr. Egerton*. – »Ich weiß nichts von den Einzelheiten dieser Wahl; denn ich war nicht gegenwärtig.«

*Bürgermeister*. – »Nein; aber glücklicherweise waren zwei Verwandte von mir dabei, welche für Sie stimmten.

Und diese zwei Stimmen waren es, welche Sie in's Parlament brachten. Seitdem haben Sie sich hübsch warm hier gebettet, und ich denke, wir haben einigen Anspruch an Sie –«

*Mr. Egerton.* – »Ich kann Ihnen keinen derartigen Anspruch zugestehen, Sir. Ich war und bin ein Fremder für Lansmere; und wenn die Wähler mir die Ehre erwiesen, für mich zu stimmen, so geschah es viel mehr aus Rücksicht für –«

*Bürgermeister* (den Minister abermals unterbrechend). – »Für Lord Lansmere, wollten Sie sagen. Das ist höchst unconstitutionell, sollt' ich meinen. Peer des Reichs! Doch das thut nichts zur Sache; ich kenne die Welt, und ich würde mich mit meiner Angelegenheit an Lord Lansmere wenden, wenn ich nicht gehört hätte, daß er so stolz, wie Lucifer, sei.«

*Mr. Egerton* (mit sichtlichem Widerwillen seine Papiere ordnend). – »Mein Herr, es ist nicht mein Amt, Sr. Majestät Candidaten für die Ritterwürde vorzuschlagen, und noch weniger geziemt es mir, mit Sitzen im Parlament Handel zu treiben.«

*Bürgermeister.* – »O, wenn dies der Fall ist, so werden Sie mich entschuldigen. Ich verstehe mich nicht sehr viel auf die Etiquette in diesen Dingen. Ich hatte nur gedacht, wenn ich Ihnen zwei Sitze für Ihre Freunde zur Verfügung stellte, so würden Sie diese Sache in Ihren Geschäftskreis ziehen. Da Sie übrigens sagen, daß Sie mit Ihren Kollegen übereinstimmen, so kömmt es am Ende

auf eines hinaus. Uebrigens müssen Sie sich nicht einbilden, daß ich der Mann sei, die Stadt zu verhandeln oder meine politische Ansicht nach Gefallen zu wechseln. Gewiß nicht! Unsere dermaligen Abgeordneten sagen mir nicht zu. Ich bin ganz für den Fortschritt; aber sie rennen mir zu schnell voraus, und da die Regierung einem gemäßigten Fortschritt nicht abgeneigt ist, so kann ich eben so gut diese unterstützen, als Jene. Aber der gewöhnlichsten Dankbarkeit gemäß« (fügte der Bürgermeister schmeichelnd hinzu) »sollte ich zum Ritter geschlagen werden. Ich kann die Würde aufrecht erhalten und Sr. Majestät Ehre machen.«

*Mr. Egerton* (ohne den Blick von seinen Papieren zu erheben). – »Ich muß Sie an die geeignete Behörde verweisen.«

*Bürgermeister* (ungeduldig). – »Geeignete Behörde! Wohlan, da in diesem alten Lande noch ein solches Possenspiel getrieben wird, daß man alle Formen durchmachen und jedes Geschäft regelrecht betreiben muß, so haben Sie die Güte, mir zu sagen, an wen ich mich wenden soll.«

*Mr. Egerton* (welcher anfängt, eben so belustigt, als entrüstet zu sein). – »Wenn Sie den Ritterschlag wünschen, so müssen Sie den Premierminister darum ersuchen; wollen Sie aber der Regierung in Parlaments-Angelegenheiten Vorschläge machen, so verlangen Sie eine Audienz bei Mr. –, dem Sekretär der Schatzkammer.«

*Bürgermeister*. – »Und was glauben Sie, daß dieser Patron sagen wird, wenn ich zu ihm gehe?«

*Mr. Egerton* (bei dem der Humor die Oberhand über den Unwillen gewinnt). – Vermuthlich wird er sagen, daß Sie die Sache nicht in dem Lichte darstellen sollen, wie Sie es mir gegenüber gethan haben; daß die Regierung stolz darauf sein werde, Ihr und Ihrer Wahlgenossen Vertrauen zu besitzen, und daß ein Mann, wie Sie, der als Bürgermeister eine so hervorragende Stellung einnimmt, wohl darauf zählen könne, bei irgend einer passenden Gelegenheit zum Ritter erhoben zu werden – daß Sie aber für's Erste nicht davon reden, sondern sich bemühen sollen, bessere politische Ansichten in der Stadt zu verbreiten.«

*Bürgermeister*. – »Aha, ich merke, was der Patron mit mir vorhatte! Ich bin kein solcher Grünschnabel, Mr. Egerton! Vielleicht ist's am besten, ich wende mich an die Hauptquelle. Wie meinen Sie wohl, daß der Premierminister meinen Vorschlag aufnehmen würde?«

*Mr. Egerton* (in welchem nun die Entrüstung über den Humor siegt). – »Wahrscheinlich gerade so, wie ich im Begriffe stehe, es zu thun.«

Mit diesen Worten zog er die Klingel, worauf der Bediente erschien.

»Begleiten Sie den Herrn Bürgermeister hinaus,« befahl der Minister.

Der Bürgermeister wandte sich rasch um, während sich sein Gesicht mit einer Purpurglut überzog. Dann ging er gerade auf die Thüre zu, ließ jedoch den Bedienten durch den Gang voranschreiten, drehte sich plötzlich wieder um und rief mit geballten Fäusten und von Zorn

halb erstickter Stimme: »Dafür sollen Sie mir eines Tages büßen, so wahr ich Richard Avenel heiße!«

»Avenel!« wiederholte Egerton betroffen – »Avenel!«

Allein der Bürgermeister war verschwunden.

Audley versank in ein tiefes, finsternes Brüten, aus dem er erst erwachte, als der Bediente meldete, daß die Pferde bereit seien.

Zerstreut schaute er auf und erblickte seinen Brief an Harley L'Estrange, der noch immer offen auf dem Tische lag. Er zog ihn näher zu sich und schrieb: »Soeben verläßt mich ein Mann, der sich Aven –« Mitten in dem Worte hielt er inne. »Nein, nein,« murmelte er, »welche Thorheit, alte Wunden *dort* wieder aufzureißen!« und radirte sorgfältig das Geschriebene aus.

An diesem Tage ritt Audley Egerton nicht, wie er sonst zu thun pflegte, in den Park, sondern lenkte, nachdem er seinen Reitknecht entlassen hatte, über die Westminsterbrücke auf's Land hinaus. Anfangs ritt er langsam, wie in Gedanken versunken; dann schnell, als ob er denselben entfliehen wollte; und als er Abends gegen seine Gewohnheit spät im Parlamentshause erschien, sah er blaß und erschöpft aus. Allein er mußte nothgedrungen sprechen – und Audley Egerton sprach gut, wie immer.

## SIEBENTES KAPITEL.

Trotz aller seiner macchiavellistischen Weisheit war es Doctor Riccabocca doch nicht gelungen, Leonard Fairfield in seinen Dienst zu locken, obgleich er es allerdings so weit gebracht hatte, die Wittve theilweise für seine

Absichten zu gewinnen. Letzterer stellte er die weltlichen Vortheile der Sache vor: Lenny sollte es weiter bringen, als zu einem gewöhnlichen Tagelöhner; er sollte die Gärtnerei in all ihren Theilen gründlich erlernen – und einst Obergärtner werden. »Auch will ich Sorge tragen,« fügte Riccabocca hinzu, »daß er seine Schulbildung nicht vernachlässigt, und ihn Alles lehren, wofür er einen offenen Kopf hat.«

»Der Junge hat für Alles einen offenen Kopf,« versetzte die Wittwe.

»Dann,« erwiderte der weise Mann, »soll auch Alles hinein kommen!«

Die Wittwe war offenbar geblendet; denn wie wir bereits gesehen, hielt sie sehr viel auf Schulbildung, und sie wußte, daß der Pfarrer den Doctor als einen ungemein gelehrten Mann ansah. Aber Riccabocca galt für einen Papisten, er stand sogar im Verdachte der Zauberei. Die Bedenklichkeiten über diese beiden Punkte würde jedoch der Italiener, der die Kunst verstand, das schöne Geschlecht zu überreden, bald zerstreut haben, wenn dies zu einem Zwecke hatte führen können; allein Lenny machte allen weiteren Verhandlungen ein Ende. Der Knabe hegte nämlich einen tödtlichen Widerwillen gegen Riccabocca; er fürchtete sowohl ihn, als seine Brille, seine Pfeife, das lange Haar, den Mantel und den rothen Regenschirm, und antwortete daher mit Bestimmtheit auf jeden Antrag: »Mit Verlaub, Sir, ich möchte lieber nicht, ich möchte lieber nicht; ich möchte lieber noch bei meiner Mutter bleiben!« Riccabocca sah sich daher gezwungen,

alle ferneren Experimente seiner macchiavellistischen Diplomatie aufzugeben; allein er ließ sich durch das erste Mißlingen seiner Versuche nicht entmuthigen; er gehörte im Gegentheil zu jenen Menschen, die der Widerstand nur noch mehr reizt. Was ihm zuerst nur aus Klugheitsrücksichten wünschenswerth erschienen war, wurde jetzt ein Gegenstand heftigen Verlangens. Ohne Zweifel hätte man unter gleich annehmbaren Bedingungen ein ganzes Dutzend Knaben bekommen können. Aber in demselben Augenblick, da Lenny sich herausnahm, die Pläne des Italieners zu vereiteln, gewann seine Erwerbung in Signor Riccabocca's Augen die größte Wichtigkeit.

Jackeymo dagegen verlor alles Interesse an den Fallen und Schlingen, die sein Herr dem Musterknaben des Dorfes zu legen beabsichtigte, über der plötzlichen Ueberraschung, welche sich seiner bemächtigte, als er vernahm, Doctor Riccabocca habe eine Einladung in die Halle auf einige Tage angenommen.

»Es werden keine Fremde dort sein,« sagte Riccabocca. »Armer Giacomo, einige Unterhaltung im Bedientenzimmer wird dir wohlthun; auch ist der Braten des Squires nahrhafter als unsere Stichlinge und Elrizen. Dein Leben wird dadurch verlängert werden.«

»Der Padrone beliebt zu scherzen,« versetzte Jackeymo mit stolzer Unterwürfigkeit; »als ob Jemand in seinem Dienste Hunger sterben könnte!«

»Hm,« meinte Riccabocca, »du hast dieses Experiment versucht, so weit es die menschliche Natur nur irgend gestattet, mein treuer Freund!« Bei diesen Worten streckte

er seinem Mitverbannten die Hand entgegen mit jener Vertraulichkeit, welche auf dem Continent zwischen Herr und Diener gebräuchlich ist. Giacomo verneigte sich tief und eine Thräne fiel auf die Hand, welche er küßte.

»*Cospetto*,« fuhr Riccabocca fort, »tausend unächte Perlen sind nicht so viel werth, als eine einzige ächte. Wir kennen den Werth der Weiberthänen; aber die Thränen eines ehrlichen Mannes – pfui, Giacomo! – die kann ich dir nie bezahlen! – Geh' und sieh nach unserer Garderobe!«

Was die Garderobe seines Herrn anbelangte, so war Giacomo recht wohl damit zufrieden; denn es fanden sich verschiedene Anzüge vor, von welchen Jackeymo meinte, sie seien noch so gut, wie neu, obgleich schon manches Jahr verflossen war, seitdem sie aus der Hand des Schneiders gekommen. Als aber Giacomo den Inhalt seines eigenen Kleiderschranks zu mustern begann, zog sich sein Gesicht beträchtlich in die Länge. Nicht als ob er keine andern Kleidungsstücke besessen hätte außer denen, welche er auf dem Leibe trug; an Vorrath fehlte es nicht – allein die Beschaffenheit war um so schlimmer. Traurig betrachtete er zwei Anzüge, je aus den drei Theilen bestehend, welche die männliche Kleidung ausmachen. Der eine Anzug lag ausgebreitet auf seinem Bette, gleich einem Veteranen, den treue Hände auf's Paradebett gelegt haben, während der andere stückweise von dem gehässigen Lichte beleuchtet wurde – der Torso über einen Stuhl gelegt, und die Beine von Jackeymo's melancholischem Arme herabhängend. Keine noch

so lange Zeit in der Morgue ausgestellten Leichen konnten weniger Zeichen von Wiederbelebung geben, als diese ehrsam Verblichenen; denn Jackeymo hatte in der That seine Kleider weniger gespart – *magis profusus sui* – als sein Herr. In der ersten Zeit ihrer Verbannung hatte er die Gewohnheit, sich zu Tische besser zu kleiden, beibehalten, da er einen solchen Beweis von Achtung dem Padrone schuldig zu sein glaubte; später jedoch mußten auch die Staatskleider für den Morgendienst gebraucht werden, bis sie unter der scharfen Benützung den letzten Athem aushauchten.

Obschon der Doctor in seiner philosophischen Zerstretheit solchen kleinen Haushaltungssorgen wenig Aufmerksamkeit zu schenken pflegte, so hatte er doch – mehr aus Mitleid für Jackeymo, als aus Rücksicht für die Achtbarkeit, welche die Kleidung des Dieners auf die Würde des Herrn zurückwirft – schon öfter gesagt: »Giacomo, du brauchst Kleider; laß dir welche von den meinigen zurechtmachen!«

Und Jackeymo hatte sich jedesmal dankbar verneigt, als ob er die Schenkung angenommen hätte; allein die Sache war leichter gesagt, als gethan.

Ogleich sich nämlich Jackeymo und Riccabocca, Dank der strengen Diät, welche sie beobachteten, indem sie sich fast ausschließlich von Stichlingen und Elritzen nahmen, in jenem Zustande befanden, den man, nach dem langen Leben den Geizhalse zu urtheilen, am zuträglichsten für den menschlichen Körper halten sollte –

jenen Zustand nämlich, da man nur aus Haut und Knochen besteht – so hatten doch die Knochen, welche in Riccabocca's Haut steckten, insgesamt die Längenrichtung eingeschlagen, indessen die Knochen in Jackeymo's Haut sich vorzüglich in die Breite ausdehnten. Eben so gut hätte man eine gekappte Zwergeiche, in deren Höhlung die Kinder des Waldes gemächlich schlafen, in die Rinde einer lombardischen Pappel zu stecken vermocht, als Jackeymo in Riccabocca's Anzüge gekleidet. Aber auch angenommen, daß der Geschicklichkeit des Schneiders ein solches Wunder vielleicht gelungen wäre, so hätte doch Jackeymo es nie über's Herz bringen können, von der Großmuth seines Herrn Gebrauch zu machen. Er hegte eine gewisse heilige Ehrfurcht für die Kleider des Padrone. Es ist bekannt, daß die Alten, nachdem sie einem Schiffbruche entronnen waren, die Kleider, worin sie gegen die Wellen gekämpft hatten, in einem Votivtempel aufzuhängen pflegten. Mit derselben abergläubischen Verehrung betrachtete Jackeymo diese Reliquien der Vergangenheit. »Diesen Rock trug der Padrone bei jener Gelegenheit. Ich erinnere mich noch ganz wohl des Abends, an welchem der Padrone diese Beinkleider das letzte Mal anzog!« Und hiermit wurden Rock und Beinkleider mit liebevoller Sorgfalt gebürstet und ehrfurchtsvoll zur Ruhe gelegt.

Allein was war jetzt zu thun? Jackeymo war viel zu stolz, um seine Person vor dem Hausmeister des Squires in einem Anzuge sehen zu lassen, der ihm und dem

Padrone Unehre gemacht hatte. Mitten in dieser Verlegenheit wurde geklingelt und er eilte in's Wohnzimmer hinab.

Riccabocca stand am Kamin unter der symbolischen Darstellung des *patriae exul*.

»Giacomo,« sagte er, »es ist mir eingefallen, daß du dir noch immer keine meiner überflüssigen Kleider hast zurecht machen lassen, wie ich dir befohlen hatte. Aber wir werden nun in die große Welt gehen, und hat einmal das Besuchen angefangen, so weiß der Himmel, wo es enden wird. Daher geh' in die nächste Stadt und kaufe dir einen Anzug. Kleider sind theuer in England. Wird dies hinreichen?« Mit diesen Worten hielt er ihm eine Fünfpfundnote entgegen:

Jackeymo lebte, wie wir schon oben bemerkt haben, auf einem viel vertraulicheren Fuße mit seinem Herrn, als der steife Engländer es von seinem Diener dulden würde. Allein in seiner Vertraulichkeit blieb Giacomo doch stets ehrerbietig und achtungsvoll. Nur jetzt vergaß er einigermaßen die schuldige Ehrfurcht.

»Der Padrone ist toll!« rief er aus. »Er würde sein ganzes Vermögen wegschleudern, wenn ich es zuließe! Fünf englische oder hundert und sechsundzwanzig mailändische Pfunde!<sup>1</sup> Santa Maria! Unnatürlicher Vater! Was soll aus der armen Signorina werden? Denkt der Padrone, sie auf diese Weise in dem fremden Lande zu versorgen?«

---

<sup>1</sup>Unter einem mailändischen Pfund versteht Giacomo eine mailändische Lire.

»Giacomo,« sagte Riccabocca, sein Haupt vor dem Sturme beugend, »morgen denken wir an die Signorina; heute gilt es die Ehre des Hauses. Deine Beinkleider, Giacomo – unglücklicher Mann, deine Beinkleider!«

»Der Padrone hat Recht,« erwiderte Jackeymo, sich besinnend, in demüthigem Tone. »Der Padrone hat Recht, mich zu tadeln, aber nicht auf so grausame Weise. Es ist wahr, er gibt mir Kost, Wohnung und einen schönen Lohn und kann also füglich erwarten, daß ich nicht in einem solchen Aufzug einhergehe.«

»Was Kost und Wohnung betrifft, so wollen wir es noch gelten lassen,« sagte Riccabocca, »aber der schöne Lohn ist ein Gebilde deiner Phantasie.«

»Keineswegs,« versetzte Jackeymo; »er ist nur rückständig. Als ob der Padrone ihn nicht eines Tages zahlen – als ob ich mich erniedrigen wollte, einem Herrn zu dienen, der nicht die Absicht hat, seine Dienerschaft zu besolden! Kann ich denn nicht warten? Hab ich denn nicht meine Ersparnisse noch? Doch nur getrost – getrost! Der Padrone soll mit mir zufrieden sein. Ich habe noch zwei schöne Anzüge und war eben damit beschäftigt, sie zu ordnen, als geklingelt wurde. Sie sollen sehen, Sie sollen sehen!«

Und Jackeymo eilte aus dem Zimmer nach seiner Stube zurück, schloß einen kleinen Koffer auf, der zu den Häupten seines Bettes stand, warf eine Menge kleiner Gegenstände heraus und zog endlich aus der untersten Tiefe einen ledernen Beutel hervor, dessen Inhalt er auf das Bett ausleerte. Es waren meist italienische Münzen,

einige Frankenthaler, ein silbernes Medaillon mit dem Bilde seines Schutzpatrons, des heiligen Giacomo, eine vollwichtige englische Guinee und ungefähr zwei oder drei Pfunde in englischen Silbermünzen. Jackeymo steckte das ausländische Geld wieder in den Beutel, indem er kläglich vor sich hin murmelte: »man würde hier nur d’ran verlieren,« zählte dann die englischen Münzen: »Werdet Ihr auch hinreichen, Ihr Schurken?« rief er, sie unmuthig schüttelnd. Jetzt fiel ihm das Medaillon in die Augen; er hielt inne, betrachtete das winzige Bild des Heiligen mit großer Bedächtigkeit und fuhr dann in einer Sprache fort, die er wahrscheinlich den aphoristischen Sprüchwörtern seines Gebieters entlehnt hatte:

»Welches Unterschied ist zwischen einem Feinde, der mir nicht schadet, und einem Freunde, der mir nicht nützt? *Monsignore San Giacomo*, mein Schutzpatron, du bist mir wenig nütze in dem ledernen Beutel. Wenn du mir aber zu einem Paar neuer Beinkleider verhilst, so bist du wirklich mein Freund. *Alla bisogna, Monsignore!*«

Nun steckte er das Medaillon, nachdem er es zuvor andächtig geküßt hatte, in die eine Tasche, die Münzen in die andere, schnürte die zwei abgelebten Anzüge in ein Bündel zusammen und murmelte vor sich hin: »Welch’ ein häßlicher Geizhals bin ich, dem Padrone Schande zu machen, trotz all’ dem Gelde, das ich in seinem Dienste erspart habe!« Dann rannte er hinab, ergriff Hut und Stock, und wenige Minuten später sah man ihn der benachbarten Stadt L. zutreiben.

Augenscheinlich hatte der arme Italiener keinen Fehlgang gemacht; denn er kam an jenem Abend noch zu rechter Zeit zurück, um den dünnen Haferschleim, das frugale Nachtessen seines Herrn, zu kochen, und brachte einen zwar etwas fadenscheinigen, aber doch noch höchst anständigen schwarzen Anzug nebst zwei Vorhemden und zwei weißen Halsbinden mit. Von all diesem Putz hielt jedoch Giacomo die Beinkleider in besonderer Verehrung: sie hatten gerade so viel gekostet, als er aus dem Medaillon gelöst, und er war deßhalb überzeugt, San Giacomo habe sein Gebet um diesen nothwendigen Artikel erhört und ihm dazu verholffen. Die übrigen Gegenstände hatte er auf dem gewöhnlichen Wege des Tausches und Kaufes an sich gebracht; die Beinkleider aber waren ein besonderes Gnadengeschenk des heiligen Giacomo!

#### ACHTES KAPITEL.

Das Leben hat schon zu vielen sinnreichen Vergleichen Anlaß gegeben, und wenn wir gleichwohl das Wesen desselben nicht besser verstehen, so liegt die Schuld gewiß nicht an dem Mangel eines sogenannten ›illustrirenden Raisonnements‹. Unter anderen Bildern erinnert es einen ruhigen Beobachter zu Zeiten an jene sich im Kreise drehende Maschine, welche man auf Jahrmärkten zu finden pflegt, und die unter dem Namen ›Caroussel‹ bekannt ist, wobei jeder Theilnehmer, auf seinem hölzernen Pferde sitzend, seinem Vorgänger nachzujagen scheint, während er selbst von dem hinter ihm Reitenden verfolgt wird. So

ist auch der Mensch, das Weib so gut wie der Mann, ein von Natur die Jagd liebendes Thier; der Höchste selbst findet immer noch etwas zu erjagen, und Keiner ist zu niedrig, als daß ihn nicht ein Anderer zu seiner Beute auserlesen könnte. Beschränken wir nun unsere Beobachtung auf das Dorf Hazeldean, so sehen wir in diesem Caroussel den Doctor Riccabocca, welcher auf seinem Steckenpferd Lenny Fairfield nachjagt, und Miß Jemima, die auf ihrem Damensattel ihr Rößlein hinter dem Doctor herpeitscht. Die Erklärung, weshalb Miß Jemima, welche schon so lange und so fest von der Schlechtigkeit der Männer überzeugt war, einem solchen doch noch einmal die Gelegenheit geben wollte, sich in ihren Augen zu rechtfertigen, wollen wir jenen Herren überlassen, welche behaupten, daß sie ›in keinen andern Büchern lesen, als in den Blicken der Frauen‹. Vielleicht lag der Grund in der übergroßen Zärtlichkeit und Milde in Miß Jemima's Charakter; vielleicht bedachte sie auch, daß ihre Erfahrungen von der Schlechtigkeit der Männer sich nur auf solche erstreckt hatten, die in unsern kalten nordischen Gegenden geboren und erzogen worden; während sie hoffen durfte, daß in dem Vaterlande Petrarca's und Romeo's, im Lande der Citronen und Myrthen das männliche Ungeheuer sanften Einflüssen zugänglicher und in seiner Bosheit weniger verhärtet sein möchte. Ohne uns weiter in diese Vermuthungen einzulassen, genüge es, zu sagen, daß Jemima bei Doctor Riccabocca's Erscheinen im Besuchzimmer zu Hazeldean sich mehr als je darüber freute, in ihrer Feindschaft gegen das männliche

Geschlecht zu seinen Gunsten etwas nachgelassen zu haben. Allerdings fand Frank Hazelden den altmodischen, fremdartigen Anzug des Italieners, seine langen Haare, den *chapeau-bas*, über den sich der Fremde so anmuthig verbeugte und den er gleichsam an sein Herz drückte, ehe er ihn wieder unter den Arm schob, wo er sich ausnahm wie der Kopf unter dem Flügel eines gebratenen Hühnchens – Frank Hazelden fand alles dieses einigermaßen possierlich, mußte aber dennoch gestehen, daß Riccabocca's Aussehen und Benehmen unverkennbar den vollendeten Gentleman beurkundete. Und als nach dem Essen die Unterhaltung ungezwungener wurde und der Pfarrer und seine Gattin, welche dem Doctor zu Ehren ebenfalls eingeladen worden, ihr Bestes thaten, um die geistige Begabung ihres Freundes recht in's Licht zu stellen, da wurde seine Unterhaltung ungemein lebhaft und angenehm, wenn gleich sie zuweilen etwas zu hoch für seine Zuschauer sein mochte. Sein Gespräch war dasjenige eines Mannes, der mit den Kenntnissen, welche man durch das Studium der Bücher und der Welt erwirbt, auch die Kunst verbindet, in gebildeter Gesellschaft zu gefallen – eine Kunst, die für einen Gentleman unerlässlich ist. Allein Riccabocca besaß noch eine andere, weniger harmlose Kunst – diejenige nämlich, die schwache Seite seiner Umgebung rasch zu erspähen und mit der sorglosen Miene eines Schützen, der in's Blaue feuert, mit einem einzigen Worte mitten in's Herz zu treffen. Die kleine Gesellschaft war entzückt von Riccabocca's Liebenswürdigkeit, so daß selbst Kapitän Barnabas, um eine

volle Stunde später als gewöhnlich, an das Whist erinnerte. Der Doctor, welcher nicht spielte, fiel nun den beiden Damen, Miß Jemima und Mrs. Dale, anheim.

Zwischen den Beiden sitzend (auf dem Platze, welcher mit Fug und Recht Flimsey zukam, die sich zu ihrem großen Aerger und Erstaunen diesen Abend in einen Winkel des Zimmers verwiesen sah) – umgeben von Freundschaft und Liebe – bot der Doctor ganz das Bild des reinsten häuslichen Glückes.

Die Freundschaft arbeitete, wie es sich für sie ziemte, emsig an dem gestickten Taschentuche, um der Liebe Zeit zu lassen, ihren Angriff zu beginnen.

»Sie müssen sich in dem Casino dach sehr einsam fühlen,« sagte die Liebe in theilnehmendem Tone.

»Gewiß wird dies der Fall sein,« versetzte Riccabocca galant, »wenn ich Sie verlassen haben werde, mein Fräulein!«

Die Freundschaft warf der Liebe einen bedeutsamen Blick zu – die Liebe erröthete oder schaute zu Boden, was auf dasselbe herauskommt.

»Allerdings,« begann die Liebe von Neuem, »hat die Einsamkeit für ein fühlendes Herz –«

Riccabocca dachte an das Einladungsbillet und knüpfte unwillkürlich seinen Rock zu, als ob er das soeben erwähnte Organ schützen müsse.

»Die Einsamkeit hat für ein fühlendes Herz sicher großen Reiz. Selbst für uns arme, unwissende Frauen ist es so schwer, eine gleichgestimmte Seele zu finden – aber für Sie!«

Die Liebe hielt inne, als hätte sie zuviel gesagt, und beugte sich verschämt über ihren Blumenstrauß.

Doctor Riccabocca schob vorsichtig seine Brille zur Seite und schien mit einem Blick das ganze Inventarium von Miß Jemima's Reizen aufzunehmen. Ihr Gesicht hatte, wie schon bemerkt, einen sanften, nachdenklichen Ausdruck, und würde entschieden hübsch gewesen sein, wenn die Milde mit etwas weniger Lebhaftigkeit gepaart und die Nachdenklichkeit etwas weniger schmachtend gewesen wäre. Die Cousine des Squire's war nämlich von Natur allerdings sanft, aber durchaus nicht sinnig; es floß viel zu viel Hazeldean'sches Blut in ihren Adern, als daß die trübe Stimmung, welche man Melancholie nennt, bei ihr hätte aufkommen können. Daher paßte auch diese angenommene Träumerei schlecht zu ihrem Gesichte, welches nur durch ein heiteres Lächeln erhellt zu werden brauchte, um außerordentlich einnehmend zu sein. Dieselbe Bemerkung galt auch von ihrer Figur, welche durch das träumerische Wesen aller jener wellenförmigen Grazie beraubt wurde, die den zarten Curven der weiblichen Gestalt durch Bewegung und Lebhaftigkeit verliehen wird. Im Einzelnen betrachtet war ihre Figur gar nicht übel; zwar ein wenig mager, aber nichts weniger als abgezehrt – wohl proportionirt, leicht und biegsam. Allein die unselige Schwermuth verlieh ihrer ganzen Erscheinung einen Ausdruck von Trägheit und Leblosgkeit, so daß man, wenn Miß Jemima sich auf dem Sopha zurücklehnte, aus der völligen Abspannung ihrer Nerven und Muskeln hätte schließen können, sie

sei gänzlich des Gebrauches ihrer Glieder beraubt. Riccabocca's Auge glitt rasch über ein Antlitz und eine Gestalt hinweg, welche in solcher Weise um alle von der Vorsehung geschenkten Reize betrogen waren, rückte hierauf näher zu Mrs. Dale und sagte: »Vertheidigen Sie mich« (hier hielt er einen Augenblick inne und fuhr dann fort) »gegen die Anklage, daß ich eine verwandte Seelenstimmung nicht zu schätzen wisse.«

»O, das habe ich nicht gesagt!« rief Jemima aus.

»Vergebung,« entgegnete der Italiener, »wenn ich so ungeschickt war, Sie mißzuverstehen. In solcher Nachbarschaft ist es kein Wunder, wenn man den Kopf verliert!«

Mit diesen Worten erhob er sich und blickte über Frank's Schulter, um einige Ansichten von Italien zu betrachten, die Jemima dem Gaste zu Ehren aus der Bibliothek hervorgesucht hatte – gewiß eine sehr zarte Aufmerksamkeit, wenn sie vielleicht auch nicht ganz frei von Selbstsucht gewesen war.

»Ein höchst interessanter Mann, in der That,« seufzte Miß Jemima, »allein zu – zu freigebig mit Schmeicheleien!«

»Sagen Sie mir, meine Liebe,« fragte Mrs. Dake ernsthaft, »glauben Sie, daß sich das Ende der Welt wohl noch etwas länger aufschieben läßt, oder müssen wir uns eiligst darauf vorbereiten?«

»Wie boshaft Sie sind!« erwiderte Miß Jemima, sich abwendend.

Einige Minuten später wußte es Mrs. Dale so einzurichten, daß sie sich mit Doctor Riccabocca in einem entfernten Winkel des Zimmers befand, um ein Gemälde, angeblich von Wouverman, zu betrachten.

*Mrs. Dale.* – »Jemima ist sehr liebenswürdig, nicht wahr?«

*Riccabocca.* – »Außerordentlich. – Ein schönes Schlachtstück.«

*Mrs. Dale.* – »So gutherzig.«

*Riccabocca.* – »Alle Damen sind es. – Wie natürlich dieser Krieger den verzweifelten Hieb nach dem Ausreißer führt.«

*Mrs. Dale.* – »Man kann sie nicht eigentlich schön nennen, aber sie hat etwas sehr Gewinnendes.«

*Riccabocca* (lächelnd). – »So gewinnend, daß es mich wundert, warum sie noch nicht gewonnen ist. – Der Grauschimmel im Vordergrund hat eine äußerst kühne Haltung!«

*Mrs. Dale* (welche Riccabocca's Lächeln nicht recht traut und deßhalb einen entschiedenen Angriff machen will). – »Noch nicht gewonnen – das ist auch in der That seltsam! Und doch soll sie ein schönes Vermögen haben.«

*Riccabocca.* – »Ah!«

*Mrs. Dale.* – »Ich glaube wohl sechstausend Pfund – viertausend ganz bestimmt.«

*Riccabocca* (einen Seufzer unterdrückend und mit der ihm eigenthümlichen Gewandtheit). – »Wenn Mrs. Dale noch unverheirathet wäre, so würde ihre Freundin nicht nöthig haben, zu sagen, wie groß ihre Mitgift sein werde.

Miß Jemima ist jedoch so gut, daß ich überzeugt bin, es ist nicht ihre Schuld, wenn sie noch – Miß Jemima ist!«

Bei diesen Worten glitt der Italiener hinweg und setzte sich zu den Spielenden.

Mrs. Dale war unzufrieden, aber nicht beleidigt. »Es wäre für Beide ein so großes Glück!« murmelte sie fast unhörbar.

»Giacomo,« sagte Riccabocca, als er sich an diesem Abend in dem großen, bequemen, mit schönen Teppichen versehenen englischen Schlafzimmer auskleidete, in dessen Nische das große Himmelbett stand, welches ganz dazu gemacht schien, das Glück des ehelosen Standes zu Schanden zu machen. – »Giacomo, es sind mir diesen Abend sechstausend – oder zum Wenigsten viertausend Pfund angetragen worden.«

»*Cosa meravigliosa!*« rief Jackeymo. »Wunderbar!« Und er bekreuzte sich mit großer Andacht. »Sechstausend englische Pfund! Das macht ja hunderttausend – was sag' ich Einfaltspinsel! – über hundert und fünfzigtausend mailändische Pfunde!«

Und Jackeymo, der von dem Ale des Squires ziemlich aufgeregt war, begann eine Reihe Gesticulationen und Capriolen, worin er sich jedoch plötzlich unterbrach, um zu fragen:

»Aber wohl nicht umsonst?«

»Umsonst? Nein!«

»Diese gewinnsüchtigen Engländer! Die Regierung möchte Sie wohl bestechen?«

»Das nicht.«

»So wollen die Geistlichen einen Ketzler aus Ihnen machen?«

»Noch schlimmer als das,« entgegnete der Philosoph.

»Noch schlimmer! O Padrone – pfui!«

»Sei kein Narr, sondern ziehe mir die Beinkleider aus.

– Man verlangt von mir, ich soll sie nicht mehr tragen!«

»Was nicht mehr tragen?« rief Jackeymo, indem er die langen Beine seines Gebieters in ihrer leinenen Bekleidung anstarrte. »Was nicht mehr tragen?«

»Die Hosen,« erwiderte Riccabocca lakonisch.

»Die Barbaren!« stotterte Jackeymo.

»Meine Nachtmütze! – Und nie mehr in dieser es mir wohl sein lassen,« fuhr Riccabocca fort, indem er die baumwollene Bedeckung über den Kopf zog; »und nie mehr einen ruhigen Schlaf in diesem genießen,« setzte er, auf das Himmelbett deutend, hinzu. »Ein Leibeigener, ein Sklave werden!« sprach er mit steigender Entrüstung weiter; »beschwatzt und beschnurrt, gestreichelt und gekratzt, gezankt und geliebkost, geblindet und betäubt, gesattelt und gezäumt, beteufelt und – verheirathet werden.«

»Verheirathet!« rief Jackeymo gelassener. »Das ist freilich sehr schlimm. Aber hundertfünfzigtausend Lire, und vielleicht eine hübsche junge Dame und –«

»Hübsche junge Dame!« brummte Riccabocca, indem er in's Bett sprang und heftig die Decke über sich zog. »Lösch das Licht aus und mache, daß du fortkommst, du verwünschter, alter Mordbrenner!«

## NEUNTES KAPITEL.

Nicht lange nach der Auferstehung des Unheil verkündenden Stockes konnte selbst ein gewöhnlicher Beobachter deutlich bemerken, daß etwas im Dorfe nicht ganz richtig sei. Die Bauern sahen mürrisch aus; zwar nahmen sie mit ungewöhnlicher Förmlichkeit ihre Hüte ab, wenn der Squire vorbeiging; aber sein rasches, herzliches ›Guten Tag, Nachbar!‹ blieb ohne freundliche Erwiderung. Die Weiber schauten ihm verstohlen von der Thüre oder aus den Fenstern nach; allein sie kamen nicht, wie sie sonst zu thun pflegten (wenigstens die hübschesten unter ihnen), um ihm ein flüchtiges Kompliment über ihr gutes Aussehen oder über die Reinlichkeit ihrer Häuser zu entlocken. Selbst die Kinder, welche sonst nach vollbrachter Arbeit um den alten Stock herum gespielt hatten, mieden jetzt diesen Platz und schienen das Spielen überhaupt ganz aufgegeben zu haben.

Andererseits wird wohl Niemand für nichts und wieder nichts ein öffentliches Gebäude errichten oder herstellen wollen. Jetzt, da der Squire den Stock wieder erweckt und ihn so ungemein schön gemacht hatte, war es natürlich, daß er auch Jemand hineinzustecken wünschte. Ueberdies war sein Stolz und sein Selbstgefühl durch den Widerspruch des Pfarrers verletzt worden, und seine Vorsorge fand eine Rechtfertigung, seine Behauptung einen Triumph über die Ansicht des Geistlichen, wenn es ihm

gelang, einen genügenden, thatsächlichen Beweis zu liefern, daß der Stock nicht eher ausgeliefert worden, als man seiner bedurfte.

Ihm selbst unbewußt hatte deßhalb der Squire ein viel barscheres, herrischeres, drohenderes Wesen angenommen, als bisher. Der alte Salomons bemerkte, »man dürfe sich wohl in Acht nehmen, denn der Squire habe einen boshaften Blick im Augenwinkel sitzen – gerade wie der schwarzbraune Stier, ehe er den kleinen Knaben des Nachbars Barnes in die Luft schleuderte.«

Seit zwei oder drei Tagen waren diese stummen Anzeichen eines herannahenden Ungewitters eher bemerkbar gewesen als wirklich bemerkt worden, ohne daß ein positiver Art der Tyrannei auf der einen oder der Empörung auf der andern Seite stattgefunden hatte. Aber in der Nacht desselben Sonnabends, an welchem Doctor Riccabocca das Himmelbett in dem Gastzimmer mit den Zitzvorhängen einnahm, brach die gedrohte Revolution aus. Bei nächtlicher Weile wurde ein persönlicher Schimpf an dem Stocke verübt. Und am Sonntag Morgen machte Mr. Stirn (welcher in dem ganzen Kirchspiel am frühesten aufstand), als er eben im Begriff war, sich nach der Meierei zu begeben, die Bemerkung, daß der Knauf an der Seitensäule abgeschlagen, die vier Löcher des Stockes mit Straßenkoth ausgefüllt und von irgend einem Schurken mitten in das Schnörkelwerk die Worte eingeschnitten worden waren: ›Zum Teufel mit dem Stock!‹ Mr. Stirn war eine zu wachsame rechte Hand, ein viel zu eifriger Freund des Gesetzes und der Ordnung,

um eine solche That nicht mit Abscheu und Entsetzen zu betrachten. Als der Squire um halb acht Uhr in sein Ankleidezimmer kam, sagte ihm der Hausmeister, welcher zugleich das Amt eines Kammerdieners verwaltete, mit geheimnißvoller Miene, daß Mr. Stirn ihm etwas besonders Wichtiges über eine höchst freche, mitternächtliche Verschwörung und Rebellion mitzuthemen habe.«

Der Squire öffnete seine Augen weit und befahl, Mr. Stirn sogleich vorzulassen.

»Nun!« rief der Gutsherr, indem er mit dem Abziehen seines Rasiermessers auf dem Streichriemen inne hielt.

Mr. Stirn stöhnte.

»Nun, Mann, was gibt's?«

»Noch nie hab' ich etwas Aehnliches in diesem Kirchspiele erlebt,« begann Mr. Stirn; »und ich kann mir's nur dadurch erklären, daß die fremden Papisten semminirt haben –«

»Was haben?«

»Semminirt –«

»Disseminirt, Dummkopf! Aber was haben sie disseminirt?«

»Zum Teufel mit dem Stock!« begann Mr. Stirn, der sich recht *in medias res* stürzte, und zwar mittelst feiner Benutzung einer der edelsten Formen der Rhetorik.

»Mr. Stirn!« rief der Squire, über und über roth werdend, »sagten Sie ›zum Teufel mit dem Stock‹ – mit meinem schönen, neuen Stock?«

»Gott behüte, gnädiger Herr! Das haben die Schurken gesagt, das haben sie mit Messern und Dolchen hineingeschnitten und haben Straßenkoth in die vier Löcher gestopft und der Säule den Kopf abgeschlagen.«

Der Squire nahm das Handtuch von seiner Schulter, legte Streichriemen und Messer hin, setzte sich majestätisch in seinen Lehnstuhl, schlug ein Bein über das andere und sagte mit erkünstelter Ruhe:

»Fassen Sie sich, Stirn! Sie haben die Anzeige zu machen von einem Angriff – kann ich meinen Sinnen trauen? – von einem Angriff gegen meinen neuen Stock. Fassen Sie sich! Seien Sie ruhig! *Nun!* Was zum Teufel hat das Kirchspiel angewandelt?«

»Ja, gnädiger Herr, das ist eben die Frage,« erwiderte Mr. Stirn. Dann legte er den Zeigefinger der rechten Hand auf die Fläche der linken und erzählte die Thatsache.

»Auf wen haben Sie Verdacht? Ruhig jetzt! Reden Sie nicht im Zorn! Sie sind ein Zeuge – ein leidenschaftsloser, verurtheilsfreier Zeuge. Blitz und Donner! Das ist die unverschämteste, unverantwortlichste, teuflischste – Wen haben Sie im Verdacht, sage ich.«

Stirn drehte seinen Hut in der Hand herum, zog seine Augenbrauen in die Höhe, machte mit seinem Daumen eine Bewegung über die Schultern und flüsterte: »Ich habe gehört, daß die beiden Papisten heute Nacht bei Euer Gnaden geschlafen haben.«

»Wie, Sie Gimpel! Glauben Sie, Doctor Riccabocca werde aus seinem warmen Bett aufstehen, um die Löcher in meinem neuen Stocke zuzustopfen?«

»Nein, er ist zu pfiffig, um es selbst zu thun; aber er kann es semminirt haben. Es ist eine dicke Freundschaft zwischen ihm und Pfarrer Dale, und Euer Gnaden weiß, daß der Pfarrer gegen den Stock eingenommen war. Nur ein wenig Geduld, gnädigster Herr! Fallen Sie nicht gleich über mich her! Es ist ein Junge hier im Kirchspiel –«

»Ein Junge! Ach, da sind Sie schon dem Ziele näher. Was wird der Pfarrer ›Zum Teufel mit dem Stock‹ schreiben! Welchen Knaben meinen Sie?«

»Den Jungen, den Pfarrer Dale so verhätschelt, bei dessen Mutter der Papist neulich eine ganze Stunde gesessen, und der so tief ist, wie ein Brunnen. An dem Tage, als der Stock wieder aufgestellt wurde, sah ich ihn um den Platz herumschleichen und sich unter einem Baume verstecken; und dieser Junge ist kein anderer als Lenny Fairfield.«

»Hui,« pfiff der Squire vor sich hin, »Sie haben heute Ihre Sinne nicht recht beisammen. Lenny Fairfield, der Musterknabe des Dorfes! Gehen Sie doch! Ich glaube, am Ende hat es gar Keiner aus dem Kirchspiel gethan, sondern irgend ein nichtswürdiger Landstreicher – vielleicht jener verwünschte Kesselflicker, der mit einem boshaften Esel herumzieht, den ich neulich erwischte, als er eben Disteln aus den Augen des alten Stockes fraß. Das beweist, wie der Kesselflicker seine Esel zieht. Wohl-an! Halten Sie gute Wache! Heute ist Sonntag – leider der schlimmste Tag in der Woche für Unordnung und

Spektakel. Zwischen dem Morgen- und Nachmittagsgottesdienst und nach der Abendkirche schlendert, wie Sie wohl wissen, immer müßiges Volk aus der Umgegend herum. Verlassen Sie sich darauf, die wirklich Schuldigen werden sich um den Stock versammeln und sich verrathen. Halten Sie nur Ihre Augen und Ohren offen, und ich bin überzeugt, die Sache wird sich aufklären, noch ehe der Tag zu Ende ist. Und wenn wir ihn haben, so wollen wir an dem Schurken ein Exempel statuiren.«

»Das wollen wir,« versetzte Stirn, »und wenn wir ihn nicht finden, so muß doch ein Exempel statuirt werden. Das ist die Sache, gnädiger Herr! Deßhalb wird der Stock nicht respectirt, weil es bis jetzt noch an einem Exempel gefehlt hat, Wir müssen ein Exempel statuiren!«

»Meiner Treu', ich glaube, das ist wahr, und wir wollen den ersten müßigen Schlingel, den Sie auf irgend etwas Unrechtem erwischen, hineinstecken und wenigstens ein Paar Stunden d'rin lassen.«

»Mit dem größten Vergnügen, Euer Gnaden! Ja, ja, das soll geschehen!«

Und nachdem Mr. Stirn auf diese Weise vollständige und unumschränkte Vollmacht über alle Beine und Handgelenke im Kirchspiel – so weit nämlich der Stock in Frage kam – erhalten hatte, verabschiedete sich diese hochwichtige Persönlichkeit von dem Squire.

ZEHNTES KAPITEL.

»Randal,« sagte Mrs. Leslie an jenem denkwürdigen Sonntage, »hast du wirklich im Sinne, die Hazeldeans zu besuchen?«

»Ja, Mutter,« antwortete Randal; »Mr. Egerton hat nichts dagegen, und da ich nicht mehr nach Eton zurückkehre, würde ich vielleicht nicht so bald Gelegenheit finden, Frank wieder zu sehen. Ich darf es gegen Mr. Egerton's natürlichen Erben nicht an Achtung fehlen lassen.«

»Gütiger Himmel!« rief Mrs. Leslie, welche gleich manche Frauen ihres Schlages in ihrer Denkweise eine Art von Weltsinn hatte, der sich nie in ihrem Betragen kundgab. »Gütiger Himmel! Der natürliche Erbe der alten Besitzungen der Leslie's!«

»Er ist Mr. Egerton's Neffe, und ich,« fügte Randal hinzu, unverhohlen seinen Gedanken Worte leihend, »bin mit Mr. Egerton gar nicht verwandt.«

»Allein,« versetzte die arme Mrs. Leslie mit Thränen in den Augen, »es wäre doch eine Schande für ihn, wenn er nicht seine besondern Absichten mit dir hätte, da er doch die Kosten deiner Erziehung bestreitet, dich nach Oxford schickt und dich in den Ferien immer zu sich kommen läßt.«

»Absichten, Mutter, hat er sicher, nur nicht diejenigen, welche du vermuthest. Thut nichts! Es genügt, daß er mich für's Leben ausgerüstet hat. Ich werde meine Waffen schon gebrauchen, wie es mir am besten dünkt.«

Hier wurde das Gespräch durch den Eintritt der übrigen Familienglieder, welche schon für den Kirchgang gerichtet waren, unterbrochen.

»Es kann doch noch nicht Zeit sein, zur Kirche zu gehen! Unmöglich!« rief Mrs. Leslie, die niemals rechtzeitig fertig war.

»Das letzte Zeichen wird soeben geläutet,« sagte Mr. Leslie, ein obwohl langsamer, doch höchst methodischer, pünktlicher Mann. Mrs. Leslie, deren Montfydgetblut jetzt in Wallung war, rannte außer sich zur Thüre hinaus, die Treppe hinan, riß ihren besten Hut vom Ständer, ihren neusten Shawl aus der Kommode, drückte hastig den erstern auf den Kopf, warf den letztern über die Schultern, steckte ihn mit einer großen Nadel übereinander, um einen klaffenden Spalt an der Taille ihres Kleides (in Folge verschiedener fehlender Knöpfe) zu bedecken, und flog dann wie eine Windsbraut wieder hinab. Indessen wartete die Familie vor der Hausthüre, und als eben der letzte Glockenton verhallt war, setzte sich der Zug von der elenden Behausung nach der verfallenen Kirche in Bewegung.

Die Kirche war groß, die Versammlung jedoch klein – und ebenso die Besoldung des Pfarrers. Die Leslies hatten früher den großen Zehnten besessen, denselben aber längst schon veräußert. Die Pfründe, welche zu vergeben ihnen noch immer zustand, mochte etwa ein jährliches Einkommen von hundert Pfund abwerfen, und der gegenwärtige Pfarrer hatte außer diesen keine anderen Einkünfte. Er war ein guter und von Natur nicht eben

dummer Mann; allein Armuth und die Sorgen für Weib und Kinder, verbunden mit dem, was man für einen gebildeten Geist ›Einzelhaft‹ nennen könnte, nämlich völliger Mangel an Umgang mit gebildeten Leuten, mit welchen er außer seinem seelsorgerlichen Amte einen Gedanken hätte austauschen können, hatte ihn in eine trübsinnige Trägheit eingelullt, welche zu Zeiten an Geistesschwäche gränzte. Er besaß nicht die Mittel, seiner Gemeinde Wohlthaten zu erweisen; weder durch Liebesgaben, noch auf irgend eine sonstige Art vermochte er ihr nützlich zu werden, und so stand ihm auch kein anderer moralischer Einfluß zu Gebot, als das Beispiel seines tadellosen Lebens und die negative Wirkung, welche seine schläfrigen Predigten hervorbrachten. Seine Gemeindeglieder belästigten ihn daher nur wenig, und ohne den Einfluß, den Mrs. Leslie in den Stunden ihrer Montfydget-Thätigkeit auf die lenksamsten derselben – nämlich die Kinder und Greise – ausübte, hätten sich nicht sechs Personen darum bekümmert, ob er seine Kirche schloß oder nicht.

Unsere Familie saß jedoch stattlich in ihrem alten Herrenstuhl; Mr. Dumdrum trug in einem traurigen, kläglichem Tone die Gebete vor, wozu alte Leute, die nicht mehr sündigen konnten, und Kinder, welche die Sünde noch nicht kennen gelernt hatten, die Responsorien in einer Weise krächzten, die eines aristophanischen Frösche-corps würdig gewesen wäre. Dann folgte eine lange Predigt über ein Thema, das Niemand interessiren konnte – in Wahrheit nichts Anderes als eine homiletische Controverse, welche der Pfarrer schon vor Jahren verfaßt und

vorgetragen hatte. Nach dem Schlusse der Rede ließ sich ein allgemeines lautes Grunzen vernehmen, als ob Jedes Gott danke, erlöst zu sein; dann begann ein Schuhgeklapper – die Alten humpelten und die Jungen stürmten nach der Kirchthüre.

Unmittelbar nach dem Gottesdienste nahm die Familie Leslie ihr Mittagsmahl ein, und sobald dies vorüber war, machte sich Randal zu Fuße auf den Weg nach Hazeldean.

Obschon von zartem und schwächlichem Körperbau, besaß er doch die rasche Beweglichkeit und Energie, welche man bei nervösen Temperamenten zu bemerken pflegt, so daß die Beine des langsamen Bauern, den er für die ersten paar Meilen als Führer mitgenommen hatte, auf eine ziemlich harte Probe gestellt wurden. In Randal's Wesen lag freilich nicht jene gewinnende Herzlichkeit gegen die Armen, welche Frank von seinem Vater geerbt hatte; aber doch war er Gentleman genug (trotz manchen geheimen Lasters, das sich nicht mit dem Charakter eines solchen verträgt), um keinen rohen Hochmuth gegen Untergebene zu zeigen. Wenn er auch selbst nicht viel redete, so ließ er doch seinen Begleiter sprechen, und dieser – derselbe junge Bursche, welchen Frank angeredet hatte – ergoß sich in Lobeserhebungen zuerst über den Pony des jungen Hazeldean und zuletzt über diesen selbst. Randal drückte sich den Hut tiefer in's Gesicht. Allein Landleute haben oft einen merkwürdigen Takt und ein sehr feines Gefühl; Tom Stowell war nur ein gewöhnliches Exemplar dieser Klasse, allein er bemerkte

doch plötzlich, daß er seinem Begleiter wehe gethan habe. Er hielt inne, kratzte sich hinter den Ohren und sagte, seinen Gefährten freundlich anblickend:

»Aber, Mr. Randal, ich werde es erleben, Sie noch einmal auf einem weit schöneren Thiere zu sehen, als der kleine Pony! Es kann gar nicht fehlen, denn Sie sind so gut ein Gentleman als nur irgend einer im Lande.«

»Ich danke Euch,« sagte Randal. »Allein Gehen ist mir lieber als Reiten; ich bin mehr daran gewöhnt.«

»Und Sie marschiren auch wacker. Weit und breit gibt es keinen bessern Fußgänger als Sie. Das Gehen ist auch sehr angenehm, und der Weg nach der Halle führt durch eine sehr hübsche Gegend.«

Randal schritt rasch weiter, als ab er sich sehnte, den versöhnenden und tröstenden Worten seines Begleiters zu entgehen. Als er endlich auf einen breitem Weg kam, sagte er: »So, nun werde ich mich wohl zurecht finden können. Ich danke schön, Tom!« und drückte einen Schilling in die harte Hand des Landmannes. Dieser weigerte sich zuerst, ihn anzunehmen, und eine Thräne trat ihm in's Auge. Er fühlte für diesen Schilling herzlichere Dankbarkeit als für die halbe Krone, welche Frank ihm großmüthig gespendet hatte; mitleidsvoll gedachte er der armen, herabgekommenen Familie und vergaß darüber des eigenen sauern Kampfes mit dem Wolf vor seiner Thüre.

Zögernd blieb er an dem Heckenweg stehen, bis Randal ihm aus dem Gesichte entschwunden war, und kehrte dann langsam zurück. Indessen setzte der junge Leslie raschen Schrittes seinen Weg fort. All' seine Bildung,

all' sein rastloses Streben vermochte in seiner Brust keine so edlen, poetischen Empfindungen zu erwecken, wie diejenigen, welche den ungelehrten Bauern auf seinem Heimweg begleiteten.

Als Randal auf einer Strecke unbebauten Landes anlangte, woselbst verschiedene Wege sich kreuzten, fing er an, Müdigkeit zu fühlen, und mäßigte daher seinen Schritt. In diesem Augenblick rollte ein Cabriolet auf einem der Feldwege daher und schlug dieselbe Richtung, wie der Fußgänger, ein. Der Weg war holperig und steil, und der im Wagen sitzende Landmann, ein stämmiger junger Bursche, der zu der bessern Klasse der Pächter zu gehören schien, fuhr langsam, so daß Randal mit ihm Schritt halten konnte. Mitleidig ruhte sein Blick auf dem bleichen Gesichte und den augenscheinlich ermüdeten Gliedern des Knaben.

»Sie scheinen müde zu sein, junger Herr!« redete er ihn an. »Vielleicht haben wir denselben Weg, und ich kann Sie ein Stück weit mitnehmen.«

Es war Randal's Grundsatz, keinen Vortheil, der sich ihm darbot, unbenützt zu lassen, daher er auch das Anerbieten zur Freude des ehrlichen Pächters ohne Umstände annahm.

»Ein schöner Tag,« sagte der Letztere, als Randal neben ihm Platz genommen hatte. »Kommen Sie von weit her?«

»Von Rood Hall.«

»O, Sie sind wohl der junge Squire Leslie?« sagte der Pächter, achtungsvoll den Hut lüpfend.

»Ja, mein Name ist Leslie. Kennen Sie Rood?«

»Ich bin auf Ihres Herrn Vaters Beszung erzogen worden. Haben Sie vielleicht von Pächter Bruce gehört?«

*Randal.* – »Ich erinnere mich sehr wohl eines Mr. Bruce, der, als ich noch ein kleiner Knabe war, den besten Theil unserer Güter in Pacht hatte und uns immer Kuchen mitbrachte, wenn er zu meinem Vater kam. Ist er mit Ihnen verwandt?«

*Pächter.* – »Er war mein Onkel. Leider ist er todt.«

*Randal.* – »Todt! Das thut mir herzlich leid; er war immer so freundlich gegen uns Kinder. Aber er hatte jenen Pacht unserer Güter schon lange aufgegeben.«

*Pächter* (entschuldigend). – »Er that es gewiß sehr ungerne. Allein es fiel ihm damals eine unerwartete Erbschaft zu –«

*Randal.* – »Und da gab er die Landwirthschaft auf?«

*Pächter.* – »Das nicht. Allein mit seinem Kapital konnte er den höhern Pachtzins für eine ausgezeichnete Pachtung bezahlen.«

*Randal* (bitter). – »Alles Kapital scheint von den Ländereien von Rood zu fliehen. Wessen Farm pachtete er dann?«

*Pächter.* – »Er pachtete das Gut Hawleigh von Squire Hazeldean. Ich sitze jetzt darauf. Wir haben viel Geld hineingesteckt; aber ich beklage mich nicht, denn das ausgelegte Kapital rentirt sich gut.«

*Randal.* – »Würde sich das Geld, wenn Sie es in meines Vaters Güter gesteckt hatten, nicht eben so gut rentirt haben?«

*Pächter.* – »Mit der Zeit vielleicht wohl. Aber wir brauchten neue Wirthschaftsgebäude, Scheunen, Viehställe und noch vieles Andere, was der Gutsherr machen lassen mußte. Allein nicht jeder hat die Mittel dazu. Squire Hazeldean ist ein reicher Mann.«

*Randal.* – »Ja freilich!«

Der Weg wurde jetzt wieder besser, und der Pächter ließ sein Pferd munter traben.

»Wohin wollen Sie, Mr. Leslie? Wenn ich Ihnen einen Gefallen erweisen kann, so macht es mir nichts, ein Paar Meilen umzufahren.«

»Ich gehe nach Hazeldean,« sagte Randal, sich aus seiner Träumerei aufraffend. »Aber machen Sie meinethwegen keinen Umweg.«

»O, Hawleigh Farm liegt gleich hinter dem Dorfe, und wir haben also denselben Weg.«

Der Pächter, der in der That ein hübscher, junger Bursche war – jener Klasse angehörend, welche die Landwirtschaft, wenn sie über bedeutende Kapitalien verfügen kann, hervorzubringen pflegt, und die, was Erziehung und Bildung betrifft, den Squires einer früheren Generation um nichts nachsteht – begann von seinem Roß, dann von Pferden im Allgemeinen, von Jagden und Wettrennen zu plaudern und behandelte alle diese Gegenstände mit Verstand und Bescheidenheit. Randal drückte sich den Hut noch tiefer in die Stirne und unterbrach seinen Gefährten nicht, bis sie an dem Casino vorbei kamen. Das klassische Aussehen desselben fiel ihm auf, und als

der Wind den Duft der Orangeblüthen zu ihm herübertrug, fragte er schnell: »Wem gehört dieses Haus?«

»Squire Hazeldean ist der Eigenthümer; er hat es aber an einen Ausländer vermiiethet oder demselben geliehen. Dieser soll ein ächter Gentleman, aber sehr arm sein.«

»Arm?« wiederholte Randal, indem er sich nach dem wohlgepflegten Garten, der reinlichen Terrasse, dem hübschen Belvedere umschaute und durch die offen stehende Hausthüre einen Blick in die gemalte Halle warf. »Arm, sagen Sie? das Gut scheint sehr gut unterhalten. Was nennen Sie arm, Mr. Bruce?«

Der Pächter lachte.

»Das ist eine Gewissensfrage! Ich glaube, der fremde Herr ist so arm, als man sein kann, ohne Schulden zu machen und ohne Hungers zu sterben.«

»So arm, wie mein Vater?« fragte Randal plötzlich und freimüthig.

»Du mein Gott, Sir! Ihr Vater ist ein sehr reicher Mann im Vergleich mit ihm!«

Randal's Blick haftete noch immer auf dem Casino, und sein geistiges Auge vergegenwärtigte ihm den Kontrast, den es gegen seine eigene verwahrloste, armselige Heimath mit all ihrem elenden Zubehör darbot. Da war kein wohlgepflegter Garten in Rood Hall, keine lieblichen Düfte von Orangeblüthen. Hier war die Armuth noch elegant – dort wie schmutzig, wie verächtlich! Er begriff nicht, mit welch' geringen Kosten der Hochgenuß der Schönheit sich erzielen läßt. Jetzt näherten sie sich

der Umzäunung des Parkes von Hazeldean, und da Randal eines Pförtchens ansichtig wurde, so bat er den Pächter, anzuhalten, und stieg aus. Der Knabe befand sich bald im Schatten der dichten Eichengruppen, der Pächter aber fuhr wohlgemuth seines Weges, ein lustiges Liedchen pfeifend, dessen Melodie noch zu Randals Ohren drang, während er in finsterer Gemüthsstimmung rasch unter den Bäumen weiter schritt.

Als er in der Halle anlangte, fand er, daß sich die ganze Familie und, der patriarchalischen Sitte gemäß, auch so ziemlich die sämmtliche Dienerschaft in der Kirche befand. Nur eine alte, gebrechliche Hausmagd war zurückgeblieben, welche ihm die Thüre öffnete. Da sie etwas taub und sehr einfältig schien, mochte Randal nicht von ihr verlangen, eingelassen zu werden, um im Hause Frank's Rückkehr abzuwarten. Er sagte deshalb nur kurz, er wolle ein wenig spazieren gehen und nach beendigtem Gottesdienste wieder kommen.

Die alte Frau starrte ihn an, indem sie sich alle Mühe gab, ihn zu verstehen. Randal jedoch drehte ihr rasch den Rücken zu und schlenderte nach der Gartenseite des schönen, alten Hauses hin.

Für jedes einigermaßen empfängliche Auge mußte der weiche, weitausgedehnte Rasenteppich mit den zahlreichen Blumenbeeten in wechselndem Farbenspiel – die majestätischen Cedern, welche ihren ruhigen Schatten auf das Gras warfen und das malerische Gebäude mit seinen vorspringenden Fenstern und Giebeln den freundlichsten Anblick darbieten; allein ich fürchte sehr, der

knabenhafte Greis betrachtete die Scene nicht mit den Augen des Dichters oder Malers!

Er erblickte die Kundgebung des Reichthums und der Neid war das einzige Gefühl, welches seine Seele erfüllte.

Die Arme über der Brust gekreuzt, stand er eine Zeitlang in Anschauen vertieft mit zusammengepreßten Lippen und finsterer Stirne; dann ging er langsam und gesenkten Blickes weiter, indem er vor sich hin murmelte:

»Der Erbe dieses Besitzthums ist nicht viel mehr, als ein Gimpel, während ich Talent und Kenntnisse besitzen soll, und mein Wahlspruch heißt: ›Wissen ist Macht‹. Aber wird mich bei all meinem Ringen das Wissen je auf dieselbe Stufe erheben, welche dieser Gimpel schon vermöge seiner Geburt einnimmt? Es wundert mich nicht, daß der Arme den Reichen haßt; aber welcher Arme hat mehr Ursache zu glühendem Haß gegen den Reichen, als der arme Edelmann! Audley Egerton denkt wohl, ich solle mit der Zeit in's Parlament kommen und ein Tory werden, wie er selbst. Was! Alles bestehen lassen, wie es ist? Nein! nicht einmal eine Demokratie genügt mir, wenn nicht eine Revolution vorhergeht. Ich begreife den Ruf eines Marat: ›Mehr Blut!‹ Marat hat als armer Mann gelebt und sich den Wissenschaften gewidmet – Angesichts eines fürstlichen Palastes.«

Randal drehte sich rasch um und warf einen Blick voll Haß und Ingrimms auf die arme alte Halle, die zwar ein recht behagliches Wohnhaus, aber nichts weniger, als ein Palast war. So ging er, die Arme noch immer auf der

Brust verschränkt, rückwärts, als ob er weder den Anblick, noch den Gedankengang, den derselbe heraufbeschworen, verlieren wollte.

»Allein,« fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, »zu einer Revolution ist nicht die mindeste Aussicht vorhanden. Sollte übrigens derselbe Verstand und Wille, der in Revolutionen sein Glück macht, dies nicht auch im gewöhnlichen Leben vermögen? Wissen ist Macht. Wohl an! Sollte ich nicht die Macht haben, diesen Gimpel aus dem Weg zu schaffen – ihn zu vertreiben? Woraus vertreiben? Aus seines Vaters Halle? Und wenn er todt wäre, auf wen würde Hazeldean übergehen? Hat meine Mutter mir nicht gesagt, daß ich der nächste Verwandte des Squires wäre, wenn er keine Kinder hätte? O, aber der Knabe überlebt mich zehnmal! Ihn vertreiben aus was? Wenigstens aus den Gedanken seines Onkels Egerton – eines Onkels, der ihn nie gesehen hat. Dies wenigstens wäre ausführbar. Du sagst, ich soll mir meinen Weg in der Welt bahnen, Audley Egerton! Ja, das will ich – und auch den Weg zu dem Reichthum, den du meinen Vorfahren geraubt hast. Verstellung – Verstellung! Lord Bacon erklärt die Verstellung für erlaubt – Lord Bacon übte sie selbst – und –«

Hier nahm das Selbstgespräch ein plötzliches Ende; ganz in seine Gedanken verzückt, war der Knabe immer weiter rückwärts gegangen und zuletzt an der Stelle angelangt, wo der Rasen gegen den Graben zu abschloß – und gerade in dem Augenblicke, als er sich an Lord Bacon's Grundsätzen und Beispielen stählen wollte, fehlte

der Boden unter seinen Füßen und – platsch! lag Randal Leslie im Graben!

Nun traf es sich aber, daß der Squire, dessen thätiger Geist immer etwas zu verändern und zu verbessern haben mußte, erst vor wenigen Tagen den Graben in dieser Gegend hatte erweitern und abdachen lassen, sodaß der Boden noch frisch und feucht und weder mit Rasen belegt, noch festgestampft war. Als daher Randal, sich von dem ersten Schrecken erholend, auf seine Füße sprang, waren seine Kleider über und über mit Koth bedeckt, während die Gewalt des Falles sich an dem seltsamen, phantastischen Aussehen seines Hutes kund gab, welcher voller Beulen und so zerdrückt war, daß er kaum mehr überhaupt einem Hute ähnlich sah, geschweige denn demjenigen eines anständigen, fleißig seinen Studien obliegenden jungen Gentlemans – des besondern Schützlings Audley Egerton's. Weit eher hätte man ihn für den aus der Gosse aufgelesenen Hut eines Trunkenboldes halten können!

Randal war zerschlagen, betäubt und schwindlig, so daß er an den Zustand seiner Kleider nicht sogleich dachte. Als dies endlich geschah, wurde seine üble Laune noch erhöht. Er war noch Knabe genug, um den Gedanken, sich dem ihm unbekanntem Squire und dem stutzerhaften Frank in solchem Aufzuge vorzustellen, nicht ertragen zu können, und beschloß deshalb, lieber wieder in den Heckenweg einzubiegen und nach Hause zurückzukehren, ohne den Zweck seiner Reise erfüllt zu haben. Da er jedoch gerade vor sich einen Fußpfad gewahrte, der

nach einer kleinen Pforte führte, so schlug er denselben ein in der Hoffnung, dadurch früher auf die Landstraße zu gelangen, als auf dem Wege den er hergekommen war.

Es ist erstaunlich, wie wenig wir armen Erdenwürmer die Warnungen unseres guten Engels beachten. Ich zweifle nicht im Mindesten, daß irgend eine wohlwollende Macht Randal Leslie in den Graben gestürzt hatte in der Absicht, ihm einen bedeutungsvollen Wink über das Geschick aller Derjenigen zu geben, welche den heutzutage gar nicht ungewöhnlichen Schritt im Gange des Menschengestes einschlagen – nämlich den Schritt rückwärts – um mit neidischem Auge nach dem Eigenthum des Nächsten zu schielen! Ja, ich vermuthe, daß noch vor Ende dieses Jahrhunderts mancher schmucke Bursche seinen Graben gefunden haben und in einem viel schäbigeren Rocke herausgekrochen sein wird, als er anhatte, da er hinein fiel.

Randal wußte seinem guten Genius wenig Dank für diese gewaltsame Warnung – kein Wunder, denn er wäre der Erste gewesen, der es gethan hatte!

#### EILFTES KAPITEL.

An jenem Morgen kam der Squire in sehr gereizter Stimmung zum Frühstück. Er war zu sehr Engländer, um eine Beleidigung geduldig zu ertragen, und betrachtete es als einen persönlichen Schimpf, daß man das Geschenk, welches er erst kürzlich der Gemeinde gemacht, so wenig in Ehren gehalten hatte. Neben seinem Stolze

waren aber auch seine Gefühle verletzt. Denn die ganze Sache zeugte von einem empörenden Undank, nachdem er sich nicht nur mit der Wiederherstellung, sondern auch mit der Verschönerung des Stockes so viele Mühe gegeben hatte. Freilich war es keine so große Seltenheit, den Gutsherrn verstimmt zu sehen, und so rief auch dieser Umstand keine sonderliche Beachtung hervor. Riccabocca und Mrs. Hazeldean konnten zwar allerdings nicht umhin, zu bemerken, daß der Squire als Wirth sich etwas einsilbig und als Gatte etwas auffahrend zeigte, allein der Gast war zu bescheiden und rücksichtsvoll, und die Gattin zu verständig, um in der frischen Wunde, woher sie auch rühren mochte, zu wühlen, und bald nach dem Frühstück zog sich der Squire in sein Studierzimmer zurück, welches er auch während des Morgengottesdienstes nicht verließ.

Forster sucht in seiner herrlichen Biographie *Oliver Goldsmith's* unsere Herzen zu rühren, indem er anführt, daß sein Held den geistlichen Stand nicht erwählt habe, weil er geglaubt, nicht gut genug dafür zu sein. Armer Goldsmith! Dein Landprediger von Wakefield war ein vortrefflicher Ersatzmann für dich, und Doctor Primrose wenigstens wird gut genug für die Welt sein, bis Miß Jemima's Befürchtungen zur Wahrheit werden.

Nun hatte aber Squire Hazeldean ein nicht weniger zartes Gewissen, als Oliver Goldsmith. Es gab Tage, an denen er sich für zu schlecht hielt, nicht ein Prediger, sondern auch nur ein Zuhörer zu sein – »Tage« (wie er in seiner derben Weise sich ausdrückte) »an welchen ich

meinen Teufel – und ich kenne keinen schlimmern, als den Teufel des Zorns – nicht in den Kirchenstuhl der Familie tragen möchte, damit er mir heuchlerische Responsorien aus meiner guten Großmutter Gebetbuch herausbrumme.« So blieb also der Squire mit seinem Dämon zu Hause. Allein der Teufel war gewöhnlich ausgetrieben, bevor der Tag zu Ende ging, und diesmal mußte sich der Squire, noch ehe es zum Nachmittagsgottesdienst läutete, durch Vernunftgründe oder Selbstanklage in die rechte Gemüthsverfassung hineingearbeitet haben, denn er erschien unter der Vorhalle seines Hauses mit seiner Gattin am Arm und an der Spitze des ganzen Haushaltes, um sich in die Kirche zu begeben. Der zweite Gottesdienst war – wie dies auf dem Lande gewöhnlich der Fall ist – mehr besucht, als der erste, und unser Pastor pflegte daher für diesen seine eindringlichsten Reden aufzusparen.

Pfarrer Dale, obwohl ein recht gelehrter Mann, besaß weder die gründliche theologische, noch archäologische Bildung, welche die jüngere Generation der Geistlichkeit auszeichnet. Ich bezweifle sehr, ob er ein nur einigermaßen erträgliches Examen in den Kirchenvätern bestanden haben würde, und was alle jene seinen Förmlichkeiten in der Kirchenordnung betrifft, so wäre er sicher nie der Mann gewesen, Spaltungen in einer Gemeinde hervorzurufen oder einen Bischof in Verlegenheit zu setzen. Auch in der kirchlichen Architektur war Pfarrer Dale wenig bewandert. Ihm war es gleichgültig, ob die einzelnen Theile eines Gotteshauses rein gothisch waren, oder nicht; und

die verschiedenen Ornamente, Rundbogen und Spitzbogen waren Dinge mit denen er, wie ich befürchte, seinen Kopf nie behelligte. Aber *ein* Geheimniß besaß er, das vielleicht von größerer Wichtigkeit ist, als jene seinen Mysterien: er verstand es, seine Kirche zu füllen. Selbst beim Morgengottesdienst blieb kein Stuhl leer, und Nachmittags war die Kirche gedrängt voll. Heutzutage würde Pfarrer Dale wohl der Vorwurf gemacht werden, als habe er nur eine geringe Vorstellung von der geistlichen Gewalt der Kirche, denn man hatte nie von ihm gehört, daß er sich in gelehrte Streitfragen eingelassen über das Verhältniß der Kirche zum Staate – ob sie über demselben stehe, oder ihm einverleibt sei – ob die Kirche Vorläuferin des Pabstthums gewesen, oder daraus hervorgegangen – u. s. w. u. s. w. Seinem Lieblingsgrundsatz ›*Quieta non movere*‹ (wenn etwas ruhig ist, so lasse man es in Ruhe) nach, dachte er ohne Zweifel, je weniger man über solche Dinge streite, desto besser sei es für Kirche und Laienwelt. Ebensowenig hatte man ihn je ein Bedauern darüber ausdrücken hören, daß die alte Sitte des Excommunicirens außer Gebrauch gekommen, oder die priesterliche Gewalt in irgend einer andern Weise geschmälert worden. Dabei hatte jedoch Pfarrer Dale einen hohen Begriff von dem heiligen Vorrechte eines Dieners des Evangeliums – zu rathen – zu warnen – zu überzeugen – zu verweisen. Namentlich pflegte er, was das zuletzt genannte Vorrecht betraf, in seinen Nachmittagspredigten den eindringlichsten Gebrauch von demselben zu machen, nicht nur, weil sich seine Zuhörer, wie

schon erwähnt, um diese Zeit am zahlreichsten einzufinden, sondern auch, weil er bei all' seiner Unschuld dennoch ein schlauer Mann war und gar wohl wußte, daß die Leute nach dem Mittagessen eine Predigt weit besser ertragen, als vorher, und daß man dem Herzen viel eher beikommen kann, wenn der Magen befriedigt ist. Es lag in der Art, wie Pfarrer Dale seine Gemeinde in der Predigt anfaßte, ein so herzliches Wohlwollen, ein so väterlicher Ton, daß Niemand sich verletzt fühlen konnte. Und wenn er irgend eine besondere Persönlichkeit im Auge hatte, an welche sich seine Ermahnungen richteten, so geschah dies in so unmerklicher Weise, daß nur der Schuldige selbst es wußte, wer der Sünder war, den er meinte. Dabei schonte er weder Reiche noch Arme; seine Predigt galt eben so wohl dem Squire und dem großen, dicken Pächter und Kirchenältesten Mr. Bullock, als dem Pflüger Hodge und Scrub, dem Zaunmacher. Am öftesten hätte sich Mr. Stirn von Pfarrer Dale's Worten getroffen fühlen können; allein derselbe besaß zwar Verstand genug, um zu wissen, daß er gemeint sei, aber nicht guten Willen genug, um sich dadurch bessern zu lassen. Pfarrer Dale's Predigten zeigten nebenbei etwas von jener Kühnheit bildlicher Darstellung, welche man in den Reden unserer ältern Gottesgelehrten findet. Gleich ihnen verschmähte er es nicht, hier und da eine Anekdote aus der Geschichte einzuschalten, oder eine Anspielung aus einem weltlichen Schriftsteller zu borgen, um die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu beleben, oder einen Beweisgrund deutlicher zu machen. Der gute Mann verfolgte

dabei noch einen besondern Zweck, der übrigens mit der Hauptaufgabe nicht im Zusammenhang stand, und sich dieser auch vollständig unterordnete. Pfarrer Dale war nämlich ein Freund der Wissenschaft – der Wissenschaft im Verein mit der Religion – und seine Hinweisungen auf Schriftsteller, welche nicht in den gewöhnlichen Lesebereich seiner Gemeinde gehörten, ermunterten zuweilen einen strebsamen Pächterssohn, in seinen freien Abendstunden sich von dem Geistlichen nähern Aufschluß zu erbitten und so unter sicherer Anleitung eine feinere und gediegenere Bildung zu suchen. Der Pfarrer, dessen Auge und Herz stets an seiner Heerde hing, hatte mit großem Leidwesen die Verwirklichung seiner Besorgnisse bei dem Wiederaufleben des Stockes wahrgenommen. Es war ihm nicht entgangen, daß ein Geist der Unzufriedenheit unter den Bauern um sich griff, und daß herrische, inquisitorische Pläne das natürliche Wohlwollen des Squires trübten, er hatte die Zeichen eines Bruches – die Vorläufer der ewig zündbaren Fehde zwischen Reichen und Armen erkannt, und sann daher auf nichts Geringeres, als auf eine große politische Predigt, welche aus den Wurzeln socialer Wahrheiten eine Heilkraft heraus ziehen sollte für die zwar noch verborgene, aber darum nicht minder schmerzliche Wunde in der Brust seiner Gemeinde von Hazeldean.

Folgt nun

*Pfarrer Dale's politische Predigt.*

ZWÖLFTES KAPITEL.

»Denn ein Jeglicher wird seine Last tragen.«

Galater 6. 5.

»Meine Brüder! Jeder Mensch hat seine Last zu tragen. Wenn es in der Absicht Gottes läge, daß unser Leben im Grabe ein Ende nähme, dürften wir dann nicht glauben, daß Er ein so kurzes Dasein von den Sorgen und Leiden, denen die Menschheit seit Erschaffung der Welt unterworfen ist, frei erhalten hatte? Setzen wir den Fall, ich sei ein zärtlicher Vater und habe ein Kind, das ich innigst liebe, von dem ich aber vermöge einer göttlichen Offenbarung wisse, daß es im achten Jahre sterben werde, so würde ich sicherlich seine Kindheit nicht durch nutzlose Vorbereitung für die Pflichten des Lebens verkümmern. Wäre ich ein reicher Mann, so würde ich es nicht den Liebkosungen seiner Mutter entziehen, um es der strengen Zucht einer Schule zu unterwerfen. Wäre ich arm, so nähme ich es nicht mit hinaus zu meinen Feldgeschäften, daß die Sonne es versenge, oder sein Blut im Winterfrost erstarre. Wozu seiner Kindheit Mühseligkeiten aufbinden, um es für das Mannesalter vorzubereiten, wenn ich doch weiß, daß es bestimmt ist, nie zum Manne heranzureifen! Glaube ich aber im Gegentheil, daß meinem Kinde ein längeres Dasein bestimmt ist, muß ich dann nicht, je nach der Stellung, welche ihm seine Geburt anweist, seine Kindheit für die Kämpfe des Lebens vorbereiten, ihm manche Mühe, manchen Schmerz auflegen,

um es für die Obliegenheiten des reifern Alters zu erziehen und zu kräftigen? Ebenso geht es unserem Vater im Himmel. Dieses Erdenleben ist nur unsere Kindheit, erst in dem zukünftigen erlangen wir unsere geistige Reife – dort erst kann Er uns den überschwenglichen Reichthum seiner Gnade zeigen, und so müssen wir sowohl seine Liebe, als seine Weisheit darin erkennen, daß er in den Mühen und Leiden uns die Kräfte der Seele erproben und ihre Tugenden entwickeln läßt, damit dieselbe vorbereitet werde für die Erlangung unseres Erbes, die Erringung des uns erkaufte Besitze! Daher ist Jeglichem seine Last auferlegt. Wenn Ihr also glaubt, meine Brüder, daß unser Gott ein gütiger Gott – ja, daß Er nur so liebevoll, wie ein irdischer Vater ist, so müßt Ihr in Euren zeitlichen Mühen und Leiden einen Beweis dafür erkennen, daß Ihr für ein ewiges Leben erzogen werden sollt. Freilich meint Jeder, seine Last sei am schwersten zu tragen. Der Arme stöhnt unter seiner Armuth, der Reiche unter den Sorgen, welche mit dem Reichthume zunehmen. Denn der Reichthum befreit uns so wenig von der Sorge, daß vielmehr die Weisen aller Zeiten einstimmig die Worte des Weisesten wiederholt haben: ›Denn wo viel Gutes ist, da sind Viele, die es essen; und was genießt sein, der es hat, ohne daß er es mit Augen ansieht?‹ (Prediger Sal. 5. 6.) Und dies ist wörtlich wahr, meine Brüder! denn wäre ein Mann auch so reich wie der König Salomo selbst, so muß doch sein Gold, wenn er es nicht etwa in eine Kiste verschließen will, hinaus und sich unter Andere vertheilen; und wenn er, wie Salomo, große Werke aufführt – wenn

er sich Häuser baut und Weinberge pflanzt, Gärten anlegt und Obstbäume zieht – so nährt das Geld, das er ausgibt, Diejenigen, welche für ihn arbeiten, und Salomo konnte nicht mit größerem Wohlbehagen essen, als der armste Maurer, der an seinem Hause bauen half, oder der Tagelöhner, der seinen Weinberg pflanzte. Darum ›wo viel Gutes ist, da sind Viele, die es essen‹. Und dies, meine Brüder, soll uns zu Duldsamkeit und Mitleid mit den Reichen veranlassen. Wir haben Theil an ihrem Reichthum, sie mögen es wollen oder nicht wollen; ihre Sorgen aber theilen wir nicht. Die Geschichte unseres Landes erzählt uns, daß eine Prinzessin, welche bestimmt war, die größte Königin zu werden, die je auf Englands Throne saß, ein singendes Milchmädchen beneidete; und ein weltlicher Dichter, dessen Weisheit nur durch die inspirirten Schriftsteller der Bibel übertroffen wird, stellt uns einen durch List und Gewalt auf den Thron erhobenen König dar, wie er sich nach dem Schlummer sehnt, der dem Aermsten und Niedrigsten seiner Unterthanen bescheert ist. Wir sehen darin eine Bestätigung der Worte des Sohnes Davids: ›Wer arbeitet, dem ist der Schlaf süße, er habe wenig oder viel gegessen; aber die Fülle des Reichen läßt ihn nicht schlafen.‹ (Pred. Sal. 5. 11.)

»Unter meinen hier anwesenden Brüdern ist sicher Mancher, der früher arm gewesen und durch Fleiß und Rechtschaffenheit zu einem verhältnißmäßigen Wohlstande gelangt ist. Er lasse sein Herz antworten auf meine Fragen: Haben nicht die Hauptsorgen, welche ihn

jetzt quälen, ihren Grund in den Gütern, die er erworben? Und ist er nicht jetzt Anfechtungen seines Geistes und Prüfungen seiner Tugend unterworfen, von denen er nichts wußte, als er noch zu seiner Arbeit ging, ohne sich um den kommenden Tag zu kümmern? Aber es ist ganz recht, daß jeder Stand seine eigene Plage – Jedermann seine Last habe. Wenn der Arme nicht zuweilen seine Armuth als Last empfände und deshalb seine Lage zu verbessern und (wie man in der Welt zu sagen pflegt) ›sich empor zu bringen‹ suchte, so würden seine kostbarsten Kräfte nie geweckt werden, und wir dürften nie Zeugen sein von dem in unserm Lande so häufigen Schauspiel eines erfolgreichen Kampfes mannhafter Anstrengung gegen ein widriges Geschick – eines Kampfes, in welchem der Sieg eines Einzigen Tausende mit Hoffnungen erfüllt. Das Sprüchwort nennt die Noth die Mutter der Erfindungen, und die gesellschaftlichen Segnungen, welche jetzt unter uns so allgemein sind, wie Luft und Sonnenschein, verdanken wir jenem Gesetze unserer Natur, welches uns beständig nach Vervollkommnung streben läßt, jede folgende Generation mit den Früchten der vorhergegangenen bereichert und in freien Ländern nicht selten das Kind des Arbeiters zu einem Platze unter den Lenkern des Staates erhebt. Wenn aber die Noth die Mutter der Erfindungen ist, so ist die Armuth die Schöpferin der Künste. Gäbe es keine Armuth und kein Gefühl für dieselbe, wo bliebe wohl das, was wir den Reichtum eines Landes nennen? Nimmt man von der Civilisation Alles hinweg, was durch die Armen hervorgebracht

wurde, was bleibt alsdann? Der Zustand der Wilden. An der Stelle von Arbeitern und Fürsten würdet Ihr freilich Gleichheit erblicken – aber die Gleichheit wilder Menschen. Nein, nicht einmal diese; denn rohe Gewalt würde alsbald die Herrschaft erlangen, und wehe den Schwachen! Während Ihr jetzt die Einen in Zwilch, die Andern in Purpur einhergehen seht, würde Euer Auge überall nur auf Nacktheit treffen, Wo jetzt der Palast und die Hütte stehen, gäbe es nichts, als Löcher und Höhlen. So hoch ein einfacher Bauer über einen wilden König erhaben ist, so weit übertrifft die durch die Anstrengungen des Fleißes bereicherte und erhobene Gesellschaft den Zustand, in welchem die Armuth keine Ungleichheit fühlt, und die Mühe nicht nach Erleichterung seufzt. Wenn andererseits die Reichen vollkommene Befriedigung in ihrem Reichtum fänden, so würden ihre Herzen durch die sinnlichen Genüsse, die er gewährt, nothwendig verhärtet. Allein das von der göttlichen Weisheit in die Seele gepflanzte Gefühl, daß im Mammon Eitelkeit und Ueberdruß liege, erhält den Reichen empfänglich für himmlisches Sehnen und lehrt ihn, sein Glück in jenen erhabenen Tugenden zu suchen, zu welchen ihn der Reichthum befähigt, nämlich in dem Schutze des Schwachen und in der Wohlthätigkeit gegen den Unglücklichen.

»Und dies, meine Brüder, führt mich zu der Betrachtung einer andern Seite des unerschöpflichen Themas, welches die Worte des Apostels uns darbieten: ›Ein Jeglicher wird seine Last tragen.‹ Die irdischen Lebensstellungen sind ungleich. Warum wohl? O, meine Brüder,

könnt Ihr Euch nicht denken, weshalb? Wenn es für unser geistiges Wachsthum besser wäre, daß es weder Hohe, noch Geringe, weder Reiche, noch Arme gäbe, glaubt Ihr nicht, die Vorsehung würde es so angeordnet und durch ihre geheimnißvolle, aber gnädige Einwirkung die Grundmauern und das Fachwerk des gesellschaftlichen Gebäudes so eingerichtet haben? Wenn wir aber in den frühesten Perioden menschlicher Annalen, sowie in den zahllosen Regierungsversuchen, welche der menschliche Geist je ersonnen hat, immer diese Ungleichheit finden, müssen wir da nicht auf die Vermuthung kommen, daß dieselbe für die Grundzüge unserer Natur wesentlich und nothwendig sei? Ihr fragt, warum diese Ungleichheit? Warum? Ebenso gut könnt Ihr fragen, warum das Leben ein Kreislauf von Pflichten und eine Pflanzschule von Tugenden sei. Denn wenn alle Menschen gleich wären, wenn es weder Leiden, noch Wohlbefinden, weder Armut, noch Reichthum gäbe, würdet Ihr nicht mit *einem* Schlage mindestens die Hälfte aller menschlichen Tugenden aus dem Leben streichen? Wenn es keinen Mangel und keine Schmerzen gäbe, wo bliebe dann die Standhaftigkeit, die Geduld und Ergebung? Hätten wir keine Größe, keinen Reichthum, was würde aus dem Wohlwollen, aus der Barmherzigkeit, aus dem segensvollen Mitleid? was aus der Mäßigkeit inmitten des Ueberflusses – aus der Gerechtigkeit bei Ausübung der Macht? Führen wir die Frage weiter aus. Laßt uns annehmen, alle Lagen seien die gleichen – es gebe nichts zu hoffen

und nichts zu fürchten – Welch' ein moralischer Todesstoß würde dadurch allen Kräften der Seele versetzt! – Welch' ein Kettenglied zwischen dem menschlichen Herzen und der göttlichen Vorsehung würde dadurch zerissen! Wenn wir das Böse vernichten könnten, würden wir auch die Hoffnung vernichten, und Hoffnung, meine Brüder, ist der Weg zum Glauben. Hat aber ›Alles seine Zeit‹ – das Weinen seine Zeit und das Lachen seine Zeit – so mag der Trauernde Trost suchen in der Ewigkeit, und der Fröhliche Gott danken für die glückliche Stunde. Ach, meine Brüder, wäre es möglich, die Ungleichheiten des Lebens aufzuheben, so würden unsere edelsten Tugenden verbannt, unser geistiges Wesen versänke in Starrsucht, unsere Seelenkräfte müßten erlahmen. Die sittliche, Welt, gleich wie die äußere, verdankt ihre Schönheit und Kraft der Mannigfaltigkeit und dem Gegensatze.

»Ein Jeglicher wird seine Last tragen. Gut! Aber hören wir nun auch einen der vorhergehenden Verse desselben Kapitels: ›Einer trage des Andern Last, so werdet Ihr das Gesetz Christi erfüllen.‹ Ja, während der Himmel einem Jeden sein besonderes Leiden auferlegt, verbindet er zugleich alle Menschen zu einer einzigen großen Familie durch dasjenige Gefühl welches vielleicht mehr als irgend ein anderes, uns vor der unvernünftigen Thierwelt auszeichnet – ich meine das Gefühl der *Theilnahme* – das Gefühl, welches Einer für den Andern hegt! Die übrige Heerde meidet den Hirsch, der von dem Schützen gezeichnet ist, und die andern Schafe achten nicht auf das arme Thier, das sich im Schatten verbirgt, um dort zu

sterben; aber der Mensch kennt Freude und Leid nicht nur für sich allein, sondern er empfindet auch die Freude und das Leid seiner Umgebung. Derjenige, welcher nur für sich selbst fühlt, hat seine wahre Menschennatur abgeschworen; denn *unmenschlich* ist in unsern Augen, wer keine Theilnahme hat für seinen Nächsten, *menschlich* aber, wer trauert mit den Trauernden.«

»Meine Brüder! Was hauptsächlich die göttliche Sendung unsers Herrn bezeichnete, das ist die unmittelbare Berufung an jenes Gefühl der Theilnahme, durch welches wir uns von der unvernünftigen Kreatur unterscheiden. Er wendet sich nicht an irgend ein geistiges Vermögen, das nur Wenigen verliehen ist, sondern an den Drang des Herzens, der uns Allen innewohnt; und indem er ermahnt: ›Liebet einander‹, und ›Einer trage des Andern Last‹, erhebt er eine unserer köstlichsten Empfindungen zum heiligsten Gesetze. Der Schriftgelehrte fragt unsern Herrn: ›Wer ist denn mein Nächster?‹ Und der Herr antwortet ihm mit dem Gleichnisse vom barmherzigen Samariter. Der Priester und der Levite sahen den verwundeten Mann, der unter die Mörder gefallen war, und gingen vorüber. Der Priester mochte sehr strenggläubig, der Levite sehr bewandert sein im Gesetz; allein der Heiland würdigt weder die Gelehrsamkeit des Leviten, noch die Rechtgläubigkeit des Priesters einer Erwähnung. Er führt bloß die Handlung des Samariters an und fragt dann den Schriftgelehrten: ›Welcher dünket dich, der unter diesen Dreien der Nächste sei gewesen. Dem, der unter die Mörder gefallen war? Er sprach: Der die Barmherzigkeit an

ihm that. Da sprach Jesus zu ihm: So gehe hin und thue deßgleichen.<

»O, welche Oberflächlichkeit der menschlichen Urtheile! Es genügte, ein Samariter zu sein, um von dem Priester verworfen, von dem Leviten verachtet zu werden. Und was sind uns jetzt der Priester und der Levit, obgleich sie zu dem auserwählten Volke Gottes gehörten? Sie haben ihren Platz in den Herzen der Menschen verscherzt, als sie an dem Leidenden, der auf dem Wege lag, vorübergingen; während der verachtete, aus dem Schooäse der Hebräer halb ausgestoäsene Samariter ein Mitglied unserer Familie, unser Blutsverwandter, ein Bruder in der Brüderschaft der Liebe sein wird, so lange noch Erbarmen und Noth sich aus der gemeinsamen Heerstraße des Lebens begegnen!

»Einer trage des Andern Last, so werdet Ihr das Gesetz Christi erfüllen.< Glaubet nicht, meine Brüder, daß sich dies blos auf das Almosengeben beziehe – auf das Lindern der Noth, welches man gemeiniglich Barmherzigkeit nennt – auf die augenfällige Pflicht, einen Theil unseres Ueberflusses an unsern hungernden Bruder abzutreten. Nein. Der Aermste unter Euch soll mir bezeugen, ob die schwersten Lasten diejenigen des Leibes sind – ob ein freundliches Wort, ein Beweis liebevollen Andenkens seinem Herzen nicht schon wohler gethan haben, als das mit Murren gereichte Brod oder die Gabe, die, mit finsterer Stirne gespendet, ihn nur demüthigte? Theilnahme ist eine Wohlthat, die uns Allen zu Gebote steht, dem Armen so gut, wie dem König; Theilnahme ist

der Reichthum Christi, Theilnahme ist Brüderschaft. Es ist den Reichen befohlen, wohlthätig zu sein gegen die Armen, und den Armen, ihre Vorgesetzten zu ehren. Gut. Aber zu den Armen sage ich noch weiter: ›*Seid mild gegen die Reichen*‹; und den Reichen rufe ich zu: ›*Ehret die Armen!*‹

»Einer trage des Andern Last, so werdet Ihr das Gesetz Christi erfüllen.« Du, armer Mann, blicke nicht mit Neid und Mißgunst auf den größern Antheil an irdischen Gütern, der deinem Bruder zugefallen ist. Sei überzeugt, daß auch er seinen Kummer und sein Kreuz zu tragen hat, und vielleicht um so empfindlicher dafür ist, weil er zärtlicher erzogen wurde, Und ist er nicht tausendfachen Versuchungen ausgesetzt – Versuchungen, so groß, daß unser Herr selbst ausgerufen hat: ›Wie schwer ist es, daß ein Reicher in's Himmelreich eingehe!‹ Und was sind Versuchungen anders als Prüfungen! Was sind Prüfungen anders, als Gefahren und Leiden? Glaubst nicht, daß Ihr nicht auch gegen einen Reichen barmherzig sein könnet, selbst wenn Ihr ihm Euren Unterhalt zu verdanken habt. Ein heidnischer Schriftsteller, der von den frühesten Predigern des Evangeliums oft angeführt wurde, hat mit Wahrheit gesagt: ›Wo nur immer Raum ist für einen Menschen, da ist auch Platz für eine Wohlthat.«

»Und ich frage jeden reichen Bruder unter Euch, ob, wenn er im Stolze seines Herzens dahin geht, um seine Scheunen und Speicher, seine Gärten und Felder zu besichtigen, und plötzlich den finstern Blick seines Arbeiters bemerkt – wenn er sich gehaßt sieht inmitten seines

Ueberflusses, wenn er fühlt, daß seine geringsten Fehler mit boshafter Härte beurtheilt, seine unverkennbarsten Wohlthaten mit neidischem Undank aufgenommen werden – ob, sage ich, nicht sogleich alle Freude an seinem weltlichen Besitzthum in seinem Herzen erlischt, ob er dann nicht fühlt, welch' einen Schatz von Frohsinn der Arme zu verleihen hat! Denn all' sein Mammon ist vergänglich; aber in dem Lächeln unseres Nebenmenschen, dem wir einen Dienst erwiesen haben, liegt etwas, das wir mit uns in den Himmel nehmen können. Wenn also ›Einer des Andern Last trägt‹, so werden die Armen Nachsicht mit den Fehlern und Mitleid mit den Sorgen der Reichen haben. Allen Menschen, Lazarus sowohl, als dem reichen Manne, ward gesagt: ›Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet.‹ Allein denke nicht, du Reicher, daß wir nur für die Armen predigen. Wenn es der Letztern Pflicht ist, dir deinen Wohlstand zu gönnen, so liegt es dir ob, ihnen ihre Arbeit so viel als möglich zu versüßen. Sei eingedenk, daß unser Herr nicht nur gesagt hat: ›Wie schwer ist es, daß ein Reicher in's Himmelreich eingehe‹, sondern auch, daß Er auf die Frage: ›Ja, wer kann denn selig werden?‹ erwiderte: ›Bei den Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich‹, das heißt, wenn der Mensch allein seinen Versuchungen widerstehen sollte, würde er verloren gehen; aber mit Gottes Beistand wird er gerettet werden.

So gut deine Reichthümer dir zur Prüfung werden können, ebensowohl mögen sie zu Zeugnissen deiner Tugenden werden, denn wenn du mit deinem Reichthum beweisest, daß du mitleidig und liebevoll, mäßig und gütig bist, so wird er deinen Glauben und deine guten Werte verkündigen.«

»Wir pflegen beständig das Gebot im Munde zu führen: ›Alles, was Ihr wollt, daß Euch die Leute thun sollen, das thut Ihr ihnen.‹ Warum aber lassen wir es so oft an der Ausübung fehlen? Weil wir versäumen, die Theilnahme in unsern Herzen zu nähren, welche die Natur uns als Instinkt eingepflanzt und der Heiland uns zum Gesetz gemacht hat. Wenn du deinem Nächsten das thun willst, was du möchtest, daß er dir thue, so überlege wohl, wie derselbe deine Handlung ansehen wird. Setze dich an seine Stelle. Wenn du stark bist und er schwach, so steige herab von deiner Höhe und gehe in seine Schwachheit ein; lege eine Weile deine Last bei Seite und nimm die seinige auf; sieh gleichsam mit seinen Augen, laß dein Herz in seinem Busen schlagen. Thue dies und du wirst oft gestehen müssen, daß, was deiner Macht gerecht erschienen, seiner Schwachheit hart vorkommen muß. Denn, ›gleichwie ein eifriger Mann noch nicht seine Pflicht erfüllt hat, wenn er seinen Bruder Trunkenbold und Vieh nennt,<sup>1</sup> ebensowenig erreicht der Verwalter der Gerechtigkeit seinen Zweck, wenn er auf die große Säule der Gesellschaft nichts als Warnungen schreibt, welche den

---

<sup>1</sup>*Jeremias Taylor.* ›Von der christlichen Klugheit‹, Theil. 2

Kühnen aufreizen und den Furchtsamen schrecken; und ein Mensch wird das Gesetz ebenso wenig, wie die Tugend lieben, wenn er mit Härte und Grobheit dazu gezwungen wird.<sup>1</sup> Wenn Ihr also die Last der Geringen tragen wollt, Ihr Großen der Erde, so fühlt nicht nur *für* sie, sondern *mit* ihnen! Wachtet darüber, daß Euer Stolz sie nicht reize, Eure Macht sie nicht unnöthig erbittere! Vergeßt nicht, daß die unter Euch Stehenden zu der Klasse gehören, aus welcher die Apostel gewählt wurden, und daß zu ihnen der Herr des Weltalls herabstieg von seinem himmlischen Throne!«

Hier hielt der Pfarrer einen Augenblick inne, das Auge auf den Kirchstuhl zunächst der Kanzel geheftet, wo der Magnat von Hazeldean saß. Der Squire hatte das Kinn gedankenvoll auf die Hand gestützt, sein Haupt war abwärts gebeugt und eine höhere Röthe als gewöhnlich bedeckte sein Gesicht.

»Wer aber,« nahm der Pfarrer in sanftem Tone wieder auf, ohne in sein Buch zu blicken – gleichsam als folge er seiner plötzlichen Eingebung – »Wer aber in seinem Herzen die Theilnahme ausgebildet hat, begeht keinen solchen Irrthum, oder wenn er es gethan, beeilt er sich, ihn wieder gut zu machen. Dem guten Menschen ist die Theilnahme so natürlich, daß er ihr mechanisch gehorcht, wenn er nur sein Gewissen von seinem Herzen ermahnen läßt. Erkennt in dieser Theilnahme das

---

<sup>1</sup>Jeremias Taylor. »Von der christlichen Klugheit«, Theil. 2

Band, welches Reiche und Arme umschlingt. Durch dieselbe wird unser irdisches Loos, wie es sich auch immer gestattet habe, zu dem, was es sein soll: eine Uebung für die jeder Lage eigenthümlichen Tugenden.

»So trage denn Einer des Andern Last!« Dies ist das Gesetz Christi – erfülle es, o meine Heerde!«

Mit diesen Worten schloß der Geistliche seine Rede und die Zuhörer beugten ihre Häupter.

## VIERTES BUCH.

### EINLEITUNGSKAPITEL,

welches zeigt, wie meine Novelle zu dem Titel ›Meine Novelle‹ kam.

»So weit deine Novelle bis jetzt gediehen ist, gefällt sie mir nicht übel,« sagte mein Vater gnädig; »obgleich, was die Predigt betrifft –«

Ich zitterte; allein die Damen – möge der Himmel sie dafür segnen! – hatten Pfarrer Dale unter ihren besondern Schutz genommen. Als sie daher bemerkten, daß meines Vaters Stirne sich in kritische Falten legte, stürmten sie kühn hervor, um die Predigt zu vertheidigen, und Mr. Caxton sah sich genöthigt, den Rückzug anzutreten. Gleich einem geschickten Feldherrn wiederholte er jedoch, den Angriff auf weniger tapfer bewahrte Außenposten. Da ich aber nicht die Absicht habe, selbst meine schwachen Seiten zu verrathen, so überlasse ich es dem Scharfsinn der Sophisten, die Stellen aufzufinden, gegen

welche der Verfasser des ›*Menschlichen Irrthums*‹ sein großes Geschütz richtete.

»Aber Pisistratus,« sagte der Kapitän, »du bist ein viel zu aufgeweckter, munterer Kopf, um uns beständig auf dem Lande, in dem unbedeutenden Quartier von Hazeldean festhalten zu wollen. Du wirst uns doch jedenfalls vor dem Schlusse in's Feld rücken lassen?«

*Pisistratus* (mit einer Magistermiene, denn er ist durch Mr. Caxton's Bemerkungen etwas verletzt und gibt sich ein würdevolles Ansehen, um die geringern Angreifer abzuschrecken). – »Ja, Kapitän Roland; so bald zwar noch nicht – aber Alles zu seiner Zeit. Ich habe mir die Leinwand noch nicht abgeschnitten, und ich gedenke, hinter meinem Vordergrund, welcher die Halle und das Pfarrhaus darstellt, eine weite Perspective in die Wechselfälle des englischen Lebens zu eröffnen.«

*Mr. Caxton.* – »Hm!«

*Blanche* (ihre Hand auf meines Vaters Lippen drückend). – »Vielleicht werden wir den Plan besser verstehen, wenn wir den Titel kennen. Bitte, Herr Autor, sage uns doch den Titel!«

*Meine Mutter* (mit mehr als gewöhnlicher Lebhaftigkeit). – »Ach ja, Sisty! wie heißt der Titel?«

*Pisistratus* (betroffen). – »Der Titel! Bei der Seele des Cervantes! An einen Titel habe ich noch gar nicht gedacht!«

*Kapitän Roland* (feierlich). – »Es liegt sehr viel an einem guten Titel. Als Romanleser weiß ich dies aus Erfahrung.«

*Mr. Squills.* – »Ganz gewiß. Es gibt keine Flugschrift, und wäre sie noch so erbärmlich, die nicht reißend abginge, wenn sie nur einen geschickten und verlockenden Titel hat. Des ›alten Parr's Lebenspillen‹ zum Beispiel werden zu Tausenden verkauft, während meine ›Pillen für einen schwachen Magen‹, die doch, wie ich glaube, ganz dieselben Bestandtheile enthalten, nicht einmal die Einrückungsgebühr abwarfen.«

*Mr. Caxton.* – »Parr's Lebenspillen!‹ Ein feiner Geniestreich! Es hat nicht Jeder einen schwachen Magen oder Zeit, sich damit abzugeben, wenn er einen solchen hat. Aber wer wollte nicht eine Pille verschlucken, um hundert und fünfzig Jahre alt zu werden?«

*Pisistratus* (in großer Aufregung das Feuer schürend). – »Mein Titel! Mein Titel! Wie soll mein Titel lauten?«

*Mr. Caxton* (die Hand in die Weste gesteckt und in seinem belehrendsten Tone). – »Schon von den frühesten Zeiten an hat die Wahl eines Titels den schreibenden Theil der Menschheit in Verlegenheit gesetzt. Wir sehen aus den seltsamen Verzerrungen, die sie hervorgebracht, wie sehr ihre Erfindungsgabe gefoltert wurde. Um mit den Hebräern anzufangen. ›Die Lippen der Schlafenden‹ (*Labia Dormientium*) – was meint Ihr wohl, daß dieses also betitelte Buch enthalte? Ein Verzeichniß rabbinischer Schriftsteller! Denkt Euch ferner eine junge Dame des Alterthums, die sich von dem sentimentalen Titel ›Der Granatapfelbaum mit seinen Blüthen‹ angezogen fühlt, und beim Aufschlagen des Buches eine Abhandlung über das jüdische Ceremoniel findet! Wenden wir uns nun zu den

Römern. Aulus Gellius beginnt sein angenehmes Geplauder in den ›*Noctes*‹ mit Aufzählung der Titel, welche damals Mode waren, Zum Beispiel: ›*Die Musen*‹, ›*Der Schleier*‹, ›*Das Füllhorn*‹, ›*Der Bienenkorb*‹, ›*Die Wiese*‹. Freilich gab es auch grausenerregendere Titel, welche Denjenigen Nahrung versprachen, die sich gerne am Entsetzlichen weideten, wie ›*Die Fackel*‹, ›*Der Dolch*‹, ›*Das Mordmesser*‹ –«

*Pisistratus* (ungeduldig). – »Ja, Vater! Aber nun auf meine Novelle zu kommen –«

Mr. Caxton (der die Unterbrechung keiner Aufmerksamkeit würdigt). – »Du hast hier eine schöne Auswahl, wie du siehst, von ganz gefälliger Art und einem Freunde der Klassiker nicht unbekannt. Du kannst dir aber auch von den frühern dramatischen Schriftstellern einen Wink geben lassen.«

*Pisistratus* (etwas mehr Hoffnung schöpfend). – »Ja; das Drama hat einige Verwandtschaft mit der Novelle. Da ließe sich vielleicht etwas finden.«

Mr. Caxton. – »Der Verfasser der ›*Merkwürdigkeiten der Literatur*‹ (beiläufig gesagt ist die Belehrung, die ich Euch ertheile, größtentheils ein Plagiat aus dieser Schrift) erzählt zum Beispiel von einem Spanier, der eine Komödie schrieb, durch welche er der Moralphilosophie zu dienen beabsichtigte.«

*Pisistratus* (gespannt). – »Nun?«

Mr. Caxton. – »Er betitelte dieselbe ›*Der Schmerz des Weltschlafes*‹.«

*Pisistratus*. – »In der That höchst komisch.«

*Mr. Caxton.* – »Man nannte damals ernste Dinge Komödien, wie man heutzutage alte Geschichten Novellen nennt. Ferner stehen dir noch alle Titel der alten Romane zur Verfügung – ›*Theagenes und Charikleia*‹ oder ›*Der Esel*‹, von Longus, oder ›*Der goldene Esel*‹ des Apulejus; sodann die Titel der gothischen Romane, wie ›*Die schönste, anmuthigste, honigsüßeste, entzückendste Geschichte von Percival, König von Großbritannien*‹.« Und nun zählte mein Vater eine Liste von Titeln auf, so lang und ungefähr so unterhaltend, wie die Namenliste eines Adreßkalenders.

»Nun,« bemerkte meine Mutter, »das muß ich sagen, die Romane, welche ich als Mädchen zu lesen pflegte (denn zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich seit jener Zeit nur wenige mehr gelesen habe –«

*Mr. Caxton.* »Nein, du brauchst dich dessen gar nicht zu schämen, Kitty!«

*Meine Mutter* (fortfahrend). – »Waren viel einladender als alle, die du genannt hast, Austin!«

*Der Kapitän.* – »Das ist sehr wahr!«

*Mr. Squills.* – »Gewiß. Heutzutage gibt es nichts Aehnliches mehr.«

*Meine Mutter.* – »Sagt sie zu ihrem Nachbar, Was?«

*Der Kapitän.* – »›*Der Unbekannte, oder die Gallerie auf der Nordseite*‹.«

*Mr. Squills.* – »›Darunter steckt ein Geheimniß; wer kann es ergründen?«

*Pisistratus* (bis an den Rand der menschlichen Geduld getrieben und Zunge, Schüreisen und Schaufel umwerfend). – »Welchen Unsinn schwatzt Ihr Alle mit einander!

Bedenkt doch um des Himmels Willen, was für eine wichtige Sache wir zu entscheiden haben. Ich frage Euch jetzt nicht nach den Titeln all' der höchst achtbaren Werke, die aus der Minervapresse hervorgegangen sind! Es handelt sich darum, einen Titel zu finden, für – meine Novelle!«

*Mr. Caxton* (sanft in die Hände klatschend). – »Vortrefflich! Ausgezeichnet! Nichts könnte besser sein; einfach, natürlich, kurz, treffend –«

*Pisistratus*. – »Nun, was ist's, Vater? Was ist's? Hast du wirklich einen Titel für meine Novelle gefunden?«

*Mr. Caxton*. – »Du hast ihn ja selbst gefunden – »*Meine Novelle*«. Es ist deine Novelle – Jedermann wird wissen, daß es deine Novelle ist. Drehe und wende die englische Sprache, wie du willst – sei so allegorisch, wie die Hebräer, Griechen oder Römer – wie ein Fabeldichter oder Puritaner – jedenfalls ist es deine Novelle – nicht Mehr und nicht weniger als deine Novelle!«

*Pisistratus* (nachdenklich und die Worte auf verschiedene Weise betonend). – »»*Meine Novelle*« – hm, hm! »*Meine Novelle*«! Etwas kurz und kühn, nicht?«

*Mr. Caxton*. »Setze hinzu, was du sagst, das du zu schildern gedenkst – Wechselfälle des englischen Lebens.«

*Meine Mutter*. – »»*Meine Novelle*; oder *Wechselfälle des englischen Lebens*« – mich däucht, das klingt nicht übel. Was sagst du dazu, Roland? Würde dich dieser Titel in einem Katalog ansprechen?«

Mein Onkel zaudert, indeß *Mr. Caxton* gebieterisch ausruft:

»Die Sache ist abgemacht! Stört nicht die Camarina!«

*Mr. Squills.* – »Wenn ich mir erlauben darf, zu fragen – wer oder was ist die Camarina?«

*Mr. Caxton.* – »Die Camarina, Mr. Squills, war ein See, der zuweilen wenig Wasser hatte und dann trüb und schlammig wurde. ›Stört nicht die Camarina‹ war ein griechisches Sprüchwort, das sich von einem Orakel des Apollo herschrieb, und von diesem griechischen Sprüchwort rührt ohne Zweifel die Vorschrift her, ›*Quieta non movere*‹, die Sir Robert Walpole und Pfarrer Dale zu ihrer Lieblingsmaxime erwählt haben. Die griechische Stelle, Mr. Squills (und hier begann meines Vaters Gedächtniß sehr lebendig zu werden) findet sich bei Stephanus Byzantinus Urbibus –

\*\*\*\*\*

Zenobius erklärt sie in seinen Sprüchwörtern, Suidas schreibt Zenobius nach, Lucian spielt darauf an, desgleichen Virgil im dritten Buch seiner Aeneide, und Silius Italicus ahmt Virgil nach –

›*Et cui non licitum fatis Camarina moveri*‹.

Pfarrer Dale als Geistlicher und Gelehrter vermochte ohne Zweifel alle diese Autoritäten an den Fingern her-zuzählen, und es wundert mich, daß er sie nicht ange-führt hat. Doch er ist als ein milder Mann dargestellt und als solcher machte er ohne Zweifel den Squire nicht all-zu sehr vor seiner ganzen Familie demüthigen. Indessen bleibt es bei ›meiner Novelle‹ und da diese Sache nun abgemacht ist, so könnte man vielleicht das Schüreisen

nebst Zunge und Schaufel wieder aufheben und die Kinder zu Bette bringen; Blanche und Kitty könnten sich im Stillen über die künftigen Würden des Neogilos unterhalten, Roland ein Abrechnungsbuch in's Reine bringen, Mr. Squills seinen Grog trinken – und so Jeder es sich auf seine eigene Weise bequem machen. Gehe jetzt vom Ofenschirm weg, Blanche, reiche mir meine Pantoffeln und überlasse Pisistratus sich selbst. \*\*\*\*\* – Störe die Camarina nicht! Siehst du, meine Liebe,« setzte mein Vater freundlich hinzu, als er in seine Pantoffeln geschlüpft war und Blanche's Hand in der seinigen hielt, »jedes Haus hat seine Camarina. Der Mann, der ein träges Thier ist, läßt sie gern in Ruhe; aber das Weib, von Natur ein viel lebhafteres, emsigeres und neugierigeres Geschöpf, ist immer geneigt, sie heimlich zu stören.«

*Blanche.* (mit weiblicher Würde). – »Ich versichere dich, wenn Pisistratus mich nicht gerufen hätte, so würde ich nicht –«

*Mr. Caxton* (sie unterbrechend, ohne seine Augen von dem Buche zu erheben, das er schon ergriffen hat). – »Gewiß würdest du nicht. Ich bin eben jetzt mitten in der großen Puseyistischen Controverse, \*\*\*\*\* – Störe die Camarina nicht.«

Es folgte nun eine halbe Stunde des tiefsten Stillschweigens, bis endlich Pisistratus hinter dem Schirm hervorruft:

»Blanche, meine Liebe, ich möchte gerne deinen Rath hören!«

Blanche rührt sich nicht.

*Pisistratus.* – »Blanche, hörst du?«

Blanche wirft einen triumphirenden Blick auf Mr. Caxton.

*Mr. Caxton* (der seine theologische Abhandlung bei Seite legt und traurig seine Brille abwischt). – »Ich höre ihn, mein Kind, ich höre ihn und nehme meine Verteidigung des Mannes zurück. Die Orakel warnen vergebens. So lange ein Weib auf der andern Seite des Schirmes steht, ist es aus mit der Camarina.«

## ZWEITES KAPITEL.

Es ist sehr zu bedauern, daß Mr. Stirn der Rede des Pfarrers nicht anwohnte – allein dieser schätzenswerthe Beamte war anderweitig beschäftigt und ließ sich überhaupt während der Sommermonate nur selten bei dem Nachmittagsgottesdienst blicken. Nicht als ob er sich etwas daraus gemacht hätte, wenn die Predigt auf ihn gemünzt war; o nein, Mr. Stirn hatte selbst dem Donner des Vaticans ein Schnippchen geschlagen. Der Grund war einfach der, daß Mr. Stirn am Sonntag eine Menge freiwilliger Geschäfte zu besorgen pflegte. Der Besuch des Parks war nämlich an diesem Tage Jedermann gestattet, und viele Leute kamen von nah und fern, um an dem See zu lustwandeln oder unter den Ulmen auszuruhen. Diese Besucher nun waren für Mr. Stirn stets Gegenstände des Argwohns und entschiedenen Widerwillens, und zwar nicht ganz ohne Grund, denn die Engländer haben eine angeborne Liebe zur Freiheit, welcher sie sich auf den Gütern anderer Leute sogar nicht selten noch mehr

überlassen, als auf ihrem eigenen Grund und Boden. Zuweilen ertappte Mr. Stirn zu seiner unaussprechlichen Befriedigung ein Paar Knaben, welche nach den Schwänen warfen; ein anderes Mal erblickte er ein junges Bäumchen, das ihm weggekommen, als Spazierstock in diebischen Händen; je und je gelang es ihm, einen Bauernlummel abzufangen, der über den Graben geklettert war, um von einem der Lieblingsbeete Mrs. Hazeldean's einen Strauß für sein Liebchen zu pflücken; ja, nicht selten geschah es, wenn die ganze Familie andächtig in der Kirche saß, daß einige unverschämte Neugierige in den Garten schlichen, um durch die Fenster in die Halle zu schauen. Auf Grund dieser und ähnlicher gleich schwerer Vergehen hatte Mr. Stirn schon längst, aber immer vergebens, den Squire zu überreden gesucht, die so schändlich mißbrauchte Erlaubniß zurückzunehmen. Obgleich der Squire zu Zeiten brummte und knurrte und schwor, daß er den Park zuschließen und (ganz gegen das Gesetz) Falleisen und Selbstgeschosse legen wolle, so war sein Zorn doch immer bald wieder verraucht. Der Park blieb nach wie vor am Sonntag für Jedermann offen, und dieser Tag der Ruhe und des Friedens wurde dadurch für Mr. Stirn zu einem Tag der Arbeit und des Unmuths. Am meisten beunruhigt aber war das Gemüth des wachsamten Beamten vom letzten Geläute des Nachmittaggottesdienstes bis zur Dämmerung; denn unter den Heerden, welche sich aus den benachbarten Weilern um den Prediger zu sammeln pflegten, gab es immer einige verirrte

Schafe, oder vielmehr unstäte, kletternde vagabundirende Böcke, die sich nach allen Richtungen hin zerstreuten, als ob sie es sich zur besondern Aufgabe gemacht hätten, Mr. Stirn's energische Wachsamkeit zu vereiteln. Sobald der Gottesdienst zu Ende war wimmelte bei schönem Wetter der Park von rothen Mänteln oder bunten Shawls, Sonntags-Westen und Hüten, auf welchen wilde Blumen prangten, in denen Mr. Stirn nicht selten Mrs. Hazelden's neueste Geranien erkennen wollte. An diesem Sonntage nun fühlte sich der Oberaufseher zu ganz besonderer Wachsamkeit berufen, denn es galt nicht nur, den gewöhnlichen Uebelthätern aufzupassen, sondern erstens die Anstifter der Verschwörung gegen den Stock zu entdecken und zweitens »ein Exempel zu statuiren«.

Er hatte daher schon am frühen Morgen seine Runde begonnen, und mit dem letzten Glockenton des Nachmittags-Geläutes trat er hinter einer Hecke hervor, woselbst er im Hinterhalte gelegen, um zu beobachten, wer sich wohl in verdächtiger Weise dem Stocke nähern werde. In diesem Augenblick war der Platz ganz einsam. In einiger Entfernung erblickte Mr. Stirn die schnell verschwindenden Gestalten einiger Gruppen, die etwas verspätet noch zur Kirche eilten; vor ihm stand der Stock, der ihn mit seinen vier großen Augen, die zwar vom Koth gereinigt, aber doch noch trübe und befleckt aussahen, melancholisch anstarrte. Mr. Stirn nahm seinen Hut ab und wischte sich die Stirne.

»Wenn ich nur Jemand hätte, um hier Wache zu halten,« dachte er, »während ich einen Gang am Wasser

hin mache; vielleicht könnte es etwas nützen; vielleicht sind die Schlingel, die es gethan haben, nicht zur Kirche gegangen, sondern schleichen hier herum, ihr schönes Werk zu besehen! Man sagt ja auch, daß Mörder sich immer nach der Stelle hin gezogen fühlen, wo sie den Leichnam gelassen haben. Allein im ganzen Dorfe ist außer mir Niemand, der sich im Geringsten um den Squire oder das Kirchspiel bekümmerte.«

Als er eben zu diesem misanthropischen Schlusse gekommen war, erblickte Mr. Stirn Leonard Fairfield, der in großer Eile aus seiner Wohnung trat. Der Oberaufseher schwenkte den Hut und streckte seinen rechten Arm aus. »Holla, Bursche,« rief er, als Lenny in Hörweite kam, »wohin läufst du so schnell?«

»Mit Verlaub, Sir, ich gehe zur Kirche.«

»Halt, Junge! Halt, Master Lenny! Zur Kirche willst du? Aber es hat schon aufgehört zu läuten, und der Pfarrer mag es nicht, wenn man zu spät kommt und die Versammlung stört. Du kannst nicht mehr zur Kirche.«

»Mit Verlaub, Sir –«

»Du kannst jetzt nicht mehr zur Kirche, sag' ich dir. Du mußt auch an Andere denken lernen, Junge! Du siehst, wie ich im Dienste des Squire's schwitze! Und deine Pflicht wäre es nicht minder, ihm zu dienen, denn deine Mutter hat Haus und Güter beinahe umsonst. Du solltest dankbar sein, Leonard Fairfield, und auch etwas Gefühl für den gnädigen Herrn an den Tag legen. Der arme Mann! Die schändliche That hat ihm fast das Herz gebrochen.«

Leonard blickte Mr. Stirn mit seinen unschuldigen blauen Augen groß an, während dieser die seinigen mit einer Jammermiene abwischte.

»Schau dieses stumme Geschöpf hier an,« sagte Mr. Stirn plötzlich, auf den Stock zeigend, »schau es an! Wenn es sprechen könnte, was würde es wohl sagen, Leonard Fairfield! Antworte mir darauf, wenn du kannst! – »zum Teufel mit dem Stock!« Ja, ja!«

»Es war recht schlecht von den Leuten, solche böse Worte zu schreiben,« sagte Leonard ernsthaft. »Meine Mutter war ganz entsetzt, als sie diesen Morgen davon hörte.«

*Mr. Stirn.* – »Das glaub' ich wohl – zumal, da sie so wenig Pachtzins zu bezahlen hat.« (Einschmeichelnd.) »Weißt du nicht, wer es gethan hat, Lenny?«

*Lenny.* – »Nein, ich weiß es in der That nicht.«

*Mr. Stirn.* – »Du siehst wohl, daß es jetzt zu spät ist, um noch in die Kirche zu gehen – das Gebet muß schon halb vorüber sein. Und weißt du nicht mehr, daß ich dir die Aufsicht über den Stock anvertraut hatte? Wie hast du aber deine Pflicht gegen ihn erfüllt? Ich hätte fast Lust –«

Mr. Stirn blickte bei diesen Worten auf die Augen des Stockes.

»Mit Verlaub, Sir –« begann Lenny, ängstlich werdend.

»Ich erlaube nichts – bin gar nicht in der Laune dazu. Aber ich will dir diesmal noch verzeihen, Junge, wenn du mir in Zukunft scharfe Wache halten willst! So, nun bleibe hier – nein, dort hinter der Hecke – und passe auf, ob

irgend Jemand hier herum schleicht – oder den Stock betrachtet – oder vor sich hin lächelt – während ich meine Runde mache. Ich werde wieder zurück sein, noch ehe die Kirche aus ist, oder gleich nachher. Du bleibst also, bis ich wieder komme, und machst mir dann deinen Rapport. Sei wachsam, Junge, sonst soll es dir und deiner Mutter übel bekommen; ich kann jeden Tag Jemand finden, der vier Pfund Pachtzins mehr für das Grundstück bezahlt.«

Mit dieser sehr bedeutsamen und etwas drohenden Bemerkung schloß Mr. Stirn seine Rede, winkte mit der Hand und entfernte sich.

Der arme Lenny blieb sehr niedergeschlagen bei dem Stock, zu dessen höchst unwillkommener Nachbarschaft er verurtheilt war. Endlich schlich er langsam nach der Hecke und setzte sich in den Hinterhalt, den Mr. Stirn ihm angewiesen hatte. Nun sagen uns die Philosophen, daß der sogenannte Ehrenpunkt nichts, als ein barbarisches Vorurtheil des Mittelalters sei. Unter den höhern Ständen, bei welchen diese Vorurtheile wohl am herrschendsten sind, würde Lenny Fairfield's Aufgabe nicht für besonders ehrenvoll gegolten haben; ebenso wenig aber würden die unruhigern Köpfe der niedern Klasse sie dafür gehalten haben, da dieselbe ihren eigenen Ehrenpunkt hat, der im festen Zusammenhalten, jeder gesetzlichen Autorität gegenüber, besteht. Allein Lenny Fairfield's Begriff von Ehre beschränkte sich in Folge seiner einsamen Erziehung, die ihm wenig Umgang mit andern

Knaben seines Alters gestattet hatte, und der tiefen Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den Squire, die ihm eingepägt worden, auf eine strenge Anhänglichkeit an Wahrheit und Ehrlichkeit. Ihm schien daher nichts Erniedrigendes darin zu liegen, einem Uebelthäter auflauern zu müssen. Er fing im Gegentheil an, sich mit dem Verluste des Gottesdienstes auszusöhnen, des kühlen Schattens und des muntern Gezwitschers der Vögelein sich zu freuen und so den ihm gewordenen Auftrag von seiner heitern Seite zu betrachten. In der Jugend hat ja Alles – selbst die Anstellung als Hüter des Gemeindestocks – seine angenehme Seite. Freilich hegte Lenny für den Stock selbst durchaus keine Vorliebe; aber ebensowenig flößten ihm dessen Beschädiger die mindeste Theilnahme ein, und er konnte sich wohl vorstellen, daß der rebellische Versuch der vergangenen Nacht den Squire tief beleidigt haben mußte.

»Wenn ich Seiner Gnaden dienen kann,« dachte Lenny in der Einfalt seines Herzens, »indem ich boshafte Jungen fern halte, oder heraus bringe, wer die Verwüstung angerichtet hat, so wird meine Mutter sicherlich stolz darauf sein.« Dann begann er zu überlegen, daß die Anstellung, wenn Mr. Stirn ihm dieselbe auch nicht auf sehr gnädige Weise übertragen hatte, doch immerhin als ein Beweis von Vertrauen ehrend für ihn sei und ihn, den Musterknaben des Dorfes, vor seinen Altersgenossen auszeichne: und Lenny besaß in allen Dingen, welche mit Charakter und gutem Ruf zusammenhingen, nicht geringen Stolz.

In Anbetracht alles dessen sagen wir, daß Leonard Fairfield – zwar nicht eben mit wirklicher Wonne und berauschem Entzücken, so doch mit ziemlicher Zufriedenheit und nicht ohne einiges Wohlbehagen in seinem Hinterhalte lag.

Mr. Stirn mochte wohl seit einer Viertelstunde weggegangen sein, als ein Knabe durch ein kleines Pförtchen des Parkes, welches Lenny's Versteck hinter der Hecke gerade gegenüber lag, eintrat und – augenscheinlich müde vom Gehen oder erschöpft von der Hitze des Tages – einen Augenblick auf dem Rasen stehen blieb, dann aber unter dem Schatten des großen Baumes, welcher seine Zweige über den Stock ausbreitete, Schutz suchte.

Lenny spitzte die Ohren und schaute neugierig durch die Hecke.

Er hatte den Knaben noch nie gesehen – es war ein ihm durchaus unbekanntes Gesicht.

Leonard Fairfield war den Fremden nicht hold; er hatte eine unbestimmte Ahnung, daß es Fremde gewesen sein mußten, die den Frevel an dem Stocke verübt hatten. Der Knabe war nun unstreitig ein Fremder; aber welches Standes mochte er wohl sein? Gehörte er jener Stufe der Gesellschaft an, deren natürliche Vergehen im Einklang stehen mit Angriffen auf Stöcke, oder nicht? Ueber diesen Punkt konnte Lenny Fairfield nicht in's Reine kommen. Allen Erfahrungen des Dorfkindes gemäß,

war der Knabe nicht wie ein junger Gentleman gekleidet. Leonard's Begriffe von einem aristokratischen Anzuge richteten sich natürlich nach Frank Hazeldeans Vorbild und machten ihm eine blendende Erscheinung vor in schneeweißen Beinkleidern, schönem blauem Rocke und unvergleichlicher Halsbinde. Nun stimmte aber die Kleidung des Fremden, obgleich nicht der eines Pächters oder Bauern ähnlich, durchaus nicht mit Lenny's Vorstellungen von dem Costüm eines jungen Edelmannes überein, sondern schien ihm im Gegentheil in hohem Grade unanständig; der Rock war mit Koth überzogen und der Hut ganz zerdrückt, an manchen Stellen sogar zerrissen.

Lenny war verwirrt, bis ihm plötzlich einfiel, daß jene Pforte, durch welche der Knabe eingetreten, auf den nächsten Weg nach einem kleinen Städtchen führte, dessen Bewohner in der Halle im schlechtesten Rufe standen. Seit undenklichen Zeiten waren von dorthier immer die verwegenen Wilddiebe, die lästigsten Verwüster des Parks, die gewissenlosesten Obstdiebe und die eigensinnigsten Verfechter problematischer Weggerechtigkeiten gekommen, welch' letztere die Stadt als öffentliches Eigenthum ansprechen zu dürfen glaubte, indeß man in der Halle beweisen wollte, daß dieselben seit der Eroberung Privateigenthum geworden. Allerdings führte derselbe Pfad auch direkt nach dem Hause des Squires, allein es war sehr unwahrscheinlich, daß der Träger eines so zweideutigen Anzuges dort zu Besuch gewesen

sein sollte. Alles wohl überlegt, zweifelte Lenny nicht länger, daß der Fremde irgend ein Ladendiener oder Lehrling aus dem Städtchen Thordyke sein müsse, und der üble Ruf jenes Ortes in Verbindung mit solcher Anmaßung machte es Lenny höchst wahrscheinlich, daß er hier einen der mitternächtlichen Verbrecher vor sich habe. Dieser Argwohn, der in Lenny's Gemüth mit einer Schnelligkeit aufgestiegen war, die in gar keinem Verhältniß zu der Zahl der Zeilen steht, welche wir gebraucht haben, um den Leser damit bekannt zu machen – dieser Argwohn wurde noch bestärkt, als der Knabe, der jetzt gerade vor dem Stocke stand, sich bückte, um das schimpfliche Anathem, womit derselbe verunstaltet war, zu lesen. Er wiederholte die Worte laut, und Lenny sah ihn lächeln – und welch' ein häßliches, unheimliches Lächeln! Lenny hatte noch niemals ein sardonischeres Lächeln gesehen.

Man denke sich jedoch Lenny's Schrecken und frommes Entsetzen, als der unheimliche Fremde dreist auf dem Stocke Platz nahm, seine Absätze auf zwei jener runden Augen ruhen ließ und Taschenbuch und Bleistift herausziehend, zu schreiben begann. Wollte dieser freche Unbekannte vielleicht ein Inventar über Kirche und Halle aufnehmen, um dieselben in Brand zu stecken! Er starrte während des Schreibens mit so seltsamen Blicken bald nach der einen, bald nach der andern hin, anstatt seine Augen auf das Papier zu heften, wie Lenny gelehrt worden war, wenn er sein Schreibheft vor sich hatte. Randal

fühlte sich nämlich erschöpft und müde; die Erschütterung des Falles machte sich noch mehr bemerklich, nachdem er einige Schritte gegangen war, weshalb er gerne die Gelegenheit ergriff, einige Augenblicke auszuruhen. Diese Muße wollte er benutzen, um ein Paar Zeilen an Frank zu schreiben und sich zu entschuldigen, daß er seinen Besuch nicht werde wiederholen können. Das Blatt, auf welches er geschrieben, gedachte er aus seinem Taschenbuche zu reißen und in der nächsten Bauernhütte abzugeben mit der Weisung, es nach der Halle zu tragen.

Während so Randal in ganz unschuldiger Weise beschäftigt war, trat Lenny auf ihn zu mit dem festen, gemessenen Schritte eines Menschen, der entschlossen ist, seine Pflicht zu erfüllen, koste es was es wolle. Da jedoch Lenny zwar tapfer, aber keineswegs grausam war, so gab sich sein Zorn und der Argwohn, den er hegte, nur in folgender feierlicher Berufung an das Schicklichkeitsgefühl des Uebelthäters kund:

»Schämst du dich nicht vor dir selbst, da hinzusitzen auf des Squires neuen Stock? Willst du wohl gleich weggehen!«

Randal wandte sich rasch um, und obgleich er zu jeder andern Zeit Klugheit genug besessen hätte, um sich leicht aus dieser schiefen Lage herauszuziehen, so ist doch *Nemo mortalium etc.*« (Niemand ist allezeit weise.) Zudem

war Randal in ausnehmend übler Laune. Seine Leutseligkeit gegen Geringere, welche wir kürzlich von ihm rühmten, ging ganz verloren in der Verachtung gegen unverschämte Flegel, die einem beleidigten Etonianer so natürlich ist.

Randal musterte daher Lenny mit großer Geringschätzung und antwortete kurz:

»Du bist ein unverschämter junger Schlingel!«

Diese bündige Erwiderung trieb Lenny alles Blut in's Gesicht. War er vorher schon überzeugt gewesen, daß der Eindringling irgend ein gesetzloser Lehrling oder Ladengehülfe sei, so sah er nun seine Ansicht bestätigt nicht nur durch die unhöfliche Sprache, sondern auch durch den wilden Blick, der dieselbe begleitete und sicher nicht an imposanter Würde gewann, indem er unter dem zerknitterten und zerfetzten Hute hervorblitzte.

Von all' den verschiedenen Gegenständen, aus welchen die männliche Bekleidung zusammengesetzt ist, besitzt vielleicht keiner so viel Charakter und Ausdrucks als die Kopfbedeckung. Ein hübscher, wohlgebürsteter, kurzhaariger, vornehm aussehender Hut, mit einem gewissen Anstand aufgesetzt, verleiht der ganzen Erscheinung einen Anstrich von Achtbarkeit und Würde; wogegen ein beschmutzter, zerrissener und zerquetschter Hut, gleich demjenigen Randal Leslie's den stolzesten Gentleman, der je die St. Jamesstraße hinabwandelte, in das Urbild eines gemeinen, lüderlichen Landstreichers zu verwandeln vermag.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß es für einen Bauernknaben nichts Widerwärtigeres gibt, als einen Ladungen. Selbst bei wichtigen politischen Gelegenheiten kann die Klasse der Landleute nur selten durch Schmeicheleien zur Sympathie für die gewerbtreibende Klasse der Städter gewonnen werden. Der ächte, englische Bauer ist immer ein Aristokrat. Aber auch abgesehen von den ewigen Reibereien zwischen den verschiedenen Stunden liegt etwas eigenthümlich Feindseliges in dem Verhältniß zwischen Knabe und Knabe, wenn ihrer Zwei einmal etwas gegen einander haben und sie sich allein auf einem ruhigen Rasenplätzchen zusammen finden. Es ist ein Gefühl, dem des Kampfhahnes ähnlich – ein Etwas, das in der sonst so lammartigen und friedfertigen Bevölkerung Großbritanniens die kriegerische Lust aufrecht erhält, den Daumen fest über den vier Fingern zu schließen, und, wie man zu sagen pflegt, »eine Faust zu machen«. Gefährliche Anzeichen dieser gemischten und kampflustigen Gesinnung waren bei den Worten und dem Blicke des nicht sehr einnehmenden Fremden an Lenny Fairfield erkennbar. Auch schien der Fremde dies wohl zu bemerken; denn sein bleiches Gesicht wurde noch bleicher, sein finsternes Auge noch finsterer und wachsamer.

»Mach', daß du von dem Stock herunter kommst!« rief Lenny, der eine Erwiderung auf die an ihn gerichteten Schimpfreden verschmähte. Und den Worten die That folgend lassend, gab er dem Eindringling einen Stoß, welchen dieser irrthümlicher Weise für einen Schlag hielt. Der Etonianer sprang auf, und die Schnelligkeit seiner

Bewegung, unterstützt durch eine leichte Handberührung, ließ Lenny das Gleichgewicht verlieren, so daß er Hals über Kopf auf den Stock hin fiel. Glühend vor Wuth raffte sich Lenny rasch wieder auf und stürzte auf Randal los, indem er rechts und links um sich schlug.

### DRITTES KAPITEL.

Helft mir, o Ihr Neun, über deren Anrufung der unvergleichliche Persius seine Zeitgenossen verhöhnnte, und welche er hierauf plötzlich zu seinen eigenen Gunsten anrief – helft mir jene denkwürdige Schlacht bei dem Stocke beschreiben, welche zwischen den beiden Vertretern des sächsischen und normannischen Englands geliefert wurde! Hier nüchternes Aufrechterhalten von Gesetz, Pflicht und anvertrautem Gut – *pro aris et focis*; dort hochmüthiges Eindringen, kriegerischer Geist des Ritterthums und jene Achtung vor Person und Namen, die wir Ehre nennen. Hier starke körperliche Kraft; dort durch Uebung erworbene Gewandtheit. Hier – ach die Neun sind so taub, wie ein Thürpfosten, und so kalt, wie Stein! Die Pest über die Dirnen! Ich kann besser ohne sie fertig werden.

Randal war ein oder zwei Jahre älter, als Lenny; aber weder so groß, noch so stark, und selbst nicht einmal so behend, wie dieser.

Als nach dem ersten blinden Anlauf die beiden Knaben inne hielten, um Athem zu schöpfen, faßte Lenny die schwächliche Gestalt und farblose Wange seines Gegners in's Auge, und da er bemerkte, daß von Randal's Lippe

Blut niederträufelte, wurde er schnell von edelmüthiger Reue ergriffen. »Es war nicht schön,« dachte er, »mit Einem zu kämpfen, der so leicht zu besiegen ist.« Er zog sich daher zurück, ließ die Arme sinken und sagte in veröhnlichem Tone: »So, wir wollen's nun gut sein lassen; aber sei vernünftig und geh' jetzt nach Hause.«

Randal Leslie besaß keinen sehr hohen Grad von physischem Muthe, dafür aber alle jene moralischen Eigenschaften, welche dessen Stelle ersetzen. Er war stolz und rachsüchtig; er hatte Eine hohe Meinung von sich selbst und zeigte in der Bildung seines Schädels eher das Organ der Zerstörung, als dasjenige der Kampflust; und wenn einmal sein Zorn durch etwas gereizt worden, so entstand in ihm die instinktartige Begier, es zu zerstören. Obgleich daher all' seine Muskeln zuckten, und heiße Thränen in seinen Augen standen, so näherte er sich doch Leonard mit dem Trotze eines Gladiators und murmelte zwischen seinen fest anfeinandergebissenen Zähnen, während er gewaltsam das Schluchzen der Wuth und des Schmerzes niederzukämpfen bemüht war. –

»Du hast mich geschlagen – und du sollst nicht von der Stelle, bis ich dich dafür gezüchtigt habe. Halte die Hände vor, und vertheidige dich!«

Mechanisch gehorchte Lenny, der dieser Warnung wohl bedurfte, denn wenn er vorhin im Vortheil gewesen, so gestaltete sich der Kampf jetzt, nachdem Randal sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, nicht zu Gunsten des Stärkeren. Leslie hatte zwar in Eton nicht zu den Raufbolden gehört, war jedoch, als er sich noch in den

untern Klassen befand, durch sein Temperament in manchen Streit verwickelt und dadurch einigermaßen in die Kunst und in die Geheimnisse des Faustkampfes eingeweiht worden. Dergleichen Uebungen haben gewiß ihre gute Seite, und ich bin barbarisch genug, zu hoffen, daß dieselben an unsern öffentlichen Schulen nie ganz austerben werden. Wie mancher junge Herzog ist für seine ganze Lebenszeit zu einem erträglichen Menschen geworden um der Püffe willen, welche er im ehrlichen Kampf mit einem Bürgersohn erhielt; und wie mancher Bürgersohn hat auf der Wahltribüne einem Lord mannhafter in's Auge geschaut, wenn er sich der guten Tracht Prügel erinnerte, die er einst irgend einem kleinen Lord Leopold Dawdle angedeihen ließ.

Randal brachte nun seine Kunst und durch Uebung erlangte Fertigkeit in Anwendung, indem er die schweren, auf's Ungefähr geführten Schläge seines Gegners parirte und dann selbst rasch und scharf zuschlug, durch kunstgerechte Führung der Streiche die natürliche Schwäche seines Armes unterstützend. Ja, und auch der Arm selbst war nicht länger mehr schwach – so wunderbar wächst die Stärke mit der Leidenschaft.

Der arme Lenny, der nie zuvor in dieser Weise gekämpft hatte, war ganz betäubt; seine Empfindungen verschwammen so sehr in einander, daß er sich dieselben später nie mehr recht vergegenwärtigen konnte. Er hatte

nur eine dunkle Erinnerung von einem athemlosen, unmächtigen Anlauf – von einem plötzlichen Schwarzwerden vor den Augen, dem rasche Blitze eines unerträglichen Lichtes folgten – von einem Schwinden aller Kräfte – von heftigen Schmerzen – hier – dort – allenthalben – die ihn das Bewußtsein nicht ganz verlieren ließen. Dann entsann er sich keines Weitern, als daß er schwer athmend am Boden lag, indeß sein Feind sich über ihn beugte mit einem Gesichte so finster und bleich, wie Lara den gefallenen Otho betrachtet haben mochte. Denn Randal Leslie gehörte nicht zu Denen, deren edle Gesinnung mit dem Grundsatz übereinstimmt: »Führe niemals einen Streich nach dem überwundenen Feinde;« und es kostete ihn einen schweren, wenn auch kurzen Kampf, seinen Fuß nicht auf den niedergestreckten Gegner zu setzen. Es war der Verstand, nicht das Herz, was die wilden Leidenschaften seines Innern bändigte, als der Sieger, etwas vor sich hinhinmurmend, das gewiß nichts weniger, als christliche Versöhnung bedeutete, finster von seinem Opfer sich abwandte.

#### VIERTES KAPITEL.

In diesem Augenblick erschien Mr. Stirn wieder auf dem Schauplatze. Die rechte Hand des Squires wünschte nichts mehr, als Lenny in Ungnade fallen zu sehen, und hatte sich der Hoffnung hingegeben, der Knabe werde den ihm anvertrauten Posten verlassen haben; daher

kehrte er heimlich zurück, um zu sehen, ob seine lebenswürdige Erwartung in Erfüllung gegangen. Nun erblickte er Lenny, der sich mit Mühe vom Boden erhob, noch immer schwer keuchend und krampfhaft Laute ausstoßend, die man gemeiniglich mit dem Namen Heulen zu bezeichnen pfllegt. Seine schöne neue Weste war mit Blut befleckt, das noch immer seiner Nase entströmte – einer Nase, die Lenny's Empfindung nach keine Nase mehr war, sondern ein geschwollener, riesenhafter, bergartiger Auswuchs! Mr. Stirn wandte sich erschrocken von diesem Anblick ab und musterte nun mit nicht viel mehr Achtung, als Lenny an den Tag gelegt hatte, den fremden Knaben, der abermals auf dem Stocke Platz genommen hatte – entweder, um daselbst Athem zu schöpfen, oder um zu zeigen, daß er den Sieg errungen und im Rechte eines erkämpften Besitzes sei.

»Holla!« rief Mr. Stirn. »Was bedeutet dies? Was gibt's, Lenny, du Dummkopf?«

»Er will durchaus dort sitzen,« antwortete Lenny in abgebrochenen Lauten, »und hat mich geschlagen, weil ich es nicht leiden wollte; aber ich mache mir nichts daraus,« setzte der Dorfknabe hinzu, indem er sich Mühe gab, seine Thränen zu unterdrücken, »und bin bereit, es wieder mit ihm aufzunehmen – ja, das bin ich!«

»Und was hast denn du da auf dem Stock zu thun?« wandte sich Mr. Stirn an Randal.

»Ich betrachte die Gegend. Geht mir aus dem Lichte, Mann!«

Dieser Ton erfüllte Mr. Stirn augenblicklich mit Bedenken; es lag darin so wenig Respekt vor ihm, daß er unwillkürlich Achtung vor dem Sprecher bekam. Wer anders als ein Gentleman konnte so mit Mr. Stirn reden?

»Darf ich fragen, wer Sie sind?« sagte Mr. Stirn stotternd und nicht übel geneigt, an seinen Hut zu greifen. »Wie heißen Sie, und was suchen Sie hier?«

»Mein Name ist Randal Leslie, und meine Absicht war, die Familie Eures Herrn zu besuchen – das heißt, wenn Ihr, wie ich aus Eurem Benehmen schliesse, Mr. Hazeldeans Ackerknecht seid!«

Mit diesen Worten erhob sich Randal, um sich zu entfernen, wandte sich jedoch nach einigen Schritten wieder um, warf eine halbe Krone auf den Weg und sagte zu Lenny:

»Da nimm dies für deine Beulen, und besinne dich ein andermal, wie du mit einem Gentleman zu sprechen hast. Was Euch betrifft,« fügte er mit einer verächtlichen Hombewegung gegen Mr. Stirn hinzu, der mit offenem Munde und nun wirklich entblößtem Haupte dastand und sich fortwährend tief zur Erde verbeugte – »was Euch betrifft, so bringt Mr. Hazeldean meine Empfehlung, und sagt ihm, wenn er uns einmal die Ehre schenke, uns in Rood Hall zu besuchen, so hoffe ich, werde das Benehmen der Bewohner unseres Dorfes dasjenige seiner Hazeldeaner beschämen.«

O armer Squire! Rood Hall sollte Hazeldean beschämen! Wäre dir dieser Auftrag ausgerichtet worden, du

hättest niemals wieder freudig und stolz dein Haupt erhoben!

Mit den erwähnten bitteren Worten schwang sich Randal über den nahen Zaun des Pfarrgartens, während Len-ny noch immer seine Nase betastete, und Mr. Stirn fortfuhr, sich zur Erde zu verneigen.

#### FÜNFTES KAPITEL.

Randal Leslie hatte einen sehr weiten Weg nach Hause; er fühlte sich müde und zerschlagen vom Kopf bis zu den Füßen und in seinem Innern noch schmerzlicher verwundet, als an seinem Körper. Hätte er jedoch in des Squire's Garten ausgeruht, ohne rückwärts zu gehen und ohne sich in Betrachtungen einzulassen, welche Marat ihm eingab und Lord Bacon bekräftigte, so würde er einen höchst angenehmen Abend zugebracht und von dem Reichthum des Squires in so fern einen Genuß gehabt haben, als er in dessen Equipage nach Hause gefahren wäre. Weil er es aber vorzog, fremdes Eigenthum von einem so intellectuellen Standpunkte aus zu betrachten, fiel er in einen Graben; weil er in einen Graben fiel, beschmutzte er seine Kleider; weil er seine Kleider beschmutzt hatte, gab er den beabsichtigten Besuch auf; weil er den Besuch aufgab, gerieth er auf den Gemeinderasen und setzte sich auf den Stock mit einem Hut auf dem Kopfe, der ihm das Aussehen eines entlaufenen Sträflings gab; weil er mit diesem Hute und einem darunter befindlichen finstern Gesicht auf dem Stocke saß, wurde er in einen höchst schmachvollen

Faustkampf mit einem Bauerntölpel verwickelt und hinkte sehr, mit Göttern und Menschen zerfallen, der Heimath zu – ergo, wenn du auf eines reichen Mannes Gut wandelst, so begnüge dich, so viel davon zu genießen, als dir zukommt, nämlich den einfachen Anblick – und wahrscheinlich wird er dir größern Genuß bereiten, als ihm!

### SECHSTES KAPITEL.

Wenn Lenny Fairfield in der Einfalt seines Herzens und der Unzulänglichkeit seiner Erfahrung an die Möglichkeit gedacht hatte, daß Mr. Stirn seinen Muth loben oder ihn wegen der erhaltenen Beulen bedauern werde, so fand er sich bald sehr bitter enttäuscht. Dieser wahrhaft große Mann und würdige Premierminister von Hazeldean würde vielleicht ein Abweichen von seinen Befehlen verziehen haben, wenn es zum Vortheil des Dienstes ausgefallen wäre; aber er zeigte sich unerbittlich gegen jenes schlimmste aller diplomatischen Vergehen: einen unzeitigen, ungeschickten, übereifrigen Gehorsam, der, wenn gleich ein Beweis für die Ergebenheit des Beauftragten, doch den Auftraggeber in eine sogenannte Klemme bringen konnte. Denjenigen, welche das Labyrinth des menschlichen Herzens nicht kennen, und die namentlich nicht wissen, was in den ganz eigenthümlichen Herzen der Premierminister und rechten Hände vorgeht, möchte nichts natürlicher scheinen, als daß Mr. Stirn, wie er so mit dem Hut in der Hand mitten auf dem Wege stand, entrüstet und gedemüthigt durch den von Randal

Leslie erlittenen Schimpf, in eben diesem jungen Edelmann den richtigen Gegenstand für seine Rache erkannt hatte. Doch ein solcher Verstoß gegen alle Etiquette des diplomatischen Lebens, wie Groll gegen eine höher stehende Gewalt, wäre der letzte Gedanke gewesen, der in dem tiefen Verstand des Premierministers von Hazeldean hätte aufsteigen mögen. Allein da der Zorn gleich dem Dampfe einen Ausweg haben muß, und Mr. Stirn fühlte, daß seine Brust zum Zerspringen voll war, so wandte er sich mit dem natürlichen Instinkt der Selbsterhaltung dem eine Explosion verhütenden Sicherheitsventil zu, und die Dämpfe seines Innern ergossen sich plötzlich über Lenny Fairfield. Mit wilder Miene drückte er sich den Hut auf den Kopf und erleichterte seine Brust in folgenden Worten:

»Du junger Spitzbube! Du verwegene Viper! So hast du den heiligen Sonntag Nachmittag, an dem du in der Kirche auf deinen Knien hättest liegen sollen, um für deine Vorgesetzten zu beten, damit zugebracht, dich mit einem jungen Edelmann, der deinen Herrn besuchen wollte, herumzubalgen, und noch dazu Angesichts einer Gemeindevorrichtung, welche deiner Hut und Aussicht anvertraut war, und die du jetzt mit dem Blut aus deiner verwünschten Stumpfnase besudelst.«

Bei diesen Worten, als ob die Sache dadurch besser gemacht wurde, wollte Mr. Stirn dem geschmähten Organ noch einen weitem Streich versetzen; Lenny jedoch hielt mechanisch beide Arme vor, um sein Gesicht zu schützen, so daß Mr. Stirn seine Knöchel gegen die großen

Messingknöpfe schlug, welche die Aermelaufschläge des Knaben zierten – ein Umstand, der Mr. Stirn's Entrüstung auf's Höchste steigerte. Lenny aber, dessen Blut jetzt zu kochen begann ob einer Behandlung, welche ihm bei der Beschränktheit seiner Erziehung als ein empörendes Unrecht erschien, zog sich hinter den Baumstamm zurück und begann, sich zu rechtfertigen, was eben so unpolitisch als unklug von ihm war, da in solchen Fällen Verteidigen nichts Anderes als Anklagen ist.

»Ich wundere mich über Sie, Mr. Stirn – wenn nur meine Mutter Sie hören könnte! Sie wissen gar wohl, daß Sie selbst mich abgehalten haben, in die Kirche zu gehen, und daß Sie mir aufgetragen haben –«

»Dich mit einem jungen Edelmann zu balgen und den Sabbath zu entheiligen!« unterbrach ihn Mr. Stirn mit vernichtendem Hohne. »Ja freilich! ich sagte dir, du sollest seine Ehren, den Squire, mich und das Kirchspiel in Schande und uns Alle in Ungelegenheit bringen! Aber der Squire hat mir aufgetragen, ein Exempel zu statuieren, und das soll jetzt sogleich geschehen!«

In diesem Augenblick nämlich durchblitzte der glorreiche Gedanke Mr. Stirn's Kopf, Lenny Fairfield in denselben Stock zu legen, den dieser nur zu gewissenhaft bewacht hatte. *Eureka!* Das Exempel war gefunden! Damit konnte er seinen langgehegten Groll gegen den Musterknaben auslassen und durch die Wahl des besten Jungen im Kirchspiel dem Schlimmsten Furcht einjagen. Zugleich war dies eine Gelegenheit, Randal Leslie's beleidigte Würde zu versöhnen, den Squire über den seinem

Gaste zugefügten Schimpf zu besänftigen und dessen Wunsch, daß der Stock so bald als möglich einen Bewohner finden mochte, in Erfüllung gehen zu lassen. Dem Gedanken rasch die That folgen lassend, stürzte sich Mr. Stirn auf sein Opfer, ergriff den armen Lenny am Saum seiner Jacke, und wenige Secunden später hatten sich die Kinnbacken des Stockes geöffnet, um den Musterknaben des Dorfes aufzunehmen – ein trauriges Beispiel der Wechselfälle des Glückes! Nachdem dies geschehen, während der Knabe noch zu erstaunt und bestürzt war, um den geringsten Widerstand zu leisten, und kaum einige unverständliche Worte hervorzubringen vermochte, eilte Mr. Stirn von hinnen, doch nicht, ohne zuvor die für Lenny bestimmt gewesene halbe Krone aufgelesen und eingesteckt zu haben. Hierauf schlug er den Weg nach der Kirche ein in der Absicht, den Squire an der Thüre zu erwarten, um ihm sogleich zuzuflüstern, was sich begeben, und ihn sammt der ganzen Versammlung an den Ort zu führen, wo den vereinten Mächten der Nemesis und Themis ein Opfer dargebracht worden war.

## SIEBENTES KAPITEL.

Bei meiner Ehre als Gentleman und bei meinem Rufe als Schriftsteller versichere ich den Leser, daß ich mich keiner Uebertreibung schuldig mache, indem ich sage,

»keine Worte vermochten die Gefühle zu schildern, welche Lenny Fairfield bestürmten, während er allein auf jenem Strafplatze saß«. Er empfand nicht mehr den physischen Schmerz seiner Beulen, denn die Qual seiner Seele überwog und erstickte alles körperliche Leiden – eine Qual so groß, als die kindliche Brust sie nur immer zu ertragen vermag. Zuvörderst und am tiefsten peinigte ihn das brennende Gefühl der an ihm verübten Ungerechtigkeit. Sein Urtheil hatte ihn vielleicht einen Fehlgriff thun lassen; allein jedenfalls war er mit ehrlichem und gewissenhaftem Eifer bemüht gewesen, den ihm gegebenen Auftrag zu erfüllen; er war mannhaft dafür eingestanden, hatte dafür gekämpft, gelitten und geblutet. Und dies war nun sein Lohn! Lenny besaß in vorzüglich hohem Grade die Eigenschaft, wodurch die angelsächsische Race sich auszeichnet: nämlich den Sinn für Gerechtigkeit. Dies war vielleicht der stärkste Grundzug in seiner moralischen Natur, und derselbe hätte seine jungfräuliche Blüthe und Frische nicht durch jene kleinlichen Akte von Bedrückungen und Unrecht verloren, welche Knaben von höherem Stande so oft von harten Eltern oder tyrannischen Lehrern erdulden müssen. So war es also das erste Mal, daß dieses Schwert in seine Seele drang und mit demselben zugleich als unzertrennliches Geleite der bitteren Grimm über die eigene Ohnmacht. Man hatte ihm Unrecht gethan und er besaß kein Mittel, sich zu seinem Rechte zu verhelfen. Dann kam eine andere, vielleicht minder tiefe, aber für den Augenblick weit schmerzlichere Empfindung – die Scham! Er, der Musterknabe des

Dorfes und der Stolz des Pfarrers – er, den der Squire so oft vor allen seinen Altersgenossen durch einen freundlichen Schlag auf den Rücken ausgezeichnet, und den die gnädige Frau nicht selten liebevoll gestreichelt und gelobt hatte, daß er in so früher Jugend schon sich einen so guten Ruf erworben – er, der bereits gelernt hatte, die Süßigkeit eines ehrenvollen Namens hoch zu schätzen – er sollte nun in Einem Augenblick ein Gegenstand des Schimpfes, eine Zielscheibe des Hohns und der Verachtung, ein Spottname für Alle werden! Die Ströme seines Lebens waren in ihrer Quelle vergiftet. Und dann kam ein zarterer Gedanke – der Gedanke an seine Mutter! Welch' ein Schlag mußte dies für sie sein – für sie, welche in ihm bereits ihre Stütze und ihren Stab gesehen hatte! Sein Haupt sank auf seine Brust, und die langverhaltenen Thränen rollten ihm über die Wangen.

Dann aber rang und arbeitete er mit aller Macht, um seine Glieder aus den verhaßten Banden zu befreien – denn er hörte bereits Schritte sich nähern. Das Bild der ganzen um ihn versammelten Gemeinde tauchte vor seiner Seele auf; er sah den traurigen Blick des Pfarrers und die gefurchte Stirn des Squire's und vernahm bereits das schlecht unterdrückte Kichern der aus seinen unbefleckten Ruf eifersüchtigen Knaben – ein Ruf, dessen Reinheit nie, nie wieder hergestellt werden konnte, denn er war für immer gebrandmarkt als der Knabe, welcher im Stocke gesessen! Und endlich kamen ihm noch die Worte in den Sinn, welche der Squire gesprochen – gleich der

Stimme des Gewissens in den Ohren eines dem Verderben geweihten Macbeth – »Eine arge Schande, Lenny – Du wirst nie in eine solche Verlegenheit gerathen.« Der arme Junge hätte beten mögen, daß die Erde sich aufthue und ihn verschlinge!

#### ACHTES KAPITEL.

»Kessel und Bratpfannen! Was ist das?« rief der Kesselflicker.

Mr. Spott erschien diesmal ohne seinen Esel, der sich, weil es Sonntag war, vermuthlich auf der Gemeindewiese des Sabbaths freuen durfte. Der Kesselflicker war in seinen Sonntagskleidern reinlich und sauber herausgeputzt und im Begriff, einen Spaziergang durch den Park zu machen.

Lenny Fairfield gab keine Antwort auf die Anrede.

»Du in dem Hol, Kindlein? Diesen Anblick hätt' ich wahrlich am allerwenigsten erwartet; Was man nicht Alles erleben kann!« setzte der Kesselflicker weise hinzu »Wer gab dir diese Kniebänder? Kannst du nicht reden, Junge?«

»Nick Stirn.«

»Nick Stirn! Ja, darauf hätt' ich schwören wollen. Und weißhalb?«

»Weil ich that, was er mich geheißen hatte, und mit einem Knaben kämpfte, der sich an dem Stock hier vergriff. Und der Knabe schlug mich – doch daraus machte ich mir nichts. Er war aber ein junger Gentleman, der den Squire besuchen wollte, und deßhalb hat Nick Stirn –«

Zorn und Scham erstickten Lenny's Stimme.

»Oho!« rief der Kesselflicker, die Augen weit aufsperrend. »Du bindest mit einem jungen Gentleman an. Thut mir leid, dies von dir hören zu müssen! Bleib' du nur sitzen und danke Gott, daß du so wohlfeilen Kaufes davon gekommen bist. 's ist Salz und Pfeffer, sich an Vornehmen zu vergreifen, und ein Londoner Friedensrichter würde dich auf zwei Monate in die Tretmühle geschickt haben. Aber warum hast du ihn denn angegriffen, als er sich an dem Stock versündigte? Mir scheint, daß dies nicht die natürliche Seite ist, mit der du es halten solltest!«

Lenny murmelte einige ziemlich unverständliche Worte von einem Auftrag, den er erhalten, und mit welchem er dem Squire hatte dienen sollen.

»Aha, ich verstehe, Lenny,« unterbrach ihn der Kesselflicker im Tone großer Verachtung, »du gehörst zu Denen, die lieber mit den Hunden jagen als sich mit den Hasen jagen lassen. Und du bist der treffliche Musterknaube, der sich an seinem eigenen Volke versündigt, um sich bei den vornehmen Leuten in Gunst zu setzen! Pfui, Junge! Dir geschieht's recht. Halte dich zu Deinesgleichen, dann wirst du auch noch geehrt werden, wenn du in Noth kommst, statt daß dich jetzt allgemeine Verachtung trifft – wie du gleich erfahren wirst, wenn die Leute aus der Kirche kommen. Ei, ich mag mich nicht mit dir finden lassen, während du in dem Schraubstock da sitztest. Es könnte meinem guten Rufe schaden, sowohl bei Denen, die den Stock aufgerichtet haben, als bei Denen, die ihn niederreißen möchten. Alte Kessel zu flicken! Alle Wetter

– über dir vergesse ich ganz und gar, daß es Sabbath ist! Gehorsamer Diener, mein Junge! Ich wünsche, wohl herauszukommen! Mein Kompliment an deine Mutter und sag' ihr, wir können doch noch wegen der Pfanne und der Schaufel handelseinig werden, wenn dir gleich dieses Unglück begegnet ist.«

Der Kesselflicker ging seines Weges und Lenny blickte ihm mit dumpfer Verzweiflung nach. Wie die ganze Zunft menschlicher Tröster hatte Mr. Sprott den Strauch nur begossen, damit die Dornen desto besser stechen konnten. Ja, wenn Lenny über dem Niederreißen des Stockes ertappt worden wäre, würden wenigstens Einige ihn bemitleidet haben; so aber, da er wegen Verteidigung desselben eingesperrt war, hätte man ebenso wohl Mitleid und Theilnahme von den Wittwen und Waisen der Schreckensregierung erwarten können, als Doctor Guillotin's Haupt unter dem Messer der von ihm selbst erfundenen Mordmaschine fiel. Ja sogar der Kesselflicker, ein zerlumpter Landstreicher, schämte sich, in der Gesellschaft des Musterknaben angetroffen zu werden! Lenny's Haupt sank abermals auf seine Brust, als ob es von Blei wäre. So vergingen einige Minuten; da gewahrte der unglückliche Gefangene einen neuen Zeugen seiner Schande. Zwar hörte er keinen Tritt, allein er sah einen Schatten auf dem Rasen. Er hielt den Athem an und wagte nicht, aufzuschauen, in der dunkeln Vorstellung, daß wenn er nicht sehe, so könnte er vielleicht auch verhindern, gesehen zu werden.

NEUNTES KAPITEL.

»*Per Bacco!*« rief Doctor Riccabocca, seine Hand auf Lenny's Schulter legend und sich niederbeugend, um dem Knaben in's Gesicht zu sehen. »*Per Bacco!* mein junger Freund! Sitzest du hier aus eigener Wahl oder aus Nothwendigkeit?«

Lenny schauderte leicht und suchte sich der Berührung eines Mannes zu entziehen, den er bisher mit einer Art abergläubischen Grausens betrachtet hatte.

»Ich fürchte,« begann Riccabocca von Neuem, nachdem er vergebens auf eine Antwort gewartet hatte, »daß du diesen Aufenthaltsort, so reizend die Aussicht auch ist, nicht freiwillig gewählt hast. Doch was ist dies?« – und die Ironie verschwand aus seinem Tone – »was ist dies, mein armer Junge? Du hast geblutet und die Thränen, die du zurückzuhalten suchst, quollen aus einem tiefen Born. Sage mir, *povero fanciullo mio* (die süßen italienischen Laute klangen weich und besänftigend, obgleich Lenny die Worte nicht verstand), sage mir, mein Kind, wie alles dies gekommen ist. Vielleicht kann ich dir helfen. Wir irren Alle mannigfach und sollten einander hülfreiche Hand leisten.«

Lenny's Herz, das soeben noch wie in Erz gebunden zu sein schien, wurde weich als der Italiener so freundlich zu ihm sprach, und ein Strom von Thränen brach hervor; allein er suchte sie abermals zu unterdrücken und rief heftig schluchzend:

»Ich habe nichts Unrechtes gethan! Es ist nicht meine Schuld – und das ist's, was mich umbringt!« schloß Lenny, alle seine Kraft zusammennehmend.

»Du hast nichts Unrechtes gethan? Dann –« sagte der Philosoph, indem er mit großer Ruhe sein Taschentuch hervorzog und es auf dem Boden ausbreitete – »dann werde ich mich neben dich setzen. Zu dem Sünder kann ich mich mitleidsvoll niederbeugen; aber mit dem Unglücklichen kann ich mich auf gleiche Stufe stellen.«

Lenny Fairfield verstand zwar diese Worte nicht ganz, doch erfaßte er genug von ihrem Sinn, um sich angetrieben zu fühlen, dem Italiener einen dankbaren Blick zuzuwenden. Während Riccabocca sein Tuch zurecht legte, begann er von Neuem: »Ich habe ein Recht auf dein Vertrauen, mein Kind, denn auch mich hat das Unglück heimgesucht, und wie du, darf ich sagen: ›Ich habe nichts Unrechtes gethan.‹ *Cospetto!* – mit diesem Ausruf setzte sich der Doctor wirklich nieder und stülpte den einen Arm auf die Seitensäule des Stockes, so daß er in vertrauliche Berührung mit der Schulter des Gefangenen kam, während sein Blick über die liebliche Landschaft hinschweifte – »*Cospetto!* Wenn man mich gefangen hätte, würde mein Kerker keine so schöne Aussicht gewährt haben. Allein, das ist alles gleich – es gibt keine häßlichen Geliebten und keine schönen Gefängnisse!«

Nach dieser Sentenz, welche Riccabocca in seiner italienischen Muttersprache vor sich hin murmelte, wandte er sich gegen den Knaben und wiederholte seine besänftigende Aufforderung, ihm Vertrauen zu schenken. Ein

Freund in der Noth ist ein wirklicher Freund, selbst wenn er in Gestalt eines Papisten und Zauberers sich darstellt. Lenny's frühere Abneigung gegen den Fremden war völlig verschwunden, und er erzählte ihm jetzt seine ganze kleine Geschichte.

Doctor Riccabocca war viel zu schlau, um nicht die Beweggründe zu durchschauen, welche Mr. Stirn veranlaßt hatten, seinen Agenten in den Stock zu sperren (den persönlichen Groll jedoch ausgenommen, zu welchem ihm Lenny's Erzählung keinen Schlüssel gab). Daß ein Mann in Amt und Würden seinen eigenen Wachthund zum Sündenbock machte eines unglücklichen Schnappens oder unzeitigen Bellens wegen, war dem weisen Schüler Machiavelli's nicht befremdend. Indeß unterzog er sich seiner Aufgabe, zu trösten und zu beruhigen, mit ebenso viel Philosophie als Zartgefühl.

Er begann damit, daß er Lenny daran erinnerte oder ihm mittheilte, wie viele berühmte Männer, die er mit Hülfe seines vortrefflichen Gedächtnisses der Reihe nach anführte, unter der Ungerechtigkeit der Menschen zu leiden hatten. Er erzählte ihm, wie der große Epictet in Sklaverei gerieth und zu einem Herrn kam, dessen größtes Vergnügen darin bestand, ihn in das Bein zu kneifen, was, da diese Belustigung endlich einen Beinbruch zur Folge hatte, doch noch viel schlimmer war als der Stock. Dann kam er auf die Anekdote von Lenny's tapferem Landsmann, Admiral Byng, zu sprechen, dessen

Hinrichtung zu Voltaire's berühmtem Witzwort Veranlassung gab: »*En Angleterre on tue un admiral pour encourager les autres*« (In England tödtet man einen Admiral, um den andern Muth zu machen). Eine Menge weiterer Beispiele, die noch mehr zu dem vorliegenden Falle paßten, schöpfte seine Gelehrsamkeit aus den Schatzkammern der Geschichte. Als er jedoch bemerkte, daß diese denkwürdigen Vorbilder Lenny nicht den geringsten Trost gewährten, änderte er seine Taktik und begann seine Logik auf ein ausschließliches *argumentum ad rem* zu beschränken, indem er bewies, daß erstens Lenny's gegenwärtige Lage durchaus nicht schimpflich sei da jeder billig denkende Mensch Mr. Stirn's Tyrannei und die Unschuld seines Opfers anerkennen müsse; zweitens aber – wenn er sich auch hierin irren sollte, da die öffentliche Meinung nicht immer den richtigen Weg gehe – was sei im Grunde die öffentliche Meinung? »Ein Hauch – eine Rauchwolke,« rief Doctor Riccabocca – »ein Ding ohne Körper, ohne Länge, Breite oder Wesenheit – ein Schatten – ein Gespenst unserer eigenen Einbildung. Das Gewissen des Menschen ist sein alleiniger Richterstuhl, und er sollte sich um das Phantom der öffentlichen Meinung nicht mehr bekümmern, als er sich vor einem Gespenste fürchtet, wenn er des Nachts über den Kirchhof geht.«

Da nun aber Lenny sich sehr vor Gespenstern fürchtete, wenn er in der Dunkelheit über den Kirchhof gehen mußte, so verdarb das Gleichniß die ganze Beweisführung, und er schüttelte traurig den Kopf dazu. Eben

war Doctor Riccabocca im Begriff, einen dritten Beweisgrund anzufangen, der, hätte er ihn zu Ende geführt, ohne Zweifel die Sache in's Reine gebracht und den Knaben mit dem Gedanken ausgesöhnt haben würde, bis zum jüngsten Tage in dem Stocke zu sitzen, als der Gefangene mit dem raschen Ohr und Auge des Schreckens und des Unglücks die Ueberzeugung gewann, daß die Kirche zu Ende und die ganze Versammlung in wenigen Sekunden sich nach dieser Stelle drängen werde. Schon bildete er sich ein, Männer- und Frauenhüte zwischen den Bäumen zu erblicken, die Riccabocca selbst mit Hülfe seiner vortrefflichen Brille nicht zu erkennen vermochte – er vernahm ein phantastisches Rauschen und Murmeln, das Riccabocca nicht hörte, trotz aller theoretischen Erfahrung in Complotten, Verschwörungen und Verrätheien, durch welche das Ohr des Italieners geschärft worden war. Nach einer erneuten heftigen, aber erfolglosen Anstrengung, sich zu befreien, rief der Gefangene:

»O, wenn ich doch nur heraus könnte, ehe sie kommen! O, lassen Sie mich heraus – lassen Sie mich heraus! Lieber Herr, erbarmen Sie sich meiner und lassen Sie mich heraus!«

»*Diavolo!*« erwiderte der Philosoph überrascht. »Daß mir dies nicht früher eingefallen ist! Ich glaube, der Knabe hat den Nagel auf den Kopf getroffen!« Bei genauerer Besichtigung bemerkte er, daß das Abtheilungsbrett

zwar fest in eine Art Federklappe, welche Lenny's Fluchtversuche vereitelt hatte, eingeschnappt, aber nicht wirklich abgeschlossen war (denn Vorlegeschloß und Schlüssel befanden sich wohlbehalten im Gerichtszimmer des Squire, dem es nicht im Schlafe eingefallen wäre, daß man seine Befehle so buchstäblich und summarisch ohne vorhergegangene Berufung an ihm ausführen werde). Als Doctor Riccabocca diese Entdeckung machte, entsann er sich, daß die Weisheit aller Schulen, die je existirten, nicht vermöge, einen Menschen, alt oder jung, mit einer schlechten Lage auszusöhnen, sobald sich eine günstige Gelegenheit biete, ihr zu entrinnen. Ohne weitere Umstände hob er daher das knarrende Brett in die Höhe, und Lenny Fairfield schoß von dannen gleich einem dem Käfig entronnenen Vogel. Einen Augenblick stand er still – vielleicht vor Freude, vielleicht, um Athem zu schöpfen; dann aber floh er rasch wie ein Hase, der nach seinem Lager eilt, dem Hause seiner Mutter zu.

Doctor Riccabocca ließ das Brett wieder einschnappen, hob sein Taschentuch auf und steckte es ein. Hierauf begann er mit einiger Neugierde die Einrichtung der Strafanstalt zu untersuchen, die dem befreiten Opfer eine so qualvolle Aufregung verursacht hatte.

»Der Mensch ist im besten Fall ein sehr unvernünftiges Thier,« sagte der Weise bei sich selbst, »und läßt sich durch seltsame Popanze in Furcht setzen. Hier ist nun nichts als ein Stück Holz, das in der That gar nicht weh thut, und die Löcher dienen eigentlich nur den Beinen

zur Stütze und bewahren sie vor dem Schmutze. Wahrlich, es muß sich ganz angenehm auf dieser grünen Bank im Schatten der Ulme ausruhen lassen! Ich hätte fast Lust –«

Der Doctor schaute sich um, und da er nirgends einen Zeugen wahrnahm, stieg ein höchst seltsamer Gedanke in ihm auf – doch nein, philosophisch betrachtet, war der Gedanke nicht so gar seltsam, da alle Philosophie auf praktische Versuche sich gründet – mit Einem Wort: Doctor Riccabocca fühlte ein unwiderstehliches Verlangen, an sich selbst zu erproben, worin eigentlich die Strafe des Stockes bestehe; »Ich kann's ja versuchen – nur auf einen Augenblick,« entschuldigte er sich gegen eine innere Stimme, die ihm das Gefühl seiner Würde vorhielt. »Ich habe wohl noch Zeit, ehe Jemand kommt.« Er hob das Brett von Neuem empor, allein die Stöcke sind nach dem richtigen Princip der englischen Gesetze gebaut, die nicht so leicht Jemand erlauben, sein eigener Ankläger zu werden – es war schwer, ohne die Hülfe eines Freundes hineinzukommen. Jedoch, wie schon früher bemerkt, reizten Hindernisse nur den Erfindungsgeist des Doctors. Er schaute sich um und erblickte ein trockenes Stück Holz unter dem Baume; er hob es auf und steckte es in den Spalt, etwa so, wie Knaben einen Span unter ein Sieb befestigen, um Sperlinge zu fangen. Als das verhängnißvolle Holz dergestalt gesperrt war, setzte sich Doctor Riccabocca mit ernster Miene auf die Bank und schob seine Füße durch die Oeffnungen. »Es ist ja gar nichts daran!« rief er nach kurzer Ueberlegung triumphirend aus. »Das

Uebel liegt nur in der Einbildung. Das ist die gerühmte Vernunft der Sterblichen!« Dennoch war er eben im Begriff, seine Füße aus dem freiwilligen Gefängnisse wieder heraus zu ziehen, als das mürbe Holz plötzlich nachgab und das obere Brett in den Falz einklappte, Doctor Riccabocca war gefangen – *facilis defensus – sed revocare gradum!* Allerdings hatte er noch die Hände frei; seine Beine waren jedoch so lang, daß sie es, auf diese Weise eingeklemmt, den Händen unmöglich machten, an ihrer Befreiung zu arbeiten, und da Doctor Riccabocca's Gestalt nichts weniger als biegsam war und die bei den hölzernen Backen mit der Festigkeit der Anziehung, welche frisch angestrichenen Gegenständen eigen ist, an einander hafteten, so ergab sich endlich das Opfer seines eigenen übereilten Versuchs nach einigen vergeblichen Windungen und Krümmungen, unter welchen alle seine Gelenke krachten, in sein Schicksal. Doctor Riccabocca war einer von Denen, die nichts halb thun. Wenn ich daher sage, daß er sich in sein Geschick ergab, so meine ich nicht nur eine christliche, sondern eine philosophische Ergebung. Seine Lage war zwar in Wirklichkeit nicht ganz so angenehm als sie ihm in der Theorie geschehen hatte; allein er beschloß, es sich so bequem als möglich darin zu machen. Wie es nun einem Manne natürlich war, welcher sich an den duftenden Tröster gewöhnt hatte, den Sir Walter Raleigh der kaukasischen Race geschenkt haben soll, so gebrauchte der Doctor zuvörderst die Freiheit seiner Hände dazu, um Pfeife, Feuerzeug und Tabaksbeutel aus seiner Tasche zu holen. Nachdem er einige Züge

gethan, wäre er ohne Zweifel bald mit seiner Lage ganz ausgesöhnt gewesen, hätte er nicht die Entdeckung gemacht, daß die Sonne ihre Stellung am Horizonte verändert hatte, und die Ulme ihn nicht mehr vor ihren brennenden Strahlen schützte. Abermals schaute der Doctor umher und entdeckte, daß sich sein rother seidener Regenschirm, den er bei Seite gestellt als er sich neben Len-ny niedergesetzt hatte, im Bereich seines Armes befand. Er bemächtigte sich dieses Schatzes und hatte bald dessen schützende Falten ausgespannt. So in doppelter Weise von innen und außen gestärkt – unter dem Schatten des Schirmes und die Pfeife behaglich zwischen den Lippen – blickte Doctor Riccabocca sogar mit einiger Wohlgefälligkeit auf seine gefangenen Beine herab.

»Wer Alles verachten kann,« sagte er, eines seiner vaterländischen Sprüchworter citirend, »der besitzt Alles«. Wenn man die Freiheit verachtet, so ist man frei! Dieser Sitz ist so weich wie das beste Polster! Ich weiß nicht,« fuhr er nach einer Pause in seinem Selbstgespräch fort, »ob nicht das Sprüchwort von den unschönen Gefängnissen, das ich gegen den *fanciullo* anführte, mehr Witz als männlichen Sinn und Philosophie enthält. Hat nicht der Sohn jenes berühmten Franzosen, *Bras de Fer* genannt, ein Buch geschrieben, worin er nicht nur beweist,

daß Wiederwärtigkeiten weit nothwendiger seien als Annehmlichkeiten, sondern auch, daß unter allen Widerwärtigkeiten Gefangenschaft die angenehmste und nützlichste sei?<sup>1</sup> Ist übrigens diese Lage, in welche ich mich freiwillig versetzt habe, nicht ein treffendes Bild meines Lebens? Ist es denn das erste Mal, daß ich mich in eine Klemme gebracht? Und wenn ich die Klemme durch meine eigene Wahl herbeigeführt, warum sollte ich alsdann die Götter anklagen?«

Doctor Riccabocca versank hierauf in ein tiefes Nachsinnen, welches ihn der Zeit und dem Orte vollständig entrückte. Nach einigen Minuten schon wußte er ebenso wenig mehr, daß er in dem Kirchspielstock sitze als ein Liebender des Bibelwortes gedenkt – ›alles Fleisch ist wie Gras‹ – oder ein Geizhals der Vergänglichkeit seines Mammons oder ein Philosoph der Eitelkeit aller menschlichen Weisheit. Doctor Riccabocca schwebte in höhern Regionen.

## ZEHNTES KAPITEL.

Der langweiligste Hund, der jemals eine Novelle schrieb (und unter uns gesagt, lieber Leser, es gibt in der Zunft gar manche, die keine *Munitos*<sup>2</sup> sind), hätte mit halbem Auge sehen können, daß die Rede des Pfarrers einen sehr lebhaften, humanisirenden Eindruck auf

---

<sup>1</sup>Entre tout, l'état d'une prison et le plus doux et les plus profitable!«

<sup>2</sup>Munito war der Name eines wegen seiner Gelehrsamkeit in den Tagen meiner Kindheit hochberühmten Hunden. Heutzutage gibt es keine solchen Hunde mehr.

die Zuhörerschaft hervorgebracht hatte. Als der Gottesdienst vorüber war und die Gemeinde aufstand, um, wie es in Hazeldean Sitte war, den Gutsherrn mit seiner Familie zuerst durch den Mittelgang nach der Kirchthüre gehen zu lassen, richteten sich viele feuchte Blicke auf das sonnverbrannte, männliche Antlitz des Squires mit einer Freundlichkeit, welche bezeugte, daß die Erinnerung an gar manche empfangene Wohlthat und bereitwillig gewährte Bitte wieder aufgefrischt war. Mochte auch der Kopf hin und wieder irren, das Herz war doch stets auf dem rechten Fleck. Und auch die gnädige Frau, die sich auf seinen Arm lehnte, hatte keinen kleinen Antheil an diesen wohlwollenden Gefühlen. Allerdings gab sie zuweilen Anstoß, wenn die Häuser nicht so reinlich gehalten waren, als sie es gewünscht hätte – denn arme Leute lieben es ebenso wenig wie reiche, wenn man sich Freiheiten mit ihren Häusern erlaubt – auch war sie bei den Weibern nicht so beliebt wie der Squire, weil sie in der Regel der Frau die Schuld beimaß, wenn der Mann zu viel in's Bierhaus ging, indem sie behauptete, kein Mann würde sein Vergnügen außer dem Hause suchen, wenn er daheim ein freundlich Gesicht und eine reinliche Stube fände.« Der Squire dagegen stellte die galantere Ansicht auf, daß, »wenn Grete eine Keiferin sei, so komme dies daher, weil Hans ihr nicht, wie es seine Pflicht wäre, den Mund mit einem Kusse stopfe.« Allein ungeachtet dieser kleinen Anstände und einer gewissen Ehrfurcht, welche ihr steifes Seidenkleid und ihre hübsche Adlernase einflößten, war es doch, zumal in der besänftigten Stimmung

jenes Sonntag Nachmittags unmöglich, bei dem Anblick von Mrs. Hazeldeans offenem und freundlichem Gesichte sich nicht zu erinnern, wie oft sie in Krankheiten kräftige Suppe, kühlenden Saft und Wein, im Winter Brod und wärmende Decken gespendet, und wie sie bei jedem kleinen Unfall, der den Einen oder den Andern betroffen, ihn besucht und mit liebevollen Worten getröstet hatte. Auch mußte man daran gedenken, wie sie immer allerlei Vorwände zu Verbesserungen auf den Gütern und in den Gärten zu erfinden wußte (Verbesserungen, die kein Ende nehmen wollten, wie der Squire nicht mit Unrecht zu klagen pflegte), um irgend einen alten Großvater oder den rothbackigen kleinen Knirpsen in einer Familie, die sich ›zu schnell vermehrte‹, Gelegenheit zum Erwerb eines ehrlichen Pfennigs zu geben. Selbst Frank, der in den weißesten Beinkleidern und der steifsten Halsbinde seinen Eltern folgte, in den hellbraunen Augen einen Blick unterdrückter Schelmerei, welcher einen scharfen Gegensatz zu der angenommenen ernstern Miene bildete, erhielt seinen Antheil an den stillen Segenswünschen. Nicht als ob er schon irgend etwas gethan hätte, um sie zu verdienen – desto mehr aber erwartete man von ihm für die Zukunft. Was Miß Jemima betrifft, so entsprangen ihre kleinen Schwächen nur aus allzugroßer weiblicher Empfindsamkeit – aus einer epheuartigen Sehnsucht, sich an eine männliche Eiche anzuschmiegen und sie mit ihren zarten Ranken zu umschlingen; dabei war sie von Natur so liebevoll und selbstvergessend, daß sie schon manchem Bauernmädchen durch eine bestechende

Mitgift aus ihrer eigenen Börse zu einem Manne verholffen hatte, obwohl sie das Hochzeitsgeschenk stets mit der Versicherung zu begleiten pflegte, ›der Bräutigam werde es ohne Zweifel auch so machen wie alle übrigen Angehörigen dieses undankbaren Geschlechtes, weßhalb es ein Trost sei, denken zu können, daß bei dem nahen Untergang der Welt nicht viel drauf ankomme‹.

Miß Jemima hatte daher ihre warmen Anhänger, besonders unter dem jungen Volk, während der schwächti-ge Kapitän, auf dessen Arm ihr Zeigefinger ruhte, wenigstens für einen höflichen Gentleman galt, der Niemand etwas zu Leide that und ohne Zweifel sehr viel Gutes stiften würde, wenn er zur Gemeinde gehörte. Ja, sogar der wohlgenährte Bediente, der mit dem Familiengebetebuche hintendrein ging, empfing seinen gebührenden Antheil an dem allgemeinen Austausch nachbarlichen Wohlwollens zwischen Dorf und Halle. Befanden sich doch nur Wenige hier, mit denen er nicht auf gute Kameradschaft ein volles Glas geleert hatte; und zudem war er – wie überhaupt zwei Drittheile der Dienerschaft des Squire's (welche jetzt aus dem geräumigen Kirchstuhle unter der Emporkirche herausströmte), in Hazeldean geboren und erzogen. – Auch an dem Squire konnte man die Wahrnehmung machen, daß er gerührt und überdies ein wenig gedemüthigt aussah.

Anstatt in aufrechter Haltung einherzugehen und Verbeugungen und Knixe als eine ihm gebührende Huldigung aufzunehmen, senkte er ein wenig den Kopf, und ein leichtes Erröthen überflog seine Wangen, als seine

fast schüchternen Blicke all' den freundlichen Mienen begegneten. Es lag etwas Rührendes in der Herzlichkeit, womit er die Grüße erwiderte, und sein Auge sagte so deutlich als ein Auge es nur zu sagen vermochte: »Ich fürchte, liebe Nachbarn, daß ich diese Freundlichkeit nicht ganz verdiene; aber ich danke Euch aus vollem Herzen für Eure gute Meinung.« Und dieser Blick wurde so gut verstanden, daß ich glaube, wäre die Scene außerhalb und nicht im Innern der Kirche vorgegangen, so würden die Versammelten dem sich entfernenden Squire ein lautes Hurrah nachgerufen haben.

Kaum hatte jedoch Mr. Hazeldean den Kirchhof verlassen, als Mr. Stirn sich schon an seiner Seite befand. Während er ihm ins Ohr flüsterte, verlängerte sich das Gesicht des Squires und er wechselte die Farbe. Die Gemeinde, welche jetzt gleichfalls aus der Kirche herausströmte, tauschte bedeutsame Blicke unter sich aus – diese verhängnißvolle Unterredung zwischen Gutsherr und Aufseher zerstörte die ganze Wirkung, welche die Predigt des Pfarrers hervorgebracht hatte. Unmuthig stieß der Squire mit seinem Stock auf den Boden. »Ich wollte lieber, Sie hätten mir gesagt, daß die schwarze Beiß die Druse habe. Ein junger Edelmann, der meinen Sohn besuchen wollte, in Hazeldean geschlagen und beschimpft; ein junger Edelmann – alle Wetter, Sir, der ein Verwandter von mir ist – seine Großmutter war eine Hazeldean. Ich glaube wahrhaftig, Jemima hat Recht, und der Untergang der Welt ist nicht mehr fern. Aber Leonard Fairfield im Stock! Was wird der Pfarrer sagen? Und nach einer

solchen Predigt! ›Reicher Mann, achte den Armen!‹ Und die gute Wittwe und der arme Mark, der fast in meinen Armen starb! Stirn, Ihr müßt ein Herz von Stein haben! Ihr verwünschter, gesetzwirriger, unbarmherziger Bösewicht! Wer zum Henker gab Euch das Recht, hier in meinem Gerichtssprengel von Hazeldean Mann oder Kind, ohne Untersuchung, ohne Urtheil, ohne Vollmacht einzusperren? Lauft hin und laßt den Knaben heraus, ehe ihn Jemand sieht! Rennt, oder ich werde –« Der Squire erhob seinen Stock, und seine Augen sprühten Feuer, während Mr. Stirn zwar nicht anfang zu rennen, aber sich doch so schnell als er konnte von dannen begab. Mr. Hazeldean trat hierauf einige Schritte zurück und ergriff wieder den Arm seiner Gattin. »Ich möchte den Pfarrer erwarten und inzwischen die Leute anreden. Es liegt mir daran, sie noch eine Zeitlang abzuhalten, in's Dorf zu gehen; aber wie dies anfangen?«

Frank, der die Worte gehört hatte, sagte schnell –

»Laß ihnen Bier geben, Vater!«

»Bier! am Sonntage! Schäme dich, Frank!« rief Mrs. Hazeldean entrüstet.

»Schweig, Harry! Ich danke dir, Frank!« sagte der Squire, dessen Stirne wieder so heiter wurde, wie der blaue Himmel über ihm. Und wohl schwerlich dürfte Riccabocca ihn mit derselben Leichtigkeit aus der Verlegenheit gezogen haben, als Frank dies gethan hatte.

»Haltet ein wenig, Ihr Leute – und auch Ihr, junges Volk, Bursche und Mädchen – haltet einen Augenblick! Hört Ihr's, Mrs. Fairfield, Ihr sollt da bleiben. Ich denke,

der Herr Pfarrer hat uns heute eine vortreffliche Predigt gehalten. Geht Alle mit einander hinaus nach dem Hause und trinkt ein Glas auf seine Gesundheit. Frank, du begleitest die Leute und gibst Spruce den Befehl, eines der Fässer, die für die Mähder bestimmt waren, anzustecken. Harry,« flüsterte er sodann seiner Frau zu, »fange den Pfarrer ab und sage ihm, er solle sogleich zu mir kommen.«

»Mein lieber Hazeldean, was ist denn vorgefallen? Bist du von Sinnen?«

»Laß das Schwatzen und thue, was ich dir sage.«

»Aber wo soll dich der Pfarrer denn aufsuchen?«

»Wo? Donner und Wetter, Mrs. Hazeldean – wo anders, als bei dem Stocke?«

#### EILFTES KAPITEL.

Der Schall von Fußstritten weckte Doctor Riccabocca aus seiner Träumerei; indeß fühlte er noch immer so wenig das Unwürdige seiner Lage, daß er mit der ganzen Bosheit seines natürlichen Humors sich an der Ueberraschung und Bestürzung ergötzte, welche Stirn an den Tag legte, als er des außerordentlichen Stellvertreters ansichtig wurde, den Philosophie und Schicksal Lenny Fairfield zugeführt hatten. Statt des weinenden, zerknirschten, trostlosen Gefangenen, den er nur mit Widerstreben zu befreien gekommen war, erblickte er mit sprachlosem Entsetzen die seltsame, aber ruhige Gestalt des Doctors, der behaglich seine Pfeife rauchte, und mit

einer wahrhaft grausenhaften und diabolischen Kaltblütigkeit unter dem Schatten seines Regenschirms saß. Hatte doch Stirn immer den Argwohn gehegt, der Papist habe bei jener schwarzen mitternächtlichen That, durch welche der Stock zerbrochen, besudelt und dem Verderben überliefert werden sollte, die Hand mit im Spiele gehabt; und rechnen wir ferner dazu, daß Riccabocca in dem schlimmen Rufe eines Schwarzkünstlers stand und Mr. Stirn in diesem Augenblick eine wahre Mephistophellesphysiognomie zeigte, so darf es uns nicht wundern, wenn die hocuspocumäßige Art, wie der von ihm eingesperrte Lenny in den Doctor verwandelt worden war, die Brust des Gemeindetyrannen mit einem kalten Grausen des Aberglaubens erfüllte. Da überdieß Doctor Riccabocca seine ersten verwirrten Fragen und abgebrochenen Ausrufungen mit einer so tragischen Miene, mit solch unheimlichem Kopfschütteln und so geheimnißvollen, zweideutigen und gelehrten Sprüchen beantwortete, so gewann Stirn immer mehr die Ueberzeugung, der Knabe habe sich den Mächten der Finsterniß verkauft, und er selbst stehe vor der Zeit leibhaftig dem Erzfeinde gegenüber.

Mr. Stirn hatte noch immer seine Sinne, die (wir müssen ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen) ihn sonst selten im Stiche ließen, nicht wieder vollständig gesammelt, als der Squire, dem der Pfarrer auf dem Fuße folgte, bei dem Stocke anlangte. Mrs. Hazeldean's dringende Bitte im Auftrag ihres Gatten, ihr verstörtes Wesen und die unerhörte Einladung an die Gemeindeglieder

hatten den gewöhnlich langsamen und gemessenen Bewegungen Mr. Dale's Schwingen verliehen. Während der Squire, Stirn's Erstaunen theilend, ein Paar lange Füße aus den Stocklöchern hervorragen sah und hinter denselben das ernste Gesicht des Doctors unter dem majestätischen Schatten des Regenschirmes erblickte, aber keine Spur von dem einzigen Wesen, welches sein Geist sich als Inhaber des Stockes vorzustellen vermochte, faßte ihn der keuchende Pfarrer am Arme und rief mit einer Heftigkeit, wie man sie – außer am Whisttische – noch nie an ihm bemerkt hatte –

»Mr. Hazeldean! Mr. Hazeldean! Welch ein Aergerniß! Ich bin ganz entsetzt über Sie! Ich kann viel von Ihnen ertragen, wie es sich auch nicht anders für mich gehört; aber meine Gemeinde unmittelbar nach dem Gottesdienste einzuladen, in die Halle zu kommen, um dort Bier zu trinken und auf meine Gesundheit anzustoßen, als wäre die Predigt des Pfarrers eine Rede auf einem Viehmarkte gewesen! Ich schäme mich für Sie und das ganze Kirchspiel! Was in aller Welt hat Sie denn Alle angewandelt?«

»Das ist gerade die Frage, die ich, wollte es Gott, möchte beantworten können!« seufzte der Squire sanft und pathetisch. »Was in aller Welt hat uns Alle angewandelt? Fragen Sie Stirn!« Dann plötzlich auffahrend – »Stirn, Ihr höllischer Schurke, hört Ihr nicht? Was hat uns Alle angewandelt?«

»Der Papist steckt hinter der ganzen Geschichte,« sagte Stirn, der endlich alle Fassung verlor. »Ich thue meine

Pflicht, aber ich bin am Ende doch nur ein sterblicher Mensch!«

»Ja, ein sterblicher Simpel! Wo ist Lenny Fairfield, sage ich!«

»*Er* wird's am besten wissen,« versetzte Stirn, auf Doctor Riccabocca deutend, während er sich sicherheitshalber mechanisch hinter den Geistlichen zurückzog.

Der Squire und der Pfarrer hatten allerdings den Italiener erkannt, allein bloß geglaubt, er sitze zu seinem Vergnügen auf der Bank. Es war ihnen nicht entfernt in den Sinn gekommen, daß ein so achtbarer, würdevoller Mann gezwungen oder freiwillig ein Insaße des Stockes sein könnte. Und obgleich der Squire, wie schon gesagt, ein Paar lange Sohlen in den Stocköffnungen bemerkt und diesen verwirrenden Anblick mit Lenny's Figur und Gesicht nicht in Verbindung hatte bringen können, so waren ihm doch diese Sohlen mehr als eine optische Täuschung und als ein Blendwerk seiner Phantasie erschienen. Jetzt aber faßte er den Rentmeister beim Arme, während der Pfarrer ihn selbst festhielt, und stammelte:

»Nein, das geht doch über Alles! Der Mensch ist so toll, wie ein Märzhase, und hat Doctor Rickybucky für den kleinen Lenny genommen!«

»Vielleicht,« begann jetzt der Doctor, mit einem feinen Lächeln das Schweigen unterbrechend, indem er eine so höfliche Verbeugung zu machen versuchte, als seine Stellung es ihm erlaubte – »vielleicht haben Sie die Güte, mir aus dem Stocke zu helfen, ehe sie zu weitem Erklärungen schreiten.«

Ungeachtet seiner Verwirrung und seines Aergers konnte der Geistliche ein Lächeln nicht unterdrücken, als er sich seinem gelehrten Freunde näherte und sich niederbeugte, um ihn aus seiner Haft zu befreien.

»Gott behüte Euer Ehrwürden! Thun Sie es nicht!« rief Mr. Stirn. »Lassen Sie sich nicht in Versuchung führen – ihm ist es nur darum zu thun, Sie in seine Klauen zu bekommen. Ich möchte nicht in seine Nähe gehen um alle –«

Diese Rede wurde durch Doctor Riccabocca selbst unterbrochen, der nun, Dank der Hülfeleistung des Pfarrers, sich zu seiner vollen Höhe aufgerichtet hatte und, um einen halben Kopf über alle Anwesenden emporragend, sich mit einer huldvollen Handbewegung Mr. Stirn näherte. Dieser flüchtete sich rasch nach der Hecke, in dem dichten Gebüsch Schutz suchend.

»Ich merke wohl, für wen Sie mich halten, Mr. Stirn,« sagte der Italiener, indem er mit der ihm eigenen Höflichkeit den Hut lüpfte. »Es ist mir allerdings eine große Ehre; allein Sie werden sich eines Bessern überzeugen, wenn der fragliche Herr Sie eines Tages einer persönlichen Zusammenkunft würdigt in einer andern – heißen Welt.«

## ZWÖLFTES KAPITEL.

»Aber wie in aller Welt sind Sie denn in meinen neuen Stock gerathen?« fragte der Squire, sich hinter dem Ohre kratzend.

»Mein theurer Sir, Plinius der Aeltere gerieth in den Krater des Aetna.«

»So – und warum?«

»Vermuthlich, um sich zu überzeugen, wie es darin aussehe,« entgegnete Riccabocca.

Der Squire brach in ein helles Lachen aus.

»Und so sind Sie wohl in den Stock gerathen, um zu versuchen, wie es sich darin sitzt. Nun, es wundert mich eigentlich nicht so sehr; denn es ist wirklich ein hübscher Stock,« fuhr der Squire fort, indem er den Gegenstand seines Lobes mit liebendem Blicke, betrachtete. »Niemand braucht sich zu schämen, darin gesehen zu werden – ich selbst würde mir nichts daraus machen.«

»Lassen Sie uns lieber weiter gehen,« sagte der Pfarrer trocken; »sonst möchten wir nächstens die ganze Gemeinde hier haben, für welche es keine geringe Erbauung sein dürfte, ihren Gutsherrn in derselben Lage zu sehen, aus der wir so eben den Doctor befreit haben. Aber ich bitte, erklären Sie mir doch, was es mit Lenny Fairfield für eine Bewandtniß hat? Ich verstehe kein Wort von dem Vorgefallenen. Sie wollen doch nicht sagen, daß der brave Lenny, der, beiläufig bemerkt, nicht in der Kirche war, etwas gethan haben soll, wofür er Strafe verdiente?«

»Freilich hat er das!« rief der Squire. »Stirn! – he, Stirn!« Aber Stirn war durch die Hecke geschlüpft und verschwunden. Auf diese Weise blieb es Mr. Hazeldean

überlassen, den Bericht über das Vorgefallene zu erstatten, und er schilderte nun in wenigen Worten den Angriff auf Randal Leslie, die rasche Züchtigung von Seiten Stirn's, seine eigene Entrüstung, als er die Beleidigung seines jungen Verwandten erfuhr, und seinen wohlgemeinten, barmherzigen Wunsch, dem Schuldigen eine Verschärfung der Strafe durch eine öffentliche Demüthigung zu ersparen.

Der Geistliche, der jetzt den unpassenden und übereilten Einfall der Bierspende in einem mildern Lichte betrachtete, ergriff die Hand des Squire's und sagte reuig:

»Ach, Mr. Hazeldean, vergeben Sie mir. Ich hätte wissen sollen, daß nur eine Aufwallung Ihres guten Herzens im Stande sein konnte, für einen Augenblick Ihr Schicklichkeitsgefühl zu ersticken. Aber das ist eine traurige Geschichte – Lenny, der am heiligen Sabbath Zank und Streit anfängt! Es sieht ihm so gar nicht ähnlich – ich weiß in der That nicht, was ich davon denken soll.«

»Aehnlich oder nicht ähnlich,« versetzte der Squire, »jedenfalls war es eine grobe Beschimpfung des jungen Leslie; und sie gewinnt einen um so schlimmern Charakter, als Audley und ich nicht eben die besten Freunde sind. Ich kann mir nicht denken, wie es kömmt,« fuhr Mr. Hazeldean nachdenklich fort, »aber es scheint beinahe, als ob jede Berührung mit diesem meinem gezierten und gefeierten Halbbruder irgend einen Kampf zur Folge haben müsse. Bin ich, seiner eigenen Mutter Sohn, nicht

seinetwegen beinahe durch die Lunge geschossen worden? Zum guten Glück blieb noch die Kugel in der Schulter stecken! Und jetzt kann der Verwandte seiner Frau – und der meinige nicht minder – Enkel einer Hazeldean – ein fleißiger und nüchterner Knabe, wie man sagt – nicht seinen Fuß in das ruhigste Kirchspiel der drei Königreiche sehen, ohne daß der sanfteste Junge, den man sich denken kann, auf ihn losstürzt, wie ein wüthender Stier. Es ist *Verhängniß!*« rief der Squire feierlich.

»Die alte Sage erzählt von ähnlichen Beispielen eines traurigen Verhängnisses, das über gewissen Familien waltete,« bemerkte Riccabocca. »Das Haus des Pelops – Polynices und Etrokles, die Söhne des Oedipus –«

»Pah!« sagte der Pfarrer. »Aber was ist jetzt zu thun?«

»Was zu thun ist?« entgegnete der Squire. »Dem jungen Leslie muß jedenfalls Genugthuung werden. Und obgleich ich dem kleinen Raufbold Lenny um Ihretwillen, Pfarrer Dale, und um seiner Mutter willen eine öffentliche Beschimpfung ersparen möchte, so glaube ich doch, eine gute Tracht Prügel unter vier Augen –«

»Halten Sie, Mr. Hazeldean,« sprach Riccabocca mild, »und hören Sie mich zuvor an.« Und nun vertheidigte der Italiener mit ebensoviel Gefühl, als Takt, die Sache seines armen Schützlings, indem er auseinandersetzte, daß Lenny's Vergehen nur einem unverständenen Eifer für den Dienst des Squire's entsprungen war und einfach in der Vollstreckung des von Mr. Stirn empfangenen Befehls bestanden habe.

»Das ändert freilich die Sache,« sagte der Squire besänftigt, »und so wird jetzt weiter nichts mehr nöthig sein, als daß er meinem Verwandten Abbitte thue.«

»Ja, das ist billig,« versetzte der Pfarrer. »Aber ich begreife noch immer nicht, wie er aus dem Stocke kam.

Riccabocca nahm nun seine Erzählung wieder auf, und nachdem er seinen Antheil an Lenny's Befreiung gebeichtet hatte, entwarf er ein rührendes Bild von der Scham und dem ehrlichen Schmerze des Knaben. »Laßt uns gegen Philipp ziehen,« riefen die Athener, als sie Demosthenes gehört hatten –

»Lassen Sie uns sogleich hingehen, um das arme Kind zu trösten!« rief der Pfarrer, noch ehe Riccabocca geendigt hatte.

In dieser wohlwollenden Absicht beschleunigten alle Drei ihre Schritte und erreichten bald die Hütte der Wittwe. Allein Lenny hatte durch das Fenster ihre Annäherung bemerkt, und da er nicht zweifelte, der Pfarrer werde ihm ungeachtet der Fürsprache des Doctors Vorwürfe machen und der Squire ihn wieder in den Stock sperren wollen, so stürzte er zur Hinterthüre hinaus und flüchtete sich in den Wald, wo er den ganzen Abend verborgen blieb. Es war schon dunkel, als seine Mutter – die Hände ringend in ihrer kleinen Küche saß und sich bemühte, auf den Zuspruch des Pfarrers und seiner Gattin zu hören, welche zuerst Boten nach dem Flüchtling ausgesandt hatten und nun die betrübte Wittwe zu trösten suchten – ein schüchternes Klopfen und ein ängstliches Tasten an der Thürschnalle vernahm. Mrs. Fairfield fuhr auf, um zu

öffnen, und im nächsten Augenblicke warf sich Lenny an ihre Brust und verbarg daselbst laut schluchzend sein Angesicht.

»Sei unbesorgt, mein Junge,« sagte der Pfarrer herzlich. »Du hast nichts zu fürchten. Alles ist aufgeklärt und verziehen!« Lenny blickte auf, und die Adern seiner Stirne waren stark angeschwollen. »Sir,« sagte er mit fester Stimme, »ich bedarf keiner Verzeihung – ich habe nichts Unrechtes gethan. Ich bin beschimpft worden – und ich werde nie mehr in die Schule gehen – nie, nie mehr!«

»Still, Carry!« wandte sich der Pfarrer an seine Gattin, welche mit der Lebhaftigkeit ihres Temperaments Einsprache erheben wollte. »Gute Nacht, Mrs. Fairfield. Ich will morgen wieder kommen und mit dir reden, Lenny. Du wirst dich bis dorthin eines bessern besonnen haben.«

Der Pfarrer führte nun Mrs. Dale nach Hause und begab sich alsdann nach der Halle, um dem Squire, welcher des Knaben wegen sehr unruhig war und selbst an den Nachforschungen Theil genommen hatte, dessen Rückkehr zu melden. Als er hörte, daß Lenny in Sicherheit sei, sagte er: »Nun wohl, morgen mit dem Frühesten mag er sich nach Rood Hall auf den Weg machen und Master Leslie um Verzeihung bitten, dann ist Alles wieder in Ordnung.«

»Der junge Schurke!« rief Frank, auf dessen Wangen eine Scharlachröthe glühte. »Einen jungen Edelmann zu schlagen, und noch dazu einen Etonianer, der mich besuchen wollte! Ich wundere mich nur, daß ihn Randal so

leichten Laufs entkommen ließ; jeder andere Schüler aus der sechsten Klasse würde ihn todtgeschlagen haben.«

»Frank,« nahm der Pfarrer mit Strenge das Wort, »wenn Jedem von uns zu Theil würde, was er verdient, wie müßte es Demjenigen ergehen, der nicht nur die Sonne untergehen läßt über seinem Zorn, sondern auch bemüht ist, mit lieblosem Hauche bei Andern die erlöschenden Funken des Hasses wieder anzufachen?«

Der Geistliche wandte sich hiemit von Frank ab, der sich auf die Lippe biß und beschämt zu sein schien. Selbst seine Mutter wagte kein Wort zu seiner Entschuldigung; denn wenn der Pfarrer in solch' ernstem Tone strafte, beugte sich die Majestät der Halle in Ehrfurcht vor dem Verweis der Kirche. Als Mr. Dale Riccabocca's fragendem Blick begegnete, zog er den Philosophen bei Seite und flüsterte ihm seine Besorgniß zu, daß es schwer halten werde, Lenny zu vermögen, Randal Leslie um Verzeihung zu bitten; denn der stolze Magen des Musterknaben könne den Stock nicht mit der Leichtigkeit eines nach praktischer Weisheit trachtenden Philosophen verdauen. Diese Besprechung wurde bald durch Miß Jemima unterbrochen, welche sich mit der Frage an den Doctor wandte, wie viele Jahre wohl noch vergehen dürften, bis die Welt, – abgesehen von irgend einem früheren, gewaltsameren Ereignisse – sich abgenützt hätte.

»Mein Fräulein,« erwiderte der Doctor, dem es nicht angenehm war, eben jetzt abgerufen zu werden, um in einem prophetischen Schriftchen eine Stelle über diesen interessanten Gegenstand nachzulesen – »mein Fräulein,

es ist grausam von Ihnen, Jemand an das Ende der Welt zu erinnern, während man in Ihrer Gegenwart sich versucht fühlt, zu vergessen, daß es überhaupt eine Welt gibt!«

Eine dunkle Röthe überflog Jemima's Antlitz. Gewiß rechtfertigte dieses falsche, herzlose Kompliment all' ihre Verachtung gegen das männliche Geschlecht, und doch – so groß ist die menschliche Blindheit – diente es nur dazu, das leichtgläubige, allzu vertrauensvolle Herz der Jungfrau mit der ganzen Menschheit zu versöhnen.

»Er ist im Begriff, mir einen Antrag zu machen,« seufzte Miß Jemima.

»Giacomo,« sagte Riccabocca, als er seine Nachtmütze über die Ohren zog und majestätisch das Himmelbett bestieg, »ich glaube, wir werden jetzt jenen Knaben für unsern Garten bekommen.«

So spornte Jedes sein Steckenpferd oder kutschirte seinen kleinen Wagen in dem Hazeldeaner Caroussel.

### DREIZEHNTES KAPITEL.

Welcher Erfolg Miß Jemima Hazeldean's Absichten auf Doctor Riccabocca auch schließlich bevorstehen mochte – jedenfalls feierte die macchiavellistische Schlaueit, mit welcher der Italiener darauf gerechnet hatte, sich Lenny Fairfields Dienste zu sichern, einen raschen Triumph. Selbst das freundlichste Zureden des Pfarrers vermochte nichts gegen die entschiedene Weigerung des Bauernknaben, den jungen Edelmann um Verzeihung zu

bitten, dem er eine schämliche Niederlage und schimpfliche Einsperrung verdankte – nur, weil er gethan, was man ihn geheißen hatte. Und zu Mrs. Dale's großem Verdruß stellte sich die Wittwe auf Seite des Knaben. Sie fühlte sich tief gekränkt durch die ungerechte Schmach, welche Lenny widerfahren, indem er in den Stock gesperrt worden; sie theilte seinen Stolz und billigte offen seine Gesinnung. Nicht ohne große Schwierigkeit ließ sich Lenny bewegen, die Schule noch ferner zu besuchen; ja, anfänglich wollte er nicht einmal mehr die Grenzen des mütterlichen Pachtgutes überschreiten. Doch gab er endlich mit finsterer Miene in Betreff der Schule nach, und der Geistliche hielt es für rätlicher, auf der andern Forderung, die dem Knaben so sehr widerstrebte, nicht zu bestehen. Unglücklicher Weise gingen Lennys Befürchtungen in Betreff der Spötteleien von Seiten der Dorfbewohner nur zu bald in Erfüllung. Zwar hielt Stirn anfänglich reinen Mund, allein der Kesselflicker plauderte die ganze Geschichte aus. Und überdies würden die Nachforschungen jenes unseligen Abends, als Lenny im Walde versteckt war, jeden Versuch, die Sache zu vertuschen, unmöglich gemacht haben. So erzählte nun Mr. Stirn den Vorfall auf die eine, der Kesselflicker auf die andere Weise; aber beide Berichte lauteten gleich ungünstig für den armen Lenny. Der Musterknabe hatte den Sabbath entheiligt, mit einem vornehmen jungen Gentleman gekämpft und dabei tüchtige Püffe davongetragen; der Dorfjunge hatte es mit Stirn und den Behörden gehalten, indem er sich dazu hergab, die Vergehungen von seines

Gleichen auszuspiiren. Kein Wunder, daß Leonard Fairfield in seiner doppelten Eigenschaft als abgesetzter Musterknabe und entlarvter Spion nirgends Gnade fand – in der einen hatte er sich lächerlich, in der andern verhaßt gemacht.

In Gegenwart des Schulmeisters und unter den Augen des Pfarrers wagte es allerdings Niemand, seinen boshafteu Geföhlen Luft zu machen; aber sobald dieser Zwang beseitigt war, begann die allgemeine Verfolgung.

Die Einen deuteten mit Fingern auf ihn und schnitten Gesichter dazu; Andere verwünschten ihn als einen Schleicher, und Alle mieden seine Gesellschaft. Wenn er Abends in der Dunkelheit durch das Dorf ging, hörte er Stimmen hinter den Hecken hervor: »Wer ist im Stock gesessen? – Pfui!« »Wer hat für Nick Stirn den Spion gemacht und eine blutige Nase geholt? – Pfui!« Einer solchen Angriffsweise Widerstand zu leisten, wäre selbst für einen weiseren Kopf und ein kühleres Blut, als unser Musterknabe sie besaß, vergebliche Mühe gewesen. Sein Entschluß war daher bald gefaßt und auch von Mrs. Fairfield genehmigt. Am zweiten oder dritten Tage nach Doctor Riccabocca's Rückkehr in das Casino erschien Lenny mit einem kleinen Bündel in der Hand auf der Terrasse desselben.

»Mit Vergunst, Sir,« sagte er zu dem Doctor, der mit übereinandergeschlagenen Beinen unter dem Schutze des rothseidenen Regenschirms auf der Balustrade saß – »mit Vergunst, Sir, wenn Sie jetzt so gut sein wollen, mich aufzunehmen und mir ein Winkelchen zum Schlafen zu

geben, so will ich Tag und Nacht für Sie arbeiten. Und was den Lohn betrifft, so sagt die Mutter, Sie könnten es damit halten, wie Sie wollen.«

»Mein Kind,« versetzte der Doctor, indem er Lenny bei der Hand faßte und ihn mit dem durchdringenden Auge eines Weisen betrachtete, »ich wußte, daß du kommen würdest, und Giacomo hat bereits alles für dich hergerichtet. Ueber den Lohn werden wir seiner Zeit schon einig werden.

Nachdem Lenny in dieser Weise versorgt war, betrachtete seine Mutter einige Abende den leeren Stuhl, auf welchem er so lange an der Stelle ihres vielgeliebten Mark gesessen hatte, und der leere Stuhl kam ihr so trostlos und verwaist vor, daß sie es nicht länger ertragen konnte.

Das Dorf war ihr in der That eben so zuwider geworden, wie ihrem Sohne – ja, vielleicht sogar noch mehr; und eines Morgens, als der Rentmeister auf seinem kurz bemähnten Roß an ihrer Thüre vorbeiritt, rief sie ihn an und bat ihn, dem Squire zu sagen, es wäre ihr ein rechter Gefallen, wenn er ihr die sechs Monate Kündigungsfrist für das Gütchen erlassen wollte, da es ja Leute genug gebe, welche mit Freuden selbst gegen einen weit höheren Pachtzins für sie eintreten würden.

»Ihr seid nicht recht gescheidt,« sagte der wohlmeinende Rentmeister, »und es ist nur gut, daß Ihr Euren thörlichen Wunsch gegen mich und nicht gegen den garstigen Stirn geäußert habt. Es ist Euch hier ja so gut gegangen, und Ihr habt das Gütchen fast umsonst.«

»Wohlfeil, was den Pachtzins betrifft, aber theuer für das Gefühl,« sagte die Wittwe. »Und da Lenny jetzt fort ist, um bei dem fremden Herrn zu arbeiten, so möchte ich in seiner Nähe wohnen.«

»Ja, ja – ich habe gehört, daß Lenny sich in's Casino verdingt hat – einfältig genug von ihm! Aber wo denkt Ihr hin! Eine halbe Stunde ungefähr, das ist ja gar keine Entfernung. Kann er nicht jeden Abend nach der Arbeit zu Euch kommen?«

»Nein, Sir,« rief die Wittwe heftig; »er soll nicht hierher kommen, daß man ihn verhöhne und ihm Spottnamen nachrufe! Er, den mein seliger Mann so lieb hatte – auf den er so stolz war! Nein, Sir, wir armen Leute haben auch Gefühl, wie ich zu Mrs. Dale sagte, und wie ich dem Squire selbst in's Gesicht sagen will. Nicht als ob ich undankbar wäre für alles, was er an mir gethan hat; er ist ein sehr guter Herr, wenn ihm Niemand etwas einredet; aber er sagt, er wolle nicht in unsre Nähe kommen, bis Lenny hingegangen sei und um Verzeihung gebeten habe. Verzeihung! – ich möchte wohl wissen, wofür? Das arme Lamm! Hätten Sie nur seine Nase gesehen, Herr Rentmeister! sie war so dick, wie Ihre zwei Fäuste. Um Verzeihung bitten! Ich möchte wissen, ob der Squire um Verzeihung bitten würde, wenn er eine solche Nase gehabt hätte! Aber ich lasse mich von der Leidenschaft hinreißen – entschuldigen Sie gütigst, Herr Rentmeister! Ich bin nicht gelehrt, wie der arme Mark es war, und wie Lenny es sicher geworden wäre, wenn uns der Herr nicht auf diese Weise heimgesucht hätte. Deshalb sagen Sie dem

Squire, er möchte mich je eher je lieber fortlassen. Und was das bischen Heu und den übrigen Ertrag des Feldes und Obstgartens betrifft, so wird der neue Pächter dies wohl in's Reine bringen.«

Da der Rentmeister sich überzeugte, daß all' seine Beredtsamkeit außer Stande sei, den Entschluß der Wittwe zu ändern, so meldete er dem Squire ihr Anliegen. Mr. Hazeldean, der sich wirklich durch die hartnäckige Weigerung des Knaben, dem jungen Leslie eine ehrenhafte Genugthuung zu geben, beleidigt fühlte, stieß anfangs nur einige kräftige Flüche aus über die Undankbarkeit der Mutter sowohl, als des Sohnes. Allein bald mußten wohl mildere Gedanken in ihm aufgestiegen sein, denn an jenem Abende ging er zwar nicht selbst zu der Wittwe, sandte jedoch seine Harry zu ihr. Obgleich nun Harry zuweilen in ihrem eigenen Namen streng und *brusque* genug sein konnte, wenn es sich um Angelegenheiten handelte, die sie selbst mit den Dorfbewohnern auszumachen hatte, so erschien sie doch als Abgesandte ihres Gemahls immer nur in der Eigenschaft eines Friedensboten und vermittelnden Engels. Auch übernahm sie diese Mission mit Freuden, da, wie wir schon bemerkt haben, Mutter und Sohn sehr hoch in ihrer Gunst standen. Mit dem freundlichsten Blick ihrer klaren blauen Augen trat sie in das Häuschen und begrüßte die Wittwe in dem sanftesten Tone ihrer herzlichen, klangvollen Stimme. Allein sie richtete nicht mehr aus, als der Rentamtman. Ich glaube

in der That, der hochmüthigste Herzog aller drei Königreiche ist nicht so stolz, wie ein einfacher englischer Bauer, noch halb so schwer zu begütigen und zu behandeln, wenn er sich in seiner Würde verletzt fühlt. Und viele meiner literarischen Genossen (so dünnhäutig wir auch sind) zeigen sich weit weniger empfindlich gegen die von Doctor Riccabocca so weislich verachtete öffentliche Meinung, als eben dieser Bauer. Allerdings kann er bisweilen von seinen Vorgesetzten ein gutes Theil Tadel und derber Vorwürfe ertragen (doch treffen ihn diese, dem Himmel sei Dank, nur selten ungerechter Weise) aber in seiner eigenen kleinen Welt von seines Gleichen über die Achsel angesehen und verspottet zu werden, das schneidet ihm in die Seele. Und wenn es je gelingt, diesen Stolz zu brechen, diese Empfindlichkeit zu ersticken, so ist er ein verlornes Geschöpf. Nie kann er seine Selbstachtung wieder gewinnen, und das stumpfe, träge, mißmuthige Opfer ist dadurch auf eine Bahn gestoßen, die es dem völligen Verderben im Gefängniß oder auf einem Verbrecherschiff entgegen führt.

Von diesem Stoffe war die Natur der Wittve und ihres Sohnes. Wäre selbst Plato's Honigseim Mrs. Hazeldeans Lippen entströmt, er hätte nicht vermocht, die Bitterkeit des Herzens, worauf er sich ergoß, in Süßigkeit zu verwandeln. Allein Mrs. Hazeldean war bei all' ihrer Vortrefflichkeit eine sehr offene, etwas derbe Frau und konnte überdies nicht umhin, für den Sohn eines Edelmannes (zumal eines herabgekommenen Edelmannes), der nach

Lenny's eigenem Bericht scheinbar ohne wirkliche Veranlassung angegriffen worden war, einige Theilnahme zu empfinden. Auch vermochte ihr gesunder Verstand die Wichtigkeit nicht zu begreifen, welche Mrs. Fairfield dem Gespötte einiger kleinen ungezogenen Schlingel beilegte, das, wie sie mit Recht behauptete, schon von selbst aufhören würde, sobald man nicht darauf achtete. Der Entschluß der Wittve war unerschütterlich, und Mrs. Hazelden mußte mit wirklichem Bedauern und einigem Aerger abziehen.

Mrs. Fairfield nahm indessen stillschweigend an, daß ihre Bitte gewährt sei, und eines Morgens früh fand man ihre Thüre verschlossen und den Schlüssel bei einem Nachbar niedergelegt, der ihn dem Rentmeister übergeben sollte. Weitere Nachforschungen ergaben sodann, daß ihr Hausgeräthe und sonstiges Eigenthum in der Stille der Nacht durch das Botenwägelchen fortgeschafft worden war. Lenny hatte nämlich unweit des Casino's an der Landstraße eine Hütte ausfindig gemacht, und dort erwartete er nun mit freudestrahlendem Antlitz seine Mutter, um sie mit einem Frühstück zu bewillkommen und ihr zu zeigen, wie er die Nacht mit dem Einräumen ihrer Möbel zugebracht habe.

»Pfarrer!« rief der Squire, als man ihm diese Kunde mittheilte, während er Arm in Arm mit Mr. Dale einige in dem Armenhaus vorgenommene Verbesserungen besichtigte; »dies ist Ihre Schuld! Warum haben Sie mit dem eigensinnigen Schlingel und seiner albernen Mutter nicht geredet? Sie haben ja doch sonst ›Suada genug‹,

wie Frank in seiner neumodischen Schulsprache zu sagen pflegt.«

»Habe ich mich doch fast heiser gesprochen!« versetzte der Pfarrer im Tone vorwurfsvollen Staunens ob dieser Beschuldigung. »Aber es war alles vergebens! O gnädiger Herr, wenn Sie doch nur meinen Rath befolgt hätten in Betreff des Stockes – *quieta non movere!*«

»Dummes Zeug!« sagte der Squire. »Ich soll wohl für einen Tyrannen, einen Nero, einen Richard den Dritten oder für den Großinquisitor gelten, blos weil ich alles hübsch und ordentlich haben will! Ja, ja, mein Stock! Ihr Freund Rickybocky versichert mich, er habe in seinem ganzen Leben nirgends ein angenehmeres Plätzchen gefunden, so behaglich sitze es sich darin. Und was Rickybocky's Würde nicht verletzte (der, wenn er will, ein ganz feiner Gentleman ist), davon braucht Master Leonard Fairfield kein solches Aufhebens zu machen. Allein das Reden hilft jetzt nichts mehr! Was ist zu thun? Die Frau soll nicht Hungers sterben, und von dem Lohne, den Rickybocky ihrem Lenny gibt, kann sie unmöglich leben. Beiläufig gesagt, ich hoffe nicht, daß er ihn mit seinen und Jackeymo's Ueberresten füttern will: denn ich höre, sie nähren sich von nichts als von Eidechsen und Stichlingen – pfui! Wissen Sie was, Pfarrer – mir fällt eben ein, daß hinter der Hütte, wo Mrs. Fairfield jetzt wohnt, einige sehr gute Grundstücke zu verpachten sind. Rickybocky möchte sie gern haben und hat mich, als er neulich bei uns war, über den Pachtschilling ausgeforscht. Ich habe ihm die Vorhand nur halb zugesagt. Davon soll er nun

vier oder fünf Morgen des besten Landes rings um die Hütte her abtreten – gerade so viel, als sie bewirthschaften kann. Da mag sie eine Milcherei anfangen. Braucht sie Kapital, so leihe ich es ihr, aber unter Ihrem Namen, und daß nur Stirn nichts davon erfährt! Und was den Zins betrifft, so reden wir davon erst, wenn wir sehen, wie sie sich fortbringt, die starrköpfige, undankbare Alte! Sehen Sie,« setzte der Squire hinzu, als ob er sich wegen seiner Großmuth gegen Jemand, den er als so undankbar schilderte, entschuldigen zu müssen glaubte – »ihr Mann ist ein treuer Diener meines Hauses gewesen, und deshalb – nun, warum stehen Sie denn so hin und starren mich an, daß ich ganz aus dem Concept komme? gehen Sie lieber gleich zu der Wittwe, sonst hat Stirn das Land an Rickybocky verpachtet, ehe wir uns dessen versehen. Und hören Sie, Dale, vielleicht könnten Sie es so einrichten, daß das hartnäckige Weib gar nicht erführe, daß das Land mir gehört, oder daß ich ihr eine Gunst erweisen will. Kurz, machen Sie Ihre Sache so gut Sie können!«

Allein auch diese Liebesabsicht mißlang. Die Wittwe wußte recht wohl, daß das Land dem Squire gehörte, und daß der Morgen mindestens drei Pfund werth war. Sie danke ihm unterthänig für diese, so wie für alle andern Vergünstigungen; aber sie habe nicht die Mittel, Kühe zu kaufen, und mochte Niemand ihren Lebensunterhalt verdanken. Lenny gehe es sehr gut bei Mr. Rickybocky, und er mache ausgezeichnete Fortschritte in der Gärtnerei; auch zweifle sie nicht, daß sie durch Waschen etwas verdienen könne; und jedenfalls werde ihr Heuvorrath

ihr ein schönes Stück Geld einbringen – sie denke daher schon ordentlich auskommen zu können und danke der gnädigen Herrschaft für ihr gütiges Anerbieten.

So ließ sich also auf directem Wege nichts weiter für sie thun; allein ihre Bemerkung in Betreff des Waschens gab ein Mittel an die Hand, wodurch man sie indirekt unterstützen konnte. Als bald darauf die einzige Wäscherin der Umgegend mit Tod abging, genügte ein Wink des Squires, um die dem Casino gegenüber wohnende Wirthin zu veranlassen, ihre oft ziemlich beträchtliche Kundenschaft der Wittwe zuzuwenden. Dieser Verdienst im Verein mit Lenny's Lohn (wie viel auch dieser geheimnißvolle Posten betragen mochte) setzte Mutter und Sohn in den Stand, sich fortzubringen, ohne jene physischen Merkmale des Fastens und der Enthaltbarkeit zur Schau zu tragen, welche sich dem Erforscher der thierischen Anatomie an Doctor Riccabocca und seinem Diener auf den ersten Anblick darboten.

#### VIERZEHNTE KAPITEL.

Unter allen Waaren und Bequemlichkeiten in Tausch und Handel, woraus vorzüglich die moderne Civilisation besteht, wird keine so sorgfältig gewogen, so genau abgemessen, so gründlich untersucht und geeicht, so fleißig zusammengescharrt, so sehr *in minima* vertheilt und so gewissenhaft verglichen, wie jener Hauptartikel des geselligen Verkehrs, den man ›eine Entschuldigung‹ nennt. Wenn die Chemiker nur halb so sorgfältig im Verkauf ihrer Gifte wären, so würde in der Durchschnittszahl der

Unglücklichen, welche alljährlich dem Arsenik und der Oxalsäure zum Opfer fallen, eine beträchtliche Verminderung eintreten. Aber leider ist es in Sachen der Entschuldigung nicht das Uebermaß der Dosis, sondern die ängstliche, kärgliche, knauserige Art, womit sie ausgeheilt wird, was die arme Menschheit den stygschen Fluthen zuführt. Wie oft hängt nicht ein Menschenleben von der genauen Beschaffenheit oder dem Umfang einer Entschuldigung ab? Ist sie nur ein Haarbret zu kurz für den Riß, den du damit bedecken willst, so mache dein Testament – du bist ein todter Mann! *Ein* Leben sage ich? Eine Hekatombe von Leben! Wie viele Kriege wären vermieden worden, wie viele Throne und Dynastien stünden noch unerschüttert und blühend, wie viele Freistaaten würden sich noch lärmend um eine Rednerbühne drängen oder Schiffe für den Handel mit Korn und Baumwolle ausrüsten, wenn man einen oder zwei Zoll Entschuldigung der angebotenen Elle zugegeben hätte! Aber die eifersüchtige, argwöhnische, giftige Ehre mit ihrem alten Essiggesicht und ihr ebenso filziger Associé, der Stolz, mit seiner Pfennigweisheit und Pfundnarrheit haben das Monopol in diesem Artikel. Und wie viel Zeit verlieren sie nicht, bis sie ihre Brillen aufsetzen und in dem betreffenden Fache die Waare gerade von der verlangten Qualität aussuchen, und dann – wenn die richtige Qualität gefunden ist – wie sie über das Quantum makeln und feilschen – ob es Civil- oder Apothekergewicht, englische oder flämische Elle sein soll – und zuletzt der Lärm, den sie aufschlagen, wenn der Kunde mit der winzigen

Kleinigkeit nicht zufrieden ist, die er für sein Geld bekommt! Ich für meinen Theil wundere mich nicht, wenn man Geduld und gute Laune darüber verliert und Stolz und Ehre und Entschuldigung – alles miteinander zum Teufel jagt. Aristophanes führt in seiner ›Friedenskomödie‹ eine schöne Allegorie durch, indem er die Göttin des Friedens, obwohl sie seine Heldin ist, als stumm auftreten läßt. Der schlaue Grieche wußte wohl, daß sie aufhören würde, der Friede zu sein, wenn sie zu plaudern anfinge. Darum, lieber Leser, wenn je einmal dein Tanzschuh unter den eisernen Absatz von eines andern Mannes Stiefel geräth, so gebe der Himmel, daß du deinen Mund haltest und die Sache nicht vollends unerträglich machest, indem du eine Entschuldigung forderst!

#### FÜNFZEHNTE KAPITEL.

‘ Doch der Squire und sein Sohn Frank waren hochherzige, großmüthige Geschöpfe in dem Artikel der Entschuldigung sowohl, wie in allen übrigen Dingen. Als sie einsahen, daß Leonard Fairfield sich nicht bewegen ließ, Randal Leslie ein Pflaster zu bieten, suchten sie durch ihre eigene Freigebigkeit seine Kargheit gut zu machen. Der Squire begleitete seinen Sohn nach Rood Hall, und da es Niemand von der Familie beliebte, zu Hause zu sein, so verfaßte und schrieb der Squire aus eigenem Kopf und mit eigener Hand eine Epistel, die vollständig dazu angethan war, alle Wunden zu heilen, welche die Würde der Familie Leslie je erhalten hatte.

Der Brief schloß mit der herzlichen Einladung, Randal möchte einige Tage in der Halle zubringen. Frank's Schreiben hatte denselben Zweck, nur war es weniger leserlich und mehr im etonianischen Style gehalten.

Es währte einige Tage, ehe Randal's Antwort auf diese Briefe eintraf. Sie war aus einem Dorfe in der Nähe von London datirt und enthielt die Nachricht, daß Randal sich unter Anleitung eines Hofmeisters für die Universität Oxford vorbereite und daher die an ihn ergangene Einladung ablehnen müsse.

Im Uebrigen drückte sich in Randal's Schreiben viel Verstand, aber nur wenig Edelmuth aus. Er entschuldigte seine Theilnahme an einer so gemeinen Rauferei mit einer kurzen, aber bitteren Anspielung auf die Unwissenheit und Halsstarrigkeit des Bauernlümmels und dachte nicht entfernt daran – was du, mein freundlicher Leser, unter ähnlichen Umständen gewiß nicht versäumt haben würdest – ein Wort der Fürsprache für seinen tapfern, aber unglücklichen Gegner einzulegen. Die meisten Menschen gewinnen einen Feind lieber, nachdem sie mit ihm gekämpft haben – d. h. wenn sie Sieger geblieben sind; allein bei Randal Leslie war dies nicht der Fall. Dabei hatte nun die Sache, so weit sie den Etonianer betraf, ihr Bewenden; und der Squire, den es verdroß, daß er dem jungen Edelmann für den erlittenen Schimpf nicht die volle Genugthuung bieten konnte, fühlte kein schmerzliches Bedauern mehr, wenn er an Mrs. Fairfield's verlassener Hütte vorbeiging.

## SECHSZEHNTE KAPITEL.

Lenny Fairfield erwarb sich die volle Zufriedenheit seines neuen Herrn und zog manchen Vortheil aus der vertraulichen Güte, mit welcher man ihn behandelte. Riccabocca, der sich etwas auf seine Menschenkenntniß zu gute that, hatte von Anfang an bemerkt, daß in dem Geist und Gemüth des englischen Bauernknaben der Keim zu vielen nicht gewöhnlichen Eigenschaften lag, und nahm nun bei näherer Bekanntschaft unter der unschuldigen Einfalt des Kindes Regungen von Scharfsinn wahr, welche nur der Entwicklung und Anleitung bedurften. Er überzeugte sich bald davon, daß die Fortschritte, welche der Musterknabe in der Dorfschule gemacht, eine tiefere Grundlage gehabt hatten, als bloße mechanische Gelehrigkeit und schnelle Fassungskraft. Lenny besaß einen brennenden Durst nach Wissen, und bei allen Nachtheilen der Geburt und der äußern Verhältnisse waren doch die Anzeichen jenes natürlichen Genies unverkennbar, dem die Hindernisse selbst zum Sporn werden. Allein neben den guten Eigenschaften zeigten sich auch solche, welche – schwer von jenen zu trennen und noch schwerer zu zerstören – nicht selten die Fruchtbarkeit des Bodens beeinträchtigen. Mit einem auffallenden und edlen Stolze, dem der gute Name über alles ging, verband sich ein gewisser Starrsinn; und die zarte Empfänglichkeit für eine freundliche Behandlung paarte sich mit einem starken Widerwillen, einen erlittenen Schimpf zu verzeihen.

Diese seltsame Mischung in der Brust eines ungebildeten Bauernknaben interessirte Riccabocca, welcher sich zwar seit langer Zeit von dem Verkehr mit der Welt zurückgezogen hatte, dennoch aber den Menschen als das mannigfaltigste und unterhaltendste Buch betrachtete, das der philosophische Geist erforschen kann. Er gewöhnte den Knaben bald an den Ton einer feineren und anregenden Unterhaltung, wodurch Lenny's Ideen und Sprache unmerklich veredelt wurden und ihren bäurischen Anstrich verloren. Dann wählte Riccabocca aus seiner kleinen Bibliothek einige elementarische Werke aus, welche weit gehaltreicher waren, als alle, die Lenny in Hazeldean hätte auftreiben können. Der Doctor kannte die englische Sprache sehr gut und war mit ihrem Geiste sowohl, wie mit ihrer Grammatik vertrauter, als mancher nicht ungebildete Engländer, denn er hatte sie mit derselben Genauigkeit studirt, mit welcher der Gelehrte eine todte Sprache zu erlernen pflegt, und unter seinen Büchern befanden sich noch viele, die ihm zu diesem Zwecke gedient hatten. Dies waren die ersten Schriften, welche er Lenny in die Hand gab. Zu gleicher Zeit weihte Jackeymo den Knaben in manche Geheimnisse der Gärtnerei und der Landwirthschaft ein; denn zu jener Zeit war der Feldbau in England (einige besonders begünstigte Grafschaften und einzelne Güter ausgenommen) noch weit hinter der Pünktlichkeit zurück, womit derselbe seit undenklichen Zeiten im nördlichen Italien

betrieben wird, wo man Stunden lang durch eine ununterbrochene Reihe von Gärten zu reisen glaubt. In Anbetracht aller dieser Dinge nun schien Leonard Fairfield keinen üblen Tausch gemacht zu haben, obwohl bei einem tiefem Einblick die Sache zweifelhaft werden konnte. Derselbe Grund, welcher den Knaben veranlaßt hatte, sein heimathliches Dorf zu fliehen, verhinderte ihn auch, die Kirche von Hazeldean ferner zu besuchen. Der alte, trauliche Verkehr zwischen ihm und dem Pfarrer hörte dadurch natürlich auf oder beschränkte sich auf einen gelegentlichen freundlichen Besuch des Letzteren; und selbst diese Besuche wurden immer seltener und verloren an Herzlichkeit, als der Geistliche fand, daß sein ehemaliger Schüler seiner Dienste nicht bedurfte und taub blieb gegen alle seine milden Vorstellungen und Bitten, er möchte das Vergangene vergeben und vergessen und wenigstens seinen alten Platz in der Dorfkirche wieder einnehmen. Zwar besuchte Lenny jeden Sonntag den Gottesdienst in einem ziemlich weit entfernten Kirchspiel; aber die Predigten machten nicht denselben guten Eindruck auf ihn, wie diejenigen Mr. Dale's, und der dortige Geistliche, der für seine eigene Heerde zu sorgen hatte, ließ sich nicht herab, wie Pfarrer Dale gethan haben würde, dem verirrtten Lamme aus einem fremden Pferch im Privatgespräch manches Dunkle aufzuklären und das Nützliche zu Gemüth zu führen.

Nun ist es sehr die Frage, ob Doctor Riccabocca's kluge Grundsätze, obgleich in der Regel sehr moralisch und gewöhnlich sehr weise, nur halb so geeignet waren, die

guten Eigenschaften des Bauerknaben zu entwickeln und die schlimmen zu verbessern, als die wenigen einfachen, nicht Macchiavell entlehnten Worte, welchen Leonard einst ehrfurchtsvoll zu lauschen pflegte, wenn er neben dem Lehnstuhl seines Vaters stand, den für den Augenblick der gute Pfarrer Dale einnahm, der dieses Platzes wohl würdig war, indem er ein wahrhaft väterliches Herz für alle Verwaisten seiner Gemeinde besaß. Auch wurde dieser Verlust traulicher, liebevoller, geistlicher Unterweisung nicht aufgewogen durch die größere Leichtigkeit, sich rein intellectuelle Belehrung anzueignen, wie unsere moderne Aufklärung uns gerne vorspiegeln mochte. Denn ohne den Vortheil des Wissens und geistigen Fortschritts im Allgemeinen in Abrede zu ziehen, müssen wir doch gestehen, daß an und für sich keine Zufriedenheit dadurch erzeugt wird. Es liegt in der Natur des Wissens, die Wünsche zu vermehren und Unzufriedenheit mit dem, was ist zu erregen, um unser Streben nach dem, was sein könnte, anzuspornen. Und ach – wie viele Märtyrer fallen nicht unbemerkt diesem vielgepriesenen Fortschritt zum Opfer und bleiben getäuscht und zermalmt am Wege liegen! In wie Vielen werden nicht Begierden erweckt, die nie Befriedigung finden – Unzufriedenheit erregt mit einem Loose, über welches sie sich nie erheben werden. *Allons!* Das heißt die dunkle Seite der Frage betrachten. Und daran ist allein jener verwünschte Riccabocca Schuld, der Leonard Fairfield bereits so weit gebracht hat, daß er sich mißmuthig auf seinen Spaten

stützt, umherschaut, und, da er Niemand in seiner Ruhe gewahrt, in den klagenden Seufzer ausbricht:

»Bin ich nur dazu geboren, ein Kartoffelfeld umzugraben?«

*Pardieu*, Freund Lenny, wenn du siebzig Jahre alt würdest und in deiner eigenen Equipage fahren, aber nur mit Hülfe einer magenstärkenden Pille dein noch so mäßiges Diner verdauen könntest, so würdest du seufzend der köstlichen, in der Asche gebratenen Kartoffeln gedenken, welche du mit deinen eigenen kräftigen Händen aus der Erde gegraben! Grabe fort, Lenny Fairfield, grabe fort! Doctor Riccabocca wird dir sagen können, daß es der einst einen berühmten Mann gegeben,<sup>1</sup> der sich in zwei sehr verschiedenen Berufsarten Erfahrungen sammelte – die eine war, ein Volk zu regieren, die andere, Kohl zu pflanzen; und er erklärte die letztere entschieden für die angenehmere!

#### SIEBENZEHNTES KAPITEL.

Doctor Riccabocca hatte sich die Dienste Lenny Fairfields gesichert, und man kann daher sagen, daß er sein Steckenpferd auf dem großen Caroussel mit Glück und Geschicklichkeit geritten. Miß Jemima jedoch kutschirte noch immer in ihrem Wägelchen, handhabte die Zügel und schwang die Peitsche, ohne anscheinend der fliehenden Gestalt Doctor Riccabocca's auch nur um einen Zollbreit näher zu kommen.

---

<sup>1</sup>Kaiser Diocletian.

In der That hatte dieses vortreffliche und nur allzuempfindsame Fräulein bei all ihrer Erfahrung von der Schlechtigkeit des männlichen Geschlechts dasselbe noch nie für so gänzlich verloren gehalten, als nachdem Doctor Riccabocca in der Halle Abschied genommen und sich wieder in der Einsamkeit des Casino's begraben hatte, ohne zuvor seinem verbrecherischen Cölibat abgesagt zu haben. Sie schloß sich einige Tage in ihr Zimmer ein und brütete mit einer ungewöhnlich düstern Befriedigung über der Gewißheit des herannahenden Weltuntergangs. Manche Anzeichen dieses allgemeinen Unglücks, welche ihr während der Anwesenheit des Italieners ziemlich zweifelhaft geworden, schienen ihr jetzt auf einmal wieder sonnenklar. Ja, selbst die Zeitung, die während jener vertrauensvollen und glücklichen Periode eine halbe Spalte den Geburten und Heirathen gewidmet hatte, brachte jetzt eine ungewöhnlich lange Liste von Todesfällen, so daß es den Anschein gewann, als ob die ganze Bevölkerung den Muth verloren und keine Hoffnung habe, den Ausfall zu decken. Die Leitartikel sprachen mit der Dunkelheit einer Pythia von einer bevorstehenden *Krisis*. Ungeheure Rüben sproßten aus den Paragraphen hervor, welche den allgemeinen Neuigkeiten gewidmet waren; Kühe hatten Kälber mit zwei Köpfen gebracht; Wallfische waren in dem Humber gestrandet, und in der Hauptstraße von Cheltenham war ein Froschregen gefallen.

Alle diese Symptome von der Hinfälligkeit und dem Siechthum der Welt, welche an der Seite des bezaubernden Riccabocca einige Zweifel in Betreff ihres Grundes

und Ursprungs zugelassen hatten, vereinigten sich nun mit der in erschreckender Weise zunehmenden Bosheit des männlichen Geschlechts und ließen Miß Jemima keinen andern Strahl von Hoffnung übrig, als den, welchen ihr die Betrachtung gewährte, daß sie ohne ein einziges Gefühl des Bedauerns der Auflösung der Materie entgegensehen konnte.

Mrs. Dale theilte übrigens keineswegs die Niedergeschlagenheit ihrer schönen Freundin, und nachdem sie sich Zutritt in Miß Jemima's Gemach verschafft hatte, gelang es endlich, obwohl nicht ohne Schwierigkeit, ihren freundlichen Bemühungen, den sinkenden Muth dieses weiblichen Misanthropen wieder aufzurichten. Auch war die Pfarrfrau in ihrem wohlwollenden Streben, Miß Jemima's Wägelchen in möglichster Schnelligkeit dem Ehestandsziele zuzutreiben, keineswegs so grausam gegen ihren Freund Doctor Riccabocca, als es ihrem Gatten schien. Denn Mrs. Dale, die, wie die meisten Frauen von lebhaftem Temperamente, sehr viel Scharfblick und Schlaueit besaß, wußte recht wohl, daß Miß Jemima zu jenen vortrefflichen jungen Damen gehörte, welche einen Gatten in demselben Verhältniß schätzen, als es sie Mühe gekostet, ihn zu erringen. In der That müssen meine Leser beiderlei Geschlechts im Laufe ihrer Erfahrungen oft jener eigenthümlichen Art weiblicher Charaktere begegnet sein, welche der Wärme des ehelichen Herdes bedürfen, um alle ihre angeborenen guten Eigenschaften zu entwickeln; auch verdient eine solche Gemüthsart keinen

zu scharfen Tadel, wenn sich dieselbe, dem unschuldigen Hange ihrer Natur folgend, der für ihr Wachsthum und ihre Entwicklung ersprießlichsten Atmosphäre zuwendet und dabei demselben Gesetze folgt, nach welchem die Sonnenblume der Sonne sich zukehrt, und die Weide über das Wasser sich niederbeugt. Weibliche Wesen von solcher Beschaffenheit verfallen, wenn sie ihre Zärtlichkeit beständig zurückgewiesen sehen, allmählig in eine geistige Entkräftung, oder arden in jene regellosen Ueberspanntheiten aus, welche man unter der allgemeinen Benennung ›Wunderlichkeit‹ oder ›Eigenheit‹ zu verstehen pflegt. Sind sie aber einmal auf den ihnen angemessenen Boden verpflanzt, so ist es wunderbar, welch' heilsame Veränderung mit ihnen vorgeht, wie das arme, aus Mangel an Nahrung zuvor verschmachtetete und verkümmerte Herz kräftig seine Wurzeln ausbreitet und die schönsten Blüthen und Früchte treibt. Von so mancher Schönen hielten sich die jungen Herrn ferne, nur weil sie in ihrem Dünkel glaubten, sie dürften blos ein Wort sprechen, um sie zu erlangen; und später, wenn sie sehen, welch' eine treue Gattin und liebevolle Mutter aus ihr geworden ist, staunen sie darüber, wie sie sie ehemals gering schätzen konnten, und seufzen über die Blindheit und Härte des eigenen Herzens.

Aller Wahrscheinlichkeit nach faßte Mrs. Dale die Sache von diesem Gesichtspunkt aus auf, vergaß aber sicherlich neben all' den bisher schlummernden Tugenden, die in Miß Jemima erwachen mußten, wenn sie einmal

Mrs. Riccabocca war, den weltlichen Vortheil nicht, welchen eine solche Verbindung dem Verbannten unfehlbar bringen mußte. Eine so achtbare Verwandtschaft mit einer der ältesten, reichsten und beliebtesten Familien der Grafschaft konnte ihrem Freunde eine Stellung verschaffen, die für einen armen Fremdling in England wahrlich nicht zu verachten war; und wenn auch die Interessen von Miß Jemima's Mitgift, nach englischen Pfunden (nicht nach Mailändischen Liren) berechnet, eben keine sehr große Summe ausmachten, so waren sie doch jedenfalls hinreichend, den allmäligen Entkörperungsproceß aufzuhalten, welche sich in Folge der fortgesetzten Schmerlen- und Stichlingsdiät an der schönen, aber immer schwächer werdenden Gestalt des Philosophen bereits deutlich zu erkennen gab.

Wie alle Menschen welche von der Zweckmäßigkeit einer Sache überzeugt sind, glaubte Mrs. Dale daß nichts fehle, den Erfolg zu sichern, als günstige Gelegenheit. Und um diese herbeizuführen, ließ sie nicht nur nach häufigere und dringendere Einladungen an Doctor Riccabocca ergehen, des Abends mit ihnen Thee zu trinken, sondern wußte auch den wunden Fleck des Squires, seine Gastfreundschaft betreffend, so schlau zu stacheln, daß der Doctor wenigstens einmal jede Woche angelegentlich gebeten wurde, das Mittagessen in der Halle einzunehmen und dort zu übernachten.

Anfangs ächzte und seufzte der Italiener, sagte *Cospetto*, *Per Bacco* und *Diavolo* und suchte so vieler dargebotenen Höflichkeit auszuweichen. Aber wie alle unverheiratheten Herrn stand er ein wenig unter dem tyrannischen Einflusse seines treuen Dieners, und wenn auch Jackeymo im Nothfall so gut wie sein Herr Hunger ertragen konnte, so hielt er es doch, wenn man ihm die Wahl ließ, lieber mit Rostbraten und Plumpudding. Außerdem hatte Jackeymo die eitle und unvorsichtige Mittheilung des Doctors nicht vergessen, daß ihm eine große Summe zur Verfügung stehe, ohne jegliche schlimmere Zugabe, als eine so liebenswürdige Dame, wie Miß Jemima, die überdies Jackeymo schon manche kleine zarte Aufmerksamkeit erwiesen hatte. Jene Mittheilung hatte die Habgier, welche in der italienischen Natur des Dieners lag, um so mehr gereizt, als er, seit langer Zeit der rechtmäßigen Sorge für seinen eigenen Nutzen sich entschlagend, nur auf den Vortheil seines Herrn bedacht war.

Auf solche Weise vom Feinde versucht und von seinem Diener verrathen, fiel der unglückliche Riccabocca endlich in die gastlichen Schlingen, welche seinem Cölibate gelegt worden. Er machte häufige Besuche im Pfarrhaus und in der Halle, und allmählig begannen die Annehmlichkeiten des geselligen häuslichen Lebens, die er so lange entbehrt hatte, ihren entnervenden Zauber auf den Stoicismus des armen Verbannten auszuüben. Frank war wieder nach Eton zurückgekehrt, und eine unerwartete Einladung hatte Kapitän Higginbotham nach Bath

gerufen, um daselbst einige Wochen mit einem entfernten Verwandten zuzubringen, der erst kürzlich aus Indien zurückgekehrt war. Derselbe hatte sich dort ein großes Vermögen erworben und fühlte sich nun in seinem Vaterlande so fremd und verlassen, daß der Kapitän zu seinem nicht geringen Erstaunen, als er sich ihm als ein Verwandter vorstellte, freundlich als solcher anerkannt wurde. Außerdem hielt eine sehr verlängerte Parlamentsversammlung die gewöhnlichen Spätsommergäste des Squires in Landen fest, so daß bei der dadurch entstandenen Lücke in seinem geselligen Kreise Mr. Hazelden die Abwechslung und Zerstreuung, welche ihm durch den Umgang mit dem Ausländer geboten wurde, mit aufrichtiger Herzlichkeit willkommen hieß. So, wurde denn zu allseitiger Befriedigung der Verkehr zwischen Halle und Casino immer lebhafter und erweckte in den beiden weiblichen Verschworenen immer größere Hoffnungen. Nichtsdestoweniger entfiel Riccabocca niemals ein Wort, das einem Antrag nur entfernt ähnlich gewesen wäre. Ja, wenn ein solcher Gedanke je in ihm aufstieg, pflegte er denselben so entschieden mit einem ›*Diavolo*‹ zurückzudrängen, daß vielleicht, wenn auch nicht das Ende der Welt, so doch Miß Jemima's letzte Stunde in derselben hätte kommen können, ohne die zarte Dame anders, denn als Jungfrau zu treffen, wenn nicht eines schönen Morgens ein gewisser Brief mit einem ausländischen Postzeichen für den Doctor eingelaufen wäre.

## ACHTZEHNTES KAPITEL.

Jackeymo sah, daß etwas Unangenehmes vorgefallen sein mußte, weßhalb er unter dem Vorwande, die Orangenbäume begießen zu müssen, in der Nähe seines Gebieters verweilte und durch das sonnige Laub nach Riccabocca's unwölkter Stirne hinschielte.

Der Doctor seufzte tief und vergaß sogar, zu seiner geliebten Trösterin, der Pfeife, seine Zuflucht zu nehmen, wie er sonst nach einem solchen Seufzer zu thun pflegte. Allein obschon der Tabaksbeutel neben ihm auf der Balustrade lag und die Pfeife zwischen seinen Knien lehnte, einem Kinde gleich ihre Lippen der gewohnten Liebkosung darbietend, achtete er weder des einen, noch der andern, sondern legte den Brief schweigend vor sich hin und blickte traurig zu Boden.

»Das müssen in der That schlimme Nachrichten sein!« dachte Jackeymo, seine Arbeit unterbrechend. Dann näherte er sich seinem Gebieter, nahm Pfeife und Beutel, füllte langsam den Kopf der erstern, indeß er kein Auge von dem finstern, gedankenvollen Antlitz wandte, dessen tiefe, abwärts laufende Linien, wenn sie nicht von dem Ausdruck geistiger Lebhaftigkeit oder dem lieblichen Lächeln italienischer Höflichkeit belebt waren, deutliche Spuren des Kummers trugen. Jackeymo wagte nicht, zu reden, fühlte sich jedoch durch das anhaltende Schweigen seines Herrn sehr beunruhigt. Er legte den bei den Rauchern gebräuchlichen Zunder auf den Stein und

schlug Feuer – noch immer kein Wort, keine Bewegung der Hand, um die Pfeife entgegenzunehmen.

»So habe ich ihn noch nie gesehen,« dachte Jackeymo und brachte vorsichtig den Hals der Pfeife zwischen die erschlafften Finger, welche nachlässig auf den ruhigen Knien lagen. Allein die Pfeife fiel zu Boden.

Jackeymo bekreuzte sich und begann seinen Schutzpatron mit großer Inbrunst anzurufen.

Der Doctor erhob sich langsam und ging, als ob es ihn große Anstrengung koste, einige Male auf der Terasse auf und ab; dann blieb er plötzlich stehen und sagte:

»Freund!«

»Gesegnet seist du, Monsignore San Giacomo; ich wußte wohl, daß du mich erhören werdest!« rief der Diener und drückte die Hand seines Gebieters an seine Lippen; dann wandte er sich rasch ab, um sich eine Thräne aus dem Auge zu wischen.

»Freund,« wiederholte Riccabocca, diesmal mit einem zitternden Nachdruck und in dem sanftesten Ton einer Stimme, welche der süßen Musik des Südens nie ganz entbehrte – »ich möchte von meinem Kinde mit dir reden!«

## NEUNZEHNTE KAPITEL.

»Der Brief bezieht sich also auf die Signorina. Sie ist doch wohl?«

»Ja, sie ist wohl. Sie ist in unserem Heimathland Italien!«

Jackeymo erhob seine Augen unwillkürlich zu den Orangebäumen, deren Blüthenduft ein leiser Morgenwind zu ihm herübertrug.

»Sie sind süß, sogar hier, wenn man sie gehörig pflegt,« sagte er, auf die Bäume deutend. »Ich glaube, ich habe dies früher schon gegen den Padrone bemerkt.«

Riccabocca's Blick haftete bereits wieder auf dem Briefe, und er achtete weder auf die Geberde, noch auf die Bemerkung seines Dieners.

»Meine Tante ist nicht mehr!« sagte er nach einer Pause.

»Wir wollen für ihre Seele beten!« antwortete Jackeymo feierlich. »Doch sie war alt und schon lange Zeit kränklich. Der Padrone muß sich nicht zu sehr darüber grämen; in diesem Alter und bei solchen Gebrechen erscheint der Tod als ein Freund.«

»Friede sei mit ihrer Asche!« versetzte der Italiener. »Wenn sie ihre Fehler hatte, so seien dieselben jetzt auf ewig der Vergessenheit übergeben. Sie hat in der Stunde der Gefahr und Noth mein Kind aufgenommen und beschützt! Dieser Schutz ist nun dahin. Ihr Beichtvater meldet mir ihren Heimgang. Du weißt, daß sie nichts ihr eigen nannte, was sie meinem Kinde hätte vermachen können, und ihr Besitzthum fällt an den männlichen Erben – meinen Feind!«

»Der Verräther!« murmelte Jackeymo, während seine Rechte nach der Waffe zu greifen schien, welche die niederen Klassen in Italien häufig offen im Gürtel zu tragen pflegen.

»Der Priester,« fuhr Riccabocca gelassen fort, »hat sehr recht gethan, mein Kind aus dem Hause zu entfernen, in welches mein Feind als Gebieter einzieht.«

»Wo ist aber jetzt die Signorina?«

»Bei eben jenem armen Priester. Sieh, Giacomo – hier, am Ende des Briefes – dies ist ihre Handschrift! Es sind die ersten Zeilen, die sie je an mich geschrieben!«

Jackeymo nahm den Hut ab und blickte ehrerbietig auf die großen Buchstaben einer Kinderhand. Allein so groß sie auch waren, schienen sie dennoch undeutlich – von den Thränen des Kindes vermischt; und da, wo das Papier nicht von denselben benetzt worden, befand sich ein runder, noch nasser Flecken – eine Zähre aus dem Auge des Vaters war darauf gefallen.

»Der Priester empfiehlt ein Kloster,« nahm Riccabocca wieder auf.

»Zum Teufel mit dem Pfaffen!« rief der Diener, bekreuzte sich jedoch rasch und setzte dann hinzu: »Es war nicht so gemeint, Monsignore San Giacomo – vergieb mir! Aber Eure Excellenz<sup>1</sup> denkt doch nicht daran, aus Ihrem einzigen Kinde eine Nonne machen zu wollen?«

»Warum nicht?« versetzte Riccabocca traurig. »Was kann ich ihr in der Welt bieten? Ist das Land des Fremdlings eine bessere Zufluchtsstätte, als die Heimath des Friedens in ihrem Vaterlande?«

---

<sup>1</sup>Der Titel Excellenz bedeutet in Italien nicht nothwendig einen hohen Rang, sondern wird oft von den Dienern ihren Herrn ertheilt.

»Das Herz ihres Vaters schlägt in dem Lande des Fremdlings!«

»Und wenn dieses zu schlagen aufhörte – was dann? Das Leben ist übel daran, dem ein einziger Todesfall alles rauben kann. In einem Kloster ist sie wenigstens bis zum Grabe vor Versuchung und Mangel geschützt.«

»Mangel! Bedenken Sie doch, wie reich wir sein werden, wenn wir an Michaelis diese Felder bekommen.«

»*Pazzie!*« (Unsinn) erwiderte Riccabocca mißmuthig. »Ist die Sonne hier heiterer oder der Boden ergiebiger als bei uns? Und doch sagt in unserer Heimath das Sprüchwort: ›Wer das Land besaet, erntet mehr Sorge als Korn.« Es wäre etwas Anderes,« fuhr der Vater nach einer Pause in ungeschlüssigerem Tone fort, »wenn ich wenigstens auf ein kleines, unabhängiges Vermögen rechnen könnte, und wenn unter der ganzen Schaar meiner feinen Verwandten nur ein einziges weibliches Wesen wäre, das Violante an den Heerd des Verbannten begleiten möchte! Ismael hatte seine Hagar. Aber wie können wir zwei rauhbärtige Männer für all' die unnennbaren Bedürfnisse eines schwachen Kindes Sorge tragen? Zudem ist sie so zart erzogen – das junge Mädchen bedarf der pflegenden Hand und des liebenden Auges einer Frau.«

»Der Padrone,« versetzte Jackeymo mit Entschlossenheit, »hat es in seiner Hand, seinem Kinde alles zu verschaffen, was er braucht, um es vor dem Grabe eines Klosters zu bewahren; und noch ehe das Herbstlaub fällt, könnte er es auf seinen Knien wiegen. Padrone, glauben Sie nicht, daß Sie mir die Wahrheit verbergen können –

ich weiß, daß Ihr Kind Ihnen über alles in der Welt geht – jetzt, da die Patria so todt für Sie ist, wie die Asche Ihrer Väter. Gewiß, Ihr Herz würde brechen, wollten Sie sich von dem Kinde losreißen, um es in ein Kloster zu begraben. Padrone, nie wieder ihre Stimme hören – ihr Angesicht nie mehr sehen! Nie mehr den Druck der kleinen Arme fühlen, die sich in jener dunkeln Nacht so fest um Ihren Hals schlangen, als wir fliehen mußten, um Leben und Freiheit zu retten! Damals sagten Sie zu mir, als Sie das Kind an Ihr Herz drückten: ›Freund, noch ist nicht alles verloren!«

»Giacomo!« rief Riccabocca vorwurfsvoll aus, und seine Stimme schien ihm zu versagen. Dann wandte er sich ab und ging mit langen, unregelmäßigen Schritten auf der Terasse hin und her, bis er endlich mit wilder Geberde seine Arme erhob und vor sich hin murmelte: »Ja, der Himmel ist mein Zeuge, daß ich Unglück und Verbannung ohne Murren ertragen haben würde, hätte ich mir den Trost gegönnt, mein Kind an meinen Leiden Theil nehmen zu lassen. Der Himmel ist mein Zeuge, daß, wenn ich auch jetzt noch zögere, es nur geschieht, weil ich meinem selbstsüchtigen Herzen nicht folgen will! Und doch – sie nie, nie wieder zu sehen! meine Tochter, die ich nur als ein kleines, schwaches Kind gekannt habe! O Freund – Freund –« Riccabocca ließ sein Haupt in einem Ausbruch nicht zu bewältigenden Schmerzes auf die Schulter seines Dieners sinken. »Du weißt, was ich in meinem Vaterlande, an meinem Heerde geduldet und gelitten habe; das Unrecht, die Treulosigkeit, die – die –«

Abermals versagte ihm die Stimme und seine ganze Gestalt zitterte, während er sich an seines Dieners Brust anklammerte.

»Aber Ihr unschuldiges Kind! Denken Sie jetzt nur an dieses!« stotterte Giacomo, der selbst sein Schluchzen kaum zu unterdrücken vermochte.

»Du hast Recht, nur an sie!« versetzte der Verbann- te, sein Antlitz wieder erhebend – »nur an sie! Setze alle Rücksicht auf mich bei Seite, Freund, und rathe mir! Wenn ich Violante kommen ließe und sie in diesem rauhen Klima dahinwelkte und stürbe – der Priester schreibt, sie bedürfe sehr sorgsamer Pflege! Oder wenn ich selbst von dieser Welt abgerufen würde und sie hier allein, freundlos, heimathlos, vielleicht brodlos zurück- lassen mußte in einem Alter, in welchem ihr Geschlecht den meisten Versuchungen ausgesetzt ist – würde sie da nicht ihr ganzes Leben lang den traurigen Egoismus be- klagen, der ihrer kindlichen Unschuld die Pforten des Gotteshauses verschloß?«

Giacomo erschrak als er diese Sprache vernahm, denn noch niemals hatte sein Gebieter mit solcher Ehrfurcht von dem Kloster geredet. In den Stunden philosophischer Muße pflegte er über Mönche und Nonnen, über Pfaffent- hum und Aberglauben zu spotten. Aber jetzt, in diesem Augenblick tiefer Erregung, machte die alte Religion ih- re Rechte geltend, und der skeptische, weltkluge Mann sprach und fühlte bei dem Gedanken an sein Kind mit der gläubigen Einfalt eines Kindes.

ZWANZIGSTES KAPITEL.

»Ich muß noch einmal darauf zurückkommen,« murmelte Jackeymo kaum hörbar nach einer langen Pause, »wenn der Padrone sich entschließen könnte – zu heiraten!«

Er hatte erwartet, sein Gebieter werde bei dieser Zumuthung mit gewohnter Entrüstung auffahren – ja es wäre dem treuen Diener sogar nicht unlieb gewesen, auf diese Weise den Gefühlen seines Herrn eine andere Richtung zu geben; allein der arme Italiener krümmte sich nur ein wenig, entwand sich sanft dem stützenden Arme seines Dieners und begann auf's Neue, doch diesmal mit ruhigen, gelassenen Schritten, die Terasse zu messen. So verging wohl eine Viertelstunde. »Gib mir die Pfeife,« sagte der Doctor endlich und trat in das Belvedere.

Jackeymo schlug abermals Feuer, und wunderbar getröstet als er seinen Herrn zu seinem gewöhnlichen Berather zurückkehren sah, flehte er im Stillen zu seinem Schutzheiligen, er möchte den wohlthätigen Einflüssen des Krautes eine doppelte Portion beruhigender Weisheit verleihen.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Doctor Riccabocca hatte sich einige Zeit im Belvedere aufgehalten, als Lenny Fairfield, der nichts von der Anwesenheit seines Herrn wußte, eintrat, um ein Buch,

welches ihm der Doctor geborgt hatte, wieder an der bezeichneten Stelle niederzulegen. Riccabocca blickte auf, als er den Tritt des Bauernknaben vernahm.

»Ich bitte Euer Gnaden um Verzeihung – ich wußte nicht –«

»Hat nichts zu sagen. Lege das Buch nur dorthin. Ich habe mit dir zu sprechen. Du siehst gut aus, mein Kind; die Luft hier bekommt dir wohl ebenso gut wie die von Hazeldean?«

»O ja, Sir!«

»Der Platz liegt jedoch höher und ist dem Winde mehr ausgesetzt.«

»Das ist kaum möglich, Sir,« erwiderte Lenny, »denn es blühen hier viele Pflanzen, welche auf dem Gute des Squire's nicht fortkommen. Jener Hügel dort hält den Ostwind ab, und der Platz hat einen südlichen Stand.«

»Eine südliche Lage, nicht Stand, Lenny. Von welchen Beschwerden hört man hauptsächlich in dieser Gegend?«

»Wie meinen Sie?«

»Ich wollte sagen, welche Unpäßlichkeiten oder Krankheiten kommen hier am häufigsten vor?«

»Ich habe nie von etwas Anderem gehört als von Rheumatismus.«

»Keine Nervenfieber? Keine Auszehrung?«

»Ich habe nie davon gehört.«

Riccabocca holte tief Athem als sei ihm eine Last vom Herzen genommen.

»Die Familie in der Halle scheint sehr gütig zu sein.«

»Ich will nichts gegen sie sagen,« versetzte Lenny finster. »Man ist ungerecht gegen mich gewesen. Aber wie es in diesem Buche heißt, – ›Nicht Jeder kommt mit einem silbernen Löffel im Munde zur Welt.«

Der Doctor ahnte nicht, daß seine weisen Sprüche bittere Betrachtungen zur Folge haben könnten. Und er war im gegenwärtigen Augenblick zu sehr mit dem beschäftigt, was ihm selbst vor allem am Herzen lag, um auf das zu achten, was in Lenny's Innerem vorging.

»In eine sehr freundliche Familie, in welcher ächt englische Häuslichkeit herrscht. Hast du Miß Hazeldean oft gesehen?«

»Nicht so oft wie die gnädige Frau!«

»Glaubst du, daß sie im Dorfe beliebt ist?«

»Miß Jemima? Ja wohl! Sie hat nie Jemand etwas zu Leide gethan. Und als ihr Hündchen mich einmal gebissen, verlangte sie nicht von mir, ich solle es um Verzeihung bitten, sondern sie bat mich um die meinige! Sie ist eine sehr artige junge Dame und auch recht leutselig, wie die Mädchen sagen; und,« setzte Lenny lächelnd hinzu, »wenn sie in der Halle ist, gibt es immer mehr Hochzeiten als zu andern Zeiten.«

»So!« sagte Riccabocca und fuhr nach einem langen Zug aus seiner Pfeife in seinem Verhöre weiter fort: »Hast du sie zuweilen mit kleinen Kindern spielen sehen? Glaubst du, daß sie die Kinder lieb hat?«

»Ei, Sir, Sie errathen doch Alles! Nichts macht ihr mehr Freude, als wenn sie sich mit kleinen Kindern abgeben kann.«

»Herr!« brummte Riccabocca. »Mit kleinen Kindern – nun ja, das ist ächt weiblich. Ich meine aber nicht gerade Wickelkinder, sondern etwas größere – kleine Mädchen zum Beispiel.«

»O ja, Sir, ich glaube wohl,« sagte Lenny etwas geziert; »aber ich habe mich bis jetzt nicht mit kleinen Mädchen abgegeben.«

»Ganz recht, Lenny; bleibe nur immer so klug. Mrs. Dale ist sehr vertraut mit Miß Hazeldean – mehr als mit der Frau des Squire's. Woher meinst du, daß dies wohl kommen mag?«

»Nun, Sir,« versetzte Lenny schlau, »Mrs. Dale hat ihre kleinen Launen, obgleich sie eine sehr gute Dame ist, und Mrs. Hazeldean ist etwas stolz und hochfahrend. Miß Jemima hingegen ist so sanft, daß Jedermann mit ihr auskommen kann, wie Joe und die ganze Dienerschaft in der Halle versichert.«

»Wirklich! Hole mir doch meinen Hut aus dem Wohnzimmer und bringe mir auch eine Kleiderbürste, Lenny. Es ist ein schöner, sonniger Tag zum Spaziergehen.«

Nach dieser höchst ungalanten und unehrenhaften Erkundigung über Miß Hazeldean's Charakter und Ruf schienen Signor Riccabocca in so heiterer und gehobener Stimmung, als ob er die edelste That von der Welt vollbracht hätte, und er schlug den Weg nach der Halle mit viel leichteren und lebhafteren Schritten ein als diejenigen gewesen, mit welchen er vorhin die Terasse gemessen hatte.

»Monsignore San Giacomo, durch deine und der Pfeife Hülfe wird der Padrone wieder mit seinem Kinde vereinigt werden!« murmelte der Diener, als er seinem Herrn vom Garten aus nachschaute.

## ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Doctor Riccabocca übereilte sich jedoch nicht. Wer sein Hochzeitkleid passend haben will, muß dem Schneider Zeit lassen, genau das Maß zu nehmen. Allein von jenem Tage an trat in dem Benehmen des Italieners gegen Miß Hazeldean eine auffallende Veränderung ein. Er unterließ hinfort jenen Schwall von Komplimenten, unter welchen er bisher mit Sicherheit jede ernstliche Absicht versteckt hatte; denn ihm schienen Komplimente eines unverheiratheten Herrn keine andere Bedeutung und keinen andern Zweck zu haben als jene schwarze Flüssigkeit, womit der Dintenfisch das Wasser trübt, um ungesehen seinem Feinde zu entkommen. Auch vermied er nicht mehr, wie früher, jede längere Unterredung mit der jungen Dame, noch suchte er jeder Gelegenheit auszuweichen, die ihn auf Spaziergängen mit ihr zusammenführen konnte. Im Gegentheil suchte er jetzt ihre Gesellschaft so viel als möglich, und anstatt der Sprache der Galanterie nahm er nunmehr den ernststen Ton der Freundschaft an. Sein Geist ließ sich herab, den ihrigen zu erforschen und zu prüfen. Der Leser wolle verzeihen, wenn ich mich eines ziemlich trivialen Bildes bediene;

er blies den Schaum weg, welcher sich auf der Oberfläche jeder bloßen Bekanntschaft, zumal mit dem andern Geschlecht, bildet und, so lange er vorhanden ist, kaum gestattet, Dünnbier von Doppelbier zu unterscheiden. Doctor Riccabocca war augenscheinlich mit dem Resultat seiner Untersuchung zufrieden – jedenfalls zeigte sich unter diesem Schaume kein bitterer Geschmack. Was die kleinen Launen und Schwächen betraf, die (wie der Italiener wohl einsah) selbst bei ihrem Fortbestand harmlos genug gewesen waren, so konnte ihre Beseitigung einer liebevollen Hand wahrscheinlich sehr leicht gelingen, und im Uebrigen besaß Miß Jemima zwar vielleicht keinen hervorragenden Verstand, jedenfalls aber genug, um die einfachen Pflichten des ehelichen Lebens zu begreifen, der Grundsätze einer guten englischen Familienerziehung und des Instinktes eines lebenswürdigen und liebevollen Gemüthes gar nicht zu gedenken, welches hinreichenden Ersatz für jeden Mangel an hohen Geistes- und Verstandeskräften zu bieten vermocht haben würde.

Ich weiß nicht, wie es kommt, allein sehr gescheidten Männern scheint weit weniger an großem Verstand bei ihren Lebensgefährtinnen zu liegen, als den weniger begabten Sterblichen. Gelehrte, Dichter und Staatsmänner findet man weit öfter als nicht, mit sehr gewöhnlichen, hausbackenen Frauen verbunden, die sie um ihrer Mängel willen nur um so mehr zu lieben scheinen. Wie glücklich lebte nicht Racine mit seiner Frau; welchen Engel glaubte er in ihr zu besitzen, und doch hatte sie nie

eines seiner Trauerspiele gelesen. Sicher behelligte Göthe die Dame, welche ihn ›Herr geheimer Rath‹ anredete, weder mit Grillen über ›Monaden‹, noch mit Spekulationen über die ›Farben‹, noch auch mit jenen steifen, metaphysischen Problemen, über welchen man im zweiten Theile des Faust die Beine bricht. Wohl möglich, daß solche große Geister, wenn sie bedenken, welch' geringer Unterschied – im Vergleich mit ihnen selbst – zwischen der geistreichsten und der hausbackensten Frau steht, alle kleineren Verschiedenheiten übersehen, jeden Versuch, Theilnahme an ihren hohen geistigen Bestrebungen zu finden, als erfolglos aufgeben und sich mit demjenigen Bande begnügen, das doch zuletzt am besten aushält – ich meine das feste, häusliche Band, welches ein Menschenherz mit dem andern verknüpft.

Jedenfalls vermuthe ich, daß Doctor Riccabocca zu diesem Vernunftschluß gekommen war, als er eines Morgens nach einem langen Spaziergang mit Miß Hazeldean vor sich hin murmelte:

»Duro con duro

Non face mai buon muro,«

was sich ungefähr mit den Worten umschreiben läßt: Ziegel ohne Mörtel geben eine sehr schlechte Mauer.« Es lag vollkommen genug in Miß Jemima's Gemüthsart, um dieselbe zu einem vortrefflichen Mörtel zu machen, und für die Ziegel wollte der Doctor schon selbst sorgen.

Nachdem unser Philosoph mit seiner Prüfung zum Schlusse gekommen, legte er das Resultat, zu dem er gelangt war, durch eine sehr einfache symbolische Handlung an den Tag – eine Handlung jedoch, welche dich, mein lieber Leser, sicherlich verwirrt hätte, bis dir nach reiflicher Erwägung die volle Bedeutung derselben klar geworden wäre. *Doctor Riccabocca nahm seine Brille ab!* Er putzte sie sorgfältig, steckte sie in das Lederfutteral, verschloß dasselbe in seinem Schreibtisch und – gab das Brillentragen auf.

Man wird einsehen, welch' wundervolle Tiefe in der Bedeutung dieses kritischen Symptoms lag, mag man es nun als ein äußerliches, positives und bestimmtes oder als ein metaphysisches, mystisches und esoterisches Zeichen betrachten. In letzterer Hinsicht deutete es an, daß die Aufgabe der Brille erfüllt sei – daß, wenn ein Philosoph sich zum Heirathen entschließt, er besser daran thue, hinfort kurzsichtig, ja sogar etwas blind zu sein, als beständig das häusliche Glück, dem er sich hinzugeben beabsichtigt, durch ein paar kalter, täuschungsloser Brillengläser zu zergliedern. Und was die Dinge außerhalb des Herdes betrifft, so steht er ja im Begriff, wenn er selbst auch nicht ohne Brille sehen kann, für sein eigenes, schwaches Gesicht ein Paar gute, scharfe Augen als Verbündete zu gewinnen, die, wo es sich um seine Interessen handelt, so wachsam sind als er selbst es nur immer sein könnte. Andererseits, als äußerliches, positives und bestimmtes Zeichen betrachtet, deutete Doctor Riccabocca durch das Ablegen der Brille an, daß er nun auf dem

Punkte stehe, seine Bewerbung zu beginnen, und daß es ihm dabei, wie jedem Manne, und wäre er noch so sehr Philosoph, darum zu thun sei, so jung und hübsch aus-zusehen, als Alter und Natur es gestatteten. Vergeblich bemüht man sich, der sanften Sprache der Augen durch das Medium dieser gläsernen Dolmetscher Nachdruck zu geben. So erinnere ich mich noch ganz wohl, wie ich bei einem Besuch in Adelaide in großer Gefahr stand, mich zu verlieben und noch dazu in eine junge Dame, welche über ein sehr schönes Vermögen zu verfügen hatte; allein plötzlich zog sie aus ihrem Strickbeutel eine sehr niedliche gefaßte Brille von Nr. 4 hervor, heftete deren Gorgonenblick auf mich und verwandelte den erstaunten Cupido in Stein! Ich halte es für einen großen Beweis von Riccabocca's Klugheit und Menschenkenntniß, daß er sich nicht über die Berücksichtigung dessen erhaben dauchte, was unsere Pseudoweisen als alberne und lächerliche Kleinigkeit betrachten würden. Jedenfalls war es eine günstige Vorbedeutung für jenes Glück, das unseres Daseins Zweck und Ziel ist, daß er, als er sich her-abließ, den Liebhaber zu spielen, die unziemlichen Ver-steinerer unter Schloß und Riegel brachte.

Und gewiß konnte nun, nachdem er die Brille abgelegt hatte, Niemand mehr läugnen, daß der Italiener auffal-lend schöne Augen besaß. Sogar durch die Gläser, oder wenn er, ein wenig über dieselben hinwegschaute, waren sie immer glänzend und ausdrucksvoll; aber ohne diese Gehülfen schien ihr Glanz sanfter und weicher – *velouté*,

sammetartig, wie die Franzosen sagen – und Doctor Riccabocca sah in der That um zehn Jahre jünger aus als zuvor.

Wenn unser also verjüngter Ulysses nicht fest entschlossen ist, Miß Jemima zu seiner Penelope zu machen, so kann ich nur sagen, daß er schlimmer ist als Polyphemus, der nur ein Anthropophag war. Er wählt das schwächere Geschlecht zu seiner Beute und ist ein Gynophag.

### DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

»Und Sie geben mir also den Auftrag, mit unserer lieben Jemima zu sprechen?« sagte Mrs. Dale freudig.

*Doctor Riccabocca.* – »Nicht doch; ehe wir uns an Miß Hazeldean wenden, möchte es angemessen sein, sich zu erkundigen, in wie weit die Familie mit meiner Bewerbung einverstanden sein dürfte.«

*Mrs. Dale.* – »Ah!«

*Doctor Riccabocca.* – »Der Squire ist natürlich das Haupt der Familie.«

*Mrs. Dale* (zerstreut). – »Der Squire – ja freilich – ganz richtig.« (Dann aufschauend und mit Naivetät. – Können Sie wohl glauben, daß ich an den Squire noch gar nicht gedacht habe? Er ist ein sehr eigener Mann und hat so viele englische Vorurtheile, daß ich in der That – nein, wie ärgerlich, daß es mir nie einfiel, Mr. Hazeldean habe auch ein Wort in der Sache zu sprechen! Allerdings ist die Verwandtschaft sehr entfernt – es ist nicht, wie wenn er ihr Vater wäre; und Jemima ist mündig und kann thun,

was ihr beliebt; und – doch, wie Sie sagen, es ist ganz in der Ordnung, daß er, als das Haupt der Familie, befragt werde.«

*Doctor Riccabocca.* – »Und Sie glauben, der Squire könnte meinen Antrag verwerfen; das heißt, ich meine, er könnte ganz vernünftige Einwendungen gegen die Heirath seiner Cousine mit einem Ausländer erheben, von dem er nichts weiß als daß ein Makel auf ihm haftet, der in keinem Lande empfiehlt, in England aber für ein wirkliches Verbrechen gilt – die Armuth.«

*Mrs. Dale* (freundlich). – »Sie beurtheilen uns arme Engländer falsch und thun dem Squire, den der Himmel segnen möge, großes Unrecht; denn wir waren gewiß arm genug, als er unter hundert andern Geistlichen meinen Gatten erwählte und ihn zum Pfarrer seines Kirchspiels, zu seinem Nachbar und Freund machte! Ich will ohne Scheu mit ihm reden –«

*Doctor Riccabocca.* – »Und mit vollkommenster Offenheit! Und deßhalb lassen Sie mich nun in meinem Bekenntnisse fortfahren, das Ihre freundliche Bereitwilligkeit ein wenig unterbrochen hat. Ich sagte vorhin, meine schöne Freundin, daß, wenn ich mich erkühnen dürfte, zu glauben, meine Bewerbung könne bei Miß Hazeldean und ihrer Familie günstige Aufnahme finden, ich zu sehr die liebenswürdigen Eigenschaften der Ersteren erkenne, um nicht – um nicht –«

*Mrs. Dale* (mit Schalkhaftigkeit). – »Um nicht der glücklichste Sterbliche zu sein – so lautet bei uns die gewöhnliche Phrase, Doctor.«

*Riccabocca* (galant). – »Es könnte keine bessere geben. Aber,« fuhr er ernsthaft fort, »ich muß jedenfalls vorher bemerken, daß ich schon einmal verheirathet war.«

*Mrs. Dale* (erstaunt). – »Schon einmal verheirathet?«

*Riccabocca*. – »Und daß ich ein Kind habe – ein einziges Kind, welches mir unaussprechlich theuer ist. Dieses Kind eine Tochter, hat bisher in der Ferne gelebt; allein die Umstände machen es wünschenswerth, daß sie fortan bei mir ihre Heimath habe. Und ich gestehe aufrichtig, nichts hat mir eine solche Zuneigung für Miß Hazeldean eingeflößt und eine Verbindung mit ihr so wünschenswerth erscheinen lassen, als die Ueberzeugung, ihr gutes Herz und sanftes Gemüth werde sie zu einer liebevollen Mutter für meine Kleine machen.«

*Mrs. Dale* (mit Gefühl und Wärme). – »Sie beurtheilen Jemima in der That ganz richtig.«

*Riccabocca*. – »Was nun die pecuniären Angelegenheiten betrifft, so habe ich, wie Sie schon aus meiner Lebensweise entnehmen können, Miß Hazeldean nichts zu bieten, das ihrem Vermögen, wie groß oder klein es auch sein mag, entspräche.«

*Mrs. Dale*. – »Diese Schwierigkeit läßt sich leicht dadurch beseitigen, daß das Vermögen ihr zugeschrieben bleibt, wie dies in solchen Fällen gebräuchlich ist.«

Doctor *Riccabocca*'s Gesicht verlängerte sich. »Und mein Kind?« sagte er mit Gefühl. Es lag etwas in diesem Ausruf, das jeder niedrigen und blos selbstsüchtigen Absicht so fremd war, daß *Mrs. Dale* nicht das Herz gehabt hätte, die höchst natürliche und vernunftgemäße

Einwendung zu machen, es sei ja nicht Jemima's Kind und diese könne wohl eigene Kinder bekommen.

Mrs. Dale war gerührt und erwiderte zögernd: »Aber von dem, was Sie und Jemima gemeinschaftlich besitzen, können Sie ja jährlich etwas ersparen – auch können Sie zu Gunsten der Kleinen Ihr Leben versichern. Wir thaten dies als unser Kind, das wir verloren haben, geboren wurde,« (Mrs. Dale's Augen füllten sich mit Thränen) »und ich fürchte, Charles bezahlt noch immer um meinetwillen in die Versicherungsbank, obgleich der Himmel weiß, daß – daß –«

Sie brach nun förmlich in Thränen aus. Das kleine Herz, so ungestüm und heftig es auch bisweilen war, hatte keine Faser von dem elastischen Muskelgewebe, womit die gütige Vorsehung die Herzen der prädestinirten Wittwen begabt. Doctor Riccabocca konnte das Thema der Lebensversicherungen nicht weiter verfolgen. Aber der Gedanke, der dem Fremden zuvor nie in den Sinn gekommen war, während er dem Engländer, der außer seinem jährlichen Einkommen keine Mittel besitzt, geläufig genug ist, gefiel ihm ungemein. Ja, ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er viel mehr nach seinem Sinne war, als derjenige, sich oder seinem Kinde einen Theil von Miß Hazeldean's Vermögen zuzueignen.

Bald darauf verabschiedete sich Riccabocca, und Mrs. Dale säumte nicht, ihren Gatten in seinem Studirzimmer aufzusuchen, um ihm den Erfolg ihres Heirathsplanes mitzutheilen und ihn über die Wahrscheinlichkeit der

Zustimmung des Squire's zu befragen. »Dem Squire wäre es vielleicht schon recht,« sagte sie zögernd, »Jemima mit einem Engländer verheirathet zu sehen, aber wenn er mich fragt, wer und was dieser Doctor Riccabocca ist, was soll ich ihm antworten?«

»Das hättest du vorher bedenken sollen,« versetzte Mr. Dale mit ungewohnter Schärfe; »und wenn ich je gedacht hätte, es könne bei einem Plane, der mir so ungereimt erschien, etwas Ernstes herauskommen, so würde ich dich schon längst gebeten haben, dich nicht in solche Angelegenheiten zu mischen. Gütiger Himmel!« fuhr der Pfarrer fort, indem er die Farbe wechselte, »wenn wir gleichsam heimlich mitgeholfen hätten, in die Familie eines Mannes, dem wir so viel verdanken, Jemand einzuschmuggeln, der ihm unangenehm wäre! Wie undankbar, wie schlecht wäre dies von uns!«

Die arme Mrs. Dale erschrak nicht wenig über diese Sprache, und noch mehr über die Bestürzung und Unzufriedenheit ihres Eheherrn. Denn zu ihrem Lobe müssen wir sagen, daß, sobald ihr sanfter Gatte wirklich bekümmert oder gekränkt war, alle ihre kleinen Launen verschwanden und sie so sanft wurde wie ein Lamm. Sobald sie sich jedoch von ihrer ersten Bestürzung erholt hatte, beeilte sie sich, die Befürchtungen des Pfarrers zu zerstreuen, indem sie ihn versicherte, der Italiener würde, wenn der Squire diese Verbindung je mißbilligen sollte,

von seiner Bewerbung sogleich abstehen und Miß Jemima gar nichts von seinem beabsichtigten Antrage erfahren. Es wäre daher im schlimmsten Falle noch kein Unheil angerichtet.

Diese Versicherung, welche mit des Pfarrers Ueberzeugung von der strengen Ehrenhaftigkeit des Doctors im Einklang stand, trug viel dazu bei, den guten Mann zu beruhigen. Und wenn er sich nicht, wie meine schönen Leserinnen vielleicht von ihm erwartet hatten, der Besorgniß hingab, Miß Jemima's Neigung könnte unwiderfürlich gefesselt sein und durch eine abschlägige Antwort ihr ganzes Lebensglück vernichtet werden, so rührte dies nicht von einem theilnahmlosen, kalten Herzen, sondern von seiner unzureichenden Kenntniß des weiblichen Charakters her, in Folge deren er Miß Jemima, freilich sehr irrthümlicher Weise, nicht für eines jener Wesen hielt, auf welches eine derartige zerstörte Hoffnung einen bleibenden Eindruck machen würde. Nach einer Pause des Nachdenkens sagte er daher freundlich:

»Nun, mache dir weiter keine Sorgen – ich verdiene im Grunde ebenso viel Tadel wie du. Aber wahrlich, eher hätte ich gedacht, der Squire werde eine seiner hohen Cedern in seinen Küchengarten verpflanzen, als daß es dir gelingen würde, Doctor Riccabocca in Ehestandspläne zu verstricken. Freilich jedoch ist ein Mann, der sich zu seinem Vergnügen in den Gemeindestock sperren kann, zu allem fähig! Doch halte ich es für besser, ich rede selbst, anstatt deiner, mit dem Squire, und ich will mich daher unverzüglich auf den Weg machen.«

## VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Der Geistliche setzte seinen dreieckigen Hut auf, welcher – in Verbindung mit andern besonders clericalen Anzugsartikeln, die schon damals bei den Dienern der Kirche aus der Mode zu kommen anfangen – vorzugsweise dazu beigetragen hatte, ihm den würdevollen, aber veralteten Titel und die Benennung ›Pfarrer‹ zu verleihen, und schlug die Richtung nach den Wirthschaftsgebäuden ein, wo er den Squire sicher zu finden hoffte. Allein kaum hatte er den Dorfrasen erreicht, als er auch schon Mr. Hazeldean erblickte, welcher, beide Hände auf sein Rohr gestützt, in das Anschauen des Gemeindestocks versunken schien. Nun muß ich leider bekennen, daß seit der Hegyra Lenny's und seiner Mutter der stockfeindliche und revolutionäre Geist, welchen die denkwürdige Rede unseres Pfarrers auf einige Zeit beschwichtigt hatte, auf's Neue wieder in Hazeldean ausgebrochen war. Denn obgleich man Lenny, so lange man ihn noch verspotten und verhöhnen konnte, durchaus kein Mitleid zollte, so war er doch kaum von dem Schauplatz seiner Leiden abgetreten, als mit einem Male die allgemeine Theilnahme wegen der barbarischen Behandlung, die ihm widerfahren, eine ›Reaction der öffentlichen Meinung‹ hervorbrachte. Zwar bereuten die Spötter ihre schlechten Witze nicht im mindesten und dachten auch nicht entfernt daran,

sich selbst die Schuld seiner Auswanderung beizumessen. Nein, sie sowohl als die übrigen Dorfbewohner, schoben alle Schuld auf den Stock. Man konnte nicht erwarten, daß ein Knabe von so musterhafter Aufführung sich in diesen Ort der Schande werde stecken lassen, ohne die Schmach tief zu empfinden. Und wer im Dorfe konnte noch sicher sein, wenn solche Dinge stillschweigend und auf Kosten des besten und ruhigsten Knaben, den je das Dorf besessen, geduldet wurden! So geschah es denn, daß wenige Tage nach dem Abzug der Wittve der Stock abermals der Gegenstand einer mitternächtlichen Entweihung wurde. Man hatte ihn mit Koth besudelt und zerkratzt, mit Aexten und Beilen bearbeitet und überall Bemerkungen angeschrieben, welche theils Mitleid mit Lenny, theils lakonische Verwünschungen über die Tyrannen ausdrückten. Mit jeder Nacht erschienen neue Inschriften, die den sarkastischen Witz und die feindselige Gesinnung des Kirchspiels bekundeten. Und höchst wahrscheinlich blieb der Stock vor der gänzlichen Zerstörung durch Axt oder Feuer nur deßhalb bewahrt, weil er der Bosheit der Mißvergnügten eine so gute Gelegenheit darbot, ihren Haß daran auszulassen: er wurde der Pasquin von Hazeldean.

Da Mißliebigkeit naturgemäß eine entsprechende Strenge von Seiten der Obrigkeit hervorruft, so war auch zu

Hazeldean in letzter Zeit die Polizei weit schärfer gehandhabt worden, als dies sonst unter dem sanften Regiment des Squire's und seiner Vorfahren üblich gewesen. Mr. Stirn hatte ein wachsames Auge auf verdächtige Leute, über welche er alsdann nicht verfehlte, seinem Herrn zu berichten, und dieser, entweder zu stolz oder zu sehr gekränkt, um ihnen offen ihren Undank vorzuhalten, begnügte sich anfangs, auf seinen Spaziergängen mit einem stummen, kalten Kopfnicken an ihnen vorbeizugehen. Allmähig aber brachten es des Rentmeisters giftige Einflüsterungen dahin, daß der Squire zu brummen anfang, »er sehe nicht ein, warum er sich immer bemühen solle, Leuten Dienste und Wohlthaten zu erweisen, die ihn mit so schönem Undank lohnten. Man müsse einen Unterschied machen zwischen Guten und Bösen.« Durch dieses Zugeständniß ermuthigt, verfuhr Stirn gegen die Verdächtigen und ihre ganze Sippschaft mit der ehernen Faust der Gerechtigkeit, die seinem Charakter eigenthümlich war. Den Einen wurden die gewohnten Spenden an Milch und Gemüse aus der Milcherei und dem Küchengarten auf rauhe Weise entzogen; Andern wurde vorgehalten, daß ihre Schweine sich beständig, trotz des Verbotes, in die Wälder verliefen, um Eicheln zu suchen, oder daß sie durch das Halten von Dachshunden die Jagdgesetze übertraten. Einem viel besuchten Bierhause in der Nachbarschaft, das neuerdings der Versammlungsort der Mißvergnügten geworden war (kein Wunder, da sie die Mehrzahl bildeten), wurde gedroht, daß man den Magistrat um Entziehung der Wirthschaftsgerechtigkeit

angehen wolle. Einigen alten Weibern, deren Enkel im Rufe standen, eifrige Gegner des Stockes zu sein, wurde unter dem Vorwande, daß sie grüne Zweige von den Bäumen rissen, verboten, in den Alleen dürres Reis zu sammeln. Was jedoch die jüngern Gemeindeglieder mehr als alle andern Vergeltungsmaßregeln ärgerte, war, daß drei Kastanien-, ein Nuß- und zwei Kirschbäume, welche am Ende des Parkes standen und seit undenklichen Zeiten von der Hazeldeaner Jugend geleert werden durften, fortan feierlich als ›Privateigenthum‹ unter den Schutz des Gesetzes gestellt wurden, indem der Ausrufer verkündigte, daß in Zukunft jede Plünderung der Obstbäume in Copse Hollow mit der äußersten Strenge des Gesetzes bestraft werden solle. Freilich hatte Stirn noch weit strengere Maßregeln anempfohlen als die vorerwähnten, um, wie er sagte, das Kirchspiel zur Besinnung zu bringen. So trug er z. B. darauf an, die vielen kleinen, nutzlosen Arbeiten einstellen zu lassen, welche so viele müßige Hände des Dorfes beschäftigten. Da jedoch dies in den Bereich und unter den mildern Einfluß seiner Harry fiel, so zeigte sich der Squire zu einem Eingehen auf derartige Ansinnen nicht hinreichend verhärtet. So oft die absolute Quantität der Laibe in Frage gestellt wurde, welche von den undankbarer auf seine Kosten zehrenden Mäulern versorgt werden sollten, brach stets die Milch des menschlichen Wohlwollens – wovon der Squire ein besonders reichliches Maß empfangen – hervor und schwemmte alle Entrüstung des härteren Adam hinweg.

Selten ist jedoch die Politik der halben Maßregeln, welche ihre Opfer reizt, ohne sie zu erdrücken, und ein aufgestörtes Wespennest mit einem seidenen Taschentuche fächelt, anstatt es mit Pulver und Schwefelfaden in die Luft zu sprengen, von gutem Erfolge, und nachdem drei oder vier andere Opfer, die weit schuldiger waren als Lenny, in dem Stocke gesessen hatten, war das Kirchspiel zu jeder Unthat reif. Giftige, jacobinische Tractätchen, in den Schmutzwinkeln der Fabrikstädte ersonnen und verfaßt, fanden ihren Weg in das wohlbekannte Bierhaus – der Himmel weiß, auf welche Weise, obgleich der Kessel-flicker bei Jedermann im Verdacht stand, der Verbreiter derselben zu sein – Stirn ausgenommen, der noch immer seinen Argwohn auf die Papisten warf. Zuletzt erschien unter andern graphischen Verzierungen, die dem armen Stock zu Theil geworden, der rohe Umriß eines Gentleman in einem Hut mit breitem Rande und Stulpenstiefeln, der an einem Galgen hing. Darunter standen die schlecht und beinahe unleserlich geschriebenen Worte: »Eine Warnung für alle Tyrannen – nehmt Eure Köpfe in Acht – unterzeichnet Kapitän Stroh.«

Dieses bedeutungsvolle sinnbildliche Portrait war es, welches der Squire betrachtete, als der Pfarrer zu ihm trat.

»Nun, Pfarrer,« sagte Mr. Hazeldean mit einem Lächeln, das leicht und heiter sein sollte, in der That aber recht bitter und grimmig war, »ich gratulire Ihnen zu Ihrer Heerde! Sie sehen, man hat mich da *in effigie* aufgehängt.«

Der Pfarrer blickte erstaunt und entsetzt auf den Stock; doch unterdrückte er seine Aufregung und suchte mit Schlangenklugheit und Taubeneinfalt nach einem andern Original für das Bildniß.

»Das ist allerdings arg,« sagte er; »aber doch nicht so schlimm als Sie meinen, Squire. Dies ist nicht die Form Ihres Hutes. Das Bild soll offenbar Stirn vorstellen.«

»Glauben Sie?« fragte der Squire besänftigt. »Allein die Stulpenstiefel – Stirn trägt nie Stulpenstiefel.«

»Und Sie ebenso wenig, ausgenommen auf der Jagd. Aber – dies sind gar keine Stulpen, sondern Gamaschen – und Stirn trägt Gamaschen. Und jener Schnörkel, der eine Nase vorstellen soll, ist ein Hacken, der Stirn's Nase auf ein Haar ähnlich sieht, während die Ihrige, obgleich nicht gerade eine Stumpfnase, doch ein wenig aufwärts sieht, wie die des Apollo in Riccabocca's Wohnzimmer.«

»Der arme Stirn!« sagte der Squire in einem Tone des Mitleids, jedoch nicht ohne einige Selbstgefälligkeit. »Das hat Einer davon, wenn er ein treuer Diener ist und eifrig seine Pflicht gegen die Herrschaft erfüllt. Sie sehen, wie weit es gekommen ist, und es fragt sich nun, was geschehen soll. Bisher haben die Bösewichter aller Wachsamkeit Trotz geboten, und Stirn räth, des Nachts einen regelmäßigen Wächter mit einem Prügel und einer Laterne aufzustellen.«

»Das wäre allerdings ein Schutz für den Stock; allein würden dadurch auch die abscheulichen Tractate von dem Bierhause ferngehalten werden?«

»Bei den nächsten Sitzungen trage ich auf Schließung des Bierhauses an.«

»Dann werden die Schmähschriften an einem andern Platze auftauchen. Die Verstimmung liegt im Blute!«

»Ich hätte gute Lust, nach Brighton oder Leamington überzusiedeln – gutes Jagdrevier in Leamington – auf ein Jahr wenigstens, nur damit die Schurken sehen, wie es ihnen ohne mich ergehen wird!«

Die Lippe des Squire's zitterte.

»Mein lieber Mr. Hazeldean,« sagte der Pfarrer, indem er die Hand seines Freundes ergriff, »ich will gewiß nicht meine überlegene Weisheit zur Schau tragen; aber hätten Sie doch nur meinen Rath befolgt – *quieta non movere*. Gab es je ein friedlicheres Kirchspiel als dieses, oder einen Gutsherrn, der beliebter gewesen wäre, wie Sie es waren, ehe Sie auf den unglücklichen Einfall kamen, etwas zu unternehmen, was schon Könige gestürzt und Staaten in's Verderben geführt hat – ich meine ein willkürliches Zurückgreifen nach dem Alterthümlichen – sei es nun in der Absicht, unnöthige Reparaturen vorzunehmen oder veraltete Gebräuche wieder einzuführen.«

Bei diesem Verweise gab der Squire kein Zeichen seiner gewohnten Heftigkeit zu erkennen; vielmehr antwortete er beinahe demüthig: »Wenn ich wieder in den Fall käme, so wollte ich, meiner Treu, das Kirchspiel im Genusse des schäbigsten Stockes belassen, der je einem Dorfe zur Schande gereichte. Ich hatte wahrhaftig die beste Absicht – der Stock sollte eine Zierde des Dorffrasens sein. Und nun er einmal neu hergestellt ist, muß er auch

beschützt werden. Will Hazeldean ist nicht der Mann, der vor einer Bande undankbarer Schurken die Flagge streicht.«

»Ich denke,« entgegnete der Pfarrer, »Sie werden mir zugeben, daß das Haus Tudor, was auch seine Fehler sein mochten, eine geistreiche, hochherzige und entschlossene Dynastie gewesen. Ein Tudor wäre nie in die Calamitäten gerathen, in welche sich der arme Stuart verstrickte!«

»Was zum Henker hat das Haus Tudor mit meinem Stocke zu schaffen?«

»Sehr viel. Heinrich VIII. fand gewisse Subsidien so unpopulär, daß er sie aufgab. Und dafür erlaubte ihm das Volk, so viele Köpfe abschlagen zu lassen als ihm beliebte – außer denen in seiner eigenen Familie. Die gute Königin Beß, die, wie ich weiß, Ihr Abgott in der Geschichte ist –«

»Allerdings! Sie ertheilte meinem Ahnherrn bei Tilbury Fort den Ritterschlag.«

»Die gute Königin Beß gab sich alle Mühe, ein gewisses Monopol aufrecht zu erhalten; als sie aber einsah, daß es nicht gehen wollte, verzichtete sie darauf mit jener offenen Herzlichkeit, die einem Herrscher ziemt und die Verzichtleistung als einen Act der Gnade erscheinen läßt.«

»Aha! Sie meinen, daß ich den Stock aufgeben soll?«

»Es wäre mir weit lieber, wenn Sie ihn gelassen hätten wie er vorher war; aber wie die Sachen nun einmal stehen – wenn Sie einen guten Vorwand hätten – und es bietet sich gerade ein vortrefflicher dar – so ließe sich wohl

noch ein Ausweg finden. Die strengsten Könige öffnen die Gefängnisse und theilen Gnadenbezeugungen aus bei besonders erfreulichen Anlässen. Nun ist eine Vermählung in der königlichen Familie stets ein sehr frohes Ereigniß – und so sollte es auch in derjenigen des Königs von Hazeldean sein.«

Wer bewundert nicht diese schlaue Wendung in der Beredtsamkeit des Pfarrers? Sie war eines Riccabocca würdig. Mr. Dale hatte in der That durch den Umgang mit diesem macchiavellistischen Geiste viel gelernt.

»Eure Vermählung – ja! Aber Frank hat ja kaum erst die Kinderschuhe ausgetreten!«

»Ich sprach nicht von Frank, sondern von Ihrer Cousine Jemima!«

#### FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Der Squire schwankte als ob ihm der Athem ausgehe, und setzte sich in Ermanglung eines bessern Sitzes in den Stock.

Alle Weiberköpfe der benachbarten Hütten schauten hinter den Gardinen durch die Fenster. Was konnte der Squire im Sinne haben? Welch neues Unheil mochte er wohl im Schilde führen? Der alte Gevatter Salomonis, der eine unbestimmte Vorstellung von der rechtmäßigen Gewalt der Gutsherrschaft hatte und seit zehn Minuten unter seiner Hausthüre Wache stand, schüttelte den Kopf und sagte: »Die da den gehängten Mann hingemalt haben, die haben es dem Squire in den Kopf gesetzt!«

»Was in den Kopf gesetzt?« fragte seine Enkelin.

»Den Galgen!« antwortete Salomons. »Er wird jetzt gleich den großen Ulmenbaum dazu gebrauchen wollen. Und der Pfarrer, der gute Mann, sucht es ihm mit Schriftstellen auszureden. Sieh, Jenny, er zieht seine Handschuhe aus und faltet die Hände, wie er thut, wenn er für einen Kranken betet.«

Diese Schilderung von der Miene und den Geberden des Pfarrers, welche Gevatter Salomons mit seiner gewöhnlichen scharfen Beobachtungsgabe entworfen hatte, kann dem Leser einen Begriff von dem Ernste geben, womit der Pfarrer der Sache, die er zu vertreten sich vorgenommen, das Wort redete. Er verweilte besonders bei dem Schicklichkeitsgefühl, welches der Doctor an den Tag legte, indem er verlangte, der Squire solle vor allem befragt und dann erst der Cousine ein förmlicher Antrag gemacht werden. Auch wiederholte er Mrs. Dale's Versicherung, daß Riccabocca's hohe Begriffe von Ehre und von der Unverletzlichkeit des Gastrechts ihn unverzüglich bestimmen würden, von seinen Wünschen abzustehen, sobald der Squire seine Einwilligung verweigerte. In Anbetracht nun, daß Miß Hazeldean, zum mindesten gesagt, in die Jahre der Selbständigkeit eingetreten war, und der Squire ihr schon längst ihr Vermögen zu freier Verfügung gestellt hatte, konnte Mr. Hazeldean die Nebenbemerkung des Pfarrers, daß ein solches Zartgefühl nicht von jedem englischen Bewerber um die Hand des

Fräuleins zu erwarten sei, nicht in Abrede ziehen. Nachdem er den Boden so weit zubereitet hatte, gab der Pfarrer mit feinem Takte zu verstehen, daß es, da Miß Jemima sich doch früher oder später verheirathen würde (was der Squire gewiß nicht zu hindern wünsche), für alle Theile besser sein mochte, wenn sie einen Gatten wähle, der, obgleich ein Fremder, doch in der Nachbarschaft wohne, und von dessen Charakter man nur Günstiges wisse, als daß sie Gefahr laufe, an einem der Badeorte, die sie alljährlich besuche, um ihres Geldes willen die Beute eines Abenteurers oder eines irländischen Glücksjägers zu werden. Hierauf berührte er nur leicht die angenehmen, geselligen Eigenschaften Riccabocca's und schloß mit einer gewandten Anspielung auf die günstige Gelegenheit, welche die Vermählung darbieten würde, Halle und Kirchspiel durch ein aus dem Stocke gemachtes freiwilliges Brandopfer zu versöhnen.

Bei diesem Schlusse klärte sich die Stirne des Squires, welche zuvor gedankenvoll, wenn auch nicht finster gewesen, wohlwollend auf. Die Wahrheit zu gestehen, der Squire wäre für sein Leben gern den Stock los geworden, sofern es mit guter Manier und mit Anstand geschehen konnte; und wenn alle Sterne im astrologischen Horoscop sich vereinigt hätten, um Miß Jemima »eines Gatten zu versichern«, so hätten sie ihr bei dem Squire lange nicht so viel genützt als jene Beziehung zwischen Altar und Stock, welche der Pfarrer so geschickt einzuleiten verstanden hatte!

Nachdem Mr. Dale geendet, erwiderte daher der Squire mit großer Ruhe und Einsicht, Mr. Rickybocky habe sich ganz wie ein Edelmann benommen, wofür er ihm sehr verbunden sei; er (der Squire) habe kein Recht, sich anders, als berathend, in der Sache zu verhalten; Jemima sei alt genug, um selbst zu wählen, und allerdings könne sie – wie der Pfarrer mit Recht gesagt – weit schlimmer ankommen – ja, immer schlimmer, je länger sie warte. »Ich für meinen Theil gestehe,« fuhr der Squire fort, »daß ich nie gedacht hätte, Jemima werde sich in sein langes Gesicht verlieben, obschon ich Rickybocky recht wohl leiden mag; allein der Geschmack ist bekanntlich sehr verschieden! Meine Harry war freilich scharfsichtiger und gab mir manchen Wink; allein ich lachte sie darüber aus. Doch hätte ich allerdings etwas merken sollen, als der Monsieur sich auf einmal maskirte, indem er seine Brille wegließ. Ha – ha! Ich bin nur neugierig, was Harry dazu sagen wird. Lassen Sie uns zu ihr gehen und die Sache mit ihr besprechen.«

Erfreut, die Angelegenheit so gut aufgenommen zu sehen, schlang der Pfarrer seinen Arm in den des Squire's, und so wanderten Beide freundschaftlich der Halle zu. Schon im Garten trafen sie Mrs. Hazeldean, welche eben beschäftigt war, die abgestorbenen Blätter und verwelkten Blüten von ihren Rosenbäumchen abzuschneiden. Leise schlich sich der Squire in ihre Nähe, umschlang sie

dann plötzlich und erschreckte sie durch einen herzhaften Kuß auf ihre Sammetwange – beiläufig bemerkt, eine eheliche Freiheit, die er sich gewöhnlich zu erlauben pflegte, wenn im Dorfe eine Hochzeit im Werke war.

»Pfui, William!« sagte Mrs. Hazeldean verschämt erröthend, als sie den Pfarrer gewahrte. »Wer soll sich denn jetzt verheirathen?«

»Nein, hat man je eine solche Frau gesehen? Sie hat es wahrhaftig errathen!« rief der Squire mit großer Bewunderung. »Erzählen Sie ihr die ganze Geschichte, Pfarrer.«

Der Pfarrer gehorchte.

Mrs. Hazeldean legte, wie sich der Leser denken kann, weit weniger Ueberraschung an den Tag, als ihr Gatte. Allein auch sie nahm die Mittheilung gnädig auf und gab ungefähr dieselbe Antwort, wie der Squire, nur mit etwas mehr Beschränkung und Behutsamkeit. »Signor Riccabocca habe sich sehr schön benommen, und obwohl eine Tochter der Hazeldeans von Hazeldean, vom weltlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, auf eine weit bessere Partie Anspruch machen könnte, so würde es, da das besagte Fräulein so lange gezögert habe, eine Wahl zu treffen, ebenso vergeblich als unbescheiden sein, irgend welche Einwendungen zu machen, wenn sie sich wirklich entschließen sollte, Doctor Riccabocca's Antrag anzunehmen. Was das Vermögen betreffe, so sei dies eine Sache, welche allein die beiden Betheiligten in Erwägung zu ziehen hätten. Doch sollte man gleichwohl Miß Jemima zu bedeuten geben, daß die Interessen ihres Kapitals nur ein sehr kleines Einkommen abwürfen. Daß Doctor

Riccabocca ein Wittwer sei, verdiene gleichfalls Beachtung, zumal er bisher über alles, was sein früheres Leben betreffe, so zurückhaltend gewesen. Allerdings spreche sein Benehmen zu seinen Gunsten, und so lange er nichts weiter als ein bloßer Bekannter und Miethsman gewesen, habe Niemand ein Recht gehabt, nach seinen Privatangelegenheiten zu fragen; nun er sich aber um eine Hazeldean von Hazeldean bewerbe, zieme es dem Squire, sich etwas näher zu erkundigen, wer und was er eigentlich sei. Warum hatte er sein Vaterland verlassen? Engländer pflegten auf den Continent zu gehen, um zu sparen; aber kein Ausländer komme in dieser Absicht nach England. Sie denke sich unter einem ausländischen Doctor nichts besonders Großes; vermuthlich habe er auf irgend einer italienischen Universität eine Professorstelle begleitet. Jedenfalls solle der Squire, wenn er sich überhaupt in die Sache mischen wolle, über diese Punkte Auskunft verlangen.«

»Sie haben in allem, was Sie sagen, vollkommen Recht, gnädige Frau,« erwiderte der Pfarrer. »Allein, was die Ursachen betrifft, die unsern Freund bewogen haben mögen, sein Vaterland zu verlassen, so brauchen wir sie wohl nicht sehr weit zu suchen. Er ist offenbar einer der vielen italienischen Flüchtlinge, welche politische Wirren nach unserm Lande getrieben, dessen Ruhm es ist, alle Verbannten, zu welcher Partei sie gehören mögen, gastlich aufzunehmen. Ueber die Achtbarkeit seiner Geburt und Familie sollte er allerdings einen Gewährsmann beibringen. Wenn dies jedoch die einzige Bedingung ist, so

hoffe ich, wir dürfen in kürzester Zeit Miß Hazeldean zu ihrer Verbindung mit einem Manne Glück wünschen, der, obgleich arm, alle Entbehrungen ohne Murren ertragen gelernt hat – der lieber Mangel litt als Schulden machte – dessen edler Stolz es verschmähte, sie zu einer heimlichen Heirath zu überreden – kurz, der in jeder Beziehung einen so offenen und ehrenhaften Charakter an den Tag gelegt hat, daß ich hoffe, mein lieber Mr. Hazeldean werde ihm verzeihen, wenn er nur ein Doctor – wahrscheinlich der Rechte – ist und nicht, was die meisten Fremden zu sein vorgeben – ein Marquis oder zum wenigsten ein Baron.«

»Was das betrifft,« rief der Squire, »so gefällt mir nichts besser an Rickybocky, als daß er es nicht versucht, uns solchen ausländischen Unsinn aufzubinden. Dem Himmel sei Dank, die Hazeldeans von Hazeldean waren nie Ordensjäger und Titelnarren; und ich, der ich nie einem englischen Lord nachlief, würde mich zu Tode schämen, wenn ich einen Schwager oder Vetter, Marquis oder Graf nennen müßte. Ich würde ihn jedenfalls für einen Courir oder für einen entlaufenen Valet de Chambre halten. Was, die Nase rümpfen über einen Doctor, Harry? Pah, es ist ein guter, englischer Titel, Doctor. Meine Tante heirathete einen Doctor der Theologie – ein vortrefflicher Mann! Er trug eine Perücke und wurde Decan. So lange Rickvbocky nicht Doctor der Medicin ist, kümmerge ich mich keinen Knopf darum. Wenn er aber *das* wäre, so könnte es freilich verdächtig sein; denn Ihr wißt, diese fremden Doctoren der Arzneikunde sind alle Quacksalber

und Wahrsager, die mit einem Hanswurst auf den Märkten herumziehen.«

»Mein Himmel, Hazeldean, wo in aller Welt hast du diese Idee aufgelesen?« sagte Harry lachend.

»Aufgelesen? Ei, ich habe voriges Jahr auf dem Viehmarkt, als ich die Kühe mit den kurzen Hörnern kaufte, einen solchen Kerl gesehen – in einer rothen Weste und mit einem Dreispitz auf dem Kopfe, fast wie der des Pfarrers. Er nannte sich Doctor Phoscophornio, trug eine weiße Perücke und verkaufte Pillen. Der Hanswurst war ein gar drolliger Kauz in lachsfarbenen Gamaschen; er schlug Purzelbäume und sagte, er comme gerade von Timbuctu. Ja, ja – wenn Rickybocky ein Arzneydoctor ist, so werden wir Jemima noch in einem rosa Florkleid, mit Flittergold besetzt, durchs Land ziehen sehen.«

Ueber diesen Gedanken lachten der Squire und seine Gattin so herzlich, daß der Pfarrer die Sache für abgemacht hielt und sich hinwegschlich, um Riccabocca Bericht zu erstatten.

## SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Der gewöhnte anmuthige und vornehme Gleichmuth des Italieners wurde einigermaßen erschüttert als er die Nachricht empfing, daß weder insularische Vorurtheile, noch weltliche Bedenken von Seiten der Familie seiner Bewerbung im Wege stünden. Nicht als ob er so niedrig denkend und feig gewesen wäre, vor der nahen und ungetrübten Aussicht auf ein Glück zurückzuschrecken, welches mit nacktem, furchtlosem Auge zu betrachten er

seine Brille abgelegt hatte. Nein, sein Entschluß stand hierin fest genug; aber er hatte in seinem Leben noch wenig Wohlwollen erfahren und war daher gerührt von der Theilnahme, die ihm ein ketzerischer Priester bewies, und von der Großmuth, womit eine reiche und vornehme Familie trotz seiner offenkundigen Armuth und fremden Abkunft ihn aufnahm. Bereitwillig gab er die Berechtigung des einzigen Verlangens zu, welches ihm der Pfarrer mit dem ganzen Zartgefühl eines Mannes mittheilte, der von Berufs wegen gewohnt ist, mit den empfindlicheren Seiten der Menschen in Berührung zu kommen – daß nämlich unter Riccabocca's Freunden oder Verwandten Jemand genannt werden möchte, dessen Bericht geeignet wäre, die Ueberzeugung, welche man in der Gegend von der Achtbarkeit des Doctors hege, zu bekräftigen; – er fand, sage ich, dieses Ansinnen ganz in der Ordnung, unterwarf sich demselben jedoch nicht mit dem Eifer und Frohsinn, den man hätte erwarten können. Seine Stirne umwölkte sich. Der Pfarrer zögerte nicht, ihm die Versicherung zu geben, daß der Squire kein Mann sei, *qui stupet in titulis* (in Titel vernarrt), und daß er von seinem künftigen Verwandten in Bezug auf Rang und Abkunft keine Stellung erwarte, noch verlange, die sich über jene anständige Mittelstufe erhebe, welcher Doctor Riccabocca vermöge seiner Bildung und Kenntnisse augenscheinlich angehört, und auf welche er auch sicher seine Ansprüche leicht werde nachweisen können. »Und,« setzte Mr. Dale lächelnd hinzu, »obgleich der Squire in seinem eigenen Lande ein warmer Politiker ist und seine leibliche

Schwester wohl nie mehr ansehen würde, wenn sie sich einfallen ließe, einen überwiesenen Feind unserer glücklichen Staatsverfassung zu heirathen, so kümmert er sich doch keinen Strohalm um auswärtige Politik. Wenn daher Ihr Exil, wie ich vermüthe, seinen Grund hat in irgend einer Mißhelligkeit mit Ihrer Regierung, die er, da sie ausländisch ist, natürlich für unerträglich hält, so werden Sie von ihm nicht anders angesehen werden, als etwa ein Sachse, der der eisernen Hand Wilhelms des Eroberers entfloh, oder ein Lancastrier, der in unsern Kriegen zwischen den beiden Rosen von den Anhängern Yorks vertrieben wurde.«

Der Italiener lächelte. »Mr. Hazeldean soll befriedigt werden,« sagte er einfach. »Ich sehe aus den Zeitungen des Squires, daß ein englischer Edelmann, der mich in meinem Vaterlande kannte, vor kurzem in London angekommen ist. Ihn will ich um ein Zeugniß wenigstens über meine Rechtschaffenheit und meinen Charakter er suchen. Ohne Zweifel kennen Sie ihn dem Namen nach, denn er hat sich im letzten Kriege als Offizier ausgezeichnet. Ich spreche von Lord L'Estrange.«

Der Pfarrer stutzte.

»Sie kennen Lord L'Estrange? Ein böser, lasterhafter Mensch, wie ich fürchte.«

»Lasterhaft! Böse!« rief Riccabocca aus. »In der That, so verleumderisch die Welt auch ist, hätte ich doch nie geglaubt, daß man solche Eigenschaften einem Manne beilegen könnte, welcher mich zuerst den englischen Namen ehren und lieben lehrte und sich durch einen Dienst,

den er mir einstmal erwiesen, Ansprüche auf meine unauslöschliche Dankbarkeit erworben hat.«

»Er mag sich geändert haben, seit –« der Pfarrer hielt inne.

»Seit wann?« fragte Riccabocca mit sichtbarer Neugierde.

Mr. Dale schien verlegen.

»Entschuldigen Sie mich,« sagte er; »es sind schon viele Jahre seitdem verflossen, und die Ansicht, die ich mir über den fraglichen Herrn gebildet, beruht auf Umständen, die ich nicht mittheilen kann.«

Der Italiener verbeugte sich stillschweigend, allein es war nicht zu verkennen, daß er gerne weiter geforscht hätte.

Nach einer Pause sagte er: »Welche Ansicht von Lord L'Estrange Sie auch haben mögen, so hoffe ich doch, daß Sie keinen Zweifel in seine Ehre setzen und sein Zeugniß zu meinen Gunsten nicht verwerfen werden.«

»Wenn man den Sittlichkeitsmaßstab der großen Welt anlegt,« versetzte der Pfarrer mit Entschiedenheit und einiger Förmlichkeit, »so habe ich keinen Grund, zu glauben, Lord L'Estrange werde in diesem Falle nicht die Wahrheit sagen. Auch unterliegt sein bedeutender Ruf als ausgezeichnete Offizier und seine hohe Stellung in der Welt keinem Zweifel.«

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Pfarrer, und wenige Tage darauf übersandte Doctor Riccabocca dem

Squire einen Brief, den er von Harley L'Estrange empfangen hatte. Das Schreiben war augenscheinlich darauf berechnet, Mr. Hazeldean mitgetheilt zu werden und dem Italiener als eine Beglaubigung seiner Achtbarkeit zu dienen; allein dieser Zweck wurde nicht in der rohen Form eines unmittelbaren Zeugnisses erfüllt, sondern mit einem Takt und Zartgefühl, welches mehr als die bloße feine Bildung anzudeuten schien, die sich von einem Manne in Lord L'Estrange's Stellung erwarten ließ. Man erkannte darin die ausgesuchteste, aus dem Herzen kommende Höflichkeit. Ein Ton warmer Hochachtung (welchen selbst der nicht sehr feine Geist des Squires instinktmäßig fühlte, und der weit mehr zu Riccabocca's Gunsten sprach, als das ausführlichste, glänzendste Zeugniß gethan haben würde) waltete in dem ganzen Schreiben und würde an sich schon hingereicht haben, einen weit mißtrauerischen und anspruchsvolleren Sinn, als Mr. Hazeldeans, zu beruhigen. Aber siehe! Nun stieß plötzlich der Pfarrer selbst auf ein Hinderniß, an das er allerdings schon lange hatte denken sollen – nämlich die papistische Religion des Italieners. Doctor Riccabocca bekannte sich zum Katholicismus, hatte jedoch diese Thatsache so wenig aufgedrungen, vielmehr den Bemerkungen gegen Aberglauben und Pfaffenthum, welche nach protestantischer Vorstellung die wesentlichen Grundzüge des katholischen Gemeinwesens bilden, so häufig beigepflichtet, daß Hymen's Fackel, die alle Fehler an den Tag bringt, den Altar zuvor erhellen mußte,

ehe das Gewissen des Pfarrers dieses so wichtigen Punktes sich erinnerte. Der erste Gedanke, der ihm dabei in den Sinn kam, war ein ganz natürlicher, berufsmäßiger – Doctor Riccabocca's Bekehrung. Er eilte in sein Studirzimmer, holte aus dem Bücherschranke lange vernachlässigte Schriften über kirchliche Streitfragen hervor, bewaffnete sich mit einem ganzen Arsenal von Autoritäten, Beweisen und Schriftstellen, ergriff seinen Hut und begab sich nach dem Casino.

#### SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Einer Lawine gleich stürzte der Pfarrer über den Philosophen her! So erfüllt war er von seinem Gegenstand, daß er ihn nicht in vorsichtigen Tröpfchen entströmen lassen konnte. Nein, in einem Nu überfiel er den erstaunten Riccabocca –

»Tremendo,  
Jupiter ipso ruens tumultu.«

Der Doctor, welcher sich tiefer in seinen Lehnstuhl hinein drückte und seinen Schlafrock fester um sich zog, ließ den Pfarrer drei Viertelstunden lang fortreden, bis er seine Ansicht vollständig dargelegt hatte und, wie Brutus, »schweigend einer Antwort harrete«.

Alsdann erwiderte Riccabocca mild: »Vielem, was Sie mir so plötzlich und so geschickt auseinandergesetzt haben, bin ich sehr geneigt, beizustimmen. Allein derjenige Mann würde einen niedrigen Sinn verrathen, der den

Glauben, den er von seinen Vätern ererbt und von seiner Wiege bis in's reifere Alter bekannt hat, abschwören wollte, wenn der Wechsel in der Form einer Bestechung sich ihm darbietet; wenn er – denn so ist einmal die menschliche Natur – die Forderung der Vernunft kaum von der Lockung seines Vortheils unterscheiden oder loswirren kann; – hier ein Text und dort eine Mitgift! hier Protestantismus und dort Jemima! Gestehen Sie, mein Freund, daß selbst der nüchternste Casuist doppelt sehen würde unter der betäubenden Wirkung eines solchen polemischen Mischtrankes. Mein guter Mr. Dale, appelliren Sie von dem trunkenen Philipp an den nüchternen – von dem Riccabocca, der noch berauscht ist von der Versicherung Ihrer vortrefflichen Gattin, daß er im Begriffe sei ›der glücklichste Sterbliche‹ zu werden, an den seines Glückes schon etwas gewöhnten Riccabocca, der dasselbe mit dem gereiftern Gleichmuth eines Mannes zu ertragen weiß, den solche Reizmittel nicht mehr aufregen können – mit Einem Wort von Riccabocca, dem Freier, an Riccabocca, den Gatten. Ich kann bekehrungsfähig sein; allein die Bekehrung sollte langsam, das Werben rasch von Statten gehen – fragen Sie nur Miß Jemima! *Finalmente*, trauen Sie mich zuerst, und bekehren Sie mich hernach!«

»Sie nehmen diese Sache zu scherzhaft,« begann der Pfarrer; »und ich kann nicht begreifen, wie Ihrem klaren Verstande solche einfache Wahrheiten nicht sogleich einleuchten sollen.«

»Wahrheiten,« unterbrach ihn Riccabocca, »sind diejenigen Pflanzen, die auf der ganzen Welt am langsamsten wachsen. Es waren 1500 Jahre vom Beginn der christlichen Zeitrechnung an nöthig, um einen Luther hervorzubringen, und nachdem er mit seinem Tintenfaß nach dem Satan geworfen (ich sah selbst die Tintenspuren an der Wand seines Gefängnisses in Deutschland), entführte er eine Nonne, was heutzutage kein protestantischer Geistlicher für recht und schicklich halten würde.« Dann setzte Riccabocca ernst hinzu: »Sehen Sie, lieber Pfarrer, ich könnte mich selbst nicht mehr achten, wollte ich Ihnen jetzt auch nur mit der gebührenden Aufmerksamkeit zuhören – jetzt, sage ich, nachdem Sie mir zu verstehen gegeben haben, daß der Glaube, zu dem ich mich bekenne, meinem Vortheil im Wege sein könnte. Wäre dies wirklich der Fall, so müßte ich den Glauben behalten und auf den Vortheil verzichten. Wenn Sie aber, wie ich hoffe – nicht allein als Christ, sondern als Mann von Ehre – die Erörterung aufschieben, so verspreche ich, Ihnen später Gehör zu schenken, und wiewohl ich, die Wahrheit zu gestehen, an einen Erfolg Ihrer Bekehrungsversuche nicht glaube, so gelobe ich Ihnen feierlich, daß meine Gattin in Ausübung ihrer Religion niemals beirrt werden soll.«

»Und wenn Ihnen Kinder geboren würden?«

»Kinder!« rief Doctor Riccabocca zurückfahrend; »es ist Ihnen nicht genug, mir Ihre Taschenpistole gerade in's Gesicht abzufeuern; Sie müssen mich auch noch über und über mit Schrot pfeffern. Kinder! Nun wohl, wenn

es Mädchen sind, so mögen sie dem Glauben ihrer Mutter folgen; sind es Knaben, so sollen sie in der Kindheit lernen, Christen zu sein und, wenn sie Männer geworden, selbst die Formen wählen, welche ihnen für die Ausübung der erhabenen Grundsätze, die allen Secten gemeinsam sind, als die beste erscheint.«

»Aber,« fing Mr. Dale von Neuem an und zog dabei ein großes Buch aus seiner Tasche –

Doctor Riccabocca riß das Fenster auf und sprang hinaus.

Es war die schnellste und memmenhafteste Flucht, die man sich nur denken kann; allein der Pfarrer erkannte darin ein großes Kompliment für die Kraft seiner Beweisführung. Nichtsdestoweniger hielt er es für räthlich, sowohl mit dem Squire, als mit Miß Jemima über den Gegenstand, um dessen willen sein beabsichtigter Convertit so schmäzlich entflohen war, eine lange Besprechung zu halten.

Der Squire, obgleich vom Standpunkte der Politik aus ein entschiedener Feind des Pabstthums, hegte einen eben so großen Haß gegen alle Ueberläufer und Apostaten. Er würde Riccabocca aus tiefster Seele verachtet haben, wenn dieser seine Religion eben so leicht abgelegt hätte, wie seine Brille. Daher sagte er einfach: »Freilich ist es sehr Schade, daß Rickybocky nicht zur englischen Kirche gehört; allein dies ließe sich wohl vernünftiger Weise nicht von einem Manne erwarten, der unter der Nase der Inquisition geboren und erzogen würde.« (Der Squire war nämlich fest überzeugt, die Inquisition

mit Peitsche, Folter und Daumenschrauben stehe noch in voller Kraft in allen italienischen Staaten; und er hatte in der That seine Kenntniß von Italien hauptsächlich aus einem in früher Jugend gelesenen Buche, »*Der einhändige Mönch*«, geschöpft.) »Was er übrigens in Betreff seiner Gattin und seiner Kinder sagt, finde ich ganz schön. Und jedenfalls ist die Sache jetzt schon zu weit gediehen, als daß man noch zurücktreten könnte. Die Schuld liegt an Ihnen – warum haben Sie nicht früher daran gedacht! Auch ist jetzt mein Plan gefaßt – ich weiß nun, wie ich es mit dem verwünschten Stocke halten will!«

Was Miß Jemima betrifft, so verließ sie der Pfarrer mit einem frommen Dankgebet, daß Riccabocca wenigstens ein Christ, und nicht ein Heide, Muhamedaner oder Jude sei!

#### ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Es liegt etwas in einer Heirath, was allgemeine Theilnahme einflößt. Kein anderes Ereigniß im Leben der Höhergestellten erregt gleiches Aufsehen unter den niedern Klassen.

Von dem Augenblick an, als sich die Nachricht von Miß Jemima's Verlobung im Dorfe verbreitete, brach die alte Zuneigung zu dem Squire und seinem Hause nach der zeitweiligen Entfremdung um so lebhafter wieder hervor. Wer konnte auch in einer solchen Zeit an den Stock denken? Er war ganz aus der Mode gekommen und so vollständig aus der Erinnerung vermischt, wie die Repealfrage oder der Gedanke an Rebellion aus den warmen

Herzen der Irländer, als das junge, blühende Antlitz der königlichen Frau auf der Schwesterinsel strahlte.

Mit freundlichen Knixen begrüßten wieder die Weiber den Squire, wenn er auf seinem Wege nach der Hausmeierei an ihren Hütten vorbeikam; wieder entblößten die Männer ihre sonnverbrannten Häupter mit fröhlicher Herzlichkeit, statt mit mürrischer Förmlichkeit. Ja selbst die Kinder begannen ihren alten Sammelplatz bei dem Stocke wieder aufzusuchen, als ob sie sich entweder an das Phänomen gewöhnt, oder die Ueberzeugung gewonnen hätten, daß es unter dem Einfluß der allgemeinen Freude seine Macht, Böses zu thun, verloren habe.

Der Squire kostete abermals die Süßigkeiten der einzigen Popularität, deren Besitz wirklichen Werth hat, und deren Verlust ein weiser Mann mit Recht beklagt – nämlich diejenige Popularität, welche aus der Ueberzeugung von unserer Güte und aus der Abneigung, unserer Mängel zu gedenken, entspringt. Der Squire erfreute sich seiner wiedergewonnenen Beliebtheit, als ob ihm ein neues Dasein geschenkt sei, wie ja jeder Genuß um so köstlicher ist, wenn man ihn eine Zeit lang entbehren mußte. Sein braves Herz schlug kräftiger; sein fester Tritt war elastischer; sein angenehmes englisches Gesicht sah angenehmer und englischer aus, als je, und wer sein herzliches Lachen hörte, war sicherlich für eine ganze Woche aufgeheitert.

Wahre Dankbarkeit fühlte Mr. Hazeldean für Jemima und Riccabocca als die besondern Werkzeuge der Vorsehung bei dieser allgemeinen *integratio amoris*. Wenn

man ihn ansah, hätte man glauben sollen, er selbst sei der Bräutigam und werde zum zweitenmale mit seiner Harry getraut!

Man kann sich wohl denken, daß dies kein günstiger Moment für Pfarrer Dale's theologische Skrupel gewesen wäre. Die Heirath rückgängig machen – den über das ganze Dorf ergossenen Sonnenschein auslöschen – sich wieder von finstern, mürrischen Gesichtern umgeben sehen – ich glaube wahrhaftig, obgleich es nie einen bessern Freund von Kirche und Staat gegeben haben mochte, als Mr. Hazeldean, er würde, ehe er einen so traurigen Umschwung der Dinge zugegeben hätte, jesuitische Ausflüchte zu Gunsten der Heirath gefunden haben – und wäre Riccabocca der Pabst selbst in Verkleidung gewesen! Kurz, die Trauung wurde vollzogen – zuerst im Stillen nach dem Ritus der katholischen Kirche von einem in der nächsten Stadt wohnenden Priester des Glaubens und dann öffentlich in der Dorfkirche zu Hazeldean.

Und welch' ein herzliches ländliches Hochzeitfest war es nicht! Mädchen aus dem Dorfe streuten Blumen auf den Weg; an dem reizendsten Platze des Parks, am Rande eines Sees, war ein einfacher Pavillon errichtet worden, in welchem am Abend getanzt werden sollte; zur Bewirthung der Gäste wurde ein ganzer Ochse gebraten. Selbst Mr. Stirn – nein, Mr. Stirn war *nicht* zugegen; solche Fröhlichkeit wäre sein Tod gewesen! Und dann der Papist, welcher Lenny aus dem Stocke heraufbeschworen – ja, der sich selbst in den Stock gesetzt hatte, nur um denselben in Verachtung zu bringen – der Papist! Nach

Mr. Stirn's Ansicht hätte Miß Jemima ebenso gut den Teufel heirathen mögen! In der That kam es in seinen Augen ganz auf das Gleiche heraus. Mr. Stirn hatte daher Urlaub verlangt, um seinen kranken Onkel; den Pfandverleiher, zu besuchen, der sich einer schmerzlichen Steinoperation unterziehen wollte. Frank hatte man zu dem Feste von Eton herbeschieden; er war seit den letzten Ferien um volle zwei Zoll gewachsen – wovon einer auf Rechnung der gütigen Natur, der andere auf die eines neuen Paares glänzender Wellingtonstiefel zu setzen war. Allein der Knabe bezeugte keine so lebhaftete Freude über diese Vermählung, wie die Uebrigen. Miß Jemima war ein Gegenstand seiner besondern Zuneigung gewesen, wie sich dies nicht anders erwarten ließ, da sie immer sanft und gütig war und von ihren Badereisen stets hübsche Geschenke mitbrachte. Frank wußte, daß sie ihm sehr fehlen werde, und fand ihre Wahl höchst seltsam.

Auch an Kapitän Higginbotham war eine Einladung ergangen; allein Miß Jemima erstaunte nicht wenig, als er dieselbe mit einem an sie gerichteten und mit den Worten *privat und vertraulich* bezeichneten Schreiben beantwortete. »Sie müsse längst seine aufrichtige Zuneigung zu ihr bemerkt haben,« sagte der Brief. »Nur Beweggründe des Zartgefühls und seine edle Denkungsart hatten ihn um seines beschränkten Einkommens willen bisher von einem förmlichen Antrage abgehalten. Allein

jetzt, da er erfahren habe (kaum könne er seinen Sinnen trauen und seine Entrüstung bemeistern), daß ihre Verwandten sie zu einer *barbarischen Heirath* mit einem Ausländer von *höchst abschreckendem Aeußern* und in den *erbärmlichsten Verhältnissen* zwingen wollten, säume er keinen Augenblick länger, ihr seine Hand und sein Vermögen zu Füßen zu legen. Er thue dies um so vertrauensvoller, als ihm Miß Jemima's *geheime Gefühle* für ihn nicht entgangen seien, während es ihn mit *Stolz* erfülle, und er sich *glücklich* schätze, sagen zu können, daß sein lieber und vortrefflicher Vetter, Mr. Sharpe Currie, ihn mit einer Liebe und Achtung behandle, welche zu den *glänzendsten Erwartungen* berechtigten, die sich wahrscheinlich *bald* erfüllen dürften, da sich sein hochgeehrter Verwandter im Dienste des Vaterlandes ein sehr *gefährliches Leberleiden* zugezogen habe und wohl nicht mehr lange leben werde!«

Sonderbarer Weise hatte Miß Jemima während ihrer vieljährigen Bekanntschaft mit dem Kapitän bei demselben nie andere, als brüderliche Gefühle gegen sie vermuthet. Doch hätte sie keine Dame sein müssen, wenn ihr die Entdeckung dieses Irrthums nicht schmeichelhaft gewesen wäre. In der That mußte ihr der Gedanke, durch ein sofortiges Ablehnen dieses glänzenderen Antrags ihrem theuern Riccabocca einen Beweis ihrer uneigennütigen Liebe geben zu können, einen süßen Triumph bereiten. Sie verfaßte zwar ihre abschlägige Antwort in den

mildesten, besänftigendsten Ausdrücken, allein der Kapitän hielt sich offenbar für beleidigt, ließ ihren Brief unbeantwortet und erschien nicht bei der Hochzeit.

Um jedoch unsere Leser in ein Geheimniß einzuweihen, welches Miß Jemima nie erfuhr, müssen wir bemerken, daß sich Kapitän Higginbotham bei seiner Bewerbung um die Hand des Fräuleins weit weniger von Cupido, als von Plutus hatte leiten lassen. Der Kapitän gehörte nämlich zu jener Klasse von Gentlemen, die ihre Rechnungen stets bei dem Scheine jener Leichenlichter oder Irrlichter lesen, die man ›Aussichten‹ zu nennen pflegt. Seitdem ihm – als er noch im Flügelkleide war – der Großvater des Squires ein Legat von fünfhundert Pfunden hinterlassen, hatte der Kapitän die Zukunft mit seinen Aussichten bevölkert. Er sprach von denselben, wie man von seinen Actien an einer Rentenanstalt spricht; sie mochten wohl ein wenig schwanken, steigen oder sinken; aber es war ihm eine moralische Gewißheit, daß er, wenn er am Leben blieb, einst noch Millionär werden müsse. Obgleich nun Miß Jemima gute fünfzehn Jahre jünger war, als er, stand sie doch für eine hübsche runde Summe in den gespenstischen Büchern des Kapitäns. Sie galt ihm als eine *Aussicht* in dem vollen Betrag ihrer viertausend Pfund, denn Frank war ja das einzige Kind und somit der einzige Erbe seines Vaters, und es hieße daher Wasser in's Meer tragen, wenn sie demselben etwas vermachen wollte.

Ehe er sich eine so beträchtliche Ziffer aus seinem geträumten Hauptbuche streichen lassen wollte, ehe er zugab, daß eine solche Summe aus der Familie verschwand, hatte Kapitän Higginbotham diesen, wie er glaubte, zwar verzweifeln, aber sichern Schritt zur Erhaltung seines Eigenthums gethan. Wenn das goldne Horn nicht ohne die Kuh zu bekommen war, so mußte er diese eben mit in den Kauf nehmen. Freilich hatte er nicht daran gedacht, daß eine so sanfte Kuh stoßen und ihn niederwerfen könnte. Der Schlag war betäubend. Allein Niemand hat Mitleid mit dem Unglück der Habsüchtigen, obschon vielleicht Wenige bemitleidenswerther sind. Wir überlassen es daher dem armen Kapitän Higginbotham, so gut er es vermag, sein eingebildetes Vermögen mit den *Aussichten* zu vergrößern, welche die Gestalt des Mr. Sharpe Currie umgeben – des übellaunigsten alten Tyrannen, den man sich vorstellen kann, auf dessen Tisch kein Gericht erscheinen darf, das nicht mit Reis gemischt wäre – und kehren zu der Hochzeit in Hazeldean zurück, wo wir eben noch zu rechter Zeit anlangen, um Zeuge zu sein, wie der Bräutigam, der sich bei dieser Gelegenheit außerordentlich gut ausnimmt, seine Braut (die mit ihren sonnigen Thränen und ihrem liebevollen Lächeln in der That eine recht interessante und sogar hübsche Braut ist) in einen Wagen hebt, den ihnen der Squire zum Geschenk gemacht hat, und mit ihr unter den Segenswünschen der versammelten Menge die unerläßliche Hochzeitsreise antritt.

Es mag vielleicht einem oder dem andern meiner Leser seltsam scheinen, daß diese ländlichen Zuschauer der Verbindung einer Hazeldean von Hazeldean mit einem armen, ausländischen, langhaarigen Fremden Beifall zollten und Segenswünsche nachriefen; allein abgesehen davon, daß ja Riccabocca in der Gegend angesiedelt war und bei Alten und Jungen als ein sehr höflicher Mann galt, ist es eine allgemeine bekannte Thatsache, daß bei Hochzeiten die Braut das Interesse, die Bewunderung und die Neugierde so ausschließlich in Anspruch nimmt, daß für den Bräutigam wenig oder nichts übrig bleibt. Letzterer ist bloß passive Mittelsperson der unbeachtete Urheber der allgemeinen Befriedigung. Die Segenswünsche und der Beifall galten nicht Riccabocca, sondern dem Herrn in der weißen Weste, welcher aus Miß Jemima – Mrs. Rickybocky gemacht hatte!

Auf den Arm seiner Gattin gelehnt (denn der Squire pflegte sich, wenn er besonders vergnügt war, viel häufiger auf seiner Harry Arm zu stützen, als sie sich auf den seinigen, und es lag in der That etwas Rührendes in dem Anblick dieser kräftigen Gestalt, welche in Stunden des Glückes unbewußt bei dem schwachen Arm des Weibes eine Stütze suchte) – auf den Arm seiner Gattin gelehnt, wandelte der Squire gegen Sonnenuntergang nach dem Pavillon am See.

Das ganze Kirchspiel – Jung und Alt, Männer, Weiber und Kinder – war hier versammelt, und das gemeinsame Gefühl, welches Alle beseelte, als sie in das offene, väterlich lächelnde Antlitz des Squires blickten, schien sich

auf allen Gesichtern, gleichsam wie in einem Familienzuge auszudrücken. Squire Hazeldean stand an dem obern Ende der langen Tafel und füllte sich ein Horn mit Ale aus dem schäumenden Krüge, der sich neben ihm befand. Dann schaute er umher, winkte mit der Hand, um zum Stillschweigen aufzufordern, und stieg auf einen Stuhl, damit er von Allen gesehen werden konnte. Jeder fühlte, daß der Squire im Begriff war, eine Rede zu halten, und der Ernst der Aufmerksamkeit stand im Verhältniß zu der Seltenheit des Vorfalls; denn, obgleich nicht ungeübt in der Rhetorik der Wahltribüne, hatte der Squire doch erst dreimal vor seinen Bauern in Hazeldean eine eigentliche Rede gehalten – das erste Mal bei einer ähnlichen festlichen Gelegenheit, wie die heutige, als er ihnen nämlich seine Braut vorstellte – denn bei seiner zweifelhaften Wahl für die Grafschaft, die für ihn mehr, als gewöhnliches Interesse gehabt hatte, und wobei er nicht ganz so nüchtern gewesen war, wie er hätte sein sollen – und endlich zu einer Zeit großer Noth unter dem Bauernstande, als sich die Pächter ungeachtet der Ermäßigung ihrer Pachtzinsen gezwungen sahen, eine große Anzahl ihrer gewöhnlichen Tagelöhner zu entlassen. Damals hatte der Squire gesagt: »Ich habe meine Meute aufgegeben, weil ich einen schönen Wasserspiegel in meinem Park haben und alles tiefliegende Land in der Umgegend entwässern möchte. Jeder, der um Arbeit verlegen ist, komme daher zu mir!« Und in jenem traurigen Jahre betrug die Armensteuer in Hazeldean keinen Pfennig mehr, als sonst.

Und jetzt erhob sich der Squire zum viertenmal, um eine Rede zu halten. Zu seiner Rechten stand Harry, zu seiner Linken Frank. Am Ende der Tafel befand sich Pfarrer Dale, als Vicepräsident, und hinter ihm, halb versteckt, seine Gattin. Sie weinte sehr leicht und hielt bereits ihr Taschentuch vor die Augen.

## NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

### Die Rede des Squires.

»Freunde und Nachbarn! – Ich danke Euch herzlich, daß Ihr Euch heute um mich versammelt und mir und den Meinigen so viele Theilnahme bewiesen habt! Meine Muhme ist zwar nicht unter Euch geboren, wie ich, allein Ihr habt sie schon gekannt, als sie noch ein Kind war. Ihr werdet ihr liebes, freundliches Gesicht, das nie zürnen konnte, oft an den Thüren Eurer Hütten vermissen, wie es mir und den Meinigen noch lange in der alten Halle fehlen wird –«

Hier begannen einige der Weiber zu schluchzen, und von Mrs. Dale war nichts mehr sichtbar, als ihr weißes Taschentuch. Der Squire selbst hielt inne und wischte sich mit dem Rücken seiner Hand eine Thräne ab. Dann begann er von Neuem mit einem plötzlichen Wechsel der Stimme, der elektrisch wirkte. –

»Denn Niemand weiß ein Gut nach Gebühr zu schätzen, als bis er es verloren hat! Nun, Freunde und Nachbarn – vor Kurzem hatte es den Anschein, als habe sich ein Geist des Grolls in das Dorf eingeschlichen – des

Grolls zwischen Euch und mir, Nachbarn! Ei – das sieht meinen Hazeldeanern nicht gleich!«

Die Versammlung ließ die Köpfe hängen! Noch nie hatte man Leute gesehen, die sich so gründlich vor sich selbst schämten. Der Squire fuhr fort –

»Ich will nicht sagen, daß es Eure Schuld allein war. Vielleicht lag der Fehler auch an mir.«

»Nein – nein – nein!« erscholl es im allgemeinen Chorus.

»Nun, Freunde,« fuhr der Squire demüthig und in einem jener anschaulichen Aphorismen fort, welche, weniger fein, als diejenigen Doctor Riccabocca's, mehr in dem Bereich der Fassungsgabe seiner Zuhörerschaft lagen; »nun, wir sind Alle Menschen, und jeder Mensch hat sein Steckenpferd: zuweilen bändigt er dasselbe, zuweilen aber wird es auch Meister über den Menschen. Das Rößlein des Einen hat die üble Gewohnheit, immer am Wirthshause halten zu wollen! (Gelächter.) Dasjenige eines Andern ist nicht nagelsbreit von der Thüre wegzubringen, wo eine schmucke Dirne ihm die Woche vorher den Hals gestreichelt hat – ein Steckenpferd, das ich selbst oft geritten habe, als ich meiner lieben Frau da den Hof machte! (Viel Gelächter und Beifallklatschen.) Manche haben ein faules Pferd, das nicht von der Stelle will, Andere wieder Ausreißer von Thieren, die man nicht zum Stehen bringen kann. Doch um mich kurz zu fassen – mein Lieblingsrößlein trabt, wie Ihr wohl wißt, überall hin auf meinen Gütern, wo es mir scheint, daß das Auge und die Hand des Herrn von Nöthen sind. Ich

kann es nicht leiden,« rief der Squire, warm werdend, »wenn Dinge vernachlässigt werden und in Folge dessen in Verfall gerathen und zu Grunde geben. Das Land, worauf wir leben, ist uns eine gute Mutter, für die wir nicht zu viel thun können. Es ist wahr, ich verdanke ihr eine hübsche Anzahl Morgen und habe daher wohl Ursache, gut von ihr zu reden. Aber was ist es dann? Ich lebe unter Euch, und was ich mit der einen Hand als Pachtzins von Euch nehme, das theile ich mit der andern wieder unter Euch aus. (Leises, aber zustimmendes Gemurmel.) Je mehr ich nun mein Besitzthum verbessere, desto mehr Mäuler ernährt es. Mein Urgroßvater hielt ein Feldbuch, in welches nicht nur die Namen aller Pächter und der Umfang des Landes, das sie bewirthschafte, sondern auch die Durchschnittszahl der darauf beschäftigten Arbeiter verzeichnet war. Mein Großvater sowohl, als mein Vater folgten seinem Beispiel, und ich habe dasselbe gethan. Nun finde ich, daß unser Pachtzins sich verdoppelt hat seit der Zeit, als mein Urgroßvater das Buch anlegte. Aber, Nachbarn, merkt wohl, es werden jetzt auch mehr, als viermal so viel Arbeiter auf dem Gute beschäftigt, die noch dazu viel höhern Lohn beziehen! Seht Ihr nun, Ihr Leute, wie wichtig es ist, daß man sein Eigenthum zu verbessern sucht und nichts zu Schanden gehen läßt? (Beifall.) Und deshalb, Nachbarn, müßt Ihr mir mein Steckenpferd zu gute halten, da es ja nur Korn auf Eure Mühle trägt. (Wiederholter Beifall.) Aber Ihr werdet sagen, ›Worauf hat es denn der Squire abgesehen?‹ Einfach darauf, meine Freunde: Es gab ein einziges

vernachlässigtes, zerfallenes Ding im Kirchspiel von Hazeldean, und das war mir ein Dorn im Auge. Darum sattelte ich mein Steckenpferd und ritt daraus los. Aha! Ihr merkt schon, was ich meine! Ja, aber Ihr hättet Euch die Sache nicht so zu Herzen nehmen sollen, Nachbarn! Das war ein schlechter Streich von Einem unter Euch, mich *in effigie*, wie man es nennt, aufzuhängen.«

»Sie sind es nicht gewesen, sondern Nick Stirn,« rief eine Stimme aus der Menge.

Der Squire erkannte die Stimme des Kesselflickers; allein wenn er auch den Rädelsführer nun errieth, so war er doch zu klug und zu großmüthig, um an diesem Tage allgemeiner Amnestie zu sagen: »Tritt hervor, Sprott! Du bist der Mann!« Gleichwohl vertrug es sich nicht mit seinem Rechtlichkeitsgefühl, diese Ehrenerklärung auf Kosten seines Dieners anzunehmen.

»Wenn Ihr Nick Stirn gemeint habt, so ist es nur eine um so größere Schande für Euch,« sagte er mit großem Ernst. »Es zeigte noch einigen Muth, den Herrn zu hängen; den armen Diener jedoch, der nur seine Pflicht zu erfüllen trachtete, unbekümmert, welchen Haß er sich dadurch zuzog – diesen zu hängen, das war ein Schurkenstreich, der meinen Hazeldeanern so wenig gleich sieht, daß nach meiner Ansicht der Mann, der sie dazu verführte, gar nicht in unserm Kirchspiel geboren sein kann. Doch lassen wir das Vergangene beruhen! Eines ist klar, Ihr habt an meinem neuen Stock keine Freude!

Er ist ein Stein des Anstoßes und Aergernisses geworden, und ich kann nicht läugnen, daß wir ohne denselben sehr gut mit einander auskamen; doch darf ich auch sagen, daß wir uns trotz desselben neuerdings wieder zusammengefunden haben. Ihr glaubt nicht, wie wohl es mir that, Eure Kinder wieder auf dem Dorfrasen spielen und Eure ehrlichen Gesichter trotz des Stockes und jener teuflischen Tractate bei dem Gedanken an das freudige Ereigniß in der Halle sich wieder aufheitern zu sehen. Wißt Ihr was, Nachbarn? Ihr erinnert mich an eine alte Geschichte, die sich neben ihrer Anwendung auf das Kirchspiel Jeder merken kann, der schon verheirathet ist, oder sich zu verheirathen gedenkt. Hans und Hanne, ein wackeres Paar, hatten manches lange Jahr glücklich mit einander gelebt, bis sie auf den unseligen Einfall kamen, ein neues Polster zu kaufen. Hans behauptete, das Polster sei zu weich, Hanne dagegen, es sei zu hart, und so fingen sie an, zu streiten. Nachdem sie den ganzen Tag mit einander geschmolzt hatten, kamen sie überein, des Nachts das Kissen zwischen sich zu legen.« (Schallendes Gelächter unter den Männern, während die Weiber nicht wußten, wohin sie schauen sollten, außer Mrs. Hazeldean, welche, obwohl noch rosiger, als gewöhnlich, ihr unschuldiges, gemüthliches Lächeln beibehielt, als ob sie sagen wollte: »Der Squire macht keine schlimmen Spässe!«) Der Redner fuhr fort: »Nachdem sie eine Weile so gelegen, schweigend und mürrisch, wandelte Hans ein Niesen an. ›Helf dir Gott!‹ ruft Hanne über das Polster

hinüber. »Hast du helf' dir Gott zu mir gesagt?« entgegnete Hans. »Dann fort mit dem Polster!«

Lang anhaltendes Gelächter und stürmischer Beifall.

»Freunde und Nachbarn,« begann, nachdem die Ruhe hergestellt war, der Squire wieder, indem er das Trinkhorn erhob, »ich mache mir die Freude, Euch anzukündigen, daß ich befohlen habe, den Stock abzubrechen und eine Bank für den Kaminwinkel unseres alten Freundes, Gevatter Solomons, daraus zu machen. Aber wohl-gemerkt, Ihr Jungen, wenn Ihr je dem Kirchspiel Anlaß gebt, den Verlust seines Stockes zu beklagen – wenn die Aufseher mit langen Gesichtern zu mir kommen, und sagen, »der Stock muß wieder gebaut werden«, dann –« Die ganze Dorfjugend erhob hier ein solches Geschrei der Verwahrung, daß der Squire ein sehr stümperhafter Redner gewesen wäre, wenn er noch ein Wort über den Gegenstand hinzugesetzt hätte. Er schwenkte daher das Trinkhorn über seinem Haupte und rief: »Nun, das ist mein altes Hazeldean wieder! Gesundheit und langes Leben Euch Allen!«

Der Kesselflicker hatte sich leise fortgeschlichen und ließ sich die nächsten sechs Monate nicht mehr im Dorfe blicken. Und von den giftigen Tractaten mit ihren verlockenden Aufschriften, wie, »Des armen Mannes Freund«, oder »Die Rechte der Arbeit«, konnte man kein einziges mehr in den Küchenkästen von Hazeldean versteckt finden, so wenig, als der tödtliche Nachtschatten auf dem Blumentisch im Besuchzimmer der Halle zu sehen war. Auch das revolutionäre Bierhaus brauchte nicht

durch den Magistrat geschlossen zu werden, es schloß sich von selbst, noch ehe die Woche zu Ende gegangen.

O junges Haupt des mächtigen Hauses Habsburg, welch' ein Hazeldean hättest du aus Ungarn machen können! Welch' ein »*Moriamur pro rege nostro!*« würde dein junges Regiment begrüßt haben – wenn du eine Rede gleich derjenigen unseres Squires gehalten hättest!«

## VIERTES BUCH.

### EINLEITUNGS-KAPITEL,

welches Mr. Caxton's Ansichten über den Ehestand, unterstützt von gelehrten Autoritäten, enthält.

»Es war kein übler Einfall von dir, Pisistratus,« sagte mein Vater in gnädigem Tone, »die gesteigerte Zuneigung und die ernsthaften Absichten, Signor Riccabocca's mit einem einzigen Zuge zu schildern – *Er legte seine Brille ab!* Sehr gut!«

»Und doch,« versetzte mein Onkel, »läßt, wenn ich nicht irre, Shakespeare einen Liebhaber in unordentliche Gewohnheiten verfallen, sein Aeußeres vernachlässigen und mit herunterhängenden Strümpfen herumlaufen, anstatt seiner Erscheinung jene Aufmerksamkeit zu schenken, welche Riccabocca veranlaßte, seine Brille abzulegen und sich von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen, welche die Natur ihm gestattete.«

»Es gibt verschiedene Grade und zahlreiche Phasen der Leidenschaft,« erwiderte mein Vater. »Shakespeare spricht von einem mißhandelten, schmachtenden, schmerzerfüllten Liebhaber, der über die Grausamkeit seiner Geliebten trauert – von einem Liebhaber, dem es nichts geholfen hat, sich zu schmücken, und der in seiner Niedergeschlagenheit in's andere Extrem verfallen ist. Signor Riccabocca jedoch hat sich über Miß Jemima's Grausamkeit nicht zu beklagen.«

»Nein, in der That nicht!« rief Blanche, ihr Köpfchen aufwerfend; »das dreiste Geschöpf.«

»Ja, meine Liebe,« sagte meine Mutter, indem sie sich alle Mühe gab, recht würdevoll auszusehen; »ich bin entschieden der Meinung, daß Pisistratus in dieser Hinsicht der Würde unseres Geschlechts zu nahe getreten ist. Freilich nicht absichtlich,« setzte sie mild hinzu, denn sie fürchtete, etwas allzu Bitteres gesagt zu haben; »allein es ist sehr schwer für einen Mann, uns Frauen zu schildern.«

Der Kapitän nickte beifällig; Mr. Squills lächelte, und mein Vater nahm den Faden seiner Rede wieder auf.

»Riccabocca,« sagte er, »hat keinen Grund, an dem Erfolg seiner Bewerbung zu verzweifeln, noch irgend welche Ursachen, das Mitleid seiner Geliebten erregen zu wollen. Daher kann er füglich seine Strumpfbänder befestigen und seine Brille ablegen. Was sagen Sie dazu,

Mr. Squills? Denn das ›Hofmachen‹ muß jedenfalls eine große Umwälzung in der ganzen Constitution hervorbringen, und die Ansicht eines erfahrenen Arztes ist daher von großer Wichtigkeit.«

»Mr. Caxton,« entgegnete Squills, sichtlich geschmeichelt, »Sie haben ganz Recht. Wenn ein Mann den Hof macht, so befinden sich die Organe der Selbstachtung und des Ehrgeizes in großer Aufregung, und er sucht in einem möglichst vortheilhaften Lichte zu erscheinen. Erst wenn er, wie Sie vorhin ganz richtig bemerkten, gleich dem Shakespeare'schen Liebhaber das Hofmachen als ein schlechtes Geschäft aufgegeben hat und sein Gangliensystem von dem schweren Schlag betroffen worden ist, den ihm die Grausamkeit seiner Geliebten versetzte, vernachlässigt er sein Aeußeres – er thut es, nicht weil er verliebt, sondern weil sein Nervensystem niedergedrückt ist. Dies war, wenn Sie sich erinnern, bei dem armen Major Prim der Fall. Er trug seine Perücke stets verkehrt, nachdem Susane Smart ihn abgewiesen hatte; ich brachte ihn jedoch wieder ganz zurecht.«

»Dadurch, daß Sie Miß Smart ihr Unrecht einsehen lehrten, oder daß Sie Major Prim ein anderes Liebchen verschafften?« fragte mein Onkel.

»Pah!« antwortete Mr. Squills, »durch Chinin und kalte Bäder.«

»Wir können daher als allgemeine Regel annehmen,« nahm mein Vater wieder das Wort, »daß der Proceß des Hofmachens bei dem betreffenden Individuum eine Neigung zur Putzsucht und selbst zur Geckenhaftigkeit mit

sich bringt, wie Voltaire irgendwo sehr hübsch bewiesen hat. Ja die Mexikaner waren sogar der Meinung, daß wenigstens das weibliche Geschlecht diese Sorgfalt für sein Aeußeres auch nach der Verheirathung fortsetzen solle. In Sahagun's *Geschichte von Neuspanien* finden wir den Rath einer aztekischen oder mexikanischen Mutter, die zu ihrer Tochter sagt: ›Damit dein Gatte keine Abneigung gegen dich fasse, wasche dich, schmücke dich und halte deine Kleidung rein.‹ Allerdings setzt die gute Frau hinzu: ›Thue es mit Mäßigung, denn wenn du jeden Tag dich und deine Kleider wüschest, so wird die Welt dich überfein, ja, manche Leute werden dich *Tapetzon Tinemáxon* nennen!‹ Den genauen Sinn dieser Worte,« setzte mein Vater bescheiden hinzu, »kann ich nicht wieder geben, da ich nie Gelegenheit hatte, die alte aztekische Sprache zu erlernen, jedenfalls aber bedeuten sie wohl etwas sehr Schmachvolles und Schreckliches.«

»Ich vermuthete,« sagte mein Onkel, »ein Philosoph wie Signor Riccabocca, war selbst nicht sehr *Tapatzon tine* – oder wie das Ding heißt – und wußte eine so gute, englische Frau, wie die arme, liebevolle Jemima, gar nicht zu würdigen.«

»Roland,« versetzte mein Vater, »du kannst die Ausländer nicht leiden, was freilich bei einem Manne, der sein Bestes gethan hat, sie in Stücke zu hauen und fetzenweise in die Luft zu sprengen, ein achtbares und sehr natürliches Vorurtheil ist. Aber du bist auch den Philosophen nicht hold, und für diese Abneigung hast du ebenso triftigen Grund.«

»Ich deutete nur an, daß sie in der Regel nicht viel mit Wasser und Seife zu thun haben,« erwiderte mein Onkel.

»Das ist ein bedeutender Irrthum. Viele große Philosophen sind ächte Stutzer gewesen. Aristoteles war allgemein als Geck bekannt, und Buffon pflegte seine besten Spitzenmanschetten anzulegen, ehe er sich zum Schreiben niedersetzte, woraus man schließen darf, daß er sich auch zuvor die Hände wusch. Pythagoras empfiehlt häufige Waschungen als eine heilige Pflicht, und Horaz, der in seiner Weise ein so guter Philosoph war, als die Römer je einen aufzuweisen hatten, versäumt nicht, uns wissen zu lassen, was für ein nettes, gewandtes und wohlgekleidetes Männchen er gewesen. Aber du hast wohl nie die ›Apologie des Apulejus‹ gelesen!«

»Nein, gewiß nicht! Wovon handelt sie?« fragte der Kapitän.

»Von gar vielen Dingen. Es ist die Rechtfertigung dieses Weisen gegen mehrere boshafte Beschuldigungen; unter andern und hauptsächlich gegen diejenige, daß er für einen Philosophen viel zu geziert und weibisch sei. Nichts kann die rhetorische Gewandtheit übertreffen, womit er sich entschuldigt, daß er – Zahnpulver gebraucht! ›Sollte ein Philosoph‹ ruft er aus, ›etwas Unreines an sich dulden – und besonders in dem Munde, der die Vorhalle der Seele, das Thor der Rede und der Porticus des Gedankens ist?‹ Aemilianus freilich (der Ankläger des Apulejus) öffnet *seinen* Mund zu nichts Anderm als zu Schmähreden und Verläumdungen, bei *ihm* wäre

ein Zahnpulver übel angebracht. Oder wenn er sich je eines solchen bedient, so ist es sicher nicht mein gutes arabisches Zahnpulver, sondern Holzkohle und verbrannte Lumpen. Ja, seine Zähne sollten so häßlich sein, wie seine Sprache! Und doch liebt es sogar daß Krokodil, seine Zähne sich reinigen zu lassen. Infecten kriechen ihm in den Rachen, und arglos öffnet es demselben dem treuen, zahnkünstlerischen Vogel, der freiwillig seinen Schnabel als Zahnstocher leiht!«

Mein Vater war über seinem Gegenstand warm geworden und schwebte viele Meilen weit über Riccabocca und ›Meiner Novelle‹.

»Und merkt wohl,« rief er aus, »mit welchem Ernst dieser treffliche Platoniter sich zu der Anklage bekennet, daß er einen Spiegel besitze. ›Welcher Gegenstand,‹ sagt er, ›wäre wohl der Betrachtung eines menschlichen Wesens würdiger als sein eigenes Bild?‹ (Nihil respectabilius homini quam formam suam!) ›Ist nicht dasjenige unserer Kinder, das man des Vaters Ebenbild nennt, uns das theuerste? Mag sich ein Künstler auch noch so viele Mühe geben, das von ihm gefertigte Porträt wird doch nie so vollkommen ähnlich sein, wie das Spiegelbild. Wie kann man es für schimpflich halten, sich mit gebührender Aufmerksamkeit im Spiegel zu betrachten? Hat nicht Socrates seinen Schülern ein aufmerksames Beschauen in demselben empfohlen? Behandelte er nicht den Spiegel als ein wichtiges moralisches Mittel? Der Schöne, welcher seine Schönheit darin bewundert, sollte dadurch erinnert

werden, daß nur derjenige schön ist, welcher schön handelt; und je mehr der Häßliche seine Häßlichkeit vor sich sieht, desto mehr sollte er sich angetrieben fühlen, seine äußern Mangel durch seinen innern Werth vergessen zu machen. Stand nicht Demosthenes beständig vor seinem Spiegel? Uebte er nicht vor ihm, als wäre er ein Meister in der Kunst gewesen, seine Reden ein? Beredtsamkeit lernte er von Plato, Dialektik von Eubulides, aber für den Vortrag – nahm er seine Zuflucht zu dem Spiegel!«

»Deßhalb,« schloß Mr. Caxton, indem er ganz unerwartet auf den früheren Gegenstand zurückkam – »deßhalb ist kein Grund zu der Annahme vorhanden, Doctor Riccabocca habe, weil er ein Philosoph gewesen, nicht aus Reinlichkeit und eine anständige äußere Erscheinung gesehen. Alles wohl erwogen, zeigte er ganz besonders den Philosophen, als er seine Brille ablegte und sich bemühte, so gut wie möglich auszusehen.«

»Nun,« sagte meine Mutter freundlich, »ich hoffe nur, daß es glücklich ausfällt. Doch würde es mir besser gefallen haben, wenn Pisistratus aus Doctor Riccabocca nicht einen so widerstrebenden Freier gemacht hätte.«

»Sehr wahr,« sagte der Kapitän, »der Italiener glänzt nicht als Liebhaber. Gieb ihm etwas mehr Feuer, Pisistratus – etwas mehr Galanterie und Ritterlichkeit.«

»Feuer – Galanterie – Ritterlichkeit!« rief mein Vater, welcher Riccabocca unter seinen besondern Schutz genommen hatte. »Siehst du denn nicht, daß der ganze Mann als Philosoph gehalten ist? Und ich möchte wohl wissen, wann sich je ein Philosoph ohne beträchtliche

Bedenken und ohne kalte Schauer in den Ehestand gestürzt hat! Es scheint mir in der That, daß Riccabocca – vielleicht ehe er Philosoph wurde – das Experiment gemacht hatte und durch die Erfahrung gewitzigt worden war. Sogar jener einfache, verständige, praktische Mann, Metellus Numidiens, der nicht einmal Philosoph, sondern nur römischer Censor war, sprach sich, als er das Volk zum Ehelichwerden ermahnte, folgendermaßen aus: ›Wenn wir ohne Weiber auskommen könnten, Quiriten, würden wir Alle diese Last gern entbehren (eam molestiam careremus); allein da es die Natur nun einmal so eingerichtet hat, daß wir mit Weibern nicht angenehm und ohne dieselben gar nicht leben können, so laßt uns lieber für das menschliche Geschlecht als für unser zeitliches Glück sorgen!«

Bei diesen Worten brachen die Frauen in einen solchen Sturm der Entrüstung aus, daß Roland und ich ihren Zorn durch die eifrigsten Versicherungen zu beruhigen suchten, wie sehr wir die verdammungswürdige Lehre des Metellus Numidicus mißbilligten.

Ohne im geringsten auf diese Unterbrechung zu achten, nahm mein Vater, nachdem endlich ein mißmuthiges Schweigen eingetreten war, wieder das Wort:

»Glaubt nicht, meine Damen, daß Ihr zu jener Zeit keinen Fürsprecher gehabt. Viele Römer waren galant genug, dem Censor Vorwürfe zu machen wegen eines

Ausspruchs, der ihnen ebenso unhöflich als unverständlich vorkam. ›Wenn Numidicus die Männer zum Heirathen aufmuntern wollte,‹ sagten sie, nicht ohne anscheinend im Rechte zu sein, so hätte er nicht mit solcher Bestimmtheit an die Unannehmlichkeiten des Ehestandes erinnern sollen, wodurch er ihnen nur Abscheu davor einflößte. Diesen Kritikern hielt jedoch ein braver Mann (dessen Name, Titus Castricius, wohl verdient, von der Nachwelt aufbewahrt zu werden) die Behauptung entgegen, daß Metellus nicht passender hätte sprechen können, ›denn,‹ sagte er, ›man müsse wohl bedenken, daß Metellus ein Censor und kein Redner gewesen sei. Auszuschmücken, zu verstecken und die Dinge im günstigsten Lichte darzustellen, zieme dem Redner; aber Metellus, *sanctus vir* – ein tadelloser, frommer, ernster und aufrichtiger Mann, der in der feierlichen Würde eines Censors zu dem römischen Volke sprach, hatte die Verpflichtung, die nackte Wahrheit zu sagen, zumal über einen Gegenstand, über welchen jeder seiner Zuhörer sich durch die tägliche Erfahrung Aufklärung verschaffen konnte.‹ Da übrigens Riccabocca einmal den Entschluß gefaßt hatte, sich zu verheirathen, so war er wohl auch darauf vorbereitet, alle damit verbundenen Uebel zu ertragen, wie es einem Weisen geziemt; und ich gestehe, daß ich die Kunst bewundere, mit welcher Pisistratus die ihm bestimmte Frau gerade so gezeichnet hat, wie sie für einen Philosophen am besten paßt –«

*Pisistratus* verbeugt sich und blickt wohlgefällig umher, erschrickt aber vor zwei sehr unzufriedenen weiblichen Gesichtern.

*Mr. Caxton* (seinen Satz vollendend). – »Nicht nur, was den sanften Charakter und andere häusliche Tugenden, sondern auch, was das Aeußere des Gegenstandes seiner Wahl betrifft. Du hast dich offenbar der Antwort des Bias erinnert, mein Sohn, als man ihn um seine Meinung über den Ehestand befragte:

\*\*\*\*\*

*Pisistratus* bemüht sich, so auszusehen, als ob er die Ansicht des Bias auswendig wisse, und nickt zustimmend.

*Mr. Caxton*. – »Das heißt, meine Lieben, ›du heirathest entweder eine schöne oder eine häßliche Frau; eine schöne aber ist *koiné* (in unserer Sprache: du wirst sie nicht allein haben); eine häßliche hingegen ist *poiné* – nämlich eine Furie.« – Nun ist aber, wie Aulus Gellius, dem ich dieses Citat entnehme, sehr richtig bemerkt, zwischen schön und häßlich ein weiter Zwischenraum. Und Ennius gebraucht in seiner Tragödie *Menelippus* einen bewundernswürdigen Ausdruck, um den richtigen Grad der Anmuth zu bezeichnen, den ein Philosoph an seinem Weibe vorziehen dürfte. Er nennt diesen Grad *stata forma* – eine vernünftige, mittelmäßige Art von Schönheit, die weder zum *koiné*, noch zum *poiné* Anlaß gibt. Und Favorinus, ein merkwürdig verständiger Manm der aus der Provence stammte – woselbst die Männer sich immer viel auf ihre Kenntniß der Weiber und der Liebe zu gute thaten, –

nennt besagte *stata forma* die Schönheit der Ehefrauen – die eheliche Schönheit. Ennius sagt, daß Frauen von einer *stata forma* fast immer treu und bescheiden seien. Jemima nun wird uns, wie Ihr bemerkt, als ein Wesen von dieser Art beschrieben, und gerade die Feinheit deiner Beobachtung in dieser Hinsicht ist es, was mir bei deiner ganzen Schilderung der Brautwerbung eines Philosophen (mit Ausnahme des Ablegens seiner Brille) am besten gefällt; denn es zeigt, daß du die Ansicht des Bias in reifliche Erwägung gezogen und alle Gegengründe im fünften Buch und elften Kapitel des Aulus Gellius bewältigt hast.«

»Nichtsdestoweniger,« sagte Blanche halb schalkhaft und halb spröde, mit einem Lächeln im Auge und einem Schmollen auf der Lippe, »erinnere ich mich nicht, daß mir Pisistratus in den Tagen seiner komplimentenreichsten Aufmerksamkeiten je gesagt hätte, ich besitze eine *stata forma* – eine vernünftige, mittelmäßige Art von Schönheit.«

»Und ich glaube,« bemerkte mein Onkel, »daß er sich, wenn er uns einmal seine eigentliche Heldin, wer sie auch sein mag, beschreibt, wenig um Bias oder Aulus Gellius bekümmern wird.«

## ZWEITES KAPITEL.

Der Ehestand bringt sicherlich eine bedeutende Veränderung im Leben hervor. Man wundert sich, keine auffallende Umwandlung an einem Freunde oder einer Freundin wahrzunehmen, selbst wenn sie erst eine Woche verheirathet sind. Bei Doctor Riccabocca und seiner Gattin war diese Veränderung sehr bemerkbar. Um zuerst, wie es die Galanterie verlangt, von der Dame zu sprechen, so hatte Mrs. Riccabocca jene sanfte Schwermuth, die Miß Jemima eigen gewesen, ganz abgelegt; sie wurde lebhaft und heiter und in Folge dessen um vieles hübscher. Auch nahm sie keinen Anstand, Mrs. Dale aufrichtig zu gestehen, sie glaube nun das Ende der Welt noch in weiter Ferne. Mittlerweile versäumte sie aber keineswegs, die Pflicht zu erfüllen, welche die von ihr aufgegebenen Ansicht so sehr geeignet ist, einzuschärfen – ›Sie bestellte ihr Haus!‹ Die kalte, ärmliche Eleganz, welche bisher in dem Casino geherrscht hatte, verschwand wie durch einen Zauber – das heißt, die Eleganz blieb, aber die Kälte und Aermlichkeit flüchteten sich vor dem Lächeln des Weibes. Gleich dem gestiefelten Kater fing Jackeymo nach der Hochzeit seines Herrn Stichlinge und Schmerlen nur noch zu seiner Unterhaltung. Jackeymo wurde stärker, und auch sein Herr blieb in dieser Beziehung nicht zurück. Mit Einem Wort, die hübsche Jemima wurde eine vortreffliche Frau. Riccabocca hielt sie im Geheimen für verschwenderisch; allein als weiser Mann

verschmähte er jeden Einblick in die Haushaltungsrechnung und verzehrte seine Hammelskeule in vorwurfslosem Schweigen.

In der That lag in Mrs. Riccabocca's Charakter so viel ungekünstelte Güte, unter ihrem ruhigen Wesen schlug so ächt und warm das Herz der Hazeldeans, daß sie alle Erwartungen der Pfarrerin vollkommen rechtfertigte. Und wenn gleich der Doctor sich seines Glückes nicht laut rühmte, oder, wie so manche Neuvermählte es kränkend den *nimis unctis naribus* – das heißt, den höhnischen Nasen mürrischer alter Eheleute – oder grell und schreiend den neidischen Augen der Junggesellen vorhielt, so war er doch sichtlich heiterer und wohlgemuther geworden. Sein Lächeln war weniger ironisch, seine Höflichkeit weniger steif. Er studirte den Macchiavelli nicht mehr so eifrig und kehrte nicht zu seiner Brille zurück, was jedenfalls ein sehr gutes Zeichen war. Außerdem gab sich der verfeinernde Einfluß seiner pünktlichen englischen Frau auch in der Verschönerung seines äußeren oder künstlichen Menschen zu erkennen. Die Kleider schienen ihm besser zu passen und waren überhaupt neu. Auch fand Mrs. Dale keine Gelegenheit mehr zu der Bemerkung, daß an seiner Manschette ein Knopf fehle, was ihr große Befriedigung gewährte. Drei Dingen jedoch blieb der Weise unwandelbar treu: seiner Pfeife, seinem Mantel und dem rothseidenen Regenschirm. Mrs. Riccabocca hatte zwar – wir müssen es ihr zur Ehre nachrühmen – alle geziemenden weiblichen Künsre gegen diese

drei Ueberreste des alten unverheiratheten Adam aufgebieten; allein vergebens. »*Anima mia*, meine Seele,« sagte der Doctor zärtlich, »der Mantel, der Schirm und die Pfeife sind die einzigen Erinnerungszeichen, welche mir von meinem Vaterlande geblieben sind. Achte und schöne sie.«

Mrs. Riccabocca war gerührt und verständig genug, um einzusehen, daß der Mann, wenn er auch noch so glücklich verheirathet ist, immer einige Zeichen seiner frühern Unabhängigkeit, einige Beweise seiner Identität beibehalten will, welche die Frau wohl thun wird, unangetastet zu lassen. Jemima gab in Betreff des Mantels nach, fügte sich in den Regenschirm und verbarg ihren Abscheu vor der Pfeife. Und dabei gestand sie sich doch immer noch, daß sie in Anbetracht der Schlechtigkeit des männlichen Geschlechts eine weit schlimmere Wahl hätte treffen können. Allein bei aller Ruhe und Heiterkeit war an dem Doctor eine gewisse nervöse Aufregung nicht zu verkennen; sie begann zwei Wochen nach der Hochzeit und steigerte sich mehr und mehr, bis an einem schönen, sonnigen Nachmittag, als Riccabocca auf der Terrasse stand und nach der Straße hinunter schaute, an welcher Jackeymo ausgestellt war, eine Postkutsche vor dem Casino anhielt. Der Doctor sprang auf, preßte beide Hände gegen sein Herz, als wäre es von einer Kugel getroffen, und setzte dann über das Geländer hinweg. Seine Gattin sah ihn von ihrem Fenster aus, wie er den Hügel hinabflog, während seine langen Haare im Winde flatterten, bis ihn die Bäume ihren Blicken entzogen.

»Ah,« dachte sie mit einem natürlichen Anflug ehelicher Eifersucht, »fortan werde ich nur noch die Zweite an seinem häuslichen Herde sein. Er ist hingegangen, um sein Kind willkommen zu heißen.« Und Mrs. Riccabocca's Thränen flossen bei diesem Gedanken.

Allein sie war von Natur so liebevoll, daß sie rasch ihre Aufregung zu unterdrücken und so gut als möglich jede Spur des Kammers der Stiefmutter zu vertilgen strebte. Nachdem ihr dies gelungen war und sie ein leises Gebet der Selbstanklage gemurmelt hatte, eilte die gute Frau rasch die Treppe hinab, bot ihrem besten Lächeln auf und öffnete die Thüre der Terrasse. Sie blieb nicht unbelohnt; denn kaum war sie in's Freie getreten, als ein Paar kleine Arme sie umschlangen, und die süßeste Kinderstimme, die man je vernommen, in gebrochenem Englisch die Worte flüsterte: »Gute Mama, liebe mich ein wenig!«

»Dich lieben? Von ganzem Herzen!« rief die Stiefmutter, indem sie mit der ganzen Zärtlichkeit einer rechten Mutter das Kind an ihr Herz drückte.

»Gott segne dich, meine Gattin!« sagte Riccabocca mit vor Rührung halb erstickter Stimme.

»Haben Sie die Güte und nehmen Sie auch dies,« setzte Jackeymo in italienischer Sprache hinzu, so gut es sein Schluchzen gestattete, und dabei brach er von seinem Lieblingsorangenbaume einen großen Zweig voll der schönsten Blüten ab und drückte ihn seiner Gebieterin in die Hand. Sie hatte nicht den mindesten Begriff von dem, was er damit meinte.

## DRITTES KAPITEL.

Violante war in der That ein bezauberndes Kind – ein Kind, dem selbst die unsterbliche Mrs. Caudel kaum eine harte Stiefmutter hätte sein können.

Betrachte sie jetzt, wie sie, aus jenen liebenden Armen entlassen, dasteht und mit der einen Hand noch immer an ihrer neuen Mama hängt, indeß sie die andere nach Riccabocca ausstreckt, während ihre großen, dunkeln Augen in Freudenthränen schwimmen. Welch' ein liebliches Lächeln! welche reine, edle Stirne! Sie sieht zart aus – offenbar bedarf sie einer sorgfältigen Pflege – sie bedarf der Mutter! Und wo ist die Frau, die sie nicht eben darum desto mehr liebte? Und doch Welch' unschuldiges, kindliches Roth auf diesen klaren, weichen Wangen! Welche unbeschreibliche Anmuth in dieser kleinen, schlanken Gestalt!

»Das ist wohl deine Wärterin, mein Herzchen?« sagte Mrs. Riccabocca, eine dunkle, fremdartig aussehende, seltsam gekleidete Frauengestalt bemerkend, die weder einen Hut, noch eine Haube auf dem Kopfe trug und ihre Haare nur um einen großen silbernen Pfeil geschlungen hatte, indeß eine Kette von Filigran über ihrem Halstuch hing.

»Ach, die gute Anetta,« sagte Violante in ihrer Muttersprache. »Papa, sie sagt, sie müsse wieder zurück; aber nicht wahr, sie soll nicht wieder fort?«

Riccabocca, welcher die Frau zuvor kaum bemerkt hatte, war bei dieser Frage betroffen; er wechselte einen hastigen Blick mit Jackeymo und näherte sich dann, eine unverständliche Entschuldigung murmelnd, der Wärterin, bat sie, ihm zu folgen, und ging mit ihr in's Freie hinaus. Er war wohl mehr als eine Stunde abwesend und kehrte hierauf allein zurück. Er sagte seiner Gattin einfach, die Wärterin müsse sogleich wieder abreisen und bleibe deßhalb im Dorfe, um die Postkutsche dort zu erwarten; in ihrem Hauswesen wäre sie doch von keinem Nutzen gewesen, da sie kein Wort Englisch verstehe; doch fürchte er sehr, Violante werde sich um sie grämen. Und Violante vermißte sie anfangs auch wirklich schmerzlich. Allein für ein Kind ist es etwas so Großes, Eltern zu finden und eine Heimath zu haben, daß die Kleine, so liebevoll und dankbar sie auch war, doch nicht lange traurig sein konnte.

Während der ersten paar Tage überließ Riccabocca seine Tochter keinem Andern. Selbst mit Jemima mochte er sie nicht gern allein lassen. Sie gingen mit einander spazieren und saßen Stunden lang in dem Belvedere. Dann begann er allmähig, das Kind Jemima's Pflege und Unterweisung anheimzugeben, letzteres besonders in Betreff der englischen Sprache, von welcher die Kleine bis jetzt nur einige, wahrscheinlich vorher auswendig gelernte Sätze deutlich und verständig aussprechen konnte.

## VIERTES KAPITEL.

Unter den Bewohnern des Casino war einer, der sich weder über Doctor Riccabocca's Vermählung, noch über Violantens Ankunft freute – und dies war unser Freund Lenny Fairfield. Ehe die alles verschlingenden Pflichten der Brautwerbung begannen, hatte der Bauernknaube einen großen Theil von Riccabocca's Aufmerksamkeit genossen. Der Weise war mit Interesse dem Wachsthum dieses rohen, nach Licht ringenden Verstandes gefolgt. Aber durch die neuen Verhältnisse war Lenny aus seiner künstlichen Stellung als Schüler in seine natürliche Stellung als Untergärtner herabgesunken. Und nach Violanten's Ankunft sah er sich mit einem natürlichen bitteren Gefühle gänzlich vergessen – nicht allein von Riccabocca, sondern fast auch von Jackeymo. Zwar lieb ihm sein Herr noch immer Bücher, und der Diener hielt ihm Vorträge über die Blumenzucht. Allein Riccabocca hatte jetzt weder Zeit, noch Lust, sich damit abzugeben, den Wirrwarr von Ideen, welchen die Bücher in des Knaben Kopf hervorgebracht, zu ordnen und aufzuklären. Und wenn Jackeymo schon vor der Ankunft der jungen Dame im Interesse ihrer Mitgift nach den Goldminen begierig gewesen war, die in jenen Feldern des Squires begraben lagen, welche der Doctor jetzt wirklich übernommen und die der Squire ihm gutmüthig als einen Beitrag zu Jemima's Morgengabe ohne Pachtzins überlassen hatte, so konnte der treue Diener nun, da ihre Gegenwart seinem Fleiße ein neuer Antrieb war, an nichts Anderes

mehr denken als an das Land und an die Umwälzung, die er in den gewöhnlichen englischen Ernten zu bewirken hoffte. Der Garten blieb mit Ausnahme der Orangebäume Lenny völlig überlassen, und für das Feldgeschäft wurden noch weitere Arbeiter angestellt. Jackeymo hatte gefunden, daß der eine Theil des Bodens für Lavendel, der andere für Kamillen passen würde. Auch beabsichtigte er, ein schönes Stück Feld, statt reichem Lehmboden, mit Flachs anzubauen; der Squire jedoch verweigerte hartnäckig seine Einwilligung zu diesem Vorhaben. Der Flachsbau, vielleicht der einträglichste von allen, wenn er mit Geschicklichkeit auf einem günstigen Boden betrieben wird, war, wie es scheint, in frühern Zeiten in England weit häufiger versucht worden als heutzutage; denn man wird wenig alte Pachtverträge ohne die Klausel finden, daß derselbe, weil er das Land aussauge, nicht gestattet sei. Und obgleich Jackeymo dem Squire sehr gelehrt zu beweisen suchte, daß der Flachs selbst Bestandtheile enthalte, die, wenn man sie dem Boden wieder zurückgebe, alles ersetzen, was demselben entzogen werde, so hatte doch Mr. Hazeldean über diesen Gegenstand seine altmodischen Vorurtheile, die unüberwindlich waren. »Meine Vorfahren,« sagte er, »haben nicht ohne guten Grund diese Klausel in ihre Pachtverträge aufgenommen, und da die Ländereien des Casino Fideikommiß sind, so habe ich nicht das Recht, auf Frank's Kosten Euren ausländischen Grillen nachzugeben.«

Um sich nun für den Verlust des Flachses zu entschädigen, beschloß Jackeymo, ein hübsches Stück Wiesengrund in einen Obstgarten zu verwandeln, der nach seiner Berechnung zu der Zeit, da Miß Violante heirathsfähig wurde, zehn Pfund per Morgen einbringen mußte. Dem Squire wollte zwar auch dieser Plan nicht besonders gefallen, da jedoch kein Zweifel obwalten konnte, daß das Stück Land durch die Obstbäume an Werth gewinnen würde, so gab er zuletzt seine Einwilligung.

Alle diese Veränderungen hatten zur Folge, daß der arme Lenny Fairfield sehr viel sich selbst überlassen blieb, und dies zu einer Zeit, da die neuen und fremdartigen Vorstellungen, welche durch das Lesen von Doctor Riccabocca's Bücher in ihm hervorgebracht worden, die beständige Leitung durch einen überlegenen Geist in hohem Grade wünschenswerth gemacht hätten.

Eines Abends, als Lenny nach vollbrachtem Tagewerk verstimmt und mißmuthig der Hütte seiner Mutter zuzuging, traf er plötzlich mit dem Kesselflicker Sprott zusammen.

#### FÜNFTES KAPITEL.

Der Kesselflicker saß unter einer Hecke und hämmerte an einem alten Kessel; während ein kleines Feuer vor ihm brannte, und der Esel ganz in der Nähe eines süßen Schlummers sich erfreute. Mr. Sprott blickte auf, als Lenny vorüber ging, nickte freundlich und sagte:

»Guten Abend, Lenny! Freut mich, zu hören, daß du einen so guten Dienst bei dem fremden Herrn gefunden hast.«

»So,« erwiderte Lenny, der noch immer einigen Groll im Herzen hegte; »jetzt schämt Ihr Euch also nicht, mit mir zu sprechen. Damals aber, als ich ohne mein Verschulden einen Schimpf ertragen mußte, war der rechte Gentleman am liebevollsten gegen mich.«

»Pr-r,« sagte der Kesselflicker, indem er das *r* nicht ohne besondern Nachdruck und Bedeutung rasseln ließ. »Siehst du, der rechte Gentleman braucht nicht sein Brod zu verdienen und hat also auch nicht nöthig, um seinen Ruf vor der Welt ängstlich zu sorgen. Ein armer Kesselflicker dagegen muß zimperlich und wählerisch in seinem Umgang sein. Aber setze dich ein wenig zu mir, Lenny; ich habe dir etwas zu sagen.«

»Mir?«

»Ja, dir. Schieb' den Grauen auf die Seite, und setze dich.«

Lenny folgte zögernd und ungerne der Einladung.

»Ich höre,« begann der Kesselflicker etwas unverständlich, indem er zwei Nägel zwischen den Zähnen hielt – »ich höre, daß du ein sehr großer Freund vom Lesen bist, und ich habe dort in meinem Ranzen einige hübsche, wohlfeile Bücher – manche darunter kosten nicht mehr, als einen Pfennig.«

»Ich möchte sie wohl sehen,« rief Lenny mit funkeln- den Augen.

Der Kesselflicker erhob sich, öffnete einen der Körbe, welche an den Seiten des Esels herabhingen, zog einen Ranzen heraus und stellte ihn mit dem Bedeuten vor Lenny hin, daß er sich nur auswählen möge. Der Bauernknabe hätte sich nichts Besseres wünschen können. Er breitete den Inhalt auf dem Rasen aus – eine buntgemischte Kost für den hungrigen Geist – Nahrung und Gift – *serpentes avibus* – Gutes und Schlechtes. Hier Milton's Verlornes Paradies, dort Das Zeitalter der Vernunft – hier methodistische Tractate, dort die wahren Grundsätze des Socialismus – Abhandlungen über nützliche Wissensgegenstände, abgefaßt von einem wohlwollenden Gelehrten – Aufrufe an Fabrikarbeiter, erlassen von den seich-testen Köpfen und eingegeben von demselben Ehrgeiz, welcher Eratostratus bewog, einen Tempel einzuäschern; Werke der Phantasie, so bewundernswürdig, wie Robinson Crusoe, oder so unschuldig, wie der Alte Englische Baron, neben rohen Uebersetzungen jenes Unflaths, welcher unter der Regierung Ludwigs XV. die Sitten der französischen Jugend verdarb. Kurz, dieses Gemisch war ein kleiner Auszug aus der bunten Welt der Bücher – aus jener ungeheuren Stadt der Presse mit ihren Palästen und Spelunken – ihren Wasserleitungen und Cloaken, die sich alle gleichermaßen vor dem Auge Dessen öffnen, zu welchem Ihr, wie der Kesselflicker zu Lenny, sorglos spricht: »Wählt Euch nur aus!«

Allein es liegt nicht in der Natur eines gesunden und reinen Gemüthes, sich in einer Spelunke niederzulassen oder in den Cloaken zu verirren, und nachdem Lenny

Fairfield arglos in den schlechten Büchern geblättert hatte, wählte er zwei oder drei der besten, brachte sie dem Kesselflicker und fragte nach ihrem Preise.

»Ei,« sagte Mr. Sprott, seine Brille aufsetzend, »du hast gerade die theuersten ausgesucht; jene dort sind viel billiger und dazu interessanter.«

»Aber sie gefallen mir nicht; ich verstehe nicht, wovon sie handeln, während dieses hier, wie mir scheint, die Dampfmaschine beschreibt und hübsche Bilder hat; und das andere ist Robinson Crusoe, den mir Pfarrer Dale einmal versprochen hat – aber ich will ihn lieber von meinem eigenen Gelde kaufen.«

»Wie du willst,« sagte der Kesselflicker, »du sollst die Bücher für vier Schillinge bekommen und kannst mich nächsten Monat bezahlen.«

»Vier Schillinge? Das ist eine große Summe,« versetzte Lenny: »aber ich will das Geld nach und nach zurücklegen, da Ihr so gut sein wollt, mir Kredit zu geben. Guten Abend, Mr. Sprott!«

»Warte noch ein bischen,« sagte der Kesselflicker; »diese zwei Tractätchen will ich dir noch mit in den Kauf geben; sie kosten nur einen Schilling das Dutzend, und wenn du *diese* gelesen hast, wirst du erst ein regelmäßiger Kunde von mir werden.«

Der Kesselflicker warf Lenny Nr. 1 und 2 von den Ausrufen an die Arbeiter zu, die derselbe dankbar annahm.

Der junge Wißbegierige setzte seinen Weg durch die grünen Felder und das stille, herbstliche Gesträuch der

Hecken fort indem er ein Buch um das andere betrachtete und nicht wußte, zu welchem er sich entschließen sollte.

Der Kesselflicker stand auf und schürte das Feuer mit Laub, Ginster und Reiserh, die zum Theil dürr, zum Theil noch grün waren.

Lenny hat jetzt eines der Tractätlein aufgeschlagen – sie sind schneller gelesen und kosten weniger Kopfzerbrechens, als die Erklärung der Dampfmaschine.

Der Kesselflicker hat seinen schmutzigen Leimtopf auf die Glut gesetzt, und der Leim brodelte.

#### SECHSTES KAPITEL.

Als Violante mit ihrer neuen Heimath bekannter, und ebenso ihre Umgebung vertrauter mit ihr wurde, machte sich eine gewisse stolze Würde in ihrer Haltung und in ihrem Benehmen bemerkbar, die, wäre sie ihr nicht augenscheinlich ungeboren und ganz natürlich gewesen, an der Tochter eines armen Verbannten sehr am unrechten Platze scheinen mußte, und die selbst bei Kindern von den höchsten Ständen in so zartem Alter selten angetroffen wird. Mit der Miene einer kleinen Prinzessin reichte sie ihr zartes Händchen zu einem freundlichen Drucke oder bot ihre ruhige klare Wange zum Kusse dar. Aber bei alledem war sie so anmuthig, und ihre stolze Würde war so hübsch und bezaubernd, daß man sie trotz ihres vornehmen Wesens lieben mußte. Und sie verdiente es in Wahrheit geliebt zu werden; denn wenn auch zum Beispiel Mrs. Dale ihren Stolz nicht billigen konnte, so war derselbe doch frei von allem Egoismus, und das ist

in der That kein gewöhnlicher Stolz. Sie besaß eine instinktartige Vorsorge für Andere, man sah es ihr an, daß sie jenes edlen weiblichen Heroismus, der Selbstverleugnung fähig sei und obgleich ein originelles, häufig ernstes, sinniges Kind, mit einem Anflug sanfter, aber tiefer Melancholie, so war sie doch nicht über die glückliche, natürliche Heiterkeit ihres Alters erhaben – nur klang ihr silbernes Lachen gedämpfter, ihre Geberden waren ruhiger, als dies bei Kindern der Fall zu sein pflegt, welche an viele Spielgefährten gewöhnt sind. Mrs. Hazeldean sah sie am liebsten ernst und prophezeite, die Kleine werde gewiß einmal eine sehr verständige Frau werden. Mrs. Dale gefiel sie am besten, wenn sie heiter war, und sie behauptete, das Kind sei dazu geboten, manches Herzweh zu machen, eine Bemerkung, wofür sie von dem Pfarrer wohlverdiente Rüge erntete. Mrs. Hazeldean schenkte ihr eine Sammlung kleiner Gartengeräthschaften und Mrs. Dale ein Bilderbuch und eine schöne Puppe. Lange Zeit hatten Buch und Puppe den Vorzug. Als jedoch Mrs. Hazeldean gegen Riccabocca die Bemerkung machte, das arme Kind sehe blaß aus und sollte sich mehr in der freien Luft bewegen, überredete der weise Vater seine Tochter, Mrs. Riccabocca finde großes Gefallen an dem Bilderbuch, und er würde sich sehr freuen, die Puppe zu besitzen, worauf Violante sich beeilte, beides wegzugeben; und nie war sie so glücklich, als wenn Mama (wie sie Mrs. Riccabocca zu nennen pflegte) das Bilderbuch betrachtete, und ihr Vater mit gravitäischem Ernst die Puppe schaukelte. Dann versicherte Letzterer, sie könne

ihm im Garten von großem Nutzen sein, und sogleich begann Violante ihren Spaten, Hacke und Schubkarren in Bewegung zu setzen.

Diese letztere Beschäftigung brachte sie in unmittelbare Berührung mit Mr. Leonard Fairfield, der eines Morgens zu seinem großen Entsetzen bemerkte, daß Violante ein ganzes Selleriebeet ausgerottet hatte, weil sie die Pflanzen in ihrer Unwissenheit für Unkraut gehalten.

Lenny war über die Maßen aufgebracht. Er riß ihr die Hacke aus der Hand und sagte zornig: »Das dürfen Sie nicht thun, Fräulein. Ich werde es Ihrem Papa sagen, wenn Sie –«

Violante nahm eine stolze Haltung an, und da ihr – wenigstens seit ihrer Ankunft in England – noch nie so begegnet worden war, so drückte sich in dem Erstaunen ihrer großen Augen ebenso wohl etwas Komisches als in der Würde ihrer beleidigten Miene etwas Tragisches aus.

»Es ist sehr unartig von Ihnen, Fräulein,« fuhr Leonard in milderem Tone fort, denn die Augen hatten ihn besänftigt und die Miene eingeschüchtert; »ich hoffe, Sie werden es nicht wieder thun.«

»*Non capisco*« (ich verstehe nicht), murmelte Violante, und ihre dunkeln Augen füllten sich mit Thränen. In diesem Moment kam Jackeymo herbei, und Violante sagte, indem sie sich alle Mühe gab, ihre Aufregung zu verbergen: »*Il fanciullo e molto grossolano*« (der Knabe ist sehr ungezogen).

Jackeymo ging mit dem Blicke eines wüthenden Tigers auf Leonard zu und rief: »Wie kannst du dich erfreuen, du Abschaum der Erde, die Signorina zum Weinen zu bringen?«

Und da ihm sein englischer Wörtevvorrath nicht eine hinlängliche Menge von Schimpfnamen lieferte, so überhäufte er Lenny mit einem solchen Schwall italienischer Schmähungen, daß dieser vor Zorn und Bestürzung in einem Athem weiß und roth wurde.

Violante jedoch empfand nun Mitleid mit ihrem Opfer und begann mit ächt weiblicher Launenhaftigkeit Jackeymo wegen seiner Heftigkeit zu schelten; dann näherte sie sich Leonard, legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte mit kindlicher und zugleich königlicher Freundlichkeit in dem reizendsten Gemisch von gebrochenem Englisch und weichem Italienisch, das wir nicht wieder zu geben vermögen und daher einfach übersetzen: »Kümmere dich nicht um ihn. Ich war es wohl, die Unrecht hatte; aber ich verstand dich nicht. War denn dies kein Unkraut?«

»Nein, meine theuerste Signora,« sagte Jackeymo in italienischer Sprache, indem er mit Betrübniß auf das verwüstete Selleriebeet blickte; »das ist kein Unkraut, sondern Sellerie, den man um diese Zeit des Jahres theuer verkaufen kann. Wenn es Ihnen aber Vergnügen macht, ihn auszureißen, so möchte ich wissen, wer sich unterstehen dürfte, Sie daran zu hindern.«

Lenny zog sich zurück. Er war ›der Abschaum der Erde‹ genannt worden, und dies noch dazu von einem Ausländer. Zum zweiten Mal hatte man ihn mißhandelt, weil er

gethan, was er für seine Pflicht gehalten. Wieder empfand er die Kluft zwischen Reichen und Armen und immer mehr drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß zwischen beiden ewiger Krieg herrschen müsse, denn er hatte die abscheulichen Tractate Nr. 1 und 2 von Anfang bis zu Ende gelesen. Mitten in dieser zornigen Stimmung jedoch fühlte er die sanfte Berührung der kleinen Hand, den beschwichtigenden Einfluß der versöhnenden Worte – und er schämte sich halb vor sich selbst, so rauh mit einem Kinde geredet zu haben.

Lenny setzte sich in einiger Entfernung nieder. »Ich sehe nicht ein,« dachte er, »warum es Reiche und Arme, Herren und Knechte geben muß.« Lenny hatte, wir dürfen dies nicht vergessen, Pfarrer Dale's politische Predigt nicht gehört.

Nach einer Stunde kehrte der Knabe, der sich indessen wieder gefaßt hatte, zu seiner Arbeit zurück. Jackeymo war auf das Feld gegangen und somit nicht mehr um den Weg; Riccabocca dagegen stand bei dem Selleriebeet und hielt seinen rothseidenen Regenschirm über Violante, die zu seinen Füßen saß und mit ihren großen Augen voll Liebe und Verständniß zu ihm aufschaute.

»Lenny,« redete Riccabocca den Knaben an, »mein junges Fräulein hat mir eben gesagt, daß sie sehr unartig und Giacomo sehr ungerecht gegen dich gewesen. Vergieb ihnen Beiden!«

Lenny's Verdruß zerschmolz in einem Augenblick. Die Erinnerung an die Tractate Nr. 1 und 2

»Gleich einem wesenlosen Traum  
Ließ keine Spur zurück.«

Er erhob seine Augen, in welchen seine ganze angeborene Herzensgüte glänzte, zu dem weisen Mann empor und heftete hierauf einen dankbaren Blick auf das Antlitz der kindlichen Friedenstifterin. Dann wandte er sich ab und weinte. Der Pfarrer hatte Recht: »Ihr Armen, habt Mitgefühl für die Reichen; Ihr Reichen, achtet die Armen!«

#### SIEBENTES KAPITEL.

Von diesem Tage an wurden der niedrige Lenny und die königliche Violante die besten Freunde. Mit welchem Stolz lehrte er sie nicht Sellerie von Unkraut unterscheiden – und wie stolz war sie nicht, wenn man ihr sagte, daß sie *nützlich* sei! Kindern, zumal Mädchen, kann man keine größere Freude machen, als wenn man sie fühlen läßt, daß sie schon einigen Werth in der Welt haben – daß sie schon etwas leisten können. Wochen und Monate verflossen und Lenny las immer noch fort, nicht bloß die Bücher, welche der Doctor ihm borgte, sondern auch diejenigen, welche er von Mr. Sprott kaufte. Was die Bomben und Granaten gegen die Religion betrifft, die der Kesselflicker in seinem Ranzen bei sich trug, so fühlte Lenny noch keine Lust, sich damit in die Luft zu sprengen. Er war von der Wiege an in kindlicher Liebe und Ehrfurcht vor seinem himmlischen Vater und treuen Heiland erzogen worden, dessen Leben alle Berichte

menschlicher Vortrefflichkeit weit übertrifft und dessen Tod über die höchsten Schilderungen menschlichen Heldenmuthes erhaben ist; und kein Wesen, welches in seiner Jugend gelernt hat, zu dem Barmherzigen zu flehen und den Heiland anzubeten, selbst wenn es im spätern Leben sich in die Dornen eines unseligen Skepticismus verstrickt haben sollte, vermöchte es, ohne sich im tiefsten Herzen empört und im Gewissen erschüttert zu fühlen, den Ewigen verspotten und verhöhnen zu hören. Wie der Hirsch instinktmäßig vor dem Tiger zurückbebt – wie der bloße Anblick des Skorpions Jeden, und sollte er nie zuvor einen solchen gesehen haben, von der Berührung abhält, so ließ schon die erste Zeile einer schlechten, gotteslästerlichen Schrift, an die der Kesselflicker seine rußigen Finger legte, Lenny's Blut in seinen Adern erstarren. Ebenso gesichert war der Bauernknabe vor Schriften gemeiner, unsittlicher Art, nicht nur durch die glückliche Unwissenheit seines ländlichen Lebens, sondern durch eine dauerndere Schutzwache: den Genius – den Genius, der lange Zeit braucht, ehe er die ihm innewohnende dorische Keuschheit verliert – der schamhaft ist, weil er den Ruhm liebt – der zwar gerne träumt, aber auf einem von Veilchen duftenden Rasen und nicht auf einem Düngerhaufen. Deßhalb sucht der Genius, selbst in der Verirrung der Sinne, aus der Sinnenwelt heraus in die feinere ätherische Phantasieenwelt zu flüchten. Abgesehen von den Leidenschaften aber ist der wahre Genius stets die praktischste von allen den Menschen verliehenen Gaben. Gleich dem Apollo, den die Griechen als den Typus des

Genius verehrten, sieht er Arkadien selbst nicht als seine Heimath, sondern vielmehr als einen Verbannungsort an. Bald des Getändels in Tempe müde, erhebt sich der Genius, um seine Sendung zu erfüllen – der Schütze mit dem silbernen Bogen, der Lenker des Sonnenwagens zu sein. Um deutlicher zu reden: Genius ist die Begeisterung für Selbstveredlung; er hört auf zu sein oder entschlummert in dem Augenblick, da er es aufgibt, nach einem für ihn werthvollen Gegenstände zu streben, wodurch unversehens seine Vervollkommnung mit derjenigen der Welt sich verkettet. Bis jetzt hatte Lenny's Genius noch keine Neigung, die nicht auf das Praktische und Nützliche hinzielte, weshalb er sich auch naturgemäß seiner eigenen Sphäre und den Bedürfnissen derselben, nämlich den sogenannten mechanischen Künsten zuwandte. Er wünschte sich über Dampfmaschinen und artesische Brunnen zu unterrichten, und zu diesem Ende waren ihm Vorkenntnisse in der Mechanik und Hydrostatik nöthig. Er kaufte sich daher populär gehaltene Werke über die Elemente dieser mystischen Wissenschaften – und setzte bei Experimenten alle Kräfte seines Geistes in Thätigkeit.

Wie sehr achte und verehere ich Euch, Ihr edlen, hochherzigen Geister, die Ihr unbekümmert um Ruhm und für geringen irdischen Lohn dem Verstande des Armen die Thore des Wissens aufgeschlossen habt! Allein glaubt nicht, ich bitte Euch, daß damit schon alles Nöthige gethan sei. Bedenkt, ich bitte Euch, ob ein anderer Knabe, den die Religion nicht vor dem Gifte bewahrte, und in dem der Genius nicht nach Selbstveredlung rang, wohl

eine ebenso gute Auswahl unter den Büchern im Ranzen des Kesselflickers getroffen haben würde. Auch entging Lenny nicht völlig den verpesteten Bestandtheilen der buntscheckigen Elemente, aus denen sein erwachender Geist Nahrung schöpfte. Bildet Euch nicht ein, daß alles Sauerstoff war, was seine lechzende Lippe begierig einsog. Nein – jene zündenden Tractate befanden sich ja noch immer in seinem Bereich! Politisch mag ich sie nicht nennen; denn Politik bedeutet die Kunst, zu regieren, und die vorerwähnten Tractate zogen gegen alle von dem menschlichen Geschlechte jemals anerkannten Regierungen zu Felde. Dem gesunden Denker in seinem Lehnstuhl mögen sie vielleicht als erbärmlicher Unrath erscheinen; ebenso dir, erfahrener Staatsmann auf deinem Posten im Kabinet – und auch dir, ruhiger Würdenträger einer gelehrten Kirche – und dir, Lord Oberrichter, der du vielleicht schon manches Mal von den Schranken deines Gerichtshofes hinweg nach dem grausen Orcus von Norfolk Isle die Geister der Menschen gesandt hast, welche dieser Unrath, weil er gleichzeitig auf die Organe des Erwerbs und der Kampflust fiel, vor der Zeit erschlagen hat. Für Euch sind solche Tractate ein erbärmliches Geschmier; ob sie aber auch dem armen Manne so erscheinen, dem sie ein Paradies versprechen unter der leichten Bedingung, daß er die Welt umstürzen helfe? Freilich stellen diese ›Aufrufe an die Arbeiter‹ das Weltumstürzen als die allereinfachste Sache dar – etwa als eine Einmaleins-Aufgabe. Die Armen brauchen nur ihre starken Fäuste gegen die Achse zu stemmen und wacker

zu heben – dann geht's, hurrah, das Unterste zu oberst! Etwas gesunde Wuth muß freilich bei dem Heben mitwirken; und es ist so leicht, die Beredtsamkeit der ›Aufrufe‹ mit einer Art galleerregender Statistik zu würzen – ›Mißbräuche der Aristokratie‹ – ›Aemterhandel des Clerus‹ – ›Kosten der Armee, die zum Besten der jüngern Söhne der Peers unterhalten wird‹ – ›Kriege, in der schändlichen Absicht unternommen, die Renten der Landbesitzer zum Steigen zu bringen‹ – alles arithmetisch aufgetischt und mit Anekdoten gewürzt von allen Edelleuten, die sich irgend einen schlechten Streich zu Schulden kommen ließen, und von jedem Geistlichen, der seinem Rock Unehre machte, als ob solche Beispiele einen richtigen Begriff von dem Werthe des Adels und der Geistlichkeit zu geben vermöchten! Alles dies, leidenschaftlich vorgetragen (und – wohlgermerkt! – nie beantwortet, da diese Literatur keine Controverse zuläßt, und der Schriftsteller ganz freies Feld hat), mag jämmerlicher Unrath sein; aber aus solchem Unrath bauen die Arbeiter Barrikaden zum Angriff und die Gesetzgeber Gefängnisse zur Vertheidigung.

Und von diesem Gemische zog unser armer Freund Lenny mehr als genug aus dem Ranzen des Kesselflickers. Ihm schien es sehr geistreich und beredt, und er hielt die statistischen Angaben für so richtig, wie mathematische Beweise. Ein berühmter Kenntnißverbreiter sieht mir über die Schulter und sagt: »Verbessere die Erziehung und Sorge dafür, daß gute Bücher billig zu kaufen sind, dann wird all' dieser Unrath von selbst verschwinden.« Nehmen Sie mir nicht übel, mein Herr, aber

ich glaube kein Wort davon. Wollte man von Ricardo und Adam Smith den Band für einen Heller verkaufen, so würden selbst dann diese Werke von den Arbeitern ebenso wenig gelesen werden, wie heutzutage von einem großen Theile hochgebildeter Männer. Ich bin noch immer der Ueberzeugung, daß, so lange die Presse arbeitet, Angriffe gegen die Reichen und Vorschläge zum Umsturz des Bestehenden einen beträchtlichen Theil der Literatur der Arbeiterwelt ausmachen werden. Da liest Lenny Fairfield eine Abhandlung über Hydraulik und baut oben drein das Modell zu einem Springbrunnen; allein das hindert ihn nicht, jedem Vorschlag zur Tilgung der Nationalschuld beizupflichten, die er doch gewiß nie zu zahlen versprochen hat, die aber, wie man ihn versichert, Thee und Zucker so schamlos vertheuert. Dagegen will ich dir sagen, lieber Leser, was diesen beredten Aufreizungen in etwas entgegenwirkt und Lenny abhält, seine Stirne gegen die harten Mauern des socialen Systems einzustoßen – der einfache Umstand nämlich, daß er ein Paar Augen im Kopfe hat, die noch etwas Anderes thun als nur lesen. Wenn er aus seinen Druckschriften erfahren hat, daß alle Herren Tyrannen, die Geistlichen Heuchler oder müssige Drohnen, alle Gutsbesitzer aber Vampyre und Blutsauger sind, so schaut er sich um in der kleinen Welt, die ihn umgibt, und muß sich zunächst gestehen, daß sein Herr kein Tyrann ist (vielleicht aber nur darum, weil er Ausländer, Philosoph und, so viel Lenny und ich wissen, Republikaner ist). Dann Pfarrer Dale, obgleich ein eingefleischter Anhänger der Hochkirche, verdient weder ein

Heuchler, noch eine müßige Drohne genannt zu werden. Freilich hat er eine sehr gute Pfründe, eine weit bessere, als er nach den ›politischen‹ Ansichten jener Tractate haben sollte; allein Lenny muß zugeben, daß, wenn Pfarrer Dale um einen Pfennig weniger Einnahme hätte, er auch den Armen einen Pfennig weniger geben könnte, und wenn er eine Gemeinde mit der andern vergleicht, wie zum Beispiel Rood Hall und Hazeldean, so dämmert wenigstens die Idee in ihm auf, daß nichts der Civilisation förderlicher ist als ein Pfarrer, der sein gutes Auskommen hat. Ferner gehört der Squire Hazeldean, obgleich er ein eingefleischter Tory ist, doch keineswegs zu den Vampyren und Blutsaugern. Er lebt nicht von dem Volke, sondern ein großer Theil des Volkes lebt von ihm. Lenny Fairfield geräth daher in nicht geringe Verlegenheit; seine praktische Erfahrung erschüttert seinen Glauben an die Evangeliumswahrheit seiner theoretischen Dogmen. Aber – Ihr Herren, Pfarrer und Gutsbesitzer – obgleich ich soeben, auf die Gefahr hin, alle Popularität zu verlieren, gewissen Weisen, die gerade in unserer Zeit sehr in der Mode sind, einen *Coup de patte* gegeben, so sollt Ihr mir doch nicht loskommen, ohne daß ich Euch einen mahnenden Floh in's Ohr gesetzt habe. Glaubt nicht, das bloße Schreiben und Druckenlassen reicht zu, das Geschriebene und Gedruckte zu widerlegen, das Euren Untergang bezweckt. Durch Eure *Feder* könnt Ihr jenes Geschmier nicht unschädlich machen, wohl aber durch Euer *Leben*. Seid Ihr reich, wie Squire Hazeldean, so thut Gutes

mit Eurem Gelde; seid Ihr arm, wie Signor Riccabocca, so thut Gutes durch Freundlichkeit und Wohlwollen.

Seht, hier steht Lenny, der eben seinen Wochenlohn empfängt; obgleich er weiß, daß er im nächsten Kirchspiel höhern Lohn erhalten könnte, so leuchten dennoch seine blauen Augen voll Dankbarkeit nicht bei dem Klang des Geldes, sondern weil der arme Verbannte sich so freundlich mit ihm über Dinge unterhält, die sich nicht auf seinen Dienst beziehen; während Violante die Treppe der Terrasse hinabsteigt, ein Körbchen mit Sago und andern Leckereien in der Hand, welche ihre Stiefmutter Mrs. Fairfield sendet, die seit einigen Tagen unpäßlich ist.

Lenny wird auf seinem Heimwege dem Kesselflicker begegnen und einen ächt Demosthenischen ›Aufruf‹, einen Haupttractat über die ›Nothwendigkeit der Strikes‹ und den ›Geiz der Herrschaften‹ kaufen. Indeß glaube ich immer, einige Worte von Signor Riccabocca, die ihn keinen Heller kosteten, und der Anblick des lächelnden Gesichtes seiner Mutter, die sich über den Inhalt des Körbchens freut, der gleichfalls nicht theuer war, dürften weit nachdrücklicher die Wirkung jenes ›Aufrufs‹ zu nichte machen, als der beste Artikel, den Brougham oder Mill über diesen Gegenstand zu schreiben vermöchten.

#### ACHTES KAPITEL.

Der Frühling war wieder gekommen, und an einem schönen Maitag saß Leonard Fairfield bei dem kleinen Springbrunnen, den er nun wirklich im Garten angelegt und mit einem Blumengürtel eingefast hatte. Die

Schmetterlinge flatterten über den Blüten und die Vögel sangen über seinem Haupte. Leonard Fairfield ruht nach der Arbeit des Tages und genoß sein einfaches Mahl neben dem kühlen Spiel des funkelnden Wassers: sein Hunger nach Belehrung war jedoch noch größer, und er verschlang sein Buch während des Essens.

Ein Pfennigtractat ist das Schuhhorn der Literatur; es hilft sehr viele Bücher anziehen, von denen manche zu knapp sind, als daß es sich bequem darin gehen ließe. Das Pennytractätlein führt einen berühmten Schriftsteller an, und das Verlangen wird rege, ihn zu lesen; es unterstützt eine überraschende Behauptung durch eine gewichtige Autorität, und man möchte gern die Stelle vergleichen. Während der langen Abende des vergangenen Winters hatte Leonard's Einsicht bedeutende Fortschritte gemacht. Durch unermüdetes Studium war er ohne alle Beihülfe über die Elemente der Mechanik hinaus gekommen und hatte die erlernten Grundsätze auch in der Praxis angewendet, nicht blos durch Anlegung des Springbrunnens und Benutzung der Wissenschaft zu künstlicher Bewässerung zweier Felder vermittelst des Flusses, in welchem Jackeymo seine Stichlinge zu fangen pflegte, sondern auch durch verschiedene andere Erfindungen zur Erleichterung oder Abkürzung der Arbeit, wofür er in der ganzen Nachbarschaft belobt und bewundert wurde.

Andererseits hatten jene wüthenden Tractate, welche so summarisch über die Geschicke des Menschengeschlechts verfügten – selbst nachdem seine wachsende

Vernunft und das Lesen von klassischeren und logischeren Werken nicht verfehlen konnte, ihm über die unwissenschaftliche Haltung und die unlogischen Schlußfolgerungen jener Flugschriften die Augen zu öffnen – durch die Citate und Andeutungen, welche sie enthielten, Lenny zum Studium bedeutenderer und gefährlicherer Philosophen angelockt. Der Ranzen des Kesselflickers hatte ihm eine Uebersetzung von Condercet's ›*Menschlichem Fortschritt*‹ und eine andere von Rousseau's ›*Gesellschaftsvertrag*‹ geliefert. Durch diese Schriften war er dann hinwiederum bewogen worden, aus dem Vorrath des Keßlers solche Tractate auszuwählen, welche von philanthropischen Phrasen und Prophezeiungen eines künftigen goldenen Zeitalters wimmelten, gegen welches dasjenige des alten Saturn nur eine Posse wäre – Tractate, so mild und mütterlich in ihrer Sprache, daß eine weit praktischere Erfahrung, als die unseres Lenny, dazu gehörte, um einzusehen, daß man über einen Strom von Blut setzen müßte, ehe man auch nur im mindesten hoffen dürfte, einen Fuß auf die blumenreichen Ufer zu setzen, nach denen sie zum Ausruhen einluden – Tractätchen, welche dem armen Christenthum die Wangen schminkten, ihm einen Kranz von Narzissen auf's Haupt drückten und es einen *pas de zephyr* tanzen ließen in dem idyllischen Ballet, in welchem St. Simon der Heerde, die er schiert, vorflötet – Tractate endlich, die, nachdem zuvor als einleitender Grundsatz aufgestellt wurde, daß

»Die Wolken anstrebenden Thürme, die prächt'gen  
Paläste,  
Die Tempel, die hehren, der Erdball, ja, alles,  
Was dieser sein Eigenthum nennt, soll vergehen,«

an die Stelle der entschwundenen Erde Monsieur Fourrier's symmetrisches Phalansterium oder Mr. Owen's architectonisches Parallelogramm setzten.

Mit einem solchen Tractätchen würzte eben Lenny seine Brodkruste und Radieschen, als Riccabocca, dessen langes, dunkles Antlitz über die Schulter des Studirenden sich beugte, plötzlich ausrief:

»*Diavolo!* mein Freund! Was in aller Welt hast du hier? Laß mich doch einmal sehen – willst du?«

Leonard stand ehrerbietig auf und ein tiefes Roth übergoß seine Wangen, indem er Riccabocca die Abhandlung überreichte.

Der Philosoph las die erste Seite mit großer Aufmerksamkeit, die zweite etwas flüchtiger und durchblättert alsdann nur rasch den Rest. Er hatte schon eine zu lange Kette von politischen Problemen durchgemacht, um nicht über jenen *pons asinorum* des Socialismus gekommen zu sein, auf welchem Fourriers und St. Simons mit gespreizten Beinen sitzen und laut rufen, daß sie an der äußersten Grenze des Wissens angekommen seien!

»Das ist alles so alt wie die Berge,« sagte Riccabocca verächtlich. »Aber die Berge stehen noch immer und dies geht so dahin!« setzte der Weise hinzu, indem er auf eine Rauchwolke deutete, die seiner Pfeife entstieg. Hast du

je Sir David Brewster's Abhandlung über optische Täuschungen gelesen? Nicht? Gut, so will ich sie dir borgen. Du wirst darin eine Geschichte von einer Dame finden, die beständig eine schwarze Katze auf dem Teppich vor ihrem Herde sah. Die schwarze Katze existierte nur in ihrer Einbildung; aber die Sinnentäuschung war doch natürlich und vernünftig – was meinst du?«

»Ei, Sir,« versetzte Leonard, der nicht verstand, was der Italiener damit sagen wollte, »ich sehe nicht ein, warum es natürlich und vernünftig sein sollte.«

»Thörichter Knabe! weil schwarze Katzen mögliche und bekannte Dinge sind. Wer aber in aller Welt hat jemals eine solche Gemeinschaft von Menschen gesehen, wie sie auf dem Herdteppich der Herren Fourrier und Owen sitzt? Wenn die Hallucination jener Dame nicht vernünftig sein soll, wie muß dann diejenige eines Menschen genannt werden, der an solche Traumgesichte glaubt?«

Leonard biß sich auf die Lippe.

»Mein lieber Junge,« fuhr der Doctor freundlich fort, »das einzige Sichere und Greifbare, wozu diese Schriftsteller dich verleiten wollen, liegt gleich an der Schwelle und ist das, was man gemeiniglich eine Revolution nennt. Nun weiß ich, was das ist. Ich habe, wenn auch nicht eine Revolution, so doch einen Versuch dazu mitgemacht.«

Leonard erhob seine Augen zu seinem Herrn mit einem Blicke tiefer Ehrfurcht und großer Neugierde.

»Ja,« fuhr Riccabocca fort und seine Züge nahmen statt des gewohnten wunderlichen und satyrischen, einen lebhaften, edlen und heroischen Ausdruck an. »Ja, es war nicht eine Revolution um einer Chimäre, sondern um einer Sache willen, welche selbst die Kaltblütigsten als eine gerechte anerkennen, und die, wenn der Erfolg gelingt, zu allen Zeiten als eine göttliche angesehen wird – die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft! Ich habe an einem solchen Versuche Theil genommen. Aber,« setzte der Italiener wehmüthig hinzu, »wenn ich mir in's Gedächtniß zurückrufe, welche böse Leidenschaften dadurch geweckt werden, wie alle Bande sich lösen, welche Ströme von Blut fließen müssen, wie jeder nützliche Gewerbefleiß in's Stocken geräth, wie dem Wahnsinn die Waffe in die Hand gegeben wird, und wie viele Bethörte als Opfer fallen – wenn ich dies alles bedenke, so drängt sich mir die ernste Frage auf, ob ein wirklich rechtschaffener, reiner und menschlich fühlender Mann, der einmal eine solche Ordalie durchgemacht hat, je dieses Wagniß auf's Neue unternehmen darf, wenn er nicht zuvor des Sieges gewiß und versichert ist, daß der Kampfpfeis im Aufruhr der entfesselten Elemente seinen Händen nicht wieder entrissen wird.«

Der Italiener hielt inne, beschattete seine Stirne mit der Hand und sprach längere Zeit nicht mehr. Dann fuhr er, allmählig seinen gewöhnlichen Ton wieder annehmend, fort:

»Revolutionen ohne einen durch positive Erfahrungen klar gemachten Zweck – mit Einem Worte, Revolutionen,

bei welchen es sich weniger um einen Wechsel der Gesetze oder der Dynastien, als um einen völligen Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung handelt, sind selten von wahren Staatsmännern unternommen worden. Sogar Lykurg hat, wie sich erweisen läßt, nie existirt und gehört daher in das Gebiet der Sage. Sie sind in der Regel Eingebungen von Philosophen (meistens gute, wohlwollende Leute, die einen eleganten, poetischen Styl schreiben), welche abgeschieden von der wirklichen Welt leben und auf deren Ansichten über gewöhnliche Gegenstände man ebenso wenig Gewicht legen wird, als man in Virgil's Eklogen eine getreue Schilderung der Freuden und Leiden der Bauern, welche unsere Schafe hüten, erwartet. Liesest du sie, wie man die Werke eines Dichters liest, so wirst du sie reizend finden. Versuchst du es aber, die Welt nach ihren dichterischen Träumen zu formen, so wirst du reif für ein Tollhaus werden. Je weiter entfernt ein Zeitalter von der Verwirklichung solcher Ideen ist, desto mehr geben sich diese armen Philosophen ihren Träumen hin. So wurde es mitten in der traurigsten Sittenverderbniß des Hofes in Paris Mode, sich als Alexis oder Daphne mit einem Schäferstabe malen zu lassen. Und als in Griechenland die Freiheit am Ersterben war, und die Nachfolger Alexanders ihre Monarchien gründeten – als Rom immer mächtiger wurde, bis es mit seiner eisernen Faust alle andern Staaten zerdrückte, da wandte Plato sein Auge von der Welt ab, um es an seiner geträumten Atlantis zu ergötzen. In der grauenvollsten Periode der englischen Geschichte, als ein Schwert über seinem Haupte

schwebte, gibt uns Sir Thomas Moore sein *Utopien*. Und in demselben Augenblick, da die Welt im Begriffe steht, der Schauplatz für einen neuen Sesostris zu werden, sagen uns die Träumer von Frankreich, das Jahrhundert sei zu aufgeklärt für den Krieg, der Mensch dürfe sich in Zukunft nur von der Vernunft regieren lassen und werde in einem Paradiese leben. Dies alles ist eine ganz hübsche Lectüre, Lenny, für einen Mann wie ich, der solche Dinge bewundern und darüber lächeln kann. Aber für dich – für einen Jüngling, der durch Arbeit seinen Lebensunterhalt gewinnen muß – für einen Mann, der da denkt, es müßte doch viel angenehmer sein, gemächlich in einem Phalansterium zu leben, als acht oder zehn Stunden des Tages zu arbeiten – für einen Mann von Talent, Fleiß und Erfindungsgeist, dessen Zukunft von der Ruhe und Ordnung eines Staates abhängt, in welchem Talent Fleiß und Erfindungsgeist ein sicheres Kapital sind – nein, ebenso wohl könnten die großen Bankiers, Messrs. Coutt's, eine Theorie befürworten, welche das ganze Banksystem umzustürzen beabsichtigt! Was immer die Gesellschaft beunruhigt – und wäre es auch nur ein grundloser Schrecken, wie viel mehr aber ein wirklicher Kampf – fällt zuerst auf den Markt der Arbeit und wirkt von da aus verderblich auf alle Gebiete geistiger Thätigkeit zurück. In solchen Zeiten liegt die Kunst darnieder; die Literatur wird vernachlässigt; die Leute sind zu sehr in Anspruch genommen, um etwas Anderes zu lesen als Schriften, die ihren Leidenschaften schmeicheln. Das Kapital, welches seine Sicherheit bedroht sieht, wagt sich nicht mehr keck

durch das Land, die Thatkraft des Fleißes und Unternehmungsgeistes herausfordernd und jedem Arbeiter seinen Lohn bringend. Nun, beherzige meinen Rath, Lenny! Du bist jung, klug und strebsam. Selten gelingt es den Menschen, die Welt anders zu machen; aber in der Regel verfehlt derjenige nicht leicht seinen Zweck, der die Welt gehen läßt und sie nur auf's Beste zu benutzen sucht. Du stehst jetzt mitten in der großen Krisis deines Lebens: es ist der Kampf zwischen den neuen Wünschen, welche durch die erweiterten Kenntnisse hervorgerufen werden, und dem Gefühl der Armuth, das solche Wünsche entweder in Hoffnung und Wetteifer oder in Neid und Verzweiflung verwandelt. Ich gebe zu, es liegt ein anstrengendes Feld der Thätigkeit vor dir; aber glaubst du nicht selbst, daß es leichter ist, einen Berg zu erklettern als ihn abzutragen? Diese Bücher fordern dich auf, das Letztere zu thun; der Berg aber ist das Eigenthum fremder Leute, unter gar viele Besitzer getheilt und von den Gesetzen geschützt. Beim ersten Spatenstich würdest du – ich wette zehn gegen eins – wegen Verletzung fremden Eigenthums eingezogen werden. Der Pfad aber, der auf den Berg führt, ist unbestrittenes Gemeingut. Du kannst den Gipfel erklommen haben, noch ehe du (vorausgesetzt, daß die Besitzer thöricht genug wären, es zuzugeben) eine Elle geebnet hattest. *Cospetto!*« schloß der Doctor, »es sind mehr als zweitausend Jahre, seit der arme Plato anfing, den Berg abzutragen, und noch ist derselbe um kein Haar breit niedriger geworden.«

Bei diesen Worten schritt Riccabocca, der seine Pfeife ausgeraucht hatte, gedankenvoll dem Hause zu und überließ es Leonard Fairfield, zu versuchen, ob er Licht aus dem Rauch gewinnen könne.

#### NEUNTES KAPITEL.

Kurze Zeit nach dieser Unterredung mit Riccabocca fand ein Ereigniß statt, welches Lenny's Geist eine neue Richtung gab. Eines Abends, als er in Abwesenheit seiner Mutter an einem neuen mechanischen Entwurfe arbeitete, zerbrach unglücklicher Weise eines der Werkzeuge, deren er sich bediente. Der Leser wird sich erinnern, daß Lenny's Vater Hauptzimmermann auf den Gütern des Squires gewesen war. Die Wittve hatte das Handwerkszeug, das ihrem armen Mark gehörte, sorgfältig aufbewahrt und borgte wohl gelegentlich Lenny ein oder das andere Stück davon, ließ sich aber nicht bewegen, es ihm ganz abzutreten. Leonard wußte, daß er unter diesem Vorrath finden würde, was er bedurfte, und da er gerade sehr in seinen Plan vertieft war, konnte er sich nicht entschließen, zu warten, bis seine Mutter nach Hause kam. Die Werkzeuge befanden sich nebst andern kleinen Reliquien des Verstorbenen in einer großen Truhe, die in Mrs. Fairfield's Schlafstube stand, und da die Kiste nicht verschlossen war, so nahm Lenny keinen Anstand, sich selbst das Gewünschte daraus zu holen. Während er so nach dem Werkzeug suchte, fiel sein Auge auf einen Pack Manuscripte, und er erinnerte sich plötzlich, wie ihm seine Mutter, als er noch ein Kind gewesen und kaum einen

Unterschied zwischen Poesie und Prosa zu machen wußte, diese Manuscripte gezeigt und gesagt hatte: »Wenn du einmal recht gut lesen kannst, Lenny, so darfst du sie ansehen. Mein armer Mark machte so schöne Gedichte! Ach, er war so gelehrt!« Leonard glaubte nun mit vollem Recht die Zeit gekommen, da er würdig geworden, die väterlichen Ergüsse zu lesen, und so nahm er das Manuscript mit lebhaftem aber wehmüthigem Interesse heraus. Er erkannte seines Vaters Handschrift, die er schon oft in Haushaltungsbüchern und Stammbuchblättern gesehen hatte, und las mit großer Theilnahme einige unbedeutende Gedichte, welche nicht sonderlich viel Genie und ebenso wenig Meisterschaft in Sprache und Versbau verriethen – kurz, Gedichte, wie sie ein Mann, der seine Bildung nur sich selbst verdankt und mehr dichterisches Gefühl und Geschmack als poetische Inspiration und künstlerische Ausbildung besitzt, wohl mit Ehren vorweisen kann, ohne jedoch auf Ruhm Anspruch machen zu dürfen. Allein indem er diese ›Gelegenheitsgedichte‹ durchblätterte, stieß er auf andere, von einer ganz verschiedenen Handschrift – einer kleinen, außerordentlich zierlichen Frauenhand – und kaum hatte er sechs Zeilen davon gelesen, als er seine Aufmerksamkeit unwiderstehlich gefesselt fühlte. Sie waren von ganz anderer Art als die des armen Mark und trugen unverkennbar den Stempel des Genies. Wie die Poesie der Frauen überhaupt, drückten diese Ergüsse persönliche Gefühle aus – sie waren kein Spiegel der Welt, sondern Betrachtungen eines einsamen Herzens. Allein gerade diese Art von Poesie spricht die

Jugend am meisten an. Auch hatten die besagten Verse noch eine besondere Anziehungskraft für Leonard; sie schienen einen Kampf auszudrücken, der dem seinigen verwandt war – Klagen über die Verhältnisse, in welchen die Dichterin lebte – ein süßes, melodisches Murren gegen das Schicksal. Im Uebrigen zeichneten sie sich durch einen erhabenen Schwung des Gefühls aus, der bei einem Manne leicht als Uebertreibung erschienen wäre; aus einer weiblichen Feder geflossen, wurden sie jedoch von so vielen ächten Offenbarungen einer aufrichtigen, tiefen, begeisterten Seele getragen, daß sie stets natürlich klangen und unverkennbar einer Natur entsprungen waren, die wenig vom Glück zu hoffen hatte.

Leonard war noch immer in das Lesen dieser Gedichte vertieft als Mrs. Fairfield eintrat.

»Was hast du gethan, Lenny? – meine Truhe durchsucht?«

»Ich wollte etwas aus meines Vaters Handwerkszeug holen, Mutter, und fand diese Papiere, von denen du gesagt hattest, daß ich sie mit der Zeit lesen dürfe.«

»Da glaube ich wohl, daß du mich nicht hereinkommen hörtest,« sagte die Wittve seufzend. »Ich konnte Stunden lang still dasitzen, wenn mein armer Mark mir seine Gedichte vorlas. Es war ein gar so schönes darunter, ›des Landmanns Häuslichkeit‹ hast du es schon gefunden, Lenny?«

»Ja, liebe Mutter; und die Anspielung auf dich entging mir nicht; sie brachte mir Thränen in's Auge. Aber diese

Verse sind nicht von meinem Vater – von wem sind sie? Sie scheinen von einer Frauenhand geschrieben.«

Mrs. Fairfield blickte hin, wechselte die Farbe, fühlte sich einer Ohnmacht nahe und setzte sich nieder.

»Arme, arme Nora!« seufzte sie. »Ich wußte nicht, daß sie darunter waren; Mark pflegte sie auszubewahren, und so kamen sie unter die seinigen.«

*Leonard.* – »Wer war denn Nora?«

»Mrs. Fairfield. – »Wer? – Kind! – wer? Nora war – war meine – meine leibliche Schwester.«

*Leonard* (der mit großem Erstaunen sein Ideal von der Verfasserin dieser mit so zierlicher Hand geschriebenen melodischen Zeilen mit seiner einfachen, ungebildeten Mutter vergleicht, die weder lesen, noch schreiben kann). – »Deine Schwester? Ist's möglich? Also meine Tante. Wie kommt es, daß du mir nie früher von ihr gesagt hast? O, du solltest so stolz auf sie sein, Mutter!«

*Mrs. Fairfield* (die Hände zusammenschlagend). – »Wir waren auch Alle stolz auf sie, wir Alle – Vater, Mutter – Alle! Sie war so schön und so gut und gar nicht stolz, obgleich sie so vornehm aussah, wie die erste Lady im Lande. O Nora! Nora!«

*Leonard* (nach einer Pause). – »Aber sie muß eine ausgezeichnete Erziehung genossen haben.«

*Mrs. Fairfield.* – »Freilich hatte sie das!«

*Leonard.* – »Wie kam es?«

*Mrs. Fairfield* (unruhig auf ihrem Stuhle hin und her-rückend). – »O, die gnädige Frau war ihre Pathin – Lady Lansmere meine ich – und gewann sie sehr lieb als sie

noch ganz klein war! Und sie mußte bei ihr im Parke wohnen und die gnädige Frau bedienen; später wurde sie in eine Schule geschickt, und sie war so gescheidt, daß sie durchaus als Gouvernante nach London mußte. Aber rede mir nicht mehr davon, Knabe! Rede nicht mehr davon!«

*Leonard.* – »Warum nicht, Mutter? Was ist aus ihr geworden? Wo ist sie?«

*Mrs. Fairfield* (in einen Strom von Thränen ausbrechend). – »Im Grab – in ihrem kalten Grab! Todt, todt!«

Leonard war unaussprechlich erschüttert und betrübt. Ein Dichter, glaubt man, müsse immer leben, immer unser Freund sein. Es war Leonard, als sei seinem Herzen plötzlich ein theures Wesen entrissen worden. Zwar versuchte er, seine Mutter zu trösten; allein ihr Schmerz war ansteckend, und er weinte mit ihr.

»Und wie lange ist sie schon todt?« fragte er endlich in traurigem Tone.

»Schon manches, manches lange Jahr! Aber,« setzte *Mrs. Fairfield* hinzu, indem sie aufstand und ihre zitternde Hand auf Leonard's Schulter legte, »du mußt nicht mehr von ihr mit mir reden – ich kann es nicht ertragen – es bricht mir das Herz. Noch eher kann ich von Mark sprechen hören! Komm jetzt hinunter – komm!«

»Darf ich diese Gedichte nicht behalten, Mutter? Lasse sie mir!«

»Nun ja! Diese wenigen Blättchen Papier sind alles, was sie hinterlassen hat. Du magst sie behalten; aber gieb mir die von Mark zurück. Sind es auch gewiß alle?«

Und die Wittwe, obgleich sie die Verse ihres Gatten nicht lesen konnte, musterte eifersüchtig das Manuscript, das mit seinem unregelmäßigen Gekritzeln beschrieben war, glättete es mit großer Sorgfalt, legte es wieder in die Truhe und bedeckte es mit einigen Lavendelzweigen, welche Leonard, ohne es zu wissen, bei Seite geschoben hatte.

»Aber,« begann Leonard von Neuem als sein Blick wieder auf die schöne Handschrift seiner verstorbenen Tante fiel; »du nennst sie Nora, und ich sehe doch, daß sie sich mit einem *L* unterzeichnet hat.«

»Leonora war ihr Name. Ich sagte dir ja, daß sie das Pathenkind der gnädigen Frau gewesen. Wir nannten sie Nora, der Kürze wegen.«

»Leonora – und ich heiße Leonard! Bin ich nach ihr so genannt worden?«

»Ja, ja – doch schweige, schweige, Knabe,« schluchzte die arme Mrs. Fairfield, und kein Bitten und Schmeicheln konnte sie bewegen, einen Gegenstand fortzusetzen oder wieder aufzunehmen, der ihr augenscheinlich so unerträglichen Schmerz verursachte.

## ZEHNTES KAPITEL.

Es ist schwer, die Wirkung zu beschreiben, welche diese Entdeckung auf Leonard's Gedankengang hervorbrachte. Ein Wesen, das seinem eigenen geringen Stamme angehört hatte, war ihm also vorangegangen in dem mühsamen Aufschwung nach den erhabenen Regionen der Intelligenz. Ihm war zu Muthe wie dem Seemann auf

unbekanntem Meere, der auf einer wüsten Insel einen bekannten, theuern Namen eingegraben findet. Und dieses geniale, kummervolle Geschöpf, dessen Dasein ihm erst durch ihr Lied bekannt geworden und dessen Tod nach Verfluß so vieler Jahre in dem einfachen Herzen der Schwester einen so leidenschaftlichen Schmerz hervorrief, lieb der Romantik, die in seinem jungen Herzen erwachte, das Ideal, das er unbewußt gesucht hatte. Er freute sich darüber, daß sie so schön und gut gewesen war. Er hielt in seinen Studien inne, um an sie zu denken und sich in seiner Phantasie ihr Bild auszumalen. Daß ein Geheimniß über ihrem Schicksal walte, schien ihm gewiß, und während diese Ueberzeugung seinem Interesse mehr Tiefe verlieh, gewann das Geheimniß selbst allmählig einen Zauber, den er nicht zu zerstreuen wünschte. Er ergab sich in Mrs. Fairfield's hartnäckiges Schweigen und begnügte sich, die Verstorbene jenen heiligen, unauslöschlichen Bildern anzureihen, die wir nicht zu entschleiern suchen. Jugend und Phantasie hegen manchen geheimen Ideenschatz, den sie selbst Solchen nicht mitzutheilen Lust haben, in die sie das größte Vertrauen setzen. Ich zweifle sehr an der Tiefe des Gefühls bei einem Menschen, in dessen Seele nicht verborgene Winkel sich finden, in welche er Niemanden einen Einblick gestattet.

Bisher waren, wie ich bereits bemerkte, Leonard Fairfield's Talente mehr dem Positiven als dem Idealen zugewendet gewesen – mehr der Wissenschaft und der Erforschung von Thatsachen, als der Poesie und jenen ungreifbaren Wahrheiten, die das Element der Dichtkunst

sind. Er hatte zwar die bedeutendsten Dichter gelesen, aber ohne daß er daran gedacht hätte, sie nachzuahmen – mehr aus der einfachen Begierde, alle berühmten Denkmäler des menschlichen Geistes kennen zu lernen, als aus jener besondern Vorliebe für Verse, welche in der Kindheit und Jugend zu häufig sind, um als sicheres Merkmal dichterischer Begabung zu gelten. Nun aber klangen diese, der ganzen übrigen Welt unbekanntes Melodien in seinen Ohren, verschmolzen mit seinen Gedanken und setzten gleichsam sein ganzes Leben in Musik. Jetzt las er Poesie mit einem ganz andern Gefühl – es war ihm, als habe er nun ihr Geheimniß entdeckt. Und während er so las, ward er von dem Zauberstab der Muse berührt – und ›die Verse kamen von selbst‹.

Ich bin Vandale genug, um zu glauben, daß für viele Gemüther beim Beginn unserer ersten und wichtigen Pilgerfahrt die Liebhaberei für Poesie und dichterische Träume großen und bleibenden Schaden stiftet, daß sie dazu dient, den Charakter zu entnerven, falsche Begriffe vom Leben beizubringen und die edlen Anstrengungen und Pflichten eines thätigen Mannes als knechtische Plackerei zu schildern. Freilich ist dies nicht bei aller Poesie der Fall, namentlich nicht bei der klassischen in ihren erhabensten Meistern – nicht bei der Poesie eines Homer, Virgil oder Sophocles – vielleicht nicht einmal bei derjenigen des lässigen Horaz. Aber die Poesie, welche die Jugend am meisten anspricht – die sentimentale Poesie muß nothwendig einen nachtheiligen Einfluß auf Gemüther ausüben, die schon vorher zur Empfindsamkeit

hinneigen und der Kräftigung bedürfen, um zu gesunder Mannheit heranzureifen.

Andererseits aber paßt gerade diese letztere Art von Poesie, welche vorzüglich der Neuzeit angehört, für viele Gemüther von anderem Guß, für Gemüther, wie sie unsere r mit ihren harten, positiven Formen hervorzubringen geeignet ist. Und wie in gewissen Himmelstrichen die gütige Fürsorge der Natur den Samen derjenigen Pflanzen und Kräuter besonders reichlich ausstreut, welche gegen die unter dem Einfluß der dortigen Atmosphäre am häufigsten vorkommenden Krankheiten als Heilmittel dienen, so mag vielleicht auch die weichere und sentimentale Art der Poesie in harten, geldsüchtigen, unromantischen Zeiten als Heilmittel und Gegengift wirken. Wir sind heutzutage so sehr von der Welt in Anspruch genommen, daß wir wohl Etwas brauchen können, das vom Monde und den Sternen mit uns plaudert, mag es auch immerhin in etwas zu überschwenglicher Weise geschehen.

Jedenfalls ließ sich in dieser Periode seines intellektuellen Lebens die Milde unseres Helicon als ein heilender Thau auf Leonard Fairfield nieder. In seinem stürmischen, unregelmäßigen Ehrgeiz, in seinem unbestimmten Ringen mit den riesigen Formen politischer Wahrheiten, in seinem Drange nach der Anwendung der Wissenschaft auf praktische Zwecke erschien ihm diese liebliche Muse in dem weißen Gewande eines Friedensengels; mit erhobener Hand nach dem heitern Himmel deutend, eröffnete sie ihm die Aussicht in das Reich des Schönen,

welches dem Landmann so gut als dem Prinzen sich erschließt – sie zeigte ihm, daß es auf Erden noch etwas Edleres gibt als den Reichthum – daß derjenige, welcher die Welt mit dem Auge des Dichters betrachtet, in seiner Seele stets ein König ist. Allein auch für praktische Zwecke ersetzte der umfassendere und tiefere Erfindungsgeist, den die Poesie anspornt, die Großartigkeit des Entwurfes und die Feinheit der Untersuchung, so daß er sich über den bloßen Scharfsinn des Mechanikers erhob und die träge Kraft der ihm zu Gebot stehenden Materie mit dem Ehrgeiz des Entdeckers betrachtete. Vor allem aber fand seine innere Unzufriedenheit einen Ausweg, nicht in offenbarem Krieg gegen die bestehende Welt, sondern durch die reinigenden Kanäle des Gesanges, wodurch sie sich allmählig auflöste und zuletzt gänzlich verschwand. Wenn wir uns gewöhnen, alle Dinge mit einem Geiste aufzufassen, der sie nur von einer lieblichen oder erhabenen Seite darstellt, so fühlen wir uns unmerklich von einer großen philosophischen Duldsamkeit erfüllt, selbst gegen das, was wir vorher mit Haß und Verachtung betrachteten.

Leonard blickte in sein Herz, nachdem die Zauberin es angehaucht hatte, und durch den Nebel der flüchtigen und sanften Melancholie, welcher noch die Stelle verrieth, wo sie geweilt, sah er eine neue Sonne der Lust und Freude aufgehen über der Landschaft des menschlichen Lebens.

So hatte also diese geheimnißvolle Verwandte, obgleich durch den Tod seiner persönlichen Bekanntschaft

entzogen, dennoch zu ihm geredet, ihn besänftigt, gehoben, erheitert und jeden Mißklang seines Innern in Harmonie aufgelöst; und wenn es ihr vergönnt war, aus höheren Sphären auf ein Leben herabzublicken, auf welches ihre Seele so wunderbar eingewirkt hatte, mußte nicht ihr lieblicher, rettender Geist mit heiligerer Freude auf dem Pfade ewigen Fortschrittes dahingleiten?

Wir pflegen die große Mehrzahl menschlicher Leben *dunkel* zu nennen. Welche Anmaßung! Wissen wir denn, wie viele Leben sich durch einen einzigen aus dem Staube namenloser Gräber bewahrten Gedanken zum Ruhme aufgeschwungen haben?

#### EILFTES KAPITEL.

Ungefähr ein Jahr nachdem Leonard das Familienmanuscript entdeckt hatte, borgte Pfarrer Dale das ruhigste Pferd aus des Squires Ställen, um sich desselben zu einem größern Ausflug zu bedienen. Nach seiner Aussage riefen ihn Geschäfte zu seiner frühern Gemeinde von Lansmere; denn wie bereits in einem der vorstehenden Kapitel angedeutet worden, war er in dem gedachten Wahlstädtchen Hilfsgeistlicher gewesen, ehe ihm die Pfründe von Hazeldean übertragen wurde.

Der Pfarrer verließ so selten sein Dorf, daß diese Reise nach einer zwanzig Meilen entfernten Stadt sowohl in der Halle, wie im Pfarrhause als ein höchst gewagtes Unternehmen angesehen wurde. Mrs. Dale ließ der Gedanke daran die ganze Nacht keine Ruhe, und obgleich sie in Folge dieser Schlaflosigkeit an dem ereignißvollen

Morgen ein gar schlimmes Nervenkopfweh hatte, duldete sie doch nicht, daß eine minder sorglose Hand die beiden Sattelsäcke packte, die der Pfarrer zugleich mit dem Pferde geborgt hatte. Ja, so wenig vertraute sie der Möglichkeit, der gute Mann könnte in ihrer Abwesenheit auch nur den geringsten gesunden Menschenverstand zeigen, daß sie ihn während des Packens nicht von der Seite ließ, um ihm ganz genau zu zeigen, wo sie das reine Hemd hingesteckt und wie behutsam sie seine alten Pantoffeln in einer seiner Predigten gewickelt habe. Sie ermahnte ihn dringend, die Butterbrödchen nicht mit seiner Rasirseife zu verwechseln, und machte ihn darauf aufmerksam, wie sorgfältig sie einem solchen Mißgriff vorzubeugen gesucht habe, indem sie beide Gegenstände so weit von einander getrennt, als die Natur der Sattelsäcke nur immer gestattet hatte. Der arme Pfarrer, welcher keineswegs zu den zerstreuten Leuten gehörte, und von dem es gewiß nicht zu erwarten stand, daß er sich mit Butterbrödchen rasiren und Seife verzehren werde, hörte dem allem mit ehrlicher Geduld zu und dachte, daß nie zuvor ein Mann eine solche Frau gehabt habe; auch vermochte er nicht ohne Thränen sich der Abschiedsumarmung seiner weinenden Carry zu entwinden.

Ich muß übrigens bekennen, daß er mit einiger Besorgniß seinen Fuß in den Steigbügel setzte und seine Person der Willkür eines ihm unbekanntes Thieres vertraute. Was immer Mr. Dale's geringere Talente als Mann und Pfarrer sein mochten, die Reitkunst war sicher nicht

seine stärkste Seite. Ja, ich zweifle, ob er seit seiner Verheirathung mehr als zweimal die Zügel zur Hand genommen hatte.

Mat, der grämliche alte Reitknecht des Squires, stand mit dem Pferde bereit und gab auf des Pfarrers sanfte Frage, ob das Thier auch ganz sicher sei, die lakonische Antwort: »Ei freilich, lassen Sie ihm nur den Kopf!«

»Wie – den Kopf lassen?« wiederholte Pfarrer Dale etwas verwundert, denn er hatte nicht im geringsten die Absicht, jenen für die Oeconomie des Lebens so wesentlichen Theil von dem Leibe des Rößleins zu trennen – »den Kopf lassen?«

»Ja, ja, und zerren sie nicht so am Zaum, sonst wird das Thier einen Tanz auf den Hinterbeinen aufführen.«

Augenblicklich ließ der Pfarrer die Zügel nach, und als nun Mrs. Dale, die zurückgeblieben war, um ihrer Thränen Herr zu werden, an die Pforte eilte, um noch ein ›letztes Lebewohl‹ zu empfangen, winkte er ihr mit der Hand einen muthigen Gruß zu und trabte den Heckenweg hinab.

Anfänglich war unser Reiter ganz in die Aufgabe vertieft, die Eigenheiten der Stute zu studiren, um sich einen Begriff von ihrem Charakter im Allgemeinen machen zu können; so suchte er zum Beispiel zu errathen, warum sie das eine Ohr spitzte, während sie das andere zurücklegte – warum sie sich immer so weit links hielt, daß sein Bein an der Hecke streifte – warum sie endlich, an einem

kleinen Pförtchen, das nach der Hausmeierei führte, angekommen, stehen blieb und ihre Nüstern gegen das Gitter rieb – eine Beschäftigung von welcher sie der Pfarrer, da alles gütliche Zureden nichts fruchtete, endlich durch einen schüchternen Schlag mit der Peitsche abzubringen versuchte.

Nachdem diese Krisis glücklich überstanden war, schienen das Rößlein zu begreifen, daß es eine Reise vor sich habe; es schlug unruhig mit dem Schweife und ließ seinen Schritt in einen raschen Trab übergehen, welcher den Pfarrer alsbald auf die Landstraße und in die Nähe des Casino's brachte.

Hier saß auf dem Thore, das zu seiner Wohnung führte, von seinem rothseidenen Regenschirm beschattet, Doctor Riccabocca.

Der Italiener blickte von dem Buche auf, in welchem er lag, und sah den Pfarrer mit großen Augen an; dieser schielte jedoch nur ein wenig nach ihm hin, denn er wagte nicht, seine Aufmerksamkeit von der Stute abzuwenden, die bei Riccabocca's Anblick beide Ohren gespitzt und unzweideutige Symptome jener Ueberraschung und abergläubischen Furcht vor unbekanntem Gegenständen an den Tag gelegt hatte, die man »Scheuen« zu nennen pflegt

»Bitte, rühren Sie sich nicht,« rief der Pfarrer, »sonst möchten Sie das Thier erschrecken. Es scheint ein gar ängstliches, scheues Geschöpf zu sein. Seho – sachte, sachte!«

Und dabei begann er die Stute mit großer Salbung zu streicheln.

Auf diese Weise ermuthigt, überwand das Thier seinen ersten, sehr natürlichen Schrecken bei dem Anblick Riccabocca's und seines rothen Schirmes; und da es früher schon bei verschiedenen Gelegenheiten im Casino gewesen war und höchst verständiger Weise Orte, die im Bereiche seiner Erfahrung lagen, solchen vorzog, von denen es sich keinen Begriff machen konnte, so schritt es gravitatisch auf das Thor zu, auf welchem der Doctor saß, schaute ihn eine Weile an, als ob es sagen wollte: »Wenn du nur weggehen möchtest!« und blieb dann ruhig stehen.

»Wohlan!« sagte Riccabocca, »da Ihr Pferd höflicher gegen mich gesinnt zu sein scheint als Sie, so benütze ich die mir durch Ihre unfreiwillige Pause dargebotene Gelegenheit, um Ihnen zu Ihrer gegenwärtigen Erhöhung Glück zu wünschen und die freundliche Hoffnung auszusprechen, daß der Hochmuth nicht zu Falle kommen möge!«

»Pah!« rief der Pfarrer, eine sorglose Miene annehmend, während er jedoch immer das Thier beobachtete, welches in einen sanften Schlummer zu verfallen schien; »ich bin freilich seit Jahren nicht mehr viel geritten, und die Pferde des Squires sind wohlgenährt und feurig, aber ebenso harmlos wie ihr Herr, wenn man einmal ihre Art kennt.«

»*Chi và piano, và sano,*  
*E chi và sano, và lontano,*«

bemerkte Riccabocca, auf die Sattelsäcke deutend. »Sie reiten langsam und daher sicher, und wer sicher geht, kann weit kommen. Sie scheinen zu einer Reise gerüstet.«

»Das bin ich in der That,« erwiderte der Geistliche, »und zwar in einer Angelegenheit, die auch Sie einigermaßen betrifft.«

»Mich?« rief Riccabocca erstaunt – »die mich betrifft?«

»Ja, insofern es möglich ist, daß Sie dadurch einen Diener verlieren, den Sie achten und lieben.«

»Aha, ich verstehe,« entgegnete Riccabocca; »Sie haben oft darauf angespielt, daß ich oder die Gelehrsamkeit, oder beides zusammen, den jungen Leonard Fairfield zum Dienen untauglich gemacht habe.«

»So meinte ich es nicht; ich sagte nur, Sie hatten ihn zu etwas Höherem tauglich gemacht. Aber lassen Sie gegen ihn nichts hievon verlauten. Auch kann ich Ihnen für jetzt nicht weiter mittheilen, denn es ist sehr zweifelhaft, ob mein Vorhaben gelingt, und es wäre nicht gut, den armen Leonard mit seiner Lage unzufrieden zu machen, ehe wir gewiß wissen, daß wir sie zu verbessern im Stande sind.«

»Das können Sie nie mit Bestimmtheit wissen,« versetzte der Weise kopfschüttelnd, »und ich gestehe, daß ich nicht uneigennützig genug bin, um Ihnen nicht ein wenig zu grollen, daß Sie mir einen unschätzbaren, treuen, zuverlässigen, verständigen und,« setzte Riccabocca

mit steigendem Affecte hinzu, »ungemein wohlfeilen Diener abwendig machen wollen. Nichtsdestoweniger reisen Sie glücklich, und der Himmel lasse Ihr Vorhaben gelingen! Ich bin kein Alexander, der sich zwischen den Menschen und die Sonne stellt.«

»Sie sind ein edler, hochherziger Mann, Signor Riccabocca, trotz Ihrer kaltblütigen Sprüchwörter und Ihrer schlechten Bücher!« Während der Geistliche so sprach, war er unvorsichtig genug, in seiner Begeisterung die Peitsche auf die Schulter seines Pferdes fallen zu lassen, wodurch das arme Thier höchst unsanft aus seinem unschuldigen Schlummer aufgeschreckt wurde. Entsetzt machte es einen Satz vorwärts, der um ein Haar den Doctor von seinem Sitze auf dem Thor heruntergeworfen hatte, drehte dann rasch um, das Gebiß zwischen den Zähnen fassend (denn der Pfarrer hatte verzweifelt am Zaume gezerrt), und rannte sodann im Galopp davon. Mr. Dale verlor beide Steigbügel und wurde derselben erst wieder mächtig als das Pferd seinen Schritt mäßigte und er Zeit gewann, Athem zu schöpfen und umherzuschauen. Riccabocca und das Casino waren ihm jedoch längst aus dem Gesichte verschwunden.

»In der That,« sprach Pfarrer Dale mit großer Selbstgefälligkeit bei sich selbst, denn es war ihm kein geringer Triumph, daß er noch immer im Sattel saß – »es ist doch wahr, das Pferd ist die edelste Eroberung, die der Mensch je gemacht hat. Ein schönes Geschöpf – und ungemein schwer, darauf zu sitzen – zumal ohne Steigbügel!«

Der Pfarrer pflanzte die Füße fest in *seine* Steigbügel, und sein Herz hob sich in stolzem Selbstgefühl.

## ZWÖLFTES KAPITEL.

Die Grafschaft, in welcher Lansmere lag, stieß an diejenige, zu der das Dorf Hazeldean gehörte. Spät am Nachmittag kam der Pfarrer über das Fließchen, welches die Grenze bildete, und gelangte zu einem Wirthshause, das an einem Kreuzweg stand, wo die Landstraße sich theilte und auf der einen Seite nach Lansmere, auf der andern direct nach London führte. Vor diesem Wirthshaus blieb das Rößlein stehen und ließ beide Ohren mit der Mienne eines Pferdes hängen, das entschlossen ist, eine Erfriechung einzunehmen. Und der Pfarrer selbst, dem es sehr warm war und der sich vom Reiten etwas wund fühlte, sagte wohlwollend zu der Stute:

»Nicht mehr als billig – du sollst Hafer und Wasser haben.«

Er stieg ab, und da sich seine Glieder, sobald er *terra firma* erreicht hatte, ziemlich steif erwiesen, übergab er das Pferd dem Hausknecht und trat in das mit Sand bestreute Gastzimmer des Wirthshauses, um auf einem sehr harten Windsorstuhle auszuruhen.

Er war etwas mehr als eine halbe Stunde allein gewesen und hatte sich die Zeit mit Lesen einer Grafschaftszeitung, welche stark nach Tabak roch, vertrieben und sich dabei bemüht, die Fliegen abzuwehren, die sich in Schwärmen um ihn sammelten, als ob sie noch niemals

einen Geistlichen gesehen hatten und nun begierig waren, sein Fleisch zu kosten – als eine Postkutsche vor dem Gasthause hielt und ein Reisender ausstieg, der mit seinem Mantelsack in der Hand in die besandete Gaststube geführt wurde.

Der Geistliche stand höflich auf und machte eine Verbeugung.

Der Reisende griff an seinen Hut, ohne ihn abzunehmen, betrachtete Mr. Dale vom Kopf bis zu den Füßen, ging an's Fenster und piff eine lebhaft ungeduldige Weise, kehrte hierauf wieder zu dem Kamin zurück und zog die Klingel, indem er abermals den Pfarrer mit großen Augen maß. Als dieser höflich das Zeitungsblatt weglegte, ergriff er dasselbe, warf sich auf einen Stuhl, legte eines seiner Beine auf den Tisch, das andere auf den Kaminsims und begann die Zeitung zu lesen, während er mit einer so dreisten Mißachtung der gewöhnlichen Stellung der Stühle und der darauf Sitzenden den Stuhl auf seinen Hinterbeinen schaukeln ließ, daß der Pfarrer mit Schaudern jeden Augenblick erwartete, er werde sich rücklings überstürzen.

Von Mitleid getrieben, sagte der Pfarrer sanft:

»Diese Stühle sind sehr verrätherisch, mein Herr! Ich fürchte, Sie werden zu Falle kommen.«

»Wie,« entgegnete der Reisende, erstaunt aufblickend, »wie – zu Fall kommen? Oho, mein Herr, Sie sind satyrisch.«

»Satyrisch? Nein, gewiß nicht!« betheuerte der Pfarrer ernstlich.

»Ich denke, jeder freie Mann hat ein Recht, in seinem Hause zu sitzen, wie es ihm beliebt,« nahm der Reisende lebhaft das Wort; »und ein Wirthshaus ist sein eigenes Haus, sollt' ich meinen, solange er seine Zeche bezahlt. He, Betty, meine Liebe –«

Das Stubenmädchen war jetzt auf den Ruf der Klingel erschienen.

»Ich bin nicht Betty; wollen Sie Betty sprechen?«

»Nein, Sally – kalten Grog und ein Biscuit.«

»Ich bin auch nicht Sally,« murmelte das Stubenmädchen. Allein nun wandte sich der Reisende um und zeigte ein so hübsches Halstuch und so einnehmende Züge, daß sie erröthend lächelte und hinausging, das Verlangte zu holen.

Der Fremde sprang jetzt auf, warf das Blatt bei Seite, zog ein Federmesser heraus und begann seine Nägel zu beschneiden.

Während dieser eleganten Beschäftigung fiel ihm des Pfarrers Dreispitz in's Auge, der auf einem Stuhl in der Ecke des Zimmers lag.

»Sie sind ein Geistlicher, vermuthet ich, mein Herr?« fragte er mit leichtem Hohne.

Abermals verbeugte sich Mr. Dale, halb würdevoll, halb entschuldigend. Es war eine Verbeugung, welche sagen wollte: »Nichts für ungut, Herr, ich *bin* ein Geistlicher und schäme mich dessen nicht.«

»Reisen Sie weit?« fragte der Fremde.

*Pfarrer.* – »Nicht sehr.«

*Reisender.* – »Zu Wagen? In diesem Fall, und wenn wir denselben Weg haben – halb Part!«

*Pfarrer.* – »Halb Part?«

*Reisender.* – »Ja, ich zahle die Hälfte der Kosten – die Weggelder mitgerechnet.«

*Pfarrer.* – »Sie sind sehr gütig, mein Herr. Allein (mit Stolz) ich reise zu Pferde.«

*Reisender.* – »Zu Pferde? Na, das hätte ich nicht errathen! Sie sehen mir nicht so aus. Wohin sagten Sie, daß Sie gehen?«

»Ich habe *nicht* gesagt, wohin ich gehe,« versetzte der Pfarrer trocken, denn er fühlte sich durch die unbestimmte und ungrammatische Bemerkung über seine Reitkunst, »daß er nicht so aussehe«, verletzt.

»Zurückhaltend!« sagte der Fremde lachend.

Der Pfarrer erwiderte nichts, sondern ergriff seinen dreieckigen Hut und schritt mit einer gravitätischeren Verbeugung, als die erste gewesen, nach der Thür, um zu sehen, ob sein Pferd gefressen habe.

Das Thier hatte in der That seinen Hafer, der ihm spärlich genug zugemessen worden, verzehrt, und wenige Minuten später machte sich Mr. Dale wieder auf den Weg. Er mochte ungefähr drei Meilen zurückgelegt haben, als er das Rollen eines Wagens vernahm und eine Chaise, aus deren Fenstern ein Paar menschliche Beine in höchst seltener Weise heraushingen, schnell herangefahren kam. Wie jedoch die Stute den Hufschlag der Postpferde hinter sich hörte, begann sie zu tänzeln und nahm die Aufmerksamkeit des Pfarrers so sehr in Anspruch, daß dieser

nur wie im Traume plötzlich ein menschliches Gesicht anstatt der Beine zu bemerken glaubte. Der Fremde schaute, während er vorbei wirbelte, nach ihm heraus, und als er sah, wie Mr. Dale im Sattel auf und ab geschleudert wurde, rief er:

»Nun, was macht das Leder?«

»Leder?« sagte der Pfarrer zu sich selbst, als sein Pferd sich wieder beruhigt hatte. »Was mag er damit meinen? Leder! Ein recht gemeiner Mensch! Aber ich bin ihn doch geschickt los geworden.«

Ohne ferneres Abenteuer gelangte Mr. Dale nach Lansmere. Er kehrte im besten Wirthshause ein, erfrischte seinen Körper durch eine allgemeine Abwaschung und setzte sich dann nieder, um mit gutem Appetit sein Beefsteak und eine Pinte Porter zu genießen.

Der Geistliche verstand sich besser auf die Physiognomie der Menschen als auf die der Pferde. Ein Blick auf den höflich schmunzelnden Wirth, der den Tisch abräumte und den Wein aufsetzte, befriedigte ihn so weit, daß er den Versuch wagte, eine Unterredung anzuknüpfen.

»Ist der gnädige Herr gegenwärtig hier?«

Der Wirth entgegnete noch höflicher als zuvor: »Nein, Sir. Seine Gnaden und Mylady sind nach London gereist, um mit Lord L'Estrange zusammen zu treffen.«

»Lord L'Estrange! Er ist also wieder in England?«

»So habe ich gehört,« versetzte der Wirth; »aber hier sehen wir ihn nie. Ich erinnere mich seiner, als er noch ein sehr junger hübscher Mann war. Jedermann liebte ihn und war stolz auf ihn. Aber welche Streiche machte

er nicht, als er noch ein Knabe war! Wir hofften immer, er werde einmal unsern Bezirk vertreten; aber er treibt sich immer im Ausland herum. Es ist Jammerschade! Ich bin ein ächter Blauer, Sir, wie sich's auch gebührt. Der blaue Candidat erweist mir stets die Ehre, im Lansmere Wap-pen abzustiegen. Nur die gemeine Partei kehrt im Eber ein,« setzte der Wirth mit einem Blick unaussprechlichen Ekels hinzu. »Ich hoffe, der Wein schmeckt Ihnen, Sir?«

»Er ist sehr gut und scheint alt zu sein.«

»Seit achtzehn Jahren auf Flaschen gezogen, Sir. Ich ließ das Faß für die große Wahl von Dashmore und Egerton kommen. Es ist nicht mehr viel davon übrig; ich gebe nur alten Freunden davon – und ich meine, Sir, obgleich Sie stärker geworden sind und stattlicher aussehen, so dürfe ich doch sagen, daß ich schon früher das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft gehabt habe.«

»Das ist allerdings wahr, obschon ich, wie ich fürchte, nie ein sehr guter Kunde von Ihnen gewesen bin.«

*Wirth.* – »Ah, Sie sind es also wirklich, Mr. Dale! Dacht' ich es doch gleich als Sie in die Stube traten. Ihre Frau Gemahlin ist hoffentlich ganz wohl und auch der Squire – ein hübscher, angenehmer Herr. Seine Schuld war's nicht, daß es mit Mr. Egerton so schlecht ausfiel. Wir haben ihn seit jener Zeit nicht wieder gesehen – Mr. Egerton, meine ich. Es wundert mich auch nicht, daß er wegbleibt; aber der Sohn des gnädigen Herrn, der hier geboren und erzogen wurde – es ist sehr unnatürlich, daß er uns so den Rücken kehrt!«

Mr. Dale gab keine Antwort, und der Wirth war im Begriff, sich zu entfernen, als der Pfarrer noch ein Glas Portwein einschenkte und sagte:

»Es muß sich wohl vieles hier verändert haben. Ist Mr. Morgan, der Wundarzt, noch hier?«

»Nein, bewahre. Nachdem Sie fort waren, verschaffte er sich ein ›Plom‹ und wurde ein rechter Doctor. Und er hatte auch eine schöne Praxis; aber da verfiel er plötzlich auf eine neumodische Art, zu kuriren – ich glaube, man heißt es Homö– so etwas –«

»Homöopathie.«

»Ganz richtig – etwas gegen allen Verstand. Und dadurch verlor er hier seine Praxis und zog nach London. Ich habe seitdem nichts von ihm gehört.«

»Sind die Avenels noch in ihrem alten Hause?«

»O ja, und es geht ihnen recht gut, so viel ich weiß. John ist immer kränklich; aber doch geht er hin und wieder zu den wunderlichen Burschen und trinkt dort sein Gläschen; aber sein Weib kömmt dann und holt ihn heim, ehe er sich Schaden thun kann.«

»Ist Mrs. Avenel noch immer dieselbe?«

»Sie trägt ihren Kopf noch höher, als sonst,« versetzte der Wirth lächelnd. »Sie war immer – ich will nicht grade sagen stolz, aber doch strotzig, wie ich's nennen möchte.«

»Dieses Wort habe ich noch nie gehört,« bemerkte der Pfarrer, indem er Messer und Gabel niederlegte. »Strotzig! ich glaube, dieser Ausdruck findet sich wohl in keinem Wörterbuch. Trotzig – das kenne ich wohl.«

»Trotzig ist trotzig, und strotzig ist strotzig,« sagte der Wirth, der sich daran ergötzte, den Pfarrer in Verwirrung zu bringen. »Unser Stadtbüttel zum Beispiel ist trotzig und Mrs. Avenel ist strotzig.«

»Sie ist aber doch eine sehr achtungswerthe Frau,« erwiderte der Pfarrer in etwas verweisendem Tone.

»Freilich, Sir, das sind alle strotzigen Leute. Sie bilden sich gar viel auf ihre Achtbarkeit ein und sehen auf ihre Nebenmenschen herab.«

*Pfarrer* (noch immer philologisch beschäftigt). – »Strotzig – strotzig. Ich denke, ich erinnere mich des Zeitwortes von der Schule her – doch nicht, daß ich es von dem Lehrer gehört hatte. Strotzen bedeutet stolziren.«

*Wirth* (hartnäckig). – »Ein anderes ist Strotzen und ein anderes strotzig sein. Wenn ich von Jemand sage, er sei strotzig, so meine ich – obschon dies ordinär klingt – daß er sich nicht für Dünnbier halte. Verstehen Sie nicht?«

»Ich denke wohl,« erwiderte der Pfarrer halb lächelnd. – »Wenn ich nicht irre, so haben die Avenels nur noch zwei Kinder am Leben – eine Tochter, welche Mark Fairfield heirathete, und einen Sohn, der nach Amerika ging.«

»Ja, und dieser hat dort sein Glück gemacht und ist wieder zurückgekommen.«

»Wirklich! Das freut mich sehr. Hat er sich in Lansmere niedergelassen?«

»Nein, Sir. Wie ich höre, hat er sich weit von hier ein Besitzthum gekauft. Aber er kömmt ziemlich häufig, um seine Eltern zu besuchen, wie mir John erzählt – denn ich

kann nicht sagen, daß ich ihn je gesehen habe. Ich denke mir, er mag sich nicht gern vor Leuten blicken lassen, die ihn noch in der Gosse spielen sahen.«

»Das ist nicht unnatürlich,« sagte der Pfarrer entschuldigend. »Aber da er seine Eltern fleißig besucht, ist es doch wohl ein guter Sohn, nicht wahr?«

»Ich habe nichts gegen ihn einzuwenden. Dick war ein wilder Bursche, ehe er fort ging. Ich hätte nie gedacht, daß er sein Glück machen werde; aber die Avenels sind ein gescheidter Schlag. Erinnern Sie sich der armen Nora – der Rose von Lansmere, wie man sie nannte? Doch nein, ich glaube, sie kam nach London schon vor Ihrer Zeit.«

»Hm,« versetzte der Pfarrer trocken. »Ich denke, Sie können jetzt abräumen. Es wird bald dunkel werden, und ich will mich noch ein wenig draußen umsehen.«

»Es kömmt aber noch eine schöne Torte, Sir.«

»Danke – ich esse nichts mehr.«

Der Pfarrer setzte seinen Hut auf und eilte auf die Straße. Er betrachtete die Häuser zu beiden Seiten mit jenem gedankenvollen, wehmüthigen Interesse, womit wir im mittleren Lebensalter die Schauplätze unserer Jugendlust und Jugendfreude zu besuchen pflegen und alte Erlebnisse und entschwundene Gefühle in der Erinnerung an uns vorüberziehen lassen.

Die lange Hauptstraße, die er verfolgte, begann jetzt ihren geräuschvollen Charakter zu verlieren und in die innere Vorstadtstraße überzugehen. Links hörten die Häuser ganz auf und machten der Umzäunung von

Lansmere-Park Platz; rechts waren die Häuser durch Gärten getrennt und erhielten dadurch das hübsche Ansehen von Villen, wie sie Gewerbsleute, die ihr Geschäft aufgegeben haben, oder deren Wittwen – alte Jungfern oder pensionirte Offiziere für den Abend ihres Lebens auszuwählen pflegen.

Mr. Dale betrachtete diese Landhäuser mit der entschlossenen Aufmerksamkeit eines Mannes, der alle Kraft seiner Erinnerung anzustrengen sucht, und blieb dann vor einem der letzten stehen, welches grade dem großen Rasenplatze gegenüber lag, der an das Pförtnerhäuschen von Lansmere-Park stieß. In der Nähe stand eine alte gestutzte Eiche, in deren Zweigen sich ein heiseres, mißtöniges Geschrei vernehmen ließ, das von hungrigen jungen Raben herrührte, welche mit Ungeduld die verspätete Rückkunft der Eltern erwarteten. Mr. Dale griff sich an die Stirne, blieb einen Augenblick stehen, ging dann eiligen Schrittes durch den kleinen Garten und klopfte an die Thüre. Im Wohnzimmer brannte ein Licht und Mr. Dale konnte durch das Fenster den unbestimmten Umriß von drei Gestalten erkennen. Offenbar hatte sein Klopfen im Innern Unruhe erregt. Eine der Gestalten erhob sich und verschwand. Ein sehr geziertes, hübsches Dienstmädchen von mittlerem Alter erschien an der Thüre und fragte unfreundlich nach des Fremden Begehren.

»Ich wünsche Mr. oder Mrs. Avenel zu sprechen. Sagen Sie, daß ich viele Meilen gereist sei, um sie zu sehen, und tragen Sie diese Karte hinein.« Das Mädchen nahm die

Karte und machte die Thüre halb zu. Es vergingen wohl drei Minuten, ehe sie wieder erschien.

»Missis sagt, es sei schon spät, Sir; aber treten Sie ein.«

Der Pfarrer folgte dieser nicht eben sehr freundlichen Einladung, schritt durch den kleinen Hausflur und trat in die Wohnstube.

Der alte John Avenel, ein sanft aussehender Mann, der etwas gelähmt schien, erhob sich mühsam von seinem Lehnstuhle. Mrs. Avenel in einer sehr steifen, aber schneeweißen Haube und einem grauen Kleide, an welchem jede Falte von Achtbarkeit und kaltem Anstand zeugte, war in der Mitte des Zimmers stehen geblieben und heftete nun einen kalten, forschenden Blick auf den Geistlichen, indem sie sagte:

»Sie erweisen unseres Gleichen eine große Ehre, Mr. Dale. Nehmen Sie Platz. Es führt Sie ein Anliegen hierher?«

»Von welchem ich Sie schon brieflich in Kenntniß gesetzt habe, Mr. Avenel.«

»Mein Mann ist sehr leidend.«

»Ein armes Geschöpf,« sagte John mit matter Stimme, gleichsam voll Mitleid mit sich selbst. »Ich kann nicht mehr umhergehen, wie sonst. Aber es ist jetzt doch nicht Wahlzeit, Sir?«

»Nein, John,« erwiderte Mrs. Avenel, den Arm des Gatten in den ihrigen legend. »Du mußt dich jetzt ein wenig niederlegen, während ich mit dem Herrn rede.«

»Ich bin ein guter, ächter Blauer,« sagte der arme John, »aber ich bin nicht mehr der Mann, der ich war!« Und

sich schwerfällig auf seine Frau stützend, verließ er das Zimmer, nachdem er sich auf der Schwelle noch einmal umgewendet und mit großer Höflichkeit gesagt hatte: »Kann ich mit etwas dienen, Sir?«

Mr. Dale war sehr bewegt. Er hatte John Avenel als den hübschesten, thätigsten und heitersten Mann von Lansmere gekannt; in fröhlicher Gesellschaft beim Ballspiel – in reiferen Jahren bei Versammlungen der Kirchengemeinde – endlich und hauptsächlich bei den Wahlen – überall war er der Erste gewesen.

»Die letzte Scene,« murmelte der Pfarrer. »Und wohl möchte man mit dem ungläubigen Philosophen ausrufen: ›Arme, arme Menschheit!‹«<sup>1</sup>

Nach wenigen Minuten kehrte Mrs. Avenel zurück. Sie setzte sich in einiger Entfernung von dem Pfarrer auf einen Stuhl, stützte sich mit der einen Hand auf die Lehne desselben, während sie mit der andern das steife Gewand glatt strich, und sagte:

»Nun, Sir?«

In dem Ton dieser Worte lag etwas Finsteres und Feindseliges, was der schlaue Pfarrer mit seinem gewohnten Takte sogleich erkannte. Er rückte seinen Stuhl näher zu Mrs. Avenel, legte seine Hand auf die ihrige und sagte:

---

<sup>1</sup>Wahrscheinlich spielt hier Mr. Dale auf Lord Bolingbroke's Ausrufung an, als er neben dem Sterbebette des Papstes stand. Sein Gedächtniß läßt ihn jedoch etwas im Stiche – die Worte sind nicht ganz richtig.

»Wohlan denn, lassen Sie uns wie ein Freund zum andern reden.«

### DREIZEHNTES KAPITEL.

Mr. Dale hatte sich schon über eine Viertelstunde mit Mrs. Avenel besprochen, allein anscheinend nur geringe Fortschritte in Betreff des Zweckes seiner diplomatischen Reise gemacht; denn als er jetzt langsam die Handschuhe anzog, sagte er:

»Es betrübt mich, sehen zu müssen, wie sehr Sie Ihr Herz verhärtet haben. Sie müssen mir verzeihen – es ist mein Beruf, ernste Wahrheiten auszusprechen. Sie können mir nicht vorwerfen, daß ich mein Ihnen gegebenes Wort gebrochen hätte, allein ich muß Sie nun auch daran erinnern, wie ich mir ausdrücklich das Recht vorbehielt, bei spätern Gelegenheiten, wenn es des Kindes Interesse verlangen sollte, nach eigenem Ermessen zu handeln. Auf dieses Uebereinkommen hin gaben Sie mir das Versprechen, welches Sie jetzt zu umgehen suchen – nämlich für den Jüngling sorgen zu wollen, wenn er herangewachsen wäre.«

»Ich sage ja, daß ich für ihn sorgen will – daß Sie ihn in irgend einer entfernten Stadt in die Lehre thun können, und wir ihm mit der Zeit einen Laden einrichten wollen. Was können Sie mehr verlangen von Leuten, wie wir, die auch einen Kleinhandel gehabt haben? Was Sie verlangen, ist nicht vernünftig, Sir.«

»Meine liebe Freundin,« versetzte der Pfarrer, »ich verlange ja für jetzt nichts weiter von Ihnen, als daß Sie

ihn sehen, ihn freundlich aufnehmen, ihn sprechen hören und dann selbst urtheilen sollen. Wir können ja nur einen gemeinsamen Zweck haben – daß Ihr Enkel es zu etwas bringe im Leben und Ihnen Ehre mache. Ich bezweifle aber sehr, ob wir dieses Ziel erreichen, wenn wir einen Krämer aus ihm machen.«

»Hat ihn denn Jane Fairfield, die einen gewöhnlichen Zimmermann heirathete, gelehrt, die Krämer zu verachten?« rief Mrs. Avenel aufgebracht.

»Behüte der Himmel! Mehr als ein bedeutender Mann in England ist ein Krämerssohn gewesen. Aber wollen Sie es denn ihnen oder ihren Eltern als ein Verbrechen anrechnen, wenn sie durch ihre Talente zu einem Range und einer Berühmtheit gelangten, um welche der stolzeste Herzog sie beneiden dürfte? England wäre nicht England, wenn ein Mensch da stehen bleiben müßte, wo sein Vater begann.«

»Gut,« sagte oder grunzte vielmehr eine beifällige Stimme, die aber weder Mrs. Avenel noch der Pfarrer vernahm.

»Das ist alles ganz schön,« versetzte Mrs. Avenel derb.

»Aber einen Knaben, wie diesen, auf die Universität zu schicken – woher soll das Geld kommen?«

»Meine liebe Mrs. Avenel,« sagte der Pfarrer – schmeichelnd, »für meinen kleinen Collegen von Cambridge sind die Kosten nicht so groß, und wenn Sie die eine Hälfte übernehmen wollen, so bestreite ich die andere. Ich habe selbst keine Kinder und kann es daher wohl erschwingen.«

»Das ist sehr hübsch von Ihnen, Sir,« versetzte Mrs. Avenel etwas gerührt, obwohl noch immer ungnädig. »Allein das Geld ist nicht der einzige Punkt.«

»Ist er erst in Cambridge,« fuhr Mr. Dale eifrig fort, »wo er sich hauptsächlich in der Mathematik ausbilden kann, für welche er entschiedenes Talent hat, so zweifle ich nicht, daß er sich auszeichnen wird. Und in diesem Fall kann er bei seinem Abgang eine sogenannte Collegiatur erhalten, das heißt, er bekommt eine akademische Würde mit einem Einkommen, das ihn ernährt, bis er sich in der Welt Bahn gebrochen hat. Sie sind wohlhabend, Mrs. Avenel, und haben keine näheren Verwandten, die Ihrer Unterstützung bedürfen. Wie ich höre, hat Ihr Sohn großes Glück in Amerika gehabt.«

»Sir,« unterbrach Mrs. Avenel den Pfarrer, »wenn mein Sohn Richard uns Ehre macht – wenn er ein guter Sohn ist und sich ein Vermögen erworben hat, so ist dies kein Grund, ihm das zu entziehen, was wir ihm hinterlassen können, um es an einen Jungen zu verschwenden, der uns trotz allem, was Sie sagen, doch keine Ehre machen kann.«

»Warum? Das sehe ich nicht ein.«

»Warum?« rief Mrs. Avenel heftig – »warum? Sie wissen wohl, warum! Nein, ich will nicht, daß er sich auszeichne; ich will nicht, daß die Leute wegen seiner spionieren und fragen! Ich finde es sehr gewissenlos, daß man ihm solche schöne Dinge in den Kopf gesetzt hat, und ich bin überzeugt, es ist nicht von meiner Tochter Fairfield ausgegangen. Und nun von mir zu verlangen, ich solle

meinen Sohn Richard berauben um eines Jungen willen, der ein Gärtner oder ein Ackerknecht oder dergleichen etwas gewesen ist und einem Gentleman, der seine eigene Equipage hat, wie mein Sohn Richard, Schande machen würde – nein, Sir, daß Sie es nur wissen, das werde ich nicht thun, und damit hat die Sache ein Ende!«

Während der letzten zwei oder drei Minuten und gerade bevor das beifällige ›Gut‹ auf die volksthümliche Gesinnung des Pfarrers geantwortet hatte, war eine Thüre, welche nach einem innern Zimmer führte, leise geöffnet worden und halb offen stehen geblieben, ohne daß es die Sprechenden bemerkt hatten. Jetzt aber wurde die Thüre keck vollends aufgerissen, und der Fremde, den Mr. Dale im Wirthshause getroffen, trat auf ihn zu und sagte: »Nein, damit hat die Sache noch nicht ein Ende! Sie sagen, der Knabe sei ein scharfer, kluger Bursche?«

»Richard, hast du gehorcht?« rief Mrs. Avenel.

»Nun, schätz' wohl, ja – die letzten fünf Minuten.«

»Und was hast du gehört?«

»Ei, daß dieser ehrenwerthe Gentleman um der guten Meinung willen, die er von dem Sohne meiner Schwester Fairfield hegt, die Hälfte seines Unterhalts im College zu bestreiten sich erbietet. Sir, ich bin Ihnen sehr verbunden, und hier ist meine Hand, wenn Sie einschlagen wollen.«

Hoch erfreut sprang der Pfarrer aus und schüttelte mit einem triumphirenden Seitenblick auf Mrs. Avenel herzlich die dargebotene Hand.

»Und nun,« sagte Richard, »nehmen Sie Ihren Hut und lassen Sie uns ein wenig spazieren gehen und die Sache geschäftsmäßig besprechen. Mit Weibern ist nicht gut von Geschäften reden – sie verstehen nichts davon.«

Mit diesen Worten zog Richard eine Cigarrenbüchse aus der Tasche, wählte sich eine aus, zündete sie am Lichte an und verließ das Zimmer.

Mrs. Avenel hielt den Pfarrer zurück. »Sir, Sie werden gegen Richard auf der Hut sein. Gedenken Sie an Ihr Versprechen.«

»Er weiß also nicht alles?«

»Er? O nein! Und Sie dürfen glauben, er hat nicht mehr gehört, als er sagt. Ich bin überzeugt, Sie sind ein Ehrenmann und werden Ihr Wort nicht brechen.«

»Ich gab mein Wort nur bedingungsweise; aber ich verspreche Ihm, zu schweigen, so lange mich kein triftiger Grund zum Gegentheil zwingt.«

»Kommen Sie noch nicht, Sir?« rief Richard, indem er die Hausthüre öffnete.

#### VIERZEHNTE KAPITEL.

Der Pfarrer holte Mr. Richard Avenel auf der Straße ein. Es war eine schöne, mondhelle Nacht.

»Also die arme Jane, die stets der Aschenbrödel in der Familie war, hat ihren Sohn so gut erzogen,« sagte Mr. Richard gedankenvoll. »Und ist der Junge wirklich so, wie Sie sagen – könnte er eine Rolle in einem College spielen?«

»Ich bin davon überzeugt,« erwiderte der Pfarrer, Mr. Avenels dargebotenen Arm annehmend.

»Ich möchte ihn wohl sehen,« sagte Richard. »Hat er gute Manieren? Ist er fein und anständig, oder ein bloßer Bauerntölpel?«

»Ich versichere Sie, er weiß sich so gut auszudrücken und hat so viel, ich möchte sagen, bescheidene Würde an sich, daß mancher reiche Gentleman stolz auf einen solchen Sohn wäre.«

»Sonderbar,« bemerkte Richard, »welche Verschiedenheit sich oft in einer Familie findet. Da ist zum Beispiel Jane, die weder lesen, noch schreiben kann – paßte gerade für einen Handwerker und hatte nie einen Gedanken über ihren Stand; und wenn ich an meine arme Schwester Nora denke – Sie können es kaum glauben, Sir, aber sie war das eleganteste Geschöpf von der Welt – ja, schon als Kind (sie war noch ein Kind zur Zeit, da ich nach Amerika ging). Und als ich empor kam im Leben, sagte ich oft zu mir selbst: ›Meine kleine Nora soll doch noch eine Lady werden!‹ Aber das arme Ding – hat so früh sterben müssen!«

Richard's Stimme klang unsicher bei diesen Worten.

Der Pfarrer drückte freundlich den Arm, auf den er sich lehnte, und sagte nach einer Pause:

»Nichts wirkt so veredelnd auf uns, als die Erziehung. Ihre Schwester Nora hat, glaube ich, sehr guten Unterricht genossen und besaß Talente, welche dadurch entwickelt wurden. Dasselbe ist bei Ihrem Neffen der Fall.«

»Ich will ihn sehen,« sagte Richard, mit dem Fuße fest auf den Boden stampfend, »und wenn er mir gefällt, will ich so gut als ein Vater für ihn sein. Sehen Sie, Mr. – wie ist Ihr Name, Sir?«

»Dale.«

»Sehen Sie, Mr. Dale, ich bin ein lediger Mann. Vielleicht werde ich mich verheirathen, vielleicht auch nicht. Ich habe keine Lust, mich wegzuwerfen. Wenn ich eine Dame von Stand bekommen kann, wohl und gut – doch das thut nichts zur Sache. Indessen wäre ich froh, einen Neffen zu haben, dessen ich mich nicht zu schämen brauchte. Sehen Sie, Sir, ich bin ein neuer Mann, der Schöpfer meines Glücks, und obschon ich mir während meines Emporkletterns etwas Bildung aufgelesen habe, ich weiß selbst nicht recht, wie – so merke ich doch gar wohl, seitdem ich wieder nach Altengland zurückgekehrt bin, daß ich es mit diesen verwünschten Aristokraten nicht aufnehmen kann, und mich in einem Salon nicht so vortheilhaft ausnehme, wie ich es wünschte. Wenn ich Lust hätte, könnte ich in's Parlament kommen, aber da fürchte ich, mich lächerlich zu machen. Alles dies wohl erwogen, denke ich, mit einem jüngern Associe, der die feinere Arbeit übernähme und die Waaren zur Schau stellte, dürfte das Haus Avenel und Comp. den Britischen zur Ehre gereichen. Sie verstehen mich, Sir?«

»O ja, sehr wohl,« antwortete Mr. Dale mit einem ernstesten Lächeln.

»Nun,« fuhr der neue Mann fort, »ich schäme mich nicht, daß ich mich durch meine eigenen Verdienste emporgeschwungen habe, und ich verberge nicht, was ich gewesen bin. Wenn ich in meinem prächtigen Hause sitze, sage ich gerne: ›Ich landete in New-York mit zehn Pfunden im Beutel, und jetzt sitze ich hier!‹ Es ginge aber nicht an, die alten Leute bei mir zu haben. Ist Einer reich, so nehmen ihn die Leute mit allen seinen Fehlern, aber die Familie wollen sie nicht so leicht mit verschlucken. Und wenn ich meine eigenen Eltern nicht zu mir nehme, die ich doch so herzlich lieb habe und so gern an meinem Tische sehen möchte, mit meinen Bedienten hinter ihren Stühlen, so könnte ich meine Schwester Jane noch viel weniger brauchen. Ich erinnere mich ihrer ganz wohl, und sie wird mit den Jahren schwerlich feiner geworden sein, Deßhalb muß ich Sie dringend bitten, sie mir nicht über den Hals zu schicken; denn dies würde durchaus nicht angehen. Sagen Sie ihr lieber gar nichts von mir, sondern lassen Sie den Jungen hierher zu seinem Großvater kommen, wo ich ihn dann ungestört sehen kann. Sie verstehen mich?«

»Ja; aber es wird ihr schwer fallen, sich von dem Knaben zu trennen.«

»Pah! Alle Eltern müssen sich von ihren Kindern trennen, wenn sie in die Welt hinaus sollen. So, das wäre abgemacht. Nun möchte ich Sie aber noch etwas fragen. Ich weiß, die alten Leute haben Jane immer hart angelassen – die Mutter wenigstens. Mein armer guter Vater ist gegen Keines von uns hart gewesen. Vielleicht hat

die Mutter nicht ganz recht gegen Jane gehandelt. Allein wir dürfen sie nicht sehr darum tadeln; die Sache ging ganz natürlich zu. Wir waren ein ziemliches Häuflein, während die Eltern einen Laden in der Hauptstraße hatten; so mußte für Jedes von uns auf irgend eine Weise gesorgt werden. Da nun Jane sehr brauchbar und thätig war, so kam sie schon als kleines Mädchen in einen Dienst und hatte keine Zeit zum Lernen. Später wollte das Glück, daß mein Vater nach einer Wahl, in welcher er viel für die Blauen gethan hatte (denn er war ein berühmter Mann bei den Wahlumtrieben), die Kundschaft des Lord Lansmere bekam. Die gnädige Frau stand bei Nora zu Gevatter, und nachdem der größte Theil meiner Geschwister gestorben war, gab mein Vater das Geschäft auf. Als er aber Jane aus dem Dienst zurücknahm, war sie so ungebildet, daß meine Mutter sich nicht enthalten konnte, Vergleichen zwischen ihr und Nora anzustellen. Sehen Sie, Jane's Kindheit fiel in die Zeit, da meine Eltern noch kleine Krämer waren, welche Mühe hatten, den Kopf über dem Wasser zu halten; Nora aber wurde geboren, nachdem sie als wohlhabende Leute das Geschäft aufgegeben hatten und anständig lebten. Das macht einen großen Unterschied. Meine Mutter sah Jane nicht recht als ihr eigenes Kind an. Doch war Jane auch selbst mit daran Schuld; denn das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter würde gewiß noch ein ganz gutes geworden sein, wenn Jane den Sohn unseres Nachbarn, des reichen Leinwandhändlers, der um sie warb, zum Mann genommen hätte; allein sie wollte durchaus

Mark Fairfield, einen gemeinen Zimmermann, heirathen. Eltern lieben in der Regel diejenigen ihrer Kinder am meisten, die es am weitesten in der Welt bringen. Natürlich! Auch um mich bekümmerten sie sich nicht, bis ich als der Mann zurückkehrte, der ich jetzt bin. Doch um wieder auf Jane zu kommen – ich fürchte, sie ist sehr vernachlässigt worden. Wie sind ihre Verhältnisse?»

»Sie verdient sich ihren Lebensunterhalt und ist arm, aber zufrieden.«

Wollen Sie die Güte haben, ihr dies zu geben?» (und Richard nahm eine Banknote von fünfzig Pfunden aus seinem Taschenbuch.) »Sie können ihr ja sagen, die alten Leute schickten es ihr, oder es sei ein Geschenk von Dick – ohne hinzuzusetzen, daß ich von Amerika zurück bin.«

»Mein bester Sir,« sagte der Pfarrer, »ich kann dem Himmel nicht dankbar genug sein, daß ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe. Das ist ein sehr großmüthiges Geschenk; aber es würde das Beste sein, wenn Sie es durch Ihre Mutter senden wollten; denn ich möchte Ihr Vertrauen um keinen Preis täuschen, und würde doch nicht recht wissen, was ich Mrs. Fairfield antworten sollte, wenn sie mich nach ihrem Bruder fragte. Ich habe in meinem ganzen Leben nur ein einziges Geheimniß zu bewahren gehabt, und ich hoffe, es wird auch das einzige bleiben. Geheimnisse und Lügen sehen sich sehr ähnlich.«

»So, Sie hatten also ein Geheimniß in Verwahrung?« bemerkte Richard, indem er die Banknote wieder einsteckte. Er mochte wohl in Amerika das Neugierigsein

gelernt haben, denn er fragte ganz unverhohlen: »Was war es denn?«

»Ei,« erwiderte der Pfarrer mit erzwungenem Lachen, »das was es nicht mehr sein würde, wenn ich es Ihnen sagte – ein Geheimniß!«

»Nun freilich, wir sind in einem freien Lande. Thun Sie, was Ihnen beliebt. Ich wette, Sie halten mich für einen recht närrischen Kauz, weil ich in dieser offenen Weise aus meiner Schale herauskomme. Aber Sie gefielen mir schon, als wir im Wirthshause zusammen trafen. Und es freute mich vorhin ungemein, daß Sie, obgleich Sie ein Pfarrer sind, einen Menschen, der etwas in sich hat, nicht mit der Nase an den Ladentisch binden wollen. Sie sind keiner von den Aristokraten –«

»Wahrhaftig,« versetzte der Pfarrer mit unvorsichtigem Eifer, »es ist nicht die Sache der englischen Aristokratie, das Volk drunten zu halten. Sie machen einem Jeden in ihrer Mitte Platz, welcher Abkunft er auch sein möge, sobald er Talent und Energie genug besitzt, sich zu ihnen emporzuschwingen. Das ist ja eben der Ruhm der brittischen Constitution.«

»So, glauben Sie das wirklich!« erwiderte Mr. Richard, den Pfarrer mit finsterer Miene ansehend. »Und das sind wohl auch die Ansichten, in welchen Sie den Jungen erzogen haben. Da mögen Sie ihn nur für sich behalten und die Aristokratie für ihn sorgen lassen.«

Die edle, patriotische Wärme des Pfarrers verflog sehr schnell als diese plötzliche kalte Zugluft die Unterhaltung

traf. Er bemerkte, daß er einen sehr ungeschickten Fehler gemacht hatte, und da ihm für den Augenblick weniger daran lag, die brittische Verfassung zu verfechten, als Leonard Fairfield einen Dienst zu erweisen, so gab er mit der ängstlichsten und schmachvollsten Eile die Sache der Aristokratie preis und rief, indem er Mr. Avenel's Arm, den dieser ihm entzogen hatte, wieder ergriff:

»In der That, Sir, Sie befinden sich in einem großen Irrthum; ich habe niemals versucht, die politischen Ansichten Ihres Neffen zu beeinflussen. Ganz im Gegentheil – wenn man sich in seinem Alter überhaupt eine Meinung gebildet haben kann, so fürchte ich sehr – das heißt, ich glaube, daß seine Ansichten nicht ganz richtig – das heißt, nicht constitutionell sein dürften. Ich meine – ich meine –«

Und der arme Pfarrer hielt in kläglicher Ideenverwirrung inne, indem er sich bemühte, ein Wort zu suchen, das seinen Begleiter nicht beleidigen könnte.

Mr. Avenel ergötzte sich eine Weile mit einem bitteren Lächeln an der Verlegenheit des Pfarrers und sagte alsdann:

»Nun, er wird wohl ein Radicaler sein, denke ich mir. Natürlich genug, so lange er keinen Sixpence zu verlieren hat – das wird sich schon machen. Ich bin kein Radicaler, wenigstens kein zerstörungslustiger – viel zu klug dazu, hoffe ich. Aber ich wünschte vieles ganz anders zu sehen, als es ist. Glauben Sie ja nicht, daß ich das gemeine Volk, das nichts besitzt, aufhetzen möchte, sich über bessere Leute Gewalt anzumaßen, nur weil ich nicht sehen

mag, wie eine Handvoll Leute, die man Lords und Squires nennt, das Regiment führen will. Männer, wie ich, Sir, sollten auf dem Gipfel des Baumes sitzen! Das ist *meine* Ansicht von der Politik. Was sagen Sie dazu?«

»Ich habe nichts dagegen einzuwenden,« versetzte der muthlose Pfarrer mit schmähhlicher Nachgiebigkeit. Doch müssen wir, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, beifügen, daß er nicht im geringsten wußte, was er sagte.

#### FÜNFZEHNTE KAPITEL.

Nichts ahnend von dem seinem Schicksal bevorstehenden Wechsel, den die Diplomatie des Pfarrers zu bewirken strebte, genoß Leonard Fairfield die erste jungfräuliche Süßigkeit des Ruhmes. In der Hauptstadt des Bezirkes hatte man nämlich, dem immer mehr um sich greifenden Zeitgeiste huldigend, eine Gewerbeschule errichtet, und einige angesehene Personen, die sich für die Gründung dieses Provincialathenäums interessirten, hatten einen Preis für die beste Abhandlung über die ›Verbreitung des Wissens‹ ausgesetzt – ein sehr abgedroschener Gegenstand, über welchen schon unendlich viel gesagt worden ist, und über den gleichwohl noch immer viel zu sagen bleibt. Diesen Preis hatte Leonard Fairfield unlängst gewonnen. Seine Abhandlung war öffentlich belobt, auf Kosten der Gesellschaft gedruckt und mit einer silbernen Medaille belohnt worden, welche den Apollo, das Verdienst krönend, darstellte. (Das arme Verdienst hatte keinen Fetzen auf dem Leibe; aber freilich, wenn es nur der Fürsorge Apollon anheimgegeben ist, wird es

nie ein guter Kunde für den Schneider sein!) Auch verkündigte die Grafschaftszeitung, daß Großbritannien ein neues Wunder hervorgebracht habe in der Person von Doctor Riccabocca's autodidactischem Gärtner.

Jetzt wurde man auch aus Leonard's mechanische Arbeiten aufmerksam. Der stets auf Verbesserungen bedachte Squire hatte einen Ingenieur kommen lassen, um das Bewässerungssystem des Jünglings zu prüfen, und der Mann von Fach erstaunte, mit welch' einfachen Mitteln eine bedeutende technische Schwierigkeit überwunden worden war. Die benachbarten Pächter nannten jetzt Leonard ›Mr. Fairfield‹ und luden ihn als ihres Gleichen in ihre Häuser ein. Selbst Mr. Stirn hatte, als er ihm auf der Landstraße begegnete, an den Hut gegriffen und gesagt, »er hoffe, Mr. Fairfield hege keinen Groll gegen ihn.« Dies alles, sage ich, war die erste Süßigkeit des Ruhmes, und wenn Leonard Fairfield je in reifern Jahren ein berühmter Mann wird, so zweifle ich doch sehr, ob ihm die späteren Früchte ebenso süß schmecken werden.

Dieser glänzende Erfolg war es denn auch gewesen, der den Pfarrer zu dem oben erzählten, schon längst reiflich von ihm erwogenen Schritte veranlaßt hatte. Denn seit einem Jahre ungefähr war das alte, trauliche Einvernehmen zwischen dem Geistlichen und der Familie Fairfield wieder hergestellt, und mit großer Hoffnung, aber auch nicht ohne Besorgniß hatte er die rasche Entwicklung eines Verstandes beobachtet, welcher kühn und unharmonisch gegen die Niedrigkeit der ihn umgebenden Verhältnisse abstach.

Am Abend nach seiner Rückkehr von Lansmere begab sich der Pfarrer nach dem Casino. Er steckte Leonard Fairfield's Preisschrift in die Tasche; denn er fühlte, daß er den Jüngling nicht ohne vorbereitende Ermahnung in die Welt hinausziehen lassen dürfe, und beabsichtigte somit, das arme Verdienst mit demselben Lorbeerkranze zu geißeln, den es eben erst von Apollo empfangen hatte. Dazu bedurfte er jedoch Riccabocca's Beistand, oder vielmehr – er fürchtete, wenn es ihm nicht gelänge, den Philosophen auf seine Seite zu bringen, so möchte dieser alles wieder verderben, was der Pfarrer etwa gut gemacht hatte.

#### SECHZEHNTE KAPITEL.

Süße Töne drangen durch die Orangenweige zu den Ohren des Pfarrers, als er langsam die kleine Anhöhe erstieg – Töne so süß und silberhell, daß er entzückt stehen blieb, um zu lauschen. Der Unglückliche ahnte noch nicht, daß er damit papistischem Irrthum sein Ohr lieh! Immer sanfter und süßer klangen die Worte »*Ave Maria*« zu ihm hernieder – Violante sang die Abendhymne an die heilige Jungfrau. Endlich ging dem guten Pastor ein Licht auf über den Sinn der Worte, und als orthodoxer Protestant schüttelte er mißbilligend das Haupt, entriß sich dann muthig, dem Zauber, der ihn gefesselt hielt, und schritt rüstig weiter. Auf der Terrasse fand er die ganze Familie unter einem Zeltdache versammelt. Mrs. Riccabocca strickte, ihr Gatte hatte seine Arme über der Brust

gekreuzt; das Buch, in welchem er vor wenigen Minuten noch gelesen, war seinen Händen entfallen, und er schaute mit seinen sanften, dunkeln Augen tränmerisch vor sich hin. Violante, die jetzt ihre Hymne geendet hatte, saß zwischen beiden Gatten auf dem Boden und ließ das Haupt auf dem Schooße ihrer Stiefmutter ruhen, während ihre Hand auf dem Knie des Vaters lag, und ihr Blick mit inniger Zärtlichkeit an seinen Zügen hing.

Mit einem freundlichen ›Guten Abend!‹ begrüßte der Pfarrer die Familie. Violante schlich sich sogleich zu ihm heran und flüsterte ihm leise zu: »Reden Sie mit Papa und suchen Sie ihn aufzuheitern – er ist traurig!« Dann schlüpfte sie hinweg und schien eifrig beschäftigt, die Blumen zu begießen, welche auf Gestellen geordnet das Zelt umgaben. Dabei blieben jedoch ihre feuchten, glänzenden Augen noch immer nachdenklich auf ihren Vater geheftet.

»Wie geht es Ihnen, mein lieber Freund?« begann der Pfarrer in herzlichem Tone, indem er seine Hand auf die Schulter des Italieners legte. »Sie müssen keine Nieder geschlagenheit bei ihm aufkommen lassen, Mrs. Riccabocca!«

»Es wäre eine große Undankbarkeit gegen meine Gattin, wenn ich niedergeschlagen sein wollte,« sagte der arme Italiener mit seiner gewohnten Galanterie. Manche gute Frau, die es als einen Vorwurf ansieht, wenn ihr Gatte einmal ›verstimmt‹ ist, würde sich bei dieser mehr höflichen als offenherzigen Rede beleidigt abgewendet und

so das Uebel noch verschlimmert haben. Allein Mrs. Riccabocca drückte zärtlich die dargebotene Hand ihres Gatten und sagte naiv:

»Sie sehen, ich bin so unverständig, Mr. Dale; ich wußte nicht, wie sehr ich es bin, bis ich verheirathet war. Aber ich freue mich, daß Sie gekommen sind. Sie können nun ein gelehrtes Gespräch mit ihm anknüpfen, dann vermißt er vielleicht weniger schmerzlich sein –«

»Was?« unterbrach sie Riccabocca fragend.

»Sein Vaterland. Glaubst du, ich könne nicht zuweilen deine Gedanken errathen?«

»Gewiß, sehr oft. Dieses Mal aber nicht. Die Zunge stößt an, wo der Zahn schmerzt; allein der beste Zahnarzt kann den Zahn nicht errathen, wenn man den Mund nicht öffnet. – *Basta!* Darf ich Ihnen ein Glas Wein anbieten – eigenes Gewächs, Mr. Dale? Er ist unverfälscht.«

»Ich möchte mir lieber eine Tasse Thee ausbitten,« versetzte der Pfarrer hastig.

Mrs. Riccabocca, vergnügt, sich als Hauswirthin nützlich machen zu können, eilte in's Haus, um den Nationaltrank der Engländer zu bereiten. Der Pfarrer ließ sich auf ihrem Stuhle nieder, indem er sagte:

»Sie sind also niedergeschlagen? Pfui! Wenn es eine Tugend in der Welt gibt, nach der wir beständig trachten sollen, so ist es die Heiterkeit.«

»Ich will dies nicht bestreiten,« erwiderte Riccabocca mit einem tiefen Seufzer. »Allein obgleich ein Grieche, den, wie ich glaube, Ihr Liebling Seneca anführt, behauptet hat, ein weiser Mann trage sein Vaterland an seinen

Fußsohlen mit sich herum, so vermag er doch nicht auch seinen Sonnenschein mit sich zu führen.«

»Ich will Ihnen sagen, woran der Fehler liegt,« fuhr der Pfarrer etwas derb heraus. »Sie würden das Glück viel lebhafter empfinden, wenn Sie die Philosophie etwas mehr bei Seite ließen.«

»*Cospetto!*« rief der Doctor, aufspringend. »Wollen Sie mir dies näher erklären?«

»Weckt nicht das Forschen nach Weisheit Wünsche, welche in dem kleinen Kreise, auf den Ihr Leben beschränkt ist, keine Befriedigung finden? Es ist nicht sowohl das Vaterland, nach dem Sie sich sehnen, als vielmehr der Spielraum für Ihre Intelligenz, Beschäftigung für Ihre Gedanken und ein Ziel für Ihre Bestrebungen.«

»Sie haben den Zahn errathen, welcher schmerzt,« entgegnete Riccabocca mit Bewunderung.

»Das war so schwer nicht,« erwiderte der Pfarrer. »Die Weisheitszähne kommen zuletzt und verursachen am meisten Schmerz. Wenn Sie nur den Geist ein wenig hungern lassen und dafür das Herz besser nähren wollten, so würden Sie vielleicht ein schlechterer Philosoph, aber ein desto –« Der Pfarrer hatte die Worte ›besserer Christ‹ auf der Zunge; allein er unterdrückte dieselben, da sie in solchem Zusammenhange leicht hatten verletzen können, und setzte dafür die unelegante Antithese – »ein desto glücklicherer Mann sein.«

»Ich lasse immer und bei allem dem Herzen seinen Antheil,« sagte der Doctor.

»Nicht doch! Ein Mann mit einem Herzen wie das Ihrige, sollte nie den Mangel des Sonnenscheins fühlen. Mein Freund, wir leben in einem Zeitalter übertriebener Geistesbildung und vernachlässigen zu viel das gesunde, einfache äußere Leben, das so viel positive Freuden bietet. Während wir uns der Welt in unserm Innern zukehren, werden wir blind für die Schönheiten der äußern Welt; indem wir das eigene Ich studiren, vergessen wir beinahe, gen Himmel zu blicken und am Lächeln Gottes zu erwärmen.«

Der Philosoph zuckte mechanisch die Achseln, wie er immer zu thun pflegte, wenn ein Anderer als er, moralisirte, und besonders, wenn dieser Andere ein Geistlicher war; aber es lag keine Ironie in seinem Lächeln als er gedankenvoll erwiderte:

»Es ist etwas Wahres in dem, was Sie sagen. Ich gebe zu, daß wir zu viel leben als ob wir nur aus Gehirn beständen. Das Wissen hat seine Strafen und Schmerzen so gut, wie seine Belohnungen.«

»Das ist es gerade, was ich Sie bitten wollte, Leonard zu sagen.«

»Haben Sie den Zweck Ihrer Reise erreicht?«

»Ich will Ihnen davon erzählen, wenn Sie mich nach dem Thee zu ihm hinunter begleiten wollen. Jetzt bin ich zu sehr mit Ihnen selbst beschäftigt.«

»Mit mir? Der Baum ist ausgewachsen – versuchen Sie es, den jungen Zweig zu biegen!«

»Bäume sind Bäume, und Zweige sind Zweige, »versetzte der Pfarrer dogmatisch; »aber der Mensch wächst

fort bis er in's Grab sinkt. Wenn ich nicht irre, so haben Sie mir einmal gesagt, daß Sie einst sehr nahe daran gewesen, in ein Gefängniß geworfen zu werden.«

»Ja, sehr nahe.«

»Nun, so stellen Sie sich jetzt vor, Sie befänden sich in jenem Gefängniß und eine Fee zaubere Ihnen die Aussicht auf diese ruhige Heimath in einem sichern Lande vor; Sie erblicken die blühenden Orangebäume und fühlen, wie der Abendwind Ihre Wange fächelt; Sie sehen Ihr Kind heiter oder traurig, je nachdem Sie lächeln oder die Stirne furchen. In dieses Traumgesicht einer Heimath mischt sich das Bild einer Frau – vielleicht dem Ideal Ihrer jugendlichen Phantasie nicht ganz entsprechend, aber treu und wahr, jeder Schlag ihres Herzens nur Ihnen geweiht. Würden Sie da nicht aus der Tiefe Ihres Kerkers rufen: ›O gütige Fee, ein solcher Tausch wäre ein Paradies!‹ Undankbarer Mann! Was Sie für Ihren Geist vermissen, sollte Ihr Herz Ihnen alles ersetzen.«

Riccabocca schwieg gerührt.

»Komm hierher, mein Kind,« fuhr Mr. Dale fort, indem er sich nach Violante umsah, welche noch immer in einiger Entfernung unter den Blumen stand, so daß sie zwar nichts hören, aber alles beobachten konnte. »Komm hierher,« rief er und breitete die Arme aus.

Violante eilte herbei und schmiegte sich an die Brust des wackern Mannes.

»Sprich, Violante – wenn du allein bist im Feld oder Garten, nachdem du eben erst deines Vaters Antlitz ruhig und heiter gesehen hast, so daß keine Sorge um ihn dein

Herz bedrückt – wenn du ganz allein bist, die Blumen zu deinen Füßen und die singenden Vögel über deinem Haupte – erscheint dir dann das Leben an sich selbst als Glück oder als Leid?«

»Als Glück!« antwortete Violante, halb ihre Augen schließend und mit gedämpfter Stimme.

»Kannst du uns sagen, welche Art von Glück es ist?«

»O nein, unmöglich! Auch bleibt es sich niemals gleich. Zuweilen ist es so still, so still – und zuweilen so stürmisch, daß ich Flügel haben und mich zu Gott aufschwingen möchte, um ihm zu danken!«

»O Freund,« sagte der Geistliche, »dies ist die wahre Sympathie zwischen Leben und Natur, und so würden wir stets fühlen, wenn wir mehr Sorge trügen, uns die kindliche Frische und Unschuld zu bewahren. Es steht geschrieben, daß wir wie die Kinder werden müssen, um in's Himmelreich einzugehen; und mich däucht, wir müssen auch wie die Kinder werden, um die Wonne zu erkennen, die schon auf Erden unser Erbtheil ist!«

#### SIEBZEHNTE KAPITEL.

Jackeymo befand sich aus dem Felde und so brachte das Dienstmädchen den Tisch unter das Zelt und stellte neben dem unerläßlichen englischen Thee noch andere, ebenso wohlfeile und angenehme Getränke für die warme Jahreszeit – Getränke, welche Jackeymo den Gebräuchen des Südens entnommen und hier eingeführt hatte, ungeistige, aus Früchten gepreßte, mit Honig versüßte und mit Eis angenehm gekühlte Säfte – denn das Eis darf

nichts kosten in einem Lande, in welchem man das halbe Jahr hindurch eingefroren ist! Auch hatte Jackeymo als Beigabe zu unserm guten, festen, englischen Brode viel leichteres und besser verdauliches Gebäck aus Waizenmehl und jene gerösteten Rippen bereitet, die sich darüber zu freuen scheinen, daß sie gegessen werden, so lustig krachen sie zwischen den Zähnen.

Für den Pfarrer war es immer ein besonderer Genuß, in dem Casino Thee zu trinken; denn das einfache Mahl auf dem Tische des Verbannten zeigte eine Anmuth und Eleganz, welche sowohl das Auge, als den Gaumen auf das Angenehmste berührten. Sogar die Geräte, obschon sie nur aus Wedgewoodthon bestanden, hatten so einfache, classische Formen, daß selbst Mrs. Hazeldean's altes indisches Steingut und Mrs. Dale's bestes Worcesterporzellan flitterig und barbarisch dagegen aussah. Denn Flaxmann hatte die Zeichnungen zu dem Wedgewood gefertigt und die Erzeugnisse dieser ersten und geschmackvollsten aller Porzellanfabriken (wenn man von dem bloßen Material absieht) sind auch den wenigsten Begüterten zugänglich.

Das kleine Mahl verlief anfangs ziemlich schweigsam; bald jedoch warf Riccabocca seine trübe Stimmung ab und wurde heiter und lebhaft. Mrs. Riccabocca lächelte und nöthigte ihre Hippen auf; Violante vergaß ihr stattliches Wesen, lachte und spielte dem Pfarrer Possen, indem

sie ihm, während er sich abwandte, seine Tasse mit warmen Thee wegnahm und dafür geeisten Kirschensaft hinstellte. Dann sprang der Pastor auf und lief ihr nach; allein Violante wußte ihm so allerliebste auszuweichen, daß der Pfarrer zuletzt ermüdet um Frieden bat und zu seinem Kirschensaft zurückkehrte. So entschwand die Zeit, bis man endlich auf der fernen Kirchenglocke schlagen hörte, und Mr. Dale mit dem Rufe aufsprang:

»Wir werden zu spät zu Leonard kommen! Geh, du böses, kleines Mädchen und hole deines Vaters Hut!«

»Und Schirm!« setzte Riccabocca, zu dem wolkenlosen, mond hellen Himmel aufblickend, hinzu.

»Einen Schirm gegen die Sterne?« fragte lachend der Pfarrer.

»Die Sterne sind nicht meine Freunde,« versetzte Riccabocca, »und man weiß nie, was kommen kann.«

Freundschaftlich wanderte der Philosoph und der Geistliche mit einander fort.

»Ihre Worte haben mir wohl gethan,« sagte Riccabocca, »aber ich hoffe, ich bin nicht immer so unvernünftig melancholisch, wie sie zu vermuthen scheinen. Freilich kommen die Abende einem Manne, dessen Gedanken an die Vergangenheit beinahe seine einzigen Gesellschafter sind, bisweilen etwas lange und trübselig vor.«

»Seine einzigen Gesellschafter? – Und Ihre Tochter?«

»Sie ist noch so jung.«

»Und Ihre Gattin!«

»Sie ist so –« der höfliche Italiener schien hier ein anstößiges Eigenschaftswort zu unterdrücken und setzte mild hinzu: »so gut, ich bestreite dies nicht; aber Sie müssen mir zugeben, daß wir nicht viel mit einander gemein haben können.«

»Ich gebe nichts dergleichen zu. Sie haben Ihr Haus, Ihre Interessen, Ihr Glück und Ihr Leben mit einander gemein. Wir Männer sind so anspruchsvoll; wir erwarten, ideale Nymphen und Göttinnen zu finden, wenn wir uns herablassen, eine Sterbliche zu heirathen; und hätten wir wirklich jene Nymphe oder Göttin gefunden – nun, so würden ohne Zweifel unsere Hühner zu Kohle verbrennen und unsere Hammelskeulen eiskalt auf den Tisch kommen.«

»*Per Bacco*, Sie sind ein Orakel,« sagte Riccabocca lachend. »Allein ich bin nicht so skeptisch wie Sie. Dazu verehere ich das schöne Geschlecht viel zu sehr. Es sind viele Frauen, welche das Ideal der Männer verwirklichen – bei den Dichtern zu finden!«

»Meine eigene liebe Frau zum Beispiel,« nahm der Pfarrer wieder das Wort, indem er Doctor Riccabocca's sarkastisches Kompliment gegen das schöne Geschlecht unbeachtet ließ, sich vorsichtig umschaute und seine Stimme dämpfte – »meine liebe Frau zum Beispiel ist die beste Seele von der Welt – ich möchte sagen, ein Engel, wenn das Wort nicht so oft entweiht würde; *aber* –«

»Aber?« wiederholte der Doctor ernsthaft.

»Aber auch ich könnte sagen, daß ›wir nicht viel mit einander gemein haben‹, wenn ich blos Geist mit Geist

vergleichen und jedesmal, wenn meine arme Carry etwas spricht, das vielleicht nicht so tief ist als wenn es aus dem Munde der Madame de Stael gekommen wäre, von der Höhe meiner Logik und klassischen Bildung herab verächtlich sie belächeln wollte. Denke ich aber an all' die kleinen Sorgen und Freuden, die wir mit einander getheilt haben, und wie einsam ich ohne sie gewesen wäre – o, dann wird mir augenblicklich klar, daß wir etwas unendlich Innigeres und Besseres mit einander gemein haben, als wenn wir durch dieselben Studien denselben Ideenkreis gewonnen hätten und ich stets zu einem geistigen Kampfe gewappnet sein müßte, wie dies der Fall ist, wenn ich mit einem so hartnäckigen Philosophen, wie Sie sind, zusammentreffe. Ich will nun freilich nicht behaupten, daß Mrs. Riccabocca eine Mrs. Dale ist,« setzte der Pfarrer mit stolzer Aufrichtigkeit hinzu – »es gibt nur Eine Mrs. Dale in der Welt; aber doch haben Sie einen Treffer in der Ehestandslotterie gezogen. Denken Sie an Sokrates; er war zufrieden sogar mit seiner – Xantippe!«

Doctor Riccabocca dachte an Mrs. Dale's ›kleine Launen‹ und freute sich im Stillen, daß es keine zweite Mrs. Dale gab, die ihm hätte zu Theil werden können. Seine ruhige Jemima gewann durch die Vergleichung. Nichtsdestoweniger war er eigensinnig genug, zu erwidern:

»Sokrates ist zu allen Zeiten unerreicht geblieben! – Und doch glaube ich, daß sogar er seine Abende selten zu Hause zubrachte. Allein *revenons à nos moutons!* Wir sind schon ganz nahe bei Mrs. Fairfield's Hause und noch

haben Sie mir nicht gesagt, was Sie in Bezug auf Leonard ausgerichtet haben.«

Der Geistliche blieb stehen, faßte Riccabocca an seinem Rockknopfe und theilte ihm in wenigen Worten mit, daß Leonard nach Lansmere reisen solle, um dort einige Verwandte kennen zu lernen, die, wenn es am guten Willen nicht fehlte, Vermögen genug besäßen, um seinen Fähigkeiten eine entsprechende Bahn zu eröffnen.

»Die Hauptsache indessen wäre es,« setzte Mr. Dale hinzu, »ihn ein wenig über das aufzuklären, was er – ›Aufklärung‹ nennt.«

»Ah!« versetzte Riccabocca, sich vergnügt die Hände reibend, »ich werde mit großem Interesse zuhören, was Sie ihm über diesen Gegenstand zu sagen haben.«

»Nicht nur zuhören, sondern Sie müssen mir auch beistehen; denn der erste Schritt in dieser modernen Aufklärung läßt den armen Pfarrer dahinten; und wenn er ruft: ›Halt, seht auf den Wegweiser!‹ so eilt der Wanderer nur um so rascher vorwärts, indem er bei sich selbst sagt: ›Pah, das ist nur das Geschrei des Pfarrers!‹ Allein wenn mein junger Herr auch mir nicht glaubt, so wird er doch Ihnen Gehör schenken – Sie sind ein Philosoph!«

»Also können wir Philosophen bisweilen selbst den Geistlichen nützlich werden!«

»Wenn Sie nicht ohnehin schon so eingebildete, arme, verblendete Geschöpfe wären, so würde ich ›Ja‹ sagen,« antwortete der Pfarrer großmüthig, nahm sodann des Doctors Regenschirm und bediente sich des messingnen Griffes, um damit an die Thüre der Hütte zu klopfen.

## ACHTZEHNNTS KAPITEL.

Der Durst nach *Wissen* ist sicherlich ein rühmliches Fieber! Und es gibt in der moralischen Welt kaum einen erhabeneren Anblick als den, welchen manches Dachstübchen darbieten würde, wenn Asmodeus die Dächer abheben und uns einen Blick in das Innere der Häuser werfen lassen wollte – ich meine den Anblick eines tapferen, geduldigen, eifrigen menschlichen Wesens, welches sich durch die ehernen Mauern des Mangels mühsam Bahn bricht in das herrliche Unendliche, das von sternartigen Seelen erglänzt.

So sitzt Leonard, der Autodidact, allein in der kleinen Hütte; denn obgleich kaum die Stunde geschlagen hat, um welche die vornehmen Leute zu speisen pflegen, so ist es für die Geringen doch schon an der Zeit, sich schlafen zu legen, und Mrs. Fairfield hat dies auch bereits gethan, indeß Leonard noch in seine Bücher vertieft ist.

Er hat den Tisch an das Gitterfenster gestellt und blickt von Zeit zu Zeit von der Arbeit auf, um sich des stillen Mondscheins zu erfreuen. Ein Glück für ihn, daß als Ersatz für diese der Nacht entwendeten Stunden seine harte, körperliche Thätigkeit mit der Morgenröthe wieder beginnt. Die Gelehrten würden nicht immer an so mancherlei Beschwerden leiden, wenn sie so viel im Freien arbeiteten, wie unser wißbegieriger Bauernknabe. Doch selbst bei ihm konnte man bemerken, daß das eifrige Lernen angefangen hatte, an seinen Kräften zu zehren. Wer

den Geist anstrengt, muß mit dem Körper dafür bezahlen. Es würde in der That schlimm um diese Alltagswelt aussehen, wenn es nur emsig studirende Bücherwürmer darin gäbe, die sich den Henker um ihr Gangliensystem bekümmern!

Erstaunt sprang Leonard auf, als er das Klopfen an der Thüre vernahm, doch beruhigte ihn des Pfarrers wohlbekannte Stimme bald wieder, und er öffnete den späten Besuchern mit einiger Ueberraschung die Thüre.

»Wir kommen, um mit dir zu reden, Leonard,« sagte Mr. Dale, »allein ich fürchte, wir könnten Mrs. Fairfield stören.«

»O nein, Herr Pfarrer! Die Thüre zur Treppe ist geschlossen, und meine Mutter hat einen festen Schlaf

»Was, das ist ja ein französisches Buch! Verstehst du denn Französisch, Leonard?« fragte Riccabocca.

»Ich habe das Französische nicht schwer gefunden. Hat man nur einmal die Grammatik überwunden, so wird die Sprache so klar. Sie scheint ganz wie zum Beweisen und Disputiren gemacht.«

»Ganz richtig,« bemerkte Riccabocca. »Voltaire sagt nicht mit Unrecht: ›Was nicht klar ist; ist nicht französisch.««

»Ich wollte, man könnte dasselbe von der englischen Sprache sagen!« bemerkte der Pfarrer.

»Aber was ist das? Auch Latein? Virgil?«

»Ja, Sir. Aber ich finde, daß es damit nicht recht vorwärts gehen will ohne Lehrer. Ich fürchte, ich werde es wohl aufgeben müssen,« setzte Leonard seufzend hinzu.

Die beiden Herren warfen sich bedeutungsvolle Blicke zu und setzten sich. Der junge Landmann blieb bescheiden stehen. Es lag etwas in seiner Miene und Haltung, was das Herz rührte, indem es das Auge ansprach. Er war nicht mehr der schüchterne Knabe, der sich vor Mr. Stirn's finsterem Blicke verbarg, noch die rohe Verkörperung blos physischer Kraft, die, zu unregelter Tapferkeit angespornt, auf dem Gemeinderasen von Hazeldean eine so kränkende Niederlage erlitten hatte. Auf seiner Stirne lagerte die Macht des Gedankens – freilich noch etwas unstet, aber doch mild und ernst. Die Züge hatten jene edle Feinheit angenommen, welche man oft für ein Geschlechtsabzeichen hält, die aber in Wirklichkeit von der Schönheit der Ideen herrührt, sie mögen nun ein Erbtheil der Eltern oder aus Büchern gelernt sein. In seinem reichen braunen Haar, welches kunstlos von den Schläfen zurückgestrichen in natürlichen Locken fast bis auf die Schultern herabwallte – in seinem großen blauen Auge, das von den langen dunkeln Wimpern beschattet sich zur Farbe des Veilchens vertiefte – in der Festigkeit der Lippe, die von dem Ringen mit Schwierigkeiten zeugte, lag eine eigenthümliche Schönheit, allein nicht mehr die Schönheit des einfachen Landmanns. Und doch trug das ganze Antlitz noch immer jenen Ausdruck von Güte und Reinheit, welchen ein Maler gern seinem Ideal von einem ländlichen Liebhaber verleiht – etwa wie ihn sich Tasso in dem *Aminta* gedacht haben mochte, oder wie ihn Fletcher an die Seite der treuen Schäferin gestellt haben würde.

»Du mußt dir einen Stuhl holen und dich zu uns setzen, Leonard,« sagte der Pfarrer.

»Wenn Jemand ein Recht zu sitzen hat,« bemerkte Riccabocca, »so ist es Derjenige, welcher eine Predigt anhören soll, während die Pflicht des Stehens Demjenigen zukommt, der die Predigt halten will.«

»Du brauchst nicht zu erschrecken, Leonard; es handelt sich nur um eine Kritik, nicht um eine Predigt,« sagte der Pfarrer freundlich, indem er Leonard's Preisschrift aus der Tasche zog.

## NEUNZEHNTE KAPITEL.

*Pfarrer.* – »Du hast zu deinem Motto den Aphorismus gewählt: ›Wissen ist Macht.‹ *Bacon.*«<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup>Dieser Aphorismus wurde Lord Bacon wahrscheinlich auf die bloße Autorität des Registers seiner Werke zugeschrieben. Er gehört also dem Registermacher an, keineswegs aber dem großen Meister der inductiven Philosophie. Allerdings hat sich Bacon mehrfach über die Macht des Wissens verbreitet, jedoch mit einer solchen Menge von Erläuterungen und Unterscheidungen, daß man ihm kein größeres Unrecht zufügen kann, als in einem einzigen Satz zusammendrängen wollen, was zu erklären ihn einen ganzen Band gekostet hat. Wenn er zum Beispiel auf einer Seite Wissen ist Macht gleichbedeutend zu nehmen scheint, so stellt er sie auf einer andern in schroffster Weise einander gegenüber, wie in folgenden Worten: ›*Adeo, signanter Deus opera potentiae et sapientiae discriminavit.*‹ Allein es wäre ebenso ungerecht gegen Bacon, wollte man den Satz, der zwischen Wissen und Macht unterscheidet, als einen Aphorismus aufstellen, als es ungerecht ist, wenn man dies mit den Sätzen thut, welche Wissen und Macht mit einander vermengen.

*Riccabocca.* – »Von Bacon sollte dieser Aphorismus sein? Er wäre der letzte Mann in der Welt gewesen, eine so dreiste und seichte Behauptung aufzustellen.«

»Wollen Sie damit sagen, Sir, daß dieser Aphorismus nicht von Lord Bacon herrühre? Ich habe ihn doch fast in allen Zeitungen und Reden, welche die Volkserziehung befürworten, als von ihm sich herschreibend angeführt gefunden.«

*Riccabocca.* – »So laß dir dies zur Warnung dienen, daß du nicht wieder in den Fehler verfallst, ein Citat aus zweiter Hand zu gebrauchen. Lord Bacon hat ein dickes Buch geschrieben, um zu zeigen, inwiefern Wissen Macht sei, wie diese Macht abgegrenzt werden müsse, und worin dieselbe fehlgreifen könne. Und glaubst du wohl, ein so kluger Mann würde sich die Mühe gegeben haben, ein so großes Buch über diesen Gegenstand zu schreiben, wenn er alles, was er darüber zu sagen hatte, in das Westentaschen-Dogma ›Wissen ist Macht‹ hätte zwängen können? Pah! In allen Schriften Bacon's von der ersten bis zur letzten Seite findet sich kein solcher Aphorismus.«

*Pfarrer* (aufrichtig). – »Ich muß gestehen, daß auch ich glaubte, er rühre von Lord Bacon her; aber es freut mich, zu hören, daß er der Weihe seiner Autorität entbehrt.«

*Leonard* (sich von seiner Ueberraschung erholend). – »Aber warum dies?«

*Pfarrer.* – »Weil dieser Aphorismus entweder viel zu viel oder – gar nichts sagt.«

*Leonard.* – »Der Satz scheint mir wenigstens unbestreitbar, Sir.«

*Pfarrer.* – »Nun wohl, angenommen, er sei unbestreitbar – was beweist er alsdann zu Gunsten des Wissens? Ist nicht die Unwissenheit auch eine Macht?«

*Riccabocca.* – »Und noch dazu eine Macht, die meistens den dicksten Stab in Händen hat.«

*Pfarrer.* – »Jedes Uebel ist eine Macht und wird es durch seine Macht im geringsten besser?«

*Riccabocca.* – »Der Fanatismus ist eine Macht – und zwar eine Macht, die oft schon mit Sturmesgewalt das Wissen weggefegt hat. Der Muselman verbrennt die Bibliothek einer Welt und nöthigt mit dem Schwerte den Schulen den Koran auf von Byzanz bis nach Hindostan.«

*Pfarrer* (mit einer neuen illustrirenden Kolonne anrückend). – »Der Hunger ist eine Macht. Die Barbaren, durch ihre eigene unstete Bevölkerung dem Hunger preisgegeben, verlieren all' ihre frühere Energie, überschwemmen Italien und vernichten die Wissenschaften. Wie entartet die Römer auch sein mochten, so besaßen sie doch wenigstens mehr Wissen als die Gallier und Westgothen.«

*Riccabocca* (die Nachhut in's Treffen führend). – »Und selbst in Griechenland, als die Griechen einander gegenseitig befehdeten, wurden die Athener – unsere Lehrmeister in allen Wissenschaften – von den Spartanern geschlagen, welche die Gelehrsamkeit verachteten.«

*Pfarrer.* – »Du siehst hieraus, Leonard, daß, wenn auch das Wissen Macht ist, es doch nur eine Macht ist, wie

manche andere in der Welt; daß es ebenso starke, ja noch viel stärkere gibt, und daß dieser Satz entweder nur eine einfache Binsenwahrheit enthält, die nicht werth ist, so oft wiederholt zu werden, oder daß er etwas sagen will, das sich sehr schwer beweisen läßt.«

*Leonard.* – »Eine Nation kann von einer andern geschlagen werden, welche mehr physische Kraft und militärische Zucht besitzt; aber diese letztere ist, wenn ich so sagen darf, Sir, auch eine Art Wissen –«

*Riccabocca.* – »Ja; aber die Gelehrten unserer Zeit (oder die es wenigstens sein wollen) fordern uns auf, die militärische Zucht und alle Eigenschaften, welche dieselbe befördern, aus der Liste der nützlichen Künste zu streichen. Ja, in deiner Abhandlung stellst du selbst das Wissen dar als eine Macht, welche die Armeen auflöst und aller militärischen Zucht feindlich gegenübersteht.«

*Pfarrer.* – »Lassen Sie den jungen Mann fortfahren! Du sagst, Nationen können von andern, die weniger unterrichtet und gebildet sind, geschlagen werden.«

*Leonard.* – »Aber das Wissen erhebt eine Klasse. Ich fordere die Glieder meines eigenen niedrigen Standes auf, nach Wissen zu streben, weil dieses ihnen zur Macht verhelfen wird.«

*Riccabocca.* – »Was sagen Sie dazu, Mr. Dale?«

*Pfarrer.* – »Erstlich fragt es sich, ob die Klasse, welche das meiste Wissen besitzt, auch immer die größte Macht hat? Ich glaube, Philosophen, wie mein Freund, Doctor Riccabocca, sind der Meinung, daß bei ihnen das Wissen vorzugsweise zu finden sei. Allein, in welchem Zeitalter

haben die Philosophen die Welt beherrscht! Murren sie nicht im Gegentheil beständig darüber, daß man sie nicht beachtet!«

»*Per Bacco*,« rief Riccabocca, »wenn man auf uns geachtet hätte, so müßte es jetzt ziemlich possierlich in der Welt aussehen!«

*Pfarrer.* – »Wohl möglich. Allein als allgemeine Regel kann man sagen, daß Diejenigen das meiste Wissen besitzen, die sich vorzüglich darum bemühen. Lassen wir die Philosophen (die oft nur geistreiche Narren sind) aus dem Spiele, und richten wir unser Augenmerk bloß auf Gelehrte vom Fach, Schriftsteller, Professoren, Hofmeister und Collegiaten. Ich denke, das erste, beste Parlamentsmitglied würde uns sagen, daß keine Klasse von Menschen weniger Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten habe als die genannten. Sie besitzen allerdings mehr Kenntnisse als Fabrikanten, Rheder, Gutsherrn und Pächter, aber findest du, daß sie auf die Regierung oder die Parlamentswahlen mehr Einfluß haben als diese?«

»Wenigstens *sollte* dies der Fall sein,« entgegnete Leonard.

»Sollte es?« wiederholte der *Pfarrer.* »Wir wollen später hierauf zurückkommen. Inzwischen darfst du deinem eigenen Satze ›Wissen ist Macht‹ (nicht *sollte* Macht sein), nicht ausweichen. Jedoch selbst, wenn wir deine Folgerung, daß die Macht einer Klasse im Verhältniß zu ihren Kenntnissen stehe, annehmen – glaubst du denn, daß, während dein Stand sich bemüht, Kenntnisse zu sammeln, alle übrigen Angehörigen des Gemeinverbandes in

ihrer Ausbildung stille stehen werden? Wirke, so viel du kannst, zur Verbreitung der Kenntnisse – du wirst dennoch niemals Gleichheit des Wissens herbeiführen. Diejenigen, welche am meisten Zeit, Fleiß und Gaben zum Lernen haben, werden es am weitesten darin bringen. Ja, es liegt in der Natur der Sache, daß, je allgemeiner der Geschmack für Kenntnisse sich verbreitet, desto mehr auch die zunehmende Concurrenz Diejenigen begünstigt, welche durch Umstände und Anlagen befähigt sind, sich auszuzeichnen. In unsern Tagen ist in der menschlichen Gesellschaft weit mehr Wissen verbreitet als in den Zeiten des Mittelalters. Besteht aber nicht ein noch größerer Abstand zwischen dem hochgebildeten Edelmann und dem intelligenten Handwerker, als ehemals zwischen dem unwissenden Baron, der nicht einmal seinen Namen schreiben konnte, und dem Bauern, der hinter dem Pfluge einher ging? – zwischen dem vollendeten, in allen Zweigen der Geschichte wohlbewanderten Staatsmanne und dem Wähler, dessen politische Ansichten aus seiner Zeitung geschöpft sind, als seiner Zeit zwischen dem Gesetzgeber, der die Hexenprozesse einführte, und dem Bürger, welcher seine Gilde gegen die Angriffe des Adels vertheidigte? – oder endlich zwischen dem aufgeklärten Mann der Wissenschaft und dem Einfaltspinsel von heute, als zwischen dem klösterlichen Alchymisten und dem Dummkopf von ehemals? Die Handwerker, Wähler und Einfaltspinsel unserer Zeit sind freilich klüger als der Bauer, Bürger und Dummkopf des zwölften Jahrhunderts. Aber die

Edelleute, Staatsmänner und Gelehrten des heutigen Tages bilden zum wenigsten einen ebenso günstigen Gegensatz zu den Alchymisten, Hexenverbrennern und Baronen des Mittelalters. So wird die Aufklärung immer in gleichem Verhältniß fortschreiten. Das Wissen gleicht dem Kapital; je mehr sich davon in einem Lande befindet, desto ungleicher ist es unter die Menschen vertheilt. Wenn daher die arbeitenden Klassen an Kenntnissen sich bereichern, so werden die andern nicht zurückbleiben; und wenn die ersteren auf friedlichem und gesetzlichem Wege zur Macht gelangen, so ist eine solche Machterweiterung nicht nur im Verhältniß zu ihrer eigenen Bildung gerecht, sicher und weise, sondern auch im Verhältniß zu der Bildung der übrigen Klassen der Gesellschaft.«

Leonard, der sich zwischen den Pfarrer und den Philosophen in die Mitte genommen sah, fühlte wohl, daß seine Lage der Entfaltung seiner Streitkräfte nicht sehr günstig war, und rückte deßhalb unwillkürlich seinen Stuhl etwas zur Seite, indem er traurig sagte:

»Ihrer Ansicht nach wäre also die Herrschaft des Wissens nicht besonders förderlich für die Freiheit und Wohlfahrt der Menschen?«

*Pfarrer.* – »Laß uns die Sache bestimmter erklären. Verstehst du unter Wissen die geistige Ausbildung? und unter der Herrschaft des Wissens die Herrschaft der gebildeten Geister?«

*Leonard* (nach einer Pause). – »Ja.«

*Riccabocca.* – »O unbesonnener junger Mann, das ist ein unglückliches Zugeständniß; denn die Herrschaft der gebildetsten Geister wäre eine schreckliche Oligarchie!«

*Pfarrer.* – »Vollkommen wahr! Und nun antworten wir auf deinen Ausruf, daß Männer, welche von Berufs wegen am meisten Wissen besitzen, mehr Einfluß haben sollten, als Gutsbesitzer und Kaufleute, Pächter und Handwerker. Bedenke wohl, daß alles Wissen, das wir Sterbliche erwerben können, kein positives und vollkommenes, sondern nur ein verhältnißmäßiges, allen menschlichen Irrthümern und Leidenschaften ausgesetztes Wissen ist. Angenommen nun, du könntest zu den einzigen Leitern der öffentlichen Angelegenheiten Diejenigen einsetzen, welche die meiste Geistesbildung besitzen, meinst du wohl, sie würden sich in dieser Macht nicht viel zu sehr gefallen, um nicht alle Mittel ihrer geistigen Ueberlegenheit aufzubieten, dieselbe für sich allein zu behalten? Dieser Versuch wurde vor Alters von den egyptischen Priestern gemacht; und noch heutzutage wählt man in China die Aristokratie aus der Zahl Derjenigen, die sich in den gelehrten Schulen am meisten ausgezeichnet haben. Wenn ich mich aber als ein Mitglied der großen Körperschaft, welche man ›Volk‹ nennt, betrachten darf, so will ich doch lieber ein Engländer sein und mich über die Trägheit der Minister und die Mißgriffe der Parlamente ärgern, als ein Chinese unter dem Regiment der auserlesensten Weisen des himmlischen Reiches. Mein lieber Leonard, zum Glück werden Nationen noch von vielen andern Dingen,

außer dem sogenannten Wissen gelenkt, und die größten praktischen Minister, die, wie Themistokles kleine Staaten groß gemacht haben, und die herrschsüchtigsten Stämme, die wie die Römer von einem Dorfe aus ihren Scepter über den halben Erdball verbreiteten, haben sich durch verschiedene Eigenschaften ausgezeichnet, über die ein Philosoph spotten, und die ein Weisheitskrämer als ›traurige Vorurtheile‹ und ›beklagenswerthe Verirrungen der Vernunft‹ bezeichnen würde.«

*Leonard* (bitter). – »Sir, Sie benützen das Wissen selbst als Waffe gegen das Wissen.«

*Pfarrer*. – »Ich benütze meine geringen Kenntnisse, um die Thorheit der Abgötterei zu beweisen. Nicht gegen das Wissen selbst kämpfe ich, sondern gegen die Anbetung desselben. Denn ich sehe aus deiner Abhandlung hier, daß du das menschliche Wissen nicht allein zu einer Art göttlichen Allmacht erheben, sondern es auf gleiche Stufe mit der Tugend stellen willst. Deiner Ansicht nach brauchte man nur die Kenntnisse einiger Wenigen unter der großen Mehrzahl zu verbreiten, um das Ziel zu erreichen, dem wir Prediger nachstreben. Ja, noch mehr. Während wir armen Prediger nie uns erdreisteten, gleich den heidnischen Stoikern zu behaupten, die Tugend müsse hienieden schon sicher zum Glücke führen (obgleich sie der beste Weg dazu ist), so sprichst du es ganz offen aus, dein Wissen verleihe nicht nur die Tugend eines Heiligen, sondern auch die Seligkeit eines Gottes. Vor den Fußstapfen deines Götzen verschwinden die Uebel des

Lebens. Deiner Aussage nach brauchte man nur ›zu wissen‹, um aller Sünden und Kümmernisse der Unwissenden überhoben zu sein. Ist dies aber jemals so gewesen? Angenommen, du verbreitest alle Kenntnisse, welche je von den Wenigen erreicht wurden, unter die Menge – ist die kleine Zahl der Weisen wirklich immer frei von Irrthum geblieben und glücklich gewesen? Du glaubtest dein Motto Lord Bacon entnommen zu haben. Was war aber Bacon selbst? Der Dichter sagt es dir:

›Der Menschen glänzendster,  
voll Weisheit, voll *Gemeinheit!*‹

Darfst du dir schmeicheln, der großen Masse deiner Standesgenossen den glänzenden Verstand dieses ›Lord-Kanzlers der Natur‹ mitzuthemen? Und wenn auch – welche Bürgschaft wäre dies für die Tugend und das Glück, welche du für die steten Begleiter dieser Gabe hältst? Betrachte Bacon selbst – Welch' schwarzer Undank – Welch' erbärmliche Selbstsucht – Welch' elende Kriecherei – Welch' verächtlicher, jämmerlicher Geist! Weit entfernt also, Tugend und Glück in seinem sichern Gefolge zu haben, findet sich das menschliche Wissen selbst in seiner höchsten Ausbildung nicht selten mit großer sittlicher Verderbniß gepaart.« (Bei Seite zu Riccabocca: »Wollen Sie nicht jetzt fortfahren?«)

*Riccabocca.* – »Man kann diese Erscheinung sowohl an Zeitaltern, wie an Individuen beobachten. Petronius enthüllt uns inmitten einer Gesellschaft, welche sicherlich auf einem höhern Grade intellectueller Bildung stand,

als diejenige, aus der ein Romulus oder die Horatier hervorgingen, einen Zustand moralischer Versunkenheit, über den ein ganz gewöhnlicher Teufel erröthen würde. Und in dem modernen Italien waren es gerade die Epochen der größten Gelehrsamkeit, in welchen die Laster den gräßlichsten Höhepunkt erreichten.«

*Leonard* (sich erhebend und die Hände zusammenschlagend). – »Ich kann nicht mit Ihnen streiten, da Sie gegen mein geringes und rohes Wissen einen Schatz von Kenntnissen entfalten, der mir bisher verschlossen war. Allein ich fühle dennoch, daß dieser Schild noch eine andere Seite haben muß, obwohl Sie seinen Werth so sehr heruntersetzen. Ach, wenn Sie so von dem Wissen reden, warum haben Sie mich alsdann ermuntert, Kenntnisse zu sammeln?«

## ZWANZIGSTES KAPITEL.

»O mein Sohn!« sagte der Pfarrer, »glaubst du, ich würde meinen Zweck erreichen, wenn ich, um den Werth der Religion zu beweisen, den Satz zum Motto wählte – ›Religion ist Macht‹? Wäre dies nicht eine niedrige und gemeine Auffassung ihrer Vorzüge? Und würdest du nicht Denjenigen, der die Religion als eine Macht ansieht, im Verdachte haben, als hege er die Absicht, sie im Geiste des Pfaffenthums auszubeuten?«

»Wohl gesprochen!« bemerkte Riccabocca.

»Einen Augenblick nur lassen Sie mich nachdenken! Ja, ja – ich sehe, Sir!« sagte Leonard.

*Pfarrer.* – »Eine heilige Sache darf nicht in der gemeinen Wagschale des Marktes gewogen werden; wenn ihr Endzweck ein friedlicher ist, so bedarf sie nicht der Waffen des Kampfes; wenn die Bande der Gesellschaft fester durch sie verknüpft werden sollen, so muß man sie nicht als den Triumph einer Klasse über die andere rühmen.«

*Leonard* (freimüthig). – »Sie haben mich edel zurecht gewiesen, Sir. Wissen ist Macht – aber nicht in dem Sinne, in welchem ich den Satz ausgelegt habe.«

*Pfarrer.* – »Ja, das Wissen ist eine der mancherlei Gewalten in der moralischen Welt – aber eine von denen, welche in ihren unmittelbaren Folgen dem Besitzer nicht immer die größten weltlichen Vortheile sichert. Seine Wirksamkeit ist sehr langsam, dafür aber um so nachhaltiger. Es kann tausend Jahre anstehen, bevor ein Gedanke zur Macht wird, und der Denker, von dem er ursprünglich ausgegangen, kann in Lumpen oder Fesseln gestorben sein.«

*Riccabocca.* – »Ein italienisches Sprüchwort sagt: ›Der Lehrer gleicht der Kerze, welche andern leuchtet, während sie sich selbst verzehrt.«

*Pfarrer.* – »Wen daher der wahre Ehrgeiz des Wissens beseelt, der sollte nur die Macht seiner Idee, nicht aber die Macht, welche sie seiner Person verleihen könnte, im Auge haben. Sie muß in dem Bewußtsein liegen und darf gleich diesem keinen sichern Lohn diesseits des Grabes erwarten. Und weil das Wissen sich ebenso wohl mit dem Bösen, wie mit dem Guten verträgt, wäre es nicht besser, wenn man sagte: ›Wissen ist ein anvertrautes Gut?«

»Sie haben Recht,« versetzte Leonard erfreut; »ich bitte, fahren Sie fort!«

*Pfarrer.* – »Du fragst, warum wir dich ermuntert haben, dir Kenntnisse zu sammeln? Erstlich, weil (wie du selbst in deiner Abhandlung sagst) das Wissen, abgesehen vom Gewinn, an sich ein Genuß ist, und noch etwas weit Höheres sein *sollte*. Freilich kann es, gleich der Freiheit und Religion, mißbraucht werden; allein ich habe ebenso wenig das Recht, dem Armen das Wissen abzusprechen, als ich ein Recht habe, zu sagen, nur der Reiche solle frei und bloß die Geistlichkeit befugt sein, die Wahrheit des Evangeliums kennen zu lernen. Du hast in deiner Abhandlung ganz richtig bemerkt, das Wissen erschließe uns weit höhere Genüsse, als die Sinnengenüsse, und ein anderes Leben als das Leben des Augenblicks. Unsere Ansichten unterscheiden sich nur darin, daß du vergissest, wie diese Bildung, welche uns neue Freuden eröffnet, auch neuen Leiden uns aussetzt. Die harte Hand des Landmannes fühlt nicht den Stich der Brennessel, welche der feinen Haut des Gelehrten große Schmerzen verursacht. Auch hast du vergessen, daß das, was den Kreis unserer Wünsche erweitert, auch neue Versuchungen herbeiführt. Eitelkeit, Ruhmsucht, Stolz, Selbstüberhebung, nagender Mißmuth, wenn die Ueberlegenheit keine Anerkennung findet, krankhafte Reizbarkeit, die alle neuen Gefühle zu begleiten pflegt, die Geringschätzung einfacher Freuden, sobald sie nicht auch einen geistigen Genuß bieten, das

Jagen der oft unmäßig gesteigerten Phantasie nach Dingen, die hienieden unerreichbar sind – alle diese Momente gehören sicher zu den ersten Versuchungen, welche den Zugang zu dem Wissen belagern.«

Leonard bedeckte sein Gesicht mit der Hand.

»Darum,« fuhr der Pfarrer wohlwollend fort, »weit entfernt, zu glauben, daß wir schon alles Nöthige gethan haben, um uns als Menschen zu vervollkommen, wenn wir nur den Verstand ausbilden, sollten wir nie vergessen, daß wir dadurch fortwährend den Kreis unserer Wünsche und damit auch den unserer Versuchungen erweitern. Deßhalb müssen wir uns zu gleicher Zeit bestreben, auch jene Gefühle des Herzens zu pflegen, durch welche der Unwissende so gut als der Gelehrte sich als ein Kind Gottes erweist, und die sittlichen Eigenschaften zu entwickeln, wodurch die Menschen groß und gut wurden, als man kaum etwas vom Lesen und Schreiben wußte – nämlich Geduld und Standhaftigkeit unter Armuth und Leiden, Demuth und Wohlthätigkeit in Reichthum und Größe, und als Gegengewicht jener Selbstsucht, welche jede Ueberlegenheit, mag sie nun geistiger oder weltlicher Art sein, einzuflößen geeignet ist, die Gerechtigkeit, von der alle gediegeneren Tugenden stammen, gemildert durch die christliche Liebe, welche ich deren Mutter nennen möchte. In solchem Geleite wird das Wissen in der That zu einer herrlichen Krone der Menschheit – nicht zum herrschsüchtigen Despoten, sondern zum edeln und weisen Lenker der Seele.«

Hier hielt der Pfarrer inne, Leonard näherte sich ihm und faßte schüchtern, aber mit der dankbaren Innigkeit eines Kindes seine Hand.

*Riccabocca.* – »Und wenn dich die vortrefflichen Erklärungen unseres Pfarrers noch nicht befriedigt haben, Leonard, so brauchst du nur zu lesen, was Lord Bacon selbst über den wahren Zweck des Wissens gesagt hat, um zu begreifen, wie ungehalten der arme große Mann, den Mr. Dale so hart behandelt, auf Diejenigen sein mußte, welche seine mit so viel Fleiß ausgearbeiteten Unterscheidungen und vorsorglichen Warnungen in jenen läppischen kleinen Aphorismus zusammendrängten und dadurch allem, was er über die Nothwendigkeit und die Macht des Wissens zu beweisen beabsichtigte, eine falsche Deutung gaben. Denn –« fuhr der Philosoph fort und blickte dabei mit der Miene eines Mannes, der sein Gedächtniß anstrengt, in die Höhe – »wenn ich mich recht erinnere, so spricht Lord Bacon zuerst davon, daß es der größte Irrthum sei, den Zweck des Wissens zu verkennen oder ihm eine falsche Stellung anzuweisen, und sagt hierauf, nachdem er die verschiedenen Gründe, aus welchen es gemeiniglich gesucht wird, aufgezählt hat – »das Wissen ist kein Laden für den Gewinn oder Verkauf, sondern ein reiches Vorrathsmagazin zur Ehre des Schöpfers und zum Wohle der Menschheit.«<sup>1</sup> Denn

---

<sup>1</sup>Doch der größte aller Irrthümer ist es, wenn man den Endzweck des Wissens falsch auffaßt oder ihm eine unrichtige Stellung anweist.

die Menschen fühlen aus verschiedenen Gründen ein Verlangen nach Gelehrsamkeit und Wissen; das einemal aus natürlicher Neugierde und angebornem Forschungstrieb, das anderemal, weil sie ihren Geist auf eine angenehme und mannigfaltige Weise beschäftigen möchten; bisweilen ist der Wunsch, sich auszuzeichnen und zu glänzen, die Triebfeder dazu und nicht selten soll die Gelehrsamkeit beim Wettstreit des Witzes den Sieg verleihen – meistens aber gibt man sich von Berufswegen und um des Gewinnes willen damit ab.« (Diesen Punkt haben Diejenigen hauptsächlich im Auge, welche das Motto ›Wissen ist Macht‹ beständig im Munde zu führen pflegen.) »Nur selten sucht man die Gaben der Vernunft treulich und aufrichtig zu Nutz und Frommen der Menschheit anzuwenden. Vielmehr sollte man oft meinen, das Wissen sei ein Ruhebett für einen rastlosen, forschenden Geist, oder eine Terrasse mit angenehmer Aussicht zum Ergehen für einen veränderlichen Sinn, oder ein Thurm, auf den ein stolzes Gemüth emporsteigen, oder eine Beste, worin es sich vertheidigen könnte, oder ein Laden zum Verkauf und Gewinn – aber nicht ein reiches Vorrathsmagazin zum Ruhme des Schöpfers und zum Wohle der Menschheit.« – *Fortschritt der Gelehrsamkeit.* (Buch I.)

*Pfarrer* (reumüthig). – »Sind dies wirklich Lord Bacon's Worte? Dann thut es mir in der That herzlich leid, daß ich so hart über sein Leben geurtheilt habe. Ich muß doch neue Nachforschungen darüber anstellen. Vielleicht finde ich jetzt Gründe zu seiner Entschuldigung, die ich früher übersah, als ich mein Urtheil über ihn bildete. Ich war

damals noch ein ungestümer Oxforder Student. – Doch du hast noch etwas auf dem Herzen, Leonard –ich sehe es dir an.«

*Leonard.* – »Sie haben Recht, Sir. Ich wollte fragen, ob wir nicht gerade durch das Wissen zu den Vorzügen und Tugenden gelangen, welche Sie so schön zu schildern verstehen, die Sie aber aus andern, dem Wissen völlig fremden Kanälen abzuleiten scheinen?«

*Pfarrer.* – »Wenn du unter dem Worte ›Wissen‹ etwas ganz Anderes verstehst, als das, was du in deiner Abhandlung dafür aus gibst, und was Diejenigen darunter begreifen, die für geistige Ausbildung ohne Rücksicht auf Religion und Moral kämpfen – dann hast du ganz Recht; aber bedenke wohl, daß wir übereingekommen sind, unter dem Worte ›Wissen‹ rein geistige Bildung zu verstehen.«

*Leonard.* – »Ganz richtig.«

*Pfarrer.* – »Wenn also der große Lord Bacon irrte, so könnte man sagen, er habe aus Mangel an Wissen geirrt, nämlich aus Mangel an jenem Wissen, das man von Moralisten und Predigern lernen kann. Allein Lord Bacon hatte alles gelesen, was Moralisten und Prediger über diesen Gegenstand gesagt hatten, und er irrte sicher nicht aus Mangel an intellectueller Bildung. Bedenke; mein Kind, daß Der, welcher das menschliche Herz und seine ewige Bestimmung am besten kannte, die intellektuelle Bildung nicht zu einem unumgänglichen Erforderniß für die Tugenden machte, die unser irdisches Wohl und unser ewiges Heil begründen. Wäre geistige

Bildung nothwendig, so würde der Allweise nicht arme, unwissende Fischer zu Verkündigung seiner Lehre ausgesandt, sondern unter dem römischen Portikus oder auf der Athenischen Academie seine Jünger gesammelt haben. Und diese Thatsache, welche das Evangelium so auffallend von der Ethik heidnischer Philosophie unterscheidet, die das Wissen als eine nothwendige Bedingung der Tugend darstellt, beweist, wie wenig die heidnischen Weisen im Vergleich mit unserm Heiland die menschliche Natur kannten; denn stünde es nicht schlimm um uns Alle, Hohe wie Niedere und Reiche wie Arme, wenn Wissen und Gelehrsamkeit oder eine beschauliche Philosophie der einzige Weg zu Frieden und Erlösung waren, da hier unten in diesem Prüfungsstande, welcher rüstige Thätigkeit erheischt, stets nur eine sehr kleine Zahl sich rein geistigen Interessen widmen kann? Christus stellt uns den Himmel nicht als ein Collegium für Gelehrte dar; deßhalb hat auch der himmlische Gesetzgeber seine Regeln für die Einfältigen so klar gemacht, wie für die tiefsten Denker.«

*Riccabocca.* – »Und was ein Plato und Zeno, ein Pythagoras und Socrates nicht vermochten, das haben einfache Männer vollbracht, deren Unwissenheit in den Schulen der Griechen ein Gegenstand des Spottes gewesen wäre. Sie haben die Götter des großen Haufens vom Throne gestürzt und die Gestalt der Welt verwandelt. Dieser Gedanke mag uns wohl das Geständniß abnöthigen, daß es noch mächtigere Hebel gibt, als das bloße Wissen, und

zu der Frage veranlassen, welche Aufgabe eigentlich das Wissen zu erfüllen habe?«

*Pfarrer.* – »Die heilige Schrift gibt uns auch hierüber Aufschluß; denn nachdem sie die Wahrheit festgestellt hat, daß Gelehrsamkeit zum Glück und Heil der Menschen nicht nothwendig sei, zeigt sie den erhabenen Antheil, den das Wissen an der Darlegung und Verkündigung des geoffenbarten Wortes hat. Als zur Ausführung der göttlichen Absichten ein Werkzeug von ungewöhnlicher Intelligenz erforderlich war – als das von einfältigen Fischern gepredigte Evangelium von einem scharfsinnigen Denker erklärt, durch einen energischen Willen eingeschärft und den zweifelnden Heiden mitgetheilt werden sollte, gesellte der allerhöchste Wille zu dem Eifer der ersten Apostel die Gelehrsamkeit und den Geist eines Paulus – der nicht heiliger war, als die Andern – der sich den Geringsten unter ihnen nannte, obgleich er mehr gearbeitet, als sie Alle, und sich bestrebt hatte, Allen Alles zu sein, um ihrer Etlliche zu gewinnen. Der Unwissende kann aber so sicher gerettet werden, wie der Weise; hier aber hilft der Weise selbst am großen Rettangswerke. Und wie wird dasselbe durch den kühnen Muth und die unbesiegbare Energie dieses Mannes gefördert! ›Oft auf Reisen, in Gefahr zu Wasser, in Gefahr unter den Mördern, in Gefahr unter den Juden, in Gefahr unter den Heiden, in Gefahr, in den Städten, in Gefahr in der Wüste, in Gefahr auf dem Meere, in Gefahr unter den falschen Brüdern.‹ Sieh, mein Sohn, bezeichnet hier nicht der Höchste selbst das wahre Urbild des Wissens –

eine unermüdliche Thätigkeit, rastloses Handeln, unbesiegbare Willenskraft, ein alles überwindender Glaube? Eine Macht in der That – ohne eine Spur von Selbsterhebung – eine Macht, welche Demjenigen, der sie besitzt und mittheilt, nichts bringt, als ›Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in viel Fasten, in Frost und Blöße‹ – aber eine von äußeren Umständen gänzlich unabhängige Macht, die von ihm ausströmt, wie die Strahlen von der Sonne – getragen durch die Luft und sie in Licht kleidend – in die Erde dringend und eine reiche Ernte hervorrufend! Bete nicht das Wissen – bete nicht die Sonne an, o mein Kind! Laß die Sonne ihren Schöpfer verkündigen und das Wissen den Dienst des Herrn verherrlichen!«

Der gute Mann schwieg, überwältigt von dem eigenen tiefen Ernste; sein Haupt sank an die Brust des jungen Studenten, und die Stille in dem kleinen Gemache ward lange Zeit nicht unterbrochen.

#### EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Was auch der Witz der Aufgeklärten an Mr. Dale's Abhandlung Lächerliches finden mag, so brachte sie jedenfalls einen bedeutenden und, wie ich glaube, wohlthätigen Eindruck auf Leonard Fairfield hervor, was den Leser vielleicht weniger überraschen wird, wenn er sich erinnert, daß Leonard nicht an's Disputiren gewöhnt war und noch viele Vorurtheile seiner ländlichen Erziehung beibehalten hatte. Ja, er hielt es sogar für möglich, daß Doctor Riccabocca und Mr. Dale, welche Beide noch einmal so

alt waren, als er, und gewiß nicht nur doppelt so viele Bücher gelesen, sondern auch Gelegenheit gehabt hatten, in weiteren Lebenskreisen sich Erfahrungen zu sammeln – er hielt es für möglich, sage ich, daß dieselben eine richtigere Ansicht von den Eigenschaften und Unterschieden des Wissens haben könnten, als er. Jedenfalls kamen die Worte des Pfarrers zur rechten Zeit, um Leonard in die Gemüthsstimmung zu versetzen, welche Mr. Dale hervorzubringen gewünscht hatte, bevor er ihm die aufregende Kunde mittheilte, daß er Verwandte besuchen solle, die er noch gar nicht kannte, und von denen er nur wenig gehört, und daß er möglicher Weise von ihnen die Mittel zu seiner weitem Ausbildung und zu Erreichung einer höhern Stufe in der Gesellschaft erhalten werde.

Ohne eine solche Vorbereitung würde Leonard, fürchte ich, mit sehr übertriebenen Begriffen von seinen Fähigkeiten und mit noch viel überspannteren Erwartungen von der Macht, welche sein Wissen ihm verschaffen müsse, in die Welt hinausgezogen sein. So aber nahm er, als Mr. Dale ihm die Kunde von seiner bevorstehenden Probereise mittheilte, und ihn zugleich warnte, sich nicht allzu kühnen Hoffnungen hinzugeben, diese Nachricht mit ernster Demuth und in einer edeln, feierlichen Stimmung auf.

Als die Thüre sich hinter seinen Besuchern geschlossen hatte, blieb der Jüngling einige Zeit unbeweglich in tiefes Nachsinnen versunken; dann öffnete er dieselbe wieder und schlich leise in's Freie hinaus. Die Nacht war schon weit vorgerückt, und das ganze Heer der Sterne funkelte

am Himmel. »Ich glaube,« sagte Leonard, als er in spätern Jahren von diesem Wendepunkt seines Geschickes redete – »ich glaube, damals war es, als ich so einsam da stand und mich von zahllosen Welten umringt sah, daß ich zum ersten Mal den Unterschied zwischen *Geist* und *Seele* begriff.«

»Meinen Sie wohl,« sagte Riccabocca, ehe er sich von Mr. Dale verabschiedete, »wir würden Frank Hazeldean bei seinem Eintritt in's Leben dieselbe Vorlesung über die Grenzen und den Endzweck des Wissens gehalten haben, welche uns bei Leonard Fairfield angebracht schien?«

»Mein Freund,« erwiderte der Pfarrer nicht ohne einen Anflug menschlicher Eitelkeit, »ich habe schon verschiedene Pferde geritten und weiß, daß die einen durch den Zügel geleitet, andere durch die Sporen angetrieben werden müssen.«

»*Cospetto!*« rief Riccabocca; »Sie wissen doch aus jeder Erfahrung Nutzen zu ziehen, sogar aus Ihrer Reise auf Mr. Hazeldean's Stute. Und nun begreife ich auch, wie es Ihnen möglich wurde, in der kleinen Welt dieses Dorfes das Leben im Allgemeinen so gut kennen zu lernen.«

»Haben Sie *White's Naturgeschichte von Selborne* gelesen?«

»Nein.«

»Thun Sie es, und Sie werden finden, daß man gar nicht weit zu gehen braucht, um die Lebensweise der Vögel kennen und eine Rauchschnalbe von einer Thurnschnalbe unterscheiden zu lernen. Beobachten Sie den Unterschied in einem Dorfe, so kennen Sie ihn, wo nur

irgend Rauchschnalben und Thurnschnalben durch die Lüfte ziehen.«

»Rauchschnalben und Thurnschnalben – ja; aber Menschen –«

»Haben wir das ganze Jahr in unserer nächsten Nähe – was mehr ist, als sich von den Schnalben behaupten läßt.«

»Mr. Dale,« sagte Riccabocca, mit großer Förmlichkeit seinen Hut abnehmend, »wenn ich je wieder in eine Verlegenheit kommen sollte, so werde ich mir bei Ihnen anstatt bei Machiavelli RathS erholen.«

»Ah!« rief der Pfarrer, »könnte ich doch nur ein Stündchen ruhig mit Ihnen über die Irrthümer der papistischen Rel–«

Aber wie ein Pfeil war Riccabocca verschwunden.

## ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Am folgenden Tage hatte Mr. Dale eine lange Unterredung mit Mrs. Fairfields. Anfangs kostete es ihn einige Mühe, ihren Stolz zu überwinden und sie zu bewegen, die Anerbietungen ihrer Eltern, von denen sie und Leonard so lange vernachlässigt worden waren, anzunehmen. Selbst von den für Leonard zu erwartenden weltlichen Vortheilen wollte die gute Frau nichts hören. Als jedoch Mr. Dale beinahe mit Strenge zu ihr sagte: »Ihre Eltern sind alt und Ihr Vater ist gebrechlich; ihr geringster Wunsch sollte für Sie so bindend sein, wie ein Befehl,« da beugte die Wittve ihr Haupt und sagte:

»Gott segne die alten Leute! Es war recht sündhaft von mir, Herr Pfarrer. ›Ehre Vater und Mutter.‹ Ich bin freilich keine Gelehrte; aber ich weiß die zehn Gebote. Lenny mag hingehen. Aber er wird mich bald vergessen und vielleicht lernen, sich meiner zu schämen.«

»Da traue ich ihm denn doch etwas Besseres zu,« erwiderte der Pfarrer, dem es nun leicht gelang, sie zu beruhigen und zu trösten.

Erst als dies alles im Reinen war, zog Mr. Dale einen ungesiegelten Brief aus der Tasche, welchen ihm Richard Avenel seinem Winke gemäß im Namen von Lenny's Großeltern übergeben hatte.

»Dies ist an Sie und enthält einen Einschluß von Werth.«

»Wollen Sie es mir vorlesen, Herr Pfarrer? Wie ich schon vorhin sagte, ich bin keine Gelehrte.«

»Aber Leonard ist einer; er wird Ihnen den Brief vorlesen.«

Als Leonard am Abend nach Hause kam, zeigte ihm Mrs. Fairfield das Schreiben; es lautete folgendermaßen:

»Liebe Jane!

Mr. Dale wird dir mittheilen, daß wir wünschen, Leonard möchte uns besuchen. Es freut uns, zu hören, daß du gesund bist. Wir senden dir durch Mr. Dale eine Banknote von fünfzig Pfunden, welche dir dein Bruder Richard schickt. Für jetzt nichts weiter von

deinen dich liebenden Eltern

John und Margarethe Avenel.«

Der Brief war von einer steifen Frauenhand geschrieben und Leonard bemerkte, daß zwei oder drei orthographische Fehler mit einer andern Feder oder von einer andern Hand verbessert worden waren.

»Der liebe Bruder Dick – wie gut von ihm!« rief die Wittwe. »Als ich sah, daß Geld darin sei, dachte ich gleich, es müsse von ihm kommen. Wie gern möchte ich ihn einmal wieder sehen! Aber ich vermuthete, er ist noch immer in Amerika. Nun, dafür können wir dir Kleider anschaffen.«

»Nein, Mutter, das mußt du alles behalten und in der Sparkasse anlegen.«

»So einfältig werde ich nicht sein,« rief Mrs. Fairfield verächtlich und steckte die Fünzigfundnote in eine zerbrochene Theekanne.

»Da darf das Geld aber nicht bleiben, wenn ich fort bin. Du könntest bestohlen werden, Mutter.«

»Ach, du mein Himmel! das ist wahr. Aber was fange ich nur damit an? Wozu brauche ich auch das Geld? Der Tausend! Wenn sie es mir lieber nicht geschickt hätten! Ich werde nicht mehr ruhig schlafen können. Du mußt es in deine Tasche stecken und sie recht fest zuknöpfen, mein Junge.«

Leonard lächelte und nahm die Banknote; allein er brachte sie zu Mr. Dale und bat ihn, das Geld für seine Mutter in der Sparkasse anzulegen.

Am folgenden Tage ging er nach dem Casino, um von seinem Herrn, von Jackeymo, von dem Springbrunnen und dem Garten Abschied zu nehmen.

Allein nachdem er zuerst Jackeymo Lebewohl gesagt, wobei dieser arme Mann seinen Kummer durch alle jene lebhaften Geberden ausdrückte, die einen großen Theil der Beredtsamkeit seiner Landsleute ausmachen, und dann mit von Weinen aufgeschwollenen Augen davon rannte, fühlte sich Leonard selbst so ergriffen, daß er nicht sogleich nach dem Hause zu gehen vermochte, sondern bei dem Springbrunnen stehen blieb und mühsam seine Thränen zurückhielt.

»Du hier, Leonard – und du willst uns verlassen!« klang es in sanften Tönen an sein Ohr; und seine Thränen flossen noch heftiger, als er Violanten's Stimme erkannte.

»Weine nicht,« fuhr das Kind mit einer Art zärtlichen Ernstes fort. »Du gehst; aber Papa sagt, es wäre selbstsüchtig von uns, darüber zu trauern; denn es sei zu deinem Besten, und wir sollten uns vielmehr freuen. Aber ich bin doch selbstsüchtig und gräme mich darüber. Ich werde dich sehr vermissen.«

»Sie, mein junges Fräulein! Sie mich vermissen!«

»Ja; aber ich weine nicht, Leonard; denn ich beneide dich. Ach, wäre ich doch ein Knabe und könnte es machen, wie du!«

Das Mädchen schlug die Hände zusammen und richtete ihre schlanke Gestalt mit einer gewissen leidenschaftlichen Würde in die Höhe.

»Sie wollten es machen, wie ich, und sich von Allen trennen, die Sie lieben?«

»Du thust es, um Denen zu dienen, die du liebst. Eines Tages wirst du zu der Hütte deiner Mutter zurückkehren

und sagen: ›Wir haben das Glück bezwungen!‹ O könnte ich doch jetzt fortziehen und heimkehren, wie du es thun wirst! Allein mein Vater hat keine Heimath, und sein einziges Kind ist ein nutzloses Mädchen!«

Während Violante so sprach, hatte Leonard seine Thränen getrocknet; über ihrer Aufregung hatte er seine eigene vergessen.

»Ach!« fuhr Violante fort, indem sie wiederum stolz ihr Köpfchen erhob, »welches Glück, ein Mann zu sein! Das Weib seufzt: ›ich möchte‹; aber der Mann kann sagen: ›ich will!««

Schon bei früheren Anlässen, besonders in der letzteren Zeit, hatte Leonard an der kleinen Italienerin aufzuckende Blitze einer großen, heroischen Natur wahrgenommen, welche um so auffallender hervortraten durch den Contrast mit ihrer äußerst zarten weiblichen Gestalt und ihrem liebenswürdigen Gemüth, das sogar ihren Stolz sanft erscheinen ließ. Allein jetzt sprach das Kind mit der Majestät einer Königin – ja beinahe mit der Begeisterung einer Muse. Der Jüngling fühlte sich von einem neuen, seltsamen Muthe beseelt und murmelte kaum hörbar:

»Möchte ich stets dieser Worte eingedenk bleiben!«

Das Mädchen wandte sich zu ihm und betrachtete ihn mit ihren großen Augen, deren Glanz durch die Feuchtigkeit, in der sie schwammen, noch erhöht wurde. Dann reichte sie ihm mit einer raschen Bewegung ihre Hand hin, und während er sich mit einer Anmuth, welche die

Innigkeit seines Gefühls ihm eingab, darüber hinbeugte, sagte sie:

»Wenn dies der Fall ist, so werde ich, obgleich ich noch ein kleines Mädchen bin, das Bewußtsein in mir tragen, ein muthiges Herz zu dem großen Kampfe um Ruhm und Ehre ermuntert zu haben.«

Noch einen Augenblick zögerte sie, lächelte, wie über sich selbst, und verschwand dann zwischen den Bäumen.

Nach einer langen Pause, während welcher sich Leonard allmählig von der Ueberraschung und Aufregung erholte, in die ihn bei seiner schon vorher erregten Stimmung Violanten's Abschied versetzt hatte, ging er langsam dem Hause zu. Allein Riccabocca war abwesend. Mechanisch trat der Jüngling auf die Terrasse hinaus und beschäftigte sich dort mit den Blumen. Aber Violanten's dunkle Augen schwebten vor seinem Geiste, und ihre Stimme klang in seinen Ohren.

Endlich erschien Riccabocca auf der Landstraße, von einem Tagelöhner begleitet, der einen undeutlichen Gegenstand unter dem Arme trug.

Der Italiener forderte Leonard auf, ihm in das Wohnzimmer zu folgen, und sprach hier lange und freundlich mit ihm, indem er einen beträchtlichen Vorrath von Lebensweisheit in die tragbare Form von Aphorismen und Sprüchwörtern so zu sagen einzupacken suchte. Nachdem ihn hierauf der Doctor wenige Augenblicke allein gelassen, kehrte er, einen kleinen Reisesack in der Hand, mit seiner Gattin in das Gemach zurück.

»Wir können leider nicht viel für dich thun, Leonard, und Geld eignet sich am allerwenigsten zu einem Andenken. Aber meine Frau und ich, wir haben uns mit einander berathen und eine kleine Ausstattung für dich besorgt. Giacomo, den wir mit in's Geheimniß zogen, versichert, daß dir die Kleider passen werden; ich glaube, er hat dir zu diesem Zweck einen Rock gestohlen. Ziehe sie an, wenn du zu deinen Verwandten gehst. Es ist erstaunlich, wie verschieden die Leute über uns urtheilen je nach dem Schnitt unserer Kleider. So, wie ich hier bin, dürfte ich mich in London nicht sehen lassen, und nichts ist wahrer als die Behauptung, daß der Schneider oft den Mann macht.«

»Die Hemden sind von ganz guter, holländischer Leinwand,« sagte Mrs. Riccabocca, im Begriff, den Reisesack zu öffnen.

»Lassen wir die Einzelheiten, meine Liebe,« rief der Philosoph. »Hemden begreift man unter dem allgemeinen Namen von Kleidungsstücken. Und als ein besonderes Andenken nimm diese Uhr, Leonard. Ich habe sie manches Jahr getragen, als die Zeit noch ein wichtiger Gegenstand für mich war, und manches bedeutendere Geschick als das meinige, von einem Augenblick abhing. Wir versäumten den rechten Moment oder mißbrauchten ihn, und nun bin ich hier – ein Flüchtling auf der fremden Erde. Mich dünkt, ich habe nichts mehr mit der Zeit zu schaffen.«

Mit diesen Worten legte der Italiener in Leonard's widerstrebende Hand eine Uhr, bei deren Anblick ein Altherhümmler entzückt gewesen wäre, ein Stutzer aber sich entsetzt hätte. Sie war ungemein dick und hatte ein doppeltes Gehäuse, das äußere von Email, das innere von Gold. Zeiger und Zahlen waren ursprünglich von Brillanten gebildet gewesen; allein die Edelsteine waren schon längst verschwunden. Jedoch auch noch in diesem beraubten Zustand stimmte die Uhr weit mehr mit dem Charakter des Gebers als mit dem des Empfängers überein; für Letzteren paßte sie so wenig, wie etwa der rothseidene Regenschirm.

»Sie ist zwar altmodisch,« sagte Mrs. Riccabocca; »allein sie geht besser als alle Thurmuhren in der ganzen Grafschaft. Ich glaube wirklich, sie wird bis an's Ende der Welt dauern.«

»*Carissima mia*,« rief der Doctor, »ich hoffe, mich überzeugt zu haben, daß die Welt noch keineswegs auf ihren letzten Füßen steht.«

»Ach, ich meinte nichts dabei, Alphonso,« sagte Mrs. Riccabocca erröthend.

»Und das ist es immer, was wir meinen, wenn wir von Dingen reden, von denen wir nichts wissen können,« entgegnete der Doctor mit weniger Galanterie als gewöhnlich; denn es verdroß ihn, daß Jemima seine Uhr altmodisch genannt hatte.

Leonard war, wie wir sehen, die ganze Zeit stumm geblieben; er konnte nicht sprechen – wörtlich und wahrhaftig, er vermochte es nicht. Wie er seine Verlegenheit

überwand und wie er endlich aus dem Zimmer kam, war er nie im Stande, genügend zu erklären. Allein wenige Minuten später sah man ihn rasch die Straße hinab-eilen. Riccabocca und seine Gattin standen am Fenster und schauten ihm nach.

»Das Herz dieses Jünglings hat eine Tiefe, die das größte Fahrzeug flott machen könnte,« sagte der Philosoph.

»Der arme, liebe Junge! Ich hoffe, wir haben alles in seinen Reisesack gepackt, was er möglicher Weise brauchen kann,« versetzte die gute Mrs. Riccabocca nachsinnend.

*Der Doctor* (in seinem Selbstgespräch fortfahrend). – Sie sind stark, aber nicht sogleich bemerkbar.

*Mrs. Riccabocca* (das ihrige wieder aufnehmend). – »Sie liegen zu unterst im Reisesack.«

*Der Doctor*. – »Sie werden lange dauern.«

*Mrs. Riccabocca*. – »Wenigstens ein Jahr, wenn sie bei der Wäsche gehörig geschont werden.«

*Der Doctor* (betroffen). – »Bei der Wäsche geschont werden! Wovon in aller Welt redest du denn, Jemima?«

*Mrs. Riccabocca* (sanft). – »Von den Hemden natürlich, mein Lieber! Und du?«

*Der Doctor* (mit einem tiefen Seufzer). – »Von den Gefühlen, liebe Frau!« Nach einer Pause ergreift er liebevoll seiner Gattin Hand und setzt hinzu: »du hast aber ganz recht, an die Hemden zu denken. Mr. Dale sagte sehr richtig –«

*Mrs. Riccabocca*. – »Was sagte er?«

*Der Doctor.* – »Daß wir sehr vieles mit einander gemein haben – selbst wenn ich an Gefühle denke und du an – Hemden.«

### DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Mr. und Mrs. Avenel saßen in der Wohnstube; Richard stand vor dem Kamin und piff den Yankee Doodle.

»Der Pfarrer schreibt, daß der Junge heute ankommen werde,« sagte Richard plötzlich: »Laß mich den Brief noch einmal sehen – ja, heute. Wenn er bis N. mit der Postkutsche gefahren ist, so kann er den übrigen Theil des Weges in zwei bis drei Stunden zu Fuß zurücklegen. Dann sollte er nächstens ankommen. Ich habe große Lust, ihm entgegen zu gehen. Dies wird ihn verhindern, Nachfrage zu halten und etwas über mich zu erfahren. Ich kann auf dem hintern Weg aus der Stadt und auf die Landstraße gelangen.«

»Du wirst ihn aber nicht erkennen,« meinte Mrs. Avenel.

»Ei, das wäre! Einen Avenel nicht erkennen! Wir haben Alle den gleichen Schnitt des Gesichts – nicht wahr, Vater?«

Der arme John lachte so herzlich, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten.

»Wir sind immer eine wohlgebildete Familie gewesen,« sagte John, sich wieder fassend. »Da war Lucas – aber er ist todt; und Harry – aber der ist auch todt; und Dick – aber der ist in Amerika – doch nein, er ist ja hier; und Nora, mein Liebling – aber –«

»St!« unterbrach ihn Mrs. Avenel. »St, John!«

Der alte Mann starrte sie mit großen Augen an und führte seine zitternde Hand an die Stirne.

»Und Nora ist auch todt,« sagte er dann im Tone des tiefsten Kummers, während er seine beiden Hände auf seine Kniee fallen ließ und sein Haupt auf die Brust herabsank.

Mrs. Avenel erhob sich, küßte ihren Gatten auf die Stirne und trat an das Fenster. Richard ergriff seinen Hut und wischte mit seinem Taschentuch sorgfältig die Haare glatt; aber seine Lippen zitterten.

»Ich will nun gehen,« sagte er plötzlich. »Aber merke dir wohl, Mutter, für's Erste kein Wort von Onkel Richard; wir müssen zuvor sehen, wie wir einander gefallen; und,« setzte er flüsternd hinzu, »nicht wahr, du wirst dich bemühen, dies auch dem Vater begreiflich zu machen?«

»Ja, Richard,« erwiderte Mrs. Avenel ruhig.

Richard setzte seinen Hut auf und ging zur Hinterthüre hinaus. Er schlich an den Feldern hin, welche die Stadt umgaben, und hatte nur einmal die Straße zu kreuzen, ehe er die Landstraße erreichte. Hier wanderte er fort, bis er den ersten Meilenstein erreichte, auf den er sich niedersetzte und, eine Cigarre rauchend, seinen Neffen erwartete. Es war um die Zeit des Sonnenunterganges, und der Weg vor ihm führte nach Westen. Die Augen mit der Hand beschauend, blickte Richard von Zeit zu Zeit die Straße hinab, bis endlich, gerade als die Sonnenscheibe zur Hälfte hinter dem Horizont verschwunden war, eine

einsame Gestalt des Wegs daher kam. An einer Krümmung der Straße tauchte sie plötzlich auf, während die Atmosphäre um sie her von den röthlichen Strahlen gefärbt war. Einsam und schweigend schien sie aus einem Lande des Lichtes zu kommen.

#### VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

»Sie haben einen weiten Weg gemacht, junger Mann!« sagte Richard Avenel.

»Nein, Sir, keinen sehr weiten. Dies ist wohl Lansmere, was hier vor mir liegt, nicht wahr?«

»Ja, es ist Lansmere. Sie wollen dort verweilen, denke ich mir.«

Leonard nickte bejahend und ging einige Schritte weiter. Als er bemerkte, daß ihm der Fremde, der ihn angedet hatte, noch immer zur Seite blieb, sagte er:

»Wenn Sie in der Stadt bekannt sind, Sir, so haben Sie vielleicht die Güte, mir zu sagen, wo Mr. Avenel wohnt?«

»Ich kann Sie auf dem kürzesten Pfad durch die Felder führen; dies bringt Sie gerade hinter das Haus!«

»Sie sind sehr gütig; aber ich möchte Sie nicht von Ihrem Wege abbringen.«

»Nein, ich würde doch diese Richtung einschlagen. Sie gehen also zu Mr. Avenel? Ein guter, alter Herr.«

»So habe ich ihn immer schildern hören; und Mrs. Avenel –«

»Eine ganz vortreffliche Frau,« sagte Richard. »Wenn Sie nach sonst noch Jemand fragen wollen – ich bin mit der Familie sehr gut bekannt.«

»Nein, ich danke Ihnen, Sir.«

»Sie haben einen Sohn, glaube ich; aber er ist in Amerika, nicht wahr?«

»So viel ich weiß, ja.«

»Ich sehe, der Pfarrer hat sein Wort gehalten,« murmelte Richard vor sich hin.

»Wenn Sie mir etwas von ihm sagen könnten, so würde es mich sehr freuen,« fuhr Leonard fort.

»Warum dies, junger Mann? Mag sein, daß er irgendwo an einem Galgen hängt.«

»Am Galgen?«

»Er soll ein wilder Bursche gewesen sein, wie man mir sagt.«

»Da sind Sie sehr falsch berichtet worden,« versetzte Leonard erröthend.

»Ein sehr böser, wilder Bursche. Seine Eltern waren froh als er auf und davon lief und nach den Vereinigten Staaten ging. Es heißt, er habe Geld gemacht; wenn es aber wahr ist, so hat er seine Verwandten schmachvoll vernachlässigt.«

»Sir, ich versichere Sie, daß Sie ganz falsch berichtet sind. Er war sehr freigebig gegen eine Verwandte, die wenig Ansprüche an ihn zu machen hatte, und ich habe seinen Namen nie anders als mit Lob und Liebe nennen hören.«

Richard begann den Yankee Doodle zu pfeifen und wanderte eine kleine Strecke weiter, ohne ein Wort zu sprechen. Dann brachte er eine leichte Entschuldigung vor, hoffte, den jungen Mann nicht beleidigt zu haben,

und begann hierauf in seiner gewohnten dreisten und schlaun Weise seinem Gefährten auf den Zahn zu fühlen. Offenbar erstaunte er über den Verstand und die Klarheit, womit Leonard sich ausdrückte; mehr als einmal zog er überrascht die Augenbrauen in die Höhe und schaute dem Jüngling aufmerksam und wohlgefällig in's Gesicht. Leonard trug die Kleider, mit welchen er von Riccabocca und seiner Gattin beschenkt worden war, und die sich für einen wohlhabenden jungen Gewerbsmann vom Lande schickten. Er dachte jedoch nicht an seinen Anzug und benahm sich, ihm selbst ganz unbewußt, mit der Gewandtheit eines Gentleman.

Jetzt kamen sie in die Felder, und Leonard blieb vor einem Streifen Land stehen, der mit Roggen angebaut war.

»Ich sollte meinen, so nahe bei einer Stadt wäre Grasland besser am Platze,« sagte er.

»Ohne Zweifel,« entgegnete Richard; »aber man ist in dieser Gegend noch schmäählich zurück. Sie sehen jenen großen Park dort drüben auf der andern Seite der Straße? Der würde sich besser zum Anbau von Roggen eignen als zu Grasland; aber was sollte dann aus den Hirschen des gnädigen Herrn werden? Die Aristokratie zehrt uns aus, junger Mann.«

»Aber die Aristokratie hat doch dieses Stück Land nicht mit Roggen bepflanzt, denke ich?« versetzte Leonard lächelnd.

»Und welchen Schluß wollen Sie daraus ziehen?«

»Daß Jeder Herr auf seinem eigenen Grund und Boden ist,« erwiderte Leonard mit treffender Kürze, die er von Doctor Riccabocca gelernt hatte.

»Sie sind ein gescheidter Bursche,« versetzte Richard; »wir wollen ein ander Mal mehr über diese Dinge reden.«

Mr. Avenel's Haus wurde jetzt sichtbar.

»Sie können dort bei der alten Zwergeiche durch die Oeffnung in der Hecke steigen,« sagte Richard; »und wenn Sie dann um das Haus herum gehen, so kommen Sie an die Vorderthüre. Nun, es ist Ihnen doch nicht bange – wie?«

»Ich bin fremd.«

»Soll ich Sie einführen? Ich sagte Ihnen ja, daß ich die alten Leute kenne.«

»O nein, Sir! Ich möchte sie lieber allein begrüßen.«

»Nun, so gehen Sie und – noch einen Augenblick – hören Sie, junger Mann, Mrs. Avenel ist eine etwas kalte Frau; lassen Sie sich dadurch aber nicht einschüchtern.«

Leonard dankte dem gutmüthigen Fremden, ging über das Feld, schritt durch die Hecke und verweilte einen Augenblick unter dem spärlichen Schatten der alten ausgehöhlten Eiche. Die Raben flogen eben zu ihren Nestern zurück. Bei dem Anblick einer menschlichen Gestalt kreisten sie um den Baum und beobachteten den Fremdling aus einiger Entfernung. Aus den dichten Zweigen aber tönte das heisere Geschrei der jungen Raben hernieder.

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Der junge Mann trat in das hübsche, reinliche Wohnzimmer.

»Du bist willkommen!« sagte Mrs. Avenel in festem Tone.

»Der junge Herr ist herzlich willkommen,« rief der arme John.

»Es ist dein Enkel, Leonard Fairfield,« erinnerte Mrs. Avenel.

Allein John, der sich mit wankenden Knien aufgerichtet hatte, faßte ihn scharf in's Auge, fiel ihm dann um den Hals und schluchzte laut: »Nora's Augen! Er hat einen Blick in seinem Auge, gerade wie Nora.«

Mrs. Avenel näherte sich dem alten Manne und zog ihn liebevoll zurück.

»Er ist ein armes Geschöpf,« flüsterte sie Leonard zu; »dein Anblick hat ihn aufgeregt. Komm mit mir, ich will dir dein Zimmer zeigen.«

Leonard folgte ihr die Treppe hinauf und kam in ein freundliches, ja sogar hübsch möbliertes Zimmer. Der Teppich und die Gardinen waren zwar von altmodischem Dessin und von der Sonne gebleicht, und das Gemach sah aus, als ob es lange nicht benützt worden sei.

Mrs. Avenel sank, sobald sie eingetreten war, auf den nächsten Stuhl nieder.

Leonard umschlang sie liebevoll mit seinen Armen und sagte:

»Ich fürchte, ich mache eine arge Störung bei Euch, liebe Großmutter.«

Mrs. Avenel entzog sich hastig seiner Umarmung und ihr Antlitz zeigte große Aufregung – jede Muskel in demselben schien zu zucken; dann legte sie ihre Hand auf sein lockiges Haupt, indem sie leidenschaftlich rief: »Gott segne dich, mein Enkel!« und verließ das Zimmer.

Leonard stellte seinen Reisesack auf den Boden und blickte gedankenvoll umher. Das Gemach schien früher von einem weiblichen Wesen bewohnt worden zu sein. Auf der Commode stand ein Arbeitskästchen und darüber befand sich ein kleines Büchergestell, das an verblichenen blauen Bändern aufgehängt, durch einen mit Franzen besetzten seidenen Vorhang geschützt und da und dort mit einer Schleife oder Quaste verziert war – im Geschmack einer Frau oder vielmehr eines Mädchens, das auch den gewöhnlichsten Dingen in ihrer Umgebung Anmuth zu verleihen sucht. Mit der mechanischen Gewohnheit eines Bücherfreundes nahm Leonard ein Paar Bände herunter, die sich noch auf dem Gestell befanden. Es waren *Spenser's ›Feenkönigin‹*, *Racine's* Werke in französischer und *Tasso* in italienischer Sprache. Auf dem weißen Vorderblatte eines jeden Bandes stand in der ihm so wohlbekannten ausgezeichnet schönen Hand der Name ›Leonora‹ geschrieben. Er küßte die Bücher und stellte sie mit einem Gefühl, in dem sich Zärtlichkeit mit Ehrfurcht mischte, wieder an ihren Ort.

Nicht länger als eine Viertelstunde mochte er in dem Zimmer gewesen sein, als das Dienstmädchen an seine Thüre klopfte, um ihn zum Thee zu rufen.

Der arme John hatte sich wieder gefaßt und saß neben seiner Gattin, welche seine Hand in der ihrigen hielt. Der alte Mann war sogar heiter. Er that viele Fragen über seine Tochter Jane, wartete aber nie eine Antwort ab. Dann redete er von dem Squire, den er mit Audley Egerton verwechselte, plauderte über die Wahlen und die blaue Partei und drückte die Hoffnung aus, Leonard werde stets ein guter Blauer sein. Endlich richtete er seine Aufmerksamkeit auf seinen Thee und die gerösteten Brodschnitten und verhielt sich schweigend.

Mrs. Avenel sprach nur wenig, aber von Zeit zu Zeit schaute sie wie verstohlen auf Leonard, und nach jedem solchen Blicke zitterten die Nerven ihres alten, strengen Gesichtes von Neuem.

Bald nach neun Uhr zündete Mrs. Avenel eine Kerze an, gab sie Leonard in die Hand und sagte: »du wirst müde sein. Du weißt jetzt, wo dein Zimmer ist. Gute Nacht.«

Leonard nahm das Licht und küßte, wie er es bei seiner Mutter gewohnt war, Mrs. Avenel auf die Wange. Hierauf ergriff er John's Hand und küßte sie gleichfalls. Der alte Mann war halb im Schlaf und murmelte träumerisch: »das ist Nora.«

Es mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein, seitdem Leonard sein Zimmer ausgesucht hatte, als Richard sich leise in's Haus schlich und zu Mrs. Avenel trat.

»Nun, Mutter?« fragte er.

»Nun, Richard – du hast ihn gesehen?«

»Und er gefällt mir. Weißt du, daß er große Aehnlichkeit mit der armen Nora hat – weit mehr als mit Jane?«

»Ja, er ist hübscher als Jane jemals gewesen; aber am meisten sieht er deinem Vater gleich. John war ein sehr schöner junger Mann. Du fühlst also Zuneigung für den Knaben?«

»Ja gewiß. Sage ihm nur morgen früh, daß er seine Reise mit einem Herrn fortsetzen werde, der sein Freund sein wolle – weiter nichts. Nach dem Frühstück soll der Wagen vor der Thüre sein. Laß ihn einsteigen, und ich werde vor der Stadt auf ihn warten. Welches Zimmer hast du ihm angewiesen?«

»Dasjenige, welches du nicht nehmen wolltest.«

»Das Zimmer, in dem Nora sonst schlief? O nein, darin hätte ich kein Auge schließen können. Welch' einen Zauber das Mädchen hatte – und wie wir Alle sie liebten! Aber sie war zu gut und zu schön für uns – zu gut für diese Welt!«

»Niemand ist zu gut,« versetzte Mrs. Avenel mit großer Strenge, »und ich bitte dich, nicht so zu reden. Gute Nacht! Ich muß deinen armen Vater zu Bett bringen.«

Als Leonard am nächsten Morgen die Augen aufschlug, fiel sein Blick zuerst auf Mrs. Avenel's Antlitz, das sich zu ihm niederbeugte. Allein es währte lange, ehe er die Züge erkannte, so verändert – so zärtlich und mütterlich war deren Ausdruck. Ja, das Antlitz seiner eigenen Mutter schien ihm niemals eine so weiche, mütterliche Innigkeit verrathen zu haben.

»Ah!« murmelte er, sich halb aufrichtend und seine Arme um ihren Nacken schlingend.

Von der Ueberraschung hingerissen, erwiderte Mrs. Avenel zum erstenmal mit Inbrunst seine Umarmung; sie drückte ihn an ihre Brust und küßte ihn wieder und wieder. Endlich riß sie sich ungestüm los und ging, ihre Hände fest zusammen pressend, im Zimmer auf und ab. Als sie still stand, hatten ihre Züge wieder ihre frühere kalte Strenge und Steifheit angenommen.

»Es ist Zeit, aufzustehen, Leonard,« sagte sie. »Du mußt uns heute wieder verlassen. Ein Herr, der mehr für dich thun kann als wir, hat uns versprochen, sich deiner anzunehmen. Sein Wagen wird bald vor der Thüre sein; darum eile dich.«

John fehlte an dem Frühstückstische. Seine Frau sagte, daß er erst spät aufzustehen pflege und nicht gestört werden dürfe.

Kaum war die kleine Mahlzeit beendet, als eine zweispännige Kutsche vor dem Hause hielt.

»Du mußt nicht auf dich warten lassen – der Gentleman ist sehr pünktlich.«

»Er ist ja aber noch nicht hier.«

»Nein, er ist vorausgegangen und wird vor der Stadt draußen einsteigen.«

»Wie heißt er, und weißhalb will er sich meiner annehmen, Großmutter?«

»Das wird er dir selbst sagen. Komm jetzt.«

»Aber du segnest mich doch noch einmal, Großmutter? Ich habe dich schon so lieb gewonnen.«

»Ich segne dich,« sagte Mrs. Avenel fest. »Sei ehrlich und gut und hüte dich vor dem ersten Fehltritt!«

Mit krampfhafter Heftigkeit drückte sie seine Hand und geleitete ihn nach der Hausthüre.

Der Postillon knallte mit der Peitsche und die Kutsche rollte von dannen. Leonard beugte sich zum Wagenfenster heraus, um noch einen letzten Blick von der alten Frau zu erhaschen. Allein die Zweige der alten Eiche und ihr knorriger, morscher Stamm verbargen sie seinem Auge. Er mochte hinausschauen und sich anstrengen so viel er wollte – er sah nichts als den trübseligen Baum.

## FÜNFTES BUCH.

### EINLEITUNGS-KAPITEL.

welcher Mr. Caxton's Warnung, nicht langweilig zu werden, enthält.

»Ich hoffe, Pisistratus,« sagte mein Vater, »du hast nicht im Sinne, langweilig zu werden?«

»Gott behüte! Was kann dich zu dieser Frage veranlassen? Und wie sollte ich diese Absicht haben? Wenn ich langweilig bin, so bin ich es in lauterer Unschuld.«

»Du bringst da eine sehr lange Abhandlung über das Wissen,« sagte mein Vater wieder. »Sie ist zu lang. Ich würde sie weglassen.«

Ich blickte meinen Vater an, wie etwa ein byzantinischer Gelehrter einen Vandalen angeschaut haben würde. »Sie weglassen!«

»Sie hält die Handlung auf,« bemerkte mein Vater hartnäckig.

»Die Handlung! Aber eine Novelle ist ja kein Drama.«

»Nein, sie ist viel länger – ich möchte fast sagen, zwanzig Mal länger,« erwiderte Mr. Caxton mit einem Seufzer.

»Ich glaube in der That, meine Abhandlung über das Wissen steht in enger Beziehung zu meinem Gegenstande und bildet einen wesentlichen Bestandtheil desselben. Sie hält die Handlung nicht auf, sondern dient ihr vielmehr zur Erklärung und Erläuterung. Und ich kann mich nur wundern, Vater, daß du, ein Gelehrter und Beförderer des Wissens –«

»Genug – genug!« rief mein Vater. »Ich gebe nach – ich gebe mich gefangen! Was konnte ich auch Besseres erwarten als ich mich zum Kritiker aufwarf! Und wann hat es je einen Schriftsteller gegeben, der nicht selbst gegen seinen leiblichen Vater in Harnisch gerieth, wenn dieser sich erlaubte, zu sagen: ›Laß dies weg!« *Pacem imploro* –«

*Mrs. Caxton.* – »Mein lieber Austin, ich bin gewiß, Pisistratus wollte dich nicht beleidigen, und ohne Zweifel wird er deinen Rath –«

*Pisistratus.* – »Für die *Zukunft* befolgen – gewiß! Ich will die Handlung beschleunigen und –«

»Mit der Novelle fortfahren,« flüsterte Roland, von seinem verzweifelten Rechnungsbuche aufblickend. »Wir haben an unserer Gerste zweihundert Pfund verloren.«

Bei diesen Worten tauchte ich meine Feder in die Tinte und ließ meine Gedanken in das ›schöne Reich der Schatten‹ entschweben.

## ZWEITES KAPITEL.

»Halt!« rief eine Stimme, und Leonard war nicht wenig überrascht, als der Fremde, der ihn am vorhergehenden Abend angeredet hatte, in die Kutsche stieg.

»Nun, sagte Richard, »ich bin wohl nicht der Mann, den Sie zu sehen erwarteten? Lassen Sie sich Zeit, sich zu erholen.« Mit diesen Worten nahm Richard ein Buch aus seiner Tasche, legte sich zurück und begann zu lesen. Leonard war manchen verstohlenen Blick auf das schlaue, kühne und hübsche Gesicht seines Begleiters und erkannte nach und nach eine Familienähnlichkeit mit dem armen John, bei welchem trotz des Alters und der Gebrechlichkeit die Spuren einer ungewöhnlichen körperlichen Schönheit noch unverkennbar waren. Und mit jener raschen Gedankenverbindung, welche eine Eigenthümlichkeit des mathematischen Talentes ist, kam der junge Forscher zu dem Schlusse, daß er seinen Onkel Richard vor sich habe. Er war jedoch bescheiden genug, dem Gentleman selbst die Wahl des Augenblicks zu überlassen, indem er es für passend finden würde, sich ihm zu erkennen zu geben, und hing schweigend den Gedanken nach, welche die Neuheit seiner Lage in ihm hervorrief.

Mr. Richard las mit merkwürdiger Schnelligkeit, wobei er die Blätter des Buches mit dem Federmesser aufschnitt oder zuweilen nur mit seinem Zeigefinger auseinander riß, wenn er es nicht vorzog, mehrere Seiten ganz zu überschlagen. So kam er im Galopp an das Ende des

Bandes, warf ihn auf die Seite, zündete eine Cigarre an und begann zu sprechen.

Er richtete viele Fragen an Leonard in Bezug auf seine Erziehung und hauptsächlich über die Art, wie er seine Kenntnisse erworben habe, und Leonard, immer mehr in der Ueberzeugung bekräftigt, daß er mit einem Verwandten rede, antwortete ohne Rückhalt.

Es befremdete Richard nicht im mindesten, daß sich Leonard mit so geringer Hülfe so viele Kenntnisse erworben hatte, da er ja gleichfalls seine Ausbildung nur sich selbst verdankte. Er hatte zu lange mit unsern vorwärts drängenden Brüdern jenseits des atlantischen Oceans, die mit den Siebenmeilenstiefeln des Riesentödters die Welt durchschreiten, zusammen gelebt, um nicht von ihrem rühmlichen Lesefieber angesteckt worden zu sein; aber es war eine ganz andere Lectüre als diejenige, mit welcher sich Leonard vertraut gemacht hatte. Die Bücher, die er las, mußten neu sein; alte Bücher zu lesen, würde er für einen Rückschritt in der Welt gehalten haben, während, wie er sich einbildete, neue Bücher nothwendiger Weise auch neue Ideen enthalten mußten – freilich ein sehr allgemeiner Irrthum! Kurz, unser vom Glück gekrönter Abenteurer war der Mann seiner Zeit.

Endlich warf er, des Plauderns müde, Leonard das Buch zu, welches er soben durchblättert hatte, zog seine Briefftasche nebst Bleistift heraus, fing an, sich mit sehr genauen geschäftlichen Berechnungen die Zeit zu vertreiben, und verfiel dann in eine Kette von Gedanken, die theils speculativer, theils ehrgeiziger Natur waren.

Leonard fand Interesse an dem Buch. Es war eine jener zahllosen halb statistischen, halb declamatorischen Schriften über den Zustand der arbeitenden Klassen, welche unser Jahrhundert besonders auszeichnen und wohl geeignet sein sollten, Reiche und Arme innig aneinander zu ketten, indem sie den Beweis liefern, welch' ernste Aufmerksamkeit unsere moderne Gesellschaft Allem schenkt, was auf die Wohlfahrt der niedern Klassen irgendwie Einfluß haben kann.

»Dummes Zeug – Theorien – Geschwätz!« sagte Richard, sich endlich seinen Träumereien entreißend; »es kann kein Interesse für Sie haben.«

»Ich glaube wohl, alle Bücher interessiren mich,« versetzte Leonard, »und dieses ganz besonders, da es sich auf die arbeitenden Klassen bezieht, zu denen ich selbst gehöre.«

»Zu denen Sie gestern gehörten, aber vielleicht morgen nicht mehr gehören werden,« entgegnete Richard, gut gelaunt ihm auf die Schulter klopfend. »Sehen Sie, mein Junge, der Mittelstand ist es, der im Lande das Steuerruder führen sollte. Was das Buch über die Unwissenheit der Ortsmagistrate sagt, ist sehr richtig; aber der Mann schreibt gewaltigen Unsinn, indem er die Zahl der Stunden bestimmen will, die ein freier Knabe in einer Fabrik arbeiten soll – nur zehn Stunden per Tag! Pah, so gingen der Nation zwei Stunden verloren! Arbeit ist Wohlstand; und wenn wir Leute finden könnten, die vierundzwanzig Stunden im Tage arbeiteten, so wären wir gerade noch einmal so reich. Wenn der Lauf der Civilisation

fortschreiten soll,« fuhr Richard in hochtrabendem Tone fort,« so dürfen weder Männer, noch Knaben die *ganze Nacht* im Bette liegen und nichts thun.« Dann setzte er selbstgefällig hinzu: »Wir werden es doch zuletzt noch zu den vierundzwanzig Stunden bringen; wir müssen es – sonst können wir die Europäer nicht auf die Dauer ausstechen, wie es jetzt der Fall ist.«

Als sie vor dem Wirthshause anlangten, in welchem Richard zuerst Mr. Dale's Bekanntschaft gemacht hatte, fanden sie die Kutsche, mit welcher Richard die Reise fortzusetzen beabsichtigt hatte, bereits ganz besetzt, und so entschloß sich dieser, die Postchaise beizubehalten, jedoch nicht, ohne über die größere Ausgabe ärgerlich zu sein und den Postknechten unablässig den Befehl einzuschärfen, so rasch als möglich zu fahren.

»Ist das nicht ein langsames Land, trotz all' seiner Großthuerei!« rief er aus. »Entsetzlich langsam! Zeit ist Geld, das weiß man in den Vereinigten Staaten, denn dort ist Jeder Geschäftsmann. Wie konnte es aber auch anders als langsam in einem Lande hergehen, wo es ganze Haufen fauler, müssiger Lords, Herzoge und Barone gilt, die sich einzubilden scheinen, die Zeit sei nur zum Vergnügen da.«

Gegen Abend näherte sich die Postchaise dem Weichbilde einer sehr großen Stadt, und Richard begann jetzt unruhig zu werden. Seine cavaliermäßige Nachlässigkeit verschwand; er zog die Beine, welche er behaglich zum Schlag hatte hinaushängen lassen, herein, brachte seine Weste in Ordnung und schnallte seine Halsbinde fester;

offenbar bemühte er sich, eine achtbare, standesgemäße Würde anzunehmen. Er glich einem Monarchen, der nach einer glücklichen Incognitoreise in seines Hauptstadt zurückkehrt. Aus all' diesen Anzeichen zog Leonard den Schluß, daß sie sich dem Ziel ihrer Reise näherten.

Demüthige Fußgänger schauten jetzt auf den Wagen und griffen an ihre Hüte. Richard erwiderte die Begrüßungen mit einem Kopfnicken, welches eher herablassend als freundlich war. Jetzt machte die Chaise eine rasche Biegung nach links und hielt vor einem neuen, blendend weiß getünchten Pförtnerhäuschen, das durch zwei dorische Säulen in Stuck verziert und zu beiden Seiten von Flügelthoren begrenzt war.

»Holla!« rief der Postillon und knallte mit der Peitsche. Zwei Kinder spielten vor dem Pförtnerhäuschen, und einige Kleidungsstücke hingen zum Trocknen auf den Büschen und Pfählen, die das hübsche Gebäude umgaben.

»Zum Henker mit der Brut! Da spielen sie wahrhaftig schon wieder!« brummte Dick. »Und so wahr ich lebe, die Person hat wieder gewaschen! Halt, Kutscher!«

Während dieses Selbstgesprächs war eine hübsche junge Frau zur Thüre herausgeeilt, hatte die Kinder, welche beim Anblick der Kutsche auf das Haus zuliefen, hineingejagt, vor Schrecken zitternd eines der Flügelthore geöffnet und verbeugte sich nun so tief, daß es fast aussah, als wollte sie vor dem grimmigen Gesichte, das ihr Gebieter zum Wagenfenster hinaussteckte, ganz in den Boden versinken.

»Habe ich Euch nicht schon oft gesagt,« begann Dick, »daß Eure schmutzige, unanständige Brut nicht vor meinem Portale spielen soll?«

»Verzeihung, Sir –«

»Keine Widerrede! Und habe ich Euch nicht gesagt, daß ich Euch, wenn Ihr wieder meinen spanischen Flieger zum Wäschetrocknen mißbrauchen würdet, über Hals und Kopf zum Hause hinauswerfen wolle?«

»Verzeihung, Sir –«

»Ihr verlaßt nächsten Sonntag mein Pförtnerhaus! Fahr zu, Bursche! Die Undankbarkeit und Unverschämtheit dieses gemeinen Volkes ist eine Schmach für die Menschennatur,« brummte Richard im Tone des bittersten Menschenhasses.

Die Kutsche rollte auf dem glattesten und frischesten Kieswege durch Felder des trefflichsten Landes, das sich auf der höchsten Stufe der Cultur besand. So schnell auch Leonard's Blick darüber hinstreifte, so genügte dies doch seinem in wirtschaftlichen Dingen geübten Auge, um die Merkmale eines meisterhaften Feldbaues zu erkennen. Bisher hatte er des Squires Musterfarm für das Vollendetste im Fache einer guten Feldwirthschaft gehalten; denn Jackeymo's geschmackvolle, aber nur in sehr kleinem Maßstab ausgeführte Gartenanlagen konnte man nicht mit diesem Namen bezeichnen. Aber gleichwohl war der Meierei des Squires durch viele altmodische Vorstellungen und ästhetische Rücksichten, die man heutzutage bei keiner Musterwirthschaft mehr findet,

Eintrag geschehen – zum Beispiel durch hohe, zwanglose Hecken, die, wenn sie auch zu den malerischsten Schönheiten Altenglands gehören, doch dem Ertrage bedeutenden Abbruch thun – durch große Bäume, die das Korn überschatten und den Vögeln zur Herberge dienen – durch kleine unbenutzte und verwilderte Rasenstücke und durch Waldausläufer zwischen den Feldern, welche dieselben den Verwüstungen der Kaninchen aussetzen und ihnen das Sonnenlicht entziehen. Auf solche und ähnliche Mängel in dem Betriebe des grundherrlichen Gutes war Leonard theils durch seinen eigenen Verstand, theils durch Jackeymo's Belehrungen aufmerksam geworden. Aber keiner dieser Fehler war auf Richard Avenel's Besitzthum wahrzunehmen. Die Felder lagen da in ausgedehnten Parzellen, die Hecken waren so beschnitten, daß sie blos ihrer ursprünglichen Bestimmung, als Grenzen zu dienen, entsprachen. Kein Waizenhalm verkümmerte unter dem kalten Schatten eines Baumes, kein Fußbreit Landes lag brach; nirgends war die geringste Spur von Unkraut zu sehen, und keine Distel streute ihren schädlichen Samen in die Lust. Einige junge Pflanzungen befanden sich nicht an Stellen, wohin ein künstlerischer Parkgärtner sie gesetzt haben würde, wohl aber da, wo der Landmann einen Schutz gegen den Wind brauchte. Lag hierin nicht auch eine Schönheit? Ja, und zwar eine Schönheit eigener Art, die der Eingeweihte auf den ersten Blick zu würdigen wußte – eine Schönheit in

Nutzbarkeit und Ertrag, die eine ungeheure Rente abzuwerfen versprach. Leonard stieß einen Ruf der Bewunderung aus, der Richard Avenel in's Innerste des Herzens drang.

»Das nenne ich Landwirthschaft treiben!« sagte der junge Dörfler entzückt.

»Glaub's wohl,« versetzte Richard, dessen üble Laune plötzlich verschwunden war. »Sie hätten das Land sehen sollen, als ich es kaufte. Aber wir neuen Leute, wie sie uns nennen (verdamm't sei ihre Unverschämtheit!), wir sind das neue Blut dieses Landes.«

Nie hatte Richard Avenel ein wahreres Wort gesprochen. Möge dieses neue Blut lange durch die Adern der gewaltigen Riesin kreisen; möge aber auch ihr großes Herz dasselbe bleiben, wie es eine stolze Reihe von Jahrhunderten hindurch geschlagen hat!

Der Wagen fuhr jetzt durch eine hübsche Anpflanzung von Gesträuch, und allmählig wurde das Haus sichtbar. Es hatte eine gewölbte Vorhalle und die Nebengebäude waren alle sorgfältig den Blicken verborgen.

Der Postillon stieg ab und zog die Klingel.

»Ich glaube fast, man will mich warten lassen,« sagte Richard Avenel nahezu mit den Worten Ludwig's des Vierzehnten.

Allein diese Besorgniß verwirklichte sich nicht. Die Thüre ging auf und ein wohlgenährter Livreebedienter erschien. Auf seinem Gesichte lag kein herzliches Lächeln des Willkommens; aber er öffnete den Kutschenschlag mit stummer, feierlicher Ehrerbietung.

»Wo ist Georg? Warum kommt er nicht herunter?« fragte Richard, langsam aussteigend und sich so vorsichtig auf den dargebotenen Arm des Dieners stützend, als ob er die Gicht hätte.

Glücklicher Weise wurde jetzt auch Georg sichtbar, der sich eilig in seine Livree geworfen hatte.

»Seht Ihr Beide nach meinen Sachen!« befahl Richard, während er den Postillon bezahlte. Leonard stand auf dem Kiesweg und betrachtete das im Viereck gebaute weiße Haus. »Hübsche Fronte – classisch – nicht?« sagte Richard, der zu ihm trat. »Aber Sie müssen erst die Wirtschaftsgebäude sehen!« Dann nahm er mit zutraulicher Freundlichkeit Leonard's Arm und zog ihn mit sich in's Haus. Hier zeigte er ihm die Halle mit einem geschnitzten Mahagonyständer, um die Hüte daran zu hängen, führte ihn hierauf in das Besuchzimmer und machte ihn auf alle Schönheiten desselben aufmerksam. Obgleich es Sommer war, so sah der Salon doch kalt und ungemüthlich aus, wie dies bei neu möblirten und neu tapezirten Zimmern in neu gebauten Häusern gewöhnlich der Fall ist. Die Möbel waren schön und dem Range eines reichen Geschäftsmannes angemessen – nichts Anspruchsvolles und deßhalb auch nichts von Gemeinheit, was mehr ist, als man von dem Hause mancher ehrenwerthen Mrs. Soundso in Mayfair sagen kann, die ihre zwölf Fuß im Quadrat haltenden Zimmer mit Rococo überladet, das besser für einen Salon in den Tuilleries passen würde. Dann zeigte ihm Richard seine Bibliothek, wo die schön gebundenen Werke der neuesten Schriftsteller hinter Spiegelglas in

Mahagonymschränken standen. Denn die neuen Leute sind weit bessere Freunde lebender Autoren als die alten Familien, die auf ihren Landsitzen sich höchstens in einem Leseclub abonniren. Richard führte nun unsern jungen Freund die Treppe hinauf und durch die Schlafgemächer, welche insgesamt reinlich, behaglich und mit jeder modernen Bequemlichkeit ausgestattet waren, bis er endlich in einem sehr hübschen Zimmer, das für einen einzelnen Herrn eingerichtet schien, stehen blieb.

»Das ist Ihre Höhle,« sagte er. »Und nun – können Sie errathen, wer ich bin?«

»Niemand anders, als mein Onkel Richard, könnte so gütig sein,« erwiderte Leonard.

Aber es schien als ob sich Richard durch dieses Kompliment nicht sehr geschmeichelt fühlte. Er war äußerst enttäuscht und verdrießlich. Er hatte gehofft, wenigstens für einen Lord gehalten zu werden, ungeachtet er vorhin so geringschätzig von der Aristokratie gesprochen hatte.

»Puh!« sagte er endlich, sich auf die Lippen beißend – »du findest also nicht, daß ich wie ein Gentleman aussehe? Nun, sage mir's aufrichtig.«

Leonard bemerkte mit Erstaunen, daß er seinen Onkel beleidigt hatte, und erwiderte mit dem feinen Takte, der instinktartig aus einem guten Herzen quillt:

»Sir, ich beurtheile Sie nach Ihrer Güte und nach Ihrer Aehnlichkeit mit meinen Großvater – sonst hätte ich es nie gewagt, mir einzubilden, daß ich mit Ihnen verwandt sein könnte.«

»Hm!« erwiderte Richard. »Du kannst dir jetzt die Hände waschen und dann zum Diner hinunterkommen; in zehn Minuten wirst du den Gonggong anschlagen hören. Dort ist der Glockenzug; läute, wenn du etwas bedarfst.«

Mit diesen Worten drehte er sich um, stieg die Treppe hinunter, warf einen Blick in das Speisezimmer und bewunderte den plattirten Präsentirteller auf dem Seitentische und die silbernen Löffel und Gabeln, die nach Mustern auf der königlichen Tafel gefertigt waren. Dann trat er vor den Spiegel über dem Kamin und stieg auf einen Stuhl, um den Effect seiner ganzen Gestalt beurtheilen zu können. Eben hatte er eine Stellung angenommen, die ihm imponirend däuchte, als der Kellermeister eintrat. Dieser jedoch, als wohlherzogener Londoner, besaß Klugheit genug, um den Rückzug zu versuchen, ehe er bemerkt wurde. Allein Richard hatte ihn bereits im Spiegel gesehen und erröthete bis über die Ohren.

»Jarvis,« sagte er in mildem Tone – »Jarvis, erinnere mich daran, daß ich mir diese Beinkleider verändern lasse.«

### DRITTES KAPITEL.

Da eben von Beinkleidern die Rede ist, so muß ich bemerken, daß Richard nicht unterließ, seinen Neffen mit einer Garderobe zu versehen, die viel zu vollständig war, als daß sie in Doctor Riccabocca's Reisesack Platz gefunden haben würde. Die Stadt besaß einen sehr

guten Schneider und die Kleider waren vortrefflich gemacht. Ueberhaupt hätte jetzt Leonard, wäre nicht seine unschuldige Miene und seine, trotz aller Studien und Nachtwachen noch immer geröthete und sonnverbrannte Wange gewesen, beinahe an White's Bogenfenster vorbeigehen können, ohne eine geringschätzigte Bemerkung auf sich zu ziehen. Richard brach in ein unmäßiges Gelächter aus, als er zum erstenmal die Uhr sah, welche der arme Italiener Leonard geschenkt hatte; um jedoch sein Lachen wieder gut zu machen, gab er ihm eine sehr hübsche Stellvertreterin und rieth ihm, »seine Rübe einzuschließen«. Den Jüngling schmerzte der Spott über das von seinem alten Beschützer erhaltene Andenken weit mehr, als er sich über das Geschenk seines Onkels freute. Allein Richard Avenel wußte nichts von Gefühlsrücksichten, und es währte geraume Zeit, ehe sich Leonard mit dem Benehmen seines Onkels aussöhnen konnte. Nicht als ob der junge Landmann über die rein conventionellen Fehler hätte urtheilen können; aber es gibt eine schlechte Lebensart, für die wir Alle, welches auch unser Rang und unsere Erziehung sein mag, beinahe gleich empfindlich sind – ich meine diejenige, welche aus Mangel an Rücksicht für Andere hervorgeht. Obgleich der Squire in seiner Art ebenso ungezwungen war wie Richard Avenel, so verletzte der Erstere doch selten die Gefühle Anderer, und wenn es je geschah, so bemerkte er es sogleich und beeilte sich, sein Versehen wieder gut zu machen. Richard hingegen, mochte er nun gut oder übel gelaunt sein, verletzte oft genug diese oder jene zarte Saite seiner

Umgebung – nicht aus bösem Willen, sondern weil es in seinem eigenen Wesen keine zarte Saite gab. In manchen Beziehungen war er unstreitig ein ganz ausgezeichneter Mann und ein sehr werthvoller Bürger. Aber seinen Verdiensten fehlte jenes feine Colorit und jene leichte Wellenlinie, die zur Schönheit des Charakters gehören. Er war ehrenhaft, dabei aber genau in seinen Geschäften, und behielt stets seinen Vortheil scharf im Auge. Seine Gerechtigkeit war geschäftsmäßiger Natur und ließ der Liebe und Barmherzigkeit keinen Spielraum. Auch wußte er nichts von Nachsicht. Daß er sich freigebig erwies, entsprang mehr aus dem Gedanken an das, was er sich selbst schuldig zu sein glaubte, als aus dem Wunsche, Andern Freude zu bereiten, und die Großmuth erschien ihm als ein auf Zinsen ausgeliehenes Kapital. Er rechnete dafür auf eine sehr große Dankbarkeit und glaubte, wenn er Jemand eine Wohlthat erwiesen, sich in ihm einen Sklaven erkaufte zu haben. Jeder bedrängte Stimmberechtigte wußte wohl, an wen er sich zu wenden habe, wenn er eine Unterstützung oder ein Anlehen bedurfte; aber wehe ihm, wenn Mr. Avenel ihm erklärte, für wen er zu stimmen habe, und er sich eine Einwendung oder ein Zögern erlaubte.

Richard hatte sich nach seiner Rückkehr aus Amerika, wo er anfänglich durch seinen Verstand und Fleiß und später durch kühne, vom Glück begünstigte Unternehmungen reich geworden war, in dieser Stadt niedergelassen, um sein Vermögen vortheilhaft umzutreiben. Zuerst betheiligte er sich an einer großen Brauerei, kaufte

aber bald die übrigen Theilhaber aus und wurde dann Hauptactionär einer Kunstmühle, die sehr gut im Gange war. Seine Unternehmungen gediehen schnell, so daß er sich bald in der Lage befand, ein Grundstück von zwei bis dreihundert Morgen erwerben zu können. Hier ließ er ein hübsches Wohngebäude aufführen und beschloß, sich gütlich zu thun und eine Rolle zu spielen. Er war nach und nach die Hauptperson in der Stadt geworden und hatte in der That seine Macht durchaus nicht überschätzt, als er Audley Egerton gegenüber prahlte, er könne einen, wenn nicht beide Abgeordnete der Stadt durchsetzen. Auch war der Vorschlag, den er damals dem Minister gemacht, nach seiner Ansicht keineswegs so grundsatzlos, wie er dem Staatsmann erschien. Er hatte gegen die beiden städtischen Vertreter einen starken Widerwillen gefaßt, welcher bei einem empfindlichen Manne von gemäßigter politischer Gesinnung, der etwas zu verlieren hat, sehr natürlich war; denn Mr. Slappe, der Volksmann, der bis über die Ohren in Schulden steckte, war einer jener wüthenden Demokraten, wie sie vor der Reformbill nur selten auftauchten, und deren Ansichten selbst der Masse der liberalen Wählerschaft gefährlich erscheinen mußten; während Mr. Slerkie von der liberalen Herrenpartei, der jedes Jahr fünftausend Pfund von dem Ertrag seiner Papiere zurücklegen konnte, zu jenen Leuten gehörte, welche Richard sehr bezeichnend ›*humbugs*‹ (Schwindler) zu nennen pflegte; ein Mann, der dadurch um die Gunst der Ultras buhlte, daß er stets für Maßregeln stimmte, deren Unausführbarkeit sich von

Anfang an voraussehen ließ, während er jedesmal von einem rechtzeitigen Catarrhfieber befallen wurde, wenn auch nur die geringste Möglichkeit vorhanden war, daß durch einen Beschluß der Geldmarkt beeinträchtigt werden könnte. Solche Politiker sind heutzutage häufig genug. Schlagt Ihr ihnen vor, sie sollen dem tausendjährigen Reiche entgegenrücken, so sind sie die Männer dafür; fordert Ihr sie aber auf, auch nur eine Viertelmeile weit zu gehen, so wandelt sie die Angst um ihre Geldsäcke an, und sie zittern aus Furcht vor Straßenräubern. Nie sind sie so vergnügt, als wenn keine Aussicht auf einen Sieg vorhanden ist, und wenn unwillkürlich durch ihre Stimmen das Ministerium geschlagen würde, so müßte man sie ohnmächtig nach Hause tragen.

Richard Avenel, der diese beiden Herren verachtete, auch nicht freundlich gegen die Whigs gesinnt war, seit deren Hauptführer aus Lords bestanden, hatte die damalige Regierung mit wohlwollendem Auge betrachtet und stimmte besonders mit Audley Egerton, dem aufgeklärten Vertreter der Handelsinteressen überein. Aber indem er für Audley und dessen Collegen aus innerer Ueberzeugung seinen Einfluß aufbot, hielt er es für recht und billig, daß er ein *quid pro quo* erhalte, und wie er es aufrichtig gestanden hatte, so war es sein Lieblingsgedanke, sich zu einem ›Sir Richard‹ aufzuschwingen. Dieser würdige Staatsbürger schimpfte auf die Aristokratie aus demselben Grunde, aus welchem die schöne Olivia so geringschätzig von Squire Thornhill sprach: Er wäre für sein

Leben gern das gewesen, was er schmähete. Die Gesellschaft von Screwstown bestand, wie dies in Provinzialhauptstädten gewöhnlich der Fall ist, aus zwei Klassen: der Handelswelt und den Exklusiven. Diese Letzteren wohnten größten Theils um die sehr alte, zerfallene Abtei herum, und schrieben auch ihrem Stammbaum ein derselben entsprechendes Alter zu, während wiederum der Zustand ihrer Finanzen viele Aehnlichkeit mit der Ruine hatte. Wittwen von Landedelleuten aus der Nachbarschaft, alte adelige Fräuleins, Offiziere auf halbem Solde, jüngere Söhne reicher Squires, die jetzt alte Hagestolze geworden waren – kurz, ein sehr achtungswerther, stolzer, aristokratischer Schlag, der größere Stücke auf sich hielt als die Gowers und Howard's, Courtenays und Seymours zusammengenommen. Früher hatte Richard Avenel den ehrgeizigen Wunsch gehegt, in diese geschlossene, vornehme Gesellschaft aufgenommen zu werden, und merkwürdiger Weise war ihm dies zum Theil auch gelungen. Nie fühlte er sich glücklicher, als wenn er wirklich dort war. Verschiedene Umstände vereinigten sich, um Mr. Avenel den Zugang zu diesen hohen Kreisen zu erschließen. Erstlich war er unverheirathet und noch immer ein schöner Mann, während es in dieser Gesellschaft eine große Anzahl unversorgter Damen gab. Zweitens war er der einzige reiche Kaufmann in Screwstown, der einen guten Koch hielt und im Rufe stand, vorzügliche Diners zu geben; und die Halbsoldkapitäne und Obristen verschluckten den Wirth dem Wildpret zulieb. Drittens

und hauptsächlich aber verabscheuten alle diese Exklusiven die beiden Parlamentsmitglieder, und ›*idem nolle, idem velle de republica, ea firma amicta est*‹ – das heißt, ›gleiche politische Gesinnung verbindet Porzellan und Thonscherben inniger als der beste Demantkitt.‹ Richard Avenel, der sich so viel auf seine amerikanische Unabhängigkeit einbildete, hatte eine wahrhaft braminische Ehrfurcht vor diesen Damen und Herrn. Ob dies daher kam, daß in England alle Begriffe, selbst die der Freiheit, historisch, traditionell und social mit jenem feinen Elemente der Aristokratie gemischt sind, welches, gleich der Presse, die Luft ist, die wir athmen – oder ob Richard glaubte, daß er wirklich magnetisch durchdrungen werde von den Tugenden jener Silberpennies und goldenen Siebenschillingstücke, die sich so sehr von den gewöhnlich im Umlauf befindlichen Münzen unterscheiden, ist schwer zu bestimmen. Allein die Wahrheit zu sagen, Richard war allgemein als ein Titel- und Ordensjäger bekannt. Er wünschte sehnlich, sich mit einer Dame aus der vornehmen Welt zu verbinden, hatte aber noch keine gefunden, die in Bezug auf hohe Geburt und Bildung alle seine Ansprüche befriedigt hatte. Mittlerweile war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß sich die Sache leichter machen dürfte, wenn er seiner dereinstigen Erwählten den Titel ›*Mylady*‹ würde anbieten können, und er fühlte, daß es die schönste Stunde seines Lebens wäre, wenn er als ›Sir Richard‹ den Vortritt vor dem steifen Oberst Pompley erhalten würde. Wie sehr ihn übrigens auch der schlechte Erfolg seiner plumpen Diplomatie bei

Audley Egerton kränkte, und welchen Groll er auch gegen diesen Letzteren hegte, so schwor er doch nicht, wie mancher Andere an seiner Stelle gethan haben würde, aus persönlichem Hasse seine politische Ueberzeugung ab, sondern sparte seine Rache auf eine günstige Gelegenheit auf und fuhr fort, die Regierung zu unterstützen und einen der Minister zu hassen. Da außerdem Audley Egerton den Vorstellungen des Bürgermeisters und der Deputirten volle Rechnung getragen und seinen Gesetzesentwurf nach ihrem Sinne ausgefertigt hatte, so war Richard sammt der Regierung bedeutend in der guten Meinung der Bürger von Screwstown gestiegen.

Um aber Richard Avenel's Werth im Gegensatz zu seinen Schwächen nach Gebühr zu würdigen, mußte man sehen, was die Stadt ihm verdankte. Wohl durfte er sich des ›neuen Blutes‹ rühmen, denn er hatte für die Stadt so viel gethan, wie für seine Felder. Seine Energie, seine rasche Auffassung alles dessen, was den allgemeinen Nutzen betraf, hatte, unterstützt durch seinen Reichthum und seinen kühnen, trotzigem, gebieterischen Charakter, das Wort der Civilisation mit der Schnelligkeit und Gewalt einer Dampfmaschine gefördert.

Wenn die Stadt so gut gepflastert und beleuchtet war – wenn man an der Stelle eines halben Dutzends kothiger Gäßchen eine stattliche Straße erblickte – wenn die Hälfte der Einwohnerschaft sich nicht mehr mit Teichwasser begnügen mußte – wenn die Armensteuer auf ein

Drittel ihres früheren Betrags reducirt war – so verdankte man dies dem raschen, neuen Blute, das Richard Avenel dem Gemeinde- und Stiftungsrath eingeflößt hatte. Und dabei wirkte sein Beispiel ansteckend. »Als ich in die Stadt kam, war noch keine einzige Scheibe Spiegelglas zu erblicken,« sagte Richard, »und jetzt sehe man einmal die Hauptstraße hinab!« Mit Recht schrieb er sich das Verdienst dieser Verschönerung zu; denn obwohl sein Geschäft keiner Spiegelglasfenster bedurfte, so hatte er doch jenen Unternehmungsgeist geweckt, der einer ganzen Stadt zur Zierde gereicht.

Mr. Avenel ließ mehr als vierzehn Tage verstreichen, ehe er Leonard seinen Freunden vorstellte. Er sollte sich erst ein wenig abschleifen. Dann gab er ein großes Mittagmahl, bei welchem er seinen Neffen förmlich vorstellte, der jedoch zu des Onkels großem Verdruß und Aerger die Lippen nicht ein einziges Mal öffnete. Was hätte der arme Junge aber auch sprechen sollen, da Miß Clarina Mowbrey nur von der vornehmen Welt redete, bis der stolze Oberst Pompley in prunkhafter Weise die Geschichte der Belagerung von Seringapatam zum Besten gab!

#### VIERTES KAPITEL.

Während sich Leonard allmählig an die ihn umgebende Pracht gewöhnt und oft mit einem Seufzer seiner mütterlichen Hütte und des funkelnden Springbrunnens in dem Blumengarten des Italieners gedenkt, wollen wir, mein

lieber Leser, rasch nach der Weltstadt fliegen und uns unter den heitern Gruppen niederlassen, die über die staubigen Rasenplätze von Hydepark wandern oder sich über das Wegegelande lehnen. Die Saison ist noch auf ihrem Höhepunkt; aber der kurze Tag des fashionablen Londoner Lebens, der erst zwei Stunden nach Mittag beginnt, nähert sich seinem Ende. Das Gedränge in Rotten Row fängt an, sich zu verlieren. In der Nähe der Achillesstatue, von allen übrigen Spaziergängern abgesondert, mit der einen Hand auf sein Meerrohr gestützt, während die andere in seiner Westentasche steckt, blickt ein Gentleman gleichgültig auf den glänzenden Kreis der Equipagen und Reiter. Er steht noch in der Blüte seines Lebens, in dem Alter, in welchem der Mann am geselligsten zu sein pflegt. Die Bekanntschaften der Jugend sind zur Freundschaft herangereift, und eine Persönlichkeit von einigem Rang und Vermögen ist zu einem wohlbekanntem Zuge in dem beweglichen Gesichte der Gesellschaft geworden. Obgleich jedoch dieser Mann als der erste der Tonangeber in der Modewelt gegläntzt hatte, indeß seine Altersgenossen noch als Knaben in der Schule saßen – obgleich er durch Natur und äußere Verhältnisse noch immer alle Eigenschaften besitzt, diese Stellung bis auf's Letzte zu behaupten oder sie gegen einen gediegenem Ruf zu vertauschen, so steht er doch jetzt als Fremdling unter der Menge seiner Landsleute. Schönheiten wirbeln an ihm vorüber zu ihrer Toilette; Staatsmänner gehen nach dem Senat; Stutzer machen sich auf den Weg nach

ihren Clubs, und kein Kopfnicken, kein einladendes Lächeln sagt dem einsamen Zuschauer: »Geh mit uns – du bist einer der Unserigen!« Hin und wieder nähert sich ein im mittleren Alter stehender Geck dem Posten des müssigen Mannes und schaut sich, wenn er vorbei ist, nach ihm um; aber mit dem zweiten Blick scheint er seine Täuschung einzusehen und setzt schweigend seinen Weg fort.

»Bei den Gräbern meiner Väter!« sagte der Einsame zu sich selbst, »jetzt weiß ich, was ein Todter fühlen würde, wenn er wieder auf diese Erde zurückkehrte und sich unter den Lebenden umschaute.«

Die Zeit verging und die Schatten des Abends lagerten sich über der Gegend. Unser Fremdling in London befand sich nun beinahe allein im Parke. Er schien jetzt freier aufzuathmen, als er den Platz so gelichtet sah.

»Jetzt ist Sauerstoff in der Atmosphäre,« sagte er halblaut, »und ich kann spazieren gehen, ohne das Stickgas der Menge zu athmen! O die Chemiker, was sind sie nicht für Thoren! Sie lehren uns, daß die Menge die Luft verderbe, aber sie errathen nie, warum. Pah! nicht der Hauch der Lunge ist es, der das Element vergiftet, sondern der Qualm, der aus den schlechten Herzen steigt. Wenn so ein Perückenkopf mich anhaucht, so meine ich, einen ganzen Mund voll Sorgen einzuathmen. Komm, Freund Nero! laß uns ein wenig herumgehen!« Er berührte mit seinem Spazierstock einen großen Neufundländer Hund, der zu seinen Füßen lag, und Mann und Hund

wandelten nun langsam in der einbrechenden Dämmerung über den dünnen, braunen Rasen. Endlich machte unser Einsiedler Halt und warf sich auf eine Bank unter einem Baume.«

»Halb neun,« sagte er, auf seine Uhr blickend. »Jetzt werde ich wohl eine Cigarre rauchen können, ohne der Welt ein Aergerniß zu geben.«

Er zog sein Cigarrenetuis heraus, schlug Feuer und hatte sich im nächsten Augenblick der Länge nach auf der Bank ausgestreckt; anscheinend ganz in die Betrachtung der Rauchwölkchen vertieft, die, nur schwachgefärbt und kaum entstanden, gleich wieder in der Luft verschwanden.

»Sieh, Nero,« sagte er, sich an seinen Hund wendend; »diese vielgerühmte Freiheit ist die unverschämteste Lüge von der Welt. Da bin ich nun, ein freigeborner Engländer, ein Weltbürger, der sich keinen Strohalm um Kaiser oder Pöbel kümmert, wie ich oft zu mir selbst sage – und doch wage ich es ebenso wenig, um halb Sieben, wenn alle Welt in diesem Parke versammelt ist, meine Cigarre zu rauchen, als ich mich unterfangen möchte, dem Lord Kanzler die Taschen auszuleeren oder dem Erzbischof von Canterbury einen Nasenstüber zu geben. Und doch, Nero, verbietet mir kein Gesetz in England, eine Cigarre zu rauchen! Was um halb Neun erlaubt ist, war um halb Sieben kein Verbrechen. Britannia sagt: ›Mensch, du bist frei,‹ aber sie lügt wie ein ganz gewöhnliches Frauenzimmer. O Nero, Nero! beneidenswertes Hund! Du dienst bloß aus Liebe. Kein Gedanke an die Welt kostet dich

auch nur ein Wedeln des Schwanzes. Dein großes Herz und dein richtiger Instinkt ersetzen Dir Vernunft und Gesetz. Nichts würde dir mehr zur Glückseligkeit fehlen, wenn du in diesem Augenblick der Langeweile eine Cigarre rauchen könntest. Versuch es, Nero! Versuch es!« Und sich aus seiner bisherigen Stellung erhebend, bemühte er sich, dem Hunde das Ende der Cigarre zwischen die Zähne zu stecken.

Während er auf diese ernste Weise beschäftigt war, hatten sich zwei Personen dem Platze genähert: ein Mann von schwachem, kränklichem Aussehen, dessen fadenscheiniger Rock, bis an's Kinn zugeknöpft, schlaff über seiner eingefallenen Brust herabhing, und ein Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren, auf dessen Arm sich der Leidende schwerfällig stützte. Ihre Wangen waren bleich, und in ihrem Antlitz lag ein geduldiger und trauriger Zug, der so eingewurzelt schien, daß man sich zu dem Glauben veranlaßt sah, die Kleine habe nie die Heiterkeit der Jugend gekannt.

»Bitte, Papa, ruhe dich hier aus,« sagte das Kind sanft und deutete dabei auf die Bank, ohne die geringste Notiz von dem Inhaber derselben zu nehmen, der allerdings auf das Ende der Bank beschränkt, beinahe ganz in dem Schatten des Baumes verborgen war.

Mit einem matten Seufzer setzte sich der Mann nieder und sagte dann, als er den Fremden erblickte, in jenem Tone der Stimme, der die Gewohnheit, sich in gebildeter Gesellschaft zu bewegen, verräth:

»Entschuldigen Sie, mein Herr, wenn ich mich Ihnen aufdränge.«

Der Fremde sah von seinem Hunde auf und erhob sich sogleich, als er bemerkte, daß das Mädchen stand, um ihr den Plan einzuräumen. Allein die Kleine beachtete es nicht.

Sie schmiegte sich an ihren Vater und wischte ihm zärtlich mit einem kleinen Tuche, das sie zu diesem Zweck von ihrem Halse knüpfte, die Stirne ab.

Nero, froh, der Cigarre entronnen zu sein, machte seiner Aufregung durch einige linkische Sprünge Luft, kehrte aber bald wieder zurück, näherte sich der Bank mit einem leisen Brummen des Erstaunens und beschnüffelte die Eindringlinge, welche die Einsamkeit seines Gebietes störten.

»Hierher, Bursche!« rief sein Herr. »Sie brauchen sich nicht zu fürchten,« sagte er, sich an das Mädchen wendend.

Aber die Kleine rief jetzt, ohne sich nach ihm umzudrehen, mit einer Stimme, die eher Schrecken als Furcht ausdrückte:

»Er ist ohnmächtig geworden! Vater – Vater!«

Der Fremde stieß den Hund, der ihm im Wege stand, auf die Seite und entfernte die steife, militärische Halsbinde des armen Mannes. Während er mit diesem Liebesdienst beschäftigt war, brach der Mond hervor und warf sein volles Licht auf das bleiche, kummervolle Antlitz des bewußtlosen Kranken.

»Diese Züge sollte ich kennen, obgleich sie sich traurig verändert haben,« sagte der Fremde bei sich selbst, und sich zu dem Mädchen niederbeugend, das auf die Kniee gesunken war und die Hände des Ohnmächtigen rieb, fragte er:

»Mein Kind, wie ist der Name Ihres Vaters?«

Die Kleine, zu sehr in ihre Beschäftigung vertieft, gab keine Antwort.

Der Fremde legte die Hand auf ihre Schulter und wiederholte seine Frage.

»Digby,« versetzte sie fast unbewußt, und während sie sprach, begann der Kranke wieder zur Besinnung zu kommen.

In wenigen Minuten hatte er sich so weit erholt, um dem Fremden seinen Dank stammeln zu können. Aber dieser ergriff seine Hand und sagte in beruhigendem Tone, wiewohl sich in seiner Stimme eine innere Bewegung verrieth:

»Ist es möglich, daß ich einen alten Waffengefährten wieder sehe? Algernon Digby, Sie stehen bei mir noch in gutem Gedächtniß; aber es scheint, England hat Sie vergessen!«

Eine schwindsüchtige Röthe überzog das Gesicht des Soldaten, und sich von dem Redner abwendend, sagte er:

»Ich heiße allerdings Digby, mein Herr; aber ich glaube nicht, daß wir uns je früher getroffen haben. Komm, Helene, ich fühle mich wieder besser – wir wollen nach Hause gehen.«

»Versuchen Sie es einmal, mit dem großen Hunde zu spielen, mein Kind,« sagte der Fremde; »ich möchte mit Ihrem Vater sprechen.«

Das Kind nickte gehorsam mit dem Köpfchen und trat zurück; aber sie spielte nicht mit dem Hunde.

»Ich sehe, ich muß mich Ihnen förmlich wieder vorstellen,« sagte der Fremde. »Sie dienten mit mir in demselben Regimente, und mein Name ist L'Estrange.«

»Mein Lord,« sagte der Offizier, sich erhebend, »vergeben Sie mir, daß –«

»Ich denke nicht, daß es am Offizierstische Sitte war, mich ›Mein Lord‹ zu nennen. Nun, was ist Ihnen begegnet auf halbem Solde?«

Mr. Digby schüttelte traurig den Kopf.

»Digby, alter Bursche, können Sie mir hundert Pfund leihen?« sagte Lord L'Estrange, seinem vormaligen Kameraden auf die Schulter klopfend und mit einer Stimme, die beinahe knabenhaft schelmisch klang. »Nein? Nun, das ist schön, denn ich kann sie Ihnen leihen.«

Mr. Digby brach in Thränen aus; Lord L'Estrange schien die Bewegung nicht zu bemerken und fuhr gleichgültig fort:

»Vielleicht wissen Sie nicht, daß mir, als ich mündig wurde, von einer Verwandten mütterlicherseits ein ungeheures Vermögen zufiel, dessen Einkünfte ich kaum zu verzehren wüßte, nichts davon zu sagen, daß ich der einzige Sohn und Erbe eines Vaters bin, der nicht bloß reich,

sondern auch freigebig ist. Aber in den Tagen unserer früheren Bekanntschaft waren wir Beide etwas verschwenderische Bursche, und ich kann mich noch wohl erinnern, daß ich Ihre Börse oft in Anspruch nahm.«

»Die meinige? O Lord L'Estrange!«

»Sie haben sich indessen verheirathet und ein geordnetes Leben angefangen, denke ich mir. Erzählen Sie mir alles, alter Freund!«

Mr. Digby war es unterdessen gelungen, seine aufgeregten Nerven einigermaßen zu beruhigen. Er erhob sich und begann in kurzen Sätzen, aber mit klarer, fester Stimme:

»Mein Lord, es ist nutzlos, von mir zu sprechen. Ich werde bald sterben. Aber mein Kind, mein einziges Kind –« hier hielt er einen Augenblick inne, dann fuhr er hastig fort: »Ich habe Verwandte in einer entfernten Grafschaft. Wenn ich zu ihnen gelangen könnte – ich glaube, sie würden sich wenigstens meiner Tochter annehmen. Seit vielen Wochen war dies meine Hoffnung, mein Traum, mein Gebet. Ich kann das Reisegeld nicht erschwingen – es sei denn durch Ihre Hülfe. Ich habe mich nicht geschämt, für mich zu betteln – sollte ich mich schämen, es für mein Kind zu thun?«

»Digby,« sagte L'Estrange ernst und mit einer völligen Veränderung seines Benehmens, »sprechen Sie weder vom Sterben, noch vom Betteln. Sie waren dem Tode näher, als Ihnen bei Waterloo die Kugeln um den Kopf sausten. Wenn ein Soldat den andern trifft und zu ihm sagt: ›Freund, gib mir deine Börse,‹ so ist das kein Betteln,

sondern Kameradschaft. Schämen? Bei der Seele des Belisar! wenn ich Geld brauchte, würde ich mich mit meiner Waterloo-Medaille auf der Brust an einen Kreuzweg stellen und jedem geschniegelten Spießbürger, den ich vor dem Schwerte des Franzmannes bewahren half, zurufen: »Schmach über dich, wenn ich Hunger sterbe!« Nun stützen Sie sich auf mich, ich sehe, Sie sollten zu Hause sein – welchen Weg machen Sie?«

Der arme Soldat deutete nach der Oxfordstraße hin und nahm dann nach einigem Widerstreben den ihm dargebotenen Arm an.

»Und wenn Sie von Ihren Verwandten zurückkehren, so suchen Sie mich auf. Wie? Sie zögern? Kommen Sie, versprechen Sie es mir!«

»Ich verspreche es.«

»Auf Ihr Ehrenwort!«

»Auf Ehre – wenn ich lebe.«

»Gegenwärtig wohne ich bei meinem Vater in Knightsbridge; aber Sie werden meine Adresse stets bei Mr. Eger-ton, Grosvenor Square Nr. – erfahren können. Sie haben also eine lange Reise vor sich?«

»Ja, eine sehr lange.«

»Strengen Sie sich nicht zu sehr an – reisen Sie langsam. Sie thörichtes Kind, ich sehe, Sie sind eifersüchtig auf mich. Ihr Vater hat ja noch einen Arm für Sie übrig.«

In dieser Weise fuhr Lord L'Estrange, obgleich er nur kurze Antworten erhielt, zu sprechen fort und ließ dabei jener launenhaften Charaktereigenthümlichkeit freien Lauf, welche ihm in der Welt den Ruf der Herzlosigkeit

zugezogen hatte. Vielleicht ist der Leser mit der Ansicht der Welt nicht einverstanden. Aber wenn je die Welt dem Charakter eines Mannes Gerechtigkeit widerfahren läßt, der nicht für sie lebt, nicht für sie spricht und nicht mit ihr fühlt, so müssen schon Jahrhunderte dahingegangen sein, nachdem die Seele Harley L'Estrange's ihre Rechnung mit diesem Planeten abgeschlossen hat.

### FÜNFTES KAPITEL.

Lord L'Estrange trennte sich von seinem Gefährten am Eingang der Oxfordstraße. Der Vater und das Kind nahmen hier ein Kabriolet, und Mr. Digby befahl dem Kutscher, die Edgewarestraße hinunter zu fahren. Er weigerte sich hartnäckig, L'Estrange seine Adresse mitzutheilen, offenbar, weil sein Stolz es ihm nicht erlaubte, so daß L'Estrange über diesen Punkt nicht länger in ihn dringen mochte.

Harley erinnerte den Soldaten an sein Versprechen, ihn aufzusuchen, drückte ihm eine Briefftasche in die Hand und ging eilig auf Grosvenor Square zu.

Er erreichte Egerton's Thüre, als dieser eben aus seinem Wagen stieg und die beiden Freunde gingen zusammen in's Haus.

»Macht die Nation heute Abend ein Schläfchen?« fragte L'Estrange. »Die arme, alte Dame! Sie hört so viel von ihren Angelegenheiten, daß sie wohl Ursache hat, sich ihrer Constitution zu rühmen. Sie muß in der That von Eisen sein.«

»Das Haus ist noch beisammen,« erwiderte Audley ernsthaft und ohne auf den Witz seines Freundes einzugehen. »Da jedoch über keinen Regierungsantrag debattiert wird und die Abstimmung erst spät stattfindet, so entfernte ich mich, und wenn ich dich nicht hier getroffen hätte, so würde ich in den Park gegangen sein, um dich zu suchen.«

»Ja, ja; man weiß, wo ich um diese Stunde zu finden bin. Neun Uhr Abends – Cigarre-Hydepark. In ganz England gibt es wohl Niemand, der so regelmäßig in seinen Gewohnheiten wäre.«

Die Freunde hatten nun das Besuchzimmer erreicht, in dem sich das Parlamentsmitglied nur selten aufhielt, denn seine Privatgemächer befanden sich alle im Erdgeschoß.

»Es ist doch die tollste Grille von dir, Harley,« begann Mr. Egerton.

»Was denn?«

»Daß du dich anstellst als könntest du die Erdgeschosse nicht leiden.«

»Anstellen! O verdorbener Mensch von Erde! Anstellen! Nichts widerstrebt der menschlichen Seele mehr als ein Erdgeschoß. Wir sind ohnehin weit genug vom Himmel entfernt, mögen wir noch so viele Treppen emporsteigen; wir brauchen uns nicht auch noch freiwillig in den Staub zu bücken.«

»Nach dieser symbolischen Auffassung der Sache,« erwiderte Audley, »solltest du in einem Dachstübchen wohnen.«

»Das würde ich auch thun, wenn ich nicht neue Pantoffeln verabscheute. Aus den Haarbürsten machte ich mir weniger.«

»Was haben denn Pantoffeln und Haarbürsten mit einer Dachstube zu thun?«

»Versuch's! Schlage nur einmal dein Bett in einem Dachstübchen auf, und am andern Morgen hast du weder Pantoffeln noch Haarbürste mehr.«

»Was sollte ich denn damit angefangen haben?«

»Nach den Katzen geworfen!«

»Was du für sonderbares Zeug sprichst, Harley!«

»Sonderbar? Beim Apollo und seinen neun Jungfrauen! es gibt kein menschliches Wesen, das weniger Einbildungskraft besäße als ein hochgestelltes Parlamentsmitglied. Antworte mir, du feierlicher, sehr Ehrenwerther, hast du dich schon in die Höhen seiner erhabenen Betrachtung verstiegen! Hast du schon die Sterne mit dem entzückten Auge der Poesie betrachtet? Haft du schon von einer Liebe geträumt, die nur den Engeln bekannt ist; oder hast du schon in der Unendlichkeit nach den Geheimnissen des Lebens geforscht?«

»Nein, das habe ich nicht, mein armer Harley.«

»Dann wundert es mich auch nicht, mein armer Audley, daß du dir nicht denken kannst, wie Derjenige, welcher sein Bett in einem Dachstübchen aufschlägt, in seiner erhabenen Stimmung von einer schnöden Katzenmusik gestört, seine Pantoffeln nach den Musikanten wirft! Bring dir einen Stuhl auf den Balcon. Nero hat mir heut Abend meine Cigarre verdorben. Ich will jetzt rauchen.

Du rauchst nie – so kannst du die Bäume und Gebüsche des Squares betrachten.«

Audley zuckte leicht die Achseln, folgte aber dem Rath und Beispiel seines Freundes und brachte seinen Stuhl auf den Balcon. Nero kam auch, zog sich aber beim Anblick und Geruch der Cigarre wieder zurück und flüchtete sich unter den Tisch.

»Audley Egerton! Ich möchte die Regierung um eine Gunst ersuchen.«

»Es freut mich sehr, dies zu hören.«

»In meinem Regiment war ein Cornet, der besser gethan hätte, vom Kriegsdienst wegzubleiben. Wir waren, wenigstens die meisten von uns, Laffen und eitle Gecken.«

»Nichtsdestoweniger habt Ihr Alle tapfer gekämpft!«

»Laffen und Gecken fechten in der Regel tapfer; denn Eitelkeit und Muth gehen gewöhnlich Hand in Hand. Cäsar, der sich nur mit der äußersten Vorsicht in seinen spärlichen Locken kratzte und sogar sterbend noch an die Falten seiner Toga dachte – Walter Raleigh, der wegen seiner mit Edelsteinen besetzten Schuhe keine zwanzig Schritte weit gehen konnte – Alcibiades, der mit Tauben in seinem Busen und einem Apfel in der Hand auf der Agora lungerte – Murat, der sich mit Goldstickereien und Pelzwerk schmückte, und Demetrius, der Städtebezwinger, der sich herausputzte wie ein französischer Marquis – sie Alle waren recht wackere Bursche, wenn's in's Treffen ging. Ein schmutziger Held, wie Cromwell, ist eine Sonderbarkeit der Natur und ein Wunder in der

Geschichte. Aber um wieder auf meinen Cornet zurückzukommen. Wir waren reich und er war arm. Wenn ein thönerer Topf mit eisernen Kesseln stromabwärts getrieben wird, so geht er sicher in Stücke. Die Andern sagten, Digby sei filzig, aber ich sah, daß er schon über seine Kräfte that. Ich fürchte indes, Jedermann will lieber für geizig als für arm gelten. Kurz – ich verließ die Armee und sah ihn heute Abend zum ersten Mal wieder. Nie habe ich auf der Bühne einen armen, schäbigen Gentleman so furchtbar schäbig und dabei so pathetisch vornehm gesehen! Und dieser Mann hat für England gefochten! Es war kein Kinderspiel bei Waterloo, ich kann es dich versichern, Audley Egerton, und solchen Männern hast du's zu verdanken, daß du nicht jetzt im besten Fall ein *sans-préfet* bist, und dein Parlament nicht ein Provinziallandtag ist. Du mußt etwas für Digby thun. Was soll es sein? In der That, mein lieber Harley, dieser Mensch war doch kein intimer Freund von dir – oder?«

»Wenn er's gewesen wäre, so brauchte er keine Unterstützung von der Regierung – er würde sich alsdann nicht schämen, Geld von mir anzunehmen.«

»Das ist alles recht schön, Harley, aber wir haben so viele arme Offiziere und können so wenig zu ihrer Unterstützung thun. Es ist der schwierigste Auftrag von der Welt, den du mir da gibst. Ich bin überzeugt, es wird nichts zu machen sein. Er hat doch wohl seine Pension?«

»Ich glaube kaum; und wenn er eine hat, so werden seine Gläubiger wohl den größten Theil davon bekommen. Das geht uns übrigens nichts an. Der Mann und sein Kind sind am Verhungern.«

»Aber wenn es seine eigene Schuld ist, – wenn er unvorsichtig war?«

»Ah – gut, gut! Zum Teufel, wo ist denn Nero?«

»Es thut mir wirklich sehr leid, Harley, dir hierin nicht dienen zu können. Wenn es etwas Anderes wäre –«

»Ich möchte allerdings noch etwas Anderes. Mein Kammerdiener – ich mag ihn nicht fortjagen, er ist sonst ein guter Kerl, aber er betrinkt sich hin und wieder. Könntest du ihm eine Stelle im Stempelbureau verschaffen!«

»Mit Vergnügen.«

»Doch nein. Wenn ich's besser überlege, der Mensch kennt nun einmal meine Art und Weise – ich will ihn lieber behalten. Aber mein alter Weinhändler, ein höflicher Mann, der mir nie mit ungestümem Mahnen zusetzte, ist bankerott geworden. Ich habe große Verbindlichkeiten gegen ihn, und er ist der Vater einer sehr hübschen Tochter. Meinst du, daß es dir gelingen konnte, ihm eine kleine Stelle in den Colonien zu verschaffen oder ihn zu einem königlichen Kurier zu machen, oder sonst etwas der Art?«

»Wenn du es sehr wünschest, so wird es mir ohne Zweifel gelingen.«

»Mein lieber Audley, ich sondire blos. Die Wahrheit ist, daß ich etwas für mich selbst wünsche.«

»Nun, das freut mich in der That!« rief Mr. Egerton lebhaft.

»Der Gesandtschaftsposten in Florenz wird bald erledigt sein, wie ich aus Privatnachrichten weiß. Die Stelle würde mir zusagen. Eine angenehme Stadt – die besten Feigen in Italien – sehr wenig zu thun. Du könntest ja einmal bei Lord P. . . anklopfen.«

»Ich will dir zum Voraus seine Antwort sagen. Es würde ihm das größte Vergnügen machen, einen so begabten Mann und den Sohn eines Peers, wie Lord Lansmere, für den öffentlichen Dienst zu gewinnen!«

Harley L'Estrange sprang auf und schleuderte seine Cigarre einem stattlichen Polizeidiener, der eben nach dem Balcon heraufschaute, in's Gesicht.

»Schändlich! Abscheulich!« rief er. Also für einen kupfernasigen Lakaien kannst du eine Versorgung finden – für einen Weinhändler, der seiner Majestät Unterthanen mit Bleizucker und Schlehensaft vergiftete – für einen müßigen Sybariten, der sich über ein verwelktes Rosenblatt beklagen würde – aber in der ganzen weiten Gönnerschaft von England findest du nichts für einen unglücklichen Soldaten, dessen furchtlose Brust das Land vertheidigt hat?«

»Harley,« sagte der Minister mit seinem ruhigen, geistreichen Lächeln, »dies wäre wohl ein sehr hübscher Knalleffekt auf einem kleinen Theater; allein in nichts verlangt das Parlament strengere Sparsamkeit als in der militärischen Abtheilung des öffentlichen Dienstes, und für Niemand ist es schwerer, irgend ein Unterkommen zu

finden, als für einen Subalternoffizier, der nichts weiter als seine Pflicht gethan hat. Da dir übrigens die Sache so sehr am Herzen liegt, so will ich meinen ganzen Einfluß bei dem Kriegsministerium aufbieten und versuchen, ob ich ihm nicht eine Stelle als Kasernenverwalter verschaffen kann.«

»Das soll dein Glück sein; denn thust du's nicht, so schwöre ich dir, daß ich ein Radikaler werde und, von Hunt und Lobbett unterstützt in deiner eigenen Stadt als Wahlbewerber gegen dich auftreten will.«

»Es würde mich ungemein freuen, dich im Parlament zu sehen, selbst wenn du als Radikaler und auf meine Unkosten hineinkämeſt,« versetzte Audley mit großer Freundlichkeit. »Allein die Luft wird kühl, und du bist nicht an unser inneres Klima gewöhnt. Solltest du aber auch zu poetisch für Catarrh und Rheumatismus sein, so bin ich es wenigstens nicht. Komm herein!«

## SECHSTES KAPITEL.

Lord L'Estrange warf sich auf ein Sopha und stützte seine Wange gedankenvoll auf die Hand. Audley Egerton saß ihm zur Seite und blickte seinem Freunde mit einem ungewöhnlich weichen Ausdruck in dem festen Umriß seiner schönen Züge in's Antlitz. Die beiden Männer waren in ihrem Aeußern ebenso verschieden; wie in ihrem Charakter. An Egerton war alles starr und streng, an

L'Estrange alles leicht und ungezwungen. In jeder Stellung Harley's lag die unbewußte Grazie eines Kindes. Sogar in seiner Art, sich zu kleiden, zeigte er seinen Widerwillen gegen allen Zwang. Seine Kleider waren weit und lose, und das nachlässig geknüpftete Halstuch ließ seinen Hals zur Hälfte unbedeckt. Man sah ihm an, daß er viel in warmen und südlichen Ländern gelebt und die hergebrachten Formen verachten gelernt hatte; weder in seinem Anzuge, noch in seinen Reden ließ sich viel von der steifen Pünktlichkeit des Nordens erkennen. Obgleich er nur drei oder vier Jahre weniger als Audley zählte, sah er doch wenigstens um zwölf jünger als dieser aus. Ueberhaupt gehörte er zu jenen Menschen, für welche es kein Alter zu geben scheint. Stimme, Blick, Gestalt – alles hatte den Zauber der Jugend; und vielleicht war eben diese anmuthige Jugendlichkeit die Ursache – jedenfalls war sie für die Art von Zuneigung, die er einflößte, charakteristisch – daß weder seine Eltern, noch die wenigen Freunde, mit denen er vertraulichen Umgang pflog, im gewöhnlichen Verkehr ihn je mit seinem Titelnamen anredeten. Für sie war er nicht L'Estrange, sondern Harley, und bei diesem seinem Taufnamen will auch ich ihn fortan nennen. Er gehörte nicht zu jenen Männern, welche Schriftsteller oder Leser nur aus der Ferne zu betrachten wünschen – man erinnerte sich seiner nicht als ›Mylord‹ – er selbst gedachte ja so selten seines Ranges. Im Uebrigen behauptete ein schlauer Witzling von ihm, ›er sei so natürlich, daß Jedermann ihn geziert nenne‹. Vor dem Auge der Kritik war Harley L'Estrange nicht so schön

wie Audley Egerton; ein gewöhnlicher Beobachter würde ihn höchstens hübsch gefunden haben. Die Frauen jedoch behaupteten, er habe ein ›wirklich schönes Gesicht‹, und sie hatten sicherlich nicht Unrecht. Sein kastanienbraunes Haar fiel in langen, natürlichen Locken auf seine Schultern herab, und anstatt des englischen Backenbartes trug er den ausländischen Schnurrbart. Er hatte eine zarte Gesichtsfarbe, die jedoch mehr an den Teint eines Studenten als an den eines Mädchens erinnerte. Allein in dem klaren grauen Auge drückte sich eine wunderbare Lebensfrische aus. Ein geübter Physiolog, der nur einmal in dieses Auge geschaut hätte, würde darin eine seltene Kraft der Constitution, eine so reiche Natur erkannt haben, daß es trotz ihrer leichten Erregbarkeit doch nur der vollen Wirkung der Zeit oder dem schädlichen Zusammenwirken des Schmerzes und der Leidenschaft gelingen dürfte, sie zu erschöpfen. Selbst im gegenwärtigen Augenblick, obgleich gedankenvoll und traurig, war der Strahl dieses Auges so fest und concentrirt, wie das Feuer des Diamanten.

»Es war also nur ein Scherz von dir,« sagte Audley nach einer langen Pause, »als du von dem Gesandtschaftsposten in Florenz sprachst. Willst du noch immer nicht in's öffentliche Leben eintreten?«

»Nein.«

»Ich hatte etwas Besseres gehofft, als ich dir die Zusage abgewann, eine Saison in London zuzubringen. Dem Wortlaute nach hast du dein Versprechen gehalten, allein, um es dem Sinne nach zu brechen. Ich konnte in

der That nicht ahnen, daß du alle Gesellschaften fliehen und hier ebenso sehr als Einsiedler leben werdest, wie unter den Weingeländen am Comersee.«

»Ich bin auf der Fremdegallerie gesessen und habe Eure großen Redner gehört; ich bin im Parterre der Oper gewesen und habe Eure schönen Damen gesehen; ich bin durch Eure Straßen gewandert und in Euren Parks herumgeschlendert – aber ich muß gestehen, daß ich mich nicht in eine verblühte Wittwe verlieben kann, wenn sie auch ihre Runzeln mit Schminke bedeckt.«

»Von welcher Wittwe sprichst du?« fragte der prosaische Audley.

»Sie hat gar viele Titel. Die Einen nennen sie die vornehme Welt, die Andern Politik: sie ist alles zugleich, abgefeimt und künstlich. Ich meine das Londoner Leben. Nein, wie gesagt, ich kann mich in die schmachttende alte Wittwe nicht verlieben!«

»Ich wollte, du könntest dich in irgend etwas verlieben!«

»Ich wünsche es auch von ganzem Herzen.«

»Du bist zu blasirt.«

»Im Gegentheil, ich bin zu frisch. Schau einmal zum Fenster hinaus – was siehst du?«

»Nichts.«

»Nichts?«

»Nichts als Häuser und staubige Fliederbüsche, meinen Kutscher, der auf seinem Bock schlummert, und zwei Frauen, die in Holzschuhen über die Gasse schreiten.«

»Von dem Sopha aus, auf dem ich liege, bemerke ich von alledem nichts. Ich sehe nur die Sterne, und mein Gefühl für sie ist noch das nämliche, als zu der Zeit, da ich noch ein Schulknabe in Eton war. *Du* bist blasirt, nicht ich. Doch genug davon. Du vergissest doch nicht meinen Auftrag in Betreff des Flüchtlings, der in die Familie deines Bruders geheirathet hat!«

»Nein; aber da gilt es eine noch schwierigere Aufgabe, als die Versorgung deines Cornets.«

»Ich weiß, daß sie schwierig ist, denn die Gegenpartei ist wachsam und hat einen starken Einfluß. Aber andererseits ist der Feind ein so fluchwürdiger Verräther, daß man sicher auf den Beistand der Schicksalsgöttinnen und Laren rechnen darf.«

»Nichtsdestoweniger,« versetzte der praktische Audley, sich über ein auf dem Tische liegendes Buch niederbeugend, »würde ich es für das Beste halten, einen Vergleich mit dem Gegner zu versuchen.«

»Wenn ich Andere nach mir selbst beurtheilen darf,« erwiderte Harley mit Feuer, »so wäre es weniger bitter, das Unrecht zu ertragen, als durch List eine Entschädigung dafür zu suchen. Und ein solches Unrecht! Mit einem offenen Feinde verbietet es die Ehre nicht, einen Vergleich abzuschließen; aber mit einem verrätherischen Freunde – das hieße den Meineid verzeihen!«

»Du bist zu rachsüchtig,« sagte Egerton; »es kann Entschuldigungsgründe für den Freund geben, die sogar –«

»Still, Audley, still! Sonst muß ich glauben, die Welt habe in Wahrheit auch dich verdorben. Entschuldigungsgründe für den Elenden, der seinen Freund betrogen und verrathen hat? Nein, er ist der Auswurf der Menschheit und die Furien umgeben ihn, selbst wenn er in einem Tempel schläft.«

Der Weltmann erhob langsam seinen Blick zu dem lebhaften Antlitz seines Freundes, der noch natürlich genug war, um in Leidenschaft zu gerathen. Dann kehrte er wieder zu seinem Buche zurück und sagte nach einer Pause:

»Es wäre Zeit, daß du heirathetest, Harley.«

»Nein,« erwiderte L'Estrange, über diese plötzliche Wendung des Gespräches lächelnd; »noch nicht. Denn, was ich vorzüglich gegen eine solche Veränderung in meinem Leben einzuwenden habe, ist der Umstand, daß die heutigen Damen zu alt für mich sind oder daß ich für sie zu jung bin. Einige darunter sind allerdings so kindisch, daß man sich schämen müßte, ihr Spielzeug zu sein; allein die meisten sind so schlau, daß man wohl thun wird, vor ihnen auf der Hut zu sein. Wenn die Ersteren sich herablassen, einen Mann zu lieben, so sehen sie in demselben nur die größte Puppe, mit der sie bis jetzt gespielt haben, und lieben ihn auch nur wegen Eigenschaften, die jede gute Puppe hat – wegen der hübschen blauen Augen und dem schönen Anzug. Letztere aber, wenn sie klüglich einen Antrag annehmen, so handeln sie dabei ganz nach algebraischen Grundsätzen. Der Freier ist nur das X oder Y, welches ein gewisses Aggregat von Ehestandsgütern repräsentirt – Stammbaum, Titel,

Renten, Diamanten, Nadelgeld, Opernloge. Mit Hülfe der Mama wird der künftige Gemahl taxirt, und eines Morgens erwacht er, um sich zu überzeugen, daß *plus* Weib *minus* Liebe gleich ist – dem Teufel!«

»Unsinn!« sagte Audley mit seinem ruhigen, ernstesten Lachen. »Ich gebe zu, daß Männer in deiner Stellung oft in die unglückliche Lage kommen, um dessen willen, was sie haben, und nicht wegen dessen, was sie sind, geheirathet zu werden. Aber du besitzest Scharfsinn genug, um dich in dem Charakter der Dame, welcher du den Hof machst, nicht zu täuschen.«

»Der Dame, welcher ich den Hof mache – nein; aber sehr leicht könnte ich mich im Charakter derjenigen täuschen, die ich zur Frau wähle. Das Weib ist ein veränderlich Ding, wie wir schon in der Schule aus unserem Virgil gelernt haben. Aber die größte Veränderung geht mit ihr vor, wenn sich die Fee, um die man geworben, in einen Kobold, den man geehelicht hat, verwandelt. Nicht als ob sie eine Heuchlerin gewesen wäre – es ist ein natürlicher Uebergang von einem Zustand in den andern. Du heirathest ein Mädchen wegen ihrer Talente. Sie malt allerliebste oder spielt, wie die heilige Cäcilia. Stecke einen Ring an ihren Finger, und sie nimmt kein Bleistift mehr in die Hand, als etwa, um deine Carricatur auf ein Briefcouvert zu zeichnen, und macht, sobald die Flitterwochen vorüber sind, das Klavier nicht mehr auf. Du nimmst sie wegen ihres sanften Charakters; aber schon im nächsten

Jahr sind ihre Nerven so erschüttert, daß du keinen Widerspruch wagen darfst, ohne einen wahren Sturm hysterischer Paroxysmen herbeizuführen. Du heirathest sie, weil sie erklärt, sie hasse die Bälle und liebe die Ruhe; aber ich wette zehn gegen eins, daß sie nach der Hochzeit eine Patronin von Almack's wird, und ihre Cirkel kein Ende nehmen.«

»Und doch heirathen die meisten Männer und überleben diese Operation.«

»Wenn es sich darum handelte, überhaupt nur zu leben, so hätte deine Bemerkung allerdings etwas sehr Tröstliches und Ermuthigendes. Aber im Frieden zu leben, mit Würde und Freiheit zu leben, in Harmonie mit seinen Gedanken, Gewohnheiten und Bestrebungen zu leben – und dies in unaufhörlichem Umgange mit einem Wesen, dem wir die Macht eingeräumt haben, unsern Frieden zu stören, unsere Würde zu verletzen, unsere Freiheit zu verkümmern, uns jeden Gedanken, jede Gewohnheit zu vergällen und uns zu den niedrigsten Kleinigkeiten der Erde herabzuziehen, während wir das arme Geschöpf einladen, sich mit uns in höhere Sphären aufzuschwingen – wenn wir daran denken, dürfen wir wohl sagen: ›Sein oder Nichtsein, das ist die Frage!«

»An deiner Stelle, Harley, würde ich es machen, wie von dem Verfasser von *Sandford* und *Merton* erzählt wird – ich würde mir ein Kind auswählen und dasselbe ganz nach meinem Herzen erziehen.«

»Du hast es getroffen,« erwiderte Harley ernst. »Dieser Gedanke ist mir schon längst, wiewohl, ich gestehe es,

nur sehr unklar vorgeschwebt. Allein ich fürchte, daß ich ein alter Mann sein werde, ehe ich nur ein solches Kind gefunden habe. Ah!« fuhr er mit großer Wärme fort, während der Ausdruck seiner wechselvollen Züge sich auf's Neue veränderte – »ah! wenn ich in der That entdecken könnte, was ich suche: ein Wesen, das mit dem Herzen eines Kindes den Geist eines Weibes verbände; das Sinn hätte für die Abwechslung, für den Zauber in der Natur und für ihre nie fieberhafte, sondern stets wohlthätige Aufregung, die Andere vergeblich in der unächten Sentimentalität eines durch künstliche Formen falsch gewordenen Lebens zu finden glauben; ein Wesen, das gleichsam durch höhere Eingebung die reiche Poesie zu fassen vermöchte, in welche die Schöpfung gekleidet ist – eine Poesie, die dem Kinde klar wird, wenn es über eine Blume in Entzücken geräth oder mit Bewunderung zu den Sternen aufblickt! Wenn ein solch' herrliches Wesen mir zu Theil würde – ja, dann –« er hielt inne, seufzte tief und fuhr dann, sein Gesicht mit der Hand bedeckend, in gebrochenen Lauten fort:

»Einmal – nur einmal tauchte eine solche Verkörperung des Schönen in menschlicher Gestalt vor mir auf – es erschien mir in dem ›goldenen Nebel der Morgenröthe‹. Und sein Verschwinden hat mein Leben bettelarm gemacht. Du allein weißt – nur du – wie – w –«

Er senkte das Haupt, und Thränen quollen zwischen den krampfhaft verschlungenen Fingern hervor. – »So lange schon!« sagte Audley, die Bewegung seines Freundes theilend. »Wie viele Jahre sind indessen verflossen

und noch immer hältst du fest an einer knabenhaften Erinnerung!«

»Wohlan denn; fort damit!« rief Harley aufspringend und mit seltsamer Fröhlichkeit in Lachen ausbrechend. »Dein Wagen wartet. Fahre mich nach Hause, ehe du in's Parlament zurückkehrst.«

Dann legte er seine Hand leicht auf des Freundes Schulter und sagte: »Steht es dir zu, Audley Egerton, höhrend von knabenhaften Erinnerungen zu sprechen? Sind nicht sie das Band, das uns Beide verbindet? Was sonst vermöchte mein Herz zu erwärmen, wenn ich mit dir zusammentreffe? und deine Gedanken von den Blaubüchern und Biertaxen abzuziehen, um sie an einen unstäten Menschen, wie ich bin, zu verschwenden? Gieb mir deine Hand, o Freund meiner Knabenjahre! Gedenke unserer Flußfahrten und unserer Ballspiele – gedenke unserer flüsternden Gespräche auf der Moosbank, als wir Schlösser in die Sommerluft bauten, herrlicher als das Windsorschloß. Glaube mir, diese knabenhaften Erinnerungen sind starke Bande. Noch entsinne ich mich, als ob es gestern gewesen wäre, meiner Uebersetzung jener lieblichen Stelle des Persius – wie fängt sie nur an –

›Quum primum pavidus custos mihi purpura cessit

–<

jene Stelle über die Freundschaft, welche so lebendig dem ernstesten Herzen des Satyrikers entquillt. Und als der alte N. meine Verse belobte, suchte mein Auge das deine. Wahrlich, noch jetzt sage ich, wie damals –

›Nescio quod, certe est quod me tibi temperet astrum.«

(Dir nach stimmte ein Stern mein Herz – doch welcher? nicht weiß ich's.)

Audley wandte sich ab, indem er den Händedruck seines Freundes erwiderte, und blieb, während Harley leicht und elastisch die Treppe hinabsprang, ein wenig zurück, keine Spur in seinem Gesichte verrieth mehr den Weltmann, als er im Wagen neben Harley Platz nahm.

Zwei Stunden später verstummte der Ruf ›Schluß! Schluß! Abstimmung!‹ und machte einem widerstreitenden Schweigen Platz, als Audley Egerton sich erhob, die Debatte zu schließen. Da stand der Mann der Männer, um spät am Abend vor ungeduldigen Bänken zu sprechen: ein Mann, dem man zuhören *mußte*, den kein losgelassenes Tollhaus niederzubrüllen vermocht hätte; da stand er – eine Gestalt, so fest ihren Grund behauptend, wie ein Kirchthurm, seine Stimme so klar und kräftig, wie Glockengeläute. Und während Audley Egerton in solcher Weise für die langweiligste aller langweiligen Fragen Aufmerksamkeit erzwang – wo war Harley L'Estrange? Einsam stand er an dem Flusse zu Richmond und murmelte leise phantastische Gedanken vor sich hin, während er in die vom Monde erhellte Fluth hinabschaute.

Nachdem Audley ihn verlassen, hatte er sich zu seinen Eltern begeben und dieselben mit seiner sorglosen Fröhlichkeit erheitert, bis die altmodischen Leutchen sich zur Ruhe legten; dann – während sie ihn vielleicht auf's Neue

den Helden der Ballsäle und den Polarstern der Clubs währten, fuhr er langsam durch die laue Sommernacht dahin unter den Wohlgerüchen zahlreicher Gärten und an schimmernden Baumgruppen vorüber, ohne einen andern Zweck, als den lieblichsten Punkt von Englands lieblichem Flusse in der Stunde zu erreichen, in welcher der Mond am hellsten strahlte und die Nachtigall am süßesten flötete. Und so excentrisch launenhaft war dieser Mann, daß er sich, indem er dort herumschlenderte, ohne daß Jemand in der Nähe gewesen wäre, um ›Wie geziert!‹ oder ›Wie romantisch!‹ zu rufen, der ihn umgebenden Scene weit mehr erfreute, als wenn er in dem heißesten Londoner Salon die höflichsten ›Wie geht es Ihnen?‹ gewechselt oder beim Whist als Lord R—'s Partner seine Hunderte auf den Trick gesetzt hätte.

## SIEBENTES KAPITEL.

Leonard hatte ungefähr sechs Wochen bei seinem Onkel zugebracht und diese Zeit wohl angewendet. Er war von Mr. Richard auf sein Comptoir genommen und in die Geschäfte, sowie auch in die Geheimnisse der doppelten Buchführung eingeweiht worden, und zum Dank für die Bereitwilligkeit und den Eifer des jungen Mannes für Dinge, die, wie der scharfblickende Kaufmann wohl einsah, nicht nach dessen Geschmack sein konnten, berief Richard den besten Lehrer der Stadt, um seinem Nefen in den Abendstunden Unterricht zu ertheilen. Dieser Gentleman, der erste Hülflehrer an einer großen Schule, konnte von acht Uhr an über seine Zeit verfügen und

brachte gerne in das langweilige Einerlei des zwangsmäßigen Unterrichts einige Abwechslung durch die Lektionen, die er einem Schüler ertheilte, der so trefflich auffaßte und so große Freude am Lernen – sogar der lateinischen Grammatik – bezeigte. Leonard machte schnelle Fortschritte und lernte in diesen sechs Wochen mehr als mancher sonst gelehrige Knabe in zweimal so viel Monaten. Diese Zeit, welche Leonard den Studien widmete, brachte Richard meistens außer dem Hause zu, entweder mit Besuchen bei seinen vornehmen Bekannten in den Abteigärten oder in dem, jenen Aristokraten gewidmeten Lesezimmer. Wenn er zu Hause blieb, so geschah es in Gesellschaft seines ersten Buchhalters und in der Absicht, seine Bücher zu vergleichen oder die Namen zweifelhafter Wähler durchzugehen.

Natürlich war es Leonard's Wunsch gewesen, seine alten Freunde von seinen veränderten Aussichten in Kenntniß zu setzen, damit diese ihrerseits seine Mutter mit der guten Botschaft erfreuen mochten. Allein er hatte sich noch nicht zwei Tage im Hause befunden, als ihm Richard auf das Strengste jede Correspondenz untersagte.

»Du siehst wohl ein,« bemerkte, er, »daß es sich vorläufig um einen Versuch handelt – wir müssen sehen, wie wir uns gegenseitig zusagen. Vorausgesetzt, wir gefielen uns nicht, so hättest du bei deiner Mutter Hoffnungen erweckt, welche bitter enttäuscht würden; im andern Falle aber ist es Zeit genug, zu schreiben, wenn wir einen bestimmten Entschluß gefaßt haben.«

»Aber meine Mutter wird sich so sehr ängstigen –«

»Mache dir darüber keine Sorgen. Ich werde regelmäßig an Mr. Dale schreiben, und er soll ihr mittheilen, daß du gesund bist, und es dir gut geht. Kein Wort mehr darüber, junger Mann – wenn ich etwas sage, so bleibt es dabei.«

Als er bemerkte, daß Leonard bestürzt und niedergeschlagen aussah, setzte er mit gutmüthigem Lächeln hinzu: »Ich habe für alles dies meine guten Gründe, die du später erfahren sollst. Und ich will dir noch etwas sagen. Wenn du meinem Wunsche nachkommst, so ist es meine Absicht, deiner Mutter etwas Schönes auszuwerfen; wo nicht, so soll sie keinen Pfennig von mir erhalten.«

Mit diesen Worten drehte sich Richard auf dem Absatze herum, und wenige Augenblicke später hörte man ihn mit lauter Stimme einen seiner Leute schelten.

Ungefähr in der vierten Woche nach Leonard's Eintritt in das Haus seines Onkels zeigte sich in dem Benehmen des Letztern eine gewisse Veränderung. Er war nicht mehr so herzlich gegen seinen Neffen und bewies weniger Theilnahme an dessen Fortschritten. Etwa um dieselbe Zeit ertappte ihn auch sein Londoner Kellermeister häufig vor dem Spiegel. Mr. Richard hatte immer auf einen guten Anzug gehalten; aber jetzt nahm er es in diesem Punkte noch viel genauer. Wenn er des Abends in Gesellschaft ging, so konnte er drei weiße Halsbinden zerknittern, ehe er den Knoten zu seiner Zufriedenheit geschlungen hatte. Auch kaufte er ein Adelshandbuch, in welchem man ihn in freien Viertelstunden mit großem Interesse studiren sah. Alle diese Symptome gingen von

einer und derselben Ursache aus, und diese Ursache war  
– eine Frau.

### ACHTES KAPITEL.

Als die ersten Personen von Screwstown galten un-  
streitig die Pompleys. Oberst Pompley war hochmüthig;  
aber Mrs. Pompley war noch hochmüthiger. Der Oberst  
war majestätisch Kraft seines militärischen Ranges und  
seiner in Indien geleisteten Dienste; Mrs. Pompley war  
majestätisch Kraft ihrer Familienverbindungen. In der  
That würde der Oberst von der Last der Würde er-  
drückt worden sein, welche seine Gemahlin ihm zubrach-  
te, wenn er nicht seine eigene Stellung gleichfalls durch  
›Familienverbindungen‹ zu unterstützen im Stande gewe-  
sen wäre. Nie hätte er sich unterfangen dürfen, seinen  
Kopf aufrecht zu tragen oder eine unabhängige Ansicht in  
aristokratischen Dingen auszusprechen, wäre ihm nicht  
der wohlklingende Name seiner Verwandten, ›der Dig-  
bies‹, zu Hülfe gekommen. Wenn der Oberst seine Ver-  
wandten, ›die Digbies‹, nicht allzu bestimmt bezeichnete,  
obschon er gelegentlich zu verstehen gab, daß es die Dig-  
bies in Debrett's Adelshandbuch seien, so folgte er ver-  
muthlich dem Grundsätze, daß Dunkelheit die natürliche  
Größe der Gegenstände erhöht und ein Element des Er-  
habenen ist. Nahm es sich aber irgend ein unbescheide-  
ner *Plebejer* (ein Lieblingsausdruck der beiden Pompleys)  
heraus, geradezu zu fragen, ob er ›Mylord Digby‹ meine,  
so pflegte Oberst Pompley mit stolzer Miene zu erwidern:  
»Den ältern Zweig, mein Herr.« Niemand in Screwstown

hatte je diese Digbys gesehen; sie lagen in der Ferne – im Dunkeln und Verborgenen – selbst für Oberst Pompley's eigene Gattin. Hin und wieder, wenn der Oberst auf den schnellen Lauf der Jahre und den Unbestand menschlicher Neigungen zu sprechen kam, pflegte er zu sagen: »Als der junge Digby und ich in unserer Knabenzeit beisammen waren –« und dann setzte er wohl mit einem Seufzer hinzu: »Aber wir werden uns in diesem Leben nicht wieder sehen. Durch den Einfluß seiner Familie erhielt er einen bedeutenden Posten in einem sehr entlegenen Theile der britischen Besitzungen.« Mrs. Pompley fühlte sich stets ein wenig eingeschüchtert durch die Digbys. Ungläubig konnte sie freilich hinsichtlich dieser Verwandtschaft nicht sein, da des Obersten Mutter ganz gewiß eine Digby war, und Letzterer das Digbywappen mit dem seinigen verbunden führte. *En revanche*, wie der Franzose sagt, für diese eheherrlichen Connexionen hatte Mrs. Pompley ihre eigene Lieblingsverwandtschaft, die sie aus allen übrigen erwählte, wenn es ihr besonders darum zu thun war, Effect zu machen; aber auch bei ganz gewöhnlichen Anlässen schwebte der Name der ›Ehrenwerthen Mrs. M'Catchley‹ auf ihren Lippen. Bewunderte man den Schnitt ihres Kleides oder ihrer Hände, so hatte ihre Cousine, Mrs. M'Catchley, das Muster unlängst von Paris gesandt. Handelte es sich um eine Ministercrisis, so war Mrs. M'Catchley in das Geheimniß eingeweiht, hatte aber Mrs. Pompley gebeten, nichts zu verrathen. Gab es starkes Eis, so hatte ›meine Cousine, Mrs. M'Catchley, geschrieben, man glaube, die Eisberge des Polarmeeres

zogen sich nach unserer Seite her. < Schien die Sonne mit ungewöhnlicher Glut, so hatte Mrs. M'Catchley ihr mitgetheilt, ›Sir Henry Halford sei entschieden der Ansicht, daß die Cholera daran Schuld sei.< Die guten Leute wußten alles, was in London, am Hofe, in dieser Welt – ja, fast auch, was in der andern vorging durch die Vermittlung der Ehrenwerthen Mrs. M'Catchley. Mrs. M'Catchley war überdies noch die eleganteste Dame, das witzigste, liebenswürdigste Wesen. König Georg der Vierte hatte sich erkühnt, Mrs. M'Catchley zu bewundern; allein Mrs. M'Catchley, obschon sie nicht spröde war, hatte ihm gezeigt, daß sie gestählt sei, selbst gegen die Verführungen eines Thrones. So lange hatte der Ruhm Mrs. M'Catchley's in den Ohren von Mrs. Pompley's Freunden geklungen, daß diese zuletzt Mrs. M'Catchley insgeheim für eine Mythe, ein Geschöpf der Elemente, eine poetische Erfindung von Mrs. Pompley's Einbildungskraft hielten. Nur Richard Avenel, der sonst gewiß nicht zu den Leichtgläubigen gehörte, zweifelte nicht im mindesten an Mrs. M'Catchley's leibhaftiger Existenz. Er hatte erfahren, daß sie eine Wittwe sei, welche sowohl Kraft ihres Geburtsrechts, als ihrer Heirath den Titel ›Ehrenwerth< führte, von einem schönen Leibgedinge lebte, und fast jeden Tag Heirathsanträge abwies. Ich weiß nicht, wie es kam, aber so oft Richard Avenel an eine Gattin dachte, drängte sich ihm unwillkürlich der Name der Ehrenwerthen Mrs. M'Catchley auf. Vielleicht bewahrte diese romantische Anhänglichkeit an die schöne Unsichtbare sein Herz unversehrt trotz aller Verlockungen von

Screwstown. Nun plötzlich bewies Mrs. M'Catchley zum großen Erstaunen der Abteigärten ihre Identität, indem sie in einem schönen Reisewagen, von einem Kammermädchen und Bedienten begleitet, vor Oberst Pompley's Hause anfuhr. Sie war gekommen, ihre Cousine auf einige Wochen zu besuchen, und es wurde ihr zu Ehren eine Theegesellschaft gegeben. Auch Mr. Avenel und sein Neffe hatten eine Einladung erhalten. Oberst Pompley, der selbst inmitten der größten Aufregung den Kopf klar behielt, und eben zu jener Zeit ein an seinen Garten stoßendes städtisches Grundstück zu pachten wünschte, sah Richard Avenel kaum eintreten, als er ihn auch schon am Rockknopf ergriff und in eine ruhige Ecke zog, um sich seine Verwendung bei dem Stadtrath zu sichern. Mittlerweile wurde Leonard von dem Strome fortgerissen, bis ein Sophatisch, an welchem Mrs. M'Catchley neben der Herrin des Hauses saß, seinem weiteren Vorrücken Einhalt gebot. Denn die Wirthin hatte bei dieser wichtigen Gelegenheit den ihr geziemenden Posten am Eingange aufgegeben und – sei es, um Mrs. M'Catchley ihre Verehrung zu beweisen oder um derselben ihre vornehme Verachtung der Screwstowner Gesellschaft zu zeigen – paradirte beständig an ihrer Seite, während sie nur die *élite* der Stadt der Ehre würdigte, dem erlauchten Gaste vorgestellt zu werden.

Mrs. M'Catchley war eine sehr schöne Frau – eine Frau, auf welche Mrs. Pompley mit Recht stolz sein konnte.

Zwar waren ihre Backenknochen etwas vorstehend, allein dies bewies nur die Reinheit ihrer Caledonischen Abstammung; im Uebrigen hatte sie eine blendend weiße Haut, erhöht durch einen *soupçon* von Roth, gute Augen und Zähne, einen schönen Wuchs, und alle Damen von Screwstown erklärten ihre Toilette für tadellos. Sie mochte jenes Alter erreicht haben, bei welchem man beabsichtigt, die nächsten zehn Jahre stehen zu bleiben; aber selbst ein Franzose würde sie nicht für *passée* erklärt haben – das heißt, für eine Wittwe. Bei einem Fräulein wäre es freilich etwas Anderes gewesen.

Mit einer Lorgnette umherschauend, von welcher Mrs. Pompley zu behaupten pflegte, daß sie dieselbe »wie ein Engel zu gebrauchen wisse«, hatte Mrs. M'Catchley plötzlich Leonard Fairfield bemerkt, dessen ruhige, einfache, gedankenvolle Miene und Haltung einen so scharfen Contrast zu den steifen *beaux* bildete, welche ihr vorgestellt worden waren, daß sie sich trotz aller Erfahrung, die man von einer so gewandten Weltfrau erwarten konnte, so weit täuschen ließ, um Mrs. Pompley zuzuflüstern:

»Jener junge Mann hat in der That ein *air distingué* – wer ist er?«

»O,« versetzte Mrs. Pompley mit ungekünstelter Ueerraschung, »das ist der Neffe des reichen Plebejers, von dem ich Ihnen diesen Morgen erzählte.«

»Ah, und Sie sagen, er sei Mr. Arundel's Erbe?«

»Avenel, nicht Arundel, meine süße Freundin!«

»Avenel ist kein übler Name,« bemerkte Mrs. M'Catchley.

»Aber ist der Onkel wirklich so reich?«

»Erst heute hat der Oberst versucht, zu errathen, wie groß sein Vermögen wohl sein könnte; allein er sagt, es sei unmöglich, ihn zu schätzen.«

»Und der junge Mann ist sein Erbe?«

»Man vermuthet es. Er bereitet sich für die Universität vor, wie ich höre, und soll sehr talentvoll sein.«

»Stellen Sie mir ihn vor, meine Theure! Ich hege eine Vorliebe für talentvolle Leute,« sagte Mrs. M'Catchley und fiel schmachttend in die Sophaecke zurück.

Als es etwa zehn Minuten später Richard Avenel gelungen war, von dem Obristen loszukommen, und er, durch das Geflüster der bewundernden Menge aufmerksam gemacht, seine Blicke nach dem Sophatische richtete, erblickte er seinen Neffen in lebhafter Unterhaltung mit dem lang ersehnten Abgott seiner Träume. Ein heftiger Stich der Eifersucht durchbohrte sein Herz. Nie hatte sein Neffe so schon und geistvoll ausgesehen. In der That war es auch das erste Mal, daß eine Welt dame, die ihre wenigen Kenntnisse wohl zu benützen verstand, dem armen Leonard Gelegenheit gegeben hatte, seinen Geist zu entfalten. Und da die Eifersucht wie ein Blasebalg auf glimmendes Feuer wirkt, so brach bei dem ersten Anblick des Lächelns, dessen die schöne Wittwe unsern Leonard würdigte, Mr. Avenel's Herz in helle Flammen aus.

Er näherte sich mit weniger zuversichtlichen Schritten, als gewöhnlich, horchte auf Leonard's Gespräch und wunderte sich höchlich über die Keckheit des Knaben. Mrs. M'Catchley hatte von Schottland und den Waverleyromanen gesprochen, von denen Leonard nichts wußte.

Allein er kannte Burns, und über Burns ließ er sich in ungekünstelter Beredtsamkeit aus. Burns, der Dichter und Landmann – Leonard hatte wohl Ursache, über *ihn* beredt zu werden! Mrs. M'Catchley fand großes Wohlgefallen an seiner Frische und Natürlichkeit, so ungleich allein, was sie bisher gesehen und gehört hatte, und so riß sie ihn immer weiter fort, bis Leonard in's Citiren kam; Richard vernahm eben, und zwar mit weit weniger Achtung für den Sinn der Worte, als man hatte erwarten sollen, daß

»Der Rang ist nur des Goldstücks Stempel,  
Der erste Mensch selbst ist das Gold dazu.«

»Das gestehe ich!« rief Mr. Avenel. »Ein hübsches Stückchen Höflichkeit, einen solchen Vers einer Dame zu declamiren, wie die Ehrenhafte Mrs. M'Catchley! Sie müssen ihn entschuldigen, Ma'am!«

»Mein Herr!« sagte Mrs. M'Catchley überrascht und ihre Lorgnette vor das Auge haltend. Leonard erhob sich etwas verwirrt und bot Richard seinen Stuhl an, auf welchem dieser sich ohne Umstände niederließ. Die Dame brauchte keine förmliche Vorstellung abzuwarten, um zu errathen, daß sie den reichen Onkel vor sich sehe.

»Welch' ein süßer Dichter – Burns!« sagte sie, ihr Glas sinken lassend. »Und wie erfrischend ist es, so viel jugendlichen Enthusiasmus zu finden!« setzte sie hinzu, mit ihrem Fächer auf Leonard deutend, der sich rasch in dem Gedränge verlor.

»Allerdings, er ist sehr jugendlich, mein Neffe – noch ziemlich grün!«

»Sagen Sie nicht grün,« versetzte Mrs. M'Catchley, und eine Scharlachröthe überflog Richard's Gesicht, denn er fürchtete, sich durch einen gemeinen, anstößigen Ausdruck eine Blöße gegeben zu haben. Die Dame fuhr fort:

»Sagen Sie lieber unsophistisch.«

»Ein verdammt langes Wort!« dachte Richard; doch schwieg er klüglich und antwortete nur mit einer Verbeugung.

»Die jungen Männer heutzutage geben sich ein so altes Ansehen,« fuhr Mrs. M'Catchley fort und drückte sich wieder in ihre Sophaecke. »Sie tanzen nicht, sie lesen nicht, sie sprechen wenig, und Viele tragen Wickel, noch ehe sie zweiundzwanzig Jahr alt sind.«

Mechanisch fuhr Richard mit der Hand durch seine dichten Locken. Aber er blieb noch immer stumm und stellte reumüthige Betrachtungen über das Beiwort *grün* an. Welch schreckliche, geheime Bedeutung mochte es wohl für ein gebildetes Ohr haben. Warum sollte er nicht ›grün‹ sagen?

»Ein sehr hübscher junger Mann, Ihr Neffe, Sir!« fing Mrs. M'Catchley wieder an.

Richard grunzte.

»Und scheint voll Talent zu sein. Noch nicht auf der Universität? Wird er nach Oxford oder Cambridge gehen?«

»Ich bin noch gar nicht entschlossen, ob ich ihn überhaupt auf eine Hochschule senden will.«

»Wie? Einen jungen Mann von seinen Aussichten?« rief Mrs. M'Catchley schlaun.

»Aussichten!« wiederholte Richard aufbrausend. »Hat er mit Ihnen von seinen Aussichten gesprochen?«

»Nein, gewiß nicht, Sir. Aber der Neffe des reichen Mr. Avenel! Ja, ja, man spricht viel von den reichen Leuten, wie Sie wohl wissen. Es ist die Strafe des Reichthums.«

Richard fühlte sich sehr geschmeichelt. Der Kamm schwoll ihm.

»Und man sagt,« fuhr Mrs. M'Catchley fort, ihre Worte langsam fallen lassend, während sie ihren Blondenshawl zurecht zog, »Mr. Avenel sei entschlossen, nicht zu heirathen.«

»Zum Teufel, was wissen die Leute,« platzte Richard ärgerlich heraus; biß sich dann aber über diesen *lapsus linguae* beschämt auf die Lippen und starrte mit vor Ent-rüstung funkelnden Augen auf die Gesellschaft.

Mrs. M'Catchley beobachtete ihn über ihren Fächer hinweg. Plötzlich drehte Richard sich um, worauf sie ihre Augen bescheiden niederschlug und ihr Gesicht hinter ihrem Fächer verbarg.

»Sie ist eine wahre Schönheit,« murmelte Richard.

Der Fächer setzte sich in schwingende Bewegung.

Fünf Minuten später schienen die Wittve und der Junggeselle in so gutem Vernehmen mit einander, daß Mrs. Pompley, welche genöthigt gewesen, ihre Freundin zu verlassen, um die Frau Dechantin zu begrüßen, kaum ihren Augen traute, als sie zu dem Sopha zurückkehrte.

Von diesem Abend an ward in Richard Avenel's Benehmen jene Veränderung bemerkbar, die wir früher erwähnten. Und von jenem Abend an unterließ er es, Leonard mit zu den Gesellschaften in den Abteigärten zu nehmen.

### NEUNTES KAPITEL.

Einige Tage nach dieser denkwürdigen Soirée saß Oberst Pompley, in seine Haushaltungsrechnungen vertieft, allein in seinem Studirzimmer, von welchem eine Thüre bequem in einen altmodischen Garten führte. Oberst Pompley überließ nämlich seiner Frau diese häusliche Sorge nicht – vielleicht weil sie zu vornehm dazu war. Mit seiner eigenen, klangvollen Stimme bestellte der Oberst die Hammelskeulen, und mit seiner eigenen Heldenhand theilte er die Vorräthe aus. Um jedoch dem Obersten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich hinzusetzen, obgleich ich mich dadurch der Gefahr aussetze, das schöne Geschlecht zu beleidigen, daß in ganz Screwstown kein Hauswesen so wohl geordnet war, wie dasjenige der Pompley's, und daß man in keinem die schwierige Kunst, Prunksucht und Sparsamkeit zu vereinigen, so gut verstand, wie in dem ihrigen. Es wäre sicher keine leichte Aufgabe, dem Leser einen richtigen Begriff beizubringen, bis zu welchem Umfange Oberst Pompley sein Einkommen auszudehnen wußte; denn obgleich ihm jährlich nur siebenhundert Pfund zu Gebote standen, so

lebte er damit doch großartiger, als manche andere Familie, die in derselben Zeit dreitausend verbrauchte. Freilich hatten die Pompleys keine Kinder und konnten somit alles, was sie besaßen, auf sich selbst verwenden. Die Pompleys überschritten ihr Einkommen nie, gaben sich aber auch nicht den Anschein, viel davon zu ersparen. Wenn an Weihnachten abgerechnet wurde, hatten sich jedesmal Einnahmen und Ausgaben vollkommen ausgeglichen.

Oberst Pompley saß an seinem Schreibtische. Er hatte seinen wohlgebürsteten blauen Rock über der Brust zugeknöpft; die grauen Beinkleider lagen knapp an und wurden durch ein kettenartig gegliedertes Drahtband, das unter der Stiefelsohle weglief, stramm gehalten; dadurch ersparte er die sogenannten Stege. Niemand hatte Mr. Pompley je in Pantoffeln und Schlafrock gesehen. Er und sein Haus waren stets gleichmäßig in Ordnung und stets in einem Zustande, daß sie sich vor Jedermann zeigen konnten –

»Vom Morgen bis zum Mittag,  
Vom Mittag zum thauigen Abend.«

Der Oberst war ein kleiner, untersetzter Mann mit einiger Anlage zum Starkwerden und hatte ein sehr rothes Gesicht, das nicht bloß rasirt, sondern sogar gefeilt schien. Er trug die Haare kurz geschnitten, und ließ nur vorne einen Büschel stehen, der, wie sich der Haarkünstler ausdrückte, eine Feder bildete; allein sie schien so

stark und steif, als ob sie von Eisen wäre, wie denn überhaupt Festigkeit und Bestimmtheit charakteristische Züge in dem Gesichte des Obersten waren.

So saß er vor seinem Haushaltungsbuche, die Stahlfeder in der Hand und da und dort Kreuze oder Fragzeichen machend. »Mrs. M'Catchley's Kammerjungfer muß auf Rationen gesetzt werden,« brummte er vor sich hin. »Es ist unerhört, was sie Thee trinkt! Thee und wieder Thee!«

Von der äußern Thüre her ließ sich ein bescheidenes Klingeln vernehmen.

»Zu früh für einen Besuch,« dachte der Oberst; »vielleicht will man die Wassersteuer holen.«

Der äußerst anständige Bediente, der nie anders, als gepudert und in *grande tenue* vor seiner Herrschaft erschien, trat ein und verbeugte sich.

»Ein Gentleman wünscht Sie zu sprechen, Sir.«

»Ein Gentleman?« wiederholte der Oberst, auf die Uhr sehend. »Bist du gewiß, daß es ein Gentleman ist!«

Der Bediente zögerte.

»Ich bin nicht ganz sicher, Sir; aber er spricht wie ein Gentleman. Er sagt, er komme von London, um Sie zu sehen, Sir.«

Es fand gerade damals ein langer und interessanter Briefwechsel, die sichere Anlegung von Kapitalien seiner Frau betreffend, zwischen dem Obersten und einem Bevollmächtigten Mrs. Pompley's statt. Vielleicht war es dieser – ja, er mußte es sein. Er hatte versprochen, nach

Screwstown zu kommen, wenn es ihm irgend möglich wäre.

»Lassen Sie ihn eintreten,« befahl Oberst Pompley, »und wenn ich klinge – Sandwichs und Sherry.«

»Rinderbraten, Sir?«

»Schinken.«

Der Oberst legte sein Hausbuch bei Seite und wischte seine Feder aus.

Im nächsten Augenblick öffnete sich die Thüre, und der Bediente meldete –«

»Mr. Digby.«

Das Gesicht des Obersten verlängerte sich; er fuhr betroffen zurück.

Die Thüre wurde zgedrückt, und Mr. Digby stand in der Mitte des Zimmers; er schien einer Stütze zu bedürfen und lehnte sich an den großen Schreibtisch. Der arme Soldat sah elender, schäbiger, dem Ende alles Irdischen näher gerückt aus, als bei seinem Zusammentreffen mit Lord L'Estrange. Gleichwohl bewies der Bediente Weltkenntniß, indem er Digby einen Gentleman nannte, denn keine andere Bezeichnung würde auf ihn gepaßt haben.

»Sir,« begann der Oberst, nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, mit großer Feierlichkeit, »ich war auf dieses Vergnügen nicht vorbereitet.«

Der arme Besucher blickte schwindlich umher, sank in einen Stuhl und schöpfte mühsam Athem. Der Oberst betrachtete ihn, wie man nur einen armen Verwandten betrachtet, und knöpfte zuerst die eine, dann die andere seiner Taschen zu.

»Ich glaubte, Sie wären in Canada,« sagte endlich der Oberst.

Mr. Digby war jetzt wieder so weit zu Athem gekommen, um sprechen zu können, und erwiderte kleinlaut:

»Das Klima hätte mein Kind getödtet. Ich bin seit zwei Jahren zurückgekehrt.«

»So haben Sie ohne Zweifel eine sehr gute Anstellung in England gefunden, da Sie diejenige in Canada dafür aufgaben.«

»Der Arzt erklärte, sie würde keinen Winter in Canada mehr überleben.«

»Pah,« brummte der Obrist.

Mr. Digby athmete tief auf. »Ich mochte nicht zu Ihnen kommen, Oberst Pompley, so lange Sie denken konnten, ich wolle für mich etwas erbitten.«

Die Stirne des Obristen glättete sich.

»Eine sehr ehrenhafte Gesinnung, Mr. Digby.«

»Ich that es nicht, obwohl ich viel durchzumachen hatte; aber sehen Sie, Oberst,« setzte der arme Verwandte mit einem matten Lächeln hinzu, »der Feldzug ist bald zu Ende und der Frieden vor der Thüre.«

Der Oberst schien gerührt.

»Sprechen Sie nicht so, Digby! Ich höre dergleichen nicht gerne. Sie sind jünger, als ich – es gibt nichts Unangenehmeres, als diese trübe Anschauung der Dinge. Sie haben, wie Sie sagen, genug, um zu leben, wenigstens

habe ich Sie so verstanden, und ich bin sehr erfreut darüber, denn leider wäre ich nicht im Stande, Ihnen zu helfen, da ich von so vielen Seiten in Anspruch genommen werde. Es ist also ganz gut so, Digby!«

»O, Oberst Pompley!« rief der Soldat, mit fieberhafter Heftigkeit seine Hände zusammenpressend – »ich komme als ein Bittender, zwar nicht für mich, aber für mein Kind! Ich habe nur ein einziges – ein Mädchen. Sie war so gut gegen mich. Sie wird Ihnen nicht viele Kosten verursachen. Nehmen Sie sie auf, wenn ich sterbe; versprechen Sie mir, ihr ein Obdach, eine Heimath in Ihrem Hause zu gewähren! Sie sind mein nächster Verwandter, und ich habe außer Ihnen Niemand auf der Welt, an den ich mich wenden könnte. Sie sind kinderlos – meine Tochter wird ein Segen für Sie sein, wie Sie mein ganzes Erdenglück war!«

Wenn das Gesicht des Obristen Pompley schon in gewöhnlicher Zeit roth genannt werden konnte, so genügt kein Ausdruck, um die dunkle, blutähnliche Färbung zu bezeichnen, welche dasselbe während dieser Rede annahm.

»Der Mann ist verrückt,« sagte er endlich in einem Tone, der mehr noch Erstaunen, als Zorn ausdrückte – »total verrückt! Ich soll sein Kind aufnehmen – einem wirklichen, großen, hungrigen Kinde Kost und Wohnung geben! Wie oft habe ich nicht zu Mrs. Pompley gesagt: ›Es ist ein Glück, daß wir keine Kinder haben. Wir könnten nicht anständig leben – wir würden nicht reichen, wenn

wir Kinder hätten.« Ein Kind – das kostspieligste, hungrigste Ding von der Welt – wohl im Stande, Einen zu Grunde zu richten!«

»Sie ist an das Hungern gewöhnt,« versetzte Mr. Digby kläglich. »O, lassen Sie mich mit Ihrer Gattin sprechen; vielleicht kann ich *ihr* Herz rühren – sie ist ein Weib!«

Unglücklicher Vater! Das Schicksal hätte dir keine unpassendere und unzeitigere Bitte in den Mund legen können!

Mrs. Pompley sollte die Digbys sehen! Mrs. Pompley sollte die traurige Lage der vornehmen Verwandten des Obersten kennen lernen! Der Oberst wäre nie wieder derselbe Mann gewesen. Schon bei dem bloßen Gedanken hätte er vor Scham in die Erde versinken mögen. In seiner Aufregung machte er einen Schritt nach der Thüre, um sie zu verriegeln. Gütiger Himmel, wenn Mrs. Pompley hereinkäme! Und der Mensch war noch dazu mit seinem Namen angemeldet worden. Mrs. Pompley hatte vielleicht schon erfahren, daß sich ein Mr. Digby bei ihrem Gatten befinde; vielleicht war sie eben jetzt damit beschäftigt, sich in ihren besten Staat zu werfen, um ihn würdig zu empfangen. Nein, es war wirklich kein Augenblick mehr zu verlieren.

Der Oberst platzte heraus:

»Sir, ich wundre mich über Ihre Unverschämtheit. Mrs. Pompley sprechen! Stille, Sir – schweigen Sie! Ich habe mich von Ihrer Verwandtschaft losgesagt, und ich werde es nicht dulden, daß meine Gemahlin, eine Dame aus einer der vornehmsten Familien, sich derselben schämen

müsse. Ja, Sie brauchen nicht aufzubrausen. John Pompley ist nicht der Mann, der sich in seinem eigenen Hause beleidigen läßt. Ich sage ›schämen‹ – oder haben Sie nicht Ihr Vermögen vergeudet und sich in Schulden gestürzt? Haben Sie nicht eine gemeine Person geheirathet, – eine Plebejerin – die Tochter eines Handwerkers? Und Ihr Vater war ein so achtungswerther Mann – ein bepfründeter Geistlicher! Haben Sie nicht Ihre Offiziersstelle verkauft? Weiß der Himmel, was aus dem Gelde geworden ist! Sind Sie nicht – mich schaudert davor, es auszusprechen – ein ganz gewöhnlicher Komödiant geworden? Und dann, als Sie keinen Pfennig mehr hatten, habe ich Ihnen da nicht zweihundert Pfund aus meiner eigenen Börse gegeben, damit Sie nach Canada gehen konnten? Und nun stehen Sie wieder da und verlangen mit einer Ruhe, die mir den Athem benimmt, ich solle für Ihr Kind sorgen – ein Kind, dessen Verwandte von mütterlicher Seite dem niedrigsten, verächtlichsten Stande angehören. Verlassen Sie mein Haus – gehen Sie, Sir! Gütiger Himmel, nicht dort hinaus – hier!«

Mit diesen Worten öffnete der Oberst die Glasthüre, welche in den Garten führte.

»Ich will Sie auf diesem Wege hinaus lassen. Wenn Mrs. Pompley Sie gewahr würde!« Bei diesem Gedanken ergriff der Oberst den Arm seines unglücklichen Verwandten und zog ihn durch den Garten mit sich fort.

Mr. Digby sprach kein Wort, sondern suchte sich nur, wiewohl vergeblich, von dem Obersten loszumachen; dabei wechselte er so schnell die Farbe, daß man wohl sah,

wie in seinen welken Adern noch immer einige Tropfen ächten Soldatenblutes floßen.

Jetzt hatte der Oberst ein kleines Pförtchen in der Gartenmauer erreicht und schob seinen armen Vetter hinaus. Dann schaute er den langen, schmalen Heckenweg hinab, und als er Niemand dort gewahrte, fiel sein Blick wieder auf den unglücklichen Mann. Für einen Augenblick empfand er eine Anwandlung von Reue – er zog rasch seine Börse.

»Da,« sagte er, »dies ist alles, was ich für Sie thun kann. Verlassen Sie die Stadt so schnell als möglich, und nennen Sie gegen Niemand Ihren Namen. Ihr Vater war ein so achtbarer Mann – ein befründeter Geistlicher!«

»Und hat Ihnen Ihre Offiziersstelle gekauft, Mr. Pomepley! Meines Namens brauche ich mich nicht zu schämen. Doch fürchten Sie nicht, daß ich meine Verwandtschaft mit Ihnen jemals wieder geltend machen werde. Nein; ich schäme mich *Ihrer!*«

Verächtlich stieß der arme Vetter die ihm noch immer dargebotene Börse zurück und ging festen Schrittes den Heckenweg hinab.

Der Oberst blieb unschlüssig stehen. In diesem Augenblick wurde ein Fenster in seinem Hause geöffnet. Er hörte das Geräusch, drehte sich rasch um und sah, daß seine Frau sich herausbeugte. Leise schlich er durch das Gebüsch zurück und verbarg sich unter den Bäumen.

## ZEHNTES KAPITEL.

›Unglück ist ein albernes Ding,‹ sagte der große Cardinal Richelieu, und ich fürchte, daß seine Eminenz am Ende Recht hatte. Wenn man Dick Avenel und Mr. Digby mitten in Oxfordstreet hinstellen könnte – Dick in einem Arbeitskittel, Digby in einem Anzug vom allerfeinsten Tuch – Dick mit fünf Schillingen, Digby mit tausend Pfund in der Tasche – und wenn man dann nach Verlauf von zehn Jahren die Beiden wieder aufsuchte, so würde man Dick auf dem Wege zu einem Vermögen, Digby aber gerade noch in derselben Lage finden, in welcher er das erste Mal gewesen! Und doch gab Digby sich keinem Laster hin; er war weder ein Trinker, noch ein Spieler. Nun, was war er denn? Hülflos. Er war der einzige Sohn gewesen – ein verwöhntes Kind, das man zum ›Gentleman‹ erzogen, das heißt zu einem Manne, von dem man nicht erwartete, daß er im Stande sein würde, seine Hände zum Arbeiten zu gebrauchen.

Er trat, wie wir gesehen haben, in ein sehr kostspieliges Regiment ein, in welchem er sich bei dem Tode seines Vaters noch befand – mit viertausend Pfund in der Tasche und der Unfähigkeit, ›Nein‹ zu sagen. Von Natur war er nicht verschwenderisch, aber ohne irgend einen Begriff vom Werthe des Geldes, dabei der verträglichste, sanfteste und gutmüthigste Mensch, den je das böse Beispiel Anderer auf Abwege geführt. Dieser Abschnitt seiner Laufbahn umfaßt eine sehr gewöhnliche Geschichte, nämlich die eines armen Mannes, der auf gleichem Fuße

mit dem Reichen lebt. Schulden; seine Zuflucht nehmen zu Wucherern; für Andere Wechsel unterschreiben und für das Erneuern derselben zwanzig Procent bezahlen, so daß die viertausend Pfund wie Schnee zusammenschmelzen; dringendes Appelliren an Verwandte; diese haben selbst Kinder; man gewährt eine kleine Unterstützung, obwohl mit Widerstreben, und begleitet dieselbe mit einer Menge guter Rathschläge und allerlei Bedingungen. Unter den Bedingungen befindet sich eine sehr sachgemäße und kluge – durch Tausch in ein weniger kostspieliges Regiment einzutreten. Die Versetzung findet statt; Friede; schlechte Quartiere auf dem Lande; Langeweile, Flötenspiel und Müßiggang. Mr. Digby kann an regnerischen Tagen zu nichts Anderem seine Zuflucht nehmen, als – zum Flötenspiel; ein hübsches Mädchen von niedrigem Stand; alle Offiziere hinter ihr her; Digby verliebt; das hübsche Mädchen sehr tugendhaft; Digby's Absichten nehmen einen ehrenhaften Charakter an; vortreffliche Gefühle; unkluge Heirath. Digby kommt herunter; die Gemahlin des Obersten will nicht mit Mrs. Digby umgehen; die ganze Verwandtschaft sagt sich von Digby los; viele unangenehme Verhältnisse im Militärleben; Digby verkauft seine Offiziersstelle; Liebe in einer Hütte; Auspfändung in eben derselben. Digby ist einst mit vielem Beifall auf einem Liebhabertheater aufgetreten; er denkt daran zur Bühne zu gehen; die Schauspielkunst ist etwas Edles – ein gentlemanischer Beruf. Er macht unter einem anderen Namen einen Versuch in einer Provinzialstadt und hat unglücklicherweise Erfolg; Leben eines

Schauspielers; Leben von der Hand in den Mund; Krankheit; die Brust angegriffen; Digby's Stimme wird heiser und schwach; er bemerkt es nicht; schreibt den Mangel an Erfolg der Unwissenheit des Publikums in der Provinz zu; tritt in London auf; wird ausgepiffen; kehrt nach der Provinz zurück; sinkt herab zu sehr kleinen Rollen; Gefängniß; Verzweiflung; seine Frau stirbt; er wendet sich abermals an seine Verwandten; man veranstaltet eine Subscription, um ihn los zu werden; schickt ihn außer Landes; eine Stelle in Canada – Oberaufseher eines Gutes mit hundertundfünfzig Pfund jährlich; vom Unglück verfolgt; hat sich nie früher für ein Geschäft geeignet und eignet sich auch jetzt nicht dafür; ist grundehrlich, aber nachlässig in seiner Rechnungsführung; das Kind kann den Winter in Canada nicht ertragen; Digby's ganze Seele hängt an dem Kinde; er geht wieder nach Hause; zwei Jahre lang ein geheimnißvolles Leben; das Kind ist geduldig, aufmerksam, liebevoll; es hat arbeiten gelernt; besorgt die Haushaltung des Vaters und unterstützt ihn oft; mit seiner Gesundheit geht es rasch abwärts; der Gedanke an die Zukunft seines Kindes ist für ihn die schlimmste aller Krankheiten. Armer Digby! Er hat sich in seinem Leben nie eine niedrige, grausame, lieblose Handlung zu Schulden kommen lassen; und jetzt tritt er aus Oberst Pompley's Hause und geht den Heckenweg hinunter! Nun, wenn Digby etwas Welterfahrung gehabt hätte, so glaube ich, daß er selbst bei Oberst Pompley etwas ausgerichtet haben würde. Hätte er die hundert Pfund, die er von Lord L'Estrange erhalten, darauf verwendet,

Effect zu machen – hätte er sich und seine hübsche Helene mit einer passenden Garderobe ausgestattet; hätte er auf der letzten Poststation angehalten, einen eleganten Zweispänner genommen und sich Oberst Pompley in einer Weise vorgestellt, daß die Verwandtschaft des Obersten nicht dadurch in Mißcredit käme – hätte er endlich, statt um ein Obdach für sein Kind zu bitten, den Obersten ersucht, im Fall seines Todes der Vormund seines Kindes zu werden, so bin ich fest überzeugt, der Oberst hätte sich, trotz seines Geizes, dazu bequemt, Helene zu sich zu nehmen. Aber unser armer Freund kannte keine solche Kunstgriffe. Von den hundert Pfunden hatte er in der That noch sehr wenig übrig, denn bevor er die Stadt verließ, that er, was Sheridan für die allergrößte aller Unbesonnenheiten hielt – er verzettelte sein Geld, indem er seine Schulden bezahlte; und was die Aufbesserung seiner und Helenens Garderobe betrifft – so würde er einen solchen Gedanken, wenn er ihm je eingefallen wäre, als thöricht verworfen haben. Er würde gedacht haben, daß er, je mehr er seine Armuth zeigte, um so mehr bemitleidet werden würde – einer der größten Fehler, den ein armer Vetter sich zu Schulden kommen lassen kann. Nach Theophrast hat das paphlagonische Rebhuhn zwei Herzen; ebenso verhält es sich mit den meisten Menschen – und es ist der gewöhnliche Fehler der Unglücklichen, daß sie bei dem unrechten anklopfen.

EILFTES KAPITEL.

Mr. Digby trat in das Zimmer des Gasthauses, in welchem er Helenen zurückgelassen hatte. Sie saß am Fenster und blickte sehnsuchtsvoll in die schmale Straße hinab, die dort spielenden Kinder betrachtend – Helene hatte nie eine Spielzeit gehabt! Als ihr Vater kam, sprang sie ihm entgegen. Seine Ankunft war für sie ein Festtag.

»Wir müssen nach London zurückgehen,« sagte Mr. Digby, indem er matt auf einen Stuhl niedersank. Dann sprach er mit seinem eigenthümlichen kränklichen Lächeln – denn er war auch gegen sein Kind die Sanftmuth selbst – »willst du so gut sein, zu fragen, wann der erste Wagen abgeht?«

Wenn es sich um Thätigkeit in ihrem sorgenvollen Leben handelte, so fiel diese jedes Mal seinem stillen Kinde zu. Sie küßte ihren Vater, stellte eine Mixtur gegen Husten, die sie von London mitgebracht hatte, vor ihn hin und ging schweigend hinaus, nur nachzufragen und Vorbereitungen zur Rückreise zu treffen.

Um acht Uhr saßen Vater und Kind mit noch Einem Passagier – einem bis an das Kinn eingehüllten Manne – in dem Nachtwagen. Nachdem sie eine Meile gefahren, ließ der Mann eines der Fenster herab. Obgleich Sommer, war die Luft kühl und rauh. Digby zitterte und hustete.

Helene legte ihre Hand auf das Fenster, lehnte sich gegen den Passagier und flüsterte sanft einige Worte.

»Ha!« sagte der Passagier, »das Fenster aufziehen? Sie haben Ihr eigenes Fenster; dieses ist das meinige. Oxygon, junge Dame,« fügte er feierlich hinzu, »Oxygon ist der Athem des Leidens. Der Tausend, Kind!« fuhr er mit unterdrücktem Aerger und in einem wallisischen Accente sprechend fort, »der Tausend! Laß uns athmen und leben.«

Helene erschrack und zog sich zurück.

Ihr Vater, welcher diese Unterhaltung nicht gehört oder nicht auf dieselbe Acht gegeben hatte, lehnte sich zurück in die Ecke, schlug seinen Rockkragen auf und hustete wieder.

»Es ist kalt, liebe Helene,« sagte er mit matter Stimme.

Der Passagier fing das Wort auf und antwortete unwillig, aber als wenn er mit sich selber spräche –

»Kalt – hu! Die Engländer, glaube ich, sind das verzärtelste Volk von der Welt. Man darf nur ihre Betten mit den vier hohen Pfosten sehen! – alle Vorhänge zusammengezogen, die Fensterladen geschlossen, vor dem Ofen einen Schirm – in keinem Hause findet man einen Ventilator! Kalt – hu!«

Das Fenster neben Mr. Digby schloß nicht fest in den Rahmen.

»Es zieht abscheulich,« sagte der Kranke.

Helene bemühte sich augenblicklich, die Ritzen der Fenster mit ihrem Taschentuch zu verstopfen. Mr. Digby blickte traurig nach dem anderen Fenster. Der Blick, der sehr beredt war, erregte den Groll des Reisenden noch mehr.

»Angenehm!« sagte er. »Mir! Ich glaube gar, Sie werden verlangen, daß ich nächstens aussteigen soll! Aber Leute, die mit dem Postwagen fahren, sollten die Gesetze der Postwagen kennen. Ich bekümmere mich nicht um Ihr Fenster; es ist nicht Ihre Sache, sich um das meinige zu kümmern.«

»Sir, ich habe nichts gesagt,« sagte Mr. Digby sanft.

»Aber das Fräulein that es.«

»Ach, Sir!« sagte Helene in klagendem Tone, »wenn Sie wüßten, wie mein Vater leidet!« Und sie streckte wieder ihre Hand gegen das störende Fenster aus.

»Nein, meine Liebe, der Herr ist in seinem Recht,« sagte Mr. Digby, verbeugte sich in seiner gewohnten milden Weise und fügte hinzu: »Entschuldigen Sie meine Tochter, Sir, sie denkt zu viel an mich.«

Der Passagier sagte nichts, und Helene schmiegte sich fest an ihren Vater und gab sich Mühe, ihn gegen die Luft zu schützen.

Der Passagier rückte unruhig hin und her. »Gut,« sagte er in einem schnarrenden Tone, »Luft ist Luft und Recht ist Recht, aber hier mag« – und damit zog er rasch das Fenster auf.

Helene wandte sich mit einem Ausdruck der Dankbarkeit im Gesichte, den man sogar im Zwielfichte bemerken konnte, gegen den Fremden.

»Sie sind sehr gütig, Sir,« sagte der arme Mr. Digby, »ich schäme mich zu« – der Husten unterbrach den Schluß des Satzes.

Der Passagier, ein vollblütiger, sanguinischer Mann, war dem Ersticken nahe; aber er entledigte sich seiner Umhüllung und verzichtete auf das Oxygon wie ein Held.

Alsbald rückte er dem Leidenden näher und legte seine Finger auf dessen Handgelenk.

»Ich befürchte, daß Sie Fieber haben; ich bin ein Arzt. Pst! – eins – zwei – Der Tausend! Sie sollten nicht reisen; Sie können das nicht ertragen.«

Mr. Digby schüttelte den Kopf; er war zu schwach, um zu antworten.

Der Passagier steckte seine Hand in die Rocktasche und zog einen Gegenstand heraus, der wie ein Cigarrenetui aussah, in der That aber ein ledernes Repertorium war, das eine Menge verschiedener kleiner Glasfläschchen enthielt.

Aus einem derselben nahm er zwei winzig kleine Kügelchen. »Da,« sagte er. »Oeffnen Sie Ihren Mund, legen Sie diese auf die Zungenspitze; sie werden den Puls langsamer machen – das Fieber stillen. Sie werden sich bald wohler fühlen – sollten aber nicht reisen – Sie bedürfen der Ruhe – Sie sollten zu Bett – *Aconit!* – *Bilsenkraut!* – *hum!* Ihr Vater hat eine helle Hautfarbe – einen schüchternen Charakter, und ich möchte beinahe sagen, daß er arbeitsscheu ist. Wie, mein Kind?«

»Sir!« stöhnte Helene verwundert und beunruhigt. – War der Mann ein Zauberer?

»Hier muß man Phosphor anwenden; der einfältige Brown würde *Arsenik* gesagt haben.«

»Arsenik, mein Herr!« wiederholte Digby in mildem Tone. »Nein; so unglücklich ich auch bin, so glaube ich doch, daß Selbstmord, wenn man sich auch dazu veranlaßt sehen könnte, eine höchst verbrecherische Handlung ist.«

»Selbstmord,« sagte der Passagier ruhig – »Selbstmord ist mein Steckenpferd! Sie haben, sagen Sie, keine derartigen Symptome?«

»Gütiger Himmel! Nein, Sir.«

»Wenn Sie je einen heftigen Trieb empfinden sollten, sich zu ertränken, nehmen Sie *pulsatilla*. Empfinden Sie dagegen eine Neigung, sich zu erschießen, begleitet von Schwere in den Gliedern, Mangel an Appetit, trockenem Husten und Schmerz in den Hühneraugen, dann nehmen Sie Schwefelantimon. Vergessen Sie das nicht.«

Obgleich es Mr. Digby schien, als ob der Gentleman nicht recht im Kopfe sein müsse, so versuchte er doch, ihm in höflicher Weise zu sagen, »daß er ihm sehr verbunden sei, und gewiß seine Rathschläge im Gedächtniß behalten werde,« allein die Zunge versagte ihm ihren Dienst, und seine Gedanken verwirrten sich. Sein Kopf sank schwer zurück, und er verfiel in ein Schweigen, gleich dem eines Schlafenden.

Als Helene den Kopf ihres Vaters sanft auf ihre Schulter stützte und ihn dort mit rührender Zärtlichkeit zurecht legte, warf der Reisende einen scharfen Blick auf sie.

»Moralisches Gemüth – sanft – zu bedauern! – ein gutes Kind, undes würde alles gut gehen mit – *pulsatilla*.

Helene hob den Finger in die Höhe, blickte vom Vater auf den Fremden und dann wieder auf den Vater.

»Gewiß – *pulsatilla!*« murmelte der Homöopath, worauf er sich in seine eigene Ecke zurückzog und ebenfalls zu schlafen versuchte. Aber nach einigen vergeblichen Bemühungen, welche von unruhigen Geberden und Bewegungen begleitet waren, erhob er sich plötzlich und zog wieder sein Phiolenetui heraus.

»Was zum Henker, gehen sie mich an!« murmelte er. »Krankhafte Empfindsamkeit des Charakters – Kaffee? Nein! – in Verbindung mit einem lebhaften und ungestümen Temperament – *Nux!*« Er hielt das Etui an das Fenster und versuchte, die Aufschrift auf einem Fläschchen zu lesen. »*Nux!* das ist es,« sagte er – und verschluckte ein Kügelchen!

»Nun,« fuhr er nach einer Pause fort, »ich kümmere mich nicht das Geringste um das Unglück anderer Leute – ja, ich habe halb und halb Lust, das Fenster niederzulassen.«

Helene blickte auf.

»Aber ich will nicht,« fügte er entschlossen hinzu; und diesmal schief er sanft ein.

## ZWÖLFTES KAPITEL.

Der Wagen machte um eilf Uhr Halt, damit die Passagiere zu Abend speisen konnten. Der Homöopath wachte auf, stieg aus, schüttelte sich und athmete die frische Luft in seine kräftigen Lungen mit einer Empfindung ein, die

ihm offenbar Entzücken bereitete. Dann drehte er sich um und blickte in den Wagen.

»Lassen Sie Ihren Vater aussteigen, mein liebes Kind,« sagte er in einem sanfteren Tone, als gewöhnlich. »Ich möchte ihn drinnen im Hause sehen – vielleicht kann ich ihm nützlich sein.«

Wie entsetzte sich aber Helene, als sie fand, daß ihr Vater sich nicht bewegte. Er war in eine tiefe Ohnmacht gefallen und noch vollkommen bewußtlos, als sie ihn aus dem Wagen hoben. Nachdem er wieder zur Besinnung gekommen, kehrte sein Husten zurück, und die Anstrengung verursachte ihm Blutspucken.

Es war unmöglich, daß er weiter reisen konnte. Der Homöopath war behilflich ihn auszukleiden und zu Bett zu bringen. Nachdem er ihm noch eines seiner geheimnißvoller Kügelchen gereicht hatte, fragte er den Wirth, wie weit es bis zum nächsten Arzte sei – denn das Wirthshaus stand allein in einem kleinen Dörfchen.

Die Apotheke des Kirchspiels lag drei Meilen davon entfernt. Als er aber hörte, daß die vornehmeren Leute Dr. Dosewell als Arzt benützten, und daß es gute sieben Meilen bis zu seiner Wohnung sei, holte der Homöopath tief Athem. Der Wagen hielt sich nur eine Viertelstunde auf.

»Der Tausend!« sprach er zornig vor sich hin – »Na! hat nichts genützt. Meine Empfindlichkeit ist chronischer Natur. Ich muß eine lange Cur durchmachen, um sie los zu werden. Holla, Conducteur, thun Sie meinen Reisesack heraus. Ich gehe diese Nacht nicht weiter.«

Und nachdem der gute Mann ein ganz bescheidenes Abendessen eingenommen, ging er wieder hinauf zu dem Kranken.

»Soll ich Dr. Dosewell holen lassen, Sir?« fragte die Wirthin, indem sie ihn an der Thüre anhielt.

»Hum! Um wie viel Uhr geht der nächste Wagen Morgen nach London?«

»Nicht vor acht Uhr, Sir.«

»Gut, lassen Sie den Doctor morgen um sieben Uhr hier sein. Das läßt uns wenigstens einige Stunden Ruhe vor Allopathie und Mord,« ächzte der Schüler Hahne-mann's, als er in das Zimmer eintrat.

Ob es nun das Kügelchen war, welches der Homöopath dem Patienten gereicht hatte, oder die Wirkung der Natur, unterstützt von der Ruhe, die den Bluterguß gehemmt und den armen Kranken zeitweilig gestärkt hatte, ist mehr als Jemand, der nicht zur Fakultät gehört, zu entscheiden befugt ist. Jedenfalls aber schien sich Mr. Digby besser zu befinden und versank allmählig in tiefen Schlaf. Vorher jedoch hatte der Doctor sein Ohr an die Brust des Kranken gelegt, dieselbe mit seiner Hand be-fühlt und ihm verschiedene Fragen vorgelegt; hierauf zog sich der Homöopath in eine Ecke des Zimmers zurück und schien, das Gesicht auf die Hand gestützt, nachzu-denken. Er wurde durch eine sanfte Berührung gestört. Helene kniete zu seinen Füßen.

»Ist er sehr krank – sehr?« sagte sie und heftete ihre lieblichen, gedankenvollen Augen mit dem Ernst der Verzweiflung auf die des Arztes.

»Ihr Vater ist sehr krank,« antwortete der Doctor nach einer kurzen Pause. »Wenigstens kann er vor einigen Tagen nicht von hier abreisen. Ich gehe nach London – soll ich bei Ihren Verwandten vorsprechen und bitten, daß Jemand zu Ihnen kömmt?«

»Nein, ich danke Ihnen, Sir,« antwortete Helene erröthend; »aber sie brauchen nicht besorgt zu sein; ich kann ihn allein pflegen. Ich glaube, er ist schon kranker gewesen – das heißt, er hat schon mehr geklagt.«

Der Homöopath stand auf und schritt zweimal im Zimmer auf und ab, dann blieb er am Bette stehen und horchte auf das Athmen des Schlafenden.

Er schlich sich zurück nach dem Kinde, welches noch immer kniete, umarmte und küßte es.

»Zum Kukuk!« sprach er zornig, indem er das Kind wieder losließ, »gehen Sie jetzt zu Bette. Sie sind nicht mehr nothwendig.«

»Verzeihen Sie, Sir,« sagte Helene, »ich kann ihn nicht verlassen; wenn er aufwacht, würde er mich vermissen.«

Die Hand des Doctor zitterte. Er nahm seine Zuflucht zu einem Kügelchen. »Angst, unterdrückter Kummer,« murmelte er. »Haben Sie nicht das Bedürfniß, zu weinen, mein liebes Kind? Weinen Sie doch.«

»Ich kann nicht,« erwiderte Helene.

»*Pulsatilla!*« sagte der Doctor fast triumphirend. »Ich habe es von Anfang an gesagt. Oeffnen Sie die Lippen – hier haben Sie es. Gute Nacht. Mein Zimmer befindet sich gegenüber – Nro. 6; rufen Sie mich, wenn er aufwacht.«

DREIZEHNTES KAPITEL.

Um sieben Uhr kam Doctor Dosewell an und wurde in das Zimmer des Homöopathen gewiesen, der, schon aufgestanden und angezogen, seinen Patienten bereits besucht hatte.

»Mein Name ist Morgan,« sagte der Homöopath – »Ich bin Arzt. Ich übergebe Ihnen einen Patienten, den, wie ich fürchte, weder Sie noch ich wiederherstellen können. Kommen Sie und sehen Sie ihn.«

Die beiden Aerzte traten in das Krankenzimmer. Mr. Digby war sehr schwach, er hatte aber das Bewußtsein wieder erlangt und nickte ihnen höflich zu.

»Es thut mir leid, daß ich Ihnen so viel Mühe verursache,« sagte er.

Der Homöopath zog Helene weg; der Allopath nahm Platz neben dem Bette, stellte seine Fragen, fühlte den Puls, klopfte an des Patienten Brust, um die Lungen zu untersuchen, und ließ sich die Zunge zeigen. Helenen's Augen waren auf den fremden Doctor gerichtet, und ihre Wangen wurden röther, und ihre Augen strahlten, als er heiter aufstand und in freundlichem Tone sagte: »Sie können ein wenig Thee trinken.«

»Thee!« brummte der Homöopath – »der Barbar!«

»Er befindet sich also besser, Sir!« sagte Helene leise zu dem Allopathen.

»O ja, mein liebes Kind – gewiß; und ich hoffe, daß wir gut durchkommen werden.«

Hierauf zogen sich die beiden Aerzte zurück.

»Ungefähr noch eine Woche,« sagte Doctor Dosewell, freundlich lächelnd, und zeigte dabei zwei Reihen sehr weißer Zähne.

»Ich würde einen Monat gesagt haben, aber unsere Systeme sind verschieden,« antwortete Doctor Morgan trocken.

*Doctor Dosewell* (höflich). – »Wir Aerzte auf dem Lande müssen uns vor denen der Hauptstadt, als uns überlegen, bescheiden; was würden Sie rathen? Sie würden vielleicht das Experiment versuchen, dem Patienten zur Ader zu lassen?«

*Doctor Morgan* (hastig und wallisisch redend, was er nur that, wenn er aufgeregt war). – »Zur Ader lassen! Gott im Himmel! Halten Sie mich für einen Metzger – einen Scharfrichter? Zur Ader lassen! Niemals!«

*Doctor Dosewell*. – »Ich finde es selbst nicht passend, wenn beide Lungen fort sind. Vielleicht aber wären Sie für das Mittel des Einathmens?«

*Doctor Morgan*. – »Ah, bah!«

*Doctor Dosewell* (etwas unzufrieden). – »Was würden Sie denn rathen, um das Leben unseres Patienten noch einen Monat zu verlängern?«

*Doctor Morgan*. – »Der Hämoptysie ein Ende machen – ihm *Rhus* geben.«

*Doctor Dosewell*. – »*Rhus*, Sir, *Rhus*! Ich kenne das Mittel nicht. *Rhus*!«

*Doctor Morgan*. – »*Rhus Toxicodendron*.«

Die Länge des letzteren Wortes flößte Doctor Dosewell Respect ein. Ein Wort von fünf Sylben – das doch etwas

auf sich haben mußte! Er verbeugte sich ehrerbietig, sah aber noch etwas verlegen aus. Endlich sagte er mit einem offenen Lächeln: »Ihr großen Londoner Aerzte habt so viele neue Mittel; darf ich fragen, was *Rhus toxico – toxico* –«

»*Dendron*.«

»Ist?«

»Der Saft des Upas – gewöhnlich Giftbaum genannt.«

Doctor Dosewell fuhr auf.

»Upas – Giftbaum – kleine Vögel, die in seinen Schatten gerathen, fallen todt zur Erde. Sie geben Upas-Saft bei Hämoptisie – welche Dosis?«

Doctor Morgan verzog das Gesicht zu einem boshaften Lächeln und zeigte ein Kügelchen von der Größe eines kleinen Stecknadelknopfes.

Doctor Dosewell trat mit Zeichen des Ekels einen Schritt zurück.

»Oh!« sagte er sehr kalt und nahm plötzlich eine Miene stolzer Ueberlegenheit an. »Ich sehe, Sie sind ein Homöopath, Sir.«

»Ein Homöopath!«

»Hm!«

»Hm!«

»Ein wunderbares System,« sagte Doctor Dosewell, indem er wieder freundlich, aber mit einem Anstrich von Verachtung lächelte, das bald die Apotheke zu Grunde richten würde.«

»Geschähe ihnen recht. Die Apotheker richten rasch die Patienten zu Grunde.«

»Sir!«

»Sir!«

*Doctor Dosewell* (mit Würde). – »Sie wissen vielleicht nicht, Doctor Morgan, daß ich zugleich Apotheker und Arzt bin. Allerdings,« fügte er mit einer gewissen großartigen Demuth hinzu, »habe ich noch kein Diplom genommen, und man nennt mich nur aus Höflichkeit Doctor.«

*Doctor Morgan*. – »Kömmt auf Eins heraus, Sir! Der Doctor unterschreibt den Hinrichtungsbefehl – der Apotheker vollstreckt denselben.«

*Doctor Dosewell* (mit trockenem Hohn). – »Gewiß behaupten wir nicht, einen Sterbenden durch den Saft des todtbringenden Upasbaumes am Leben erhalten zu können.«

*Doctor Morgan*. – »Natürlich thun Sie das nicht. Bei uns gibt es kein Gift. Das ist gerade der Unterschied zwischen Ihnen und mir, Doctor Dosewell!«

*Doctor Dosewell* (auf des Homöopathen Reisepharmakopöe deutend und mit gezielter Aufrichtigkeit). – »In der That, ich habe immer gesagt, wenn Sie nichts nützen können, so können Sie mit Ihren unendlich kleinen Gaben auch nicht schaden.«

Doctor Morgan, welcher sich gegen die Beschuldigung des Vergiftens unempfindlich gezeigt hatte, geräth in Harnisch über die Andeutung, daß er keinen Schaden thun könne. »Sie verstehen nichts davon! Ich könnte ebenso viele Menschen tödten, wie Sie, wenn ich das wollte; aber ich will es nicht.«

*Doctor Dosewell* (die Achsel zuckend). – »Sir, es ist nicht der Mühe werth, darüber zu streiten; die Sache ist gegen den gesunden Menschenverstand. Kurz, es ist meine bestimmte Ansicht, daß es ein – ein vollkommener –«

*Doctor Morgan*. – »Ein vollkommener – was?«

*Doctor Dosewell* (auf's Aeüßerste aufgebracht). – »Schwindel!«

*Doctor Morgan*. »Schwindel! Gott im Himmel! Sie alter –«

*Doctor Dosewell*. – »Was alter, Sir?«

*Doctor Morgan* (wohl bewundert in einer Reihe von alliterirenden Vocalen, die nur ein Cymbrier hätte aussprechen können, ohne nach Luft zu schnappen). – »Alter allopathischer Anthropophag!«

*Doctor Dosewell* (springt auf, ergreift den Stuhl, auf welchem er gesessen, an der Lehne und stößt ihn mit den vier Beinen heftig auf den Boden). – »Sir!«

*Doctor Morgan* (dasselbe mit seinem Stuhle vornehmend). – »Sir!«

*Doctor Dosewell*. – »Sie sind ein Lästermaul.«

*Doctor Morgan*. »Sie sind ein unverschämter Mensch.«

*Doctor Dosewell*. – »Sir!«

*Doctor Morgan*. – »Sir!«

Die beiden Gegner nahmen Stellung einander gegenüber.

Sie waren Beide athletisch gebaute und heftige Männer. *Doctor Dosewell* war größer, *Doctor Morgan* aber

stämmiger. Doctor Dosewell war von der Mutter Seite ir-  
ländischer, Doctor Morgan aber von beiden Seiten wal-  
lisischer Abkunft. Alles in Betracht gezogen, würde ich,  
wenn es zu einem Faustkampf gekommen wäre, auf Doc-  
tor Morgan gewettet haben. Aber zum Glück für die Eh-  
re der Wissenschaft klopfte in diesem Augenblick das Zi-  
mermädchen an die Thüre und sagte:

»Der Wagen kömmt, Sir!«

Bei dieser Nachricht erlangte Doctor Morgan seine ru-  
hige Gemüthsstimmung und sein gesetztes Benehmen  
wieder.

»Doctor Dosewell,« sagte er, »ich bin zu hitzig gewe-  
sen. Ich bitte um Verzeihung.«

»Doctor Morgan,« antwortete der Allopath, »ich ver-  
gaß mich. Ihre Hand, Sir.«

*Doctor Morgan.* – »Unser Beider Beruf ist, der Mensch-  
heit zu dienen, obgleich unsere Ansichten verschieden  
sind. Wir sollten uns gegenseitig achten.«

*Doctor Dosewell.* – »Wo sollte man Toleranz suchen,  
wenn die Männer der Wissenschaft gegen einander in-  
tolerant wären?«

*Doctor Morgan* (bei Seite). – »Der alte Heuchler! Er  
würde mich in einem Mörser zu Brei stampfen, wenn das  
Gesetz es erlaubte.«

*Doctor Dosewell* (bei Seite). – »Der elende Charlatan!  
Ich möchte ihn in einem Mörser zerstampfen.«

*Doctor Morgan.* – »Leben Sie wohl, mein verehrter Col-  
lege.«

*Doctor Dosewell.* – »Mein vortrefflicher Freund, leben Sie wohl.«

*Doctor Morgan* (eilig zurückkehrend). – »Ich vergaß, Ihnen etwas zu sagen: ich glaube nicht, daß unser armer Patient sehr reich ist. Ich empfehle ihn Ihrem uneigennützigem Wohlwollen. (Eilt schleunigst wieder hinaus.)

*Doctor Dosewell* (wüthend). – »Sieben Meilen um sechs Uhr Morgens, und vielleicht kein Honorar! Quacksalber! Schurke!«

Doctor Morgan war indessen in das Krankenzimmer zurückgekehrt.

»Ich muß Ihnen Lebewohl sagen,« sprach er zu dem armen Mr. Digby, welcher matt seinen Thee schlürfte. »Aber Sie befinden sich in den Händen eines – Sachverständigen.«

»Sie sind zu gütig gewesen – ich kann Ihnen nicht genug danken,« sagte Mr. Digby. »Helene, wo ist meine Börse?«

Doctor Morgan schwieg.

Er schwieg erstens, weil man gestehen muß, daß seine Praxis eine beschränkte war, und ein Honorar der natürlichen Eitelkeit eines verkannten Talentes schmeichelte und den Reiz der Mannheit hatte. Zweitens war er ein Mann –

»Der seine Rechte kennt und deßhalb zu behaupten wagte.«

Er mußte ein neues Billet für den Postwagen nehmen – hatte sich eine Nacht aufgehalten – und glaubte, seinem Patienten Erleichterung verschafft zu haben. Er hatte ein

Recht auf sein Honorar. Andererseits schwieg er, weil er sich, obgleich seine Praxis nicht groß war, in ziemlich guten Umständen befand, sich aus dem Golde an und für sich nichts machte und vermuthete, daß sein Patient kein Crösus sei.

Mittlerweile hatte Helene die Börse gefunden. Doctor Morgan sah in dem ziemlich durchsichtigen Netzwerk nur wenige Sovereigns. Er nahm das Kind ein wenig bei Seite.

»Antworten Sie mir offen, mein liebes Kind – ist Ihr Vater reich?«

»Ach nein!« antwortete Helene und ließ den Kopf hängen.

»Ist das Alles, was Sie haben?«

»Alles.«

»Ich schäme mich, Ihnen zwei Guineen anzubieten,« sprach Mr. Digby mit hohler Stimme von seinem Bette aus.

»Und ich würde mich noch mehr schämen, sie anzunehmen. Leben Sie wohl, Sir.«

»Kommen Sie her, mein Kind. Behalten Sie Ihr Geld und verschwenden Sie an den andern Doctor nicht mehr als Sie durchaus müssen. Seine Arznei kann Ihren Vater nichts nützen. Aber ich glaube, daß Sie selbst welche nehmen müssen. Es ist kein eigentlicher Arzt, weshalb kein Honorar zu bezahlen ist. Er wird Ihnen eine Rechnung schicken, die nicht viel betragen kann. Sie verstehen? Und nun, Gott segne Sie!«

Doctor Morgan war fort. Als er aber der Wirthin seine Rechnung bezahlte, sagte er: »Die armen Leute oben können Sie, aber nicht diesen Doctor bezahlen – und er nützt ihnen auch nichts. Seien Sie gütig gegen das kleine Mädchen und veranlassen Sie den Doctor, seinem Patienten zu sagen (in vorsichtiger Weise, natürlich), daß er seinen Freunden schreiben möge – aber bald – Sie verstehen mich. Irgend Jemand muß sich des armen Kindes annehmen. Und halt – geben Sie Ihre Hand her und passen Sie auf – diese Kügelchen sind für die Kleine, wenn ihr Vater stirbt« – Gier murmelte der Doctor vor sich hin: »Kummer – *Aconit*« – »und wenn sie nachher zu viel weint – dann diese (aber machen Sie keinen Mißgriff) Thränen – *Causticum*!«

»Kommen Sie, Sir,« rief der Kutscher.

»Ich komme! – Thränen – *Causticum*,« wiederholte der Homöopath, zog, als er in den Wagen stieg, sein Taschentuch zugleich mit seinem Phiolen-Etui hervor und verschlang eilig ein thränenstillendes Kügelchen.

#### VIERZEHNTE KAPITEL.

Richard Avenel befand sich in großer Aufregung. Er beabsichtigte eine für Screwstown ganz neue Art von Festlichkeit zu geben. Mrs. M'Catchley hatte mit vieler Beredtsamkeit die *déjeunés dansants* ihrer vornehmen Freunde in den eleganten Vorstädten von Wimbledon und Fulham beschrieben. Sie erklärte, daß sie nichts Angenehmeres kenne, und hatte zu Mr. Avenel gerade

heraus gesagt: »Warum geben Sie nicht ein *déjeuné dansant*?« Und so beschloß Mr. Avenel, ein *déjeuné dansant* zu geben.

Der Tag war festgesetzt, und Mr. Avenel traf alle nothwendigen Vorbereitungen mit der Energie eines Mannes und der Umsicht einer Frau. Als er eines Morgens sinnend auf dem Grasplatze stand, unentschlossen, wo man am besten die Zelte aufschlagen könnte, kam Leonard mit einem offenen Briefe in der Hand auf ihn zu.

»Mein lieber Onkel,« sprach er in sanftem Tone.

»Ha!« rief Mr. Avenel zusammenfahrend. »Ha – nun – was gibt's?«

»Ich habe so eben einen Brief von Mr. Dale erhalten. Er theilt mir mit, daß meine arme Mutter sehr unruhig und besorgt ist, weil sie ihm nicht glauben will, daß er von mir gehört habe. Sein Brief erheischt eine Antwort, und ich würde in der That als sehr undankbar gegen ihn – ja gegen Alle – erscheinen, wenn ich nicht schriebe.«

Richard Avenel zog die Augenbrauen zusammen. Er ließ ein ungeduldiges »pfui« vernehmen und wandte sich ab. Dann richtete er sein klares, habichtartiges Auge auf Leonard's offenes Antlitz, nahm seinen Neffen am Arme und zog ihn mit sich in's Gebüsch.

»Nun, Leonard,« sagte er nach einer Pause, »es ist Zeit, daß ich dir die Pläne mittheile, welche ich mit dir vorhabe. Du hast meine Lebensweise gesehen, die, glaube

ich, etwas verschieden ist von allem, was dir bis jetzt begegnet ist. Nun habe ich dir etwas geboten, was *mir* Niemand geboten hat – eine hülfreiche Hand; und wo ich dich hinstelle, mußt du dir selbst helfen.«

»Das ist meine Pflicht und mein Wunsch,« sagte Leonard herzlich

»Gut. Du bist ein aufgeweckter Bursche und ein wohlgesitteter junger Mensch; du wirst mir Ehre machen. Ich bin nicht darüber im Zweifel, was für dich das Beste sei. Einmal dachte ich daran, dich auf die Universität zu schicken. Das ist, wie ich weiß, Mr. Dale's Wunsch; vielleicht ist es auch der Deinige. Aber ich habe den Plan aufgegeben. Ich habe etwas Besseres für dich im Sinne. Du hast einen hellen Kopf für Geschäfte und bist ein vortrefflicher Rechner. Ich habe die Absicht, dich so zu erziehen, daß du die Aussicht über mein Geschäft übernehmen kannst, und mit der Zeit werde ich dich zum Theilhaber an demselben machen; bevor du dreißig Jahr alt bist, wirst du ein reicher Mann sein. Sage einmal, gefällt dir dies?«

»Mein lieber Onkel,« entgegnete Leonard freimüthig, »es schickt sich nicht für mich, eine Wahl zu beanspruchen. Ich würde es vorgezogen haben, auf die Universität zu gehen, weil ich mir dort Selbständigkeit hätte erwerben können und alsdann aufhören würde, Ihnen zur Last zu fallen. Außerdem zieht mich meine Neigung mehr zu den Studien auf der Universität, als zu denen im Comptoir. Das Alles ist indessen nichts im Vergleich mit dem Wunsche, Ihnen nützlich zu sein und auf irgend eine,

wenn auch noch so schwache Weise, meine Dankbarkeit für alle Ihre Güte an den Tag zu legen.«

»Du bist ein guter, dankbarer und verständiger Bursche,« rief Richard herzlich; »und du darfst glauben, daß mir, obgleich ich ein roher Edelstein bin, dein wahres Intekesse am Herzen liegt. Du kannst mir von Nutzen sein, und wenn du das bist, dann dienst du dir selbst am besten. Um dir die Wahrheit zu sagen, so denke ich daran, meinen Stand zu ändern. Ich habe eine Dame von Rang kennen lernen, die, wie ich glaube, sich herablassen würde, Mrs. Avenel zu werden; und wenn dem so ist, so werde ich wahrscheinlich einen großen Theil des Jahres in London zubringen. Ich mag nicht mein Geschäft aufgeben. Keine andere Anlage des Kapitals würde dieselben Zinsen eintragen. Du wirst aber bald lernen, es für mich zu beaufsichtigen, da ich mich ja doch einmal zurückziehen werde, in welchem Fall du dann eintreten kannst. Wenn du einmal Mitglied unserer großen kaufmännischen Gemeinschaft bist, dann kannst du mit deinen Talenten alles werden – Mitglied des Parlaments und zuletzt vielleicht noch Staatsminister. Und meine Frau – hm! – meine künftige nämlich – hat große Verbindungen, und du wirst eine gute Partie machen; und – die Avenels werden, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihre Köpfe so hoch tragen wie die Höchsten! Zum Kukuk mit der Aristokratie – wir gescheidten Bursche werden die Aristokratie sein – ho!« Richard rieb sich die Hände.

Sicherlich war Leonard, wie wir gesehen, besonders bei seinen ersten Schritten auf dem Wege des Wissens

mit seiner Stellung auf der großen Stufenleiter des Lebens unzufrieden gewesen – sicherlich war er noch immer ehrgeizig – sicherlich würde er jetzt nicht damit einverstanden gewesen sein, zu der bescheidenen Beschäftigung zurückzukehren, welche er verlassen; und wehe dem jungen Mann, dessen Puls nicht rascher schlägt, und dessen Auge nicht heller glänzt, wenn er Worte hört, die ihm Unabhängigkeit versprechen und ihm mit der Hoffnung auf Auszeichnung schmeicheln. Als sich indeß Leonard einige Stunden nach der erwähnten Unterredung mit seinem Onkel allein im Freien befand und über die vor ihm liegenden Aussichten nachdachte, trat eine erkaltende und düstere Rückwirkung des Mißbehagens bei ihm ein. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, seine intellektuelle Erziehung dadurch zu vervollständigen, daß er die in ihm schlummernden Kräfte entwickelte, welche der literarischen Laufbahn zustrebten und sich gegen das bloß Geschäftliche des Handels empörten. Zu seinem Ruhme sei es aber gesagt, daß er diesem natürlichen Gefühl des Mißbehagens kräftigen Widerstand leistete und sich stufenweise darauf einschulte, die Bahn, welche die Pflicht ihm vorgeschrieben, und welche die männliche Gesinnung, die das Mark seines Charakters bildete, gut hieß, mit freundlichen Blicken anzuschauen.

Diese Selbstüberwindung bewies, glaube ich, daß der junge Mann das wahre Genie besaß. Ein verkehrtes Genie würde Sonette geschrieben und sich der Verzweiflung überlassen haben.

Richard Avenel hatte indessen seinen Neffen in Beziehung auf die ursprüngliche Frage, von welcher ihre Unterhaltung über die Zukunft abgeschwächt war, ganz im Dunkeln gelassen – die Frage nämlich, ob er an den Pfarrer schreiben und die Angst seiner Mutter beschwichtigen sollte. Wie könnte er dies ohne Richard's Einwilligung thun, da dieser bei einer früheren Gelegenheit gebieterisch erklärt hatte, daß in diesem Fall seine Mutter die ihr von Richard zgedachte Unterstützung verlieren würde? Während er, an einen Zaun gelehnt, welcher den Fußweg nach der Stadt unterbrach, diese Angelegenheit mit seinem Gewissen in's Reine zu bringen suchte, wurde er aus seinen Betrachtungen emporgeschreckt. Er blickte auf und sah Mr. Sprott, den Kesselflicker, vor sich.

#### FÜNFZEHNTE KAPITEL.

Der Kesselflicker, der schwarzer und grimmiger aussah als je, blickte seinen so veränderten alten Bekannten scharf an und streckte seine schmutzigen Finger aus, als wollte sich durch den Gefühlssinn überzeugen, daß er der leibhaftige Leonard sei, den er in so wunderbar eleganten und so übernatürlich saubern Kleidern vor sich sehe.

Leonard schrak unwillkürlich vor der Berührung zurück, während er sehr überrascht hervorstotterte:

»Sie hier, Mr. Sprott! Was hat Sie so weit von der Heimath weggeführt?«

»Von der Heimath?« wiederholte der Kesselflicker, »ich habe keine Heimath! oder vielmehr, Mr. Fairfield, ich mache mir überall, wo ich hinkomme, eine Heimath! Ja, ja, ich bin in keinem Kirchspiel ansässig. Ich wandere da und dort hin und meine Heimath ist überall, wo ich meine Kessel flicken und meine Tractätchen verkaufen kann!«

Mit diesen Worten brachte der Kesselflicker seine Körbe auf den Boden herunter, ließ ein Grunzen der Erleichterung und der Zufriedenheit vernehmen und setzte sich mit großer Gemüthsruhe auf den Zaun, von welchem Leonard sich zurückgezogen hatte.

»Aber der Blitz soll mich erschlagen,« fuhr Mr. Sprott fort, als er Leonard noch einmal musterte, »wahrhaftig, Sie sind jetzt ein ganzer Gentleman! Was für Kniffe stecken dahinter he?«

»Kniffe!« wiederholte Leonard mechanisch. »Ich verstehe Sie nicht.« Da er es jedoch weder für nöthig, noch für vortheilhaft erachtete, seine Bekanntschaft mit Mr. Sprott weiter zu pflegen, und es auch nicht für klug hielt, sich der Batterie von Fragen auszusehen, wozu, wie er voraussah, eine weitere Unterhaltung Veranlassung geben würde, so reichte er dem Kesselflicker eine Krone und sagte halb lächelnd:

»Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich Sie verlasse – ich habe Geschäfte in der Stadt; thun Sie mir den Gefallen, diese Kleinigkeit anzunehmen.« Damit ging er rasch von dannen.

Der Kesselflicker schaute die Krone lang an, steckte sie dann in seine Tasche und sagte vor sich hin:

»Oho – Geld, um mich zum Schweigen zu bringen! Geht nicht, mein Prahlhänschen!«

Nachdem er dieses kurze Selbstgespräch beendigt, blieb er einige Augenblicke schweigend sitzen, bis er Leonard fast aus dem Gesicht verloren hatte; dann stand er auf, ergriff wieder seine sieben Sachen und schlich, Leonard folgend, langsam längs den Hecken nach der Stadt. Als er auf dem letzten Felde gerade über die Hecke schaute, sah er, wie Leonard von einem Gentleman von gefälligem Aussehen und wichtigthuendem Benehmen angeredet wurde. Der Gentleman verließ bald den jungen Mann und kam, laut pfeifend, den Pfad entlang gerade auf den Kesselflicker zu. Mr. Sprott schaute um sich, aber die Hecke war in zu gutem Stande, um einen passenden Versteck zu gewähren, weshalb er mit dreister Stirne mannhaft vorwärts schritt. Aber zu seinem Mißgeschick hatte der Eigenthümer der Felder, Mr. Richard Avenel, bevor er den öffentlichen Weg erreichen konnte, den Uebertreter entdeckt und rief ihn nun mit einem »Holla, Bursche!« an, in welchem all' die Würde lag, die Solchen eigen ist, welche Felder besitzen, und all' den Grimm eines Mannes, welcher wahrnimmt, daß Jemand dieselben unbefugter Weise zu betreten wagt.

Der Kesselflicker blieb stehen, und Mr. Avenel schritt auf ihn zu.

»Was zum Teufel thust du auf meinem Eigenthum und schleichst an meiner Hecke herum? Ich habe dich im Verdacht, daß du ein Brandstifter bist!«

»Ich bin ein Kesselflicker,« sagte Mr. Sprott, sich nicht zu tief verbeugend (denn Mr. Sprott war ein derber Republikaner), sondern wie ein Herr der Schöpfung –

»Von stolzer Haltung, Trotz in seinen Blicken.«

Mr. Avenel juckten die Finger, den elenden Hut des Kesselflickers von dessen Jacobinerhaupt herunterzuschlagen; aber er unterdrückte diese seiner nicht würdige Neigung dadurch, daß er seine beiden Hände tief in die Taschen seiner Beinkleider steckte.

»Ein Kesselflicker!« rief er – »das heißt, ein Landstreicher; und ich bin eine obrigkeitliche Person; und ich hätte große Last, dich in die Tretmühle zu schicken – hätte ich! Was thust du hier? frage ich. Du hast mir auf meine Frage nicht geantwortet.«

»Was ich hier thue?« sagte Mr. Sprott. »Nun, da thäten Sie besser, den jungen Herrn, den ich eben mit Ihnen sprechen sah, nach meinem Leumund zu fragen; er kennt mich!«

»Was! mein Neffe kennt dich?«

»Wi-e,« pfiff der Kesselflicker, »Ihr Neffe, Sir? Ich habe große Achtung vor Ihrer Familie. Ich habe Mrs. Fairfield, die Waschfrau, viele Jahre gekannt. Ich bitte demüthig um Verzeihung.« Und diesmal zog er seinen Hut ab.

Mr. Avenel wurde roth und weiß in einem Athem. Er murmelte etwas kaum Hörbares vor sich hin, drehte sich um und ging von dannen. Der Kesselflicker beobachtete ihn, wie er Leonard beobachtet hatte, und folgte dann dem Onkel, wie er dem Neffen gefolgt war. Ich maße

mir nicht an, zu behaupten, daß das, was sich in jener Nacht zutrug, Ursache und Wirkung gewesen sei; aber es war ein sogenanntes ›eigenthümliches Zusammentreffen‹, daß in jener Nacht eine von Richard Avenel's Scheuern in Brand gesteckt wurde, und daß Richard an jenem Tage Mr. Sprott einen Brandstifter geheißen hatte. Mr. Sprott war ein Mann von sehr stolzem Charakter und verzieß keine Beleidigung. Er war von entzündbarer Natur, und so waren auch die Zündhölzer, die er immer nebst seinen Tractätchen und Leimtöpfen mit sich herumtrug.

Am nächsten Morgen stellte man Nachforschungen nach dem Kesselflicker an, aber er war aus der Gegend verschwunden.

#### SECHSZEHNTE KAPITEL.

Es war ein glücklicher Umstand, daß das *déjeuné dansant* die Gedanken Mr. Avenel's dergestalt in Anspruch nahm, daß selbst der Brand seiner Scheuer nicht vermochte, die lieblichen und poetischen Bilder, welche sich mit jener ländlichen Festlichkeit verknüpften, zu verscheuchen. Selbst in den Fragen, welche er an Leonard über den Kesselflicker richtete, war er unzusammenhängend und achtlos. Auch ließ er den herumziehenden Gewerbsmann nicht durch die Justiz verfolgen, denn Avenel war, um die Wahrheit zu sagen, gewohnt, sich Feinde unter den gemeinen Leuten zu machen; und obgleich er Mr. Sprott im Verdacht hatte, seine Scheune in Brand gesteckt zu haben, so wußte er doch, daß er, wenn es sich einmal um Verdacht handelte, ebenso gut fünfzig

andere Personen im Verdacht haben könnte. Wie in aller Welt konnte ein Mann sich um Scheunen und Kesselflicker kümmern, dessen ganze Sorge und Energie auf ein *déjeuné dansant* gerichtet war? Es gehörte zu Richard Avenel's Grundsätzen, »nur Ein Ding auf einmal zu thun«; und darum verschob er alle andern Erwägungen bis nach Beendigung der großen Festlichkeit. Zu diesen Erwägungen gehörte auch die wegen des Briefes, den Leonard an den Pfarrer zu schreiben wünschte. »Warte noch ein wenig, und wir wollen Beide schreiben,« sagte Richard gut gelaunt, »sobald das *déjeuné dansant* vorbei ist.«

Die vielbesprochene Fête konnte allerdings keine gewöhnliche ländliche Festlichkeit genannt werden. Richard Avenel war der Mann dazu, eine Sache, die er einmal in Angriff genommen, auch gehörig durchzuführen.

Nach und nach hatten seine ersten Pläne dergestalt an Umfang zugenommen, daß das, was er sich anfangs nur als hübsch und elegant ausgedacht, jetzt auch kostspielig und prachtvoll zu werden drohte. Künstler, welche mit *déjeunés dansants* vertraut waren, kamen den weiten Weg von London, um Beistand zu leisten und anzuordnen. Ungarische und tyrolische Sänger, sowie schweizerische Bäuerinnen, welche den Kuhreigen singen, Kühe melken oder kalte Schale aus Milch und Wein bereiten sollten, wurden bestellt. Das große Zelt war gleich einer gothischen Bankethalle decorirt; das Frühstück sollte aus »allen Delicatessen der Jahreszeit« bestehen. Kurz, »es mußte«, wie Richard Avenel zu sich selbst sagte, »etwas ganz Besonderes sein; etwas, wobei es mir nicht darauf

ankommt, Geld auszugeben, wenn nur etwas recht Gelungenes daraus wird.«

Es hatte Anlaß zu ernstestn Erwägungen gegeben, wie man eine Gesellschaft zusammen bringen könne, die des Festes würdig sei; denn Richard Avenel begnügte sich nicht mit der Aristokratie von Screwstown – sein Ehrgeiz war mit seinen Ausgaben gestiegen. »Da es jedoch einmal so viel kosten wird,« sagte er, »so kann ich am Ende ebenso gut großartig auftreten und die Grafschaft mit berücksichtigen.«

Freilich war er persönlich nur mit sehr wenigen von den sogenannten Grafschaftsfamilien bekannt; wenn sich aber ein Mann in einer großen Stadt hervorthut und bei der Wahl eines oder gar beider Mitglieder, welche diese Stadt in das Parlament sendet, den Erfolg der Wahl in seiner Hand hat; und wenn ferner dieser Mann ein großartiges und originelles Fest zu geben beabsichtigt, bei welchem die Alten essen und die Jungen tanzen können, so gibt es keine Grafschaft auf der britischen Insel, die nicht Familien genug aufzuweisen hätte, deren sehnlicher Wunsch es wäre, von *diesem Manne* eingeladen zu werden; und als Richard fand, daß die Gemahlin des Dekans und Mrs. Pompley und verschiedene andere einflußreiche Personen, sobald man von der Sache zu sprechen anfing, sich die Freiheit nahmen, zu vermuthen, daß dieser und jener Squire und angesehene ›Herr von‹ sich sehr freuen würden, eingeladen zu werden, so faßte er ohne weiteres den Stier bei den Hörnern und schickte seine

Einladungskarten an alle Schloß- und Park- und Hallenbesitzer in einem Umkreis von zwölf Meilen. Nur Wenige lehnten die Einladung ab, und Richard zählte auf nahezu fünfhundert Gäste.

»Habe ich den Kreuzer nicht geschont, so will ich auch den Thaler nicht schonen,« sagte Mr. Richard Avenel. »Ich bin begierig, zu erfahren, was Mrs. M'Catchley sagen wird!« Wenn wir nämlich die Wahrheit gestehen sollen, so gab Mr. Richard Avenel sein *déjeuné dansant* nicht nur zu Ehren von Mrs. M'Catchley, sondern er hatte sich auch im Innersten seines Herzens vorgenommen, bei dieser Gelegenheit (wenn er von all' seinem Glanze umgeben und von Terpsichore und Bacchus mit ihren verführerischen Künsten unterstützt sein würde) Mrs. M'Catchley jene sanften Worte in's Ohr zu flüstern, welche – doch warum sollte ich nicht Mr. Richard Avenel in seiner ureigenen, unsophistischen Redeweise sprechen lassen? »Die Katze muß aus dem Sack heraus,« sagte Mr. Avenel für sich, »dann werde ich im Handumdrehen die Frage erledigt haben!«

## SIEBENZEHNTE KAPITEL.

Endlich kam der große Tag, und Mr. Richard Avenel blickte vom Fenster seiner Ankleidezimmer auf die Scene unten herab, wie Hannibal oder Napoleon von den Alpen auf Italien herabgeblickt haben mochte. Es war in der That ein Anblick geeignet, Eroberungsgedanken zu befriedigen und die Anstrengungen des Ehrgeizes zu

belohnen. Auf einer kleinen Anhöhe standen die Tyroler Bergsänger, deren hohe, spitzigen Hüte, durchbrochene Knöpfe und gestickte Gürtel hell in der Sonne glänzten. Gerade von diesem Beobachtungsort aus sichtbar, jedoch dem Auge des gewöhnlichen Zuschauers verborgen lagen die ungarischen Musiker mitten in einer kleinen Anpflanzung von Lorbeeren und amerikanischen Sträuchern im Hinterhalte. Weit nach rechts lag, was man einst (*horresco referens*) den *Ententeich* genannt hatte, wo – *Dulce sonant tenui gutture carmen aves*. Allein die mitleidslose Erfindungsgabe des obersten Festordners hatte den Ententeich in einen Schweizer See verwandelt, obgleich dadurch dem *assuetum innocumque genus* – den dort heimischen und harmlosen Bewohnern großes Unrecht geschah, indem sie alle aus ihren heimathlichen Welten verwiesen und verbannt wurden. Große Stangen, die mit Fichtenzweigen umflochten waren, hatte man in dichten Reihen rings um den See eingeschlagen, damit dieselben dem Wasser die entsprechende helvetische Dusterheit verliehen; und hier standen neben drei mit Bändern geschmückten Kühen die Schweizer Mädchen, welche angewiesen waren, in der schattigen Kühle und Stille den Kuhreigen anzustimmen. Zur Linien, ganz oben auf dem fast gänzlich davon bedeckten Rasenplatze ragte das große gothische Zelt empor, in zwei Abtheilungen geschieden – eine für den Tanz, die andere für das *déjeuné*.

Der Tag war günstig – nicht eine Wolke stand am Himmel. Die Musiker stimmten bereits ihre Instrumente; Kellnergestalten – von Gunbar gemiethet – hübsch und anständig in schwarzen Beinkleidern und weißen Westen, bewegten sich auf und ab in dem Raume zwischen dem Hause und dem Zelte. Richard schaute und schaute und zog während dessen mechanisch sein Rasirmesser über den Streichriemen; und als er sich satt geschaut hatte, wandte er sich mit Widerstreben zum Spiegel und rasirte sich! Den ganzen lieben Morgen war er zu beschäftigt gewesen, um an das Rasiren zu denken.

Es liegt außerordentlich viel Charakteristisches in der Art und Weise, wie ein Mann die Operation des Rasirens ausführt. Man mußte Richard Avenel beim Rasiren sehen! Man konnte beurtheilen, wie er seine Mitmenschen über den Löffel barbieren würde, wenn man sah, wie rasch und vollendet er sich selbst rasirte. – Ein Zug nach vorne und Ein Zug rückwärts und – dem Barbierenden fiel der Bart! Wange und Kinn waren so glatt wie Glas. Man würde, wenn man ihn gesehen hätte, instinktmäßig seine Taschen zugeknöpft haben.

Die übrige Toilette Mr. Avenel's wurde jedoch nicht mit derselben Schnelligkeit vollendet. Auf seinem Bett, auf seinen Stühlen, auf seinem Sopha und auf seiner Comode lagen Beinkleider, Westen und Cravatten in solcher Anzahl, um selbst einem Stoiker die Wahl schwer zu machen. Zuerst wurde nun Ein Paar Beinkleider und dann ein zweites Paar anprobirt – dann Eine Weste, dann eine zweite, dann eine dritte. Allmählig entwickelte sich

hieraus jenes *chef d'oeuvre* der Civilisation, – ein *angekleideter Mensch*; und endlich trat Mr. Richard Avenel an das Licht des Tages. Er war glücklich in der Wahl seines Anzugs gewesen – das fühlte er. Derselbe möchte in Betreff der Farbe und des Schnitts nicht Jedem zugesagt haben, aber ihm stand beides gut.

Seine Kleidung war folgendermaßen zusammengesetzt – denn welcher epische Dichter würde nicht bei einer solchen Gelegenheit das Staatskleid und die Tunika seines Helden beschreiben?

Sein *surtout* – nach moderner Redeweise sein kurzer Ueberrock – war blau, ein reiches Blau, wie es die königlichen Brüder Georg's des Vierten vorzugsweise liebten. Der einreihige *surtout* wurde galanter Weise offen getragen, und in dem zweiten Knopfloch steckte eine Moosrose. Die Weste war weiß und die Beinkleider von perlgrauer Farbe ›fielen‹ nach der Schneider-Sprache ›hübsch über die Stiefel‹. Ein blauseidenes Halstuch, lose und nachlässig um den Hals geschlungen, ein stark sichtbares Hemd mit einfachen goldenen Knöpfen, ein Paar citronenfarbige, gemslederne Handschuhe und ein weißer Hut, etwas zu keck auf eine Seite gesetzt, vollendete die Erscheinung und ›gibt der Welt gewisse Kunde von dem Manne‹. Wenn man dazu seine leichte, feste, gut gebaute Gestalt, seine klare Hautfarbe, sein durchdringendes, glänzendes Auge und die ausdrucksvollen Züge nimmt, in welchen sich Muth, Bestimmtheit und rasche Entschlossenheit aussprechen – das heißt kühne, nicht grobe, proportionirte und regelmäßige Züge – so würde man lange

durch Stadt und Land wandern müssen, bevor man ein hübscheres Exemplar eines Menschen fände, als unsern Freund Richard Avenel.

Hübsch und mit dem Selbstgefühl, hübsch zu sein; reich, und wohl wissend, daß er reich sei; Herr des Festes und sich bewußt, Herr des Festes zu sein, trat Richard Avenel hinaus auf den Rasenplatz.

Und jetzt begann der Staub auf der Landstraße aufzuwirbeln, und Equipagen, Gigs, Einspänner und Zweispänner konnte man in kurzen Zwischenräumen und in rascher Aufeinanderfolge wahrnehmen. Die Leute trafen so ziemlich zu gleicher Zeit ein – wie gewöhnlich auf dem Lande – wofür der Himmel sie belohne!

Richard Avenel fühlte sich anfangs beim Empfang der Gäste nicht ganz behaglich, besonders Denjenigen gegenüber, die er nicht von Angesicht kannte. Als aber das Tanzen begann und er sich der schönen Hand der Mrs. M'Catchley für die Eröffnungsquadrille versichert hatte, kehrte sein Muth und seine Geistesgegenwart zurück; und als er sah, daß viele Leute, die er gar nicht empfangen hatte, sich gut zu unterhalten schienen, so gab er den Versuch auf, den später Kommenden entgegen zu gehen – und das war für beide Theile eine große Erleichterung.

Mittlerweile betrachtete Leonard das belebte Schauspiel schweigend und traurig mit einem Gefühl, das er vergebens los zu werden sich bemühte, und das in solchen Fällen bei jungen Männern gewöhnlicher ist, als wir anzunehmen geneigt sind. Aus diesem oder jenem

Grunde sagte ihm das Vergnügen nicht zu; er hatte keine Mrs. M'Catchley, um ihm dasselbe theuer zu machen – er kannte sehr wenig Leute – er war schüchtern – er fühlte, daß seine Stellung bei seinem Onkel eine zweideutige war – er war nicht an das gesellschaftliche Leben gewöhnt – er hörte zufällig viele boshafte Bemerkungen über seinen Onkel und das Fest – er war entrüstet und niedergedrückt. Er hätte sich viel glücklicher gefühlt als er an dem kleinen Springbrunnen in Riccabocca's Garten seinen Rettig verzehrte. Er zog sich nach einem ruhigen Theile der Anlagen zurück, setzte sich unter einen Baum, stützte sein Kinn auf die Hand und vertiefte sich in Gedanken. Er war bald weit weg – glückliches Alter, in welchem die Zukunft, mag die Gegenwart sein, wie sie will, immer so schön und unendlich erscheint!

Jetzt folgte das *déjeuné* den ersten Tänzen; und als Champagner in Strömen floß, nahm die Heiterkeit des Festes in erstaunlichem Grade zu.

Die Sonne hatte schon angefangen, sich dem Westen zuzuneigen, als der Tanz zeitweilig aufhörte und die Mehrzahl der Gäste sich auf dem Platze versammelte, welchen das Zelt auf dem Rasen noch übrig gelassen. Die bunten Kleider der Damen, das lustige Lachen, welches sich von allen Seiten hören ließ, und der alles bestrahlende Sonnenschein bewirkten nun endlich, daß auch Leonard nicht eine blos scheinbare, sondern eine wirkliche, gesunde Freude empfand. Er erwachte aus seiner Träumerei und mischte sich schüchtern unter die Gruppen. Aber Richard Avenel hatte sich mit der hübschen Mrs.

M'Catchley, deren Gesichtsfarbe lebhafter, deren Augen glänzender und deren Gang elastischer schien als sonst, in demselben Augenblick von dem Feste zurückgezogen, in welchem sich Leonard demselben anschloß, und die Beiden befanden sich nun an eben dem nämlichen stillen, schattigen Platze, den der junge Träumer verlassen hatte.

Und jetzt! ach jetzt! welch' ein passender Moment für die süßeste Frage aller Fragen!

Welch ein geeigneter Ort für das schüchterne, verschämte Flüstern derselben?

Da, plötzlich drangen von dem Rasenplatze vor ihm und von den Gruppen jenseits so unbeschreiblich gemischte, so ominöse Töne – gleich denen eines allgemeinen Kicherns, eines entsetzlichen, boshaften, aber unterdrückten Gelächters – zu den Ohren Richard Avenel's. Mrs. M'Catchley aber streckte ihren Sonnenschirm aus und rief: »Mein Gott, Mr. Avenel, was mag der Grund sein, daß alle Leute sich dort zusammendrängen?«

Es gibt gewisse Töne und gewisse Erscheinungen – von welchen die ersteren undeutlich, die letzteren nur unbestimmt und auf Muthmaßungen gegründet sind – die aber doch, wie wir instinctmäßig wissen, irgend eine teuflische Einmischung in unsere Angelegenheiten verkünden. Und wenn irgend Jemand eine Festlichkeit veranstaltet und von der Ferne ein allgemeines, schlecht unterdrücktes Kichern hört und alle seine Gäste sich nach Einem Fleck drängen sieht, so möchte ich den sehen, der unbewegt und theilnahmlos bliebe, ja, der (so fest er es

sich auch vorgenommen haben mag) gerade diese Veranlassung benutzte um graziös auf das rechte Knie vor der allerschönsten Mrs. M'Catchley niederzusinken und – ›die Frage rasch zu erledigen‹! Richard Avenel entfuhr unüberlegter Weise etwas gleich einem Fluche, und da er irgend einen Zwischenfall vermuthete, welcher nicht gleich zur Kenntniß der Mrs. M'Catchley zu bringen sein dürfte, so sagte er hastig zu ihr: »Entschuldigen Sie mich. Ich will rasch hingehen und sehen, was es gibt – bitte, bleiben Sie, bis ich zurückkomme.« Damit sprang er fort und im nächsten Augenblick war er mitten in der Gruppe, die sich zuverkommend theilte, um ihm Platz zu machen.

»Was gibt es denn?« fragte er ungeduldig und doch ängstlich. Keine Stimme antwortete. Er drang weiter vor – und erblickte seinen Neffen in den Armen eines Weibes. »Gerechter Gott!« rief Richard Avenel.

#### ACHTZEHNTE KAPITEL.

Und was für ein Weib!

Sie hatte ein baumwollenes Kleid an – recht nett, allerdings für ein Hausmädchen etwa – und so dicke Schuhe! Auf dem Kopfe trug sie einen kleinen schwarzen Strohhut und ein Halstuch, das zehn Pence gekostet haben mochte, war statt eines Shawls kreuzweise über ihre Brust festgesteckt; sie sah ohne Zweifel im Ganzen sehr ehrbar, aber außerordentlich staubig aus! Und sie hing an Leonard's Halse und schalt und liebte ihn, indem sie fortwährend weinte und schluchzte. »Gerechter Gott!« rief Mr. Richard Avenel.

Und als er diese unschuldige Herzensergießung laut werden lief, drehte sich die Frau plötzlich um, eilte von Leonard fort, warf sich auf Richard Avenel und begrub unter ihren Umarmungen den blauen Rock, die Moosrose und die weiße Weste, während sich heftige Seufzer und laute Ausrufe ihrer Brust entrangen.

»Oh! Bruder Dick! lieber, lieber Bruder Dick! und ich erlebe es, dich wieder zu sehen!« Und dann erfolgten zwei so kräftige Küsse, daß man sie eine Meile weit hätte hören können! Die Lage des Bruders Dick war schrecklich; und die Menge, welche bisher nur höflich gekichert hatte, konnte der Wirkung dieser plötzlichen Umarmung nicht widerstehen. Es gab eine allgemeine Explosion!

Es war ein förmliches Gebrüll! Dieses Gebrüll würde einen schwachen Mann getödtet haben. Dem kraftvollen und muthigen Richard Avenel aber klang es wie die Herausforderung eines Feindes und riß für einen Augenblick sein lebhaftes angelsächsisches Temperament über alle conventionellen Hindernisse und Schranken hinweg.

Er erhob rasch seinen schönen männlichen Kopf und warf einen hochmüthigen Blick des Tadels und der Ueberraschung rings herum auf den Kreis seiner ungezogenen Gäste.

»Meine Damen und Herren,« sagte er dann sehr kalt, »ich begreife nicht, was es da zum Lachen gibt! Ein Bruder und eine Schwester treffen sich nach vieljähriger Trennung, und die arme Schwester weint. Ich, meines Theils, halte es für sehr natürlich, daß sie weint, aber nicht, daß Sie lachen!«

In einem Augenblick war die Scham vollständig von Richard auf die Umstehenden hinübergewälzt. Es läßt sich unmöglich beschreiben, wie dumm und einfältig sie Alle aussahen, und wie still sie davon zu schleichen suchten.

Richard Avenel benützte seinen Vortheil mit der Entschlossenheit eines Mannes, der in Amerika vorwärts gekommen war und sich deßhalb in jeder kritischen Lage zu helfen mußte. Er gab Mrs. Fairfield den Arm und führte sie in das Haus; als er sie aber wohlbehalten in seinem Wohnzimmer sah, wohin ihm Leonard gefolgt war, und die Thür sich hinter den Dreien geschlossen hatte, brach Richard Avenel's Zorn los.

»Du unverschämte, undankbare freche – Dirne!«

Ja, Dirne war das Wort; ich sage es mit Widerwillen, aber die Pflichten eines Geschichtschreibers sind strenger Natur; und das Wort *war* Dirne.

»Dirne!« stammelte die arme Jane Fairfield; und sie klammerte sich an Leonard an, um nicht umzufallen.

»Sir!« rief Leonard aufbrausend.

Ebenso gut hätte man einem Bergstrom ›Sir!‹ zurufen können. Richard fuhr heftig fort, denn er war wüthend –

»Du häßliche, schmutzige, staubige Schlampe! Wie kannst du es wagen, hierher zu kommen, um mir in meinem eigenen Hause Schande zu bereiten, nachdem ich dir fünfzig Pfund geschickt? Und dazu gerade einen Zeitpunkt zu wählen, wo – wo –«

Richard schnappte nach Athem, und das Gelächter seiner Gäste hallte in seinen Ohren wieder, es drang in seine

Brust und drohte ihn zu ersticken. Jane Fairfield richtete sich empor, ihre Thränen waren getrocknet.

»Ich bin nicht gekommen, um dir Schande zu bereiten; ich bin gekommen, um meinen Jungen zu sehen.«

»Ha!« unterbrach sie Richard, »um *ihn* zu sehen.«

Er wandte sich an Leonard. »Du hast also an dieses Weib geschrieben?«

»Nein, Sir, das habe ich nicht.«

»Ich glaube, du lügst.«

»Er lügt nicht und er ist so gut wie du und besser, Richard Avenel,« rief Mrs. Fairfield, »und ich will nicht hier stehen und ihn beschimpfen hören. Das will ich nicht. Und was deine fünfzig Pfund anbelangt, so sind hier funfundvierzig davon, und ich will mir die Finger wund arbeiten, bis ich die übrigen fünf zurückbezahlt habe. Und fürchte nicht, daß ich dir Schande mache, denn ich werde dein Gesicht nie wieder ansehen; du bist ein elender, schlechter Mensch – das bist du!«

Die Stimme des armen Weibes war so laut und gelend, daß jedes andere reuigere Gefühl, welches Richard empfunden haben mochte, durch die Erwägung erstickt wurde, sie könnte von seinen Dienern oder Gästen gehört werden – eine Erwägung, die man bei Männern, aber selten bei Frauen trifft; im Gegentheil wird sie von Letzteren gern als feige Furcht auf Seiten ihrer männlichen Unterdrücker ausgelegt.

»Still! höre auf mit deinem Teufelslärm – höre auf!« sagte Mr. Avenel in einem Tone, der beschwichtigend sein

sollte, »Da – setze dich – und rühre dich nicht, bis ich wieder komme und ruhig mit dir sprechen kann. Leonard, begleite mich und hilf mir, die Sache unsern Gästen zu erklären.«

Leonard blieb stehen und schüttelte leise den Kopf.

»Was soll das heißen, Sir?« sagte Richard Avenel mit einem unheilverkündenden Brummen. »Du wagst es, gegen mich den Kopf zu schütteln? Du willst dich unterstellen, mir ungehorsam zu sein? Du würdest besser thun, dich in Acht zu nehmen!«

Leonard legte einen Arm um seine Mutter und erwiderte:

»Sir, Sie sind gütig und edelmüthig gegen mich gewesen und nur der Gedanke hieran brachte meine Entrüstung zum Schweigen, als ich hörte, in welcher Sprache Sie meine Mutter anredeten; denn ich fühlte, daß ich, wenn ich spräche, zu viel sagen würde. Jetzt aber spreche ich, und um es Ihnen kurz zu sagen –«

»Still, mein Sohn,« sagte die arme Mrs. Fairfield erschrocken; »kümmere dich nicht um mich. Ich kam nicht hierher, um Unheil anzustiften und deine Aussichten zu zerstören. Ich will gehen.«

»Wollen Sie Ihre Schwester um Verzeihung bitten, Mr. Avenel?« sagte Leonard fest und trat auf seinen Onkel zu.

Richard, welcher von Natur hitzig war und keinen Widerspruch ertragen konnte, gerieth jetzt in Aufregung, und zwar nicht allein durch den Aerger, welchen, wie man zugeben muß, ein so mitten in seinem höchsten

Triumphe gedemüthigter Mann wohl empfinden mochte, sondern auch dadurch, daß er mehr Wein getrunken hatte, als er gewöhnt war; und als Leonard sich ihm näherte, hielt er seine Bewegung fälschlich für eine drohende und auf einen Angriff berechnete. Er erhob seinen Arm. »Einen Schritt näher,« sagte er zwischen den Zähnen, »und ich schlage dich zu Boden.« Leonard trat ungeachtet des Verbots einen Schritt näher; als aber Richard ihm in's Antlitz blickte, sah er in seinem Auge nichts Herausforderndes oder Drohendes, sondern nur Muth und Unerschrockenheit, was Richard anerkannte und achtete, denn es deutete den freien Mann an. Der Arm des Onkels sank mechanisch wieder an seine Seite nieder.

»Sie können mich nicht schlagen, Mr. Avenel,« sagte Leonard, »denn Sie wissen wohl, daß ich den Bruder meiner Mutter nicht wieder schlagen könnte. Als ihr Sohn sage ich nochmals zu Ihnen – bitten Sie Ihre Schwester um Verzeihung.«

»In zehn Tausend Teufel Namen! Bist du verrückt! – oder willst du mich verrückt machen? du unverschämter Bettler, den ich in meiner Güte genährt und gekleidet habe! Sie um Verzeihung bitten! – weßhalb? weil sie mit ihrem verd– Kattunkleide und ihren zweimal verd– dicken Schuhen mich zum Spott und Gelächter gemacht hat? Ich will einen Eid darauf schwören, daß sie mit Nägeln beschlagen sind. Hör' mal, Junge, ich bin von ihr beleidigt worden, aber von dir lasse ich mich nicht übertäuben. Du kommst augenblicklich mit mir, oder ich sage mich von

dir los; nicht einen Schilling wirst du von meinem Vermögen erhalten, so lange ich lebe. Triff deine Wahl – werde ein Bauer, ein Arbeiter, oder –«

»Ein gemeiner Renegat natürlicher Neigungen, ein elender Bettler in der That!« rief Leonard, während seine Brust wogte und seine Wangen glühten. »Mutter, Mutter, komm' mit mir! Habe keine Angst – ich bin jung und stark, und wir wollen zusammen arbeiten, wie früher.«

Aber die arme Mrs. Fairfield sank, von der Aufregung überwältigt, in Richard's eigenen hübschen, mit Maroquin überzogenen Lehnstuhl und vermochte weder zu sprechen, noch sich zu rühren.

»Ein Blitz soll Euch Beide erschlagen!« murmelte Richard vor sich hin. »Man darf Euch jetzt nicht aus meinem Hause herausschleichen sehen. Behalte sie hier, du junge Natter, du; behalte sie hier, bis ich wieder komme; und wenn du es dann vorziehst, zu gehen, so gehe und sei –«

Mr. Avenel beendigte den Satz nicht, sondern eilte aus dem Zimmer, schloß die Thüre ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. In der Vorhalle zögerte er einen Augenblick, um seine Gedanken zu sammeln, holte drei- oder viermal tief Athem, schüttelte sich tüchtig und beschloß, treu zu bleiben seinem Grundsatz, nur Ein Ding auf einmal zu thun. Somit schüttelte er denn auch mit diesem Einen Schütteln alle störenden Erinnerungen an seine aufrührerischen Gefangenen von sich ab. Ernst, wie Achilles den Trojanern erschien, schritt Richard nach seinem Rasenplatz zurück.

## NEUNZEHNTES KAPITEL.

So kurz auch seine Abwesenheit gedauert, so bemerkte der Festgeber doch, daß in dieser Zwischenzeit eine große und merkliche Veränderung in der Stimmung seiner Gäste eingetreten war. Einige von Denen, welche in der Stadt wohnten, schickten sich offenbar eben an, zu Fuß nach Hause zurückzukehren; Diejenigen, welche entfernter wohnten, und deren Wagen zum Abholen auf eine spätere Stunde bestellt waren, hatten sich in kleinen Häufchen und Gruppen versammelt. Alle sahen mürrisch und mißvergnügt aus, und Alle wandten sich instinctmäßig von ihrem Wirthe ab, als er an ihnen vorüberging. Sie fühlten, daß sie eine Zurechtweisung erhalten, und befanden sich in größerer Verlegenheit als Richard. Sie konnten nicht wissen, ob sie nicht eine zweite Lection bekommen würden. Wessen wäre dieser gemeine Mann nicht fähig?

Richard's scharfer Verstand begriff augenblicklich die ganzen Schwierigkeiten seiner Lage. Er schritt mit Bedacht gerade auf Mrs. M'Catchley zu, welche mit den Pompleys und der Gemahlin des Dekans dicht am Rasenzelte stand. Als diese Leute sahen, das er so dreist auf sie zukam, wurden sie unruhig. »Der T- soll den Kerl holen!« sagte der Oberst, indem er seine Cravatte weiter hinaufzog; »er kömmt hieher. Das ist eine gemeine und unangenehme Geschichte. Was sollen wir thun? gehen wir weiter!« Richard schnitt ihnen aber den Rückzug ab.

»Mrs. M'Catchley,« sagte er jetzt ernst, indem er ihr seinen Arm bot; »erlauben Sie, daß ich drei Worte mit Ihnen spreche!«

Die arme Wittve sah sehr verlegen aus. Mrs. Pompley zupfte sie am Kleide. Richard stand immer noch mit ausgestrecktem Arme da und blickte ihr in's Gesicht. Sie zögerte eine Minute und nahm darauf seinen Arm.

»Entsetzlich unverschämt!« rief der Oberst.

»Laß Mrs. M'Catchley nur ihren eigenen Weg gehen, mein Lieber,« erwiderte Mrs. Pompley; »sie wird ihm schon eine Vorlesung halten.«

»Madame,« sagte Richard, sobald er sich mit seiner Begleiterin so weit entfernt hatte, daß man ihn nicht hören konnte, »ich vertraue auf Sie, daß Sie mir eine Gefälligkeit erweisen werden.«

»Ich?«

»Ja. Sie allein besitzen bei allen jenen Leuten großen Einfluß, und ein Wort von Ihnen wird das, was ich wünsche, zu Stande bringen. Mrs. M'Catchley,« fügte er mit einer wahrhaft imponirenden Feierlichkeit hinzu, »ich schmeichle mir, daß Sie einige Freundschaft für mich empfinden, was mehr ist, als ich von irgend einer andern Person behaupten möchte, die sich gegenwärtig innerhalb meines Gebietes befindet. Wollen Sie mir diese Gefälligkeit erweisen – ja oder nein?«

»Was ist es für eine Gefälligkeit, Mr. Avenel?« frug Mrs. M'Catchley sehr beunruhigt und einigermaßen erweicht – denn sie war keineswegs eine Frau ohne Gefühl; ja sie hielt sich in der That für nervös.

»Sorgen Sie dafür, daß alle Ihre Freunde um jeden Preis und sobald als möglich in das Zelt zurückkehren. Ich wünsche einige Worte an sie zu richten.«

»Mein Gott! Mr. Avenel – einige Worte an sie zu richten!« rief die Wittwe. »Das ist es ja gerade, vor was sich Alle fürchten! Sie müssen mir verzeihen, aber Sie können doch wahrhaftig nicht Leute zu einem *déjeuné dansant* einladen und sie dann – ausschelten!«

»Ich werde sie nicht ausschelten,« sagte Mr. Avenel mit großem Ernst – »auf meine Ehre, das werde ich nicht thun! Ich werde alles wieder in's Geleis bringen, und ich hoffe sogar, daß das Tanzen wieder beginnen wird, und daß Sie mich mit Ihrer Hand beehren werden. Ich überlasse es Ihnen jetzt, Ihre Aufgabe zu lösen; und glauben Sie mir, ich bin kein undankbarer Mann.« So sprechend verbeugte er sich mit einer gewissen Würde und verschwand in der Frühstücksabtheilung des Zeltes. Dort machte er sich damit zu schaffen, die Aufwärter wieder zusammenzubringen und ihnen die Anweisung zu geben, die verstümmelten Ueberreste der Gerichte so gut als möglich wieder zu ordnen. Mrs. M'Catchley, deren Neugierde und Interesse erregt waren, vollzog ihren Auftrag mit der Gewandtheit und dem Takte einer Frau von Welt, und in weniger als einer Viertelstunde war das Zelt gefüllt. – Die Pfröpfe knallten – der Champagner sprudelte und schäumte – man trank stillschweigend, naschte Früchte und Kuchen und war in dem Bewußtsein, sich in einer so großen Gesellschaft zu befinden, guten Muthes, sowie man auch ein großes Verlangen hatte, zu erfahren,

was da kommen werde. Mr. Avenel, der an der Spitze der Tafel saß, erhob sich plötzlich.

»Meine Damen und Herrn,« sagte er, »ich habe mir die Freiheit genommen, Sie noch einmal in dieses Zelt einzuladen, um Sie zu ersuchen, Sie möchten mir bei einer Gelegenheit, die uns Alle heute etwas überraschte, Ihre Theilnahme schenken. Sie wissen natürlich Alle, daß ich ein Emporkömmling, ein Mann bin, der sich sein Vermögen selbst geschaffen hat.« Viele der Anwesenden verbeugten sich unwillkürlich, diese Worte wurden auf eine mannhafte Weise ausgesprochen, und man empfand in dem ganzen Kreise ein Gefühl der Achtung.

»Auch werden Sie wahrscheinlich wissen,« fuhr Mr. Avenel fort, »daß ich der Sohn sehr achtbarer Handwerksleute bin. Ich sage ›achtbarer‹, und sie schämen sich meiner nicht; ich sage Handwerksleute, und ich schäme mich ihrer nicht. Meine Schwester verheirathete sich und ließ sich ferne von hier nieder. Ich nahm ihren Sohn zu mir, um für sein Fortkommen zu sorgen und ihn zu erziehen, aber ich hatte ihr nicht mitgetheilt, wo er sich befinde, ja nicht einmal, daß ich von Amerika zurückgekehrt sei. Es war mein Wunsch, selbst den geeigneten Zeitpunkt zu wählen, da ich sie nicht nur mit einem reichen Bruder, sondern auch mit einem Sohne überraschen konnte, den ich zu einem Gentleman zu machen gedachte, so weit dies gute Manieren und eine anständige Erziehung zu erzielen vermögen. Nun, die arme gute Frau hat mich früher gefunden, als ich erwartete, und mir eine Ueberraschung nach ihrer eigenen Erfindung bereitet.

Ich bitte Sie, die Verwirrung zu verzeihen, welche diese kleine Familienscene verursachte; und obgleich ich gestehen muß, daß der Moment etwas sehr Lächerliches an sich hatte, und daß ich unrecht handelte, mich in anderer Weise darüber auszudrücken, so bin ich doch überzeugt, ich beurtheile Ihre guten Herzen richtig, wenn ich Sie ersuche, in Erwägung zu ziehen, was Bruder und Schwester fühlen müssen, die von einander getrennt gewesen, seit sie Knabe und Mädchen waren. Was mich anbelangt« (und hier holte Richard tief Athem, denn er fühlte, daß er nur dadurch die abscheuliche Lüge, welche er auszusprechen im Begriff war, hinunterschlucken konnte) »für mich ist dies *ein sehr glückliches Ereigniß* gewesen! Ich bin ein einfacher Mann, Niemand kann das, was ich gesagt habe, übel nehmen, und mit dem Wunsche, daß Sie alle in Ihren Familien ebenso glücklich sein mögen, wie ich es in der meinigen bin, mag sie auch geringern und niedern Standes sein – bitte ich Sie, mir zu erlauben, daß ich auf Ihre Gesundheit trinke.«

Als hierauf Richard wieder Platz nahm, erhob sich ein allgemeiner Beifallssturm – er hatte in seiner einfachen Weise die Sache von einem sehr richtigen Gesichtspunkt aus angefaßt und überhaupt so gut gemacht, daß wenigstens die Hälfte der Anwesenden, welche bis dahin ihn theils nicht leiden konnten, theils mit Verachtung auf ihn herabgesehen hatten, plötzlich fühlte, sie seien auf seine Bekanntschaft stolz; denn so aristokratisch auch unser

englisches Vaterland sein mag, und so aristokratisch besonders die vornehmeren Classen in den Provinzialstädten und in ihren Cotterien sind, so gibt es doch nichts, was die Engländer in den höchsten, wie in den niedersten Kreisen so sehr von ganzem Herzen respektiren, wie einen Mann, welcher aus Nichts Etwas geworden ist. Sir Compton Delaval, ein alter Baronet, mit einem Stammbaum so lang, wie der eines Wallisers, der mit Widerwillen von seinen drei unverheiratheten Töchtern – von welchen jedoch keine sich bisher dazu herabgelassen hatte, dem Festgeber ihr Compliment zu machen – zum Feste gelockt worden war, erhob sich jetzt. Er hatte ein Recht dazu, denn er war seinem Range und Stande nach die erste Person unter den Anwesenden.

»Meine Damen und Herrn,« sprach Sir Compton Delaval, »ich bin überzeugt, ich drücke die Gefühle aller Anwesenden aus, wenn ich sage, daß wir die Worte, welche unser vortrefflicher Festgeber an uns gerichtet hat, mit eben so großem Vergnügen wie Bewunderung angehört haben.« (Beifall.) »Und wenn Einige von uns durch das, was Mr. Avenel ganz mit Recht als eine Ueberraschung des Augenblicks schildert, sich hinreißen ließen zu einer unpassenden Heiterkeit über – über –« (die Gemahlin des Dekans flüsterte: ›einige der‹) – »einige der – – einige der –« wiederholte Sir Compton verwirrt und blieb stecken – (›heiligsten Gefühle‹, flüsterte die Gemahlin des Dekans) – »ja, über einige der heiligsten Gefühle unserer Natur – so bitte ich ihn, unsere aufrichtigsten Entschuldigungen entgegennehmen zu wollen. Ich kann für meinen Theil

nur sagen, daß ich stolz bin, Mr. Avenel zu den Gentlemen der Grafschaft zählen zu dürfen« (hier schlug Sir Compton vernehmlich auf den Tisch,) »und ihm unsern Dank auszudrücken für eines der glänzendsten Feste, denen ich je in meinem Leben beigewohnt habe. Wenn er sein Vermögen auf eine ehrenhafte Weise erworben hat, so versteht er auch, es auf eine noble Weise zu verwenden!«

In demselben Augenblick knallte der Pfropf einer frischen Flasche Champagner.

»Ich bin nicht gewöhnt, öffentlich zu sprechen, aber ich habe meine Gefühle nicht unterdrücken können, und ich schlage Ihnen nur noch die Gesundheit unseres Wirthes, Richard Avenel, Esquire, und zugleich diejenige seiner – sehr interessanten Schwester vor! Sie leben Beide hoch!«

Dieser Satz wurde durch begeisterten Beifall und drei Hochs auf Richard Avenel, Esquire, und seine sehr interessante Schwester übertäubt.

»Ich bin ein verdammter Windbeutel,« dachte Richard Avenel, als er seine Stirn abwischte; »aber die ganze Welt ist eine Windbeutelei!«

Dann warf er einen Blick auf Mrs. M'Catchley, und sah zu seiner großen Genugthuung, wie Mrs. M'Catchley ihre Augen wischte.

Obgleich die schöne Wittwe gewiß über die Wahrscheinlichkeit nachgedacht hatte, Mr. Avenel zum Gemahl zu nehmen, so war sie doch bis jetzt nicht im geringsten verliebt in ihn gewesen; jetzt aber war sie es. Es

liegt etwas in dem Muthe und in der Geradheit, mit Einem Worte in der Männlichkeit, welches selbst die weltlichstn Frauen an den Männern bewundern; und Richard Avenel erschien, obgleich ihm sein Gewissen sagte, daß er ein Windbeutel sei, Mrs. M'Catchley wie ein Held.

Der Festgeber sah seinen Triumph. »Jetzt noch einen Tanz!« sagte er heiter und war im Begriff Mrs. M'Catchley seine Hand zu reichen, als Sir Campton Delaval dieselbe ergriff, herzlich schüttelte und rief: »Sie haben noch nicht mit meiner ältesten Tochter getanzt; wenn Sie sie nicht dazu auffordern wollen, so muß ich Sie Ihnen als Tänzerin anbieten. Komm her, Sarah!«

Miß Sarah Delaval, die fünf Fuß hoch und ebenso stattlich, wie groß war, neigte anmuthsvoll ihren Kopf, und ehe Mr. Avenel wußte, wo er war, fand er, daß sie an seinem Arme hing. Als er aber in die nächste Abtheilung des Zelts hineinschritt, mußte er allen Gentlemen, welche sich an ihn herandrängten, die Hände schütteln. Ihre warmen englischen Herzen waren nicht zufrieden, bevor sie die Sünde, die sie durch ihren früheren Hochmuth und Spott begangen, wieder gut gemacht hatten. In diesem Augenblick hätte Richard Avenel seine Schwester mit sammt ihrem Kleide, Umschlagtuch und ihren dicken Schuhen getrost der Gesellschaft vorstellen können; aber daran dachte er nicht. Vielmehr dankte er Gott inbrünstig, daß sie sicher hinter Schloß und Riegel saß.

Erst beim dritten Tanze konnte er sich der Hand Mrs. M'Catchley's versichern, und bereits war die Dämmerung angebrochen. Die Wagen standen vor der Thüre; aber

Niemand dachte daran, aufzubrechen. Die Leute amüsirten sich wirklich. Mr. Avenel hatte indessen Zeit gehabt, alle die Pläne zur Reife zu bringen, welche nothwendig waren, um den Triumph zu vervollständigen und zu vollenden, in welchen er durch seinen Takt und seine Geistesgegenwart eine augenblickliche Verlegenheit umgewandelt hatte. Es blieb ihm indessen, obgleich er durch Wein und durch unterdrückte Leidenschaft aufgeregt war, doch Verstand genug, um zu begreifen, daß, wenn all dieser Hallo, der jetzt um ihn her tönte, verhallt sein werden, und Mrs. M'Catchley sich wieder bei der Familie Pompley befinde, von welcher er wußte, daß sie die letzte wäre, die er als Rathgeber in seinem Interesse wünschen konnte – daß dann zugleich mit der ruhigen Ueberlegung der Gedanke an seine niedrigen Verwandten zurückkehren würde. Jetzt oder nie. Das Eisen war heiß – jetzt war die rechte Zeit es zu schmieden und eine dauerhafte Kette daraus zu machen.

Als er nach dem Tanze Mrs. O'Catchley auf den Rasenplatz führte, sprach er daher in zärtlichem Tone zu ihr:

»Wie soll ich Ihnen für die Gefälligkeit danken, die Sie mir erwiesen haben?«

»Oh!« sagte Mrs. M'Catchley mit Wärme, »es war keine Gefälligkeit – und ich bin so froh« – sie hielt inne.

»Sie schämen sich also meiner nicht ungeachtet dessen was vorgefallen ist?«

»Ich mich Ihrer schämen! Ach, ich würde auf Sie stolz sein, wenn ich –«

»Beendigen Sie den Satz und sagen Sie – ›Ihre Gattin wäre!‹ – Nun ist es heraus! Meine liebe Mrs. M'Catchley, ich bin reich, wie Sie wissen; ich liebe Sie von ganzem Herzen. Mit Ihrer Hilfe hoffe ich in größeren Kreisen eine Rolle spielen zu können, als diese ist; und daß, mein Vater mag gewesen sein, was er will, mein Enkel wenigstens. – Doch, von *ihm* zu sprechen, ist immer noch Zeit genug. Was sagen Sie? – Sie wenden sich ab. Ich will Sie nicht quälen – das ist nicht meine Art und Weise. Ich sagte vorhin, Ja oder Nein; und Ihre Güte macht mich so muthig, daß ich wieder sage – Ja oder Nein?«

»Es kömmt mir so unerwartet, so – so – mein Gott, mein lieber Avenel; Sie sind so eilig – ich – ich.« Und die Wittve erröthete in Wirklichkeit und war förmlich verschämt.

»Diese unausstehlichen Pompleys!« dachte Richard, als er den Obersten mit Mrs. M'Catchley's Shawl über seinem Arme geschäftig herannahen sah.

»Ich dringe auf Ihre Antwort,« fuhr der Freier sehr rasch fort. »Ich werde morgen diesen Ort verlassen, wenn Sie sie mir nicht geben.«

»Sie wollen diesen Ort verlassen – wollen mich verlassen?«

»Sie wollen also die Meinige werden?«

»Ach, Mr. Avenel!« sagte die Wittve in mattem Tone und ließ ihre Hand in der Seinigen ruhen; »wer kann Ihnen widerstehen?«

In diesem Augenblick kam Oberst Pompley; Richard nahm den Shawl. »Das hat jetzt keine Eile, Oberst – Mrs. M’Catchley fühlt sich hier schon zu Hause.«

Richard Avenel richtete es so ein, daß zehn Minuten darauf die ganze Gesellschaft wußte, die Mrs. M’Catchley habe ihn als Bräutigam angenommen. Und Jedermann sagte: »Er ist ein sehr gescheidter Mann – und ein sehr guter Mann.« Nur die Pompleys sagten es nicht – und die Pompleys waren wüthend. Mr. Richard Avenel hatte sich mit Gewalt in die Aristokratie des Landes eingedrängt. Er der Gatte einer Dame aus den höchsten Ständen – die mit Peers verwandt war!

»Er wird im Parlament unsere Stadt vertreten – der gemeine Mensch!« rief der Oberst.

»Und seine Frau wird den Vortritt vor mir haben,« rief die Gemahlin des Obersten. – »Das abscheuliche Weib!« Und sie brach in Thränen aus.

Die Gäste waren aufgebrochen; und Richard hatte jetzt Muße, zu überlegen, welchen Weg er in Bezug auf seine Schwester und ihren Sohn einschlagen sollte.

Der Sieg über seine Gäste hatte sein Herz um Vieles gegen seine Verwandten erweicht. Aber er fühlte sich doch noch immer durch Mrs. Faifield’s unzeitiges Dazwischenkommen schwer beleidigt, und sein Stolz war durch das kühne Auftreten Leonard’s auf’s Tiefste verletzt. Er hatte keine Vorstellung dafür, daß irgend Jemand, dem er Dienste geleistet oder Dienste zu leisten gedachte, einen eigenen Willen, ja auch nur einen einzigen Gedanken haben könnte, der im Widerspruch stände mit dem, was

ihm gefiele. Er begann außerdem zu fühlen, daß zwischen ihm und Leonard Worte gewechselt worden, welche von keinem von Beiden vergessen werden konnten, und ihren näheren Umgang weniger angenehm machen mußten, als dies bisher der Fall gewesen. Er, der große Richard Avenel, sollte Mrs. Fairfield die Wäscherin um Verzeihung bitten! Nein; sie und Leonard mußten um die seinige nachsuchen.

»Dies muß der erste Schritt sein,« sagte Richard Avenel; »und ich denke, sie sind zur Vernunft gekommen.«

In dieser Erwartung schloß er die Thüre seines Wohnzimmerg auf – und sah sich dort vollständig allein. Der Mond, der eben aufgegangen war, schien mit seinen vollen Strahlen in das Zimmer und erleuchtete jeden Winkel. Er blickte verwirrt um sich – die Vögel waren ausgeflogen.– »Sind sie durch das Schlüsselloch entkommen?« sagte Mr. Avenel. »Ha! ich sehe! – das Fenster ist offen!« Das Fenster reichte bis an den Boden. Mr. Avenel hatte in seiner Aufregung diesen bequemen Ausgang ganz und gar vergessen.

»Gut,« sagte er, indem er sich in seinen Lehnstuhl warf, »ich werde wohl bald von ihnen hören; sie werden bald genug mein Geld vermissen, denke ich mir.« Sein Blick fiel auf einen Brief, der unversiegelt auf einem Tische lag. Er öffnete denselben und erblickte darin Banknoten bis zu dem Betrage von fünfzig Pfund Sterling – die fünf- undvierzig Landbanknoten der Wittve und eine neue Note der englischen Bank, welche er vor Kurzem Leonard gegeben hatte. Bei dem Gelde befanden sich folgende

Zeilen, von Leonard mit fester und deutlicher Hand geschrieben, obwohl ein oder zwei Worte zeigten, daß seine Hand gezittert. –

»Ich danke Ihnen für alles, was Sie einem Menschen gethan haben, den Sie als einen Gegenstand Ihrer Mildthätigkeit betrachteten. Meine Mutter und ich vergeben Ihnen, was vorgefallen ist. Ich reise mit ihr ab. Sie haben mir befohlen, meine Wahl zu treffen – ich habe gewählt.

Leonard Fairfield.«

Das Papier entfiel Richard's Hand, und er stand einen Augenblick stumm und reuevoll da. Er fühlte jedoch, daß er kein anderes Mittel dagegen habe, als sich in Zorn hineinzuarbeiten. »Unter allen Menschen auf der Welt,« rief er und stampfte mit dem Fuße, »gibt es keine widerwärtigeren, unverschämteren und undankbaren, als arme Verwandte. Ich wasche ihretwegen meine Hände in Unschuld.«

## SECHSTES BUCH.

### EINLEITUNGS-KAPITEL.

»Das Leben,« sagte mein Vater in strengstem dogmatischen Tone, »ist eine gewisse Quantität der Zeits, die wir auf zweierlei Weise betrachten können; erstens als ein *integrales*, vollständiges Leben; zweitens als ein *fractionelles*, gleichsam in Brüche aufgelöstes Leben. Das integrale Leben ist jenes vollkommene Ganze, jener Ausdruck eines gewissen, größeren oder kleineren Werthes, welchen Jedermann in sich selbst besitzt. Das fractionelle Leben

ist dasselbe Ganze, aber so, wie es Andere in Beschlag nehmen und, so zu sagen, überfallen, um es unter sich zu vertheilen. Diejenigen, welche ein großes Stück davon erhaschen, sagen: »Das ist ein sehr werthvolles Leben!« Diejenigen endlich, welches bei diesem Grapsen nichts erwischen, rufen aus: »Es taugt nichts!«

»Ich verstehe nichts von alle Dem, was du da sagst,« brummte Kapitän Roland.

Mein Vater warf einen mitleidsvollen Blick auf seinen Bruder. »Ich will es so klar machen, daß selbst du es verstehst. Wenn ich ganz allein in meinem Studirzimmer sitze, die Thüre sorgfältig vor Euch Allen verschlossen, und ich mit meinen Büchern und Gedanken allein bin, dann befinde ich mich im vollen Besitz meines integralen Lebens. Ich bin *totus, teres atque rotundus* – ich bin ein ganzes menschliches Wesen, dessen Werth – wit wollen zur Erklärung der Sache eine runde Summe annehmen – gleich 100 Pfund ist. Wenn ich aber in das gemeinschaftliche Wohnzimmer eintrete, dann steckt Jeder, für den ich irgend welchen Werth habe, seine Finger in den Sack, der mich enthält, und nimmt von mir heraus, was er braucht. Kitty verlangt, daß ich eine Rechnung bezahlen soll, Pisistratus, daß ich ein paar Dutzend Bücher für ihn durchlese und ihm dadurch Zeit und Mühe erspare; die Kinder, daß ich ihnen Geschichten erzähle oder Versteckens mit ihnen spiele; die Karpfen, daß ich ihnen Brodkrumen gebe – und so geht es fort durch die ganze Gesellschaft, der ich mich unvorsichtiger Weise selbst hingegeben habe, damit sie mich ausplündern

und unter sich vertheilen können. Die 100 Pfund, welche ich in meinem Studirzimmer repräsentirt werden jetzt in kleine Theile geschieden. Für Kitty bin ich 40–50 Pfund, für Pisistratus 20 Pfund und für die Karpfen vielleicht 30 Schillinge werth. Dies nenne ich fractionelles Leben; und ich höre auf, ein integrales Wesen, zu sein, bis ich wieder nach meinem Studirzimmer zurückkehrte und meine Thüre vor jeder andern Existenz, als der meinigen, verschließe. Indessen ist es vollkommen klar, daß ich für Diejenigen, welche gar nichts von mir erhalten, keinen Heller werth bin, mag ich nun in meinem Studirzimmer, oder im gemeinschaftlichen Wohnzimmer mich aufhalten. Einem Eingebornen von Kamschatka muß es vollkommen gleichgültig sein, ob Austin Caxton aus dem großen Rechnungsbuche menschlicher Wesen gestrichen wird, oder nicht.«

»Hieraus,« fuhr mein Vater fort, »hieraus folgt, daß es, je fractioneller sein Leben ist, *id est*, je größer die Zahl der Personen ist, unter welche es vertheilt werden kann, desto mehr Leute gibt, welche sagen: ›das ist ein sehr werthvolles Leben!‹ So hat der Führer einer politischen Partei, ein Eroberer, ein König, ein Schriftsteller, der Hunderte oder Tausende oder Millionen unterhält, eine größere Anzahl von Personen, welche sein Werth interessirt oder angeht, als St. Simon Stylites haben konnte, nachdem er sich auf die Spitze einer Säule gestellt hatte; obgleich St. Simon, wenn man einen Jeden an sich betrachtet, in seiner Ertötung des Fleisches, in der Einbildung, daß er

dadurch seinem göttlichen Wohlthäter gefällig sei, vielleicht *per se* eine größere Summe von moralischem Werth repräsentirte als Bonaparte oder Voltaire.

*Pisistratus.* – »Vollkommen klar, Sir; Allein ich sehe nicht, was das mit Meiner Novelle zu thun hat.«

*Mr. Caxton.* – »Sehr viel. Deine Novelle wird, wenn sie eine vollständige und umfassende Uebersicht über das ›*quidquid agunt homines*‹ sein soll – was sie werden muß. Angesichts der Länge und Breite, zu welcher du sie, wie ich aus der langsamen Entwicklung deiner Geschichte schließen muß, auszudehnen beabsichtigst, die beiden Standpunkte, von welchen aus man die menschliche Existenz betrachten kann, den integralen und fractionellen nämlich, zu berücksichtigen haben. Du hast uns in Leonard den ersten gezeigt, als er in der Hütte seiner Mutter saß oder an dem kleinen Springbrunnen in Riccabocca's Garten ausruhte. Und in Uebereinstimmung mit dieser Weise, sein Leben zu betrachten, hast du ihn verhältnißmäßig mit Integralen umgeben, die nur durch die zarte Hand ihrer nächsten Familien und Nachbarn, deines Squires und Pfarrers, deines verbannten Italieners und seiner Jemima vertheilt werden. Bei allen diesen ist das Leben mehr oder weniger ein Naturleben, und dieses ist immer mehr oder weniger das integrale Leben. Sodann kommt das künstliche Leben, welches immer mehr oder weniger das fractionelle Leben ist. In dem natürlichen Leben, in welchem wir nun von unseren eingeborenen Impulsen und Wünschen in Bewegung gesetzt werden

und mit dem großen ruhigen Gesetze der Tugend dienen (welches die Welt durchdrungen hat, seit sie sich aus dem Chaos herausrang), hat ein Mensch soviel Werth, wie in ihm selbst steckt. Newton war, bevor der Apfel vom Baume fiel, ebenso viel werth, als da ganz Europa dem Entdecker des Principis der schwere Beifall spendete. In dem künstlichen Leben jedoch haben wir nur insofern einen Werth, als wir Andere interessiren, und in Bezug auf dieses Leben stieg Newton's Werth um mehr als eine Million Procent in dem Augenblick, da der Apfel herabfiel, in welchem Umstande zuletzt seine Entdeckung ihren Ursprung hatte. – Um die Civilisation im Gange zu erhalten und über die Welt das Licht des menschlichen Verstandes zu verbreiten, haben wir in unserem Innern gewisse Wünsche, die stets über die Ruhe und Abhängigkeit hinauszudrängen suchen, welche uns als Integralen zukommen. Ein so kalter Verstandesmensch Newton auch sein mochte, (er nahm niemals die Hand einer Dame in die seinige, Kitty, und bediente sich ihres Zeigefingers als Pfeifenstopfer – ein großer Philosoph!) – so kalt er auch sein mochte, so ließ er sich doch bewegen, seine Entdeckung der Welt preiszugeben, und zwar aus Beweggründen, welche in Qualität sehr wenig von denen verschieden sind, die Doctor Squills veranlassen, Artikel über die Schädel von Buschmännern und Beutelthieren in das phrenologische Journal zu schreiben. Denn es ist die Eigenschaft des Lichtes, in die Ferne zu dringen.

Wenn der Mensch Licht in sich besitzt, so muß es hinausgehen, aber das erste Auftreten des Genies aus seinem integralen Zustande (in welchem es auf seinem eigenen Reichthume ruhte) in den fractionellen geschieht gewöhnlich auf einem harten und gemeinen Wege. Es läßt die Träumereien der Einsamkeit, die Ruhe der Selbstschauung, die man die visionäre nennen möchte, hinter sich zurück und tritt plötzlich in den Zustand ein, welcher der positive und thatsächliche genannt werden darf. Hier sieht es die Wirkung des Geldes auf das äußere Leben, sieht alle roheren und gewöhnlicheren Triebfedern des Handelns, sieht den Ehrgeiz ohne Adel der Gesinnung, sieht die Liebe ohne Romantik, wird umhergeworfen, herumgeschickt, mit Füßen getreten und niedergedrückt – kurz, es macht eine Lehrzeit durch bei irgend einem Richard Avenel und entdeckt noch nicht, wie viel Gutes und Großartiges, welche Vermehrung, selbst der wahren Poesie der socialen Welt solche fractionelle Existenzen, wie die Richard Avenel's, gewähren; denn die Säulen, auf welchen die Gesellschaft ruht, sind gleich denen im Vorhofe des jüdischen Tabernakels – sie sind von Erz, das ist wahr, aber sie sind mit Silber eingelegt. Aus einem solchen Uebergangszustande wird das Genie gestoßen und auf seinem Wege weiter getrieben, und es würde ihm in diesem Falle ebenso ergangen sein, selbst wenn Mrs. Fairfield (die blos die natürlichen häuslichen Neigungen repräsentirt, welche bei dem wahren Genie stets am stärksten sind, weil Licht Wärme ist) nie Mr.

Avenel's Moosrose an ihren schwesterlichen Busen gedrückt hätte. Diesen Durchgang, dieses Defiliren, welches in die größere Welt hineinführt, muß das Genie passieren und dann vorwärts schreiten, indem es seine natürliche Bestimmung mitten unter Dingen und Formen von der künstlichen Natur erfüllt. Leidenschaften, welche die Welt bewegen und beeinflussen, sind ringsum dieselbe in Thätigkeit. Oft verliert es sich selbst aus den Augen, und sogar seine Abwesenheit ist ein schweigender Contrast gegen die vorhandene wirkende Kraft. Es verschwindet und versinkt zeitweilig in die praktische Welt, aber wir selbst fühlen doch fortwährend, daß es mitten in der Thätigkeit, die es umgibt, schafft und wirkt. Diese praktische Welt, welche es unsichtbar macht, hat ihren Ursprung in einer früheren Periode, und so beeinflußt jedes Genie, wenn wir auch nie mit ihm zusammentreffen, weil es an Orten thätig ist, die von den gewöhnlichen Verkehrsstraßen entlegen sind, doch die praktische Welt, die es nicht zu kennen scheint, für immer und ewig. – Das ist *Genie*. Wir können es nicht in Büchern beschreiben, wir können es nur beiläufig und durch Vermuthungen andeuten, die wir künstlich um dasselbe zusammenhäufen. Der Eintritt eines wahren Schülers in dieses furchtbare Gottesgericht des praktischen Lebens gleicht dem Eintritt in die wunderbare Höhle, welcher, wie die Legende uns erzählt, St. Patrik veranlaßte, Irland zu bekehren.«

*Blanche.* – »Was ist das für eine Legende? Ich habe nie davon gehört.«

Mr. Caxton. – »Meine Liebe, du wirst sie in einem dünnen Foliobande rechts am Eingange meines Studierzimmers finden. Sie ist verfaßt von Thomas Messingham und führt den Titel: ›*Florilegium insulae Sanctorem*‹ etc. Die Geschichte, welche darin enthalten ist, wird durch die Erzählung eines ehrenhaften Soldaten, Names Louis Ennius, bestätigt, der wirklich die Höhle betreten hatte. Kurz, die Wahrheit der Legende läßt sich nicht läugnen, wenn du nicht etwa behaupten willst, was ich keinen Augenblick annehmen kann, daß Louis Ennius ein Lügner war. Die Legende lautet folgendermaßen: ›Als St. Patrick fand, daß die irländischen Heiden seinen pathetischen Versicherungen von den Leiden und Qualen, welche Denjenigen bestimmt waren, die nicht in dieser Welt ihre Sünden büßten, nicht glauben wollten, so bat er Gott um ein Wunder, um sie zu überzeugen. Seine Bitte wurde erhört, und eine gewisse Höhle, die so klein war, daß ein Mann nicht bequem darin aufrecht stehen konnte, wurde plötzlich in ein *purgatorium* verwandelt, welches Qualen genug enthielt, um die Ungläubigsten zu überzeugen. Wer nicht die menschliche Natur kennt, würde annehmen, daß Wenige dazu aufgelegt sein möchten, sich freiwillig nach einem solchen Orte zu begeben, aber gerade das Gegentheil geschah, und Pilger kamen in Menge. Alle aber, welche aus bloßer Neugierde oder mit unvorbereiteten Seelen hineintreten, kamen elendiglich um; Diejenigen aber, welche mit tiefem und ernstem Glauben, im Bewußtsein ihrer Fehler, muthig aber doch demüthig eintraten, kamen nicht allein wohlbehalten und gesund,

sondern gereinigt heraus, als wenn sie durch das Wasser einer zweiten Taufe geleitetet worden wären. Siehe Savage und Johnson Abends in Fleet Street – und wer wird an der Wahrheit von St. Patrik's Fegefeuer zweifeln! Hierauf seufzte mein Vater, machte seinen Lucian, welcher offen auf dem Tische vor ihm lag, zu und wollte den übrigen Theil des Abends nichts als gute Bücher lesen.

## ZWEITES KAPITEL.

Nachdem Leonard und seine Mutter aus dem Gefängnisse, zu welchem Mr. Avenel sie verurtheilt hatte, entronnen waren, schlugen sie den Weg nach einem kleinen Wirthshause ein, welches in geringer Entfernung von der Stadt an der Landstraße lag. Den Arm um den Leib seiner Mutter geschlungen, unterstützte er sie beim Gehen und beschwichtigte ihre Aufregung. In der That waren die Nerven der armen Frau in hohem Grade erschüttert und sie empfand eine drückende Reue darüber, daß ihr Eindringen dem jungen Manne in seinen Aussichten auf Versorgung geschadet habe. Wie der kluge Leser bereits errathen haben wird, so war es jener elende Kesselflicker, der hauptsächlich diese kritische Wendung in den Angelegenheiten seines früheren Kunden veranlaßt hatte. Denn kaum war er nach der Umgebung von Hazeldean und dem Casino zurückgekommen, so eilte er, Mrs. Fairfield von seinem Zusammentreffen mit Leonard in Kenntniß zu setzen; und als er sie in Unwissenheit darüber fand, daß der Jüngling unter dem Dache seines Onkels weilte, hatte der pestilenzialische Vagabund

(vielleicht aus verhaltenem Groll gegen Mr. Avenel oder vielleicht aus reiner Liebe zum Unglückstiften, mit welcher Metaphysische Kritiker den Charakter Jago's erklären, und die freilich ein Hauptelement in der Idiosynkrasie des Mr. Sprott bildete) der Wittve eine solche Idee von dem hochfahrenden Betragen des Onkels und von dem eleganten Anzug des Neffen beigebracht, daß Mrs. Fairfield von einer bitteren und unerträglichen Eifersucht ergriffen wurden war. Es lag hier offenbar die Absicht vor, sie ihres Knaben zu berauben – man wollte ihn zu vornehm für sie machen! Sein Schweigen war jetzt erklärt. Diese Art von Eifersucht, die immer mehr oder weniger eine weibliche Eigenschaft ist, kommt oft unter den Arm sehr häufig und in sehr hohem Grade vor; und sie war um so stärker bei Mrs. Fairfield, weil der Knabe für sie, die alleinstehende Frau, alles in allem war. Und obgleich sie nun über den Verlust seiner Gegenwart sich getröstet hatte, so konnte doch nichts sie bei dem Gedanken beruhigen, daß man ihr seine Liebe entreißen möchte. Außerdem waren in ihrem Geiste gewisse Eindrücke vorhanden (über deren Berechtigung der Leser besser später urtheilen wird) die auf eine mehr als gewöhnliche kindliche Dankbarkeit, welche Leonard ihr schuldete, Bezug hatten. Kurz, sie wollte nicht, wie sie sagte, ›abgeschüttelt‹ werden. Sie beschloß deßhalb nach einer schlaflosen Nacht, sich selbst ein Urtheil zu verschaffen, worin sie

durch die boshafte Vermuthungen bestärkt wurde, welche Mr. Sprott aufstellte. Derselbe freute sich außerordentlich bei dem Gedanken, den Gentleman zu demüthigen, der ihm auf eine so despectirliche Weise mit der Treitmühle gedroht hatte. Die Wittwe zürnte Pfarrer Dale und den Riccabocca's, denn sie glaubte, daß diese mit im Complotte gegen sie seien. Sie theilte deßhalb Niemanden ihre Absicht mit, brach auf und machte ihre Reise theils zu Wagen, theils zu Fuß. Es war mithin kein Wunder, daß die arme Frau staubig war.

»Und, o, mein Junge,« sagte sie halb schluchzend, »als ich durch das Parkthor trat und auf den Rasenplatz kam und die Menge von vornehmen Leuten sah, – da sagte ich zu mir selbst (denn ich fürchtete mich) – ich will ihn nur einmal sehen und dann heimgehen. Aber weh, Lenny, als ich dich erblickte, und du so hübsch aussahst – und als, du dich umdrehtest und riefst: ›Mutter‹, da wäre mein Herz mir fast aus dem Munde gesprungen – und dann konnte ich es nicht lassen, dich in meine Arme zu schließen, und wenn ich hätte sterben müssen! Und du warst so lieb, daß ich alles vergaß, was Mr. Sprott von Dick's Stolz gesagt hatte, oder, dachte ich, habe er mir nur eine Lüge vorgemacht, wie er auch wollte, daß ich eine Lüge über dich glauben sollte. Dann kam Dick herauf und ich hatte ihn seit vielen Jahren nicht gesehen – und wir stammen von denselben Eltern – und so – und so –« hier überwältigte das Schluchzen die Wittwe.

»Ah,« sagte sie, nachdem sie ihrem Schmerz freien Lauf gelassen, und schlang ihre Arme um Leonard's

Hals, als sie in dem kleinen mit Sand bestreuten Zimmer des Wirthshauses saßen –»Ah, und ich habe dich dahin gebracht! Gehe zurück, gehe zurück, mein Junge, und denke nicht an mich.«

Mit einiger Mühe gelang es Leonard, die arme Mrs. Fairfield zu beschwichtigen und zu bewegen, daß sie sich zu Bette legte; denn sie war in der That gänzlich erschöpft. Hierauf ging er gedankenvoll hinaus auf die Landstraße. Die Sterne glänzten hell am Firmament, und die Jugend blickt in ihrem Kummer instinktmäßig nach den Sternen. Leonard schlug die Arme übereinander und sah gen Himmel; seine Lippen bewegten sich leise.

Aus dieser Verzückerung, denn so muß man es nennen, wurde er durch eine Stimme mit einem entschiedenen Londoner Accent geweckt und erblickte, als er sich rasch umdrehte, den sehr vornehm aussehenden Kellermeister Mr. Avenel's. Leonard's erster Gedanke war, daß sein Onkel Reue empfunden habe und ihn suchen lasse. Aber der Kellermeister schien ebenso überrascht über das Zusammentreffen wie er selbst. Dieser Herr begleitete nämlich, nachdem die Anstrengung des Tages vorüber war, einen von Mr. Gunter's Kellnern nach dem Wirthshause (in welchem dieser logirte). Der Kellner war ein alter Freund von ihm, und er beabsichtigte, ihn mit einem guten Glas Wein zu regaliren und – (wie sich von selbst verstand) – auf seine gegenwärtige Stellung zu schimpfen.

»Mr. Fairfield!« rief der Kellermeister, während der Kellner bescheiden weiter ging.

Leonard blickte ihn an und sagte nichts. Der Kellermeister begann daran zu denken, daß eine Entschuldigung ja nöthig sei, weil er sein Silbergeschirr und seine Speisekammer verlassen hatte, und daß er wohlthun würde, wenn er sich Leonard's geneigten Einflusses bei seinem Herrn versicherte.

»Um Verzeihung; Sir, ich war gerade im Begriff, Herrn Giles den Weg nach der kleinen Glocke zu zeigen, wo er die Nacht logirt. Ich hoffe, mein Herr wird es nicht übel nehmen. Wenn Sie nach Hause kommen, Sir –würden Sie so freundlich sein, es Mr. Avenel mitzutheilen?«

»Ich gehe nicht nach Hause zurück, Jarvis,« antwortete Leonard nach einer Pause. Ich verlasse Mr. Avenel's Haus, um meine Mutter zu begleiten; es kommt etwas plötzlich. Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie mir einige meiner Sachen in die blaue Glocke bringen wollten. Ich will Ihnen ein Verzeichniß davon zu geben, wenn Sie mit mir nach dem Wirthshause zurückgehen wollen.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, wandte sich Leonard nach dem Hause und machte sein bescheidenes Inventarium, enthaltend die Kleider, welche er von dem Casino mitgebracht hatte; item: den Reisesack, in welchem dieselben gewesen; item einige Bücher ditto; item Doctor Riccabocca's Uhr; item verschiedene Manuscripte, von welchen jetzt die Hoffnungen des jungen Gelehrten auf Ruhm und Glück abhingen. Dieses Verzeichniß übergab er Mr. Jarvis.

»Sir,« sagte der Kellermeister, indem er das Papier zwischen den Zeigefingern und den Daumen gleiten ließ,

»Sie gehen nicht auf längere Zeit fort, hoffe ich.« Und als ihm die Scene auf dem Rasenplatz einfiel, von welcher ein dunkles Gerücht zu ihm gedrungen war, blickte er den jungen Mann, der ihn immer höflich behandelt hatte, mit so großer Neugierde und so viel Mitleid an, wie sie eine so apatische und erhabene Persönlichkeit nur immer in Angelegenheiten empfinden konnte, die eine weniger aristokratische Familie betroffen, als diejenigen, welchen er sich bisher zu dienen herabgelassen hatte.

»Ja,« sagte Leonard einfach und kurz; »und Ihr Herr wird es ohne Zweifel entschuldigen, daß Sie mir diesen Dienst erweisen.«

Mr. Jarvis schob für den Augenblick das Glas Wein und das Geplauder mit dem Kellner auf und kehrte sofort zu Mr. Avenel zurück. Dieser Gentleman, der noch immer in seinem Bibliothekzimmer saß, hatte die Abwesenheit des Kellermeisters nicht bemerkt; und als Mr. Jarvis in das Zimmer trat und ihm sein Zusammentreffen mit Mr. Fairfield und den ihm gewordenen Auftrag ertheilte, sowie um die Erlaubniß bat, denselben besorgen zu dürfen, fühlte Mr. Avenel, daß der forschende Blick des Mannes auf ihm ruhte, und wurde wegen dieser neuen Demüthigung seines Stolzes wiederum von Zorn gegen Leonard ergriffen. Es war ungeschickt, keine Erklärung der Abreise seines Neffen zu geben, und noch ungeschickter, dieselbe zu erklären.

Nach einer kurzen Pause sagte Mr. Avenel in mürrischem Tone: »Mein Neffe geht einige Zeit in Geschäftsangelegenheiten fort – thun Sie, was er Sie geheißen hat.«

Und damit kehrte er Mr. Jarvis den Rücken zu und zündete seine Cigarre an.

»Der Hund von einem Jungen,« sprach er für sich, »entweder soll dies eine Kränkung oder ein Einlenken bedeuten; wenn eine Kränkung, dann bin ich ihn wahrhaftig gut los geworden; wenn ein Einlenken, so wird er es bald auf eine ehrerbietigere und passendere Weise wiederholen. Uebrigens kann ich nicht wenig Verwandte genug haben, bis ich mich gänzlich Mrs. M'Catchley's versichert habe. Sie hat den Titel ›Ehrenwerth‹! Ich mochte wissen, ob ich dadurch auch ›Ehrenwerth‹ werde? Der verd– Debrett gibt keine praktischen Aufschlüsse über solche Punkte.«

Am folgenden Morgen wurden die Kleider und die Uhr, welche Mr. Avenel Leonard zum Geschenk gemacht hatte, mit einem Billet, zurückgeschickt, welches Dankbarkeit ausdrücken sollte, das aber unzweifelhaft mit sehr wenig Weltkenntniß geschrieben und so voll von jenem überreizten Stolze war, welcher früher Leonard veranlaßt hatte, von Hazelden zu fliehen und Randal jede Entschuldigung zu verweigern, weßhalb man sich nicht wundern darf, daß Mr. Avenel's letzte Gefühle der Reue in Zorn aufgingen. »Ich hoffe, daß er Hungers sterben wird!« sagte der Onkel rachsüchtig.

### DRITTES KAPITEL.

»Höre mich an, meine liebe Mutter,« sprach Leonard am folgenden Morgen, als er, mit seinem Felleisen auf

dem Rücken und Mrs. Fairfield am Arme, die Landstraße entlang schritt. »Ich gebe dir die herzlichste Versicherung, daß ich den Verlust jener Gunst nicht beklage, welche, wie ich klar einsehe, jedes unabhängige Gefühl in mir erstickt haben würde. Aber hege meinethwegen keine Furcht; ich besitze eine gute Erziehung und Energie – ich werde mich schon durchschlagen, verlaß dich auf mich. Nein, nach unserer Hütte kann ich freilich nicht zurückkehren – ich kann nicht wieder Gärtner werden. Bitte mich nicht darum – ich würde unzufrieden und elend sein. Aber ich will nach London gehen! Das ist der Ort, um sich ein Vermögen und einen Namen zu machen. Ich werde mir beides machen. Jawohl, ich werde es, verlaß dich auf mich. Du wirst bald auf deinen Leonard stolz sein; und dann werden wir immer zusammen leben – immer! – Weine nicht!«

»Aber was kannst du in London thun – in einer so großen Stadt, Lenny?«

»Was ich thun kann? Verläßt nicht jedes Jahr irgend ein junger Bursche unser Dorf und geht fort, um sein Glück zu suchen, während er nichts mit sich nimmt als Gesundheit und seine starken Hände? Das besitze ich auch, und noch mehr: ich habe Verstand und Gedanken und Hoffnungen, darum ich sage es noch einmal – nein, nein, fürchte meinethwegen nichts!«

Der Knabe warf stolz seinen Kopf zurück; es lag etwas Erhabenes in seinem jugendlichen Vertrauen auf die Zukunft.

»Gut – du wirst aber an Mr. Dale oder an mich schreiben? Ich werde Mr. Dale oder den guten fremden Herrn deine Briefe lesen lassen, da ich jetzt weiß, daß sie nicht gegen mich waren.«

»Das werde ich gewiß!«

»Und, mein Junge, du hast ja gar nichts in deinen Taschen. Wir haben Dick bezahlt; das, was ich hier habe, ist wenigstens mein Eigenthum, nachdem ich den Fechtlohn bezahlt habe. Und darauf wollte sie eine Guinée und einige Schillinge in Leonard's Westentasche stecken.

Nach einigem Widerstreben war er gezwungen, nachzugeben.

»Und da hast du einen Sixpence mit einem Loch darin. Das darfst du aber nicht ausgeben, Lenny; das wird dir Glück bringen.«

Während sie so mit einander plauderten, hatten sie das Wirthshaus erreicht, bei welchem die drei Straßen sich theilten, und von wo aus ein Wagen direct nach dem Casino ging; hier setzten sie sich, ohne in das Wirthshaus einzutreten, auf den grünen Rasen an der Hecke, um auf die Ankunft des Wagens zu warten. Mrs. Fairfield war sehr niedergeschlagen, und es ruhte offenbar eine gewisse Unbehaglichkeit auf ihrem Gemüthe – sie hatte, wie es schien, einen Kampf mit ihrem Gewissen zu bestehen.

Sie machte sich nicht allein Vorwürfe wegen ihres unüberlegten Besuches, sondern sprach auch fortwährend von ihrem todten Mark. Was würde der von ihr sagen, wenn er sie im Himmel sehen könnte?

»Es war so selbstsüchtig von mir, Lenny.«

»Pah, Pah! Hat eine Mutter nicht ein Recht auf ihr Kind?«

»Gewiß, gewiß!« rief Mrs. Fairfield. »Ich liebe dich wie mein eigenes Kind. Aber wenn ich gar nicht deine Mutter wäre, Lenny, und dir alles dieses gekostet hätte – o, was würdest du dann von mir sagen?«

»Nicht meine eigene Mutter!« erwiderte Leonard lachend und küßte sie. »Nun, ich weiß nicht, was ich dann Anderes sagen würde, als was ich jetzt sage – nämlich: daß du, die mich erzogen, gepflegt und geliebt hat, auch ein Recht besitzt auf mein Haus und mein Herz, wo ich auch immer sein mochte.

»Gott segne dich!« rief Mrs. Fairfield und drückte ihn an ihr Herz. »Aber hier lastet es schwer – es lastet schwer!« sprach sie und fuhr auf.

In diesem Augenblick erschien der Wagen, und Leonard sprang hin, um sich zu erkundigen, ob ein Platz zu haben sei. Hierauf entstand, während die Pferde gewechselt wurden, eine kurze Verwirrung, und Mrs. Fairfield wurde auf den obern Theil des Wagens hinaufgehoben. Damit hörte alle weitere Privatunterhaltung zwischen ihr und Leonard auf. Als aber der Wagen davon rollte und sie mit ihrer Hand dem Jungen zuwinkte, welcher an der Seite der Landstraße stand und ihr nachsah, murmelte sie immer noch vor sich hin: »Hier lastet es – hier!«

#### VIERTES KAPITEL.

Leonard schritt rüstig die Straße entlang der Hauptstadt zu. Der Tag war ruhig und sonnig, aber von den

fernen grauen Hügeln wehte ein milder Wind, und mit jeder Meile, die er zurücklegte, schien sein Schritt fester zu werden und seine Stirne ein zuversichtlicheres Aussehen zu gewinnen. Es ist in der Jugend eine solche Freude, mit seinen Träumereien von künftigen Tagen allein zu sein! Und die Jugend empfindet einen so herrlichen Thätigkeitstrieb in dem Gefühl seiner eigenen Kraft, wenn auch die vor ihr liegende Welt gegen sie ist! Plötzlich fern von jenem frostigen Comptoir und von dem befehlshaberischen Willen eines Gönner und Herrn – ohne Freunde, aber vollständig unabhängig – fühlte der junge Abenteurer, daß sein Dasein ein neues geworden: fühlte die große Menschennatur in sich, und das Genie, dessen Entwicklung ihm lange verboten, und das bei Seite geworfen gewesen, stürmte auf ihn ein – stürmte wieder zurück auf ihn bei ersten Hauche der Widerwärtigkeiten, um ihn zu trösten – nein, er bedurfte keines Trostes – um ihn zu entzünden, zu beleben, zu erfreuen! Wenn es irgend ein Wesen in der gibt, das werth ist, von uns beneidet zu werden, nachdem wir hinter dem Ofen weise Philosophen geworden sind, so ist es nicht der bleiche Wollüstling, noch der in Sorgen ergraute Staatsmann, und auch nicht der große Fürst der Kunst und Wissenschaft, dessen Haupt bereits mit Lorbeeren gekrönt wurde, dessen Blätter aber ebenso gut Gift liefern, wie Guirlanden – sondern es ist der Jüngling, der voll Hoffnung und Abenteuerlust in die Welt hinauszieht. Ja, je leerer seine Börse ist, um so reicher ist (darauf können wir uns verlassen) sein Herz, um so weiter das Gebiet, an welchem seine

Phantasie sich erfreut, wenn er mit den Schritten eines Königs der Zukunft entgegen eilt.

Erst gegen Abend begann unser Abenteurer etwas langsamer einher zu schreiten und dachte an Ruhe und Erfrischung. Da lagen vor ihm auf beiden Seiten der Landstraße die ausgedehnten Felder uneingeschlossenen Landes, welche in England häufig den Eingang zu einem Dorfe anzeigen. Bald erschienen zwei nette Hütten, dann ein kleines Pächterhaus mit seinem Hofe und Scheunen, und etwas weiterhin sah er den Schild eines ziemlich anständigen Wirthshauses hängen. Es war eines jener Gasthäuser, welche man oft auf einer langen Poststation zwischen zwei großen Städten findet, rend die man in England ›Halbwegshäuser‹ nennt. Aber das Wirthshaus war von der Landstraße etwas zurückgebaut, und vor demselben befand sich ein Rasenplatz, auf dem eine große Buche stand (von welcher der Schild herabhing) nebst einer ländlichen Laube, so daß die Landkutschen, welche hier anhielten, von der Hauptstraße abbiegen mußten, um an das Wirthshaus zu gelangen. Zwischen diesem und unserem Fußgänger erhob sich mutterseelenallein auf dem Gemeindefelde eine Kirche. Unsere Vorfahren würden nie einen solchen Platz für dieselbe gewählt haben, darum war es auch eine moderne Kirche, ja eine moderne gothische Kirche, hübsch anzusehen für Denjenigen, der nicht mit den Eigenthümlichkeiten der altkirchlichen Architectur vertraut war, für ein Kennerauge aber barbarisch. Genug, aus diesem oder jenem Grunde sah die Kirche kalt, roh und wenig einladend aus –

gleichsam als wenn sie nur gebaut wäre, um sich sehen zu lassen; sie war zu groß für den kleinen Weiler und aller jener ehrwürdigen Zuthaten bar, die den Kirchen, in welchen viele Generationen gekniet und ihren Gottesdienst verrichtet haben, einen so eigenthümlichen und unbeschreiblichen Duft der Frömmigkeit verleihen. Leonard blieb einen Augenblick stehen und betrachtete das Gebäude mit dem Blicke nicht eines Kenners, wohl aber eines Dichters; es mißfiel ihm. Er dachte noch über das Warum nach, als ein junges Mädchen mit auf den Boden gerichteten Augen langsam an ihm vorbeiging, das kleine Thor öffnete, welches auf den Kirchhof führte, und verschwand. Er sah nicht das Gesicht des Kindes, in ihren Bewegungen lag aber etwas so außerordentlich Gleichgültiges, Verlassenes und Trübes, daß sein Herz dadurch gerührt wurde. Was that sie dort? Er näherte sich der niedern Mauer mit leisen Schritten und blickte neugierig über dieselbe.

Dort, an einem offenbar ganz frischen Grabe, das weder ein hölzernes Kreuz, noch ein Leichenstein zierte, wie es bei den übrigen der Fall war, hatte das kleine Mädchen sich niedergeworfen und schluchzte laut und heftig. Leonard öffnete das Thor und näherte sich ihr mit leisen Schritten. Er hörte, wie ihr Schluchzen untermischt war mit abgerissenen, vergeblichen Klagen, wie es alle menschliche Klagen über Gräbern sind.

»Vater! o Vater! Hörst du mich denn nicht – hörst du mich denn wirklich nicht? ich bin so allein – so allein!

Nimm mich zu dir – o nimm mich zu dir!« Bei diesen Worten begrub sie ihr Gesicht in dem tiefen Grabe.

»Armes Kind!« sagte Leonard halb flüsternd, »er ist nicht da. Blicke nach oben.«

Das Mädchen beachtete ihn nicht. Er legte sanft seinen Arm um ihren Leib, sie machte eine ungeduldige und zornige Bewegung, aber sie wollte ihr Gesicht nicht umwenden, sondern hielt sich mit ihren Händen an dem Grabe fest.

Nach hellen sonnigen Tagen fällt der Thau stärker; jetzt gerade, als die Sonne unterging, war das Gras gebadet in einen dunstigen Duft, und ein blasser Nebel erhob sich rings umher. Der junge Mann setzte sich neben sie und suchte das Kind an seine Brust zu ziehen. Da wandte sie sich heftig und entrüstet um und stieß ihn mißtrauisch mit ihren Armen von sich. Er entweihete das Grab! Sein tief poetisches Herz verstand sie, und er erhob sich. Es folgte eine Pause. Leonard war der erste, der sie brach.

»Komm mit mir nach Hause und wir wollen unterwegs mit *ihm* sprechen.«

»Von ihm! Wer sind Sie? Sie kannten ihn nicht!« sagte das Mädchen, noch immer zornig. »Gehen Sie fort – warum stören Sie mich? Ich thue Niemanden etwas zu Leibe. Gehen Sie – gehen Sie!«

»Du thust dir selber ein Leides, und das wird ihn schmerzen, wenn er dich dort sieht! Komm!«

Das Mädchen blickte ihn an durch die Thränen, welche ihre Augen trübten, und sein Gesicht besänftigte und beschwichtigte sie.

»Gehen Sie!« sagte sie klagend und in einem nachgiebigeren Tone. »Ich will nur noch eine Minute hier bleiben. Ich – ich habe noch so Vieles zu sagen.«

Leonard verließ den Kirchhof und wartete außen; kurz darauf kam das Kind heraus, winkte ihm, fortzugehen, als er sich ihr näherte, und eilte davon. Er folgte ihr in einiger Entfernung und sah, daß sie im Wirthshause verschwand.

#### FÜNFTES KAPITEL.

»Hip – Hip – Hurrah!« Das waren die Töne, welche unsern junge Reisenden begrüßten, als er den Eingang zum Wirthshause erreichte; Töne, an sich lustig genug, die aber in grellem Widerspruche standen zu den Gefühlen, welche das an dem Grabe schluchzende Kind in seinem Herzen hinterlassen hatte. Die Töne kamen von innen und waren von Klopfen und Stampfen und Gläsergeklirre gefolgt. Ein starker Tabakgeruch drang ihm entgegen. Er zögerte einen Augenblick auf der Thürschwelle. Vor ihm saßen auf den Bänken unter der Buche und in der Laube verschiedene athletische Gestalten, welche im Freien rauchten. Die Wirthin bemerkte, als sie durch den Hausgang in die Trinkstube ging, seine Gestalt am Eingang und trat an ihn heran. Leonard stand noch unentschlossen da. Er würde seines Weges gegangen sein, wenn nicht das Kind gewesen wäre; dasselbe hatte großes Interesse bei ihm erweckt.

»Es scheint, Ihr Haus ist besetzt. Kann ich die Nacht hier bleiben?«

»Nun gewiß, Sir,« sagte die Wirthin höflich, »ich kann Ihnen ein Schlafzimmer geben, aber ich weiß nicht, wo ich Sie mittlerweile unterbringen soll. Die beiden Gastzimmer und die Trinkstube und die Küche sind alle gesteckt voll; in der Nachbarschaft ist ein großer Viehmarkt gewesen, und ich glaube, wir haben fünfzig Landleute und Ochsentreiber bei uns.«

»Was das anbelangt, so kann ich mich in dem Schlafzimmer aufhalten, das Sie mir zu geben so freundlich sind; und wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht, schicken Sie mir etwas Thee herauf; ich wäre Ihnen hierfür dankbar; aber ich kann warten, bis es Ihnen gelegen ist. Machen Sie meinerwegen keine Umstände.«

Die Wirthin wurde durch dieses rücksichtsvolle Benehmen, an das sie bei ihren Kunden nicht gewöhnt war, gerührt.

»Sie sind sehr artig, Sir, und wir werden alles thun, um Sie zu bedienen, wenn Sie das, was fehlen möchte, entschuldigen wollten. Diesen Weg hinauf, Sir.«

Leonard nahm sein Felleisen von der Schulter, trat in den Gang und bahnte sich mit Mühe einen Weg durch einen Haufen handfester Giganten in Stulpenstiefeln und Ledergamaschen, welche aus der Trinkstube und wieder hineinschwärmten; dann folgte er seiner Wirthin die Treppe hinauf zu einem kleinen Schlafzimmer im obersten Stockwerk.

»Es ist klein, Sir, und hoch oben,« sagte die Wirthin entschuldigend. »Es sind aber vier Gutsbesitzer aus weiter Ferne gekommen, und der ganze erste Stock ist besetzt; Sie werden hier mehr Ruhe haben.«

»Nichts ist mir angenehmer. Aber warten Sie einen Augenblick – bitte um Verzeihung;« und Leonard warf einen Blick auf den Anzug der Wirthin und bemerkte, daß sie nicht in Trauer war. »Ist das kleine Mädchen, welches ich vorhin auf dem Kirchhofe bitterlich weinen sah, eine Verwandte von Ihnen? Das arme Kind scheint tiefere Gefühle zu haben als man in ihrem Alter sonst zu finden pflegt.«

»Ach, Sir,« sagte die Wirthin, indem sie die Schürze an die Augen führte, »das ist eine sehr traurige Geschichte – ich weiß nicht, was ich thun soll. Ihr Vater wurde auf dem Wege nach London krank und blieb hier. Vor vier Tagen wurde er begraben. Das arme kleine Mädchen scheint keine Verwandten zu haben, und wo soll sie hingehen? Der Advokat Jones sagt, daß wir sie nach der Märzbonegemeinde schicken müssen, wo ihr Vater zuletzt lebte; und was wird dann aus ihr werden? Mein Herz blutet, wenn ich daran denke.« In diesem Augenblick entstand unten ein solcher Lärm, daß offenbar irgend ein Streit ausgebrochen sein mußte; und die Wirthin, von der Pflicht gerufen, eilte hinab, um dort ihren versöhnenden Einfluß geltend zu machen.

Leonard setzte sich gedankenvoll an das kleine Gitterfenster. Es gab also hier noch Jemanden außer ihm, der allein in der Welt stand. Und sie, die arme Waise, hatte nicht das Herz eines kräftigen Mannes, um mit dem

Schicksal zu ringen, und keine goldenen Manuscripte, die das ›öffne dich, Sesam!‹ für noch ungehobene Schätze werden sollten. Bald darauf brachte die Wirthin einen Präsentirteller mit Thee und andern Erfrischungen, und Leonard begann seine Fragen von Neuem.

»Keine Verwandte?« sagte er; »das Kind muß doch gewiß in London Verwandte haben. Hat ihr Vater keine Adressen hinterlassen? Oder war er nicht mehr in vollem Besitz seiner Geisteskräfte?«

»Ja, Sir, er war bis zum letzten Augenblick bei hellem Verstande. Und ich frug ihn, ob er etwas auf seinem Herzen habe, und er sagte: ›Ja.‹ Dann sagte ich: ›Ihr kleines Mädchen, Sir?‹, Und er antwortete mir: ›Ja, Madame.‹ Dann legte er sein Haupt auf das Kissen und weinte still. Ich selbst konnte nichts mehr sagen, denn ich war gerührt, als ich ihn so sanft weinen sah; aber mein Mann ist härter als ich, und er sagte: ›Besinnen Sie sich, Mr. Digby: wäre es nicht besser, wenn Sie an Ihre Freunde schrieben.‹«

»Freunde!« sagte der Gentleman, und in welchem Tone! ›Freunde! ich habe nur Einen Freund, und ich gehe zu ihm! ich kann sie nicht mit dahin nehmen!‹ Dann schien er sich plötzlich zu besinnen und verlangte seine Kleider und stöberte in den Taschen herum, als wenn er nach irgend einer Adresse suchte, die er nicht finden konnte. Er schien ein Gentleman von sehr vergeßlicher Natur zu sein, und seine Hände waren, was man unbeholfen nennt, Sir! Dann stöhnte er: ›Halt, halt! Ich habe ja die Adresse nie gehabt. Schreiben sie an Lord Les—‹, es klang

ungefähr wie Lord Lester, aber wir konnten aus dem Namen nicht klug werden. Er sprach ihn auch nicht ganz aus, denn ein Blutstrom drang über seine Lippen; und obgleich er, als er sich wieder erholte, bei Besinnung zu sein schien (denn er kannte nun auch sein kleines Mädchen, bis er mit einem Lächeln starb), so sprach er doch kein Wort mehr.«

»Der arme Mann,« sagte Leonard und trocknete seine Augen. »Aber das kleine Mädchen erinnert sich doch sicherlich des Namen, den er nicht vollständig aussprach?«

»Nein. Sie sagte, daß er einen Gentleman gemeint haben müsse, mit dem sie vor nicht langer Zeit im Park zusammen getroffen seien, und der sich sehr freundlich gegen ihren Vater gezeigt habe und ein Lord gewesen sein müsse. Aber sie erinnert sich des Namens nicht; denn sie hatte ihn nie früher gesehen, und auch nachher nicht mehr, und ihr Vater sprach in der letzten Zeit sehr selten von irgend Jemandem; er glaubte, daß er in Screwstown gute Freunde finden würde, und reiste mit ihr von London dahin. Aber sie vermuthet, daß er in seinen Erwartungen getäuscht worden sei, denn als er wieder herauskam, sagte er ihr nur, daß sie ihre Sachen zusammenpacken solle, sie müßten wieder nach London zurückgehen. Auf dem Wege dahin starb er. Still! was ist das? ich hoffe nicht, daß sie uns hat sprechen hören. Nein, wir sprachen ja leise. Ihr Zimmer befindet sich neben dem Ihrigen. Ich glaubte sie schluchzen zu hören. Stille!«

»In dem Nebenzimmer? Ich höre nichts. Gut, mit Ihrer Erlaubniß werde ich mit ihr sprechen, bevor ich Sie verlasse. Und hatte ihr Vater kein Geld bei sich?«

»Ja, einige Pfund, Sir; mit diesen hat man das Begräbniß bezahlt, und es ist noch gerade so viel übrig, daß sie nach der Stadt kann; denn mein Mann sagte zu mir: ›Hannah,‹ sagte er, ›die Wittwe gab ihr Scherflein, und wir dürfen das der Waise nicht nehmen;‹ und mein Mann ist sonst ein harter Mann, Sir. Gott segne ihn!«

»Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand drücke, Madame. Gott lohne Ihnen Beiden.«

»Ach, Sir – es ist nicht der Mühe werth. Selbst Doctor Dosewell sagte, wenn auch in einem etwas mürrischen Tone – ›von meiner Rechnung will ich nicht reden; aber rufen Sie mich ein andermal nicht wieder um sechs Uhr Morgens, wenn Sie nicht ein wenig mehr von den Leuten wissen.‹ Und ich habe noch nie vorher gehört, daß Doctor Dosewell einen Krankenbesuch machte, ohne daß seine Rechnung bezahlt wurde. Er behauptete, es sei ein Streich, den der andere Doctor ihm gespielt habe.«

»Was für ein anderer Doctor?«

»O, ein sehr guter Gentleman, der mit aus dem Wagen stieg, als Mr. Digby krank wurde, und bis zum andern Morgen bei ihm blieb; und unser Doctor sagt, sein Name sei Morgan, und er lebe in London und sei ein Homy- oder etwas der Art.«

»Homicide,« fiel Leonard in seiner Unwissenheit ein.

»Ah – Homicide,« so etwas Aehnliches war es, nur viel länger und schwerer auszusprechen. Aber er ließ hier einige der allerkleinsten Kügelchen zurück, die Sie je gesehen haben, Sir, damit man sie dem Kinde geben solle; aber du lieber Gott, die haben ihr nichts geholfen – und wie sollten sie denn auch?«

»Winzige Kügelchen – o, ein Homöopath – ich verstehe; und der Doctor war freundlich gegen sie; vielleicht würde er ihr helfen. Haben Sie an ihn geschrieben?«

»Wir kennen ja seine Adresse nicht, und London ist eine große Stadt, Sir.«

»Ich gehe nach London und ich werde ihn schon finden.«

»Ach, Sir, Sie scheinen sehr gut zu sein, und da Sie doch nach London gehen müssen (denn was können wir hier mit ihr anfangen; sie ist zu zart, um irgend einen Dienst zu verrichten), so wollte ich, sie könnte mit Ihnen gehen.«

»Mit mir?« sagte Leonard überrascht; »nun, warum nicht?«

»Ich bin überzeugt, sie ist aus guter Familie, Sir. Wenn Sie hier ihren Vater hätten sterben sehen, Sir, so würden Sie gewußt haben, daß er ein ächter Gentleman war; er starb so freundlich und so höflich, als ob er sich schämte, uns ja viel Mühe zu machen – ja, er war ein Gentleman, wie es nur je einen gegeben hat. Und ein solcher sind Sie auch, Sir, davon bin ich überzeugt,« sagte die Wirthin mit einer Verneigung; »ich weiß, was vornehme Leute heißt,

ich bin in einer der ersten Familien der Grafschaft Haushälterin gewesen, Sir, wenn ich auch allerdings nicht behaupten kann, in London gedient zu haben; und da die vornehmen Leute einander kennen, so zweifle ich nicht, daß Sie ihre Verwandten herausfinden werden. Du lieber Gott – du lieber Gott! ich komme schon, ich komme schon!«

Man hörte laut nach der Wirthin rufen, und sie eilte hinaus. Die Pächter und Ochsentreiber begannen abzureisen und ihre Rechnungen mußten ausgestellt und bezahlt werden.

An diesem Abend sah Leonard seine Wirthin nicht mehr. Man hörte die letzten Hipp! Hipp! Hurrahs! sowie einige Toaste, die vielleicht auf das Wohl der Parlamentsmitglieder der Grafschaft ausgebracht wurden. Allmählig trat nach den verschiedenen Mißtönen eine tiefe Stille ein; die Fuhrwerke und leichten Wagen rollten von dannen, der Hufschlag auf der Straße verhallte. Dann erfolgte ein dumpfer Klang, wie wenn unten Thüren geschlossen würden; man hörte leise summende Stimmen im Parterre, Leute, welche die Treppe hinaufstiegen, um in's Bett zu gehen, hie und da auch das Schlucken eines Betrunknen oder ein halbblödsinniges Lachen, wie es vorkommt, wenn ein besiegteter Anbeter des Bacchus in seine Wohnung getragen wird.

Zuletzt war alles ruhig, als eben die Glocke vom Kirchturme eilf Uhr schlug.

Unterdessen hatte Leonard seine Manuscripte durchgesehen. Darunter befand sich zunächst ein Entwurf zu

einer Verbesserung an der Dampfmaschine – ein Entwurf, der lange in seinem Kopfe geruht und aus jener Zeit her stammte, da er sich die ersten Kenntnisse in der Mechanik durch seine Ankäufe bei dem Kesselflicker erworben hatte. Er legte den Entwurf jetzt bei Seite – es erforderte eine zu große geistige Anstrengung, um denselben noch einmal gründlich durchzugehen. Weniger hastig überblickte er aber seine Sammlung von Abhandlungen über verschiedene Gegenstände, von welchen er einige für unrichtig, andere aber für gut hielt. Dann verweilte er bei einer Sammlung von Versen, die er sorgfältig und mit seiner schönsten Handschrift geschrieben – Versen, zu welchen er zunächst durch das Lesen von Nora's melancholischen Berichten inspirirt worden war. Diese Verse waren eine Art Tagebuch seines Herzens und seiner Phantasie – jener tiefen, von Niemandem beachteten Kämpfe, welche alle denkenden Naturen in ihrer Jugendzeit durchmachen müssen. Freilich verweilen nur wenige Jünglinge bei der Erinnerung an jene Krisis, aus welcher sie langsam zu Männern heranreiften. Und diese ersten, flüchtigen Bemühungen, die Luftbilder, welche durch die nebligen Räume des Gehirns schweben, festzuhalten, waren mit jedem neuen Versuch entschiedener und kräftiger geworden, bis diese Phantasiebilder festgebannt, bis die fliehenden, wesenlosen Gebilde angehalten und gefesselt waren und eine Gestalt angenommen hatten. Als er seinen letzten Versuch durchblickte, fühlte er, daß endlich der Dichter daraus sprach. Es war eine Arbeit, die,

wenn auch bis jetzt nur halb vollendet, von einer kräftigen Hand herrührte; nicht der auf unruhigen Gewässern zitternde Schatten, welcher nur die blasse Abspiegelung und Nachahmung eines glänzenden Geistes ist, der uns fern und unerreichbar erscheint; sondern eine originelle Substanz – ein Leben, ein Ding der *schöpferischen* Kraft, das bereits den Athem athmet, den es empfangen hat. Diese Arbeit war während Leonard's Aufenthalt bei Mr. Avenel liegen geblieben oder nur von Zeit zu Zeit in verstohlener Weise bei Nacht ein wenig ausgefeilt worden. Jetzt las er sie wieder durch, und zwar mit ganz andern Gefühlen: mit der seltsamen und unschuldigen Bewunderung, nicht seines eigenen Selbst (denn das Werk eines Mannes ist ja leider nicht er selbst, sondern die verklärte und idealisirte Wesenheit, welche auf eine ihm selbst nicht bekannte Art und Weise aus seinen eigenen körperlichen Bestandtheilen gezogen wird) – er las sie mit derjenigen Bewunderung, welche nur die Dichter kennen – deren reinste Wonne, ja oft deren einziger Lohn sie ist. Dann eilte er mit einem wärmeren und mehr irdischen Klopfen seines Herzens in seiner Phantasie nach der Weltstadt, wo alle Ströme des Ruhms zusammenfließen, aber nicht um dort unterzugehen und zu verschwinden, sondern um wieder individualisirt und gesondert weiter zu fließen, um den einen, ungeheuren Gedanken Gottes zu durchfluthen, welchen wir *die Welt* nennen.

Er legte seine Papiere bei Seite und öffnete, wie er es gewohnt war, sein Fenster, bevor er zu Bette ging – denn Leonard hatte viele eigenthümliche Gewohnheiten und

liebte es, in die Nacht hinauszublicken, wenn er betete. Seine Seele schien sich von dem Körper zu entfernen, in die Luft hinaufzusteigen und einen rascheren Zutritt zu dem fernen Thron in dem uns endlichen Universum zu bekommen, wenn sein Athem mit den Winden dahin wehte und seine Augen auf die Sterne des Himmels gerichtet waren.

So betete der Knabe still, und nachdem er geendet hatte und im Begriffe war, langsam das kleine Fenster zu schlichen, hörte er deutliches Schluchzen dicht neben sich. Er hielt inne und athmete kaum; dann blickte er vorsichtig hinaus, das Fensterlein neben ihm war ebenfalls geöffnet. Jemand mußte also an dem Fenster sein und betete vielleicht auch. Er lauschte noch aufmerksamer und vernahm folgende Worte, die sanft und leise ausgesprochen wurden: »Vater – lieber Vater – hörst du mich *jetzt?*«

## SECHSTES KAPITEL.

Leonard öffnete seine Thüre und schlich sich un diejenige des nebenanliegenden Zimmers; denn sein erster, natürlicher Gedanke war, hineinzutreten und zu trösten. Als er aber seine Hand auf die Klinke gelegt hatte, zog er sie wieder zurück. Obgleich die Trauernde ein Kind war, so machte doch ihr Geschlecht ihre Schmerzen noch heiligter gegen jede Zudringlichkeit. Etwas, er wußte in seiner jugendlichen Unwissenheit nicht, was, hielt ihn ab, über die Schwelle zu treten. Dieselbe zu überschreiten, würde ihm als eine Einweihung erschienen sein. Darum kehrte er zurück und hörte noch Stunden lang von Zeit

zu Zeit das Schluchzen, bis dasselbe endlich verstummte, und das Kind sich selbst in den Schlaf geweint hatte.

Sobald er aber am folgenden Morgen seine Nachbarin im Nebenzimmer hörte, klopfte er sachte an die Thüre; keine Antwort. Er trat leise ein und sah sie vollkommen gleichgültig mitten im Zimmer sitzen, gerade als ob dasselbe keinen trauten Winkel und keine Ecke hätte, wie die Zimmer des heimathlichen Hauses. Ihre Hände waren in den Schooß gesunken und ihre Augen trostlos auf den Boden geheftet. Er trat näher und sprach zu ihr.

Helene war sehr niedergeschlagen und sehr still. Ihre Thränenquellen schienen versiegt zu sein, und es dauerte lange, bevor sie ein Zeichen gab, daß sie auf ihn achte. Endlich gelang es ihm doch nach und nach, ihr Interesse zu erregen, und das erste Symptom, daß es ihm gelungen sei, zeigte sich in dem Beben ihrer Lippen und in dem Ueberströmen der niedergeschlagenen Augen. Allmählig gewann er ein wenig ihr Vertrauen; sie erzählte ihm flüsternd und in abgerissenen Sätzen ihre einfache Geschichte. Was ihn aber am meisten rührte, war, daß sie nur das Gefühl der Einsamkeit, nicht aber ihre schutzlose Lage zu empfinden schien. Sie trauerte um den Gegenstand, welchen sie gepflegt, gehütet und geliebt hatte; denn sie war eher die Beschützerin, als die Beschützte des hilflosen Verstorbenen gewesen. In Betreff ihrer Verwandten und ihrer Verhältnisse konnte er keine befriedigendere Aufklärung von ihr erhalten, als die, welche ihm die Wirthin bereits gegeben; aber sie erlaubte ihm ohne

irgend einen Widerspruch, die von ihrem Vater hinterlassenen Effecten durchzusehen, ausgenommen, wenn seine Hand irgend etwas berührte, das ihrer Erinnerung besonders heilig zu sein schien; dann winkte sie ihm zurück oder nahm den Gegenstand rasch weg. Leonard fand viele quittirte Rechnungen auf den Namen des Kapitän Digby, ferner alte, vergilbte Noten für die Flöte, Rollenauszüge aus Soufflirbüchern, lustige Rollen aus heiteren Comödien, in welchen die Helden auf eine so erhabene Weise ihre Verachtung vor dem Gelde aussprechen – Rollen für einen Sheridan oder Farquhar – dicht dabei wieder verschiedene Pfandscheine und endlich zwei bis drei nicht glatt zusammengelegte, sondern wie von dem unmuthigen Griffe einer schwachen, hülflosen Hand zusammengeknitterte Briefe. – Er bat Helene um Erlaubniß, dieselben durchlesen zu dürfen, weil sie vielleicht Aufschluß über ihre Freunde geben könnten. Helene ertheilte mit einem stummen Kopfnicken ihre Einwilligung. Die Briefe enthielten indessen weiter nichts, als kurze und frostige Antworten von, wie es schien, entfernten Bekannten und früheren Freunden oder von Personen, an welche sich der Verstorbene wegen einer Anstellung gewendet hatte. Sie waren in ihrem Ton sämmtlich höchst entmuthigend. Hierauf versuchte Leonard zunächst den Namen jenes Edelmannes in Helenens Gedächtniß aufzufrischen, welche ihr Vater in seinen letzten Augenblicken auf den Lippen gehabt hatte; aber dies mißlang ihm gänzlich. Man muß sich nämlich erinnern, daß Lord L'Estrange, als er Mr. Digby sein Darlehen aufdrang, und ihm sagte,

er werde bei Mr. Egerton seine Adresse finden, aus natürlicher Delikatesse das Kind vorausgeschickt hatte, damit es nicht höre, wie man ihrem Vater ein Almosen gebe; und Helene sagte der Wahrheit gemäß, daß Mr. Digby in der letzten Zeit über alle seine Angelegenheiten gewöhnlich geschwiegen habe. Möglich wäre es, daß sie ihren Vater den Namen hätte erwähnen hören, aber sie hatte sich denselben nicht gemerkt; alles, was sie zu sagen vermochte, war, daß sie, wenn sie dem Fremden begegnete, nicht allein im Stande sein würde, ihn, sondern auch sogar seinen Hund wieder zu erkennen. Als Leonard sah, daß das Kind ruhig geworden war, und er das Zimmer verlassen wollte, um sich mit der Wirthin zu besprechen, erhob sie sich plötzlich geräuschlos und legte ihre kleine Hand in die seinige, als wenn sie ihn zurückhalten wollte. Ihr Mund sagte kein Wort – ihre Bewegung sagte alles – es lag darin die rührende Bitte: »Verlasse mich nicht!« Und Leonard's Herz strömte nach seinen Lippen, und er beantwortete die Bewegung, indem er sich niederbeugte, ihre Wangen küßte und sprach: »Waise, willst du mit mir gehen? Wir haben Beide Einen Vater, und Er wird auf Erden unser Führer sein. Ich bin vaterlos, wie du.« Sie erhob ihre Augen zu ihm, blickte ihn lange an und lehnte dann vertrauensvoll ihren Kopf an seine starke, junge Schulter.

## SIEBENTES KAPITEL.

Um die Mittagsstunde desselben Tages befanden sich der junge Mann und das Kind auf dem Wege nach London. Der Wirth hatte erst einige Bedenken gehabt, einem so jungen Begleiter Helenen anzuvertrauen; aber Leonard hatte in seiner glücklichen Unwissenheit so sanguinisch davon gesprochen, daß er jenen Lord ausfindig machen oder irgend einen passenden Beschützer dem Kinde verschaffen würde. Außerdem hatte er von seinen eigenen bedeutenden Aussichten in der Hauptstadt (welcher Art sie seien, sagte er nicht) in so großartiger Weise, wenn auch in aller Aufrichtigkeit, gesprochen, daß er den ländlichen Wirth nicht besser für sich hätte einnehmen können, wenn er der schlauste Betrüger gewesen wäre. Und während die Wirthin immer noch in der trügerischen Einbildung begriffen war, daß alle vornehmen Leute in London einander kennen müßten, wie dies in einer Grafschaft der Fall ist, so glaubte der Wirth doch endlich, daß ein junger Mensch, der, obgleich er nur zu Fuß reiste, so anständig gekleidet war, der in einem so zuversichtlichen Tone sprach und so bereit war, sich eine ziemlich lästige Bürde aufzuladen, jedenfalls, wenn er sich derselben wieder entledigen wollte, Freunde haben müsse, die älter und klüger, als er selbst, und im Stande waren, darüber zu urtheilen, was sich für die Waise am besten thun lasse.

Und was sollte der Wirth mit ihr anfangen? Am Ende war doch diese freiwillige Begleitung besser für sie,

als wenn sie von einem Kirchspiel zum andern geschickt würde und sich zu guter Letzt ohne alle Freunde in den Straßen Londons zurecht finden mußte. Auch lächelte Helene zum ersten Male, als sie gefragt wurde, ob es ihr Wunsch sei, mit Leonard zu gehen, und dann legte sie wieder ihre Hand in die seinige. Kurz, die Sache wurde auf diese Weise abgemacht.

Das kleine Mädchen schürzte ein Bündelchen von den sieben Sachen, auf welche sie den meisten Werth legte, und die sie am meisten nöthig hatte. Als Leonard dasselbe an seinen Tornister band, fühlte er nicht, daß dieser schwerer geworden wäre. Das übrige Gepäck sollte nach London geschickt werden, sobald Leonard schrieb und seine Adresse angab, was er bald zu thun versprach. Helene machte ihren letzten Besuch auf dem Kirchhofe und schloß sich ihrem Begleiter an, als er auf der Landstraße stand, die außerhalb des feierlichen Gebietes lag. Sie waren schon einige Stunden weit gegangen, als er sie frug, ob sie müde sei, worauf sie mit ›Nein‹ antwortete. Aber Leonard hatte Mitleid mit ihr und sorgte dafür, daß sie kurze Tagereisen machten; in Folge dessen vergingen einige Tage, bevor sie London erreichten. Auf dieser langen, einsamen Reise wurden sie vertraulicher mit einander; am Ende des zweiten Tages nannten sie sich Bruder und Schwester; und Leonard fand zu seiner Freude, daß ihr Kummer mit der körperlichen Bewegung und der Veränderung der Umgebung sich etwas legte, und ihre Unempfindlichkeit für andere Eindrücke nachließ. Dabei entwickelte sie eine scharfe Auffassungsgabe, die

weit über ihre Jahre hinausging. Das arme Kind – diese Gabe war ihr durch die Nothwendigkeit aufgedrungen worden! Sie verstand ihn, wenn er ihr geistigen Trost, der halb poetisch, halb religiös klang, spendete; und sie lauschte der Erzählung seiner Erlebnisse, der Geschichte seiner Selbsterziehung und seiner einsamen Kämpfe – das alles begriff sie. Wenn er aber seinem Enthusiasmus, seinen glorreichen Hoffnungen und seinem Vertrauen auf das Schicksal Worte lieh, welches ihnen bevorstehe, dann schüttelte sie ihren Kopf sehr still und sehr trübselig. Begriff sie denn *diese* Dinge? Ach! vielleicht zu gut. Sie kannte mehr von der Wirklichkeit des Lebens, als er. Leonard war zuerst ihr gemeinschaftlicher Schatzmeister; aber bevor der zweite Tag zu Ende war, schien Helene zu entdecken, daß er zu verschwenderisch sei; und sie sagte ihm das mit einem klugen, ernsten Blicke, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte, als er eben in ein Wirthshaus einkehren und ein Mittagessen bestellen wollte. Dieser Ernst würde sich komisch ausgenommen haben, wenn nicht die Feuchtigkeit ihrer Augen so mild und dankbar ihm entgegen gegläntzt hatte. Sie fühlte, daß er im Begriff sei, ihretwegen zu viel auszugeben und sich zu ruiniren. Wie es nun auch zuing, die Börse kam in ihre Verwahrung, und jetzt sah sie so stolz aus, als ob sie in ihrem natürlichen Elemente sich befinde.

Ach! welche glückliche Mahlzeiten wurden nun durch ihre Vermittlung besorgt, wie viel mehr Genuß gewährten sie, als in den dumpfen, mit Sand bestreuten Wirthszimmern, die von Fliegen wimmelten und nach dem

Tabak des vorigen Abends rochen. Jetzt, wenn sie an dem Eingang eines Dorfes ankamen, verließ sie ihn und sprang voraus, um Lebensmittel zu kaufen, und kehrte dann zurück mit einem kleinen Korb und mit einem hübschen blauen Krüglein, das sie unterwegs gekauft hatte, und das jetzt mit Milch gefüllt war; dazu brachte sie etwas frisches Brod und als ganz besondere Leckerbissen Radischen und Brunnenkresse. Dabei hatte sie ein Talent, die schönsten Plätze zum Ausruhen und zu den Mahlzeiten herauszufinden; bisweilen mitten in einem Gehölze, wo es so stille war, wie in einem Zauberwalde, wo die Hasen sich durch die einsamen Waldgänge schlichen, und die Eichhörnchen von den Aesten auf sie herabblickten; ein anderes Mal an einem kleinen rauschenden Bache, in welchem man die Fische unter der klaren Oberfläche sehen konnte, wie sie auf die ihnen hingeworfenen Brodkrumen heranschossen. Zu einem Arkadion wurde für sie der Weg zu ihren Thermopylen – zu dem Kriege gegen die Millionen, welche auf der andern Seite ihres Weges durch Tempe ihrer harnten.

»Werden wir glücklicher sein, wenn wir *groß* geworden?« sagte Leonard in seiner erhabenen Einfalt. Helene seufzte und schüttelte den kleinen klugen Kopf.

## ACHTES KAPITEL.

Endlich kamen sie ganz in die Nähe von London. Aber Leonard hatte beschlossen, nicht erschöpft und, ermatet, wie ein Wanderer, der einer Zuflucht bedarf, sondern

frisch und bei guter Laune, wie ein Eroberer, der im Triumphe sich naht, um Besitz zu ergreifen von der Hauptstadt, diese zu betreten. Darum machten sie früh Abends an dem Tage, welcher ihrem majestätischen Einzuge voranging, ungefähr sechs Meilen von der Hauptstadt in der Gegend von Eating Halt (denn von dieser Seite her kamen sie). Sie waren nicht ermüdet, als sie in ihrem Wirthshause anlangten. Das Wetter war äußerst angenehm, ein Gemisch von Milde und Glanz, wie man es nur an den seltenen wahren Sommertagen in England findet; unten alles so grün und oben alles so blau – Tage, wie wir nur ungefähr sechs im Jahre haben, und deren wir uns in unbestimmter Weise erinnern, wenn wir von Robin Hood und der Maid Marian, von der Dame und dem Ritter in Spenser's goldenem Sommerliede, oder von Jacob lesen, der unter einem Eichenbaum sich niederließ, um in den Thälern der Ardennen den Hirschen aufzupassen. Nachdem sich die Beiden ein wenig im Wirthshause aufgehalten hatten, wanderten sie weiter, nicht um die Reise fortzusetzen, sondern des Vergnügens halber. Als die Sonne im Begriff war, unterzugehen, und der Abend kühler wurde, kamen sie an dem Gebiete vorüber, welches einst dem Herzoge von Kent gehört hatte, und warfen durch das Gitterthor einen Blick auf das Gebüsch und auf die Rasenplätze jener schönen Besitzung. Dann schritten sie quer durch einige Felder und erreichten ein Flößchen, Brent genannt. Helene war an jenem Tage trauriger gewesen, als an irgend einem früheren ihrer Reise. Vielleicht weil durch die Nähe von London die Erinnerung

an ihren Vater lebhafter wurde; vielleicht auch, weil sie so vorzeitig das Leben kennen gelernt hatte und deshalb ahnen mochte, was ihnen bevorstehe. Aber Leonard war an diesem Tage selbstsüchtig. Die Traurigkeit seiner Begleiterin übte keinen Einfluß auf ihn. Er war zu sehr von Selbstbewußtsein erfüllt, und er hatte bereits aus der Atmosphäre dasjenige Fieber eingesogen, welches den großen unruhigen Hauptstädten eigenthümlich ist.

»Setze dich hierher, Schwester,« sagte er in einem befehlenden Tone und ließ sich in den Schatten eines Baumes nieder, dessen Aeste über den sich dahin schlängelnden Bach herabhingen. »Setze dich hierher und plaudere mit mir.«

Er warf seinen Hut von sich, strich seine reichen Locken zurück und besprengte seine Stirn mit dem Wasser des Flusses, welcher ringsum die Wurzeln des Baumes bespülte, die sich kahl und in einander geschlungen vom Ufer ausstreckten und in die Wellen hinabzogen. Helene gehorchte und setzte sich dicht neben ihn.

»Also London ist wirklich sehr groß – sehr groß?« wiederholte er in forschendem Tone.

»Sehr groß,« antwortete Helene, während sie die in ihrer Nähe stehenden Schlüsselblumen gepflückt und sie in das vorbeifließende Wasser fallen ließ. »Sieh', wie die Blumen von dem Fluß weggetrieben werden! Jetzt sind sie verloren. London ist für uns, was der Fluß für diese Blumen ist – sehr groß, sehr mächtig –« und sie fügte nach einer Pause hinzu: »sehr grausam!«

»Grausam! Ach, das ist es gegen dich *gewesen*, aber *jetzt!* – jetzt will ich für dich sorgen!«

Dabei lächelte er triumphirend, und sein Lächeln war schön, sowohl um des Stolzes, als um der Güte willen, welche sich darin aussprach. Leonard hatte sich wunderbar verändert, seit er das Haus seines Onkels verlassen. Er war zu gleicher Zeit jünger und älter geworden; denn das Bewußtsein des Genies macht uns, wenn es sich seiner Fesseln entledigt, einerseits älter und klüger in Beziehung auf die Welt, zu welcher es hinaufsteigt, andererseits jünger und blinder in Bezug auf die Welt, von welcher es herkommt.

»Und es ist auch keine hübsche Stadt, sagst du?«

»Sehr häßlich in der That,« sagte Helene fast heftig, »wenigstens, so weit ich gesehen habe.«

»Es muß aber doch Theile geben, die schöner sind, als andere? Du sagst, daß es Parks gibt; warum sollten wir nicht in ihrer Nähe wohnen und Aussicht auf die grünen Bäume haben?«

»Das wäre hübsch,« sagte Helene fast in fröhlichem Tone; »aber« – und dabei schüttelte sie den Kopf – »für uns gibt es keine Wohnungen, ausgenommen in den Höfen und in den Gäßchen.«

»Warum?«

»Warum?« wiederholte Helene lächelnd und hielt ihm die Börse hin.

»Pah! immer diese entsetzliche Börse, als wenn wir sie nicht wieder füllen könnten! Habe ich dir nicht die Geschichte von Fortunio erzählt? Gut, jedenfalls gehen wir

zuerst in die Gegend, wo du zuletzt gewohnt hast, um alles zu erfahren, was möglich ist; und dann werde ich übermorgen Doctor Morgan aufsuchen und jenen Lord ausfindig machen.«

Helenen's milde Augen standen voll Thränen. »Du wünschst mich bald los zu werden, Bruder.«

»Ich! ach, ich fühle mich so glücklich, dich bei mir zu haben. Es kömmt mir vor, als wenn ich mich mein ganzes Leben lang um dich gegrämt hatte, und als ob du dann endlich gekommen wärest; denn ich habe nie weder Bruder, noch Schwester, noch irgend Jemanden zum Lieben gehabt, der nicht älter war, als ich selbst, ausgenommen –«

»Ausgenommen die junge Dame, von der du mir gesprochen hast,« sagte Helene und wandte ihr Gesicht ab; denn Kinder sind sehr eifersüchtig.

»Ja, ich liebte sie, und ich liebe sie noch. Aber das war etwas ganz Anderes,« sagte Leonard und erröthete. »Ich hätte nie mit ihr so sprechen können, wie mit dir; dir gegenüber ist mein ganzes Herz offen, du bist meine kleine Muse, Helene. Ich gestehe dir meine wilden Launen und Phantasien eben so frei und offen, als ob ich Gedichte schriebe.« Bei diesen Worten hörte man Tritte, und ein Schatten fiel auf den Fluß hinab. Ein Angler, der sich verspätet hatte, erschien am Ufer und zog seine Schnur so ungeduldig durch das Wasser, als wenn er irgend einen schlummernden Fisch zum Anbeißen bringen wollte, ehe derselbe für die Nacht auf den Grund ging. Vollständig in seine Beschäftigung vertieft, bemerkte der Angler die

jungen Leute auf dem Rasen unter dem Baume nicht und blieb dicht neben ihnen stehen.

»Der verdammte Barsch!« sprach er laut.

»Nehmen Sie sich in Acht, Sir,« rief Leonard, denn der Mann wäre, als er einen Schritt zurück that, beinahe auf Helene getreten.

Der Angler drehte sich um. »Was gibt es? Bst, Sie haben meinen Barsch verscheucht. Können Sie nicht still sein?«

Helene rückte bei Seite, und Leonard blieb bewegungslos. Er erinnerte sich Jackeymo's und empfand Theilnahme für den Angler.

»Das ist der außerordentlichste Barsch, den ich je beobachtet!« murmelte der Fremde, vor sich hin sprechend. Er bat ein teufelsmäßiges Glück. Er muß mit einem silbernen Löffel im Maule geboren worden sein, der verdammte Barsch!« Ich werde ihn nie fangen – nie! Ha! – nein, es ist nur ein Unkraut; ich gebe es auf.«

Mit diesen Worten zog er entrüstet seine Angelruthe aus dem Wasser und begann sie aus einander zu legen. Während er sich in aller Gemächlichkeit damit beschäftigte, wandte er sich an Leonard.

»Hm! sind Sie genau mit diesem Bach bekannt, Sir?«

»Nein,« antwortete Leonard. »Ich habe ihn nie früher gesehen.«

*Angler* (in feierlichem Tone). – »Dann folgen Sie meinem Rath, junger Mann, und lassen Sie sich nicht von

demselben in Versuchung führen. Ich, Sir, bin ein Märtyrer dieses Baches; er ist die Delila meines Daseins geworden.«

*Leonard* (theilnahmsvoll, weil der letzte Satz ihm poetisch erschien). – »Die Delila, Sir – die Delila!«

*Angler*. – »Die Delila. Junger Mensch, hören Sie mich an, und lassen Sie mein Beispiel Ihnen eine Warnung sein. Als ich ungefähr in Ihrem Alter war, kam ich zum ersten Male an diesen Bach, um zu fischen. Sir, es war um drei Uhr Nachmittags an jenem unglücklichen Tage, daß ich einen Fisch fing – einen sehr großen Fisch, der wohl anderhalb Pfund gewogen haben muß. Sir, er war von dieser Länge;« und indem er so sprach, legte der Angler seinen Finger an das Handgelenke. »Und gerade, als ich ihn beinahe an das Land gebracht hatte, eben da, wo Sie jetzt sitzen, auf diesem schief herabhängenden Ufer, junger Mann, riß die Schnur entzwei und der Barsch entschlüpfte zwischen den Wurzeln. Und das Teufelsgeschöpf – denn das war es – ging durch mit sammt dem Angelhaken. Nun gut, dieser Fisch spukte immer in meinem Kopf; ich hatte noch nie in meinem Leben einen solchen Fisch gesehen. Elritzen hatte ich in der Themse und sonst wohl gefangen, auch Grundlinge und hie und da sogar einen Weißfisch. Aber einen solchen Fisch – einen *Barsch* – der alle seine Finnen aufgezogen hatte, wie die Segel eines Kriegsschiffes – ein Ungeheuer von einem Barsch – ein Wallfisch in Barschgestalt! Nein, nie bis zu jener Zeit hatte ich gewußt, welche gewaltige Leviathans in der Tiefe liegen. Ich konnte nicht schlafen,

bis ich wieder zurückgekehrt war und dann – Sir – fing ich wieder den Barsch. Und dieses Mal brachte ich ihn, wie es sich gehört, aus dem Wasser heraus. Er entkam aber wieder; und wie entkam er? Sir, er ließ eines seiner Augen an dem Angelhaken stecken! Lange, lange Jahre sind seit jener Zeit verstrichen, aber ich werde nie das Peinliche jenes Augenblicks vergessen.«

*Leonard.* – »Für den Barsch, Sir?«

*Angler.* – »Für den Barsch? Peinlich für ihn? Er freute sich dessen! Nein, peinlich und qualvoll für mich! Ich sah mir das Auge an, und das Auge blickt wieder auf mich so schlau und so boshaft, als wenn es mir in's Gesicht lachen wollte. Gut, Sir, ich hatte gehört, daß es keinen besseren Köder für einen Barsch gebe, als das Auge eines Barsches. Ich befestigte jenes Auge an den Angelhaken und ließ die Schnur leise hinab. Das Wasser war ungewöhnlich hell; binnen zwei Minuten sah ich den Barsch zurückkehren. Er näherte sich dem Haken; er erkannte sein Auge – schlug mit dem Schwanz – tauchte unter – und riß, so wahr ich lebe, das Auge los, blieb dabei frisch und gesund, und ich bemerkte, wie er es neben einer Wasserlilie verspeiste. Dieser höhnische Teufel! seit jener Zeit habe ich im Laufe eines bewegten und ereignißvollen Lebens diesen Barsch sieben Mal wieder gefangen und sieben Mal ist er mir wieder entwischt.«

*Leonard* (erstaunt). – »Es kann nicht derselbe Barsch sein: die Barsche sind zarte Fische, und wenn der Haken in seinem Rachen festsitzt, oder ihm ein Auge ausgehackt

wird, so kann kein Barsch eine solche Verletzung seines Körpers ertragen.«

*Angler* (mit einem Ausdruck des Entsetzens). – »Es scheint übernatürlich. Aber es ist derselbe Barsch, denn, hören Sie, Sir, es gibt nur einen einzigen Barsch in dem ganzen Bache! Die vielen Jahre, die ich hier fischte, habe ich nie einen andern Barsch gefangen; und ich kenne diesen einsamen Bewohner des wässerigen Elements besser vom Ansehen, als meinen eigenen verstorbenen Vater. Jedesmal nämlich, wenn ich ihn aus dem Wasser herausgezogen habe, war sein Profil gegen mich gekehrt, und ich habe mit Schauern bemerkt, daß er nur – Ein Auge hatte! Dieser Barsch ist ein höchst geheimnißvolles und ein höchst diabolisches Phänomen! Er ist es, der meine Lebensaussichten zu Grunde gerichtet hat. Es war mir eine Stelle in Jamaika angeboten, allein ich konnte nicht hingehen und diesen Barsch triumphierend hier zurücklassen! Nachher hätte ich in Indien eine Anstellung erhalten können, aber ich konnte es nicht zugeben, daß der Occan zwischen mir und jenem Barsche liege. So habe ich mein Dasein in dieser unseligen Hauptstadt meines Vaterlands zersplittert. Von Februar an bis zum Dezember komme ich jede Woche einmal hieher. – Du lieber Gott! wenn ich eines Tages diesen Barsch fangen sollte, so würde ich in meinem Leben keine Beschäftigung mehr haben.«

Leonard betrachtete neugierig den Angler, der die letzten Worte in traurigem Tone gesprochen hatte. Die zierliche Form seiner Perioden paßte nicht zu seinem faden-scheinigen, ärmlichen Anzug. Es war jedoch in gewisser Art eine vornehme Aermlichkeit – die Aermlichkeit in schwarzer Kleidung. In seinen Mundwinkeln lag Humor, und seine Hände waren, obgleich sie nicht besonders reinlich zu sein schienen – seine Beschäftigung war ohnedies gerade nicht der propersten Art – diejenigen eines Mannes, der nichts von Händearbeit weiß. Sein Gesicht war blaß und aufgedunsen und die Spitze seiner Nase geröthet. Er schien mit dem Element des Wassers nicht so vertraut zu sein, wie seine Delila – der Barsch.

»So ist das Leben!« begann der Angler wieder im moralisirenden Tone, als er seine Angelruthe in das Futteral steckte. »Wenn Jemand wüßte, was es heißen will, sein ganzes Leben lang in einem Bache zu fischen, in welchem sich nur ein einziger Barsch befindet! Dann diesen Barsch alles in allem neun Mal zu fangen und mit ansehen zu müssen, wie er neun Mal wieder in das Wasser hinein-fällt – wenn irgend Jemand wüßte, was das heißen will – nun, dann –« hier blickte er über seine Schulter Leonard voll in das Gesicht – »nur dann, junger Sir, würde er wissen, was das menschliche Leben für den eitlen Ehrgeiz ist. Guten Abend.«

Damit ging er fort, über die Gänseblümchen und Hahnenfüße hinwegschreitend. Helene folgte ihm neugierig mit den Augen.

»Welch' ein sonderbarer Mensch!« sagte Leonard lachend.

»Ich denke, er ist ein sehr weiser Mensch,« murmelte Helene und rückte dicht an Leonard heran; dann legte sie seine Hand in die ihrige, als ob sie bereits fühlte, daß er eines Trösters bedürfe – daß die Schnur bereits zerrissen und der Barsch verloren sei!

### NEUNTES KAPITEL.

Um die Mittagszeit des folgenden Tages tauchte London in einem dicken, drückenden Nebel vor ihnen auf; denn, wo könnte man sagen, daß London uns in die Augen springe? Es tauchte vor ihnen auf durch einen von seinen schönsten und lieblichsten Zugängen, durch die stattlichen Gärten von Kensington, längs Hydepark u. s. w. bis Cumberland Gate.

Leonard war nicht im geringsten erstaunt, und doch wäre es möglich, mit sehr wenigen Kosten und mit ein klein wenig Geschmack diesen Eingang zu London ebenso großartig und ebenso imponierend zu machen, wie denjenigen, welcher von den Champs Elisées nach Paris führt. Als sie sich Edgeward Road näherten, nahm Helene ihren neuen Bruder bei der Hand, um ihm als Führerin zu dienen; denn sie kannte die dortige Gegend und wußte eine Wohnung in der Nähe derjenigen, welche ihr Vater inne gehabt hatte (in diese selbst würde sie um alles in der Welt nicht zurückgekehrt sein), wo sie ein billiges Unterkommen finden konnten. Gerade jetzt aber erschienen die Wolken, welche seit dem Morgen den Himmel

bedeckt hatten, wie eine einzige schwarze Masse. Plötzlich trat ein heftiges Regenwetter ein. Leonard und Helene flüchteten sich unter einen bedeckten Schuppen in einer Straße, die von Edgeware Road ausging. Bald war dieses Obdach mit Menschen angefüllt. Die beiden jungen Pilger drückten sich, von den Uebrigen abgesondert, dicht an die Wand. Leonard hatte seinen Arm um Helene geschlungen und beschützte sie vor dem Regen, den der scharfe Wind, der mit demselben kämpfte, durch die Thüre ihnen entgegen trieb.

Kurz darauf trat ein junger Mann von besserem Aussehen und in eleganterer Kleidung, als die andern Flüchtlinge, herein, aber nicht mit hastigen, sondern eher mit langsamen und stolzen Schritten, gleichsam, als ob er, wenn er sich auch dazu herabließ, ein Obdach zu suchen, es doch verschmähe, danach zu rennen. Er blickte etwas hochmüthig herab auf die anwesende Gruppe, schritt mitten durch dieselbe und gelangte so in die Nähe von Leonard. Hierauf nahm er seinen Hut ab und schüttelte den Regen von dem Rande desselben. Da sein Haupt auf diese Weise unbedeckt war, so konnte man alle seine Züge beobachten, und Leonard erkannte auf den ersten Blick in ihm seinen alten, siegreichen Angreifer auf der Wiese von Hazeldean.

Randal Leslie hatte sich jedoch verändert. Seine dunkeln Wangen waren ebenso schmal, wie in seiner Knabenzeit, wo nicht durch eifriges Studium und durch Nachtwachen noch mehr abgezehrt; der Ausdruck seines

Gesichtes aber war zugleich ausdrucksvoller und männlicher geworden, und in seinen großen Augen glänzte ein ruhiges, concentrirtes Licht, wie bei einem Manne, der sich daran gewöhnt hat, alle seine Gedanken in Einen Punkt zusammenzufassen. Er sah älter aus, als er war. Er war einfach schwarz gekleidet, und diese Farbe stand ihm gut; in seinem Aeußeren und in seiner ganzen Erscheinung war jedoch nichts Prunkhaftes, sondern etwas Vornehmes. Er sah für das gewöhnliche Auge wie ein Gentleman und für den aufmerksameren Beobachter wie ein Gelehrter aus.

Jetzt ging es bunt her, Alles durch einander! Bald drückten die Leute in dem Durchgang auf einander, bald zerstreuten sie sich nach allen Seiten, um Platz zu machen, bald stürzten sie sich nach hinten, dann wieder gegen die Wand – als ein feuriges Roß in die Scheuer einstürmte. Der Reiter, ein junger Mann mit einem sehr hübschen Gesichte und auf jene sorgfältige Weise gekleidet, die man gewöhnlich stutzerhaft nennt, rief in gutmüthigem Tone: »fürchten Sie sich nicht, das Pferd wird Niemand etwas zu leide thun – bitte tausendmal um Verzeihung – so ho! so ho!« Er streichelte das Pferd, und es stand wie eine Mauer, den ganzen Raum mitten im Thorwege einnehmend. Die Gruppe beruhigte sich wieder, und Randal näherte sich dem Reiter.

»Frank Hazeldean!«

»Ah – Randal Leslie!«

In einem Augenblick war Frank vom Pferde gesprungen und übergab die Zügel den Händen eines schwächlichen Lehrlings, der ein Bündel trug.

»Wie freut es mich, mein lieber Junge, dich zu sehen. Welch' glücklicher Zufall, daß ich hier hereinkam. Und es ist sonst nicht meine Art, denn ich mache mir nichts daraus, naß zu werden. Wohnst du hier in der Stadt, Randal?«

»Ja, in dem Hause deines Onkels, Mr. Egerton. Ich habe Oxford verlassen.«

»Für immer?«

»Für immer.«

»Aber du hast ja noch nicht promovirt, so viel ich weiß? Wir Etonianer glaubten immer, daß du die erste Note bekommen würdest. O, wir sind so stolz auf deinen Ruhm gewesen – du hast alle ersten Preise davon getragen.«

»Nicht alle, aber allerdings einige. Mr. Egerton stellte mir die Wahl frei, dort zu bleiben, bis ich promovirt hatte, oder sofort in das Ministerium des Auswärtigen einzutreten. Ich zog den Zweck dem Mittel vor. Denn wozu nützen alle akademischen Ehren, als zum Eintritt in das praktische Leben? Jetzt in dasselbe eintreten, heißt, sich auf einem langen Wege einen Schritt ersparen, Frank.«

»Ah, du warst immer ehrgeizig, und ich bin überzeugt, du wirst eine große Rolle spielen.«

»Vielleicht – wenn ich dafür arbeite. Wissen ist Macht!«

Leonard fuhr auf.

»Und du,« fuhr Randal fort, indem er seinen alten Schulkameraden mit neugieriger Aufmerksamkeit betrachtete – »du bist nie nach Oxford gekommen. Ich hörte, du wärest in die Armee eingetreten.«

»Ich bin in der Garde,« sagte Frank, indem er sich viele Mühe gab, bei diesem Geständniß nicht zu eingebildet auszusehen. »Mein Vater war anfangs etwas dagegen und hätte es lieber gesehen, wenn ich bei ihm in der alten Halle geblieben wäre und mich dort mit der Landwirtschaft beschäftigt hätte. Dazu hat man aber noch Zeit genug – nicht wahr? Beim Zeus, Randal, das Leben in London ist ein sehr angenehmes Leben! Bist du heute Abend bei Almacks?«

»Nein, Mittwochs ist Feiertag im Unterhaus. Mr. Egeron gibt ein großes parlamentarisches Mittagessen. Er ist jetzt, wie du weißt, im Kabinet; aber du siehst wohl deinen Onkel nicht häufig, vermuthe ich.«

»Unsere beiderseitigen gesellschaftlichen Kreise sind zu verschieden,« sagte der junge Gentleman in einem brummellswürdigen Tone. »Alle diese Parlamentarischen sind verteufelt langweilig. Der Regen hat aufgehört. Ich weiß nicht, ob es meinem Vater lieb wäre, wenn ich in Grosvenor Square vorspräche, aber bitte, besuche mich doch; hier ist meine Karte, damit du's nicht vergisst. Du mußt mit uns am Regimentstisch essen. Du wirst sehen, was ich für angenehme Kameraden habe. Welchen Tag willst du festsetzen?«

»Ich werde es dich wissen lassen. Findest du das Leben in der Garde nicht etwas kostspielig? Ich erinnere mich,

daß du glaubtest, dein Vater habe es nicht sehr gerne gesehen, wenn du ihm um mehr Taschengeld schriebst, und ein Mal entsinne ich mich, Thränen in deinen Augen gesehen zu haben, als Mr. Hazelden bei der Ueber- sendung von fünf Pfund dich daran erinnerte, daß seine Güter nicht Fideicommissen seien, sondern daß er nach seinem Belieben über sie verfügen könne, und sie nie in die Hände eines Verschwenders übergehen würden. Das war keine angenehme Drohung für dich, Frank.«

»O!« rief der junge Mann, indem er tief erröthete, »es war nicht die Drohung, die mich schmerzte, sondern der Gedanke, mein Vater könne eine so niedrige Meinung von mir haben und glauben, daß – gut – nun gut – das war noch die Schulknabenzeit. Und mein Vater war immer freigebiger gegen mich, als ich es verdiente. Wir müssen uns oft sehen, Randal. Du warst immer so gut gegen mich in Eton, und machtest mir meine Stylübungen – das werde ich dir nie vergessen; besuche mich bald.«

Frank schwang sich in den Sattel und gab dem schwächtigen Jungen eine halbe Krone, was ungefähr viermal so viel war, als sein Vater für genügend gehalten haben würde. Er ergriff die Zügel, gab dem Pferde die Sporen und fort galopirte das stolze Roß mit dem jungen, fröhlichen Reiter. Randal versank in Nachdenken, und als der Regen vollständig aufgehört hatte, zerstreuten sich die Leute, die eine Zuflucht in der Scheuer gesucht hatten, und gingen ihres Weges. Nur Randal, Leonard und Helene blieben zurück. Als Randal, noch immer in Gedanken, seine Blicke erhob, fielen sie gerade

auf Leonard's Antlitz. Er schien überrascht, fuhr hastig mit der Hand über die Stirne und warf nochmals einen scharfen, durchdringenden Blick auf Leonard; seine blasse Wange wurde noch blasser, und ein unwillkürliches Zusammendrücken und gleichsam Zusammenbeißen seiner Lippen zeigte, daß auch er seinen alten Feind wieder erkannt hatte. Dann glitt sein Blick über Leonard's Anzug, der zwar etwas staubig aussah, aber doch einen Bauernanzug weit übertraf. Randal zog mit einem geringschätzenden Lächeln seine Augenbraunen erstaunt in die Höhe – dieses Lächeln war ein Stich für Leonard. Sodann verließ er langsamen Schrittes die Scheuer und ging nach Grosvenor Square. Der Eingang zum Ehrgeize lag offen und klar da für *ihn*.

Das kleine Mädchen faßte Leonard wieder bei der Hand und führte ihn durch eine Reihe von schmalen, dunklen und traurigen Straßen und verschlungenen Gäßchen, die immer enger und enger wurden, bis die Gestalten Beider verschwanden.

#### ZEHNTES KAPITEL.

»Aber komm' doch; kleide dich um, kehre zurück und speise dann bei mir zu Mittag; du hast gerade noch Zeit, Harley. Du wirst mit den ausgezeichnetsten Männern unserer Partei zusammentreffen, die es gewiß verdienen, daß du sie studirst, Philosoph, der du sein willst.«

So sprach Audley Egerton zu Lord L'Estrange, mit dem er ausgeritten war, nachdem er seine Geschäfte beendet hatte. Die beiden Gentlemen befanden sich in Audley's

Bibliothekszimmer. Mr. Egerton saß wie gewöhnlich mit zugeknöpftem Rocke in seinem Stuhl und hatte die aufrechte Haltung eines Mannes, der verächtlich herabsieht auf die ›ruhmlose Gemächlichkeit‹. Harley hatte sich, ebenfalls wie gewöhnlich, der Länge nach auf den Sopha hingestreckt; seine langen Haare hingen in Locken nachlässig herab; sein Halstuch war leicht um den Hals geschlungen, und sein Anzug schlotterte ihm um die Glieder – *simplex munditiis* – seine Anmuth war eine ganz individuelle; anscheinend nachlässig, niemals schlappig; überall und mit Jedem gemüthlich, sogar mit Mr. Audley Egerton, der die meisten Menschen frösteln machte und aus ihrer Gemüthlichkeit herauszubringen verstand.

»Nein, lieber Audley, du mußt mich unschuldigen. Aber deine ausgezeichneten Männer sind lauter Leute, die von Einer Idee beseelt sind – Politik! Politik! Politik! Es ist der Sturm in einem Glas Wasser.«

»Aber was ist dein Leben, Harley? – ein Glas Wasser ohne Sturm?«

»Weißt du, daß dies sehr gut gefaßt war, Audley; ich hätte nicht gedacht, daß du in deinen Antworten so schlagfertig wärst. Leben – Leben! Das ist ein einfältiges, schales Ding. Man kann in einem Glas Wasser keine Argonautenzüge machen. Audley, ich habe eine ganz sonderbare Idee –«

»Das versteht sich von selbst,« sagte Audley trocken. »Du hast nie andere Ideen gehabt. Was ist es denn für eine neue Idee?«

*Harley* (mit großer Würde). – Glaubst du an Mesmerismus?«

*Audley*. »Gewiß nicht.«

*Harley*. – »Wenn es nur in der Gewalt eines animalischen Magnetiseurs läge, mich aus meiner eigenen Haut heraus zu nehmen und in die eines Anderen zu stecken? Das ist meine Idee! Ich habe mich selbst so satt – so satt! Ich habe alle meine Ideen durchgemacht – ich kenne sie alle auswendig; wenn irgend so eine unverschämte Betrügerin sich hervordrängt und sagt, ›sieh' mich einmal an, ich bin ein neuer Bekannter,‹ dann nicke ich ihr zu und sage: ›Durchaus nicht, du hast nur ein neues Kleid angezogen, du bist derselbe alte böse Kamerad, der mich seit zwanzig Jahren gequält hat; fort mit dir!‹ Wenn ich nur eine halbe Stunde lang dein langer Portier sein könnte oder einer von deinen vortrefflichen praktischen Leuten, dann würde ich in der That in eine neue Welt reisen.<sup>1</sup> Das Gehirn eines jeden Menschen muß eine Welt für sich sein, nicht wahr? Wenn ich mich nur, wie in einem Kirchspiel, in dem deinigen, *Audley*, niederlassen und über alle deine Gedanken und Gefühle Revue halten könnte! So

---

<sup>1</sup>Wenn zu jener Zeit, als Lord L'Estrange diese Unterhaltung mit Mr. Egerton pflog, *Alfred de Musset* seine Lustspiele geschrieben hätte, so würden er Seine Herrlichkeit im Verdacht haben, daß er aus einem dieser Lustspiele die grillenhafte Ideen gestohlen hätte, welche er hier *Audley* zum Besten gibt; indem der Verfasser dieser Novelle dieselbe wiedergibt, kann er wenigstens nicht umhin, seine Verbindlichkeit gegen jenen Schriftsteller auszudrücken, dessen Humor ausgiebig genug ist, um ein solches Anlehen zu rechtfertigen.

wahr ich lebe, ich will zu dem französischen Mesmeristen hingehen und mit ihm darüber sprechen.«

*Audley* (der keine Freude an der Idee zu haben scheint, daß seine Gedanken und Gefühle, wenn auch von einem Freunde und nur in der Einbildung, durchgestöbert werden). – »Pah, pah, pah! sprich doch wie ein vernünftiger Mensch.«

*Harley*. – »Wie ein vernünftiger Mensch! Wo soll ich das Muster eines solchen finden? Ich kenne keinen vernünftigen Menschen. Bin noch nie mit einem solchen Geschöpf zusammengetroffen – glaube nicht, daß ein solches je existirte. Es gab eine Zeit, wo ich wähnte, daß Sokrates ein vernünftiger Mensch gewesen sei; es war eine Täuschung; er gehörte zu denen, welche hinstehen, in die Luft starren, und von Morgens bis Abends mit ihrem Genius sprechen. Sieht das aus, wie ein vernünftiger Mensch? Armer Audley, wie ich dich verwirre! Gut, ich will es versuchen, aus Artigkeit gegen dich vernünftiger zu reden. Erstens« (dabei stützte sich Harley auf seinen Ellenbogen) – »erstens frage ich dich,– ob es wahr ist, wie unbestimmte Gerüchte gehen, daß du der Schwester jenes ehrlosen italienischen Verräthers den Hof machst?«

»Madame di Negra? Nein, ich mache ihr nicht den Hof,« antwortete Audley mit einem kalten Lächeln. »Aber sie ist sehr schön; sie ist sehr gescheidt; sie ist mir sehr nützlich – wie und warum? habe ich nicht nöthig zu sagen, das gehört zu meinem Handwerk als Politiker. Aber wenn du meinen Rath befolgen oder deinen Freund bewegen willst, denselben zu befolgen, so glaube ich, daß

ich durch ihren Bruder einige Zugeständnisse für deinen Verbannten erlangen könnte; Sie ist sehr begierig, zu wissen, wo er ist.«

»Du hast es ihr doch nicht gesagt?«

»Nein – ich habe dir versprochen, es geheim zu halten.«

»Glaube mir, es ist nur, um irgend ein Unheil anzustiften, um irgend eine Falle zu stellen, daß sie eine solche Mittheilung wünscht. Zugeständnisse – pah! Hier handelt es sich nicht um Zugeständnisse, sondern um Rechte.«

»Du solltest, meine ich, es deinem Freunde überlassen, hierüber zu urtheilen.«

»Gut, ich will ihm schreiben. Indessen nimm dich vor diesem Weibe in Acht. Ich habe im Auslande viel von ihr gehört; sie hat denselben Charakter, wie ihr Bruder, sie ist eben so falsch und –«

»Schön,« unterbrach ihn Audley, indem er dem Gespräche gewandt eine andere Richtung gab. »Es ist mir gesagt worden, daß der Graf einer der schönsten Männer Europa's sei, ja sogar schöner, als seine Schwester, obgleich er beinahe zweimal so alt ist. Beruhige dich, Harley, fürchte nichts für mich. Ich bin gegen alle weiblichen Reize gewappnet. Mein Herz ist todt.«

»Nein, nein, so solltest du nicht sprechen – überlasse mir das. Aber selbst ich will das nicht sagen. Das Herz stirbt nie. Und du, was hast du verloren? – ein Weib, ein vortreffliches, edles Weib, das ist wahr. Aber war es Liebe, was du für sie fühltest? Beneidenswerther Mann, hast du sie geliebt?«

»Vielleicht nicht, Harley,« sagte Audley, düster vor sich hinblickend und in niedergeschlagenem Tone; »sehr wenige Männer haben je geliebt, wenigstens nicht in dem Sinne, wie du es meinst. Aber es gibt andere Leidenschaften, als die Liebe, welche das Herz tödten und uns zu einer Maschine machen.«

Während Egerton sprach, wendete sich Harley ab, und seine Brust hob sich. Ein kurzes Schweigen entstand, Audley war der erste, der es brach.

»Da du von meiner verstorbenen Frau sprichst, so thut es mir leid, daß du mit dem, was ich für ihren jungen Verwandten, Randal Leslie, gethan habe, nicht einverstanden bist.«

*Harley* (sich mit einiger Anstrengung fassend). – »Heißt das Güte, wenn man ihm befiehlt, seine männliche Unabhängigkeit mit dem Schutze eines Gönners in der Person eines Beamten zu vertauschen?«

*Audley*. – »Ich habe ihm nicht befohlen. Ich stellte ihm die Wahl frei. In seinem Alter würde ich ebenso gewählt haben, wie er es gethan hat!«

*Harley*. – »Das glaube ich nicht; ich denke besser von dir. Aber antworte mir offen auf Eine Frage; und dann werde ich dir eine zweite vorlegen. Willst du diesen jungen Mann zu deinem Erben machen?«

*Audley* (ein wenig verlegen). – »Zum Erben? Pah! Ich bin noch jung, ich kann so lange leben, wie er – übrig Zeit, darüber nachzudenken.«

Harley. – »Nun zu meiner zweiten Frage. Hast du ihm gerade heraus gesagt, daß er auf deinen Einfluß, aber nicht auf dein Vermögen rechnen dürfe?«

Audley (in bestimmtem Tone). – Ich glaube, ich habe es gethan; aber ich werde es auf eine nachdrücklichere Weise wiederholen.«

Harley. – »Dann bin ich mit deinem Betragen, aber nicht mit dem seinigen zufrieden; denn er hat einen zu scharfen Verstand, um nicht zu wissen, was es heißt, seine Unabhängigkeit aufgeben; und du kannst dich darauf verlassen, daß er seine Berechnungen gemacht hat, und daß er bei allem, was er thut, um sich einen Vortheil zuzuwenden, dich mit in Anschlag bringt. Du folgst bei der Beurtheilung der Menschen deiner Erfahrung, ich meinem Instinkte. Die Natur warnt uns so gut, wie die unvernünftigen Thiere, nur sind wir Zweifüßler zu eingebildet, um auf ihre Warnungen zu achten. Mein Instinkt als Soldat und Edelmann stößt mich von diesem altklugen jungen Mann zurück. Er hat die Seele eines Jesuiten. Ich sehe das in seinem Auge, ich höre das in dem Tritte seines Fußes; *volte sciolto* hat er nicht, aber *i pensieri stretti* hat er. Stille! Ich höre eben seinen Schritt in der Halle. Ich würde ihn unter Tausenden erkennen. Nur er kann so die Hand auf die Thürklinge legen.«

Randal Leslie trat ein. Harley, welcher, obgleich er sonst alle Formalitäten verschmähte und Randal nicht leiden konnte, doch zu wohl erzogen war, um nicht gegen einen Jüngeren oder gegen einen im Range unter ihm Stehenden höflich zu sein, machte eine Verbeugung.

Aber sein klarer, durchdringender Blick wurde nicht milder, als er sich auf das tiefere und mehr verborgene Feuer in Randal's Auge heftete. Harley nahm seinen Sitz nicht wieder ein, sondern trat an den Kamin und lehnte sich an dasselbe.

*Randal.* – »Ich habe Ihre Aufträge besorgt, Mr. Egerton. Zuerst ging ich nach Maidie Hill, um Mr. Burley aufzusuchen. Ich gab ihm die Anweisung; er fand es zu viel und sagte, er werde die Hälfte dem Banquier zurückgeben; er wird den Artikel schreiben, wie Sie es gewünscht haben. Sodann –«

*Audley.* – »Genug, Randal! Wir wollen Lord L'Estrange nicht mit diesen Bagatellsachen aus einer Sphäre, die ihm mißfällt – aus der Sphäre des politischen Lebens – ermüden.«

*Harley.* – »Aber diese Bagatellgeschichten mißfallen mir nicht, sie tragen dazu bei, mich mit meinem eigenen Leben zu versöhnen. Fahren Sie fort Mr. Leslie, ich bitte.«

Randal hatte zu viel Takt, um eines warnenden Blickes von Mr. Egerton zu bedürfen. Er fuhr nicht fort, sondern sagte in sanftem Tone: »Glauben Sie, Lord L'Estrange, daß man durch das Anstellen von Betrachtungen über die Lebensweise Anderer sich mit seiner eigenen aussöhnen könne, wenn man wirklich glaubt, daß dieselbe eine solche Aussöhnung bedürfe?«

Harley schien diese Frage zu gefallen, denn sie war ironisch; und wenn irgend etwas in der Welt ihn anwiderte, so war es Schmeichelei.

»Besinnen Sie sich auf Ihren Lukretius, Mr. Leslie, auf das *suave mare etc.*, wie schön es sei, vom Felsen aus zu sehen, wie die Schiffsleute auf dem Ocean herumgeschleudert werden. Fürwahr, ich denke, daß uns ein solcher Anblick mit dem Felsen versöhnt, wenn uns auch vorher das Spritzen des schäumenden Meeres belästigt, und das Schreien der Seemöven betäubt hat. Aber ich verlasse Dich, Audley. Merkwürdig, daß ich nichts mehr von meinem Soldaten gehört habe. Vergiß nicht dein Versprechen, wenn ich komme, um dessen Erfüllung zu verlangen. Leben Sie wohl, Mr. Leslie, ich hoffe, daß Mr. Burley's Artikel soviel werth sein wird, wie – die Anweisung.«

Lord L'Estrange bestieg sein Pferd, welches noch vor der Thüre stand, und ritt durch den Park. Dieses Mal aber grüßte man ihn durch Verbeugungen und Zunicken.

»Ach, ich bin also erkannt,« sagte er zu sich. »Und dazu diese schreckliche Herzogin von Knaresbrough – ich muß aus meinem Vaterlande fliehen.« Er setzte sein Pferd in Trapp und war aus dem Parke verschwunden. Als er an dem abgelegenen Hause seines Vaters abstieg, würde man schwerlich in ihm denselben launenhaften, phantastischen, aber tiefsinnigen und feinen Humoristen erkannt haben, der sich darin gefiel, den materiellen Audley in Verlegenheit zu setzen. Seine ausdrucksvollen Züge zeigten einen unaussprechlichen Ernst. Sobald er aber bei seinen Eltern eintrat, war seine Miene wieder heiter und lebenswürdig. Sein Antlitz erleuchtete das ganze Zimmer wie Sonnenschein.

EILFTES KAPITEL.

»Mr. Leslie,« sagte Egerton, als Harley das Bibliothekszimmer verlassen hatte, »Sie haben sich nicht in ihrer gewohnten diskreten Weise benommen, indem Sie über Angelegenheiten der Politik in Gegenwart eines Dritten sprechen.«

»Ich fühle das bereits, Sir; meine Entschuldigung liegt darin, daß ich Lord L'Estrange für einen Ihrer vertrauesten Freunde hielt.«

»Ein Mann der Oeffentlichkeit, Mr. Leslie, würde seinem Vaterlande schlecht dienen, wenn er nicht gegen seine Privatfreunde besonders zurückhaltend wäre – vorausgesetzt, daß sie nicht zu seiner Partei gehören.«

»Ich bitte meine Unwissenheit zu entschuldigen. Aber Lord Lansmore ist so bekannt als eine Ihrer Stützen, daß ich mir einbildete, sein Sohn müsse dieselben Gesinnungen hegen und Ihr Vertrauen besitzen.«

Egerton zog die Augenbrauen leicht zusammen, der immer ernste und entschiedene Ausdruck seines Gesichtes wurde plötzlich streng. Indessen antwortete er in sanftem Tone:

»Wenn man in das politische Leben eintritt, Mr. Leslie, so gibt es nichts, wovor ein junger Mann von Ihren Talenten sich mehr in Acht nehmen sollte, als davor, sich eine Ansicht zu bilden, denn sie wird immer unrichtig sein. Das, glaube ich, ist auch der Grund, weshalb junge Leute von Talent die Erwartungen ihrer Freunde so vertauschen und – so lange kein Amt erhalten.«

Randal erröthete in seinem Hochmuth; diese Röthe verschwand rasch wieder, und er verbeugte sich stillschweigend. Egerton fuhr fort, gleich als ob er weitere Erklärungen geben und sich in freundlicher Weise entschuldigen wollte:

»Betrachten Sie Lord L'Estrange selbst. Welcher junger Mann hätte mit glänzenderen Aussichten in das Leben eintreten können! Rang, Vermögen, lebhaft empfindung, Muth, Selbstbeherrschung, ebenso glänzende Kenntnisse, wie vielleicht die Ihrigen; und nun sehen Sie, wie er sein Leben verschwendet! Und warum? Weil er es für gut fand, stets seine eigenen Ansichten zu haben. Er hat sich nie einen Zaum anlegen lassen und wird es auch künftig nicht thun. Der Staatswagen, Mr. Leslie, verlangt, daß alle Pferde zusammenziehen.«

»Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, Sir,« antwortete Randal – »ich glaube, daß es andere Gründe gibt, warum Lord L'Estrange, mag er Talente besitzen, welche er will (und darüber sind Sie jedenfalls ein kompetenter Richter) mit dem öffentlichen Leben nichts zu schaffen haben möchte.«

»Nun, und welche?« sagte Egerton rasch.

»Erstens,« erwiderte Randal schlaun, »hat das Privatleben zu viel für ihn gethan. Was könnte das öffentliche Leben Jemandem bieten, der Nichts nöthig hat? Warum sollte er, der in den höchsten Kreisen geboren ist und auf der obersten Sprosse der socialen Leiter sieht, auf die unterste hinabsteigen, um wieder hinaufzuklimmen? Und zweitens scheint mir Lord L'Estrange ein Mann zu sein,

in dessen Natur das Gefühl eine zu große Rolle spielt, um für das praktische Leben irgend einen Sinn in ihm aufkommen zu lassen.«

»Sie haben einen scharfen Blick,« sagte Audley mit einiger Bewunderung; »einen scharfen Blick für einen so jungen Mann. – Armer Harley!

»Die letzten Worte sprach Mr. Egerton zu sich selbst. Sodann fuhr er rasch fort:

»Es liegt mir etwas auf dem Herzen, mein junger Freund. Lassen Sie uns offen mit einander reden. Ich habe Ihnen klar und deutlich die Vortheile und die Nachteile auseinander gesetzt, welche Ihnen die von mir gestellte Wahl darbot, nämlich entweder mit solcher Ehre zu promoviren, wie Sie es ohne Zweifel gethan haben wurden, Ihr Stipendium zu erhalten und mit diesen Empfehlungen Ihres Talents Advokat zu werden – das war der eine Weg; dann aber sofort in das öffentliche Leben einzutreten, von meiner Erfahrung Vortheil zu ziehen, meinen Einfluß zu gebrauchen, sich dem Wechsel des Steigens oder Fallens der Partei auszufegen. Sie haben das Letztere gewählt. Als Sie es aber thaten, gab es vielleicht eine Erwägung, welche bei Ihnen ein Gewicht in die Wagschale legte, und die Sie mir verschwiegen, als Sie die Gründe für Ihre Entscheidung angaben.«

»Und welches wäre diese Erwägung, Sir?«

»Sie haben vielleicht auf mein Vermögen gerechnet, im Falle das Parteiglück Sie im Stiche lassen sollte. Sprechen Sie ohne Scheu, wenn dem so ist. Es wäre ganz natürlich

bei einem jungen Manne, der von der ältern Linie des Hauses abstammt, dessen Erbin meine Frau gewesen.«

»Sie kränken mich, Mr. Egerton,« sagte Randal und wandte sich ab.

Mr. Egerton's kalter, ruhiger Blick beobachtete Randal's Bewegung. Das Antlitz des jungen Mannes entzog sich diesem Blicke; er ruhte auf der Gestalt, welche sich oft ebenso gut verräth, wie die Züge des Gesichts. Allein Randal bot Mr. Egerton's durchdringenden Blicken Trotz – seine Bewegung konnte edlen Stolz und schmerzliche, hochherzige Gefühle ausdrücken – sie konnte aber auch irgend etwas Anderes bedeuten.

Egerton fuhr langsam fort: »Ich will Ihnen denn hiermit Ein für alle Mal bestimmt und ausdrücklich sagen – rechnen Sie nie darauf; rechnen Sie auf alles Andere, was ich sonst für Sie thun kann, und verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen in rauher Weise Rathschläge oder in kaltem Tone Rügen ertheile. Halten Sie das dem Interesse zu gute welches ich für Ihr Fortkommen empfinde. Außerdem wünsche ich, daß Sie, bevor Ihr Entschluß unwiderruflich gefaßt wird, all das Unangenehme und selbst Demüthigende erfahren, was mit den erstens Schritten Desjenigen verbunden ist, der ohne Vermögen und ohne Rang im öffentlichen – Leben etwas erreichen will. Ich werde Ihre Wahl nicht als entschieden betrachten, bis wenigstens das Jahr zu Ende ist. Ihr Name wird in den Büchern der Universität bis dahin eingetragen bleiben, damit, wenn Sie je nach den Erfahrungen, welche Sie machen, es vorziehen sollten, nach Oxford zurückzukehren

und den langsameren, aber sicheren Weg zur Unabhängigkeit und Auszeichnung zu betreten, Ihnen diese immer noch offen steht. Und jetzt geben Sie mir Ihre Hand, Mr. Leslie, zum Zeichen, daß Sie meine Derbheit verzeihen; – es ist Zeit, sich umzukleiden.« Randal streckte mit noch immer abgewandtem Gesichte seine Hand aus. Mr. Egerton hielt sie einen Augenblick in der seinigen, ließ sie dann los und ging aus dem Zimmer. Als sich die Thüre geschlossen hatte, drehte sich Randal um, und in seinem düsteren Gesichte lag ein finsterer, leidenschaftlicher Ausdruck, der alle Warnungen Harley's rechtfertigte. Er bewegte seine Lippen auf eine kaum hörbare Weise und folgte hierauf Egerton in die Halle nach.

»Sir,« sagte er, »ich vergaß Ihnen zu sagen, daß ich, als ich von Maida Hill zurückkehrte, in einem bedeckten Durchgang gegen den Regen Schutz suchen mußte und dort unerwartet Ihren Neffen Frank Hazeldean traf.«

»Ah!« sagte Egerton in gleichgültigem Tone, »ein hübscher junger Mann; er ist in der Garde. Schade, daß mein Bruder so veraltete politische Ideen hat: er hätte seinen Sohn in das Parlament schicken und unter meine Leitung stellen sollen; ich hätte ihn vorwärts bringen können. Nun, was sagte Frank?«

»Er lud mich ein, ihn zu besuchen. Ich erinnere mich, daß Sie mich einmal vor einer zu genauen Bekanntschaft mit Denjenigen warnen, welche ihr Glück nicht erst zu machen haben.«

»Weil sie faul sind und Faulheit ansteckend ist. Sie haben Recht; es ist besser, mit einem jungen Offizier der Garde nicht auf einem vertrauten Fuße zu stehen.«

»Sie wünschen also nicht, daß ich ihn besuche, Sir? Wir waren früher Freunde in Eton, und wenn ich seine Annahetung gänzlich zurückwiese, könnte er dann nicht hinten, daß Sie –«

»Ich,« unterbrach ihn Egerton. »Ja, es ist richtig, mein Bruder könnte denken, ich hätte irgend einen Groll gegen ihn. Thöricht! Besuchen Sie ihn also und laden Sie den jungen Mann zu mir ein. Indessen rathe ich Ihnen doch nicht, sich mit ihm auf einen vertrauten Fuß zu stellen.«

Egerton begab sich in sein Ankleidezimmer. »Sir,« sagte sein Diener, der auf ihn wartete, »Mr. Levy ist hier – er sagt, er sei erwartet. Und Mr. Grinders ist eben vom Lande angekommen.«

»Sage Mr. Grinders, ich wolle ihn sogleich sehen,« befahl Egerton und setzte sich. »Du brauchst nicht zu warten, ich kann mich ohne dich anziehen. Sage Mr. Levy, daß ich ihn in fünf Minuten empfangen werde.«

Mr. Grinders war Audley Egerton's Verwalter.

Mr. Levy war ein hübscher Mann, der im Knopfloche eine Kamelie trug, in einem Cabriolet fuhr mit einem hochtrabenden Pferde, das zweihundert Pfund gekostet hatte, allen jungen Leuten von Tone wohl bekannt war und von deren Vätern für eine sehr gefährliche Bekanntschaft gehalten wurde.

ZWÖLFTES KAPITEL.

Als sich die Gesellschaft in den Salons versammelt hatte, stellte Mr. Egerton Randal Leslie seinen ausgezeichneten Freunden in einer Weise vor, die sehr verschieden war von dem abgemessenen und ermahnenden Benehmen, welches er unter vier Augen gegen ihn an den Tag gelegt hatte. Die Vorstellung erfolgte mit jener Herzlichkeit und in jener anmuthigen, achtungsvollen Weise, mit welcher Leute, die eine Stellung im Leben haben, Andere empfehlen, die eine solche zu gewinnen hoffen.

»Mein lieber Lord, erlauben Sie, daß ich Ihnen einen Verwandten meiner verstorbenen Frau vorstelle« (flüsternd) – »er ist Erbe der ältern Linie ihrer Stanmore, dies ist Mr. Leslie, van dem ich Ihnen erzählt habe. Dir-Sie selbst sich in Oxford so ausgezeichnet haben, so wird er um der Preise willen, die er dort davon trug, in Ihrer Achtung nicht sinken. Herzog, erlauben Sie, daß ich Ihnen Mr. Leslie vorstelle. Die Herzogin ist mir böse, weil ich ihre Balle versäume; ich hoffe aber wieder Gnade zu finden, indem ich mir einen jüngeren und lehafteren Stellvertreter verschaffe. Ah, Mr. Howard, hier ist ein junger Gentleman, der gerade von Oxford kömmt, und der uns alles von der neuen Seite erzählen kann, die sich dort gebildet hat. Er hat seine Zeit – nicht mit Billardspiel und mit Reiten vergeudet.«

Leslie wurde mit all' der Höflichkeit aufgenommen, welche das \*\*\*\*\* der Aristokratie ist.

Nach dem Essen lenkte sich das Gespräch auf die Politik; Randal hörte aufmerksam und schweigend zu, bis Egerton ihn ganz leise hineinzog – gerade soviel und nicht mehr, als für ihn nothwendig war, um seinen Verstand zeigen zu können, ohne den Vorwurf der Anmaßung auf sich zu ziehen. Egerton verstand es, jungen Leuten Gelegenheit zum Sprechen zu geben – und das ist eine schwierige Kunst. Es mochte dies auch einer der Gründe sein, weshalb er bei denjenigen Mitgliedern seiner Partei, welche im Emporkommen erst begriffen waren, so beliebt war. Die Gesellschaft brach frühzeitig auf.

»Wir haben noch Zeit zu Almack's,« sagte Egerton, indem er auf seine Uhr sah, »und ich habe eine Karte für Sie; kommen Sie.«

Randal folgte seinem Gönner in den Wagen. Unterwegs redete ihn Egerton folgendermaßen an:

»Ich werde Sie den Hauptführern der Gesellschaft vorstellen; lernen Sie dieselben kennen und machen Sie Ihre Studien dabei. Ich rathe Ihnen nicht, den Versuch zu machen, mehr zu thun – das heißt, den Versuch zu machen, in die Mode zu kommen. Es ist dies ein sehr kostspieliger Ehrgeiz. Einigen hilft er, aber die Meisten werden dadurch ruinirt. Tanzen Sie, oder tanzen Sie nicht, je nach Ihrem Belieben, aber machen Sie den Damen nicht den Hof. Wenn Sie den Hof machen, so wird man nach Ihrem Vermögen fragen, und solche Nachforschungen würden nicht vortheilhaft sein. Außerdem verleitet das Hofmachen junge Leute zum Heirathen. Dies ginge niemals an. Hier sind wir.«

Zwei Minuten darauf befanden sie sich in dem großen Ballsaal, und Randal's Augen wurden von den Lichtern, den Diamanten und dem Glanze der Schönheit geblendet. Audley stellte ihn rasch nach einander einem Paar Dutzend Damen vor und verschwand dann unter der Menge.

Randal war nicht verlegen; er kannte keine Schüchternheit, oder wenn er diese Schwäche hatte, so verdeckte er sie. Er beantwortete die matten Fragen, die man an ihn richtete, mit einer gewissen Lebhaftigkeit, die das Gespräch aufrecht erhielt, und hinterließ einen günstigen Eindruck von seinen liebenswürdigen Eigenschaften; Diejenige Dame aber, mit welcher er sich am besten unterhielt, war eine hübsche und witzige Weltdame (ohne Töchter), Lady Frederik Coniers.

»Das ist also Ihr erster Ball bei Almack's, Mr. Leslie?«

»Mein erster.«

»Und Sie sind noch nicht mit einer Tänzerin versehen? Soll ich Ihnen für eine sorgen? Wie gefällt Ihnen das hübsche Mädchen dort in dem blaßrothen Kleide?«

»Ich sehe sie, aber ich kann kein Urtheil über sie fällen.«

»Es scheint mir, Sie sind gerade wie ein Diplomat, welcher es sich vor allem bei einem neuen Hofe zur Aufgabe macht, zu erfahren, wer die Leute sind, mit denen er zu thun hat.«

»Ich muß bekennen, daß es mir jetzt, da ich anfangen, die Geschichte der Gegenwart zu studiren, erwünscht

wäre, die Portraits, welche zu ihrer Erläuterung dienen, von einander unterscheiden zu können.«

»Geben Sie mir Ihren Arm, und ich will Sie in das nächste Zimmer begleiten. Wir werden dort die verschiedenen Notabilitäten sehen, wie sie eine nach der andern eintreten, und Sie können dann beobachten, ohne beobachtet zu werden. Das ist das Wenigste, was ich für einen Freund von Mr. Egerton thun kann.«

»Mr. Egerton,« sagte Randal, als sie den Raum außerhalb der Barriere, welche die Tanzenden von demselben trennte, durchschritten – »Mr. Egerton hat also das Glück gehabt, Ihre Achtung selbst für Diejenigen seiner Freunde zu gewinnen, die im politischen Leben noch unbekannt sind.«

»Nun, wenn ich die Wahrheit sagen soll, so glaube ich, daß Keiner von Denen, die Mr. Egerton zu seinen Freunden rechnet, im politischen Leben lange unbekannt zu bleiben braucht, wenn derselbe Ehrgeiz genug hat, eine Rolle zu spielen: denn es ist bei Mr. Egerton Grundsatz, niemals einen Freund oder einen Dienst, den man ihm erwiesen hat, zu vergessen.«

»Wirklich?« sagte Randal verwundert.

»Aus diesem Grunde,« fuhr Lady Frederik fort, »sammeln sich die Freunde um ihn auf seinem Lebenspfad. Er wird noch höher steigen. Es ist eine sehr gute Politik, dankbar zu sein, Mr. Leslie.«

»Hm,« murmelte Randal.

Sie waren jetzt in das Zimmer eingetreten, in welchem Thee, Butter und Brod die einfache Erfrischung für diejenigen Mitglieder der Gesellschaft bildete, welche zu jener Zeit zu der exclusivsten in London gehörte. Sie zogen sich in eine Fensternische zurück, und Lady Frederik versah ihr Amt als Cicerone mit liebenswürdiger Lebhaftigkeit, indem sie jede Bemerkung über die verschiedenen Personen, die wie in einem Panorama an ihnen vorüberzogen, mit einer kleinen Skizze oder Anekdote begleitete, die bisweilen gemüthlicher, im Allgemeinen satyrischer, immer aber treffender und unterhaltender Natur war.

Nach einiger Zeit erschien Frank Hazeldean mit einer jungen Dame von stolzer Miene und vornehmem Wesen am Arme und begab sich an den Theetisch.

»Das ist der zuletzt eingetretene Offizier der Garde,« sagte Lady Frederik, »ein sehr hübscher junger Mensch und noch nicht ganz verdorben; er ist aber in eine gefährliche Gesellschaft gerathen.«

*Randal.* – »Die junge Dame ist hübsch genug, um gefährlich zu sein«

*Lady Frederik* (lachend). – »Von dieser Seite ist keine Gefahr – wenigstens bis jetzt nicht. Lady Mary (Tochter des Herzogs von Karesborough) geht erst seit zwei Jahren in die Welt. Im ersten Jahre mußte es wenigstens ein Graf, im zweiten wenigstens ein Baron sein. Es wird volle vier Jahre dauern, bevor sie sich zu einem Nichtadeligen herabläßt. Die Gefahr, welche Mr. Hazeldean droht, ist anderer Natur. Er geht viel mit Männern um, welche nicht gerade vom *mauvais ton* sind, aber keinesfalls

den besten Geschmack haben. Er ist indessen noch sehr jung; er kann noch mit einem blauen Auge davon kommen, wenn er auch die Hälfte seines Vermögens dabei einbüßt.«

»Sehr gut; er ist ein Neffe Mr. Egerton's.«

»Wirklich! Das habe ich nicht gewußt. Der Name Hazeldean ist in London noch ganz neu. Ich habe gehört, daß sein Vater ein einfacher Gutsbesitzer auf dem Lande sei mit einem ziemlichen Vermögen, aber nicht, daß er mit Mr. Egerton verwandt wäre.«

»Ein Halbbruder.«

»Wird Mr. Egerton die Schulden des jungen Herrn bezahlen? Er hat selbst keine Söhne.«

*Randal.* – »Das Vermögen Mr. Egerton's stammt von seiner Frau – von meiner Familie – von einer Leslie, nicht einer Hazeldean her.«

Lady Frederik wandte sich rasch um, betrachtete das Gesicht Randals mit größerer Aufmerksamkeit, als bisher, und versuchte ein Gespräch über die Leslies einzuleiten. Randal war jedoch sehr wortkarg.

---

Eine Stunde daraus befand sich Leslie, der nicht getanzt hatte, noch in dem Erfrischungszimmer, aber Lady Frederik hatte ihn längst verlassen. Er unterhielt sich mit einigen früheren Etonianern, die ihn erkannt hatten, als eine Dame eintrat, deren Erscheinen ein leises Gemurmel in dem Saale hervorrief.

Sie mochte drei- oder vierundzwanzig Jahre alt sein und trug ein schwarzes Sammetkleid, welches gegen ihren alabasterweißen Hals und die durchsichtige Blässe ihrer Gesichtsfarbe scharf abstach, während es den Glanz der Diamanten, mit welchen sie im Ueberfluß bedeckt war, hervorhob. Ihre Haare waren vom tiefsten Schwarz und in einfachen Flechten um den Kopf gelegt, die Augen dunkel und glänzend, die Gesichtszüge regelmäßig und im höchsten Grade interessant. Aber der Ausdruck derselben, wenn sie ruhig waren, konnte Denjenigen nicht zusagen, welche das Bescheidene und Sanfte in dem Antlitze eines Weibes lieben. Wenn sie aber sprach und lächelte, lag soviel Geist und Lebendigkeit in diesen Zügen, soviel Zauber in diesem Lächeln, daß alles, was ihrer Schönheit Eintrag gethan hatte, auf wunderbare und plötzliche Weise verschwand.

»Wer ist jene schöne Frau?« frug Randal.

»Eine Italienerin – irgend eine Marchesa,« sagte einer der Etonianer.

»Di Negra,« bemerkte ein Anderer, der im Auslande gewesen war; »Sie ist Wittwe; ihr Gemahl gehörte der großen genuesischen Familie der Negras an – das heißt einer jüngeren Linie derselben.«

Jetzt versammelten sich mehrere Herren um die schöne Italienerin. Einige Damen vom höchsten Range sprachen mit ihr, aber mit etwas größerer Zurückhaltung in ihrer Höflichkeit, als Damen von höheren Ständen gegen so vornehme fremde, wie Madame di Negra, an den

Tag zu legen pflegen. Damen von weniger hohem Range, schienen sogar eine gewisse Scheu vor ihr zu haben – möglich, daß Eifersucht dabei im Spiele war. Als Randal die Marchesa mit vielleicht mehr Bewunderung anblickte, als bis jetzt irgend ein weibliches Wesen in ihm erregt hatte, harte er in seiner Nähe eine Stimme sagen: »O, Madame di Negra hat den Entschluß gefaßt, sich bei uns nieder zu lassen und einen Engländer zu heirathen.«

»Wenn sie einen findet, der Muth genug dazu hat,« erwiderte eine weibliche Stimme.

»Nun, sie gibt sich sehr viele Mühe um Egerton, und hat Muth genug zu Allem.«

Die weibliche Stimme antwortete lachend: »Mr. Egerton kennt die Welt zu gut und hat zu vielen Versuchungen widerstanden, um –«

»Still! – da ist er.«

Egerton trat mit seinem gewöhnlichen festen Schritt und mit seiner selbstbewußten Miene in das Zimmer. Randal bemerkte, daß zwischen ihm und der Marchesa ein flüchtiger Blick gewechselt wurde; der Minister ging aber mit einer Verbeugung an ihr vorüber.

Randal setzte jedoch seine Beobachtung fort, und zehn Minuten nachher saßen Egerton und die Marchesa allein in derselben bequemen Fensternische, welche Randal und Lady Frederik ungefähr eine Stunde vorher eingenommen hatten.

»Ist das der Grund, weßhalb Mr. Egerton mich auf eine so beleidigende Weise gewarnt hat, auf sein Vermögen zu

rechnen?« sprach Randal vor sich hin. »Beabsichtigt er sich wieder zu verheirathen?«

Ein ungerechter Verdacht! Denn eben in diesem Augenblick entfielen den ehernen Lippen Audley Egerton's folgende Worte: »Nein, meine theure Marchesa! Sie dürfen meiner offenen Bewunderung nicht mehr Galanterie zuschreiben, als dieselbe dient. Ihre Unterhaltung entzückt mich, Ihre Schönheit bezaubert mich; Ihre Gesellschaft ist ein Festtag, auf den ich erwartungsvoll blicke nach den Mühseligkeiten meines Lebens; aber mit der Liebe habe ich abgeschlossen, und ich werde nie mehr heirathen.«

»Sie reizen mich beinahe zu dem Versuche, Sie zu gewinnen, um Sie abzuweisen,« sagte die Italienerin, indem ihr glänzendes Auge ihm entgegenblitzte.

»Ich trotze selbst Ihnen,« antwortete Audley mit seinem kalten, starren Lächeln. »Aber um auf besagten Punkt zurückzukommen – Sie haben wenigstens auf jenen schlaunen Gesandten etwas mehr Einfluß; und ich verlasse mich darauf, daß ich durch Sie das Geheimniß erhalte, von welchem wir gesprochen haben. Ah, Madame, lassen Sie uns Freunde bleiben. Sie sehen, daß ich die ungerechten Vortheile gegen Sie überwunden habe; Sie werden überall empfangen und gefeiert, wie es Ihrer Geburt und Ihren anziehenden Eigenschaften gebührt. Bauen Sie immer auf mich, wie ich auf Sie baue. Allein ich würde zu viel Neid erregen, wenn ich noch länger hier verweilte, und ich bin eingebildet genug, um zu befürchten, daß ich Ihnen Nachtheil bringen könnte, wenn

ich böswilligen Leuten zu Schwätzereien Anlaß gäbe. Als Ihr anerkannter Freund kann ich Ihnen nützlich sein – als Ihr angeblicher Anbeter kann ich es nicht.«

Mit diesen Worten erhob sich Audley und fügte, an seinem Stuhle stehen bleibend, nachlässig hinzu: »Apropos, die Summe, welche Sie mir die Ehre erweisen, von mir zu entlehnen, wird morgen an Ihren Banquier ausbezahlt werden.«

»Tausend Dank! Mein Bruder wird sich beeilen, sie Ihnen zurückzuerstatten.«

Audley verbeugte sich. »Ihr Bruder wird, hoffe ich, mir dieselbe in Person zurückerstatten, und nicht früher. Wann kommt er?«

»O, er hat seinen Besuch in London wiederum verschoben; seine Anwesenheit ist in Wien so nöthig. Da wir jedoch eben von ihm sprechen, so erlauben Sie mir die Frage, ob Ihr Freund Lord L'Estrange noch immer gegen meinen armen Bruder so erbittert ist.«

»Noch immer.«

»Es ist abscheulich,« rief die Italienerin mit Wärme; »was hat ihm denn mein Bruder je gethan, daß er an seinem eigenen Hofe gegen den Grafen intrigirt?«

»Intrigirt! Ich glaube, Sie irren sich in Beziehung auf Lord L'Estrange; er hat nur das, was er für die Wahrheit hielt, zur Vertheidigung eines zu Grunde gerichteten Flüchtlings angeführt.«

»Und Sie wollen mir nicht sagen, wo jener Verbannte sich aufhält, oder ob seine Tochter noch lebt?«

»Meine liebe Marchesa, ich habe Sie meine Freundin genannt, und darum will ich L'Estrange nicht behülflich sein, Ihnen oder den Ihrigen auf irgend eine Weise eine Kränkung zuzufügen. Aber ich nenne auch L'Estrange meinen Freund und kann das Vertrauen nicht verletzen, welches –«

Audley brach kurz ab und biß sich auf die Lippe.

»Sie verstehen mich,« schloß er mit einem heiteren Lächeln, als gewöhnlich, worauf er sich empfahl.

Die Italienerin zog ihre Augenbrauen zusammen, während ihr Blick ihm folgte. Als sie sich darauf erhob, begegnete ihr Auge demjenigen Randal's. Beide betrachteten einander – Beide empfanden einen gewissen merkwürdigen Zauber, eine Sympathie – nicht des Herzens, sondern des Verstandes.

»Dieser junge Mann hat das Auge eines Italieners,« sprach die Marchesa vor sich hin; und als sie, in den Ballsaal tretend an ihm vorüberging, wandte sie sich gegen ihn und lächelte.

### DREIZEHNTES KAPITEL.

Leonard und Helene hatten sich in zwei kleinen Zimmern in einem schmalen Gäßchen eingemietet. Die Umgebung war trübselig genug und die Einrichtung bescheiden, aber ihre Wirthin sah freundlich aus. Dies war vielleicht der Grund, warum Helene die Wohnung gewählt hatte; man findet nicht immer ein freundliches Lächeln bei der Hauswirthin, wenn der Miether arm ist. Und von ihren Fenstern aus konnten sie einen grünen Baum, eine

Ulme, sehen, welche hinten in dem Hofe eines Zimmermanns hübsch schlank emporwuchs. Dieser Baum glich einem zweiten Lächeln an jenem Ort. Sie sahen, wie die Vögel sich ab und zu unter dessen Schutz begaben, wenn sich ein Wind erhob, hörten sie sogar das liebliche Rauschen seiner Zweige.

Leonard besuchte an demselben Abend Kapitän Digby's alte Wohnung, konnte aber über etwaige Freunde oder Beschützer Helenen's nichts in Erfahrung bringen. Die Leute waren roh und mürrisch und behaupteten, der Kapitän schulde ihnen noch ein Pfund und siebzehn Schillinge. Die Forderung schien indessen sehr zweifelhaft und wurde von Helene auf das Bestimmteste in Abrede gezogen. Am nächsten Morgen machte sich Leonard auf den Weg, um Doctor Morgan zu suchen. Er hielt es für das Beste, in der nächsten Apotheke nach der Adresse des Doctors zu fragen, und der Apotheker war so gefällig, in dem Hofwegweiser nachzusehen, worauf er ihm ein Haus in Bulstrode Street, Manchester Square, bezeichnete. Leonard begab sich dorthin und wunderte sich bei dieser Angelegenheit sehr über das schlechte Aussehen Londons; Screwstown schien ihm die schönere der beiden Städte zu sein.

Ein Diener in einem schäbigen Anzug öffnete die Thüre, und Leonard bemerkte, daß der enge Hausgang mit Kisten, Koffern und verschiedenem Hausrath angefüllt war. Man wies ihn in ein kleines Zimmer, in welchem ein sehr großer, runder Tisch stand, aus dem verschiedene

Werke über die Homöopathie, Parry's Cymbrischer Plutarch, Davies' celtische Untersuchungen und ein Sonntagsblatt lagen. Ein in Kupfer gestochenes Bild des berühmten Hahnemann nahm den Ehrenplatz über dem Kamine ein. Nach einigen Minuten öffnete sich die Thüre des hinteren Zimmers, in welchem Doctor Morgan erschien und höflich sagte: »Treten Sie ein, Sir.«

Der Doctor setzte sich an einen Schreibtisch und warf rasch einen Blick auf Leonard und einen zweiten nach einem auf dem Tisch sich befindenden großen Chronometer. »Meine Zeit ist kurz zugemessen, Sir; ich gehe in das Ausland, und jetzt, da ich fortgehe, strömen die Patienten mir zu. Es ist zu spät. London wird seine Apathie bereuen. Meinetwegen!«

Der Doctor hielt mit einer majestätischen Miene inne und wiederholte, als er nicht die erwartete Ueberraschung in Leonard's Zügen bemerkte, in mürrischem Tone: »Ich gehe in's Ausland, Sir; ich werde aber über Ihren Fall eine übersichtliche Zusammenstellung meiner Wahrnehmungen machen und sie meinem Nachfolger hinterlassen. Hm! Haare kastanienbraun; Augen – von welcher Farbe? blicken Sie hierher – blau, dunkelblau. Hm! Nervöse Constitution. Wie sind die Symptome?«

»Sir,« begann Leonard, »ein kleines Mädchen –«

*Doctor Morgan* (ungeduldig). – »Kleines Mädchen! Lassen Sie die Geschichte Ihrer Leiden bei Seite; halten Sie sich an die Symptome! an die Symptome!«

*Leonard*. – »Sie mißverstehen mich; es handelt sich nicht um meine Person. Ein kleines Mädchen –«

*Doctor Morgan.* – »Wieder das Mädchen, ich verstehe – sie ist es, die krank ist. Soll ich zu ihr kommen? Sie muß selbst die Symptome ihrer Krankheit angeben. Ich kann mir aus dem, was Sie mir sagen, kein Urtheil bilden. Sie werden mir sagen, daß sie entweder die Schwindsucht oder Dispepsie oder irgend so eine Krankheit habe, die gar nicht existirt, das sind lauter allopathische Erfindungen – Symptome Sir, Symptome.«

*Leonard* (ihn entschlossen unterbrechend). – »Sie behandelten ihren armen Vater, Kapitän Digby, als er auf der Reise in einem Wagen, in welchem Sie sich mit ihm befanden, krank wurde. Er ist gestorben und sein Kind eine Waise.«

*Doctor Morgan* (sucht nach in seinem ärztlichen Taschenbuch). – Nichts Besseres für Waisen, besonders, wenn sie untröstlich sind, als *Aconit und Camomilla*.<sup>1</sup>

Nach einiger Mühe gelang es Leonard, Helene dem Homöopathen ins Gedächtniß zurückzurufen, worauf er ihm mittheilte, daß er sie unter seine Obhut genommen, und weißhalb er Morgan aufgesucht habe.

»Aber,« sagte er nach einer Pause, »ich weiß wirklich nicht, wie ich dem armen Kinde helfen soll. Ich weiß nichts von ihren Verwandten. Dieser Lord Les– wie nun sein Name sein mag – ich kenne keine Lords in London. Ich kannte Lords und habe auch welche behandelt, als ich

---

<sup>1</sup>Es möge hierbei bemerkt werden, daß die Homöopathie sich mit unseren moralischen ebenso, wie mit unseren physischen Krankheiten beschäftigt und für jeden Kummer ein Kügelchen hat.

noch so ein allopathischer Pfuscher war. Earl of Landsme-  
re z. B. hat von mir, der ich damals noch ein Sünder war,  
manche blaue Pille erhalten. Sein Sohn war klüger; er  
wollte nie Arznei nehmen. Ein sehr gescheidter Mensch  
war Lord L'Estrange – ich weiß nicht, ob er ebenso gut,  
wie geschickt war –«

»Lord L'Estrange! – Der Name beginnt mit Les–«

»Dummes Zeug! er ist immer noch im Auslande, das  
beweist, daß er ein vernünftiger Mensch ist. Ich gehe  
auch in's Ausland. In dieser abscheulichen Stadt gibt  
es keine wissenschaftliche Entwicklung; sie ist voll von  
Vorurtheilen, Sir, und hat die allerbarbarischsten allopa-  
thischen und phlebotomikalischen Neigungen. Ich gehe  
nach dem Vaterlande Hahnemann's, Sir – ich habe mein  
Eigenthumsrecht auf das Haus und meine Möbel veräu-  
ßert und mich am Rheine angekauft. Dort ist ein natürli-  
ches Leben, Sir, die Homöopathie braucht die Natur; man  
speist dort um Ein Uhr zu Mittag und steht um vier Uhr  
Morgens auf! Thee ist wenig bekannt, die Wissenschaft  
aber geachtet. Doch ich vergesse, worüber wir sprachen.  
Mein Gott! was kann ich für die Waise thun?«

»Sir,« sagte Leonard, indem er aufstand, »der Himmel  
wird mir die Kraft geben, ihr eine Stütze zu werden.«

Der Doctor betrachtete den jungen Menschen auf-  
merksam. »Und doch,« fuhr er in milderem Tone fort,  
sind Sie, junger Mann, nach dem, was Sie sagen, ihr  
vollkommen fremd, oder waren es wenigstens, als Sie es  
übernahmen, sie nach London zu bringen. Sie haben ein  
gutes Herz – behalten Sie das immer. So ein gutes Herz,

Sir, ist etwas sehr gesundes – d. h. wenn es nicht übertrieben wird. Aber Sie haben wohl selbst Freunde in der Stadt?»

*Leonard.* – »Noch nicht, Sir, ich hoffe aber, mir welche zu erwerben.«

*Doctor.* – »Du lieber Himmel, das hoffen Sie? Wie denn? – Ich kann mir keine erwerben.«

Leonard erröthete und ließ den Kopf hängen. Er war im Begriffe, zu sagen: »Schriftsteller finden Freunde an ihren Lesern, und ich werde ein Schriftsteller werden.« Er fühlte jedoch, daß diese Antwort etwas anmaßend klingen würde, und schwieg deßhalb.

Der Doctor fuhr fort, ihn mit freundlicher Theilnahme auszuforschen.

»Sie sagten, daß Sie zu Fuß nach London gekommen sind; geschah dies aus Liebhaberei oder aus ökonomischen Gründen?»

*Leonard.* – »Beides bestimmte mich dazu, Sir.«

*Doctor.* – »Setzen Sie sich wieder und lassen Sie uns mit einander reden. Ich kann Ihnen noch eine Viertelstunde widmen, und ich will einmal sehen, ob ich einem von Euch Beiden helfen kann, vorausgesetzt, daß Sie mir alle Symptome, das heißt, alle Einzelheiten mittheilen.«

Hierauf begann Doctor Morgan, der in der That ein scharfsinniger und vernünftiger Mann war, seine Fragen mit der einem gewandten Arzte eigenen Geschicklichkeit zu stellen, und hatte bald von Leonard dessen Geschichte und Hoffnungen erfahren. Als aber der Doctor, der eine

solche, mit dem ausgeprägten Verstande des jungen Mannes so sehr im Widerspruch stehende Einfachheit bewunderte, endlich nach dessen Namen und Verwandtschaft frug, und Leonard ihm dieselben nannte, war der Homöopath sichtlich überrascht.«

»Leonard Fairfield, der Enkel meines alten Freundes, John Avenel von Lansmere! Ich muß Ihnen die Hand drücken. Erzogen von Mrs. Fairfield! Ah, jetzt bemerke ich die große Familienähnlichkeit – eine sehr große Familienähnlichkeit!«

Die Thränen standen dem Doctor in den Augen.

»Die arme Nora!« sagte er.

»Nora! Kannten Sie meine Tante?«

»Ihre Tante! Ah – ah! – Ja wohl – ja wohl! Die arme Nora! – Sie starb beinahe in meinen Armen – so jung, so schön. Ich erinnere mich dessen, als ob es gestern gewesen wäre.«

Der Doctor strich mit der Hand über die Augen, verschluckte ein Kügelchen und hatte wohlwollend ein zweites zwischen die bebenden Lippen Leonard's gesteckt, bevor der junge Mensch wußte, wie ihm geschah.

Es wurde an die Thüre geklopft. »Ha! Das ist mein bedeutendster Patient,« rief der Doctor, indem er sich wieder faßte; »ich muß ihn sehen. Es ist ein chronischer Fall – ein vortrefflicher Patient – Gesichtsschmerz, Sir, Gesichtsschmerz. Ein überraschender und interessanter Fall. Wenn ich denselben mit mir nehmen konnte, so würde ich den Himmel um nichts mehr bitten. Besuchen Sie

mich wieder am Montag; ich muß Ihnen dann etwas sagen, was Sie selbst betrifft. Das kleine Mädchen kann nicht bei Ihnen bleiben; das wäre unrecht und unvernünftig. Ich will nach ihr sehen. Lassen Sie Ihre Adresse hier; schreiben Sie sie hier hin – ich glaube, daß ich eine Dame kenne, die sich ihrer annehmen wird. Leben Sie wohl – nächsten Montag um zehn Uhr.«

Mit diesen Worten schob der Doctor Leonard hinaus und führte seinen bedeutendsten Patienten herein, den er so gerne mit nach den Ufern des Rheines genommen hätte.

Es blieb nun Leonard nur noch übrig, den Edelmann aufzufindig zu machen, dessen Namen der arme Kapitän Digby in so unbestimmter Weise genannt hatte. Er mußte wieder seine Zuflucht zu dem Hofadreßbuch nehmen, und als er darin die Namen von zwei oder drei Lords fand, deren Anfangsbuchstaben mit denjenigen, die man ihm wiederholt mitgeteilt hatte, Aehnlichkeit zu haben schienen, und da dieselben in der Gegend von Mayfair ziemlich nahe bei einander wohnten, so lenkte er seine Schritte dorthin und forschte, indem er von seinem Mutterwitze Gebrauch machte, in den benachbarten Läden nach dem persönlichen Aussehen jener Edelleute. Wegen seiner ländlichen Manieren erhielt er sehr höfliche und klare Antworten; aber keiner von den fraglichen Lords stimmte mit der von Helene gegebenen Beschreibung überein. Der eine war alt, der andere außerordentlich korpulent und ein dritter bettlägerig. Von keinem derselben wußte man, daß er einen großen Hund hielt. Es

ist nicht nothwendig, zu erwähnen, daß der Name Lord L'Estrange's, der kein Bewohner Londons war, nicht in dem Hofadreßbuch stand. Und die Bemerkung Doctor Morgans, daß derselbe immer im Auslande lebe, lenkte unglücklicher Weise Leonard's Gedanken von diesem Namen, den der Homöopath nur zufällig genannt hatte, ab. Helene war jedoch nicht enttäuscht, als ihr junger Beschützer spät zurückkam und ihr von seinen schlechten Erfolgen erzählten. Das arme Kind war so herzlich vergnügt darüber, daß sie von ihrem neuen Bruder nicht getrennt werden sollte, und Leonard war gerührt, zu sehen, wie sie in seiner Abwesenheit sich bemüht hatte, dem kahlen Zimmer, welches er bewohnen sollte; seine gewisse Behaglichkeit und gemüthliche Anmuth zu verleihen. Sie hatte seine wenigen Bücher und Papiere in der Nähe des Fensters dem Ulmenbaum gegenüber auf zierliche Weise geordnet. Der freundlichen Wirthin hatte sie ein paar weitere Möbel abgeschmeichelt, besonders einen Schreibtisch von Nußbaumholz, sowie einige Enden und Streifen von Bändern, mit welchen sie die Vorhänge befestigte. Selbst die alten Strohstühle hatten durch die Art und Weise, wie sie aufgestellt waren, ein merkwürdig elegantes Aussehen bekommen. Leonard wunderte sich und spendete ihr sein Lob. Er küßte dankbar seine erröthende Gehülfin, und sie setzten sich fröhlich zu ihrem bescheidenem Mahle nieder, als sein Gesicht sich plötzlich verfinsterte; er erinnerte sich wieder der Worte Doctor Morgan's: »Das kleine Mädchen kann nicht bei Ihnen bleiben;

es wäre unrecht und unvernünftig. Ich glaube, daß ich eine Dame kenne, die sich ihrer annehmen wird.«

»Ach!« rief Leonard betrübt, »wie konnte ich das vergessen? Und jetzt erzählte er Helenen, was ihm Kummers machte. Helene erwiderte rasch, daß sie nicht gehen werde. Dann begann Leonard wie gewöhnlich in fröhlichem Tone von seinen großen Aussichten zu sprechen, beendigte schnell die Mahlzeit, als sei keine Zeit zu verlieren, und setzte sich sogleich an die Arbeit. Helene aber betrachtete ihn traurig, während er sich vergnügt über seine Papiere beugte; und als er endlich seine leuchtenden Augen von dem Manuscripte erhob und rief:

»Nein, nein, du sollst nicht gehen. *Dieses* muß Erfolg haben, und wir werden in einer hübschen Villa wohnen, wo wir mehr als einen Baum sehen können.« – da seufzte Helene und antwortete dieses Mal nicht: Nein, ich will nicht gehen.«

Kurz darauf schlich sie sich aus dem Zimmer und ging in das ihrige; dort kniete sie nieder und betete – und ihr Gebet lautete ungefähr folgendermaßen:

»Beschütze mich gegen mein eigenes selbstsüchtiges Herz; möge ich niemals ihm zur Last fallen, der mich unter seinen Schutz genommen hat.«

Vielleicht wird der Schöpfer, wenn er herabblickt auf diese Welt, deren Schönheit uns um so wunderbarer entgegenstrahlt, jemehr unsere Wissenschaft sie der Poesie zu berauben und nach Gesetzen zu fassen sucht – vielleicht wird er nichts Schöneres erblicken, als das reine Herz eines einfachen, liebenden Kindes!

VIERZEHNTE KAPITEL.

Leonard ging am nächsten Tage mit seinen kostbaren Manuscripten aus. Er hatte sich genug in der modernen Literatur umgesehen, um die Namen der vornehmsten Londoner Verleger zu kennen; zu diesen begab er sich festen Schrittes, wenn auch mit klopfendem Herzen.

An diesem Tage blieb er länger aus als gestern, und als er zurückkehrte und in das kleine Zimmer trat, stieß Helene einen Schrei aus – sie erkannte ihn beinahe nicht wieder. Auf seinem Gesichte ruhte eine so tiefe, schweigende, vollständige Muthlosigkeit! Er setzte sich nieder, ohne sich um irgend etwas zu kümmern, und küßte sie dieses Mal nicht, als sie zu ihm hinschlich. Er fühlte sich so gedemüthigt, als wäre er ein abgesetzter König. Er wollte ein anderes Leben in seinen Schutz nehmen! Er!

Durch Schmeichelworte brachte sie ihn endlich dahin, daß er ihr die Geschichte des Tages mittheilte. Der Leser weiß schon im Voraus zu gut, wie dieselbe beschaffen sein mußte, als daß seine ausführliche Wiederholung derselben nothwendig wäre. Die meisten Verleger hatten sich geradezu geweigert, sein Manuscript durchzusehen; einer oder zwei waren so gutmüthig gewesen, einen Blick hineinzuworfen und es ihm sofort wieder mit ein paar höflichen, aber abweisenden Worten zurückzugeben. Nur

ein einziger Verleger, der selbst ein wissenschaftlich gebildeter Mann war und in seiner Jugend denselben bitteren Proceß der Enttäuschung durchgemacht hatte, welcher jetzt unserem Dorfgenie bevorstand, gab in freundlicher, aber doch ernster Weise dem unglücklichen jungen Mann einige Aufklärungen und Rathschläge. Dieser Gentleman las einen Theil von Leonard's Hauptgedicht mit Aufmerksamkeit und sogar mit aufrichtiger Bewunderung durch; er würdigte die schönen Hoffnungen, wozu es berechnete. Er interessirte sich für die Geschichte des jungen Mannes und sagte, indem er sich von ihm verabschiedete:

»Wenn ich dieses Gedicht für Sie drucken lasse, so werde ich als Kaufmann einen bedeutenden Verlust daran haben. Wollte ich alles das, was ich bewundere, aus Interesse für den Verfasser verlegen, so wäre ich ein zu Grunde gerichteter Mann. Aber angenommen, ich würde, überzeugt, wie ich in der That bin, nenden nicht gewöhnlichen poetischen Talent, welches dieses Manuscript verath, nicht als Kaufmann, sondern als Freund der Literatur Ihre Gedichte veröffentlichen, so würde ich in der That Gefahr laufen, Ihnen einen schlechten Dienst zu erweisen und Sie vielleicht für Ihr ganzes Leben zu denjenigen Anstrengungen unfähig machen, welchen Sie sich unterziehen müssen, um sich eine unabhängige Stellung zu erringen.«

»Wieso, Sir?« rief Leonard. »Nicht, daß ich Sie bitten möchte, sich meiner wegen in Schaden zu bringen,« setzte er mit stolzen Thränen in den Augen hinzu.

»Wie so, mein junger Freund? Ich will es Ihnen erklären. Es liegt in diesen Versen Talent genug, um einige der literarischen Journale zu sehr schmeichelhaften Besprechungen zu veranlassen. Sie werden diese lesen, Sie werden sich als Dichter proclamirt finden und rufen: ›Ich bin auf dem Wege zum Ruhme.‹ Sie werden dann zu mir kommen und fragen, wie Ihr Gedicht abgeht? Ich werde auf ein schwerbeladenes Bücherbrett deuten und sagen: ›Keine zwanzig Exemplare.‹ Die Journale mögen ein solches Buch loben, aber das Publikum will es nicht kaufen. Ja, Sie haben einen Namen als Dichter, der gerade hinreichend sein wird, jeden praktischen Mann abgeneigt zu machen, Ihr Talent in irgend einem Geschäfte des positiven Lebens einer Prüfung zu unterwerfen; Niemand mag Dichter anstellen; ein solcher Name wird Ihrem Geldbeutel keinen Heller eintragen; und noch schlimmer – derselbe wird eine Barriere bilden gegen jeden Versuch, in die Wege einzulenken, aus welchen man zu Vermögen gelangt. Haben Sie aber einmal den Ruhm gekostet, dann werden Sie fortfahren, darnach zu seufzen; Sie werden vielleicht nie wieder einen Verleger für Ihre Gedichte finden, aber in dem Musenhaine sich herumtreiben, für Zeitschriften Artikel zusammenstoppeln und zuletzt zum Knechte irgend eines Buchhändlers herabsinken. Der Verdienst wird so unsicherer Natur sein, daß es unmöglich sein wird, das Schuldenmachen zu vermeiden; endlich werden Sie, der Sie jetzt so freimüthig und stolz aussehen, noch tiefer sinken und ein literarischer Bettler werden – Abnahme heischen – borgen –«

»Nie – nie – nie!« rief Leonard und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

»Das wäre zuch in eine Laufbahn gewesen.« fuhr der Verleger fort. »Aber ich hatte glücklicher Weise einen reichen Verwandten, einen Kaufmann, dessen Beruf ich als junger Mensch verachtete: derselbe verzieh mir freundlich meine Thorheit und nahm mich als Lehrling zu sich; und hier bin ich jetzt – nicht allein im Stande, Bücher zu schreiben, sondern auch sie zu verkaufen. Junger Mensch, Sie müssen achtbare Verwandte haben – richten Sie sah nach deren Rath und Anweisung; widmen Sie sich irgend einem positiven Beruf. Werden Sie in London eher alles Anderes – nur nicht ein Dichter von Profession.«

»Und wie kommt es alsdann, Sir, daß es je Dichter gegeben hat? Hatten sie nebenbei einen andern Beruf?«

»Lesen Sie ihres Biographien, und dann beneiden Sie dieselben!«

Leonard schwieg einen Augenblick, worauf er sein Haupt erhob und laut und rasch erwiderte: »Ich habe ihre Biographien gelesen. Es ist wahr, Armuth, vielleicht Hunger war ihr Loos. Sir, ich beneide sie!«

»Muth und Hunger sind kleine Uebel« antwortete der Buchhändler mit einem ernsten, aber wohlwollenden Lächeln. »Es gibt schlimmere – Schulden, Erniedrigung und – Verzweiflung.«

»Nein, Sir, nein – Sie übertreiben; das ist nicht das Loos aller Dichter?«

»Nein; denn die meisten unserer größten Dichter hatten selbst einiges Vermögen, und was manche Andere betrifft, so zieht nicht Jeder, der in die Lotterie setzt, eine Niete. Wer könnte aber Jemandem den Rath geben, seine ganze Glückshoffnung auf die Möglichkeit eines Gewinnes ist einer Lotterie zu setzen? »Und in einer solchen Lotterie!« seufzte der Verleger mit einem Blick auf die Bogen und Stöße todter Schriftsteller, die wie Blei auf seine Büchergestelle drückten.

Leonard preßte seine Manuscripte an sein Herz und eilte fort.

»Ja,« murmelte er, als Helene sich an ihn schmiegte und ihn zu trösten suchte – »ja, du hast Recht; London ist sehr groß, sehr mächtig und sehr grausam.« Darauf ließ er seinen Kopf tiefer und tiefer auf seine Brust herabsinken.

Plötzlich wurde die Thüre weit aufgerissen und hereintrat Doctor Morgan.

Das Kind wandte sich gegen ihn und erinnerte sich bei seinem Anblick ihres Vaters; die Thränen, welche sie um Leonard's willen zu unterdrücken versucht hatte, brachen aus ihren Augen.

Der gute Doctor gewann bald das ganze Vertrauen dieser beiden jungen Herzen. Nachdem er sich Leonard's Geschichte seines in Einem Tage verlorenen Paradieses hatte erzählen lassen, klopfte er ihm auf die Schulter und sagte:

»Nun, Sie werden mich am nächsten Montag besuchen, und wir werden sehen. Nehmen Sie indessen dieses

Darlehen von mir an« – und damit versuchte er drei Sovereigns in Leonard's Hand schlüpfen zu lassen. Leonard war entrüstet. Die Warnung des Buchhändlers fiel ihm ein. Betteln! O nein! so weit war es noch nicht mit ihm gekommen! Er wies das Anerbieten in einer fast rauhen Weise zurück; und der Doctor war ihm um dessenwillen nicht weniger gut.

»Sie sind ein starrköpfiger Knabe,« sagte der Homöopath und steckte mit Widerstreben seine Sovereigns wieder in die Tasche.

»Wollen Sie irgend eine praktische und prosaische Arbeit verrichten und einstweilen das Dichten ruhen lassen?«

»Ja,« sagte Leonard dünn, »ich will arbeiten.«

»Gut. Ich kenne einen achtbaren Buchhändler, der Ihnen irgend eine Beschäftigung geben wird; auf alle Fälle werden Sie mit Büchern zu thun haben und das wird Ihnen einigen Trost gewähren.«

Leonard's Augen glänzten wieder. »Ein großer Trost, Sir,« sprach er und drückte die Hand, welche er vorher von sich gewiesen, an sein dankbares Herz.

»Aber,« fuhr der Doctor in ernstem Tone fort, »fühlen Sie wirklich eine so starke Neigung zum Versemachen?«

»Bisher, ja, Sir.«

»Ein sehr schlimme Symptom, in der That, das man beseitigen muß, bevor ein Rückfall eintritt! Sehen Sie, hier mit diesem neuen Specificum habe ich drei Propheten und zehn Dichter curirt.«

Während er so sprach, hatte er sein Buch und ein Kügelchen aus seiner Tasche herausgeholt. »*Agariacu muscarius* in einem Glas Wasser aufgelöst und davon einen Theelöffel voll genommen, so oft der Anfall sich einstellt. Sir, das würde selbst Milton curirt haben.«

Hierauf wandte er sich an Helene und sagte: »Und nun, was Sie betrifft, mein Kind, so habe ich eine Dame gefunden, die Sie sehr gütig behandeln wird. Es ist nicht die Stellung einer Dienerin, die Sie einnehmen werden. Sie wünscht Jemanden zur Gesellschaft, der ihr vorlesen und sie pflegen kann. Sie ist alt und hat keine Kinder und zieht ein Mädchen in Ihrem Alter einem älteren vor. Sagt Ihnen das zu?«

Leonard trat bei Seite.

Helene hielt ihren Mund dicht an des Doctors Ohr und flüsterte: »Nein, ich kann ihn jetzt nicht verlassen – er ist so traurig.«

»Nun,« grunzte der Doctor, »Ihr Beide müßt Paul und Virginia gelesen haben! Wenn ich nur in England bleiben könnte, so würde ich versuchen, was *ignotia* in diesem Fall ausrichten dürfte – ein interessantes Experiment! hören Sie mir zu, kleines Mädchen; und verlassen Sie das Zimmer, junger Sir.«

Leonard gehorchte mit abgewandtem Gesicht. Helene that unwillkürlich einen Schritt, um ihm zu folgen – der Doctor hielt sie zurück und setzte sie auf seine Kniee.

»Wie ist Ihr Taufname? Ich habe ihn vergessen.«

»Helene.«

»Helene, hören Sie mich an. In ein oder zwei Jahren werden Sie ein erwachsenes Mädchen sein, und es würde sich dann für Sie nicht mehr schicken, mit jenem jungen Manne allein zusammen zu leben. Unterdessen haben Sie kein Recht, alle seine Energie abzuschwächen. Sie dürfen sich nicht auf seinen rechten Arm lehnen – Sie würden ihn zu Boden ziehen. Ich reise ab und sobald ich fort bin, wird Niemand mehr da sein, der Ihnen hilft, wenn Sie die Freundin, die ich Ihnen anbiete, zurückweisen. Thun Sie, wie ich Ihnen sage, denn ein kleines Mädchen von einer so empfänglichen Natur (durchaus eine *pulsatilla*-Constitution) kann nicht eigensinnig und egoistisch sein.«

»Wenn ich ihn zufrieden und glücklich sehe,« sagte sie mir Festigkeit, »so will ich gehen, wohin Sie wünschen, Sir.«

»Dafür werde ich sorgen, und morgen, während er ausgegangen ist, will ich kommen, um Sie zu holen. Es gibt nichts Schmerzlicheres als Abschied nehmen – es erschüttert das Nervensystem und ist eine reine Verschwendung unserer animalischen Kraft.«

Helene schluchzte laut; dann entwand sie sich den Händen des Doctors und rief: »Aber er darf wissen, wo ich bin? Wir dürfen uns bisweilen sehen? Ach, Sir, es wir am Grabe meines Vaters, wo wir uns zum ersten Male trafen, und ich meine, der Himmel habe ihn mir gesandt. Trennen Sie uns nicht für immer.«

»Ich würde ein Herz von Stein haben, wenn ich das thun wollte;« rief der Doctor heftig, »und Miß Starke

wird ihm erlauben, Sie jede Woche ein Mal zu besuchen. Ich werde ihr etwas geben, damit sie es thut. Von Natur ist sie gegen Andere gleichgültig. Ich werde ihre ganze Gemüthsbeschaffenheit umwandeln und dieselbe in eine sympathisch umschmelzen – mit Hülfe von *Rhododendron* und *Arsenik!*«

#### FÜNFZEHNTE KAPITEL.

Ehe der Doctor sich entfernte, schrieb er ein paar Zeilen an den Buchhändler Mr. Prickett in Holborn und sagte Leonard, er solle den Brief am nächsten Morgen an dessen Adresse befördern.

»Ich werde heute Abend selbst zu Mr. Prickett gehen und ihn auf Ihren Besuch vorbereiten. Allein ich hoffe und bin der Ueberzeugung, daß Sie nur einige Tage dort bleiben werden. Hierauf gab er dem Gespräch eine andere Richtung, um Leonard seine Pläne in Betreff Helenen's mitzuthemen. Miß Starke wohnte in Highgate; sie war eine achtbare Dame, obgleich etwas steif und abgemessen, wie es alte Jungfrauen zu sein pflegen. Aber gerade diese Stelle paßte für ein kleines Mädchen wie Helene, und sie würde jedenfalls Leonard gestatten, Letztere zu besuchen.

Leonard hörte ihm zu und machte keine Einwendung. Jetzt, da sein kurzer Traum sich in nichts aufgelöst, hatte er kein Recht mehr darauf, Helenen's Beschützer zu sein. Er hätte sie bitten können, sein Vermögen und seinen Ruhm, aber nicht seine Noth und seine Knechtschaft mit ihm zu theilen.

Es war sehr traurig, jenes letzte Zusammensein des Jünglings und des Kindes. Sie blieben lange auf – bis ihr Licht in dem Leuchter heruntergebrannt war. Auch sprachen sie nicht viel, aber seine Hand hielt die ihrige fest umschlossen, und sie stützte ihren Kopf auf seine Schulter; ja, ich fürchte, daß, als sie sich endlich trennten, es nicht geschah, um zu schlafen.

Und als nun Leonard am andern Morgen fortging, stand Helene unter der Hausthüre und sah ihm nach, wie er langsam weiter schritt. Es gab ohne Zweifel in demselben unscheinbaren Gäßchen noch viele andere betrübte Herzen, aber keines war wohl so schwer und traurig, wie dasjenige des schweigsamen, stillen Kindes, als die Gestalt, auf welche ihre Aufmerksamkeit gerichtet gewesen, ihren Blicken entschwand! Da stand sie noch immer auf der einsamen Schwelle und blickte hinaus in das Weite – und alles war leer.

#### SECHSZEHNTE KAPITEL.

Mr. Prickett war ein Anhänger der Homöopathie und erklärte zum Aerger aller Apotheker in der Umgegend von Holborn, daß er durch Doctor Morgan von einem chronischen Rheumatismus geheilt worden sei. Der gute Doctor hatte, als er Leonard verließ, seinem Versprechen gemäß, Mr. Prickett aufgesucht und ihn um die Gefälligkeit gebeten, einem jungen Manne eine leichte Beschäftigung zu verschaffen, die als eine Entschuldigung für einen bescheidenen wöchentlichen Lohn dienen könnte.

»Es wird nicht für lange sein,« sagte der Doctor; »seine Verwandten sind achtbare Leute und in guten Verhältnissen. Ich werde an seine Großältern schreiben und hoffe, Sie in wenigen Tagen Ihrer Bürde zu entheben. Es versteht sich von selbst, daß ich Ihnen, wenn Sie ihn nicht brauchen können, Ihre Auslagen ersetzen werde.«

Nachdem Mr. Prickett in dieser Weise auf Leonard's Besuch vorbereitet worden war, empfing er ihn selbst gütig und fand schon nach einigen wenigen Fragen in dem jungen Manne gerade die geeignete Persönlichkeit, um ihm bei Abfassung des Catalogs seiner Bücher zu helfen; auch sollte Leonard nicht weniger als ein Pfund wöchentlich für seine Mühe erhalten.

So auf einmal in eine Welt von Büchern hinein versetzt, tauchte beim Anblick jener ehrwürdigen Bände in dem Kopfe des Dorfstudenten der alte göttliche Traum des Wissens wieder auf. Die Büchersammlung Mr. Prickett's war in Wirklichkeit keineswegs groß, aber sie umfaßte nicht allein die gewöhnlichen Hauptwerke, sondern auch verschiedene merkwürdige und seltene Bücher. Und Leonard hielt bei dem Aufschreiben derselben von Zeit zu Zeit inne und warf einen verstohlenen Blick in das Innere manchen Bandes, welcher durch seine Hände ging. Dem Buchhändler, der ein Liebhaber von alten Büchern war, machte es Vergnügen, bei seinem neuen Gehülfen ein verwandtes Gefühl zu entdecken (sein Laddiener hatte allerdings niemals ein solches an den Tag gelegt!). So kam es, daß er von seltenen Ausgaben

und wenig vorhandenen Exemplaren sprach und auf diese Weise Leonard in viele Mysterien der Bibliographie einweihte.

Nichts konnte düsterer und schmutziger sein als jener Buchladen. Vor demselben stand eine Bude, in der sich billige Bücher und defecte Werke befanden, um welche immer eine aufmerksame Gruppe versammelt war. Im Innern brannte Tag und Nacht eine Gaslampe.

Die Zeit verstrich aber rasch für Leonard. Er vermißte nicht die grünen Felder, er vergaß seine Täuschungen und hörte sogar auf, an Helene zu denken. Wie merkwürdig ist nicht die Leidenschaft für das Wissen! Nichts gleicht derselben in Beziehung auf Stärke und Hingebung.

Mr. Prickett war ein Jungeselle und lud Leonard ein, sein Mittagessen mit ihm zu theilen, das in einer kalten Hammelskeule bestand. Während der Mahlzeit hütete der Ladendiener den Laden, und Mr. Prickett war in der That in seiner Unterhaltung nicht allein angenehm, sondern sogar gesprächig. Er faßte ein Wohlwollen für Leonard, und dieser erzählte ihm seine Abenteuer mit den Verlegern, worauf Mr. Prickett, sich die Hände reibend, so herzlich lachte, als wenn die Sache ein großer Spaß gewesen wäre. »O, geben Sie das Dichten auf und legen Sie sich auf den Handel,« rief er; »und damit Sie für immer von der Grille geheilt werden, ein Schriftsteller sein zu wollen, will ich Ihnen das Leben und die Werke

Chatterton's leihen. Sie können sie mit nach Hause nehmen und lesen, bevor Sie zu Bett gehen. Morgen werden Sie als ein ganz anderer Mensch zurückkommen.«

Leonard kehrte nicht nach seiner Wohnung zurück, bevor der Laden Abends geschlossen war. Als er darauf sein Zimmer betrat, gab ihm die dort herrschende Oede und Stille einen Stich in's Herz, Helene war fort! Auf dem Tische, an welchem er zu schreiben pflegte, stand ein Rosenstock und daneben lag ein Streifen Papier, auf welchem folgende Zeilen geschrieben waren:

»Lieber, lieber Bruder Leonard! Gott segne dich! Ich werde es dich wissen lassen, wenn wir uns wieder treffen können. Nimm diese Rose unter deine Obhut, mein Bruder, und vergiß nicht deine arme

*Helene.*

Ueber dem Worte ›Vergiß‹ befand sich ein großer runder Fleck, welcher das Wort beinahe verwischt hatte.

Leonard stützte sein Gesicht auf seine Hände und fühlte zum ersten Mal in seinem Leben, was Einsamkeit sei. Er konnte es nicht lange aushalten in seinem Zimmer. Er ging wieder fort und wanderte zwecklos von einer Straße zur andern. Er verließ jene ruhigere und ärmere Gegend und mischte sich unter die Menge, welche in den volkreicheren Theilen der Stadt herumschwärmte. Hunderte und Tausende eilten an ihm vorüber und dennoch – dennoch diese Einsamkeit.

Er kam zurück, zündete ein Licht an und zog entschlossen seinen Chatterton aus der Tasche, den der Buchhändler ihm geliehen hatte. Es war eine alte Ausgabe

in Einem dicken Bande. Offenbar hatte das Buch einem Zeitgenossen des Dichters und wahrscheinlich einem Bewohner von Bristol gehört, der viele Anekdoten über die Gewohnheiten Chatterton's gesammelt und allem nach ihn selbst gesehen, ja sogar in seiner Gesellschaft gelebt hatte; denn das Buch war mit Blättern durchschossen und die Blätter mit Anmerkungen und Notizen in einer steifen, deutlichen Handschrift bedeckt, welche keinen Zweifel übrig ließen, daß der Schreiber den melancholischen, unsterblichen Todten gekannt hatte. Zuerst kostete es Leonard einige Anstrengung, zu lesen; dann aber ergriff ihn der seltsame und wilde Zauber dieses furchtbaren Lebens; mit düsterem Schmerz und Schrecken las er von diesem Jüngling, der in demselben Alter, in dem er selbst jetzt stand, durch seine eigene Hand gestorben war. Dieser wunderbare Jüngling von einem so unvergleichlichen Genie – ja, das größte Genie, welches sich je in einem Alter von achtzehn Jahren entwickelte und dann erlosch – hatte alles von sich selbst gelernt – allein für sich gekämpft – sich selbst geopfert. In der ganzen Literatur gibt es nichts, das einem solchen Leben und einem solchen Tode gleich käme! Mit außerordentlichem Interesse las Leonard das Phantasiegemälde eines glänzenden Betrugers, welches so rauh und unsinnig als das Verbrechen der Fälschung ausgelegt wurde und, wenn auch nicht gänzlich unschuldig, doch den literarischen

Erfindungen, die man in andern Fällen mit Nachsicht betrachtet, so ähnlich war und dabei intellectuelle Eigenschaften so erstaunlicher Natur offenbarte – so viel Geduld, Scharfblick, Fleiß, Muth und Freimüthigkeit – Eigenschaften, die, wenn sie richtig geleitet werden, große Männer schaffen, nicht nur in Büchern, sondern im wirklichen Leben. Und als sich nun der junge Leser von der Geschichte jenes Betrags zu den Gedichten selbst wandte, da neigte er sich in buchstäblichem Sinne des Wortes athemlos und mit Ehrfurcht vor ihrer Schönheit. Wie hatte dieser seltsame Bristoler Jüngling sein rohes und buntscheckiges Material beherrscht und in eine harmonische Musik gebracht, welche jede Melodie und jede Tonart von der einfachsten bis zu der erhabensten enthielt! Er kehrte wieder zu der Biographie zurück; er las weiter; er sah jenen stolzen, kühnen, melancholischen Geist allein in der großen Stadt, wie er selbst es jetzt war; er folgte seiner schrecklichen Laufbahn; er sah, wie er mit zerschmetterten und beschmutzten Schwingen in den Koth hinabfiel. Und nun wandte er sich an die spätern Werke, Arbeiten, die er um's Brod geschrieben – Satyren ohne moralische Größe und politische Aufsätze ohne einen redlichen Glauben an deren Wahrheit. Er schauderte, als er weiter und weiter las. Jedoch erkannte und würdigte sogar auch hier noch sein poetischer Geist (was vielleicht nur ein Dichter vermochte) jenes göttliche Feuer, welches

selbst durch seinen geringeren und unreineren Brennstoff flackerte – auch in jenen rohen, rasch hingeworfenen bitteren Opfern, die er der drängenden Nothwendigkeit brachte, entdeckte er noch die Hand des jungen Riesen, der die majestätischen Verse Rowley's geschrieben. Aber ach! wie verschieden von jenen ›gewaltigen Zeilen! Wie war alle Heiterkeit und alle Ruhe verschwunden aus diesen letzten Produkten einer Kunst, die zum Handwerk herabgesunken war! Dann kam die Katastrophe – die verschlossenen Thüren – das Gift – der Selbstmord – die Manuscripte zerrissen von der Hand der Verzweiflung und in dem Todtenzimmer rings um den Leichnam gestreut. Es war entsetzlich! Das Gespenst des Titanischen Jünglings, wie er in den am Rande geschriebenen Notizen beschrieben wurde, mit den stolzen Augenbrauen, dem cynischen Lächeln, den glänzenden Augen, verfolgte die ganze Nacht hindurch das verwirrte und einsame Kind der Dichtkunst.

#### SIEBENZEHNTE KAPITEL.

Es kommt oft vor, daß gerade Dasjenige, was den menschlichen Geist von irgend einer besonderen Richtung ablenken sollte, die entgegengesetzte Wirkung hat. Man sollte z. B. glauben, daß Jeder, der in den Zeitungen von irgend einem Verbrechen oder von einer Hinrichtung liegt, dadurch von einer verbrecherischen That, auf welche er selbst etwa gesonnen, abgeschreckt oder von Furcht vor Entdeckung ergriffen wurde. Indessen wissen

wir sehr wohl, wie Mancher im Gegentheil gerade dadurch erst zu einem Uebelthäter geworden ist, daß er über das Schicksal seines Vorgängers in demselben Verbrechen nachdachte. Das Dunkle und Verbotene besitzt einen gewissen Zauber, der seltsamer Weise sich nur in der Dichtung verliert. Kein Mensch wird noch geneigt sein, seine Neffen zu ermorden oder seine Frau zu ersticken, nachdem er Richard den Dritten oder Othello gelesen hat. Die *Wirklichkeit* selbst ist nothwendig um die Gefahr der Ansteckung eintreten zu lassen. Diese Wirklichkeit in dem Schicksal, Leben und schließlichen Selbstmord Chatterton's war es, welche sich den Gedanken Leonard's aufdrang und dort festsetzte gleich einem unsichtbaren bösen Geiste und Böses gleich einer Wolke um sich sammelte. Es lag in dem Charakter, in den Prüfungen und in dem Untergang des todten Dichters vieles, das Leonard wie ein zudringlicher, riesenhafter Schatten seiner selbst und seines Schicksals erschien. Ach! der Buchhändler hatte in Einer Hinsicht wahr gesprochen. Am folgenden Tage kehrte Leonard zu ihm zurück als ein neuer Mensch; ihm selbst schien es, als habe er mit Helene seinen guten Engel verloren. »O, daß sie an meiner Seite gewesen wäre!« dachte er. »Daß ich die Berührung ihrer trauten Hand hätte fühlen dürfen – daß ihr milder Blick von der unschuldigen, bescheidenen, anspruchslosen Kindheit zu mir gesprochen hätte, wenn ich aufblickte von der öden, schrecklichen Ruine dieses Lebens, das sich begeistert über das Niedere erhob und bis zur Thurmeshöhe aus der Sündfluth emporzusteigen strebte! Ach!

wenn ich wirklich noch nothwendig für sie wäre – noch ihr einziger Pfleger und Beschützer – dann könnte ich zu mir selbst sagen: »Du darfst nicht verzweifeln und sterben! Du mußt für sie leben und sterben.« Aber nein, nein! Für mich gibt es nur dieses ungeheure, entsetzliche London – die Einsamkeit des traurigen Dachstübchens und jene glänzenden Augen, welche mir im Menschengewühle, wie in der Einsamkeit entgegen funkeln.«

#### ACHTZEHNTE KAPITEL.

Am folgenden Montag öffnete der schäbig gekleidete Diener Doctor Morgan's einem jungen Mann die Thüre, in welchem er beim ersten Blick den früheren Besucher nicht wieder erkannte. Einige Tage vorher war Leonard Fairfield auf derselben Schwelle gestanden, gebräunt von einer der Gesundheit förderlichen Reise, mit einem heiteren Blick in seinen Augen und dem Ausdruck aufrichtigen und unschuldigen Vertrauens auf den Lippen. Jetzt stand er wieder da – mit bleichen und eingefallenen Wangen, die bereits die tiefen Linien der Sorge trugen und Zeugniß ablegten von einer anstrengenden geistigen Arbeit und schlaflosen Nächten; es ruhte auf seiner ganzen Erscheinung eine düstere Muthlosigkeit.

»Ich bin bestellt, sagte der junge Mensch mürrisch, als der Diener unschlüssig stehen blieb. »Mein Herr ist soeben zu einem Patienten gerufen worden. Haben Sie die Güte, zu warten.« Mit diesen Worten wies er ihn in das kleine Besuchzimmer. In wenigen Minuten wurden zwei andere Patienten eingelassen. Es waren Damen, welche

sogleich anfangen, sehr laut zu sprechen. Sie störten die Gedanken Leonard's, der zu keiner Unterhaltung aufgelegt war. Er bemerkte, daß die Thüre zum Empfangszimmer halb offen stand, und trat, mit der Etikette unbekannt, welche solche *penetralia* heilig hält, dort hinein, um dem Geplauder zu entgehen. Hierauf setzte er sich in des Doctors abgenützten Stuhl und sprach vor sich hin: »Warum forderte er mich auf, zu kommen? Welche neue Pläne kann er mit mir haben? Und wenn es eine Gefälligkeit wäre, dürfte ich sie annehmen? Er hat mir die Mittel gegeben, mir mein Brod durch Arbeiten zu verdienen; das ist alles, was ich ein Recht habe, von ihm oder irgend einem andern Menschen zu verlangen; das ist alles, was ich annehmen darf.« Während er so mit sich selbst redete, fiel sein Blick auf einen offenen Brief, der auf dem Tische lag. Er fuhr zusammen – er hatte die Handschrift erkannt; es war dieselbe, in welcher jener Brief geschrieben gewesen, der die fünfzig Pfund für seine Mutter enthalten hatte – es war ein Brief seiner Großältern. Er sah seinen eigenen Namen; er sah noch mehr Worte, die sein Herz still stehen und das Blut in seinen Adern zu Eis erstarren machten. Plötzlich wurde eine Hand auf den Brief gelegt und eine Stimme sagte in zornigem Tone: »Wie können Sie es wagen, in mein Zimmer einzutreten und meine Briefe zu lesen? Sir–r–r!« Leonard legte seine Hand fest auf die des Doctors und erwiderte heftig: »Dieser Brief betrifft mich – gehört mir – vernichtet mich. Ich habe genug gelesen, um so viel zu wissen, Ich verlange alles zu lesen – alles zu erfahren;«

Der Doctor blickte sich um, und als er sah, daß die Thüre zu dem Empfangszimmer noch offen war, warf er sie mit dem Fuße zu und sagte dann halb flüsternd: »Was haben Sie gelesen? Sagen Sie mir die Wahrheit.«

»Nur zwei Zeilen, und in diesen nennt man mich – nennt man mich« – Leonard's ganzer Körper zitterte vom Kopf bis zu den Füßen, und seine Stirnadern schwellen hoch auf. Er konnte den Satz nicht vollenden. Es war ihm, als wenn ein Ocean nach seinem Gehirne wogte und in seinen Ohren brauste. Der Doctor sah mit Einem Blick, daß er sich in einem gefährlichen, körperlichen Zustande befand und antwortete rasch und beschwichtigend: »Setzen Sie sich, setzen Sie sich – beruhigen Sie sich – Sie sollen alles erfahren – alles lesen. Trinken Sie dieses Wasser;« worauf er einige Tropfen aus einer kleinen Phiole in ein Glas mit Wasser schüttete.

Leonard geherchte mechanisch; denn er war in der That nicht fähig, sich länger auf den Beinen zu halten. Er schloß seine Augen, und während ein Paar Minuten schien das Leben von ihm gewichen zu sein. Dann kam er wieder zu sich und sah, wie ihn der gute Doctor mit großer Theilnahme anblickte. Schweigend streckte er seine Hand nach dem Briefe aus. »Warten Sie einige Augenblicke,« sagte der Arzt mit Ueberlegung, »und hören Sie mich unterdessen an. Es war ein sehr unglücklicher Zufall, daß Sie einen Brief zu sehen bekamen, der nie dazu bestimmt war, Ihnen vor die Augen zu kommen, und der Anspielungen auf ein Geheimniß enthält, welches Sie nie erfahren sollten. Wenn ich Ihnen aber noch

mehr mittheile, werden Sie mir dann auf Ihr Ehrenwort versprechen, daß Sie das Geheimniß vor Mrs. Fairfield, den Avenel überhaupt vor allen Menschen heilig halten wollen? Ich habe mich selbst verbindlich gemacht, dieses Geheimniß zu bewahren, und kann es Ihnen daher nur unter derselben Bedingung anvertrauen.«

»Es ist kein Grund vorhanden,« sagte Leonard unsicher und mit einem bitteren Lächeln auf seinen Lippen – »es ist, scheint es, kein Grund vorhanden, daß ich stolz sein könnte, mit jenem Geheimniß zu prahlen. Ja, ich gebe Ihnen das Versprechen – den Brief, den Brief!«

Der Doctor legte denselben in Leonard's rechte Hand und befühlte mit seinem Zeigefinger und dem Daumen das Gelenk der linken Hand, wie es die Aerzte machen sollen, wenn ein Opfer auf der Folterbank liegt. »Der Puls geht langsamer murmelte er: »ein wunderbares Ding, dieses Aconit!« Währenddem las Leonard die folgenden Zeilen mit ihren orthographischen und andern Fehlern:

»Doctor Morgan!«

»Sir, – ich habe Ihren werthen Brief empfangen und freue mich, zu erfahren, daß der arme Junge sich in Sicherheit befindet und gesund ist. Er hat sich aber schlecht und undankbar gegen meinen guten Sohn Richard benommen, der der ganzen Familie zur Ehre gereicht und sich selbst zu einem Gentleman emporgeschwungen hat und auch sehr freundlich und gut gegen den Jungen war, ohne daß er wußte, wer und was er ist. Gott verhüte das! Ich wünsche ihn nie wieder zu sehen – den Jungen. Der arme John war einige Tage nachher krank und

unruhig. John ist jetzt ein armes Geschöpf und hat mehrere Schlaganfälle gehabt. Und er sprach von nichts als von Nora – und daß die Augen des Knaben denjenigen seiner Mutter so ähnlich seien. Ich kann – ich kann das Kind der Schande nicht mehr sehen! Er darf nicht hieher kommen – verlangen Sie es um Gottes willen nicht, Sir – er darf nicht! Wir waren immer achtbare Leute – und eine solche Schande! Ein Bastard! Ein Bastard! Behalten Sie ihn, wo er ist; geben Sie ihn in die Lehre, ich werde alles bezahlen, Sie sagen, Sir, er sei aufgeweckt und lerne leicht; das sagte auch Pfarrer Dale und wünschte, daß er auf die Universität gehen und eine Rolle spielen sollte. Dann würde aber alles herauskommen. Es würde mein Tod sein, Sir; ich würde in meinem Grabe nicht schlafen können, Sir. Und Nora, auf die wir Alle so stolz waren! Wir sind Alle sündige Geschöpfe! Nora's guter Name, den wir jetzt gerettet haben, wäre verloren, verloren! Und Richard, der jetzt so vornehm ist und die arme Nora so lieb hatte! Er würde sein Haupt nicht wieder empor heben. Lassen Sie ihn keine Rolle in der Welt spielen; lassen Sie ihn einen Kaufmann werden, wie wir es vor ihm waren; lassen Sie ihn irgend ein Gewerbe ergreifen, zu welchem er Lust hat, und lassen Sie ihn uns nicht mehr in den Weg kommen, solange er lebt. Dann werde ich für ihn beten und wünschen, daß er glücklich werde. Und haben wir nicht genug davon gehabt, daß wir Kinder über ihren Stand erzogen? Nora, von der ich zu sagen pflegte, sie sei wie die erste Dame des Landes – ach, wir sind mit Recht dafür bestraft worden! So überlasse ich denn Ihnen, Sir,

alles und werde alles bezahlen, was Sie für den Jungen brauchen. Und sorgen Sie dafür, daß das Geheimniß bewahrt werde; denn wir haben nie etwas vom Vater gehört; und es weiß wenigstens Niemand, daß Nora einen lebenden Sohn hat, außer mir und meiner Tochter Jane und Pfarrer Dale und Ihnen – und Sie Beide sind brave Gentlemen, und Jane wird ihr Wort halten, und ich bin alt und werde bald in meinem Grabe sein: aber ich hoffe, es wird nicht geschehen, solange der arme John mich nöthig hat. Was sollte er ohne mich thun? und wenn *das* bekannt würde, das würde mich auf der Stelle tödten, Sir! der arme John ist ein hülfloses Geschöpf. Gott sei mit ihm! Also nichts weiter von Ihrer ergebenen Dienerin

*M. Avenel.*«

Leonard legte den Brief ruhig hin und, ein leichtes Wogen der Brust, sowie eine tödtliche Blässe der Lippen angenommen, merkte man nichts von seiner innern Aufregung. Und welch' vortreffliches Herz er besaß, das bewiesen die ersten Worte, die er sprach, und die lauteten: »Dein Himmel sei Dank!«

Der Doctor hatte eine solche Danksagung nicht erwartet und war darüber so erstaunt, daß er ausrief: »Wofür?«

»Bei der Frau, die ich als meine Mutter kannte und ehrte, habe ich nichts zu bemitleiden oder zu entschuldigen; ich bin nicht ihr Sohn – ihr –«

Er brach kurz ab.

»Nein aber seien Sie nicht zu *hart* gegen Ihre wahre Mutter – die arme Nora!«

Leonard wankte und brach dann in einen Strom von Thränen aus.

»O meine Mutter! – meine todte Mutter! Du, für welche ich eine so geheimnißvolle Liebe gefühlt – du, von welcher ich diese seine poetisches Seele empfangen – verzeihe mir, verzeihe mir! Hart gegen dich! O, möchtest du noch leben, daß ich dich trösten könnte! Wie viel muß du gelitten haben!«

Diese Worte schluchzte er in abgerissenen Lauten aus der Tiefe seines Herzens hervor. Dann ergriff er wieder den Brief, und als seine Augen auf die Zeilen der Schreiberin fielen, in welchen sie von der Schande und gleichsam von der Furcht sprach, die sie vor seiner Existenz empfand, da nahmen sofort seine Gedanken eine andere Richtung. All' sein angeborener Stolz kehrte zurück. Er erhob den Kopf, und seine Thränen hörten auf zu fließen. »Sagen Sie ihr,« sprach er in ernstem, festem Tone, »sagen Sie Mrs. Avenel, daß ich ihr gehorchen werde, daß ich niemals ihr Dach aufsuchen, ihr niemals in den Weg treten und niemals ihrem reichen Sohne Schande bringen werde. Sagen Sie ihr aber auch, daß ich mir selbst meine Lebensbahn wählen, und daß ich mich nicht von ihr bestechen lasse für das Bewahren des Geheimnisses. Sagen Sie ihr, daß ich keinen Namen habe, mir aber einen schaffen werde.«

Einen Namen! war das nur eine leere Prahlerei, oder war es einer jener Blitze der Ueberzeugung, die uns nie belügen, die einen Augenblick ein helles Licht auf unsere Zukunft werfen und dann im Dunkeln verschwinden?

»Ich bezweifle es nicht, mein braver Junge,« sagte Doctor Morgan, indem er in seiner Aufregung im schlimmsten wälischen Dialecte sprach; »und vielleicht finden Sie einen Vater, welcher –«

»Vater – wer ist er? Was ist er? Er lebt also! Aber er hat mich verlassen – er muß sie betrogen haben! Ich brauch ihn nicht. Das Gesetz gibt mir keinen Vater.«

Die letzten Worte sprach Leonard wieder mit großer Bitterkeit; dann fuhr er in einem ruhigeren Tone fort: »Ich sollte aber doch wissen, wer er ist – ein Weiterer, dem ich aus dem Wege zu gehen habe.«

Doctor Morgan blickte verlegen vor sich hin und besann sich eine Weile.

»Nun,« sagte er endlich, »da Sie schon so viel wissen, so ist es sicherlich am besten, wenn Sie alles erfahren.«

Der Doctor ging alsdann nach einigen Umschweifen auf die Einzelheiten über, die wir hier in Kürze wiederholen wollen.

Nora Avenel verließ als ganz junges Mädchen ihr heimathliches Dorf, oder vielmehr das Haus der Lady Lansmere, bei welcher sie erzogen worden war, um eine Stelle als Gesellschafterin in London zu übernehmen. Eines Abends stellte sie sich plötzlich im Hause ihres Vaters ein und fiel beim ersten Blick auf das Antlitz ihrer Mutter bewußtlos zu Boden. Sie wurde zu Bett gebracht und man ließ Doctor Morgan, der damals der erste praktische Arzt des Ortes war, holen. In jener Nacht kam Leonard zur Welt, seine Mutter aber starb, ohne mehr zur Besinnung zu kommen.

Sie sprach von dem Augenblick an, da sie das Haus betrat, kein verständliches Wort mehr.

»Und so nannte sie nie den Namen Ihres Vaters,« schloß Doctor Morgan. »Wir wußten nicht, wer er war.«

»Und wie,« rief Leonard heftig – »wie hat man sich unterstehen können, diese todte Mutter zu verleumden? Wie konnte man wissen, daß ich – nicht – nicht – nicht ein rechtmäßiges Kind sei?«

»An Nora's Finger befand sich kein Trauring – niemals hatte man etwas von ihrer Ehe gehört – ihr seltsames und plötzliches Erscheinen im Hause ihres Vaters – ihre Aufregung, als sie eintrat, so unähnlich derjenigen einer jungen Frau bei der Ankunft im Hause ihrer Eltern: Das sind alle Beweise, die man gegen sie hat. Aber Mrs. Avenel hielt sie für gewichtig – und ich ebenfalls. Sie haben ein Recht, zu denken, daß wir zu vorschnell geurtheilt haben – vielleicht thaten wir es.«

»Und man hat keine Nachforschungen angestellt?« sagte Leonard in traurigem Tone, nachdem er lange geschwiegen hatte. »Keine Nachforschungen, um zu erfahren, wer der Vater des mütterlosen Kindes sei?«

»Nachforschungen! Mrs. Avenel wäre lieber gestorben. Ihre Großmutter ist von Natur sehr streng. Und wäre sie von Fürsten, ja von Cadwallader selbst abstammt,« sagte der Walliser, »so würde sie nicht mehr Furcht vor dem bloßen Gedanken an eine Unehre haben fühlen können. Selbst bei der Leiche ihres todtten Kindes, des Kindes, welches sie am meisten geliebt, hatte sie nur Einen Gedanken, nämlich den, den Namen und das Andenken

dieses Kindes vor Verdacht zu schützen. Glücklicherweise befand sich kein Diener im Hause, sondern nur Mr. Fairfield und seine Frau, die Schwester Nora's. Sie waren an demselben Tage auf Besuch angekommen. Mrs. Fairfield hatte damals ihr eigenes Kind an der Brust, welches zwei oder drei Monate alt war; sie nahm Sie als Pflegekind an; Nora wurde begraben und das Geheimniß bewahrt. Niemand außerhalb der Familie wußte etwas davon, als ich und der Pfarrer des Ortes, Mr. Dale. Am Tage nach Ihrer Geburt zog Mrs. Fairfield, um einer Entdeckung vorzubeugen, nach einem etwas entfernten Dorfe. Dort starb ihr Kind, und als sie nach Hazeldean zurückkehrte, woselbst ihr Mann ansässig war, galten Sie für den Sohn, den sie verloren hatte. Mark benahm sich, das weiß ich, wie ein Vater gegen Sie, denn er hatte Nora sehr lieb gehabt, sie waren Kinder zusammen gewesen.«

»Und sie kam nach London – London ist mächtig und grausam,« murmelte Leonard. »Sie war ohne Freunde und wurde betrogen. Ich sehe Alles – ich wünsche nichts mehr zu wissen. Dieser Vater muß fürwahr gleich denen gewesen sein, von welchen ich in Büchern gelesen. Sie zu lieben, sie zu kränken – das kann ich begreifen; aber sie dann aufzugeben und zu verlassen, ihr Grab nicht zu besuchen – keine Gewissensbisse – keine Nachfrage nach seinem eigenen Kinde. Gut, gut; Mrs. Avenel hatte Recht. Lassen Sie uns nicht mehr an ihn denken.«

Der Diener klopfte an die Thüre und streckte seinen Kopf herein. »Sir, die Damen werden sehr ungeduldig und sagen, daß sie gehen wollen.«

»Sir,« sagte Leonard, indem er mit seltener Ruhe die Gegenwart wieder in das Auge faßte, »ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich Ihre Zeit so lange in Anspruch genommen habe. Ich gehe jetzt. Ich werde weder gegen meine Mutter – gegen Mrs. Fairfield meine ich – noch gegen irgend sonst Jemanden Das, was ich erfahren habe, erwähnen. Ich werde mir auf irgend eine Weise mein Fortkommen verschaffen. Wenn Mr. Prickett mich behalten will, so werde ich für jetzt bei ihm bleiben; aber ich wiederhole es, ich kann nicht Mrs. Avenel's Geld annehmen und mich in die Lehre bringen lassen. Sir, Sie sind gütig und geduldig gegen mich gewesen – der Himmel lohne es Ihnen!«

Der Doctor war zu bewegt, um antworten zu können. Er drückte Leonard die Hand, und eine Minute darauf schloß sich die Thüre hinter dem namenlosen Jüngling. Er stand allein in London's Straßen, und die Sonne blitzte gleich dem Auge eines Feindes roth und drohend auf ihn herab!

## NEUNZEHNTE KAPITEL.

Leonard erschien an jenem Tage nicht in Mr. Prickett's Laden. Es ist unnöthig, zu sagen, wohin er wanderte, was er litt, was er dachte, was er fühlte. Alles in seinem Innern war in Aufruhr. Abends spät kehrte er in seine Wohnung zurück. Auf dem Tische stand Helenen's Rosenstock, den er seit dem Morgen vernachlässigt hatte:

er sah trocken und welk aus. Sein Herz machte ihm Vorwürfe. Er begoß die arme Pflanze – vielleicht mit seinen Thränen.

Mittlerweile hatte Doctor Morgan bei sich selbst überlegt, ob er Mrs. Avenel von Leonard's Entdeckung und Auftrag in Kenntniß setzen sollte; er beschloß jedoch, ihr eine Unruhe und Aufregung zu ersparen, die an sich unnöthig war und ihrer Gesundheit schädlich werden konnte, und antwortete daher kurz, sie brauche nicht zu befürchten, daß Leonard ihr Haus betreten werde; er habe keine Lust, irgendwo in die Lehre zu gehen, für den Augenblick sei aber für ihn gesorgt; wenn Doctor Morgan durch den Kaufmann, bei welchem er beschäftigt sei, mehr von ihm höre, dann werde er von Deutschland aus an sie schreiben. Hierauf ging er zu Mr. Prickett, bat den bereitwilligen Buchhändler, den jungen Mann einstweilen zu behalten, freundlich gegen ihn zu sein, auf seine Gewohnheiten und sein Betragen ein wachsames Auge zu haben, und dann dem Doctor nach seiner neuen Heimath am Rhein Mittheilung zu machen, für welchen Beruf er glaube, daß Leonard am besten passe, und zu welchem er am meisten geneigt sei. Der wohlwollende Walliser übernahm die Hälfte des Gehalts, welchen der Buchhändler an Leonard zu bezahlen hatte, und entrichtete ihm dieselbe für ein Vierteljahr voraus. Freilich wußte er, daß er das Geld zurückerhalten würde, wenn er sich an Mrs. Avenel wandte; da er aber selbst ein Mann von unabhängigem Charakter war; so sympathisirte er so sehr mit den gegenwärtigen Gefühlen Leonard's, daß es

ihm vorkam, als wenn er den jungen Mann herabwürdigte, falls er ihn, wenn auch nur im Geheimen, von dem Gelde Mrs Avenel's unterhalten würde – von einem Gelde, welches dazu bestimmt war, ihn im Leben nicht vorwärts zu bringen, sondern niederzuhalten. Im schlimmsten Falle war es eine Summe, die der Doctor aufwenden konnte, und überdies hatte er ja den Knaben zur Welt gebracht.

Nachdem der Doctor auf diese Weise nach seiner Ansicht für seine beiden jungen Schützlinge gut gesorgt hatte, widmete er sich den schließlichen Vorbereitungen zu seiner Abreise. Bei Mr. Prickett hinterließ er ein paar Zeilen für Leonard, welche einige kurze Rathschläge und freundliche Ermunterungen, sowie ein Postscriptum enthielten, des Inhalts, er habe Mrs. Avenel nicht von den Aufschlüssen in Kenntniß gesetzt, die Leonard erhalten, und er erachte es für das Beste, sie in ihrer Unkenntniß davon zu lassen. Sodann lagen sechs kleine Pulver bei, die in Wasser aufzulösen seien und von welchen alle vier Stunden ein Theelöffel voll genommen werden solle – »Hauptmittel gegen heftige Aufwallung und düstere Gedanken«, schrieb der Doctor.

Am Abend des nächsten Tages befand sich Doctor Morgan in Gesellschaft seines Lieblingspatienten mit dem chronischen Gesichtsschmerz, den er überredet hatte, mit ihm zu gehen, auf einem Dampfboot, das nach Ostende fuhr.

Leonard ging wieder an seine Arbeit bei Mr. Prickett; die Verwandlung, die mit ihm vorgegangen, konnte jedoch dem Buchhändler nicht entgehen. Sein ganzes freimüthiges, einfaches Wesen war von ihm gewichen. Er war sehr zurückhaltend und sehr schweigsam und schien viel älter geworden zu sein. Ich werde es nicht versuchen, diese Umwandlung metaphysisch zu analysiren. Mit Hülfe der Worte, welche Leonard selbst gelegentlich fallen lassen mag, wird der Leser einen Blick in das Herz des Jünglings werfen können und sehen, wie dort die Umwandlung gearbeitet hatte und noch fort und fort arbeitete. Das glückliche, träumerische Dorfgenie, welches mit ungetrübten, ungeblendeten Augen nach dem Ruhme blickte, existirt nicht mehr. Er ist ein Mann, bei welchem die alten, heiligen Bande des häuslichen Lebens plötzlich abgeschnitten worden, der sich großer Kraft bewußt ist, aber von allen Seiten mit eisernen Schranken umgeben sieht – allein mit der rauhen Wirklichkeit in dem alles geringschätzenden London. Wirft er aber einen Blick auf den verlorenen Helikon, so sieht er dort an der Stelle der Muse einen bleichen, traurigen Schatten, der aus Scham sein Gesicht verhüllt – den Geist seiner trauernden Mutter, deren Kind in der Familie der Menschen nicht einmal den geringsten Namen besitzt.

Als am zweiten Abend nach Doctor Morgan's Abreise Leonard eben im Begriff war, den Laden zu verlassen, trat ein Kunde mit einem Buch in der Hand ein, welches er dem Ladendiener, der Abends die Bücher aus der Bude vor der Thüre entfernte, rasch weggenommen hatte.

»Mr. Prickett, Mr. Prickett!« sagte der Kunde, »ich schäme mich Ihrer. Sie unterstehen sich, für dieses Werk in zwei Bänden eine Summe von acht Schillingen zu verlangen.«

Mr. Prickett trat aus dem cimmerischen Dunkel irgend einer Vertiefung seines Ladens hervor und rief: »Was, Mr. Burley, sind Sie es? Ich erkenne Sie aber nur an Ihrer Stimme.«

»Der Mensch ist einem Buche ähnlich, Mr. Prickett: Der gewöhnliche Mann beurtheilt nur nach dem Einband. Ich bin allerdings besser gebunden.« Leonard warf einen Blick auf den Sprecher, welcher jetzt unter der Gaslampe stand, und glaubte seine Züge wieder zu erkennen. Er blickte ihn noch ein Mal an. Ja, es war der Barschfischer, mit welchem er an den Ufern des Brent zusammen getroffen war, und der ihn mit dem verlorenen Fisch und der abgerissenen Angelschnur gewarnt hatte.

*Mr. Burley* (fortfahrend). – »Aber ›die Kunst zu denken!‹ – Sie verlangen acht Schillinge für ›Die Kunst, zu denken‹.«

*Mr. Prickett*. – »Das ist wohlfeil genug, Mr. Burley, für ein so gut erhaltenes Exemplar.«

*Mr. Burley*. – »Sie sind Wucherer! Ich verkaufte es Ihnen für drei Schillinge. Das ist mehr als fünfzig Procent, die Sie jetzt an meiner ›Kunst des Denkens‹ profitiren wollen.«

*Mr. Prickett* (stotternd und einen Schritt zurückweichend). »Sie haben es mir verkauft! Ach, jetzt erinnere ich mich dessen. Aber es war mehr als drei Schillinge,

was ich Ihnen gab. Sie vergessen – zwei Gläser Cognac und Wasser.«

*Mr. Burley.* – »Auf die Gastfreundschaft, Sir, darf man keinen Preis setzen. Wenn Sie Ihre Gastfreundschaft verkaufen, so verdienen Sie nicht meine ›Kunst des Denkens‹ zu besitzen. Ich nehme sie wieder zurück. Da haben Sie drei Schillinge und noch einen Schilling Zinsen. Nein, nicht. Statt des Schillings will ich Ihnen Ihre Gastfreundschaft zurückgeben, und das erste Mal, daß wir uns wieder treffen, sollen Sie Ihre zwei Gläser Cognac und Wasser haben.«

Die Sache schien Prickett nicht sehr zu gefallen, aber er machte keine Einwendung, und Mr. Burley steckte das Buch in seine Tasche, worauf er die Büchervorräthe zu durchstöbern begann. Er kaufte ein altes Buch von scherzhaftem Inhalt, einen einzelnen Band von den Lustspielen Destouche's, bezahlte es, steckte es ebenfalls in seine Tasche und war eben im Begriff, hinauszuschlendern, als er Leonard bemerkte, welcher jetzt am Ausgange stand.

»Hm! wer ist das?« fragte er flüsternd Mr. Prickett.

»Ein junger Gehülfe von mir, und das ein sehr gescheidter.«

Mr. Burley warf einen prüfenden Blick auf Leonard vom Kopf bis zu den Füßen.

»Wir haben uns schon früher getroffen, Sir; Aber Sie sehen aus, als ob sie an die Ufer des Brent zurückgekehrt wären und nach meinem Barsch gefischt hätten.«

»Es ist möglich, Sir,« antwortete Leonard. »Aber meine Angelschnur ist dauerhaft und noch nicht gebrochen, obgleich der Fisch sie unter die Wasserpflanzen gezogen hat und sich in dem Schlamme verbirgt.«

Er lüpfte den Hut, verbeugte sich leicht und ging weiter.

»Er ist gescheidt,« sagte Mr. Burley zu dem Buchhändler; »er versteht ein Gleichniß.«

*Mr. Prickett.* – »Der arme junge Mensch! Er kam nach der Stadt mit der Idee, ein Schriftsteller zu werden. Sie wissen, was das bedeutet, Mr. Burley.«

*Mr. Burley* (mit einer Miene erhabener Würde). – »Ja, Sie Buchhändler! Ein Schriftsteller ist ein Mittelding zwischen Göttern und Menschen, den man in einen Palast einlogiren und auf öffentliche Kosten mit Ortolanen und Tokayer nähren sollte. Man sollte ihn in Eiderdaunen einwickeln und mit seidenen Vorhängen gegen die Sorgen des Lebens schützen; er sollte nichts zu thun haben, als Bücher zu schreiben auf Tische von Cedernholz, und Barsche zu fischen, in einem vergoldeten Boote sitzend. Und das wird einst geschehen, wenn die Zeiten der Barbarei vorüber sind und die Menschheit ihre Wohlthaten kennt. Unterdessen, Sir, lade ich Sie ein, in meine Wohnung zu kommen, wo ich Sie mit Cognac und Wasser solange regaliren werde, als ich bezahlen kann; und wenn ich es nicht mehr kann, dann regaliren Sie mich, Sir.«

»Das wäre in der That ein sehr schlechtes Geschäft,« brummte Mr. Prickett, als Mr. Burley, den Kopf in der Höhe, in die Straße hinausschritt.

ZWANZIGSTES KAPITEL.

Anfangs war Leonard immer durch die besuchtesten Straßen nach Hause zurückgekehrt; denn die Berührung mit der Menschenmenge hatte seinen Geist erheitert. In den zwei letzten Tagen aber, seit er das Geheimniß seiner Geburt entdeckt hatte, nahm er den Weg durch das verhältnißmäßig unbevölkerte New-Read.

Er hatte gerade denjenigen Theil dieser Gegend erreicht, wo die Bildhauer und Grabsteinmeisler die düsternen Producte ihrer Kunst ausstellen – Monumente, die für Garten so gut wie für Gräber paßten – und blieb eben stehen, um eine Säule zu betrachten, aus welcher eine halb mit einem Trauermantel bedeckte Urne stand, als seine Schulter leise berührt wurde und er, sich rasch umdrehend, Mr. Burley hinter sich stehen sah.

»Entschuldigen Sie, Sir, aber Sie verstehen sich auf das Barschfischen, und so möchte ich genauer mit Ihnen bekannt werden. Ich hörte, daß Sie einst den Wunsch hegten, Schriftsteller zu werden. Ich bin ein solcher.«

Leonard hatte seines Wissens noch nie zuvor einen Schriftsteller gesehen, und ein trauriges Lächeln schwebte auf seinen Lippen, als er den Barschfischer betrachtete. Mr. Burley war in der That ganz anders gekleidet, als da sie sich an dem kleinen Bache getroffen hatten. Er sah weniger wie ein Schriftsteller und vielleicht mehr wie ein Barschfischer aus. Er trug einen neuen weißen Hut, der

etwas schief auf dem Kopfe saß, einen neuen grünen Ueberrock, neue graue Beinkleider und neue Stiefel. In seiner Hand schwang er ein Fischbeinstöckchen mit einem silbernen Griff. Es konnte nichts Vagabundenmäßigeres und Nachlässigeres geben, als sein ganzes Aussehen. Er selbst aber erschien ungeachtet seines gemeinen Auszuges durchaus nicht gemein – eher excentrisch. Er machte den Eindruck eines Menschen, der sich nicht um die gewöhnlichen Gesetze der abgeblaßten, conventionellen Formen kümmert. Sein Gesicht sah blasser und aufgedunsener und seine Nasenspitze röther aus als früher; aber der Glanz seiner Augen war lebhafter, und Selbstzufriedenheit leuchtete aus seinen humoristischen Mundwinkeln.

»Sie sind ein Schriftsteller, Sir,« wiederholte Leonard. »Nun, was haben Sie mir über diesen Beruf mitzutheilen? Die Säule dort unten stützt eine Urne; die Säule ist schlank und die Urne anmuthig, aber es scheint, als wenn sie hier am Wege nicht auf dem richtigen Platze stünde. Was sagen Sie dazu?«

*Mr. Burley.* – »Sie würde sich besser auf einem Kirchhofe ausnehmen.«

*Leonard.* – Das war auch mein Gedanke. Und Sie sind ein Schriftsteller?«

*Mr. Burley.* – »Ah, ich sagte ja, daß Sie für Gleichnisse eine schnelle Auffassungsgabe besitzen! Sie glauben also, daß ein Schriftsteller sich besser auf einem Kirchhofe ausnimmt, wenn Sie ihn in der Gestalt einer verhüllten Urne im Mondscheine erblicken, als wenn er unter einer

Gaslampe im weißen Hut und mit einer rothen Nasenspitze steht. An sich haben sie Recht. Aber der Schriftsteller würde mit Ihrer Erlaubniß doch lieber da bleiben, wo er ist. Lassen Sie uns weiter gehen.«

Die beiden Männer fühlten sich gegenseitig angezogen und gingen eine Weile schweigend weiter.

»Um auf die Urne zurückzukommen,« sagte Mr. Burley, »so denken Sie, wie es scheint, an Ruhm und Kirchhöfe. Es ist ziemlich natürlich, daß man dies thut, bevor die Illusion dahin stirbt; ich aber denke an den Augenblick – an die Existenz – und lache über den Ruhm. Ruhm, Sir, ist nicht ein Glas Wasser werth! Hat man aber ein Glas Cognac mit Zucker und fünf Schillinge in der Tasche, die man verwenden kann, wie man will – was wäre dann in der ganzen Westminster-Abtei zu finden, das sich damit vergleichen ließe?«

»Fahren Sie fort, Sir, ich möchte Sie weiter sprechen hören. Lassen Sie mich zuhören, und den eigenen Mund halten.« Leonard zog seinen Hut über die Stirne herunter und suchte seinen zweifelsüchtigen und aufgeregten Geist zu beruhigen, um seinem Bekannten volle Aufmerksamkeit zu schenken.

Und John Burley sprach weiter. Seine Rede war gefährlicher und bezaubernder Natur; es war die Rede eines großen gefallenen Geistes, eine Schlange, die sich auf dem Boden hinwindet, in allen möglichen glänzenden Farben schillernd – aber eine Schlange ohne die Falschheit derselben. Wenn John Burley täuschte und zum Versucher wurde, so war das nicht seine Absicht – er schlich

und glitzerte offen und ehrlich; keine Taube konnte mehr Einfalt besitzen.

Während er sich über den Ruhm lustig machte, verweilte er doch mit beredter Begeisterung bei der Freude, welche ein Schriftsteller beim Selbstschaffen empfindet.

»Was kümmere ich mich um das, was die Menschen da draußen von den Worten sagen, die auf meinem Papiere dahin strömen,« rief er. »Wenn Sie an das Publikum, an die Urnen und an die Lorbeeren denken, während Sie schreiben, so sind Sie kein Genie – so taugen Sie nicht zum Schriftsteller. Ich schreibe, weil es mir Vergnügen macht, weil es in meiner Natur liegt. Wenn es einmal geschrieben ist, dann kümmere ich mich so wenig darum, wie die Lerche sich um den Eindruck kümmert, den ihr Gesang auf den Bauer macht, welchen sie zu seiner Pflugarbeit weckt. Wie die Lerche, so singt der Dichter von seiner hohen Warte herab. Ist das wahr?«

»Ja, sehr wahr!«

»Und was kann uns diese Freude rauben? Der Buchhändler will nicht kaufen, und das Publikum will nichts lesen. Mögen sie am Fuße der Engelsleiter schlafen – wir erklettern sie doch. Und auf diese Weise geräth man in eine so gemüthliche Luzianische Stimmung, daß man die Menschen verachtet. Man verlangt ja so wenig von ihnen, wenn man weiß, was man selbst werth ist, und was sie werth sind. Sie sind gerade so viel werth, wie die Münzen, die man aus ihnen ausschlagen kann, um zu leben. Und dann sind wir im Stande, diejenigen Freuden, die der Welt so gewöhnlich vorkommen, zu goldenen und

königlichen Freuden zu machen. Glauben Sie, Burns habe, wenn er von seinen Bauern umgeben in dem Bierhause trank, gerade wie sie nur Bier und Whisky getrunken? Nein, er trank Nektar – er schlürfte seine eigenen ambrosischen Gedanken und schüttelte sich vor Lachen dazu, wie die Götter. Die grobe irdische Flüssigkeit war gerade nothwendig für ihn, um seinen Geist von dem Staube zu entfesseln und von seinem irdischen Kleide zu befreien, damit er in dem wehenden Gewande des Sängers in die Wolken sich erheben konnte. Nur hierzu waren Bier und Whisky nothwendig und wurden sofort in das Getränke der Hebe verwandelt. Aber kommen Sie mit mir, Sie haben das Leben noch nicht kennen gelernt, Sie haben es noch nicht gesehen, kommen Sie, schenken Sie mir diesen Abend. Ich habe Geld bei mir, und ich werde es so freigebig austreuen, wie Alexander selbst, als er für seinen Antheil nur die Hoffnung behielt. Kommen Sie!«

»Wohin?«

»Nach meinem Throne. Auf jenem Throne saß zuletzt Edmund Kran – der gewaltige Mime. Ich bin sein Nachfolger. Wir werden sehen, ob diese wilden Söhne des Genies, die man nur citirt, um ›der Moral die Pointe zu geben und einem Märchen Prunk zu verleihen‹, Gegenstände des Mitleids waren. Um einen Savage und einen Morland, einen Porson und einen Burns zu beklagen, dazu muß man ein nüchterner Philister sein!«

»Oder einen Chatterton,« sagte Leonard düster.

»Chatterton war in allen Dingen ein Betrüger; er erdichtete Ausschweifungen, die er nie gekannt. *Er* ein Bacchant – ein Kneipgenie! *Er!* – Nein. Wir wollen von ihm sprechen. Kommen Sie!«

## EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Das Zimmer! Und der Tabaksqualm! Und der grelle Schein der Gaslichter! Die mit Kalk angestrichenen weißen Wände und die daran sich befindenden Kupferstiche, welche Schauspieler in ihren Costümen und Bühnenstellungen darstellen – Schauspieler aus einer Zeit, die so weit zurückliegt, wie ihre eigene verlorene Augustäische Aera, wo die Bühne noch einen wirklichen lebendigen Einfluß auf die Sitten und die Zeit ausübte. Da hing Betterton in Perücke und Toga als Cato, wie er über Unsterblichkeit der Seele moralisirt und zwischen Plato und dem Dolche schwankt. Da hing ferner Woodward als ›feiner Gentleman‹ mit dem unnachahmlichen Ausdruck eines Wüstlings, in welchem die Helden von Wycherly, Congreve und Farquhar wieder aufleben. Dort sah man den jovialen Quin als Falstaff mit seinem runden Schilde und seinem ›hübschen runden Bauche‹. Da hing Coly Cibber in Brokat, wie er eine Prise nimmt, den Daumen und Zeigefinger emporgehoben, mit seinem den Beifall herausfordernden Gesichte. Da war Macklin als Shylock mit dem Messer in der Hand; und Kemble in der feierlichen Trauerkleidung des dänischen Prinzen; und Kean am Ehrenplatze über dem Kamine.

Wenn wir plötzlich aus der praktischen Welt mit ihren Alltagsmenschen heraustreten vor die Portraits jener Helden, einer phantastischen und geisterhaften Welt – mit den Gewändern angethan, in welchen sie sich auf den Brettern bewegten, so liegt wahrlich in dem Anblick derselben etwas, das ein eigenes Gefühl in unserem Inneren erregt – denn wir haben Alle eine innere Ahnung von einer Existenz, verschieden von derjenigen, durch welche unser Leben abgenützt wird; einer Existenz, die fern von St. James und St. Giles, von den Gerichtshöfen und von der Börse ihren eigenen Weg einschlägt durch Schrecken oder Freude, durch Lächeln oder Thränen, durch ein unbestimmtes, magisches Land der Dichter. Siehe dort jene Schauspieler! Dort hängen die Männer, welche ein solches Leben durchlebten; für sie war nicht unsere Welt, für sie war die eingebildete Welt die wirkliche. Und hat Shakespeare selbst während seines Lebens je den Beifall gehört, welcher rings um die Darsteller seiner lustigen Bilder donnerte? Schwankende Kinder der flüchtigsten aller Künste, fliehende Schatten auf fließendem Wasser, waret Ihr nicht glücklicher, als wir, die in der Wirklichkeit leben? Wie fremd muß es Euch vorkommen in dem großen Kreislauf, den Ihr jetzt in der Ewigkeit durchmacht! Dort gibt es kein Soufflirbücher, keine Lampen – kein Congreve und Shakespeare wird dort aufgeführt. Zu welchen Rollen im Himmel haben Eure Studien Euch befähigt? Eure endliche Bestimmung ist sehr verworrener Natur. Wir grüßen Eure Bilder und gehen weiter.

Auf den weißangestrichenen Wänden waren auch Portraits von roheren Rivalen auf der Arena des Ruhmes zugelassen; auch ihnen war ein Beifall zu Theil geworden, wärmer, als derjenige, welchen Shakespeare während seiner Lebenszeit erntete; es waren die Hauptfaustkämpfer Cribb, Molyneux und der Holländer Sam. Mitten zwischen denselben hing ein alter Kupferstich von Newmarket in der ersten Zeit des vorigen Jahrhunderts und verschiedene Stiche von Hogarth. Aber Dichter – o, sie waren auch da; Dichter, von denen man annehmen durfte, daß sie gute Gesellen genug waren, um sich bei solchen Kameraden wie zu Hause zu fühlen. Natürlich befand sich Shakespeare mit seiner ruhigen Stirne dort; Ben Johnson mit seinem mürrischen Blick; Burns und Byron dicht neben einander. Das Merkwürdigste aber unter allen diesen Proben der Kupferstechkunst war ein Bild William Pitt's, des strengen und gebieterischen William Pitt in Lebensgröße! Was, zum Kukuk! that er dort zwischen Preiskämpfern, Schauspielern und Dichtern? Es schien eine Beleidigung gegen sein großes Andenken. Nichtsdestoweniger befand er sich dort, in sehr aufrechter Stellung und mit einen Ausdruck unaussprechlichen Ekels in seinen ausgeworfenen Nasenflügeln. Die Portraits an den schmutzigen Wunden glichen sehr dem Reimspiel gewöhnlicher Leute; sie sahen den bunten Bildern sehr ähnlich, welche du, o mein Publikum, in deinen Besuchszimmern hängen hast – Schauspieler und Preiskämpfer, Dichter und Staatsmänner ohne irgend einen Zusammenhang, und ohne daß sie zu einander passen, die du einen

Augenblick zu sehen oder zu hören Gelegenheit gehabt hast, und die in den Zeitungen eine hervorragende Rolle gespielt haben.

Und die Gesellschaft? Sie ist nicht zu beschreiben! Schauspieler ohne Engagement; bleiche Jünglinge mit eingefallenen Wangen; wahrscheinlich Söhne von achtbaren Handwerkern, die ihr Möglichstes zu thun versuchen, das Herz ihrer Väter zu brechen; hie und da die markirten Züge eines Juden; dann und wann das neugierige, verlegene Gesicht eines Geldschnabels aus der Umgegend außerhalb der Stadt, oder vielleicht ein Cambridger Student; auch Männer in vorgerücktem Alter und mit grauen Haaren befanden sich dort, und unter denselben waren verhältnißmäßig wunderbar viele Gesichter mit Carbunkeln und mit vom Tranke aufgedunsenen Nasen. Als nun John Burley eintrat, brach ein solches Jauchzen aus, daß William Pitt in seinem Rahmen zitterte. Es entstand ein unbeschreibliches Stampfen, Hallo- und Hurrahgeschrei für ›Burley John‹; der Gentleman, welcher in seiner Abwesenheit den Sitz in dem hohen ledernen Stuhle eingenommen hatte, trat denselben an John Burley ab, und Leonard mit seinem ernstesten, beobachtenden Auge und mit einem halb traurigen, halb verächtlichen Ausdruck auf seinen Lippen nahm Platz neben Demjenigen, der ihn eingeführt hatte. In der Versammlung herrschte eine namenlose, erwartungsvolle Unruhe, ähnlich der im Parterre des Opernhauses, wenn irgend ein großer Sänger an die Lampen herantritt und beginnt:

»*Di tanti palpiti.*« Die Zeit verstreicht. Blicken wir nach der holländischen Uhr über der Thüre. Eine halbe Stunde! John Burley fängt an, warm zu werden. Seine Augen beginnen noch lebhafter zu leuchten, und seine Stimme nimmt einen weichen, süßlichen Ton an.

»Er wird heute Abend groß sein,« flüsterte ein schwächlicher Mann, der wie ein Schneider aussah und auf der andern Seite von Leonard saß.

Die Zeit verstreicht – eine Stunde! Wir blicken wieder nach der holländischen Uhr. John Burley *ist* jetzt groß; er ist in seinem Zenith, auf seinem Kulminationspunkt. Welch' prachtvolle Witze! Welch' üppiger Humor! Wie dieser Rabelais in seinem Lehnstuhl vor Lachen sich schüttelt! Und während des Wogens und Brausens seiner Witze (mit welchen anderen Worten soll man es bezeichnen) ist der Verstand des Mannes klar, wie Goldsand auf dem Grunde eines Flusses. Wie viel Humor und wie viel Wahrheit darin, und zuweilen welche Fluth geistreicher Beredtsamkeit! Alles ist jetzt Ohr, alles stille, ausgenommen, wenn Beifall gespendet wird. Und auch Leonard lauscht, aber nicht, wie er einige Abende früher gethan haben würde, mit dem Gefühle unschuldiger und unbefangener Freude. Nein, seit jener Zeit haben große Sorgen und große Leidenschaften seinen Geist bewegt, und derselbe brütet nun unruhig und fragend selbst über die Freude, wie über ein Problem. Und die Gläser machen die Runde, und die Gesichter verändern sich, und es beginnt ein Plaudern und Schwätzen, und Burley's Kopf sinkt herab auf seine Brust, und er verstummt. Und jetzt ertönt ein

wildes, zügelloses Bacchantenlied für sieben Stimmen; und der Tabaksqualm wird immer dicker und dicker, und das Gaslicht scheint immer trüber durch den Qualm; und John Burley's Augen sind verschwommen.

Blicken wir von Neuem auf die holländische Uhr.

Zwei Stunden sind verstrichen. John Burley hat sich wieder aus seinem Schweigen herausgerissen, seine Stimme ist dick und undeutlich, sein Lachen klingt wie ein zersprungener Topf, und Ihr Götter! welch unzusammenhängendes, zotenhaftes Zeug spricht er! Und die Zuhörer brüllen laut dazu und finden es geistreicher, als das, was er vorher gesagt. Und Leonard, der sich bisher im Geiste mit dem Riesen verglichen und bei sich gedacht hat, »sein Flug geht so hoch, daß ich ihm nicht folgen kann«, findet, daß der Riese kleiner und kleiner wird, und spricht bei sich selbst: »Er ist zuletzt doch nur von gewöhnlicher menschlicher Größe!«

Noch ein letzter Blick auf die holländische Uhr. Es sind nun drei Stunden dahin geschwunden. Ist John Burley auch jetzt noch eine menschliche Größe! Der Mensch selbst scheint von dem Schauplatze gewichen zu sein; seine Seele ist ihm gestohlen, seine Gestalt verschwunden in dem Tabaksqualm und dem ekelerregenden Dampf aus der feurigen Bowle. Und Leonard blickte um sich und sah nur die Schweine der Circe – einige lagen auf dem Boden, einige tappten an den Wänden umher, andere wieder umarmten sich auf den Tischen, und wieder andere kämpften, schrieten und weinten. Der

göttliche Funke war von dem menschlichen Gesichte entflohen, und die thierische Natur kam immer mehr und mehr zum Vorschein bei Denjenigen, welche Menschen gewesen waren. Und John Burley, noch unbesiegt, aber seiner Sinne nicht mehr mächtig, hält sich für einen Prediger und stößt in schleppendem Tone eine Trauerrede über die Kürze des menschlichen Lebens hervor, wie sie noch nie ein Sterblicher gehört, während er sie mit einem salbungsvollen Schluchzen begleitet und dann und wann eine so prachtvolle Sentenz durchblitzen läßt, daß Jeremias Taylor ihn darum beneidet haben würde; dann aber faselt er wieder ärger als zuvor und sinkt zu einer Rhetorik herab, die noch unter der eines Muggletonians steht; und die Kellner stellen sich dicht gedrängt horchend und lachend an der Thüre auf, bereit, Droschken und Wagen zu rufen, und plötzlich dreht Jemand das Gas zu, und alles ist finster; ein Geheul und Gelächter gleich dem der Verdammten erschallt durch das Pandämonium. Und der Dichterjüngling tritt aus der schwarzen Atmosphäre heraus und sieht die ruhigen Sterne, wie sie herniederblicken auf die schmutzigen Häusergiebel.

#### ZWEIUNDZWANZIGSTER KAPITEL.

»Nun, Leonard – zum ersten Mal hast du gezeigt, daß du in dir das Eisen birgst, aus welchem die wahre Männlichkeit geschmückt und geformt wird. *Du hast die Kraft gehabt, zu widerstehen.* Nüchtern und unbefleckt kommst du von der Orgie, wie jener Stern rein und klar über deinem Haupte aus den Wolken hervortritt.

Er hatte einen Hausschlüssel bei sich. Er schloß sich selbst auf und stieg leisen Schrittes die krachende, hölzerne Treppe hinauf. Der Morgen dämmerte bereits; er trat an sein Fenster und öffnete es. Der grüne Ulmenbaum sah in dem Hofe des Zimmermanns so frisch und schön aus, als ob er an einer einsamen Stelle, weit entfernt von dem Rauche Babylon's, wurzelte.

»Natur, Natur,« murmelte Leonard, »ich höre jetzt deine Stimme. Sie beruhigt, sie stärkt mich. Aber der Kampf ist ein furchtbarer. Auf der einen Seite Verzweiflung am Leben – auf der anderen Glaube an das Leben. Die Natur denkt weder an das eine, noch an das andere und lebt heiter dahin.«

Bald schlüpfte ein Vogel sachte aus der Krone des Baumes hervor und ließ sich auf den Boden hinab. Leonard hörte das Gezwitscher des Thierchens. Es weckte seine Kameraden; die kleinen Flügel begannen in der Luft zu glänzen, und die Wolken gegen Osten rötheten sich.

Leonard seufzte und verließ das Fenster. Auf dem Tische neben Helenen's Rosenstock, über den er sich sehnsuchtsvoll beugte, lag ein Brief. Er hatte denselben vorher nicht bemerkt. Er war von Helenen's Hand. Leonard hielt ihn an das Tageslicht und las ihn bei dem reinen frischen Schimmer des Morgens.

»O mein lieber Bruder Leonard, werden diese Zeilen dich wohl und – glücklicher, wage ich nicht zu sagen – aber weniger traurig finden, als da wir uns trennten? Ich schreibe knieend, so daß es mir ist, als schreibe und bete

ich zu gleicher Zeit. Du mußt morgen Abend hieher kommen und mich besuchen, Leonard. Komm, komm! Wir werden zusammen in dem schönen Garten spazieren gehen; und es ist eine Laube darin, ganz mit Jasmin und Gaisblatt bedeckt, von welcher aus wir auf London hinabblicken können. Ich habe so viele, viele Male von dort aus hinab gesehen und versucht, ob ich nicht das Dach in unserer armen kleinen Straße herausfinden könnte, und habe mir eingebildet, ich könnte die liebe Ulme sehen.

»Miß Starke ist sehr freundlich gegen mich; und ich glaube, daß, wenn ich dich gesehen habe, ich hier glücklich sein werde – d. h. wenn du glücklich bist.

»Dein dankbare Schwester Helene.

»Iwy Lodge.«

»P. s. – Jedermann kann dir den Weg nach unserem Hause zeigen; es liegt links in der Nähe der Spitze des Hügels an einem kleinen Heckenweg, der auf der einen Seite mit Kastanienbäumen und Lilien besetzt ist. Ich werde dich am Thore erwarten.«

Leonard's Züge wurden milder. Aus dem dunkeln Meere in seinem Herzen lächelte das sanfte Antlitz eines Kindes zu ihm empor, und die Wogen beruhigten sich, als ob ein Geist sie bezaubert hatte.

### DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

»Und wer ist Mr. Burley, und was hat er geschrieben?« frug Leonard Mr. Prickett, als er nach dem Laden zurückkehrte.

Wir wollen diese Frage mit unsern eigenen Worten beantworten; denn wir wissen mehr von Mr. Burley, als Mr. Prickett.

John Burley war der einzige Sohn eines armen Geistlichen in einem Dorfe bei Ealing, welcher zusammengescharrt und gespart und gehungert hatte, um seinen Sohn nach einer guten Schule im Norden des Landes und von dort auf die Universität schicken zu können. Auf der letzteren machte sich der junge Burley im Laufe des ersten Jahres bei den nicht Graduirten durch dicke Schuhe und grobe Wäsche, bei den Vorgesetzten aber durch seinen Eifer und seine Kenntnisse bemerkbar. Die Universitätslehrer und Examinatoren hegten von ihm die größten Hoffnungen. Beim Beginn des zweiten Jahres kam seine bisher durch das Studium darniedergehaltene Lebhaftigkeit und sein frischer Lebensmuth zum Ausbruch.

Das Studiren war ihm nicht sauer geworden. Er löste seine Aufgaben mit der größten Leichtigkeit: seine Mußestunden widmete er Gelagen, die keineswegs sokratischer Natur waren, und gerieth in eine Gesellschaft von starken Kneipbrüdern und Müssiggängern. Er zog sich allerlei böse Handel zu. Die Behörden waren in ihren Ermahnungen zuerst freundlich und nachsichtig; denn sie achteten seine Fähigkeiten und hofften noch immer, daß er eine Zierde für die Universität werden würde. Zuletzt kam er aber betrunken in ein feierliches Examen und lieferte eine Arbeit, die in aristophanischer Weise treffliche Witze über die ehrwürdigen Herrn in ihren Perücken enthielt. Die Beleidigung war um so größer und schien um

so mehr eine absichtliche zu sein, als sie in griechische Sprache gekleidet war. John Burley wurde ausgestoßen. Er kehrte zurück nach dem Hause seines Vaters als ein unglücklicher Mensch, denn bei allen seinen Thorheiten besaß er ein gutes Herz. Als er die bösen Beispiele nicht mehr vor Augen hatte, war sein Leben ein Jahr lang tadellos. Er wurde als Lehrer in derselben Schule angenommen, in welcher er selbst als Schüler Unterricht genossen. Diese Schule befand sich in einer großen Stadt. John Burley wurde Mitglied eines Clubs, welchen die Geschäftsleute unter sich gebildet hatten, und besuchte denselben an drei Abenden in der Woche. Seine erstaunlichen gesellschaftlichen Gaben begannen an das Licht zu treten. Er wurde das Orakel des Clubs, und aus dieser nüchternsten und friedlichsten aller Gesellschaften, in welchen je ehrwürdige Familienvater ihre Pfeife geraucht und ihr Glas geschlürft hatten, wurde unter den Auspizien Mr. Burley's eine Herberge von Gelagen, die ebenso lustiger und zügelloser Natur waren, als diejenigen, in welchen das alte griechische Gaisbocklied aus trunkenen Kehlen ertönte. So konnte es nicht fortgehen. Eines Abends entstand ein großer Tumult in der Straße, und am nächsten Morgen wurde der Lehrer entlassen. Zum Glück für das Gewissen John Burley's war sein Vater gestorben, bevor dies passirte – gestorben in dem Glauben an die Besserung seines Sohnes. Während er sein Lehramt bekleidete, hatte Mr. Burley Bekanntschaft mit dem Redakteur eines vielgelesenen Provinzialblattes gesucht und ihm einige vortreffliche, politische Artikel geliefert,

denn Burley war, gleich Parr und Porson, ein guter Politiker. Der Redakteur gab ihm Empfehlungsbriefe an die Londoner Journalisten, und als John nach der Hauptstadt kam, wurde er bei einer sehr achtbaren Zeitung angestellt. Auf der Universität hatte er, obgleich nur oberflächlich, Audley Egerton kennen gelernt; dieser Gentleman war damals im Begriffe, sich im Parlament einen Namen zu machen. Burley sympathisirte mit einigen Fragen, bei deren Discussion Audley sich ausgezeichnet hatte, und schrieb darüber einen sehr guten Artikel; ja, der Artikel war so gut, daß Egerton sich nach dem Verfasser erkundigte, und als er heraus fand, daß es Burley sei, beschloß er bei sich, für denselben zu sorgen, so bald er selbst in das Ministerium käme. Aber Burley war ein Mann, für den man unmöglich sorgen konnte. Bald verlor er seine Stelle bei der genannten Zeitung. Erstens nämlich war er so unregelmäßig, daß man sich nie auf ihn verlassen konnte; und zweitens hatte er eine merkwürdige ehrliche und excentrische Denkweise, die sich auf die Länge mit den Gedanken einer Partei nicht vereinigen ließ. Ein Artikel von ihm, der, ohne daß man darauf Acht gegeben hatte, in die Zeitung aufgenommen worden war, hatte alle Eigenthümer, Hauptredakteure und Leser des Blattes vollständig entsetzt. Derselbe war den Prinzipien, welche das Blatt vertrat, diametral entgegengesetzt und verglich dessen Lieblingspolitiker mit Katilina. Jetzt zog sich Burley zurück und schrieb Bücher. Er schrieb deren zwei oder drei, die sehr geschickt abgefaßt waren, aber

dem Geschmacke des Publikums durchaus nicht entsprechen, denn sie waren abstract und gelehrt, mit griechischen Worten gespickt und voll seltsamer Einfälle, welche der großen Menge wie Caviar vorkamen. Nichtsdestoweniger machte er sich durch dieselben etwas Geld und unter den Männern der Literatur einen großen Ruf. Jetzt kam Audley Egerton zur Macht und schaffte ihm, obgleich mit einigen Schwierigkeiten – denn gegen den überall herumschweifenden Sohn der Musen gab es viele Vorurtheile – eine Stelle in einem Staatsbureau. Er bekleidete dieselbe ungefähr einen Monat und verzichtete dann freiwillig darauf.

»Wenn ich nur eine Brodrinde und Freiheit habe!« sprach John Burley und verschwand in einem Dachkämmerchen. Von da an bis auf die neueste Zeit hatte er – der Himmel weiß wie – sein Leben gefristet. Die Literatur ist ein Geschäft, wie jedes andere; John Burley wurde immer mehr und mehr unfähig, sein Geschäft zu betreiben.

»Er könne keine bestellte Arbeit machen,« sagte er. Er schrieb, wenn er gerade dazu gelaunt war, oder wenn er den letzten Heller in der Tasche hatte, oder wenn er sich wirklich schon im Schuldgefängniß in Fleet-Street befand – eine Wanderung, die er durchschnittlich zwei Mal im Jahre machen mußte. Gewöhnlich konnte er verkaufen, was er wirklich geschrieben hatte; aber Niemand ließ sich darauf ein, im Voraus einen Vertrag mit ihm zu schließen. Magazine und andere periodische Schriften waren sehr geneigt, seine Artikel aufzunehmen, aber unter der Bedingung, daß sie anonym erschienen; und

an dem Styl konnte man sie nicht gerade erkennen, denn er hatte die Fähigkeit, denselben mit der Gewandtheit einer geübten Feder wechseln zu können. Audley Egerton fuhr fort, sein bester Beschützer zu sein; denn es gab gewisse Fragen, über welche kein anderer mit solcher Kraft schreiben konnte, wie John Burley – Fragen, die mit der Metaphysik der Politik zusammenhingen, wie z. B. diejenigen, die auf die Reform der Gesetze und auf die ökonomischen Wissenschaften Bezug hatten; und Audley Egerton war auch der einzige Mensch, welchem John Burley sich die Mühe gab in ungewöhnlicher Weise zu dienen, und um dessen willen er ein Trinkgelage versäumte und bestellte Arbeit machte; denn John Burley war von Natur dankbar und fühlte, daß Egerton wirklich versucht hatte, ihm zu nützen. Es war in der That richtig, was er Leonard an dem Brent mitgetheilt, daß der Minister selbst, nachdem er seine Stelle in dem Londoner Staatsbureau aufgegeben, ihm eine andere in Jamaika oder in Indien angeboten hatte; wahrscheinlich aber fesselten ihn damals andere Reize an London, als die, welche ein einäugiger Barsch ausübt. Bei all' den bedeutenden Fehlern seines Characters und seines Benehmens mangelte es John Burley doch nicht an den schönen Eigenschaften einer großartig angelegten Natur. Es ist wahr, daß er der entschiedenste Feind seiner selbst war, aber man konnte schwerlich behaupten, daß er der Feind von sonst Jemanden gewesen. Selbst wenn er irgend einen glücklicheren Schriftsteller kritisirte, war er sogar in seinen Satyren gutmüthig; es steckte weder Galle, noch Neid in

ihm; und sein Vermeiden jedes boshafte Persönlichwerdens hätte allen Kritikern zum Muster dienen können. Eine Ausnahme machte nur die Politik; denn in politischen Fragen konnte er wild und rasend werden. Er hatte eine Leidenschaft für Unabhängigkeit, die, wenn sie auch höchlichst übertrieben wurde, etwas Großartiges an sich trug. Er war kein Speichellecker, kein Schmarozer, kein literarischer Bettler, der nach Gönnerschaft jagte und mit Subscriptionslisten herumging, und wenn er mit Audley Egerton zu thun hatte, bestand er darauf, selbst den Preis für seine Arbeiten zu bestimmen. Er nahm ein Honorar, weil die von Audley verlangten Artikel viel Nachlesen erheischten und pünktlich ausgeführt sein mußten (was gar nicht nach seinem Geschmacke war), und er sich deshalb für vollständig berechtigt hielt, etwas mehr zu fordern, als der Redakteur des Journals, in welchem die Artikel erschienen, zu geben pflegte. Aber er bestimmte selbst diesen Extrapreis, wie er das auch bei einem Buchhändler gethan haben würde; und wenn er Schulden hatte und sich im Gefängniß befand, so schrieb er, obgleich er wußte, daß eine einzige Zeile an Egerton diesen veranlaßt haben würde, ihn auszulösen, doch niemals diese Zeile an denselben. Er wollte sich nur auf seine Feder verlassen – tauchte sie dann eiligst in das Tintenfaß und krizelte sich frei. Der schwärzeste Fleck an ihm war sicherlich das unverbesserliche Laster des Trinkens und, was gewöhnlich jenes Laster zu begleiten pflegt, die Liebe zu niedriger Gesellschaft. Zigeunerkönig zu sein, und

durch seinen wilden Humor und seine phantastische Beredtsamkeit die rohen und groben Naturen, die sich um ihn versammelten, zu blenden und bisweilen zu exaltiren – das war eine Königswürde, welche ihn für alles Aufgeben solider Würde entschädigte; das war eine Narrenkappe, die er nicht gegen das Diadem eines Kaisers vertauscht haben würde. Wollte man die Talente John Burley's richtig beurtheilen, so war es nothwendig, ihn bei solchen Gelegenheiten sprechen zu hören. Als Schriftsteller war er im Ganzen nur noch zu unregelmäßigen und zufälligen Anstrengungen fähig; als Sprecher aber war er in seiner eigenthümlichen, wilden Manier originell und unübertrefflich. Und die Gabe der Rede ist eine der gefährlichsten Gaben, welche ein Mensch besitzen kann – der Beifall ist so unmittelbar und wird mit so wenig Mühe gewonnen. Tiefer und tiefer und immer tiefer war John Burley nicht allein in der Meinung aller Derer, die ihn kannten, herabgesunken, sondern er war auch in der gewöhnlichen Handhabung des Talentos zurückgekommen. Und zwar freiwillig, aus eigener Wahl. Er würde für irgend ein obskures Volksblatt, welches außerhalb des Reiches des Gesetzes stand, für Pence geschrieben haben, wenn er auch von Journalen von hohem Range Pfunde hätte erhalten können. Er liebte es sehr, Pennyballaden zu fabriziren und dann in der Straße stehen zu bleiben, um sie absingen zu hören. Einmal gab er sich wirklich dazu her, der Dichter eines sich ankündigenden Schneiders zu werden, und das machte ihm eine außerordentliche Freude. Aber dies dauerte nicht lange. Denn John

Burley war ein Pittite – nicht ein Tory, wie er zu sagen pflegte, sondern ein Pittite, und wenn man ihn von Pitt sprechen hörte, so würde man nie gewußt haben, was man aus dem großen Staatsmann machen sollte. Er behandelte ihn, wie es die deutschen Commentatoren Shakespeare's thun, und schrieb ihm eine Menge erdichtete Ansichten und Dinge zu, welche den großen praktischen Mann in eine Sybille verwandelt haben würden. Gut also, er war ein Pittite, der Schneider ein fanatischer Anhänger von Thelwall und Cobbet. Mr. Burley verfaßte ein Gedicht, in welchem Britannia dem Schneider erschien, ihm die größten Complimente über seine Kunst sagte, die er durch Ausschmückung ihrer Söhne an den Tag legte, und ihm einen riesenhaften Mantel übergab, indem nur er allein im Stande sei, ihn den Schultern der jetzt lebenden Menschen anzupassen. Der Schluß des Gedichtes beschäftigte sich mit den vergeblichen Versuchen Mr. Snip's, diesen Mantel für die hervorragendsten Politiker der Gegenwart zurecht zu machen, und mit dem schließlichen Wiedererscheinen Britannia's, welche den verzweifelten Schneider mit der Nachricht tröstet, daß er alles gethan habe, was ein Sterblicher thun könne, und ihre Absicht nur gewesen sei, Pygmäen davon zu überzeugen, daß *ihren* Verhältnissen keine menschliche Kunst den Mantel William Pitt's anzupassen vermöge. *Sicitur ad astra*. Sie kehrte mit dem Mantel zu den Sternen zurück. Mr. Snip war außerordentlich empört über diesen allegorischen Erguß und zerschnitt grimmig mit seiner Scheere das Band, welches ihn an den Dichter fesselte.

Der Leser hat nunmehr, hoffen wir, einen ziemlich richtigen Begriff von John Burley – einem Exemplar seiner Gattung, die in keiner Zeit sehr gewöhnlich und jetzt glücklicher Weise beinahe ganz verschwunden ist, seitdem die Schriftsteller aller Grade an der allgemeinen Verbesserung der Ordnung, der Oekonomie und der nüchternen Anständigkeit Theil nehmen, welche jetzt zu den nationalen Sitten gehört. Obgleich sich Mr. Prickett in die historischen Details nicht so sehr vertiefte, wie wir es gethan, so gab er doch Leonard einen ziemlich getreuen Bericht von Mr. Burley, indem er ihn als einen Mann von großen Fähigkeiten und Kenntnissen darstellte, der aber sich selbst geradezu weggeworfen hatte.

Leonard sah indessen nicht, wie große Schuld Mr. Burley sich selbst wegen der Vergeudung seines Lebens zuzuschreiben habe; er hielt es nicht für möglich, daß ein Mann von Genie sich freiwillig auf die unterste Stufe der gesellschaftlichen Leiter niederlassen sollte. Er nahm vielmehr an, daß er durch die Nothwendigkeit hinabgestoßen worden sei.

Und als Mr. Prickett mit den Worten schloß: »Nun, ich sollte meinen, daß Burley noch mehr, als Chatterton, Sie von der Sehnsucht, ein Schriftsteller zu werden, heilen könnte,« da antwortete der junge Mann düster: »Vielleicht,« und wandte sich an die Büchergestelle.

Mit Mr. Prickett's Erlaubniß wurde Leonard früher, als gewöhnlich, von seiner Arbeit erlöst, und kurz vor Sonnenuntergang schlug er den Weg nach Highgate ein. Glücklicher Weise zeigte man ihm die neue Straße durch

Regent-Park und weiter durch eine sehr grüne und lächelnde Landschaft. Das Gehen, die frische Luft, der Gesang der Vögel und vor allem die Einsamkeit des Weges trugen dazu bei, ihn aus seinem finsternen Brüten aufzuwecken. Und als er den schmalen, mit Kastanienbäumen beschatteten Heckenweg erreichte und plötzlich das erwartungsvolle und vor Freude strahlende Gesicht Helenen's erblickte, wie sie dort an dem Gartenthürchen im Schatten kühler, säuselnder Zweige stand, da strömte das Blut heiter durch seine Adern, und sein Herz schlug laut und dankbar.

#### VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Mit Welch' einer wahren, kindlichen Freude zog sie ihn nicht in den Garten hinein!

Und nun sitzen sie in der Laube, in einem förmlichen Gewölbe von süßen Düften und Blüten; unter ihnen breitet sich die verworrene Menge von Dachgiebeln und Thürmen aus; London erscheint undeutlich und stille, wie in einem Traum.

Sie nahm seinen Hut sanft von seinem Haupte und sah ihm mit thränenvollen, durchdringenden Augen in das Gesicht.

Sie sagte nicht: »Du hast dich verändert.« Sie sagte: »Warum, warum habe ich dich verlassen?« und wandte sich ab.

»Kümmere dich nicht um mich, Helene. Ich bin ein Mann und für ein trauriges Schicksal geboren – sprich von dir selbst. Die Lady ist also freundlich gegen dich?«

»Erlaubt sie nicht, daß ich dich sehe? O, sie ist sehr freundlich – und schau einmal hier.«

Helene deutete auf Früchte und Kuchen, welche auf einem Tische standen. »Ein Festmahl, mein Bruder.«

Und sie begann ihre Gastlichkeit in einnehmender Weise und auf eine heiterere Art, als man es bei ihr gewohnt war, ihm aufzudringen. Sie sprach dabei sehr rasch, und ihr Lachen klang zwar gezwungen, hatte aber einen silbernen Ton.

Allmählig brachte sie ihn dazu, daß er sein trübes, zurückhaltendes Wesen ablegte, und obgleich er ihr nicht den Grund seines bittersten Schmerzes entdecken konnte, so gestand er ihr doch ein, daß er viel gelitten habe. Er würde keinem andern lebenden Wesen dieses Geständniß gemacht haben. Dann lenkte er plötzlich ab, versicherte sie, daß das Schlimmste vorüber sei, und suchte sie zu unterhalten, indem er ihr von seiner neuen Bekanntschaft mit dem Barschfischer erzählte. Als er aber von diesem Manne mit einer Art widerstrebender Bewunderung sprach, die mit einer mitleidigen, aber doch düsteren Theilnahme untermischt war, und eine groteske, obgleich milde Skizze von der Szene entwarf, bei der er zugegen gewesen, da wurde Helene aufgeregt und traurig.

»O Bruder, gehe nicht wieder hin – halte dich von diesem bösen Mann ferne.«

»Böse! – nein! Hoffnungslos und unglücklich ist er; er hat zu Reizmitteln und zum Vergessen seine Zuflucht genommen; – aber du kannst diese Dinge nicht verstehen, meine kleine Predigerin.«

»Doch, doch. Was ist der Unterschied zwischen gut und schlecht? Der Gute gibt den Versuchungen nicht nach, der Schlechte aber thut es.«

Die Erklärung war so einfach und so weise, daß Leonard mehr davon ergriffen wurde, als wenn er eine schöne ausgearbeitete Predigt von Pfarrer Dale angehört hätte.

»Ich habe oft, seit ich dich verloren habe, zu mir selbst gesagt: ›Helene war mein guter Engel.‹ – So fahre fort: denn mein Herz ist mir selbst dunkel, und während du sprichst, scheint Licht darin aufzudämmern.«

Dieses Lob setzte Helene dergestalt in Verwirrung, daß es lange dauerte, bis sie dem damit verbundenen Befehle Folge leisten konnte. Aber nach und nach kam wieder Fluß in die Unterhaltung der Beiden, und er erzählte ihr die düstere Geschichte von Chatterton und harrte erwartungsvoll auf ihre Meinungsäußerung.

»Nun,« sagte er, als er sah, daß sie schwieg, »wie kann ich hoffen, da jenes mächtige Genie arbeitete und verzweifelte? Was fehlte ihm außer Stand, Vermögen, Freunde und menschliche Gerechtigkeit?«

»Betete er zu Gott?« sprach Helene und trocknete ihre Thränen.

Wieder war Leonard überrascht. Als er Chatterton's Leben las, hatte er auf den angenommenen oder wirklichen

Skepticismus des Unglücklichen, welcher nach irdischer Unsterblichkeit strebte, nicht sonderlich Acht gegeben. Nun Helene die Frage an ihn richtete, fiel ihm dieser Skepticismus sofort ein.

»Warum fragst du darnach, Helene?«

»Weil wir, wenn wir oft beten, so sehr, sehr geduldig werden,« antwortete das Kind. »Vielleicht würde er, wenn er nur noch einige Monate Geduld gehabt hätte, alles gewonnen haben, wie es auch bei dir der Fall sein wird, mein Bruder; denn du betest und wirst Geduld haben.«

Leonard senkte sein Haupt und verfiel in tiefe Gedanken, aber diesmal waren sie nicht düsterer Natur; denn aus jenem schauervollen Leben schimmerte eine andere Seite hervor, die er früher nicht gehörig beachtet, sondern eher als eines der dunkelsten Räthsel in dem Schicksale Chatterton's betrachtet hatte.

Gerade um die Zeit, als der verzweifelnde Dichter sich in seinem Dachstübchen eingeschlossen hatte, um seine Seele von ihren irdischen Prüfungen zu befreien, hatte sich sein Genie einen Weg zum Glanze des Ruhmes gebahnt. Gute, gelehrte und einflußreiche Männer machten Anstalt, ihm nützlich zu werden und ihn zu retten. Noch ein Jahr – ja vielleicht nur noch ein Monat – und er wäre anerkannt und hoch erhaben unter den Ersten seiner Zeit dagestanden.

»O Helene!« rief Leonard, indem er seine Stirne erhob, von welcher die Wolken verschwunden waren, »warum – ja, warum hast du mich verlassen?«

Helene fuhr jetzt ihrerseits zusammen und wurde nachdenklich.

Endlich frug sie ihn, ob er wegen der Kiste geschrieben, welche ihrem Vater gehört hatte und in dem Wirthshause zurückgelassen worden war. Obgleich sich Leonard von dieser, wie er meinte, kindischen Unterbrechung eines Themas von ernsterem Interesse unangenehm berührt fühlte, so mußte er doch zu seiner Beschämung gestehen, daß er zu schreiben vergessen habe, und meinte nun, ob die Kiste nicht an Helene unter Miß Starke's Adresse geschickt werden solle?«

»Nein, lasse sie an dich adressiren. Hebe sie auf. Ich möchte, daß etwas von meinem Eigenthum bei dir sei; und vielleicht werde ich nicht lange hier bleiben.«

»Nicht hier bleiben? Das mußt du, meine theure Helene – wenigstens so lange, als Miß Starke dich behalten will und freundlich gegen dich ist. Mit der Zeit,« fügte Leonard, in seinen früheren sanguinischen Ton verfallend, hinzu, »mache ich vielleicht doch noch mein Glück, und wir werden selbst unser kleines Landhaus haben. Aber – o Helene! – ich vergaß – du hast mich verletzt – du ließest dein Geld bei mir zurück. Ich fand es erst neulich in meiner Schublade. Pfui! – Ich habe es dir hier zurückgebracht.«

»Es gehörte nicht mir – es gehört dir. Wir wollten ja miteinander theilen – du hast alles bezahlt; und wie kann ich es auch hier nöthig haben?«

Leonard blieb aber fest, und als Helene traurig das kleine Vermögen in Empfang nahm, welches ihr Vater

hinterlassen hatte, zeigte sich eine hohe weibliche Gestalt am Eingange der Laube und sagte in einem Tone, der alle gefühlvollen Gedanken in die Winde zerstreute: »Junger Mann, es ist Zeit, zu gehen.«

#### FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

»Schon!« sagte Helene mit unsicherer Stimme, als sie sich an Miß Starkes Seite schlich, während Leonard aufstand und sich verbeugte. »Ich bin Ihnen sehr dankbar, Madame, sagte er mit jener Anmuth, welche in der geistigen Bildung ihren Ursprung hat, »daß Sie mir erlaubten, Miß Helene zu besuchen. Ich werde Ihre Güte nicht mißbrauchen.« Miß Starke schien durch sein Aussehen und sein Benehmen überrascht zu sein und machte ein steifes Compliment. Die ganze Erscheinung der Dame machte einen erstarrenden Eindruck. Sie sah aus, wie die grimme weiße Frau in den Ammenstubenballaden. Indessen lag in dem Umstand, daß sie dem Fremden erlaubte, ihren hübschen Garten zu betreten, ihm und ihrem kleinen Schützling Obst und Kuchen versetzte offenbar eine Gutmüthigkeit, welche ihr Aeußeres Lügen strafte. »Darf ich mit ihm bis zur Gartenthüre gehen?« flüsterte Helene, als Leonard schon den Weg dahin einschlug. »Das darfst du, Kind; aber halte dich nicht auf. Und wenn du zurückkommst, so schließe die Kuchen und Kirschen ein, sonst wird Patty sich darüber machen.«

Helene lief Leonard nach.

»Schreibe mir, mein Bruder – schreibe mir; und werde ja nicht der Freund jenes Mannes, welcher dich, an den bösen, bösen Ort führte.«

»O Helene, ich verlasse dich stark genug, um schlimmeren Gefahren zu trotzen als jene ist,« sagte Leonard in beinahe heiterem Tone. Sie küßten sich an der kleinen Gartenpforte und trennten sich.

Leonard wanderte im Mondschein nach Hause und blickte, als er in seine Kammer trat, zuerst nach dem, Rosenstock. Die Blätter der Blüthen von gestern lagen ringsum zerstreut, aber der Stock hatte neue Knospen getrieben.

»Die Natur ersetzt immer alles wieder,« sagte der junge Mann. Er schwieg einen Augenblick und setzte dann hinzu: »Komm es daher, weil die Natur sehr geduldig ist?«

Sein Schlaf wurde diese Nacht nicht durch die schrecklichen Träume unterbrochen, die er in der letzten Zeit immer gehabt. Erfrischt stand er auf und ging an sein Tagewerk, schlich aber nicht durch die weniger bevölkerten Straßen, sondern wanderte mit festem Schritte durch das Menschengewühl. Sei muthig, junger Abenteurer – da hast noch mehr zu leiden! Wirst du unterliegen? Ich blicke in dein Herz und finde keine Antwort.

## SIEBTES BUCH.

### EINLEITUNGS-KAPITEL.

»Was ist Muth?« sagte mein Onkel Roland, indem er sich aus dem träumerischen Zustande emporraffte, in

welchem er versunken war, nachdem ich das sechste Buch dieser Geschichte in unserem Familienkreise vorgelesen hatte. »Was ist Muth?« wiederholte er noch ernster. »Ist es Unempfindlichkeit gegen Furcht? Eine solche kann lediglich von der zufälligen Constitution des Körpers abhängen; und wenn dies der Fall ist, so ist das Verdienst, muthig zu sein, gerade so groß, wie das Verdienst, dieser Tisch hier zu sein.«

»Ich freue mich sehr, dich so sprechen zu hören,« bemerkte Mr. Caxton; »denn ich mochte mich nicht selbst für einen Feigling halten, und doch bin ich zur Furcht sehr geneigt in allen körperlichen und moralischen Gefahren.«

»Ach, Austin, wie kannst du so sprechen?« rief meine Mutter mit großer Wärme. »Hast du dich nicht erst vergangene Woche dem großen Stier entgegen gestellt, als derselbe Blanche und den Kindern nachstürzte?«

Bei der Erinnerung daran schlich sich Blanche zum Stuhle meines Vaters hin und küßte, indem sie sich über seine Schulter beugte, seine Stirn.

*Mr. Caxton* (ohne sich im Geringsten um diese Schmeichelei zu kümmern). – »Ich leugne nicht, daß ich mich dem Stier entgegenstellte, aber ich versichere, daß ich entsetzliche Furcht empfand.«

*Roland*. – »Das Ehrgefühl, welches die Furcht besiegt, ist der wahre ritterliche Muth. Du konntest nicht davon laufen, während Andere zusahen – kein Gentleman könnte das.«

*Mr. Caxton.* – »Pah! Ich that es nicht, weil ich ein Gentleman bin, Kapitän. Ich würde rasch genug gelaufen sein, wenn es etwas genützt hatte. Ich that es, weil mein Verstand mir befahl, es so zu machen. Da der Stier rascher laufen konnte, als ich, so war der einzige Ausweg, ihm zu entrinnen, der, ihm eine ebenso große Furcht einzujagen, wie ich sie empfand.«

*Blanche.* – »Ach, du dachtest nicht daran; dein einziger Gedanke war der, mich und die Kinder zu retten.«

*Mr. Caxton.* – »Das ist möglich, meine Liebe – das ist sehr leicht möglich, daß ich auch Euretwegen in Angst war; – aber ich war jedenfalls auch meinerwegen sehr in Angst. Ich hatte indessen glücklicher Weise einen Schirm bei mir, spannte denselben auf und hielt ihn gerade vor die Augen des dummen Thieres, während sich zu gleicher Zeit die hochtrabendsten Verse, die mir aus dem ersten Chor der ›Sieben gegen Theben‹ einfielen, ihm entgegenschleuderte. Ich begann mit *Eledamnas Pedio ploktupos*; und als ich an das großartige Heulen ›\*\*, \*\*, \*\*‹ kam, erschrak das Thier, wie bei dem Brüllen eines Löwen. Ich werde es nie vergessen, wie er entsetzt über das Griechische schnaubte. Dann schlug er mit den Füßen hinten aus und stürzte sich durch eine Oeffnung in der Hecke. So blieb ich mit Aeschylus und einem Regenschirm bewaffnet, Herr des Schlachtfeldes; aber,« fuhr *Mr. Caxton* offenherzig fort, »ich möchte jene halbe Minute nicht noch einmal durchmachen.«

»Das möchte wohl Keiner,« sagte der Kapitän freundlich. »Ich würde mich sehr fürchten, mich einem Stier

entgegenzustellen, selbst wenn ich einen größeren Regenschirm hätte, als der deinige, und Aeschylus und Homer an meinen Fingerspitzen hersagen könnte.«

*Mr. Caxton.* – »Du würdest dir nichts daraus gemacht haben, wenn es ein Franzose mit seinem Schwert in der Hand gewesen wäre?«

*Kapitän.* – »Natürlich nicht. Das wäre mir lieber, als das Gegentheil,« fügte er grimmig hinzu.

*Mr. Caxton.* – »Und doch würde mancher spanische Matador, der sich aus einem Stiere gar nichts macht, bei dem ersten Quarthieb eines Franzosen die Flucht ergreifen. Darum ist der Muth, wenn er von der körperlichen Constitution abhängt, in der That auch von der Gewohnheit abhängig. Wir treten ruhig denjenigen Gefahren entgegen, an welche wir gewöhnt sind, und schrecken vor denen zurück, hinsichtlich welcher wir keine besondere Erfahrung besitzen. Ich bezweifle, daß Marschall Turenne sich auf einem gespannten Seile besonders wohl gefühlt haben würde, und glaube, daß ein Seiltänzer, der sich in der Stimmung befindet, mit titanischer Verwegenheit nach dem Himmel aufzusteigen, möglicher Weise sich weigern würde, eine Kanone loszubrennen.«

*Kapitän Roland.* – »Dies ist dann entweder nicht derjenige Muth, den ich meine, oder es ist eine andere Art desselben. Ich verstehe unter Muth die besondere Kraft und Würde des menschlichen Charakters, ohne welche es keinen Verlaß auf Grundsätze, keine Standhaftigkeit

in der Tugend gibt – ein Etwas,« fuhr mein Onkel in galanter Weise und sich leicht gegen meine Mutter verbeugend fort, »welches dein Geschlecht mit dem unserigen gemein hat. Wenn der Liebhaber z. B. die Hand seiner Geliebten ergreift und sagt: ›Willst du mir treu bleiben trotz Abwesenheit und Zeit, in Glück und Unglück, wenn auch meine Feinde mich verläumdten und deine Freunde dir abrathen und unser Lebensloos rauh und hart werden mag?‹ und wenn die Braut antwortet: ›Ich will dir treu bleiben‹, verläßt sich dann der Liebhaber nicht ebenso sehr auf ihren Muth, wie auf ihre Liebe?«

»Das hast du vortrefflich aus einander gesetzt, Roland,« sagte mein Vater. »Aber in welchem Zusammenhang kamst du eigentlich auf diese verwirrenden Fragen über den Muth?«

*Kapitän Roland* (leicht erröthend). – »Ich kam darauf (obgleich es vielleicht lächerlich erscheinen mag, sich so viele Gedanken über das zu machen, was ohne Zweifel Pisistratus so wenig kostet) durch die letzten Kapitel in der Geschichte meines Neffen. Ich sehe diesen armen jungen Menschen Leonard allein mit seinen zertrümmerten Hoffnungen (mögen sie auch noch so unvernünftig gewesen sein) und mit seinem Gefühle der Schande. Und ich wage zu behaupten, daß ich in seinem Herzen besser lese, als Pisistratus, denn ich könnte gerade so fühlen, wie dieser junge Mensch, wenn ich in derselben Lage wäre; und als ich mir vorstellte, was er und Tausende gleich ihm durchmachen müssen, da frug ich mich selbst: ›Was kann ihn und sie retten?‹ Ich antwortete, wie ein Soldat

antworten würde: »Muth!« Ja. Aber bitte, Austin, was ist Muth?«

*Mr. Caxton* (einer Antwort klüglich ausweichend). – »Papä! Bruder, da du soeben den Damen in Betreff jener Eigenschaft ein Compliment gemacht hast, so würdest du besser thun, deine Frage an sie zu richten.«

Bei diesen Worten stützte Blanche beide Hände auf den Stuhl meines Vaters und sagte, erst verschämt zu Boden blickend, dann aber durch den Gegenstand zur Wärme fortgerissen: »Glaubst du nicht, daß die kleine Helene bereits so ziemlich errathen hat, wenn auch nicht gerade, was Muth, so doch, wenigstens, was das eigentliche Wesen des Muthes ist, welcher ausdauert und siegt, welchen veredelt, heiligt und erlöst? Ist es nicht die *Geduld*, Vater? – Und dies ist der Grund, warum wir Frauen unsere eigene Art von Muth besitzen. Die Geduld gibt sich nicht den Anschein, als wäre sie über die Furcht erhaben; aber sie läßt wenigstens keine Verzweiflung aufkommen«

*Pisistratus*. – »Küsse mich, meine Blanche. Denn du bist der Wahrheit nahe gekommen, welche den Soldaten in Verwirrung brachte und den Weisen verlegen machte.«

*Mr. Caxton* (spitzig). – »Wenn du unter dem Weisen mich verstehst, so erkläre ich, daß ich durchaus nicht in Verlegenheit war. Der Himmel weiß, daß du Recht hast, den Leuten Geduld einzuschärfen – eB ist dies eine Tugend, deren deine Leser sehr bedürfen. Nichtsdestoweinger,« fügte mein Vater hinzu, indem er aus Freude über seinen eigenen Scherz weicher gestimmt wurde – »nichtsdestoweniger haben Blanche und Helene ganz

Recht. Die Geduld ist der Muth des Siegers; sie ist die Tugend *par excellence* beim Kampfe des Mannes gegen das Schicksal – dem Kampfe des Einen gegen die Welt, der Seele gegen die Materie. Darum ist dies der Muth des Evangeliums; und die Wichtigkeit desselben kann vom socialen Gesichtspunkte aus für Völkerstämme sowohl, wie für die bürgerlichen Einrichtungen, nicht genug eingeschärft werden. Was ist es, das den Angelsachsen von allen übrigen Zweigen der menschlichen Familie unterscheidet, Einöden mit seinen Kindern bevölkert und ihm die Erbschaft aufblühender Welten übergibt? – was Anderes, als die Fähigkeit, Trotz zu bieten, zu leiden, auszudauern – d. h. die Geduld, welche festen Widerstand leistet und sich langsam auf Neuerungen einläßt. Vergleiche ihn mit dem Franzosen. Der Franzose besitzt Tapferkeit genug – das kann nicht geleugnet werden; was aber die Standhaftigkeit und Ausdauer betrifft, so besitzt er hievon nicht so viel, daß man eine Nadelspitze damit bedecken könnte. Er ist bereit, aus der Welt herauszustürzen, wenn er von einem Floh gebissen wird.«

*Kapitän Roland.* – »Vor einigen Tagen, Austin, wurde in den Zeitungen ein Fall erzählt von einem Franzosen, welcher sich wirklich selbst umbrachte, weil er von den kleinen Geschöpfen, von denen du sprichst, so sehr gequält wurde. Er hinterließ auf seinem Tische einen Streifen Papier, auf welchem geschrieben stand, daß es sich

nicht der Mühe lohne, um den Preis solcher Qualen zu leben.«<sup>1</sup>

*Mr. Caxton* (im feierlichen Tone). – »Sir, ihre ganze politische Geschichte ist diejenige, von Menschen gewesen, die lieber zum Teufel gehen, als sich von einem Floh beißen lassen wollen. Sie ist die Geschichte menschlicher Ungeduld, welche die Zeit zu überholen sucht; – und erwartet, daß Wälder aus dem Samen eines Pilzes empor-schießen sollen. Daher kömmt es, daß sie, während sie alle Extreme der constitutionellen Experimente durchlaufen und sich der Demokratie am meisten nähern, sich doch unmittelbar vor der Thüre eines Despoten befinden, und daß sie in der That alles gethan haben, um das zu zerstören, was die Grundlage jeder leidlichen Regierung ist. Eine constitutionelle Monarchie kann nicht ohne Aristokratie existiren, so wenig wie eine gesunde Republik fort dauern kann, wenn die Sitten verdorben werden. Das Geschrei nach Gleichheit ist unverträglich mit der Civilisation; denn diese stellt nothwendigerweise die Armuth

---

<sup>1</sup>Thatsache. In einem Werk von *M. Gibert*, einem berühmten französischen Arzt, über Hautkrankheiten wird angeführt, daß der unter dem Namen *Prurigo* bekannte juckende Ausschlag, obgleich an sich nicht gefährlich, doch oft Personen, welche davon geplagt wurden zum Selbstmord getrieben habe. Obgleich ich nun glaube, daß unsere sehr wechselnden climatischen Verhältnisse, sowie unsere heißeren Getränke und Nahrungsmittel eine solche Hautkrankheit öfter in England, als in Frankreich, auftreten lassen, so bezweifle ich doch, daß irgend ein englischer Arzt einen Fall anführen könnte, in welchem einer von seinen englischen Patienten dadurch zum Selbstmord getrieben worden wäre.

dem Reichthum gegenüber – kurz, es ist, mag nun ein Kaiser oder der Pöbel regieren, die Gewalt die einzige Hoffnung, auf welche sich die Ordnung stützt, und die Regierung ist nur eine Armee.

»Präge, Pisistratus! präge den Werth der Geduld ein, welche der Mensch gegen den Menschen beobachten muß. Du berührst damit den Kern des socialen Systems – dasjenige Geheimniß, welches das Individuum kräftigt und Millionen in Ordnung hält. Ich meines Theils kümmerge mich nicht darum, wenn du auch ermüdest, so lange du ernst bleibst. Sei ausführlich und gehe auf die Einzelheiten ein. Lasse das wirkliche menschliche Leben in seinem Kampfe mit den Verhältnissen uns in die Augen springen. Es thut nichts, wenn man dich nur langsam lesen kann – du hast dann bessere Aussicht, nicht so rasch vergessen zu werden. Geduld, Geduld! Bei dem Geiste des Epiktetus, deine Leser werden dir ein Beispiel von derselben geben!«

## ZWEITES KAPITEL.

Leonard hatte zwei Mal an Mrs. Fairfield, zwei Mal an Riccabocca und ein Mal an Mr. Dale geschrieben; aber der arme stolze Knabe konnte es nicht über das Herz bringen, seine Demüthigung zu verrathen. Er schrieb, als wäre er in der heitersten Stimmung und mit seinen Aussichten vollständig zufrieden. Er erzählte ihnen, daß er eine gute Stelle bekommen, sich mitten unter Büchern befinde und gütige Freunde gefunden habe. Dann lenkte er von seinen eigenen Angelegenheiten ab und schrieb

über Dinge und Interessen jener ruhigen Welt, in welcher Diejenigen lebten, an welche er seine Briefe richtete. Er gab nicht seine eigene, sondern Mr. Prickett's Adresse an. Seine Briefe datirte er aus einem kleinen Kaffeehause in der Nähe des Buchhändlers, welches er gelegentlich besuchte, um sein einfaches Mahl einzunehmen. Er hatte seine Gründe dazu. Er wünschte nicht, daß man ihn ausfindig mache. Mr. Dale antwortete für sich selbst und für Mrs. Fairfield auf die Briefe, welche an die Beiden gerichtet waren. Riccabocca schrieb ebenfalls. Nichts konnte freundlicher sein, als diese Antworten. Sie trafen Leonard in einer sehr düsteren Periode seines Lebens und stärkten ihn in seinem stillen Kampfe mit der Verzweiflung.

Wie viel Gutes kann man nicht wirken ohne es zu wissen und ohne die Wirkung zu ahnen, welche es auf die menschliche Seele ausübt – wenn man einem jungen Manne auf seinen ersten schweren Schritten den Berg des Lebens hinan Freundlichkeit beweist. Auf Leonard's Antlitz kehrte in seinem Umgang mit seinem Arbeitgeber die frühere Heiterkeit zurück; aber sein kindlich offenes und freimüthiges Benehmen erlangte er nicht wieder. Die unteren Strömungen flossen wieder rein aus dem trüben Bette und aus den dem Abgrunde entrissenen Trümmern; aber sie waren noch zu stark und zu ungestüm, um die Oberfläche durchsichtig erscheinen zu lassen. Und jetzt stand er mitten in der erhabenen Welt der Bücher, still und ernst wie ein Seher, der die Todten beschwört. So entdeckte er Angesichts des Wissens stündlich mehr und

mehr, wie wenig er selbst noch wisse. Mr. Prickett lieb ihm diejenigen Werke, welche er auswählte und mit nach Hause zu nehmen wünschte. Er verwendete ganze Nächte auf das Lesen und las nicht mehr planlos. Er las keine Poesie, keine Lebensbeschreibungen von Dichtern mehr. Er las, was Dichter lesen müssen, wenn sie groß zu werden wünschen – *Sapore principium et fons* – strenge Betrachtungen über den menschlichen Verstand, und die Beziehungen zwischen Motiv und Ausführung, zwischen Gedanken und That; ferner die ernsten und erhabenen Wahrheiten der Vergangenheit; die Alterthumskunde, die Geschichte und die Philosophie. Er trat aus sich selbst heraus und ließ sich auf dem Ocean des Universums fortreiben. In diesem Ocean, junger Forscher, studire die Gesetze der Strömungen der Zeit, und wenn du siehst, daß nirgends der Zufall, sondern überall der Gedanke waltet, dann wird das schreckliche Phantom, das wir Fatum nennen, aus der Schöpfung verschwinden und die Vorsehung allein im Himmel und auf Erden dir sichtbar sein!

### DRITTES KAPITEL.

In einem Landhause, eine Tagereise von London entfernt, sollte eine bedeutende Bücherversteigerung stattfinden. Mr. Prickett hatte sowohl in seinem eigenen, wie auch in dem Interesse verschiedener Herren, die ihm Aufträge zu Ankäufen gegeben hatten, die Absicht, derselben

beizuwohnen. An dem Morgen jedoch, an welchem er abreisen sollte, bekam er einen Anfall seines alten Gichtleidens und ersuchte daher Leonard, statt seiner hinzugehen.

Leonard reiste ab und war die drei Tage abwesend, welche der Verkauf dauerte. Er kehrte spät Abends zurück und begab sich sofort nach Mr. Prickett's Hause. Der Laden war geschlossen; er klopfte bei dem Haupteingang an; eine fremde Person öffnete die Thüre und antwortete auf seine Frage, ob Mr. Prickett zu Hause sei, mit einem Leichenbittergesicht: »Junger Mann, Mr. Prickett senior ist nach seiner ewigen Heimath gegangen, aber Mr. Richard Prickett will Sie empfangen.«

In diesem Augenblick erschien ein sehr ernst aussehender Mann mit schlichten Haaren in der Seitenthüre, welche den Laden mit dem Hausgange in Verbindung setzte, trat dann hervor und sagte: »Kommen Sie herein, Sir; Sie sind wohl Mr. Fairfield, der Gehülfe meines verstorbenen Onkels?«

»Ihres verstorbenen Onkels? Gütiger Himmel, Sir, verstehe ich Sie recht, kann Mr. Prickett gestorben sein, seit ich London verlassen habe?«

»Er ist diese Nacht plötzlich verschieden, Sir. Es war eine Herzkrankheit; der Doctor glaubt, die Gicht habe sich auf dieses Organ geworfen. Er hatte wenig Zeit, sich auf sein Hinscheiden vorzubereiten, und seine Rechnungsbücher scheinen sich in einer schlimmen Unordnung zu befinden. Ich bin sein Neffe und Testamentsvollstrecker.«

Leonard folgte jetzt dem Neffen in den Laden. Dort brannte noch die Gaslampe. Das Lokal schien noch schmutziger und höhlenartiger auszusehen, als vorher. Der Tod macht immer seine Gegenwart in dem Hause, in welchem er erscheint, bemerkbar.

Leonard war in hohem Grade bewegt, und das vielleicht um so mehr, weil der Neffe auch nicht das geringste Gefühl an den Tag legte. Der Verstorbene hatte in der That mit diesem seinem nächsten Verwandten und gesetzlichen Erben, der ebenfalls Buchhändler war, nicht auf dem freundschaftlichsten Fuße gelebt.

»Wie ich aus den Papieren meines verstorbenen Onkels sehe, waren Sie, junger Mann, nur wochenweise angestellt. Er bezahlte Ihnen ein Pfund die Woche – eine übertriebene Summe! Ich werde Ihre Dienste nicht weiter bedürfen. Diese Bücher hier will ich nach meinem eigenen Hause bringen lassen; Sie werden so gut sein, mir ein Verzeichniß von denjenigen, die Sie in der Auktion gekauft haben, sowie auch eine Rechnung über Ihre Reisekosten &c. zuzustellen. Was Sie zu fordern haben, wird Ihnen unter Ihrer Adresse zugeschickt werden. Guten Abend.«

Leonard ging nach Hause, erschüttert und betrübt über den plötzlichen Tod seines freundlichen Principals. In jener Nacht dachte er nicht viel an sich selbst; als er aber am nächsten Morgen aufstand, fühlte er, daß die kalte grausame Welt von London vor ihm liege, ohne daß er einen Freund, einen Beruf oder eine Beschäftigung hatte, wovon er leben konnte.

Dieses Mal war es kein eingebildeter Kummer, kein poetischer Traum, der ihn getäuscht hatte. Vor ihm stand, hager und in deutlicher Gestalt, der Hunger.

Entrinnen! – Ja, zurück nach dem Dorfe, nach der Hütte seiner Mutter, nach dem Garten des Verbannten, zu den Rettigen und dem Springbrunnen. Warum konnte er nicht entrinnen? Frage, warum die Civilisation ihren Uebeln nicht entrinnen und in die Wildniß und zu dem Wigwam zurückkehren kann!

Leonard hätte selbst dann nicht die Hütte wieder aufsuchen können, wenn der Hunger, der ihm in's Gesicht schaute, ihn schon mit seiner Knochenhand erfaßt haben würde. London läßt seine ihm von dem Schicksal überantworteten Stiefsöhne nicht so leicht los.

#### VIERTES KAPITEL.

In einem Durchgang der von Oxford-Street nach Tottenham-Curt-Road führt, standen eines Tages drei Personen vor einer Bude mit alten Büchern. Zwei davon waren Gentlemen, und der dritte schien zu derjenigen Klasse von Leuten zu gehören, welche gewöhnlich vor Buden mit alten Büchern Halt machen.

»Sehen Sie einmal,« sagte einer der Gentlemen; »hier habe ich etwas entdeckt, wonach ich seit zehn Jahren vergebens suchte – den Horaz von 1580 den Horaz der Vierzig Kommentatoren – einen wahren Schatz der Gelehrsamkeit – und nur mit vierzehn Schillingen ausgezeichnet!«

»Still, Norreys,« sagte der Andere, »und betrachten Sie etwas, das Ihres Studiums noch würdiger ist;« und damit deutete er auf den jungen Mann, welcher neben ihnen stand, und dessen scharfes, abgezehrttes Gesicht mit einer Art hungriger Aufmerksamkeit über einen wurmstichigen Band gebeugt war.

»Was für ein Buch ist es, Mylord?« flüsterte Mr. Norreys.

Sein Begleiter lächelte und antwortete mit einer andern Frage: »Was ist der Mann, der das Buch liest?«

Mr. Norreys trat ein Paar Schritte seitwärts und blickte über die Schulter des Lesenden. »Preston's Uebersetzung des Boethius, *die Tröstungen der Philosophie*,« sagte er und kehrte zu seinem Freunde zurück.

»Der arme Junge sieht aus, als ob er alle Tröstungen nöthig hätte, welche die Philosophie ihm bieten kann.«

In diesem Augenblick blieb ein anderer Vorübergehender der Bücherbude stehen, legte, als er den blassen Studenten erkannte, seine Hand auf dessen Schulter und sagte: »Aha, junger Sir, da treffen wir uns ja wieder. Der arme Prickett ist also todt. Aber bei Ihnen spuken noch immer die alten Erinnerungen. Bücher – Bücher – das sind die Magnete, zu welchen alle eisernen Geister sich unbewußt hingezogen fühlen. Was ist das für ein Buch? Boethius! Ah, ein Buch, das im Gefängnisse und nur kurze Zeit vor dem Erscheinen des einzigen Philosophen geschrieben wurde, welcher selbst dem einfachsten Verstande jedes Räthsel des Lebens löst.«

»Und dieser Philosoph?«

»Ist der Tod!« sagte Mr. Burley. »Wie können Sie nur fragen! Armer Boethius – reich, von Stand, ein Konsul, seine Söhne Konsuln – und die ganze Welt nur Ein Lächeln für den letzten Philosophen Rom's. Dann stand plötzlich diesem Typus der scheidenden *Weisheit* der alten Welt der zürnende und grimmige Geist der neuen Welt, die *Gewalt* gegenüber – Theodorich der Ostgothe verurtheilte Boethius, den Schulgelehrten, und Boethius hielt in seinem Gefängnisse zu Pavia ein Zwiegespräch mit dem Schatten der atheniensischen Philosophie. Es ist das schönste Gemälde, auf welchem noch der Schimmer der goldenen Tage des Westens schwebt, bevor die Nacht über jene Zeit hereinbricht.«

»Und,« fiel Norreys hier ein, Boethius kommt mit dem ersten schwachen Schimmer des wiederkehrenden Lichtes zu uns zurück, von Alfred dem Großen übersetzt. Und dann wieder – als die Sonne des Wissens in ihrem vollen Glanze die Wolken durchbricht – durch die Königin Elisabeth. Boethius übt seinen Einfluß auf uns die wir in diesem Gäßchen stehen, und das ist das Beste von allen Tröstungen der Philosophie – nicht wahr, Mr. Burley?«

Mr. Burley wendete sich um und verbeugte sich. Die beiden Männer blickten sich an; man konnte keinen größeren Gegensatz sehen. Auf der einen Seite Mr. Burley in seinem grünen Rock, der schon etwas abgeschaben und schmutzig war, und mit einem Gesicht, das seine gewöhnlichen nächtlichen Gelage verrieth. Auf der anderen Seite Mr. Norreys, hübsch und pünktlich in seinem Anzuge, mit einer festen, mageren Figur, mit dem Ausdruck

einer ruhigen, besonnenen und kräftigen Energie in seinen Augen und seiner ganzen Erscheinung. »Wenn,« antwortete Mr. Burley, »ein armer Teufel wie ich, mit einem Gentleman streiten darf, der bei den Buchhändlern selbst sein Honorar bestimmen kann, so möchte ich sagen, daß es gar kein Trost ist, Mr. Norreys. Und ich möchte irgend einen vernünftigen Mann sehen, der die Lage des Boethius in seinem Gefängnisse mit einem hinter der Thüre wachenden Henker oder Scharfrichter annehmen würde, wenn man ihm als Bedingung verspräche, daß er Jahrhunderte darauf von Königen und Königinnen übersetzt werden und indirekt einen Einfluß auf nordische Barbaren üben würde, die in einem Gäßchen über ihn plaudern und von Vorübergehenden gestoßen werden, welche nie den Namen Boethius gehört haben und sich keinen Pfifferling um Philosophie klimmern. Ihr Diener, Sir – junger Mann, kommen Sie, und lassen Sie uns zusammen reden.«

Burley legte seinen Arm in den Leonard's und führte den Knaben willenlos hinweg.

»Das ist ein gescheidter Mann,« sagte Harley L'Estrange. »Aber es thut mir leid, diesen jungen Studenten mit desto glänzenden, ernsten Augen und einer Lippe, auf welcher ein Zug von Leidenschaft und Begeisterung schwebt, Arm in Arm mit einem Führer zu sehen, für welchen alles, was der Gelehrsamkeit einen bestimmten Zweck verleiht und die Philosophie mit dem praktischen Leben verbindet, jeden Zauber verloren hat. Wer und was ist dieser gescheidte Mensch, den Sie Burley nennen?«

»Ein Mann, der berühmt hätte werden können, wenn er sich dazu herbeigelassen hatte, ehrenhaft zu sein! Der Jüngling, welcher uns so aufmerksam zuhörte, interessirte auch mich – ich möchte ihn zum Schüler haben. Aber ich muß diesen Horaz kaufen.«

Jetzt wurde der Besitzer des Ladens, der wie eine Spinne, die auf Fliegen lauert, in seiner Höhle saß, herausgerufen. Und als Mr. Norreys den Horaz gekauft und die Adresse angegeben hatte, an welche er geschickt werden sollte, frug Harley den Antiquar, ob er den jungen Mann kenne, der in dem Boethius gelesen.

»Nur von Ansehen. Seit einer Woche kömmt er jeden Tag hierher und bringt ganze Stunden an meinem Laden zu. Wenn er einmal ein Buch in der Hand hat, so liest er es durch.«

»Und er kauft nie eins?« sagte Mr. Norreys.

»Sir,« versetzte der Antiquar mit einem gutmüthigen Lächeln, »Diejenigen, welche Bücher kaufen, lesen selten. Der arme junge Mensch bezahlt mir täglich zwei Pence, um so lange zu lesen, als er Lust hat. Ich wollte nichts von ihm nehmen, aber er ist stolz.«

»Ich habe Männer gekannt, die sich auf diese Weise eine große Gelehrsamkeit aneigneten,« sagte Mr. Norreys. »Ja, ich möchte den jungen Menschen unter meinen Händen haben. Und jetzt, Mylord, stehe ich zu Ihren Diensten, um in das Atelier Ihres Künstlers zu gehen.«

Die beiden Gentlemen gingen auf eine der Straßen zu, welche aus Fitzroy-Square herausführen.

Nach einigen Minuten befand sich Harley L'Estrange in seinem Element, indem er, nachlässig auf einem tannenen Tische sitzend, seine Cigarre rauchte und über Kunst sprach mit dem Geschmacke eines Mannes, der sie ehrlich liebt und gründlich versteht. Der junge Künstler in seinem Hausrocke, welcher langsam einen Pinselstrich nach dem andern machte, hielt oft inne um besser hören zu können. Und Henry Norreys, der sich der kurzen Erholung von einem Leben voll anstrengender Arbeit rückhaltlos hingab, erinnerte sich mit Freuden der müßigen Stunden unter einem rosigen Himmel; denn diese drei Männer hatten ihre Freundschaft in Italien geschlossen, wo die Bande der Freundschaft von den Händen der Grazien gewoben werden.

#### FÜNFTES KAPITEL.

Leonard und Mr. Burley wanderten weiter nach den Vorstädten zu, welche an der nördlichen Landstraße aus London hinaus führen, und Mr. Burley erbot sich, Leonard literarische Beschäftigung zu verschaffen – ein Anerbieten, welches dieser begierig annahm.

Hierauf traten sie in ein am Wege liegendes Wirthshaus. Burley bestellte ein besonderes Zimmer und ließ sich Feder, Tinte und Papier geben; hierauf legte er diese Werkzeuge vor Leonard hin und sagte: »Schreiben Sie in Prosa, was Ihnen gefällt; fünf Bogen Briefpapier, zweiundzwanzig Zeilen auf jeder Seite – nicht mehr und nicht weniger.«

»So kann ich nicht schreiben.«

»Pah, es ist für's Brod.«

Das Gesicht des Jünglings überzog sich mit einer dunkeln Röthe. »Das muß ich vergessen,« sagte er.

»Da unten im Garten ist eine Laube unter einer Traueresche,« antwortete Burley. »Gehen Sie dahin, und bilden Sie sich ein, Sie seien in Arkadien.«

Leonard freute sich sehr, dieser Aufforderung entsprechen zu dürfen. Er fand die kleine Laube am Ende eines einsamen Rasenplatzes. Alles war still; die Hecke verdeckte das Wirthshaus. Die Sonnenstrahlen brannten warm auf das Gras und schimmerten angenehm durch die Blätter der Esche. Hier schrieb Leonard seinen ersten Aufsatz als Schriftsteller von Profession. Was war es, das er schrieb? seine träumerischen Eindrücke von London? einen Fluch über die steinernen Herzen der großen Stadt? eine düstere Elegie über das Schicksal?

O nein! Du kennst das wahre Genie wenig, wenn du solche Fragen stellst oder glaubst, er sei sich dort unter der Traueresche bewußt gewesen, daß er für seinen Unterhalt arbeite, oder daß die Sonnenstrahlen nur auf die praktische Welt, welche gemein und schmutzig ringsum lag, herabschielen. Leonard schrieb ein Zaubermärchen, das lieblichste, das man sich denken kann, mit einem zarten Anstrich von scherzhaftem Humor und in einem Styl, der blühend und voll glücklicher Bilder war. Er lächelte, als er das letzte Wort schrieb; er war glücklich. Nach etwas mehr, als einer Stunde, kam Burley zu ihm und fand ihn mit jenem Lächeln auf den Lippen.

Mr. Burley hatte ein Glas Cognac und Wasser in der Hand; es war sein drittes. Auch er lächelte: auch er sah glücklich aus. Er las das Geschriebene laut und gut vor und spendete Leonard reichliches Lob. »Aus Ihnen wird etwas werden« sagte er und klopfte Leonard auf die Schulter. »Vielleicht fangen Sie noch einst meinen einäugigen Barsch.« Hierauf legte er das Manuscript zusammen, kritzelte ein Billet und steckte das Ganze in ein Briefcouvert, worauf sie nach London zurückkehrten.

Mr. Burley verschwand in einem schmutzigen Bureau in der Nähe von Fleet-Street, auf welchem geschrieben stand – »Büreau des Bienenkorbs«. Bald darauf kam er mit einem goldenen Sovereign in der Hand, Leonard's Erstlingsfrucht, zurück. Leonard wähte, ganz Peru liege vor ihm. Er begleitete Mr. Burley nach dessen Wohnung in Maida Hill. Sie hatten einen sehr langen Spaziergang gemacht; aber Leonard war nicht ermüdet, er hörte mit lebhafterer Aufmerksamkeit auf Burley's Rede, als zuvor. Und als sie in den Zimmern des letzteren ankamen, und Mr. Burley in ein Speisehaus schickte und sie ihr gemeinschaftliches Abendessen mit einem Theil des goldenen Sovereign bestritten, fühlte sich Leonard stolz und lachte zum ersten Male seit Wochen aus vollem Herzen. Die beiden Schriftsteller wurden mehr und mehr vertraut und herzlich gegen einander. Und es lag in Burley außerordentlich viel, was einen jungen Menschen klüger machen konnte. Die Zimmer hatten keinen Anschein von Armuth, sie waren reinlich, neu und gut möblirt, aber alles darin befand sich im entsetzlichsten

Durcheinander; alles deutete auf die in höchstem Grade unordentlichen Gewohnheiten des Bewohners derselben.

Einige Tage lebte Leonard beinahe nur in diesen Zimmern. Er schrieb fortwährend, ausgenommen wenn Bursley's Unterhaltung ihn zum Müssiggehen hinriß. Und doch war auch dies kein Müssiggehen – seine Kenntnisse erweiterten sich durch das Zuhören; aber der Cynismus des Redenden begann bald durchzuschlagen; derjenige Cynismus nämlich, welcher keinen Glauben, keine Hoffnung, keinen belebenden Athem in dem Ruhme und in der Religion anerkennt. Es war der Cynismus des Epikuräers, der in seinem Schweinestall sich tiefer erniedrigte, als es je Diogenes in seiner Tonne gethan; und doch wurde dieser Cynismus mit solcher Behaglichkeit, Beredtsamkeit, Kunst und Lust vorgetragen und mit Bildern und Anekdoten in einer Weise ausgestattet, daß sich der Vortragende seiner Erniedrigung nicht bewußt zu sein schien.

Eine seltsame und schreckliche Philosophie, welche es sich zum Grundsatz macht, die Gaben des Geistes lediglich auf die Sorge für das Materielle zu verschwenden und die Seele unter dem verächtlichen Rufe ›Unsterblichkeit und Lorbeeren sind Tand!‹ nur von einem Tag zum andern leben zu lassen. Ein Schriftsteller, der nur für das Brod schreibt! O, welch ein jämmerlicher Beruf! Selbst in Chatterton's Verzweiflung lag zuletzt noch etwas Großartiges und Heiliges!

SECHSTES KAPITEL.

Der gemeine *Bienenkorb*! Allerdings verdiente man Brod dabei, aber gewiß nicht Ruf und Hoffnung für die Zukunft. Milton's *Verlorenes Paradies* würde unbeachtet zu Grunde gegangen sein, wenn es in dem *Bienenkorb* erschienen wäre.

Er enthielt hübsche Sachen in einem bruchstückartigen, rohen Zustande, die von Burley selbst geschrieben wurden. Beim Schluß der Woche waren sie todt und vergessen und wurden nie von Männern von Bildung und Geschmack gelesen; mit seichter Politik und elenden Abhandlungen untermischt, wurden sie dessenungeachtet in der ungeheuren Auflage von zwanzig- bis dreißigtausend Exemplaren verkauft – und nichts kam dabei heraus, als Brod und Cognac!

»Was wollen Sie denn mehr?« rief John Burley. »Hat nicht der strenge alte Sam Johnson gesagt, er könne nie schreiben, als wenn er in Noth sei?«

»Er mag das gesagt haben,« antwortete Leonard; »aber es war nicht seine Absicht, daß die Nachwelt ihm glauben sollte. Und er würde, denke ich, lieber aus Noth gestorben sein, als seinen *Rasselas* für den *Bienenkorb* geschrieben haben! Die Noth ist etwas Großes,« fuhr der junge Mann nachdenklich fort. »Sie ist die Mutter großer Dinge. Sie ist stark und sollte uns ihre eigene Stärke verleihen; aber mit ihren krampfhaften Zuckungen sollte sie die Mauern unseres Gefängnisses auseinander sprengen

und sich nicht begnügen mit der schmalen Kost, die der Kerker uns für unsere Arbeit gibt.«

»Für den Mann, der dem Bacchus huldigt, gibt es keinen Kerker. Warten Sie, ich werde Ihnen Schillers Dithyrambe übersetzen –

›Kaum daß ich Bacchus, den lustigen, habe,  
kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,  
Phöbus, der Herrliche, findet sich ein.  
Sie nahen, sie kommen –  
Die Himmlischen Alle,  
Mit Göttern erfüllt sich  
Die irdische Halle.«

Und nun trug Burley, indem er nachlässige Reime improvisirte, eine rohe, aber geistreiche Uebersetzung jenes göttlichen Gedichtes vor.

»O Materialist!« rief der Jüngling, während seine klaren Augen feucht wurden. Schiller ruft die Götter an, daß sie ihn zu sich in ihren Himmel nehmen, und Sie wollen die Götter in eine Brantweinschenke herabziehen!«

»Oho!« rief Burley mit seinem lauten Lachen. »Trinken Sie und Sie werden die Dithyrambe verstehen.«

## SIEBENTES KAPITEL.

Eines Morgens, als Leonard bei Burley war, hielt ein modernes Cabriolet mit einem sehr hübschen Pferd vor der Thür. Man hörte ein lautes Klopfen, dann rasche Tritte auf der Treppe, und Randal Leslie trat ein. Leonard erkannte ihn und fuhr zusammen.

Randal blickte ihn verwundert an, näherte sich, nachdem er Burley die Hand geschüttelt, Leonard mit jenem feinen Takte, der bewies, daß er bereits von dem Londoner Leben etwas gelernt hatte, und sagte mit einem Anstrich von Unbefangenheit: »Wenn ich mich nicht täusche, Sir, so haben wir uns früher schon getroffen. Sollten Sie sich meiner erinnern, so hoffe ich, daß alle knabenhaften Streitereien vergessen sind.«

Leonard verbeugte sich und sein Herz war noch weich genug, um mild und versöhnlich gestimmt zu werden.

»Wo können Sie Beide sich je getroffen haben?« frug Burley.

»Auf der Wiese eines Dorfes und im Zweikampfe,« antwortete Randal lächelnd; und dann erzählte er die Geschichte von der Schlacht bei dem Stocke und scherzte dabei über sich selbst. Burley lachte über die Geschichte. »Aber,« sagte er alsdann, »mein junger Freund hätte besser gethan, Aufseher des Stockes zu bleiben als nach London zu kommen, um ein Glück zu suchen, das auf dem Boden eines Tintenfassess ruht.«

»Ah,« sagte Randal im Tone jener geheimen Verachtung, welche sorgfältig gebildete Leute gegen Andere zu empfinden geneigt sind, die sich selbst zu erziehen suchen – »Ah, Sie machen die Schriftstellerei zu ihrem Berufe, Sir? In welcher Schule haben Sie Geschmack an den Wissenschaften gewonnen? In unseren großen öffentlichen Anstalten trifft man ihn nicht sehr häufig.«

»Ich mache jetzt meine erste Schule durch,« antwortete Leonard trocken.

»Die Erfahrung ist die beste Lehrmeisterin,« sagte Burley; »und dies war auch der Grundsatz Göthe's, der wahrlich Büchergelehrsamkeit genug besaß.«

Randal zuckte leicht die Achseln, und – ohne an Leonard, den sich selbst unterrichtenden Bauernsohn, einen weiteren Gedanken zu verschwenden – setzte er sich und begann mit Burley ein Gespräch über eine politische Frage, welche zu jener Zeit das Feldgeschrei zwischen den beiden großen Parteien des Parlaments bildete. Sie betraf einen Gegenstand, über den Burley sehr viel allgemeine Kenntniß an den Tag legte; und Randal, welcher anderer Meinung zu sein schien, bewies ebenfalls, daß er wohl unterrichtet sei und Gewandtheit im Beweisführen besitze. Die Unterhaltung dauerte über eine Stunde.

»Ich kann Ihnen nicht ganz beistimmen,« sagte Randal, indem er sich verabschiedete; »aber Sie müssen mir erlauben, daß ich Sie wieder besuche. Wird Ihnen morgen dieselbe Stunde genehm sein?«

»Ja,« sagte Burley. Hierauf fuhr der junge Mann in seinem Cabriolet davon. Leonard beobachtete ihn vom Fenster aus.

An den darauffolgenden fünf Tagen kam Randal jedes Mal um dieselbe Stunde wieder und besprach die genannte Frage nach allen Richtungen hin; Burley gewann schon nach dem zweiten Tage Interesse für die Sache, schlug seine Autoritäten nach, frischte so sein Gedächtniß auf und brachte sogar ein paar Stunden in der Bibliothek des brittischen Museums zu. Am fünften Tage hatte

Burley in der That alles erschöpft, was er seinerseits über die Frage sagen konnte.

Leonard hatte während dieser Gespräche abseits gesessen, scheinbar in Lesen vertieft, fühlte sich aber im Geheimen dadurch verletzt, daß Randal seine Gegenwart gar nicht beachtete.

Der junge Mann empfand in der That in seinem stolzen Selbstbewußtsein und ausschließlich von seinen ehrgeizigen Plänen in Anspruch genommen kaum irgend eine Neugierde in Beziehung auf die Art und Weise, wie sich Leonard über seinen früheren Stand erhoben hatte; er betrachtete ihn nur als einen gewöhnlichen Arbeiter Burley's. Aber Diejenigen, welche ihr Wissen sich selbst verdanken, sind scharfe und rasche Beobachter. Und Leonard hatte bemerkt, daß Randal mehr eine Rolle zu irgend einem Privatzweck spielte, als daß er die Frage im Ernst discutirte, und als er endlich aufstand und sagte: »Mr. Burley, Sie haben mich überzeugt,« geschah dies nicht mit der Bescheidenheit eines aufrichtigen Kömpfers, sondern mit dem Triumphe eines Solchen, der seinen Zweck erreicht hat. Indessen war unser unbeachteter und schweigender Zuhörer über die Fähigkeit Burley's, eine Frage erschöpfend zu erörtern, und über das weite Gebiet, welches seine Kenntnisse umfaßten, so überrascht, daß er, als Randal das Zimmer verließ, den heruntergekommenen und zwecklos dahin lebenden Mann anblickte und laut sagte: »Nein; Wissen ist *nicht* Macht.«

»Gewiß nicht,« sagte Burley trocken – »es ist das schwächste Ding auf der Welt.«

»Wissen ist Macht,« murmelte Randal Leslie mit einem Lächeln auf den Lippen, als er wegfuhr.

Wenig Tage nach dieser letzten Zusammenkunft erschien eine kurze Broschüre; sie war zwar anonym, machte aber großes Aufsehen in der Stadt – und betraf den Gegenstand, welcher zwischen Randal und Burley verhandelt worden war. Sie wurde sehr weitläufig in den Zeitungen besprochen. Burley fuhr eines Morgens auf und rief: »Meine eigenen Gedanken! Meine eigenen Worte! Wer zum Teufel ist der Verfasser dieser Broschüre?«

Leonard nahm die Zeitung aus Burley's Hand. Die schmeichelhaftesten Lobpreisungen leiteten die Auszüge ein, und diese Auszüge waren wie Stereotypen von Burley's Reden.

»Können Sie über den Verfasser im Zweifel sein?« rief Leonard mit tiefem Ekel und aufrichtiger Verachtung. »Der junge Mann, welcher Sie besuchte, um Ihre Gedanken zu stehlen und Ihr Wissen –«

»In Macht zu verwandeln!« unterbrach ihn Burley lachend; es war aber ein schmerzliches Lachen.

»Das war sehr gemein; ich werde es ihm sagen, wenn er wiederkommt.«

»Er wird nicht wiederkommen,« sagte Leonard. Und Randal kam auch nicht wieder. Aber er schickte Mr. Burley ein Exemplar der Broschüre mit einem höflichen Billet, in welchem er offen und unbekümmert anerkannte, daß er aus Mr. Burley's Winken und Bemerkungen viel Nutzen gezogen habe.

Und jetzt kam in alle Zeitungen, die Broschüre, die so großen Lärm gemacht, habe einen sehr jungen Mann,, einen Verwandten Mr. Audley Egerton's zum Verfasser. Und große Hoffnungen wurden hinsichtlich der zukünftigen Laufbahn Mr. Randal Leslie's ausgesprochen.

Burley versuchte noch immer zu lachen und noch immer sah man ihm seinen Schmerz an. Leonard verachtete und haßte Randal Leslie von ganzem Herzen, und ein edles, aber gefährliches Mitleid zog sein Herz zu Burley hin. Von dem Wunsche beseelt, den Mann, der nach seiner Ansicht um seinen Ruhm betrogen war, zu besänftigen und zu trösten, vergaß er die Vorsicht, die er sich bisher auferlegt hatte, und gab sich immer mehr und mehr dem Zauber dieses wüsten Geistes hin. Er begleitete Burley jetzt in die Lokale, in welchen er seine Abende zubrachte, und immer mehr und mehr schlich sich, obgleich nur stufenweise und unter vielfachem Widerstreben und Selbstvorwürfen, die Verachtung des Cynikers gegen den Ruhm und eine philosophische Zufriedenheit niedriger Natur in sein Herz ein.

Randal war durch die Macht der Kenntnisse Burley's in großen Ruf gekommen. Hätte aber Burley die Broschüre geschrieben, würde er in denselben Ruf gekommen sein? Gewiß nicht. Randal vereinigte mit jenen Kenntnissen ihm eigenthümliche Vorzüge einen einfachen und kräftigen logischen Styl; einen gewissen Ton, wie derselbe in der guten Gesellschaft gebräuchlich ist, und Anspielungen auf Männer und Parteien, welche zeigten, daß er mit

einem Kabinettsminister in Verbindung stand, und bewiesen, daß er nicht weniger aus Egerton's, als aus Burley's Gesprächen Nutzen gezogen hatte.

Wenn Burley die Broschüre geschrieben hätte, so würde mehr Genialität, mehr Humor und Witz darin gewesen sein; aber sie würde auch eine solche Menge launenhafte Einfälle, Sticheleien und Verstöße gegen den guten Geschmack und den nöthigen Ernst enthalten haben, daß sie kein nachhaltiges Aussehen hätte erregen können. Hier also war neben dem Wissen noch etwas Anderes, wodurch das Wissen Macht wurde. Wissen darf nicht nach der Branntweinflasche riechen.

Randal Leslie mochte bei seinem literarischen Diebstahl gemein gehandelt haben, aber er verwandelte das Nutzlose in etwas Nützlichem. So weit war er originell.

Aber Bewunderung zollt man am Ende doch nur Demjenigen, dem auch Leonard sie zollte – dem armen, schäbigen, schwelgerischen, gesetzlosen, großen gefallenen Manne!

Burley begab sich an den Brent und angelte wieder nach seinem einäugigen Barsch. Leonard begleitete ihn. Seine Gefühle waren in der That sehr verschieden von denen, die ihn damals beseelten, als er unter dem alten Baum gesessen und mit Helene von der Zukunft gesprochen hatte. Es war aber beinahe rührend, zu sehen, wie Burley's Natur sich zu verwandeln schien, wenn er längs dem Ufer des Fließchens umherstreifte und von seiner Knabenzeit erzählte. Es schien, als ob sich dann bei dem Manne wieder etwas von der Unschuld des Kindes

einstellte. Er kümmerte sich in der That wenig um den Barsch, der sich noch immer nicht fangen lassen wollte, sondern er empfand Genuß an der Luft, am Himmel, an dem Säuseln des Grases und an dem Murmeln des Wassers. Diese Ausflüge nach den Orten, an welchen er sich in seiner Jugend aufgehalten, schienen für ihn eine zweite Taufe, und seine Beredtsamkeit nahm einen so pastoralen Charakter an, daß Isaac Walton selbst ihm gerne zugehört haben würde. Wenn er aber wieder in den Rauch der Hauptstadt zurückkehrte und die Gaslampen ihn den Glanz des Sonnenunterganges und den milden Abendstern vergessen machten, dann überwältigten ihn von Neuem die rohen Gewohnheiten, und er schlenderte wieder mit polternden, nachlässigen Schritten zu den wüsten Gelagen, bei welchen sein geschändeter Geist aufloderte, um dann wieder erlöschend und strahlenlos zu Boden zu sinken.

#### ACHTES KAPITEL.

Helene fühlte sich von einer tiefen und ängstlichen Trauer ergriffen. Leonard hatte sie drei oder vier Mal besucht, und jedes Mal bemerkte sie eine Veränderung an ihm, die endlich schwere Befürchtungen in ihr rege machte. Er schien freilich schlauer, weltkluger und mehr geeignet für das grobe Alltagsleben; aber auf der andern Seite schwand langsam die Frische und der Glanz seiner Jugend dahin. Seine Wünsche senkten sich der Erde zu.

Er war des Praktischen nicht Meister geworden und formte dessen Bedürfnisse mit der starken Hand eines geistigen Architekten, eines idealen Baumeisters; das Praktische überwältigte ihn. Die arme kleine Helene erblaßte, wenn er von Burley sprach, und schauderte, als sie erfuhr, daß er jeden Tag, ja beinahe Tag und Nacht in einer Gesellschaft zubrachte, die sie mit ihrer angeborenen ehrlichen Klugheit nicht dazu angethan erachtete, ihn in seinen Kämpfen zu stärken und ihm Hülfe gegen die Versuchung zu gewähren. Sie seufzte, als sie ihn über seine pekuniäre Mittel ausforschte und fand, daß seine alte Angst vor Schuldenmachen im Begriffe schien, zu verschwinden, und daß sich die soliden, gesunden Grundsätze, welche er aus seinem Dorfe mitgebracht hatte, rasch lockerten. Es lag allerdings unter der Oberfläche von alle Dem etwas, das eine ältere und klügere Person, als Helene, wie ein erlösendes Versprechen begrüßt haben würde. Dieses Etwas war der *Kummer* – ein erhabener Kummer in dem eigenen Gefühle, daß er im Fallen begriffen sei, in der eigenen Unmacht gegen das Schicksal, das er herausgefordert und selbst begehrt hatte. Die Erhabenheit dieses Kummers konnte Helene nicht entdecken; sie sah nur, daß es Kummer war, sie trauerte mit ihm, indem sie diesen Kummer eine Entschuldigung für jeden Fehler sein ließ, und wurde nur noch eifriger in ihrem Bestreben, ihn zu trösten, um ihn retten zu können. Schon damals, als Leonard ausgerufen: »Ach, Helene, warum hast du mich verlassen?« hatte sie den Plan gefaßt, zu ihm zurückzukehren; und als ihr der Jüngling

bei seinem letzten Besuch erzählte, daß Burley, von seinen Gläubigern verfolgt, im Begriffe sei, sich aus seiner jetzigen Wohnung zu flüchten und sich bei Leonard in dem Zimmer einzurichten, welches sie verlassen hatte, da hörte aller Zweifel auf. Sie beschloß, die Sicherheit und den Schutz der Heimath, die sie gefunden, zu opfern – sie beschloß, zurückzugehen, mit Leonard Armuth und Kämpfe zu theilen und das alte Zimmer, in welchem sie für ihn gebetet hatte, vor der gefährlichen Gegenwart des Versuchers zu bewahren. Würde sie ihm zur Last fallen? Nein; sie hatte ja ihren Vater durch manche kleine Handarbeiten unterstützt – sie hatte sich während ihres Aufenthalts bei Miß Starke in denselben vervollkommnet – sie konnte ihren Theil zu der gemeinschaftlichen Kasse beitragen. Von dieser Idee eingenommen, beschloß sie, dieselbe auszuführen, ehe der Tag kam, an welchem nach Leonard's Mittheilung Burley bei ihm einziehen wollte. In Folge dessen erhob sie sich eines Morgens sehr früh, schrieb ein dankbares Billet an Miß Starke, welche noch fest schlief, ließ es auf dem Tische zurück und schlich sich, bevor noch Jemand aufgestanden, mit ihrem kleinen Bündel unter dem Arm aus dem Hause. An der Gartenthüre zögerte sie einen Augenblick mit einem Gefühl der Reue – mit dem Gefühl, daß sie den kalten und förmlichen Schutz, den Miß Starke ihr gewährt, schlecht vergolten habe. Allein ihre Schwesterliebe beseitigte alle Bedenken, sie schloß die Gartenthüre mit einem Seufzer und ging weiter.

Sie traf in Leonard's Wohnung ein, ehe dieser aufgestanden war, nahm Besitz von ihrem alten Stübchen, stellte sich dann, als Leonard im Begriffe war, auszugehen, ihm in den Weg und sagte (die kleine Lügnerin): »Ich bin fortgeschickt worden, mein Bruder, und bin hieher gekommen, damit du für mich sorgest. Laß uns nicht wieder getrennt werden. Du mußt aber sehr fröhlich und sehr glücklich sein; sonst muß ich glauben, daß ich dir zur Last falle.«

Anfangs sah Leonard heiter und auch glücklich aus; dann dachte er aber an Burley, und dann, in wie weit seine eigenen Mittel zu ihrem Unterhalt hinreichen würden, und er gerieth in Verlegenheit und begann Helene über die Möglichkeit einer Aussöhnung mit Miß Starke zu befragen. Helene antwortete ernst: »Unmöglich – verlange das nicht und gehe nicht in ihre Nähe.« Leonard dachte, sie sei gedemüthigt und beleidigt worden – sie, das Kind eines Gentlemans! Und er hatte Mitgefühl mit ihrem verwundeten Stolz – er war ja selbst so stolz!

»Soll ich wieder die Kasse führen, Leonard?« sagte Helene schmeichelnd.

»Ach!« antwortete Leonard, »die Börse ist leer.«

»Das ist sehr schlecht von der Börse,« sagte Helene, »da du so viel hineinthust.«

»Ich?«

»Hast du mir nicht gesagt, daß du wenigstens eine Guinee wöchentlich verdienst?«

»Ja, aber Burley nimmt das Geld, und da ich dem armen Burschen alles verdanke, so bringe ich es nicht über

das Herz, ihn zu hindern, daß er es nach Gutdünken verwendet.«

»Bitte, seien Sie so gut und bezahlen Sie die monatliche Miethe,« sagte jetzt die Hauswirthin, welche plötzlich zum Vorschein kam. Sie sagte es in einem höflichen, aber entschiedenen Tone.

Leonard erröthete. »Sie sollen sie heute noch erhalten.«

Dann drückte er seinen Hut auf den Kopf, schob Helene sanft bei Seite und ging fort.

»Wenden Sie sich künftig an mich, meine gute Mrs. Smedley,« sagte Helene mit der Miene einer Hausfrau. »Er studirt immer und darf nicht gestört werden.«

Die Hauswirthin, die eine gute Frau war, obgleich sie sich ihre Miethe gerne pünktlich bezahlen ließ, lächelte freundlich. Sie hatte Helene, die sie von früher kannte, schon damals lieb gewonnen.

»Es freut mich, daß Sie wieder zurückgekehrt sind; vielleicht wird der junge Mann nun nicht mehr so spät Abends nach Hause kommen. Ich hatte die Absicht, ihm zu kündigen, aber –«

»Aber er wird ein großer Mann werden und Sie müssen jetzt Nachsicht mit ihm haben.« Und Helene küßte Mrs. Smedley und schickte sie fort – dem Weinen näher als dem Lachen.

Hierauf machte sich Helene in den Zimmern zu schaffen. Sie fand den Koffer ihres Vaters, welcher richtig an seine Adresse geschickt worden war. Sie untersuchte den Inhalt desselben und weinte bei jeder geringen und ihr

so theuern Reliquie, die sie berührte. Aber das Andenken an ihren Vater schien auf diese Weise die Wohnung in eine Art Heiligthum zu verwandeln; sie stand ruhig auf und begann mechanisch die Sachen zu ordnen. Sie seufzte, als sie bemerkte, wie alles in Leonard's Zimmer vernachlässigt war, bis sie an den Rosenstock kam und fand, daß dieser allein sorgfältig gepflegt aussah. »Mein lieber Leonard!« murmelte sie, und das Lächeln kehrte auf ihre Lippen zurück.

#### NEUNTES KAPITEL.

Nichts hätte vielleicht Leonard von Burley trennen können, als die Rückkehr Helenen's unter seinen Schutz. Selbst wenn ein anderes Zimmer im Hause frei gewesen wäre (was nicht der Fall war), so hätte er doch unmöglich diesen lärmenden, unruhigen Sohn der bacchanalischen Muse, der in's Blaue hinein redete und nach geistigen Getränken roch, in Einer und derselben Wohnung mit einem unschuldigen, zarten, schüchternen jungen Mädchen beherbergen können. Und ebenso wenig konnte er sie den ganzen Tag allein lassen. Sie bereitete ihm wieder eine Heimath und legte ihm aber auch die Pflichten derselben auf. Er theilte deßhalb Mr. Burley mit, daß er künftig in seinem eigenen Zimmer schreiben und studiren würde. Auch deutete er, verlegen erröthend und so zart als möglich an, daß nach seiner Ansicht die Hälfte von dem, was er durch seine Feder verdiene, Burley gehöre, dessen Interesse für ihn er seine Beschäftigung verdanke, und aus dessen Büchern oder Kenntnissen er die Mittel schöpfe,

jene Beschäftigung fortzusetzen; daß er aber die andere Hälfte, wenn sie ihm gehöre, nicht länger auf Vergnügungen und Schwelgereien verwenden könne, da er noch für Jemanden zu sorgen habe.

Burley schlug das Anerbieten, die Hälfte des Honorars seines Mitarbeiters anzunehmen, mit vieler Würde aus, sprach aber in einem sehr gereizten Tone von der nüchternen Anwendung, welche Leonard von der andern Hälfte zu machen beabsichtigte; und obgleich von Natur gutmüthig und mit einem warmen Herzen begabt, war er doch über die plötzliche Dazwischenkunft der armen Helene in hohem Grade entrüstet. Leonard blieb indessen fest; Burley wurde mürrisch und so trennten sie sich. Noch war jedoch die Miethe zu bezahlen. Wie aber! Zum ersten Mal dachte Leonard an den Pfandleiher. Er hatte Kleider übrig, und dann besaß er auch noch Riccabocca's Uhr. Nein – vor dem Gedanken, die letztere für einen so gemeinen Zweck zu verwenden, schrack er zurück.

Gegen Mittag kam er nach Hause und traf Helene an der Hausthüre. Auch sie war aus gewesen, und ein zartes Roth bedeckte ihre Wangen in Folge der ungewohnten Bewegung und freudiger Gefühle. Sie hatte die wenigen Goldstücke aufbewahrt, die ihr Leonard bei seinem ersten Besuche in Miß Starke's Haus zurückgebracht. Jetzt war sie ausgegangen und hatte Wolle und was sie sonst zu ihrer Arbeit bedurfte, gekauft – und inzwischen auch die Miethe bezahlt.

Leonard hatte nichts gegen die Arbeit einzuwenden, erröthete jedoch, als er erfuhr, daß die Miethe bezahlt

sei. Er war sehr ärgerlich und ersetzte ihr an demselben Abend, was sie ausgelegt hatte; Helene weinte im Stillen über seinen Stolz, noch mehr aber als sie am nächsten Tage eine traurige Lücke in seiner Garderobe entdeckte. Allein Leonard arbeitete jetzt zu Hause und zwar standhaft. Helene saß an seiner Seite und arbeitete ebenfalls. So verstrich der folgende Tag und der nächste in friedlicher Weise; und am Abend des zweiten Tages lud er sie ein, mit ihm einen Spaziergang zu machen. Sie sprang fröhlich von ihrem Stuhle empor – als die Thüre aufgerissen wurde und John Burley in betrunkenem Zustande hereintaumelte – und wie betrunken!

#### ZEHNTES KAPITEL.

Mit Burley taumelte noch ein anderer Mann herein – ein Freund von ihm, ein Kaufmann, der früher wohlhabend und in guten Umständen gewesen war, der aber unglücklicher Weise an der Literatur Geschmack gefunden hatte und es liebte, Burley sprechen zu hören. So war, seit er die Bekanntschaft des Witzbold's gemacht, sein Geschäft in Verfall gerathen und er selbst Banquerott geworden. Er sah aus, wie ein schäbiger Hund, und seine Nase war noch röther als die Burley's.

In seiner Trunkenheit stieß John die arme Helene an. »Sie sind also der Pentheus in der Schürze, der dem Bacchus Trotz bietet,« rief er und brüllte dann einen Vers aus Euripides.

Helene wich zurück, und Leonard suchte sich in das Mittel zu legen.

»Schämen Sie sich, Burley!«

»Er ist betrunken,« sagte Mr. Douce, der banquerotte Kaufmann – »sehr betrunken – kümmern Sie sich nicht – um ihn. Was ich sagen wollte, Sir – ich hoffe nicht, daß wir ungelegen kommen. Sitzen Sie still, Burley, sitzen Sie still und reden Sie, ich bitte – seien Sie ordentlich. Sie sollten ihn spre – spre – sprechen hören, Sir.«

Leonard hatte unterdessen Helene aus dem Zimmer entfernt, in das ihrige gebracht; er bat sie, sich nicht zu ängstigen und die Thüre zu verschließen. Dann kehrte er zu Burley zurück, der sich auf sein Bett gesetzt hatte und die größten Anstrengungen machte, sich aufrecht zu halten, während Mr. Douce sich bemühte, eine kurze Pfeife, die er im Knopfloche trug, anzuzünden; da sie aber nicht gestopft war, so gelang ihm dies natürlich nicht, und er fing deßhalb zu weinen an.

Leonard war Helenen's wegen in hohem Grade ärgerlich und empört; es wäre aber ein hoffnungsloses Beginnen gewesen, Burley zur Vernunft bringen zu wollen. Und wie konnte der arme Mensch den Mann aus seinem Zimmer weisen, dem er Verbindlichkeiten schuldig war?

Unterdessen drangen an das widerstrebende Ohr Helenen's laute mißtönende Reden, häßliches Gelächter und mißlungene Versuche, lustige Lieder zu singen. Hierauf hörte sie, wie Mrs. Smedley in Leonard's Zimmer trat und Vorstellungen machte, und wie dann Burley noch

lauter lachte als zuvor, während Mrs. Smedley, die eine sanfte Frau war, sich offenbar aus Furcht rasch zurückzog. Nun begann wieder ein langes und lautes Gespräch, bei welchem Burley's starke Stimme heraustönte, während Mr. Douce in einem schluchzenden, gebrochenen Sopran mit einstimmte. So ging es Stunden lang fort, weil es an Getränken fehlte, die dem Lärmen, ein rasches Ende gemacht haben würden. Burley begann allmählich sich einigermaßen nüchtern zu reden. Darauf hörte man, wie Mr. Douce die Treppe hinunter ging; dann wurde es still. Mit der Morgendämmerung klopfte Leonard an Helenen's Thüre. Sie öffnete dieselbe sofort, denn sie war nicht zu Bette gewesen.

»Helene,« sagte er sehr traurig, »du kannst nicht länger hier bleiben. Ich muß irgend eine passende Wohnung für dich ausfindig machen. Dieser Mann hat mir Dienste geleistet, als ich in ganz London keinen einzigen Freund hatte, und er sagt mir, er könne sonst nirgends hingehen – die Häscher verfolgen ihn. Er ist jetzt eingeschlafen. Ich will fort und für dich irgend eine Wohnung in der Nähe suchen – denn ich kann nicht denjenigen aus meinem Zimmer weisen, der mich beschützt hat; und doch kannst du nicht mit ihm unter dem gleichen Dache bleiben. Mein guter Engel, ich muß dich verlieren!«

Er wartete nicht auf ihre Antwort, sondern eilte die Treppe hinunter. Der Morgen blickte durch die Fenster in Leonard's Dachstübchen, und die Vögel begannen in der Ulme zu zwitschern, als Burley sich erhob, sich schüttelte

und seine Augen im Zimmer herum laufen ließ. Er konnte nicht recht klug daraus werden, wo er sei. Dann ergriff er den Wasserkrug und leerte ihn in drei Zügen, worauf er sich sehr erfrischt fühlte. Sodann begann er das Zimmer zu untersuchen – sah nach Leonard's Manuscripten – steckte seine Nase in die Schubladen – wunderte sich darüber, wo zum Teufel Leonard selbst hingegangen sein könnte – und belustigte sich endlich damit, daß er die Feuerzange und die Schaufel auf den Boden warf, die Klingel zog und möglichst viel Lärmen machte, in der Hoffnung, daß dadurch irgend Jemand aufmerksam werde, und er sich seinen Morgenschnaps verschaffen könnte.

Mitten in diesem Charivari wurde die Thüre sanft, aber entschlossen geöffnet, und die kleine, ruhige Gestalt Helenens stand auf der Schwelle. Burley drehte sich um, und Beide blickten sich einige Momente schweigend und forschend an.

*Burley* (seinem Gesichte einen möglichst freundlichen Ausdruck gebend). – Kommen Sie hierher, mein liebes Kind. Sie sind also das kleine Mädchen, welches ich an den Ufern des Brent in Gesellschaft Leonard's gesehen habe, und Sie sind zurückgekehrt, um bei ihm zu wohnen – auch ich bin gekommen, um hier zu bleiben. Sie sollen unsere kleine Haushälterin sein, und ich werde Ihnen die Geschichte von *Prinz Schönmann* und viele andere Geschichten erzählen, die nicht in ›*Muttergans*‹ stehen. Unterdessen, mein liebes, kleines Mädchen, nehmen Sie diese Sixpence und holen Sie mir Rum dafür.«

*Helene* (langsam auf Mr. Burley zugehend und ihm noch immer ernst in's Gesicht blickend) – »Ah, Sir! Leonard sagt, daß Sie ein gutes Herz besitzen, und daß Sie ihm Dienste geleistet haben – er kann Sie nicht bitten, das Haus zu verlassen; und da muß ich, die ich ihm nie einen Dienst erwiesen habe, fort von hier und allein leben.«

*Burley* (gerührt). – »Sie wollen gehen, meine kleine Lady? – Und warum? – Können wir nicht Alle zusammen hier wohnen?«

*Helene*. – »Nein, Sir. Ich habe Alles verlassen, um zu Leonard zu kommen; denn wir trafen uns zum ersten Male am Grabe meines Vaters. Aber Sie rauben mir ihn, und ich habe keinen andern Freund auf der Erde.«

*Burley* (verwirrt). »Erklären Sie sich. Warum müssen Sie ihn deßhalb verlassen, weil ich komme?«

Helene blickt wieder Burley lange und mit aufmerksamen Ernste an, gibt aber keine Antwort.

*Burley* (mit einem Schlucken). – »Meint er vielleicht, ich sei keine passende Gesellschaft für Sie?«

Helene neigte ihr Haupt.

Burley stampfte mit dem Fuße und sagte, nachdem er einen Moment geschwiegen – »Er hat Recht.«

*Helene* (springt, dem Drange ihres Herzens folgend, zu Burley hin und ergreift seine Hand). »Ah, Sir, ehe er Sie kennen lernte, war er ganz anders – er war heiter und glücklich! Und als er sich das erste Mal in seinen Hoffnungen getäuscht sah, da trauerte und weinte ich zwar,

aber ich hatte dabei das Gefühl, daß er doch zuletzt siegen würde – denn sein Herz war so gut und rein. O Sir, glauben Sie nicht, daß ich Ihnen Vorwürfe mache; eher was soll aus ihm werden, wenn – wenn – Nein, ich spreche nicht für mich. Ich weiß, daß, wenn ich hier bliebe, wenn er für mich zu sorgen hätte, er früh nach nach Hause kommen – und geduldig arbeiten – und – und – ich ihn retten würde. Aber jetzt, wenn ich fort bin, und Sie bei ihm sind – Sie, gegen den er Dankbarkeit fühlt, Sie, dem er gegen sein eigenes Gewissen folgen würde (Sie müssen das einsehen, Sir!) – was soll da aus ihm werden?« Helene's Stimme wurde von Schluchzen erstickt.

Burley machte drei oder vier Schritte durch das Zimmer – er war im hohen Grade bewegt. »Ich bin ein Teufel,« murmelte er; »ich habe es vorher eingesehen – aber es ist wahr – ich würde der Ruin dieses jungen Mannes werden.« Thränen standen in seinen Augen; er hielt plötzlich inne, griff nach seinem Hut und wandte sich nach der Thüre.

Helene trat ihm in den Weg, berührte sanft seinen Arm und sagte: »O Sir, verzeihen Sie mir – ich habe Ihnen weh gethan!« Dann blickte sie zu ihm auf mit einem Ausdruck der Theilnahme, welcher das liebliche Antlitz des Kindes, dem eines Engels ähnlich machte.

Burley beugte sich zu ihr nieder, als ob er sie küssen wollte – that es aber nicht; vielleicht hatte er das Gefühl, daß seine Lippen nicht würdig seien, jene reine Stirne zu berühren.

»Wenn ich eine Schwester gehabt hätte – ein Kind, wie Sie, meine Kleine,« murmelte er vor sich hin, »vielleicht würde auch ich noch zu rechter Zeit gerettet worden sein. Jetzt –«

»Ach, jetzt können Sie bleiben, Sir; ich fürchte mich nicht mehr vor Ihnen.«

»Nein, nein; Sie würden mich wieder fürchten, bevor es Abend wird, und ich möchte nicht immer in der richtigen Laune sein, um auf eine Stimme, wie die Ihrige, mein Kind, zu hören. Ihr Leonard hat ein edles Herz und seltsame Anlagen; er muß sich noch emporbringen, und er wird es auch. Ich werde ihn nicht in den Koth hinabziehen. Leben Sie wohl – Sie werden mich nicht wieder sehen.« Er verließ Helene, war mit einem Satz die Treppe hinunter und verschwand aus dem Hause.

Als Leonard zurückkehrte, war erstaunt, seinen unwillkommenen Gast nicht mehr zu finden. Helene wagte es aber nicht, ihm von ihrem Dazwischentreten etwas zu sagen. Sie wußte instinctmäßig, daß ein solcher Diensteifer den Stolz keines Mannes demüthigen und beleidigen müßte – sie sprach aber nie wieder in unfreundlicher Weise von dem armen Burley. Leonard erwartete, den Humoristen im Laufe des Tages zu sehen oder von ihm zu hören. Als dies aber nicht der Fall war, suchte er ihn in seinen gewohnten Wirthshäusern, ohne jedoch eine Spur von ihm zu entdecken. Er frug auf dem Bureau des *Bienenkorbs*, ob man dort seine neue Adresse kenne; aber auch hier waren keine Nachrichten über Burley zu bekommen.

Als er übelgelaunt und ängstlich – denn es war ihm bei dem Verschwinden seines wilden Freundes nicht ganz wohl zu Muthe – nach Hause kam, begegnete ihm Mrs. Smedley an der Thüre.

»Haben Sie die Güte, Sir, sich eine andere Wohnung zu suchen,« sagte sie. »Ich kann ein solches Singen und Lärmen Abends in meinem Hause nicht dulden. Und dazu noch das arme kleine Mädchen! Sie sollten sich schämen.«

Leonardo runzelte die Stirne und ging an ihr vorüber.

#### EILFTES KAPITEL.

Unterdessen schritt Burley, nachdem er Helene verlassen hatte, weiter und schlug, wie von einem besseren Instinct geleitet (denn er war sich seiner eigenen Schritte nicht bewußt), den Weg nach den stillen, grünen Schauplätzen seiner Jugend ein. Als er endlich stehen blieb, befand er sich vor der Thüre einer ländlichen Hütte, welche nebst einem kleinen Bauernhofe mitten auf dem Felde stand; in der Ferne erblickte man durch die davor befindlichen Bäume den sich dahinwindenden Brent. In dieser Hütte war Burley bekannt; sie wurde von einem gutmüthigen alten Ehepaar bewohnt, welches ihn von seiner Knabenzeit her kannte. Dort pflegte er seine Angelruthen und Fischgeräthschaften aufzubewahren; dort hatte er sich in den Zwischenräumen seines unruhigen und schwelgerischen Lebens gewöhnlich zwei oder drei Tage aufgehalten und sich am ersten Tage eingebildet,

das Land sei ein Himmel, noch vor dem dritten aber sich überzeugt, daß es ein Fegefeuer sei.

Eine alte Frau von reinlichem, nettem Aussehen trat heraus, um ihn zu begrüßen.

»Ah, Master John,« sagte sie und faßte seine kraftlose Hand – »das Land ist jetzt angenehm – ich hoffe, daß Sie gekommen sind, um ein wenig hier zu verweilen? Thun Sie das; es wird Sie erfrischen; Sie haben ganz die gute Gesichtsfarbe verloren, die Sie früher hatten.«

»Ich werde bei Ihnen bleiben, meine liebe Freundin,« sagte Burley mit ungewöhnlicher Milde, – »ich kann also das alte Zimmer haben?«

»O ja, kommen Sie und sehen Sie es an. Ich gebe es Niemand, außer Ihnen – ich habe es nie mehr vermietet, seit die liebe, schöne Dame mit dem Engels Gesicht fort ist. Das arme Ding, was mag aus ihr geworden sein?«

Während sie so sprach, ohne daß Burley auf sie hörte, zog ihn die alte Frau in die Hütte hinein und führte ihn die Treppe hinauf in ein Zimmer, welches auch einem besseren Hause wohl angestanden haben würde, denn es war mit Geschmack und sogar mit Eleganz meublirt. Dem Kamin gegenüber stand ein kleines Piano, und das Fenster ging auf heitere Wiesen, dichte Hecken und auf die engen Windungen des kleinen, blauen Fließchens hinaus. Burley sank erschöpft auf einen Stuhl und blickte ernst aus dem Fenster.

»Sie haben nicht gefrühstückt?« sagte die Wirthin besorgt.

»Nein.«

»Nun, die Eier sind frisch, und Sie mögen wohl auch eine Schnitte Speck, Master John, und wenn Sie Brandy zu Ihrem Thee haben wollen – ich besitze noch welchen, den Sie vor langer Zeit in Ihrer eigenen Flasche zurückgelassen haben.«

Burley schüttelte den Kopf. »Ich will keinen Brandy, Mrs. Goodyer, nur frische Milch. Ich will sehen, ob ich nicht die Natur beschwatzen kann.«

Mrs. Goodyer wußte nicht, was er unter dem Beschwatzen der Natur verstand, sagte aber, »ja, thun Sie das, Master John,« und verschwand.

An jenem Tage ging Burley mit seiner Angelruthe fort und fischte eifrig nach dem einäugigen Barsch; aber vergeblich. Dann schlenderte er pfeifend und die Hände in den Taschen dem Fließchen entlang. Mit Sonnenuntergang kehrte er nach der Hütte zurück, nahm die für ihn bereitete Mahlzeit ein, enthielt sich des Brandy und fühlte sich sehr unbehaglich. Er verlangte Feder, Tinte und Papier und versuchte zu schreiben, konnte aber nicht zwei Zeilen fertig bringen. Er beschied Mrs. Goodyer zu sich und sagte zu ihr: »Schicken Sie Ihren Mann zu mir herauf, wir wollen plaudern.«

Der alte Jakob Goodyer kam, und der große Witzbold hieß ihn alle Neuigkeiten des Dorfes erzählen. Jakob gehorchte willig, und Burley schief zuletzt ein. Am nächsten Morgen ging es beinahe ebenso; nur stand beim Mittagstisch die Brandyflasche vor ihm, und er leerte sie; Jakob ließ er nicht hinaufkommen; es gelang ihm aber, zu schreiben.

Am dritten Tage regnete es unaufhörlich. »Haben Sie keine Bücher, Mrs. Goodyer?« fragte der arme John Burley.

»O ja, einige, welche die liebe Dame zurückgelassen hat; und vielleicht möchten Sie auch einige von ihrer eigenen Hand beschriebene Papiere ansehen?«

»Nein, die Papiere nicht – alle Frauenzimmer kritzeln, und alle kritzeln dasselbe. Bringen Sie mir die Bücher.«

Die Bücher wurden herauf gebracht; sie enthielten Gedichte und Abhandlungen – John wußte sie auswendig. Er blickte hinaus nach dem Regen. Abends hörte der Regen auf. Er nahm eiligst seinen Hut und entfloh.

»Natur, Natur!« rief er, als er draußen in der freien Luft war und an den tiefenden Hecken vorüber eilte, »du kannst durch mich nicht beschwatzt werden! Ich habe dich schmachvoll hintergangen, ich gestehe es; du bist ein Weib, und ein Weib verzeiht nie. Ich klage nicht. Du magst sehr hübsch sein, aber du bist die dümmste und langweiligste Gesellschafterin, die mir je vorgekommen ist. Dem Himmel sei Dank, daß ich nicht mit dir verheirathet bin!«

So wanderte Burley in die Stadt hinein und machte bei dem ersten Wirthshause Halt. Mit vergnügter Miene trat er aus demselben wieder heraus und näherte sich rasch dem Herzen Londons. Jetzt ist er in Leicester Square und betrachtet die Fremden, welche in jener Gegend herum-schlendern, und brummt eine Melodie vor sich hin; da tauchen aus einem Gäßchen zwei Gestalten hervor und folgen seinen nachlässigen Schritten; dann wandert er

durch den Knäuel von Durchgängen St. Martin zu und klimpert, als er sich seinen Lieblingswirthshäusern nähert, mit dem Silbergelde in seiner Tasche; jetzt sind ihm aber die zwei Gestalten dicht auf den Fersen.

»Heil dir, o Freiheit!« murmelte John Burley, »dein Wohnsitz ist in den Städten und dein Palast in der Kneipe.«

»Im Namen des Königs!« rief eine rauhe Stimme, und John Burley fühlte den schrecklichen und ihm, wohlbekannten Schlag auf die Schulter.

Die zwei Häscher, welche nach ihm spürten, hatten ihre Beute ergriffen.

»Auf wessen Klage?« fragte John Burley stotternd.

»Des Weinhändlers Mr. Cox.«

»Cox, dem ich vor drei Monaten eine Anweisung auf meinen Banquier gegeben!«

»Die aber nicht bezahlt wurde.«

»Was thut das? Die Absicht war so wie so dieselbe. Ein gutes Herz nimmt den Willen für die That. Cox ist ein Ungeheuer von Dankbarkeit, und ich werde ihm meine Kundschaft entziehen.«

»Das geschieht ihm recht. Wünschen Euer Ehren nicht einen Wagen?«

»Ich möchte lieber das Geld auf etwas Anderes verwenden,« sagte John Burley. »Geben Sie mir Ihren Arm, ich bin nicht stolz. Und wenigstens werde ich, dem Himmel sei Dank, die Nacht nicht auf dem Lande schlafen.«

Und John Burley brachte die Nacht in dem Schuldgefängnisse zu.

## ZWÖLFTES KAPITEL.

Miß Starke war eine jener Damen, welche ihr Leben im schrecklichsten aller Bürgerkriege – im Kriege mit ihren Dienstboten zubringen. Sie betrachtete die Mitglieder jener Klasse als die unversöhnlichsten, immer wachsamten Feinde der Herrschaften, welche dazu verdammt sind, sie zu beschäftigen. Sie war der Meinung, daß sie bis zum abscheulichsten Uebermaß essen und trinken, nur um ihre Wohlthäter zu Grunde zu richten und daß sie eine beständige Verschwörung unter sich und mit den Geschäftsleuten unterhalten, deren Zweck sei, zu betrügen und zu stehlen. Miß Starke war eine unglückliche Dame. Da sie keine Verwandten oder Freunde besaß, welche sich genug um sie kümmerten, um ihr in dem einsamen Kampfe gegen ihre häuslichen Feinde beizustehen – da ferner ihr Einkommen, obgleich hinreichend, in einer Jahresrente bestand, die mit ihrem Tode wegfiel und deßhalb verschiedene Neffen, Nichten und Vettern auf die strengen Grenzen einer natürlichen Zuneigung, die nicht einmal existirt, zurückführte – und da sie endlich das Bedürfniß empfand, mitten in dieser Welt voll Mißtrauen und Haß irgend ein freundliches Gesicht zu sehen, so hatte sie versucht ihre Zuflucht zu bezahlten Gesellschafterinnen zu nehmen. Aber die bezahlten Gesellschafterinnen blieben nie lange – entweder war Miß Starke ihnen, oder waren sie Miß Starke zuwider. Darum beschloß das arme Fräulein, irgend ein kleines Mädchen aufzuziehen,

dessen Herz, wie sie zu sich selbst sagte, frisch und unverdorben wäre, und von welchem sie Dankbarkeit erwarten dürfte. Sie war im Ganzen mit Helene zufrieden gewesen und hatte die Absicht gehabt, das Kind so lange im Hause zu behalten, als sie (Miß Starke) auf der Erde verweilen würde – vielleicht noch einige dreißig Jahre – und dann, nachdem sie dieselbe sorgfältig von jeder Heirath und jedem Freundschaftsbündniß abgehalten, ihr nichts zu hinterlassen, als den Kummer über den Verlust einer so großen Wohlthäterin. Uebereinstimmend mit dieser Idee, und um sich die Zuneigung des Kindes zu sichern, hatte Miß Starke das kalte, strenge Wesen, welches ihrem Charakter und ihrer Denkweise so natürlich war, gemildert und sich in ihrer ehernen Weise gütig gegen Helene gezeigt. Sie hatte sie nie geschlagen, noch gekneipt und sie auch nicht Hunger leiden lassen. Sie hatte, der mit Doctor Morgan getroffenen Uebereinkunft gemäß, ihr erlaubt, Leonard zu sehen, und hatte zehn Pence für Kuchen ausgelegt neben dem, was sie von Obst aus ihrem Garten für den ersten Besuch hergegeben – eine Gastlichkeit, deren Erneuerung bei den folgenden Gelegenheiten sie nicht für passend hielt. Dafür glaubte sie nun ein Recht auf Helenens Geist und Körper erworben zu haben, und ihre Entrüstung kannte keine Grenzen, als eines Morgens das Kind verschwunden war. Da sie nie nach Leonard's Adresse gefragt hatte und doch vermuthete, Helene werde zu ihm gegangen sein, so wußte sie nicht, was sie thun sollte, und brachte vierundzwanzig Stunden in dumpfer Niedergeschlagenheit zu. Dann fing

sie aber an, das Kind so sehr zu vermissen, daß ihre Thatkraft erwachte und sie sich selbst überredete, sie werde durch das reinste Wohlwollen dazu getrieben, jenes arme Geschöpf wieder von der Welt zurückzufordern, welche sich Helene so unüberlegt hineingestürzt hatte. Demgemäß setzte sie folgende Anzeige in die *Times*, welche sie ganz nach dem Muster derjenigen abfaßte, durch welche sie in früheren Jahren ihren Lieblingswachtelhund zurückerhalten hatte.

*Zwei Guineen Belohnung.*

Von Jvy Cottage, Highgate, hat sich ein kleines Mädchen, welches den Namen Helene führt, verlaufen: es hat blaue Augen und braune Haare und trägt ein weißes Mousselinekleid und einen Strohhut mit blauen Bändern. Wer dasselbe nach Ivy Cottage bringt, erhält die obige Belohnung.

*NB.* Mehr wird nicht gegeben.

Nun traf es sich, daß Mrs. Smedley ihrerseits eine Anzeige in die *Times* hatte setzen lassen, die eine von ihren Nichten betraf, welche vom Lande hereinkommen sollte, und für die sie eine Stelle zu finden wünschte. Deshalb schickte sie gegen ihre Gewohnheit nach der Zeitung und erblickte dicht bei ihrer eigenen Anzeige diejenige Mrs. Starke's.

Sie konnte sich bei der Beschreibung Helenens unmöglich irren, und da gerade auf Tage vorher das ganze Haus durch Burley's lärmenden Besuch gestört und verunglimpft worden war, und sie beschlossen hatte, sich

eines Miethmannes zu entledigen, der solche Freunde empfing – so freute sich die gutherzige Frau bei dem Gedanken, Helene wieder in einem sicheren Hause unterbringen zu können. Während sie hierüber nachdachte, trat Helene selbst in die Küche, wo Mrs. Smedley saß, und die Hauswirthin beging die Unvorsichtigkeit, sie die Anzeige lesen zu lassen, sowie auch ›ernstlich‹ wie sie es nannte, mit dem kleinen Mädchen zu reden.

Helene bat sie vergebens und unter Thränen, auf diese Anzeige hin keine Schritte zu thun. Mrs. Smedley fühlte, daß es eine Sache der Pflicht sei, war deßhalb nicht zu erweichen sondern setzte kurz darauf ihren Hut auf und verließ das Haus. Helene vermuthete, sie werde sich nach Mrs. Starke's Wohnung begeben, und alle ihres Gedanken waren auf Flucht gerichtet; Leonard hatte sich mit seinen Manuscripten nach dem Bureau des *Bienenkorbs* begeben; sie packte ihre gemeinschaftlichen Sachen zusammen und war gerade damit fertig, als er zurückkam. Sie theilte ihm die Neuigkeit von der Anzeige mit und sagte, wie unglücklich sie sein würde, wenn sie zu Miß Starke zurückkehren müßte, und beschwor ihn auf eine so rührende Weise, sie vor einem solchen Kummer zu bewahren, daß er sofort sich mit dem Vorschlage zur Flucht einverstanden erklärte. Glücklicher Weise war man der Hauswirthin nur wenig schuldig; dieses Wenige wurde dem Dienstmädchen übergeben, und so entkamen sie, indem sie Mrs. Smedley's Abwesenheit benützten, ohne irgend einen Auftritt oder Streit. Ihre Sachen trug Leonard nach einer Miethwagenstation und ließ sie in dem

Bureau derselben, während sie fortgingen, um eine Wohnung zu suchen. Es schien klug, eine ganz neue und entfernte Gegend zu wählen: ehe der Abend kam, hatten sie sich in einem Dachstübchen in Lambeth eingemietet.

### DREIZEHNTES KAPITEL.

Wie der Leser erwarten wird, konnte Leonard keine Spur von Burley finden; der Humorist hatte aufgehört, mit dem Bienenkorb in Verbindung zu stehen. Leonard aber trauerte um Burley's willen, und er vermißte in der That den Umgang mit jenem großen verdorbenen Genie. Allmählig fühlte er sich aber in der einfachen, liebenden Gesellschaft seiner kindlichen Gefährtin zufrieden und wurde in ihrer Gegenwart ruhiger. Diejenigen Stunden des Tages, in welchen er nicht arbeitete, verwandte er wie darauf, in den Buchläden Kenntnisse zu sammeln: und in der Dämmerung pflegte er mit Helene auszugehen und bisweilen der langen Vorstadt zu entfliehen und in die frische Landluft hinauszuwandeln; noch öfter aber gingen sie auf der Brücke, welche zu Londons klassischem Boden, dem berühmten Westminster führt, auf und ab und betrachteten den flimmernden Schein der Lampen, wie er im Flusse sich spiegelte. Dieser Ort sagte dem in Gedanken versunkenen, melancholischen Jüngling zu. Er konnte lange und in ernstem Schweigen an dem Brückengeländer stehen, während sich Helene darauf setzte, um gleichfalls in die dunkle, traurige Fluth hinabschauen zu können, welche, so dunkel sie auch war,

um ihrer geheimnißvollen Ruhe willen dennoch ihren eigenen Reiz besaß.

Wie der Fluß zwischen einer Welt von Dächern dahin floß, während auf beiden Seiten die menschlichen Leidenschaften tobten, so strömte der *Gedanke* durch jene zwei Herzen – und alles, was sie von London kannten, war dessen Schatten.

#### VIERZEHNTE KAPITEL.

Im *Bienenkorb* erschienen gewisse sehr rohe politische Aufsätze – Aufsätze, die mit dem Inhalt der Broschüren in dem Sack des Kesselflickers viel Aehnlichkeit hatten. Leonard schenkte ihnen keine besondere Aufmerksamkeit, aber sie machten bei dem Publikum, welches den *Bienenkorb* las, weit mehr Aufsehen, als Leonards Arbeiten, so viel verheißend die letzteren auch waren. Sie verschafften dieser vorindischen Schrift in den Fabrikstädten einen bedeutend größeren Absatz und begannen endlich, die schläfrige Wachsamkeit des Ministeriums des Innern auf sich zu ziehen. Plötzlich schritt man gegen den *Bienenkorb* ein und nahm alle Papiere und Druckschriften weg. Der Redakteur sah sich mit einem Kriminalprozeß und zweijähriger Einsperrung bedroht; diese Aussicht gefiel ihm nicht, und er verschwand. Als Leonard eines Abends, ohne etwas von diesen Vorgängen zu wissen, an der Thüre des Bureaus erschien, fand er dieselbe geschlossen. Ein aufgeregter Pöbelhaufen war vor derselben versammelt, und eine Stimme, die seinen Ohren nicht fremd klang, bearbeitete die Zuhörer mit einer

Menge Verwünschungen gegen die ›Tyrannen‹. Er blickte hin und erkannte zu seinem Erstaunen in dem Redner Mr. Sprott, den Kesselflicker. Zahlreiche Polizei erschien, um die Menge auseinander zu treiben, und Mr. Sprott verschwand kluger Weise. Leonard erfuhr nun, was vorgefallen war, und sah sich abermals ohne Beschäftigung und ohne Mittel, das Leben zu fristen.

Er wanderte langsam zurück. »Wissen, Wissen! – Du bist in der That machtlos!« murmelte er.

Während er so sprach, fiel ihm ein Plakat, in großen Buchstaben gedruckt, in die Augen – »Gesucht werden einige tüchtige junge Leute für Indien.«

Ein Werber trat an ihn heran und sprach: »Sie würden einen hübschen Soldaten abgeben, mein junger Mann. Sie haben starke Glieder.«

Leonard ging weiter.

»So weit ist es also gekommen. Nur die rohe physische Kraft gilt etwas! Geist, verzweifle! Bauer, wieder eine Maschine.«

Er betrat geräuschlos sein Dachstübchen und blickte nach Helene, wie sie dasaß und arbeitete, indem sie am offenen Fenster ihre Augen anstrengte. Er betrachtete sie mit tiefer Theilnahme. Sie hatte ihn nicht eintreten gehört und bemerkte auch jetzt seine Anwesenheit nicht. Sie saß da geduldig und still, und die kleinen Finger bewegten sich emsig. Er blickte sie aufmerksamer an und bemerkte, daß ihre Wange blaß und eingefallen war, und

daß ihre Hände mager aussahen! Sein Herz war tief gerührt, und in jenem Augenblick hatte er keinen egoistischen Gedanken, keine Erinnerung an den getäuschten Dichter mehr!

Er näherte sich ihr sanft, legte seine Hand auf ihre Schulter und sprach: »Helene, ziehe deinen Shawl an und setze deinen Hut auf; laß uns ausgehen – ich habe dir so viel zu sagen.« – In wenigen Augenblicken war sie bereit, und sie nahmen ihren Weg nach ihrem Lieblingsplatze auf der Brücke. »Als sie in einer der Vertiefungen oder Ecken Halt machten, begann Leonard: »Helene, wir müssen scheiden!«

»Scheiden? – O Bruder!«

»Höre mich an. Alle Arbeit, bei welcher der Geist thätig sein kann, ist für mich vorüber; es bleibt mir nichts mehr übrig, als die Arbeit mit Muskeln und Sehnen. Ich kann nicht nach meinem Dorfe zurückkehren und Allen dort sagen: ›Meine Hoffnungen beruhten auf Selbsttäuschung, und mein Verstand war ein Blendwerke.‹ Ich kann nicht. Auch kann ich in dieser schmutzigen Stadt nicht Diener oder Packträger werden. Mag sein, daß ich zu einer solchen Sklaverei geboren bin, aber mein Geist hat mich, was vielleicht ein Unglück ist, über meine Geburt erhoben. Was soll ich beginnen? Ich weiß es noch nichts – Soldatendienste nehmen; oder mir vielleicht als Auswanderer in irgend einer fernen Wildniß einen Weg bahnen. Wie ich aber auch meine Wahl treffe, so muß ich von jetzt an allein sein; ich habe keine Heimat mehr: Aber für dich, Helene, gibt es eine Heimat, zwar eine sehr

geringe für dich, die du von so guter Familie bist – aber eine sichere Heimat – das Dach meiner Mutter, die eine Bäuerin ist. Sie wird dich um meinetwillen lieben, und –«

Helene klammerte sich zitternd an ihn und schluchzte: »Alles; alles, was du willst. Aber ich kann arbeiten; ich kann Geld verdienen, Leonard. Ich verdiene in der That Geld – du weißt nicht, wie viel – aber genug für uns Beide, bis für dich bessere Zeiten kommen. Laß uns nicht scheiden.«

»Und ich ein Mann, und zur Arbeit geboren, sollte mich durch die Arbeit eines Kindes erhalten lassen! – Nein, Helene, würdige mich nicht so weit herab.«

Als sie bemerkte, wie seine Stirne glühte, zog sie sich zurück, senkte ihr Haupt unterwürfig und murmelte: »Verzeihung!«

»Ach,« begann Helene nach einer Pause wieder, »wenn wir doch jetzt nur den Freund meines armen Vaters finden könnten! Früher lag mir nie so viel daran!«

»Ja, er würde gewiß für dich sorgen.«

»Für mich!« wiederholte Helene im Tone eines milden, aber schmerzlichen Vorwurfs, und sie wandte ihren Kopf ab, um ihre Thränen zu verbergen.

»Bist du gewiß, daß du dich seiner erinnern würdest, wenn wir ihm zufällig begegnen sollten?«

»O ja. Er war so verschieden von Allen, die wir in dieser schrecklichen Stadt sehen, und seine Augen glichen jenen hellen, glänzenden Sternen; der Glanz schien jedoch aus der Ferne zu kommen, wie es auch bei den deinigen der Fall ist, wenn deine Gedanken von den Dingen

rings um dich her entfernt sind. Und dann seinen Hund, den er Nero nannte – auch diesen würde ich wieder erkennen.«

»Aber sein Hund ist vielleicht nicht immer bei ihm.«

»Aber seine hellen, glänzenden Augen sind es! Ach, jetzt blickst du nach dem Himmel hinauf und die deinen scheinen zu träumen, wie die seinigen.«

Leonard antwortete nicht; denn seine Gedanken waren in der That nicht auf der Erde, sondern strebten, jenen fernen, geheimnißvollen Himmel zu ergründen.

Beide schwiegen lange; die Menge eilte an ihnen vorüber, ohne sie zu beachten. Die Nacht senkte sich tiefer auf den Fluß herab, aber der Widerschein der Lampenlichter in den Wellen war deutlicher zu sehen, als der der Sterne. Die Strahlen zeigten die Dunkelheit der starken Strömung, und die kleinen Schiffe, welche östlich im Strome lagen mit gespenstischen Masten ohne Segel und schwarzem, traurigem Rumpfe, sahen in ihrer Stille todtenartig aus.

Leonard schaute hinab, und der Gedanke auf Chatterton schrecklichen Selbstmord stieg wieder in seiner Seele auf, und ein bleiches, höhnisches Antlitz mit leuchtenden, gespensterhaften Augen schien aus dem Strome aufzublicken und mit seinen blassen Lippen zu murmeln: »Kämpfe nicht mehr gegen die Strömungen auf der Oberfläche – alles ist ruhig und still in der Tiefe.«

Als er aus seiner düsteren Träumerei entsetzt auffuhr, begann er schnell mit Helene zu sprechen und versuchte,

sie durch Beschreibungen der freundlichen Heimat, die er ihr angeboten, zu beschwichtigen.

Er sprach von den leichten Sorgen, die sie mit seiner Mutter zu theilen haben wurde – denn so nannte er noch immer die Wittve – und verweilte mit einer Beredsamkeit, welcher der Gegensatz zu der Umgebung wirklichen, kräftigen Nachdruck verlieh, bei dem glücklichen, ländlichen Leben, bei den schattigen Wäldern, bei den wogenden Kornfeldern und dem feierlichen, einsam stehenden Kirchthurme, der sich über die ruhige Landschaft erhob. In schmeichelnder Weise schilderte er die blumigen Terrassen des italienischen Verbannten und den sprudelnden Springbrunnen, dessen Wasserstrahlen während er jetzt sprach, gen Himmel emporstiegen durch die reine Luft, die nicht getrübt war durch den Rauch der Städte und nicht befleckt durch die sündigen Seufzer der Menschen. Er versprach ihr die Liebe und den Schutz guter Menschen, deren Herzen mit der glücklichen, sie umgebenden Natur übereinstimmten – die einfache, liebevolle Mutter, der sanftmüthige Pfarrer – der weise und gütige Verbannte – Violante mit ihren dunkeln Augen, reich an geheimnißvollen Gedanken, wie sie die Einsamkeit im kindlichen Alter hervorruft – Violante sollte ihre Gefährtin sein!

»O!« rief Helene; »wenn das Leben dort so glücklich ist, so kehre mit mir zurück – kehre zurück!«

»Ah,« murmelte der Jüngling, »wenn der Hammer einmal den Funken auf dem Ambos geschlagen, so muß der Funke in die Hohe fliegen; er kann nicht wieder auf die

Erde zurückfallen, bis das Licht ihn verlassen hat. – Aufwärts, Helene, laß mich aufwärts steigen!«

### FÜNFZEHNTE KAPITEL.

Am folgenden Morgen war Helene unwohl – so unwohl, daß sie, kurz nachdem sie aufgestanden, sich gezwungen sah, in das Bett zurückzukriechen. Es fröstelte sie am ganzen Körper – ihre Augen waren trübe – ihre Haut brannte wie Feuer. Es war Fieber eingetreten. Vielleicht hatte sie sich auf der Brücke erkältet – vielleicht war die Aufregung zu viel für sie gewesen. Leonard rief in großer Unruhe den nächsten Apotheker. Dieser machte ein bedenkliches Gesicht und sagte, es sei Gefahr vorhanden. Und die Gefahr wurde bald offenkundig – Helene begann zu phantasiren. Mehrere Tage schwebte sie zwischen Leben und Tod. Da fühlte Leonard, daß aller Kummer der Erde leicht sei im Vergleich mit der Furcht, das zu verlieren, was wir lieben. Wie werthlos schienen ihm jetzt die beneidenswerthen Lorbeeren der sterbenden Rose. Endlich kam sie wieder zu sich, was vielleicht mehr seiner Aufmerksamkeit und Pflege, als der ärztlichen Geschicklichkeit zu verdanken war; die unmittelbare Gefahr schien vorüber, aber sie war sehr schwach und hilflos – ihre vollständige Genesung war zweifelhaft – im besten Falle würde sie sich nur langsam erholen.

Als sie aber erfuhr, wie lange sie krank gewesen, blickte sie Leonard ängstlich in's Gesicht, während er sich über sie beugte. »Gib mir meine Arbeit,« stammelte sie;

»ich bin jetzt kräftig genug dazu – es würde mich unterhalten.«

Leonard brach in Thränen aus.

Ach, er hatte selbst keine Arbeit; all ihr gemeinschaftliches Geld war dahin geschwunden. Der Apotheker glich nicht dem guten Doctor Morgan; die Arznei und die Miete sollten bezahlt werden. Zwei Tage vorher hatte Leonard Riccabocca's Uhr in das Pfandhaus getragen; und wenn der letzte Schilling, den er sich auf diese Weise verschaffte, ausgegeben war, wie sollte er dann Helene erhalten. Dennoch stillte er seine Thränen und versicherte sie, daß er Beschäftigung habe – und das in einem so ernsten Tone, daß sie ihm glaubte und in einen sanften Schlaf sank. Er lauschte ihren Athemzügen, küßte ihre Stirne und verließ das Zimmer. Hierauf begab er sich in sein eigenes Stübchen nebenan und suchte, das Gesicht auf die Hand gestützt alle seine Gedanken zu sammeln.

Er mußte endlich zum Bettler werden. Er mußte an Mr. Dale um Geld schreiben – an Mr. Dale, der das Geheimniß seiner Geburt kannte! Er hätte lieber bei einem Fremden gebettelt – denn es kam ihm vor, als ob das Kind dem Andenken seiner Mutter eine neue Unehre zufüge, wenn er bei Jemandem bettelte, dem ihre Schande bekannt war. Wenn er der Einzige gewesen wüte, der Noth und Hunger leiden mußte, so wäre er lieber Zoll für Zoll in das Grab des Hungers hinabgesunken, als seinen Stolz auf eine solche Weise zu demüthigen. Aber Helene, die dort auf dem Bette lag – Helene, die vielleicht noch wochenlang Beistand bedurfte, und deren Krankheit selbst

Luxusartikel zu einer Nothwendigkeit machte! Er mußte betteln. Und hättest du, mein Leser, das stolze, zuckende Herz sehen können, welches er in dieser Stunde bezwang, du würdest gesagt haben – »das, was ihm Herabwürdigung dünkt, ist Heldenmuth. O seltsames, menschliches Herz! Kein Epos, das je geschrieben wurde, erreicht das Erhabene und Schöne, welches ungelesen von irgend einem menschlichen Auge auf deinen geheimen Blättern eingegraben ist.« Von wem sonst sollte er betteln? Seine Mutter hatte nichts, Riccabocca war arm, und die majestätische Violante, die ausgerufen hatte: »Ich wollte, ich wäre ein Mann!« – er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sie ihn bemitleiden, ihn verachten sollte. Die Avenels? Nein – drei Mal nein! Er nahm rasch Tinte und Papier und schrieb eiligst einige Zeilen, die ihm abgerungen wurden, wie von den blutenden Sehnen seines Lebens.

Aber die Poststunde war vorüber. Der Brief mußte warten bis zum nächsten Tag, und wenigstens drei Tage würden verstreichen, ehe er Antwort erhalten konnte. Er ließ das Schreiben auf dem Tische liegen und ging fort, vor Beklemmung nach Luft schnappend. Er schritt mechanisch über die Brücke und wurde durch eine Menschenmenge bis vor die Thüre des Parlaments hingedrückt. Für jenen Abend war eine Debatte angesetzt, welche das Interesse des Publikums erregte, und auf der Straße hatten sich viele Leute angesammelt, die ab- und zugehende

Parlamentsmitglieder sehen oder erfahren wollten, welche Redner sich schon erhoben hatten, um an der Debatte Theil zu nehmen. Manche versuchten auch, Karten für die Gallerie zu bekommen.

Er blieb unter jenen Müßiggängern stehen, allerdings ohne ein gemeinschaftliches Interesse mit ihnen zu haben, und blickte zerstreut über ihre Köpfe weg nach der hohen Begräbniß-Abtei – nach dem Golgatha der Dichter, Heerführer und Könige.

Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit durch den Klang eines Namens, der ihm in unangenehmer Erinnerung war, auf die Umstehenden gelenkt. »Wie befinden Sie sich, Randal Leslie? Kommen Sie, um die Debatte mit anzuhören?« sagte ein Parlamentsmitglied, welches die Straße passirte.

»Ja; Mr. Egerton versprach, mir einen Platz unter der Gallerie zu verschaffen. Er wird heute Abend selbst sprechen, und ich habe ihn nie gehört. Da Sie gerade in das Haus hineingehen, möchten sie ihn nicht daran erinnern?«

»Ich kann es jetzt nicht, denn er spricht schon – und gut. Ich eilte von dem Athenäum, wo ich zu Mittag speiste, fort, um noch zu rechter Zeit zu kommen; denn ich hörte, daß seine Rede große Wirkung mache.«

»Das trifft sich sehr unglücklich,« sagte Randal. »Ich hatte keine Idee davon, daß er so früh sprechen würde.«

»M– veranlaßte ihn dazu durch einen direkten persönlichen Angriff. Aber folgen Sie mir; vielleicht kann ich Sie

in das Haus hinein bringen, denn ein Mann, wie Sie, Leslie, von dem wir dereinst Großes erwarten, sollte keine solche Gelegenheit versäumen, um zu erfahren, was unser Haus an einem Schlachtabend ist. Kommen Sie!« Das Mitglied eilte der Thüre zu; als Randal ihm folgte, rief einer der Umstehenden – »Das ist der junge Mann, der die berühmte Broschüre geschrieben hat – ein Verwandter Mr. Egerton's.«

»O, wirklich!« sagte ein Anderer. »Ein geschickter Mann, dieser Egerton – ich warte auf ihn.«

»Das thue ich auch.«

»Sie sind aber kein Wähler, wie ich es bin?«

»Nein; aber er ist sehr gütig gegen meinen Neffen gewesen, und ich muß ihm dafür danken. Sie sind einer seiner Wähler – er ist eine Ehre für Ihre Stadt!«

»Das ist er – ein aufgeklärter Mann!«

»Und so edelmüthig!«

»Er befördert wirklich gute Maßregeln,« bemerkte der Politiker.

»Und gescheidte, junge Leute,« sagte der Onkel.

Noch ein oder zwei Andere stimmten in das Lob Audley Egerton's ein, viele Anekdoten wurden von seiner Freigebigkeit erzählt.

Leonard hörte anfangs nachlässig, zuletzt aber mit nachdenklicher Aufmerksamkeit zu. Er hatte schon Burrely in sehr rühmenden Ausdrücken von diesem edelmüthigen Staatsmanne reden hören, der, ohne selbst auf

Genie Anspruch zu machen, dasselbe bei Andern schätzte. Plötzlich erinnerte er sich auch, daß Egerton der Halbbruder des Squires war. Die unbestimmte Idee, an diesen ausgezeichneten Mann ein Gesuch, nicht um eine Gabe, sondern um eine geistige Beschäftigung zu richten, fuhr ihm durch den Kopf, unerfahrener Jüngling, der er noch war! Und während er darüber nachdachte, öffnete sich die Thüre des Hauses, und heraus trat Audley Egerton selbst. Ein theilweiser Beifallsruf, begleitet von einem allgemeinen Murmeln, benachrichtigte Leonard von der Gegenwart des beliebten Ministers. Fünf oder sechs Personen hielten nach einander Egerton an; ein Händedruck, ein Kopfnicken, ein paar kurze geflüsterte Worte genügten für das geübte Parlamentsmitglied, um sich auf freundliche Weise los zu machen; und sobald ihm dies gelungen war, schritt er weiter und wandte sich der Brücke zu. Er blieb an der Ecke stehen, nahm seine Uhr heraus und blickte beim Lampenschein darauf.

»Harley wird bald hier sein,« murmelte er – »er ist immer pünktlich; und da ich jetzt gesprochen habe, so kann ich ihm eine Stunde widmen. Das ist gut.«

Als er seine Uhr wieder in die Tasche steckte und den Rock über seiner breiten Brust zuknöpfte, erhob er seine Augen und bemerkte einen jungen Mann, der vor ihm stand.

»Wünschen Sie etwas von mir?« frug der Staatsmann mit der schlichten Kürze seines praktischen Charakters.

»Mr. Egerton,« sagte der junge Mann mit einer Stimme, die eines leichten Bebens ungeachtet, männlich

klang – »Sie haben einen großen Namen und eine große Macht – ich stehe hier in den Straßen Londons ohne Freund und ohne Beschäftigung. »Ich glaube, daß ich die Fähigkeit besitze, eine edlere Arbeit zu verrichten, als bloß körperliche – wenn ich nur einen Freund, einen Wirkungskreis für meine Gedanken hätte. Und nun ich dies gesagt habe – ich weiß kaum, wie oder warum, wenn nicht aus Verzweiflung und in dem plötzlichen Antriebe, den die Verzweiflung aus dem Lobe schöpfte, das Ihren Erfolg begleitete – habe ich nichts mehr hinzuzufügen.«

Audley Egerton schwieg einen Augenblick, überrascht durch den Ton und die Anrede des Fremden; aber der vollendete und vorsichtige Weltmann, – der an alle Arten seltsamer Gesuche und an alle Arten des Betrugs gewöhnt war, erholte sich bald von dem leichten Eindruck, den Leonard's Worte vorübergehend auf ihn gemacht hatten.

»Sind Sie in – geboren?« (Hier nannte er die Stadt, welche er im Parlamente vertrat.)

»Nein, Sir.«

»Junger Mann, es thut mir sehr leid um sie; aber der Verstand, den Sie besitzen (denn ich beurtheile denselben nach der Erziehung, die Sie offenbar erhalten haben), muß Ihnen sagen, daß eine öffentliche Persönlichkeit, welchen Einfluß Sie auch haben mag, durch berechnete Bittsteller zu sehr in Anspruch genommen wird, um Fremden Gehör schenken zu können.«

Er hielt einen Augenblick inne; als aber Leonard schweigend stehen blieb, fügte er mit mehr Güte, als die

meisten öffentlichen Persönlichkeiten in einem solchen Fall gezeigt haben würden, hinzu:

»Sie sagen, daß Sie ohne Freunde sind – armer junger Mensch! In der Jugend geht es Manchem so, der Freunde genug findet, bevor er sein Leben beschließt. Seien Sie redlich und betragen Sie sich gut; verlassen Sie sich auf sich selbst und nicht auf Fremde; verrichten Sie körperliche Arbeit, wenn es mit der geistigen nicht glücken will; und glauben Sie mir, daß dieser Rath alles ist, was ich Ihnen geben kann, ausgenommen diese Kleinigkeit« – und der Minister bot ihm eine Krone an.

Leonard verbeugte sich, schüttelte traurig den Kopf und verschwand unter der Menge. Egerton blickte ihm mit einem gewissen Gefühl der Unbehaglichkeit nach.

»Pah!« sagte er vor sich hin, »in diesen Straßen Londons muß es Tausende geben, die in derselben Lage sind. Ich kann die nothwendigen Folgen der Civilisation nicht abändern. Gut erzogen! Nicht an der Unwissenheit wird fortan die Gesellschaft leiden – es ist eine Folge der Ueberbildung, daß Tausende von hungrigen Leuten, welche dadurch zur Handarbeit unfähig geworden sind und auf dem geistigen Gebiete kein Fortkommen finden, eines Tages gleich diesem jungen Manne in unseren Straßen stehen und klügere Minister, als ich einer bin, in Verlegenheit setzen.«

Während Egerton auf diese Weise nachsann und der Brücke zuschritt, klang ein Jagdhorn lustig von dem Sitze eines hübschen Vierspänners herab. Ein Herrschaftswagen mit prächtigen Vollblutpferden bespannt, rasselte

über den Weg, und Egerton erkannte in dem Pferdelenker seinen Neffen – Frank Hazeldean.

Der junge Gardeoffizier kehrte mit einer lustigen Gesellschaft von einem Diner in Greenwich zurück; und das unbekümmerte Lachen dieser Kinder des Vergnügens schallte weit über den stillen Fluß hinüber.

Es klang störend für das Ohr des von Mühen und Sorgen heimgesuchten Staatsmannes – der sich vielleicht in all seiner Größe und unter der großen Menge seiner Freunde einsam und unbefriedigt fühlte. Es erinnerte ihn vielleicht an seine eigene Jugend, da er auch an solchen Ausflügen und Belustigungen Theil genommen, dabei aber immer sich eine ehrgeizige und emporstrebende Seele bewahrt hatte. »*Le jeu, vaut il la chandelle?*« sagte er und zuckte die Achseln.

Der Wagen rollte rasch an Leonard vorüber und bespritzte ihn mit dem Schmutz der Straße. Das Gelächter schlug an sein Ohr in noch mißtönenderer Weise, als an das des Ministers – allein es erregte keinen Neid in ihm.

»Das Leben ist ein dunkles Räthsel,« sagte er und legte die Hand auf die Brust.

Hierauf wanderte er langsam weiter, bis er die Stelle erreichte, wo er einige Abende vorher mit Helene gestanden hatte, und sank dann, schwindelig, weil er nichts gegessen, und müde, weil er nicht geschlafen hatte, in dem finsternen Winkel zu Boden, während der Strom, der unter dem steinernen Bogen dahinrollte, gleichsam ein

Trauerlied in sein Ohr murmelte – wie unter dem gesellschaftlichen Schlußstein das Geheimniß der menschlichen Unzufriedenheit fortwährend klagt und dahinrollt. Tröste dich, o Denker, mit dem Strome! Es ist der Fluß, der die Stadt gegründet und ihr Glanz gegeben hat; und ohne Unzufriedenheit – wo wäre der Fortschritt? was wäre der Mensch? Tröste dich, Denker! Wenn auch der Fluß, über den du dich beugst, oder an dessen Ufer du müde und trostlos niedersinkst, an dem Bogen nagt, auf welchem du stehst – so lasse dir doch nie träumen, daß du durch Zerstörung der Brücke das Wehklagen der Wogen zum Schweigen bringen könntest!

#### SECHSZEHNTE KAPITEL.

In einem der Zimmer, welche ihm im Hause seines Vaters zu Knightsbridge angewiesen war, saß Lord L'Estrange und ordnete und vernichtete Briefe und Papiere – das gewöhnliche Zeichen, daß man seinen Wohnplatz ändern will. Es gibt gewisse Kleinigkeiten, nach welchen ein geübter Beobachter den Charakter eines Menschen beurtheilen kann. So waren verschiedene kleine Andenken aus früheren Tagen, welche durch Erinnerung geheiligt, oder durch Gewohnheit dem Eigenthümer lieb geworden waren, auf dem Tische mit einer gewissen Eleganz, aber soldatenmäßiger Genauigkeit geordnet; dieselben bildeten immer einen Theil der Einrichtung in Harley's Zimmer, mochte er nun in Egypten, Italien oder in England sein. Selbst das kleine, altmodische

und etwas unbequeme Tintenfaß, in welches er seine Feder tauchte, um die Briefe, die er bei Seite legte, mit einer Aufschrift zu versehen, gehörte zu dem kleinen Schreispult, der als Schulknabe sein Stolz gewesen war. Auch die Bücher, welche zerstreut umher lagen, waren nicht neue Werke, nicht solche, zu welchen wir uns wenden, um für eine Stunde die Neugierde zu befriedigen oder unsere ernsteren Gedanken zu zerstreuen; es waren hauptsächlich entweder lateinische oder italienische Dichter mit vielen Bleistiftnotizen am Rande, oder Bücher, welche an die Denkkraft ernste Anforderungen stellen, langsames und häufiges Durchstudiren verlangen und uns zuletzt liebe Gefährten werden. Wenn man so bemerkte, daß dieser Mann sogar in stummen leblosen Dingen der Veränderung abhold war und allem, was mit alten Erinnerungen in Verbindung stand, treue Anhänglichkeit bewahrte, so konnte man nicht nur hieraus schließen, daß er an wichtigeren Neigungen mit Beharrlichkeit festhalten würde, sondern auch die Jugendfrische in seiner Freundschaft für Audley Egerton, dessen Charakter und Lebenszwecke von den seinigen so verschieden waren, eher begreifen. Wenn das Herz Harley L'Estrange's einmal eine Neigung gefaßt hatte, so konnte dieselbe nie in Frage gezogen oder zum Gegenstand einer Verstandesbetrachtung gemacht werden; sie wurde stillschweigend seiner innersten Natur einverleibt, und nichts, als eine Umwälzung seines ganzen Systems, konnte sie wieder ausreißen oder eine Störung hinein bringen

Lord L'Estrange's Blick ruhte jetzt auf einem Briefe, der mit steifer, deutlicher, italienischer Handschrift geschrieben war; und statt denselben sofort wegzulegen, wie er es mit den übrigen gethan, faltete er ihn auseinander und las dessen Inhalt von Neuem durch. Es war ein Brief von Riccabocca, den er vor einigen Wochen empfangen hatte, und der folgendermaßen lautete:

*Brief von Signor Riccabocca an Lord L'Estrange.*

»Ich danke Ihnen, mein edler Freund, daß Sie Ihrem Urtheil über mich Glauben an meine Ehre und Achtung vor meinen widrigen Schicksalen zu Grunde legen.

»Nein und drei Mal nein allen Concessionen und allen Verhandlungen mit Giulio Franzini gegenüber. Ich schreibe diesen Namen, und meine Aufregung droht mich zu ersticken. Ich muß inne halten und mich abkühlen, bis das Gefühl der Verachtung wiederkehrt. Es ist vorüber. Lassen wir diesen Gegenstand. Aber Sie haben mich beruhigt. Diese Schwester – ich habe sie seit ihrer Kindheit nicht gesehen; aber sie wurde unter *seinem* Einfluß erzogen – sie kann nur in seinem Interesse thätig sein. Sie wünscht meinen Aufenthaltsort zu erfahren! Zuverlässig nur zu irgend einem feindlichen oder boshaften Zwecke. Ich kann Ihnen vertrauen – ich weiß das. Sie sagen, ich könnte ebenso der Vorsicht Ihres Freundes vertrauen. Verzeihen Sie mir – mein Vertrauen ist nicht so dehnbar. Ein einziges Wort kann den Schlüssel zu meinem Zufluchtsorte geben. Aber, wenn ich auch entdeckt würde, was könnte mir das schaden? Ein englisches Dach beschützt mich gegen österreichischen Despotismus; das ist

wahr, aber nicht der eherne Thurm der Danase könnte mich gegen italienische List beschützen, und wenn es auch nichts Schlimmeres sein sollte, so würde es mir doch unerträglich, unter den Augen eines erbarmungslosen Spähers zu leben. Sehr wahr sagt unser Sprüchwort: ›Derjenige schläft schlecht, für welchen der Feind wacht.‹ Sehen Sie, mein Freund, ich habe mit meinem alten Leben abgeschlossen – ich wünsche, es von mir zu werfen, wie die Schlange ihre Haut abstreift. Ich habe mir selbst alles versagt, was Verbannte als einen Trost ansehen; kein Mitleid mit dem Unglück, keine Botschaften von theilnehmenden Freunden, keine Nachrichten von einem verlorenen und ausgeplünderten Vaterlande folgen mir an meinen Heerd unter einem fremden Himmel. Ich habe mich selbst freiwillig von all' diesem abgeschnitten. Ich bin für das Leben, welches ich einst lebte, so todt, als wenn der Styx zwischen jenem und mir dahin strömte. Mit jener Strenge, welche nur für Unglückliche paßt, habe ich mir sogar den Trost Ihres Besuchs versagt. Ich habe Ihnen offen und einfach mitgetheilt, daß Ihre Gegenwart meine erzwungene, auf schwachen Füßen stehende Philosophie erschüttern und mich nur an die Vergangenheit erinnern würde, die ich aus meinem Gedächtnisse auszulöschen suche. Sie haben sich damit unter der Bedingung einverstanden erklärt, daß ich, wenn ich wirklich Ihrer Hülfe bedarf, dieselbe verlangen werde; und Sie haben unterdessen in edelmüthiger Weise durch die Kabinete der Minister und an den Höfen der Könige Gerechtigkeit für mich zu erlangen gestrebt. Ich habe Ihren

Herzen diese Wollust nicht verwehrt – um meines Kindes willen! (Ach, ich habe dasselbe bereits gelehrt, Ihren Namen zu verehren, und er wird in ihren Gebeten nicht vergessen!) Aber jetzt, da Sie überzeugt sind, daß selbst Ihr Eifer nichts ausrichtet, so bitte ich Sie, von diesen Versuchen, welche dazu dienen könnten, den Spion auf meine Fährte zu bringen und mich in neue Mißgeschicke zu verwickeln, abzustehen. Glauben Sie mir, mein theurer Freund, daß ich mit meinem Loose zufrieden bin. Ich bin überzeugt, daß es nicht mein Glück wäre, wenn eine Veränderung desselben stattfände. »*Chi non hs provato il male non conos ce il bene.*« (»Man weiß das Gute, das man hat, nicht zu schätzen, wenn man das Unglück nicht kennen gelernt hat.«) Sie fragen mich, wie ich lebe – ich antworte *alla giornata* – für den heutigen Tag – nicht für morgen, wie ich sonst gethan. Ich habe mich an das ruhige Leben in einem Dorfe gewöhnt. Ich interessire mich für die Einzelheiten desselben. Mir gegenüber sitzt meine Frau, das gute Geschöpf, und fragt mich nie, was oder an wen ich schreibe, ist aber immer bereit, ihre Arbeit bei Seite zu legen und mit mir zu plaudern, sobald ich die Feder weggeworfen habe. Plaudern – worüber? der Himmel weiß es! Aber ich will lieber dieses Geplauder hören, obgleich es nur die Angelegenheiten eines Dörfchens betrifft, als wieder mit feigen Edelleuten und einfältigen Professoren über Staatseinrichtungen und Staatsverfassungen sprechen. Wenn ich zu erfahren wünsche, wie wenig diese Letzteren auf das Glück weiser Männer Einfluß üben, habe ich dann nicht meinen Macchiavell und Thucydides?

Dann kömmt hin und wieder der Pfarrer zu mir, und wir disputiren mit einander. Er weiß nie, wann er geschlagen ist, und so dauert denn die Diskussion ewig fort. An schönen Tagen wandere ich mit meiner Violante längs einem sich dahin schlängelnden Bache hin, oder ich schlendere zu meinem Freunde, dem Squire und sehe, welch' ein gesundes Ding das wahre Vergnügen ist; und an nassen Tagen schließe ich mich ein und träume vielleicht, bis, horch! ein sanftes Klopfen an der Thüre ertönt, und herein tritt Violante mit ihren dunkeln Augen, die durch vorwurfsvolle Thränen glänzen – vorwurfsvoll, weil ich trauern konnte, während sie unter meinem Dache sich befindet – dann schlingt sie ihre Arme um mich, und in fünf Minuten ist alles Sonnenschein im Hause. Was kümmern wir uns um Eure englischen grauen Wolken da draußen?

»Lassen Sie mich, mein theurer Lord, auf diese ruhige glückliche Weise dem Alter entgegenschreiten, das heiterer ist, als die Jugend, die ich auf eine so wilde Weise vergeudete; und bewahren Sie das Geheimniß, von welchem mein Glück abhängt.

»Jetzt zu Ihnen selbst, bevor ich schließe. Von diesem Ihrem Selbst sprechen Sie zu wenig, wie von mir zu viel. Aber ich begreife zu gut die tiefe Melancholie, die unter dem wilden und phantasiereichen Humor verborgen liegt, womit Sie Dasjenige verblümt andeuten, was Sie so ernstlich fühlen. Die geschäftige Einsamkeit der Städte drückt Sie. Sie flüchten sich zu dem *dolce far niente* zurück – zu wenigen aber vertrauten Freunden, zu einem einförmigen, aber uneingezwängten Leben; und selbst da

wird das Gefühl der Einsamkeit sich Ihrer von Neuem bemächtigen, denn Sie streben nicht so, wie ich, die Erinnerung zu vernichten; Ihre todten Leidenschaften haben sich in Gespenster verwandelt, welche Ihnen erscheinen und Sie für die lebende Welt untauglich machen. Ich sehe alles – ich sehe es noch in Ihren flüchtigen phantastischen Zeilen, wie ich es damals sah, als wir unter den Fichten saßen und den blauen See betrachteten, der vor unseren Augen ausgebreitet lag. Ich fühle mich beunruhigt von dem Schatten der Zukunft, während sie durch den der Vergangenheit gequält wurden.

»Allerdings sagen Sie halb im Ernst und halb im Scherz: ›Ich will aus dem Gefängniß der Erinnerung entfliehen; ich will neue Bande knüpfen, wie andere Männer, und das, ehe es zu spät ist; ich will heirathen – ja, aber ich muß lieben – da steckt die Schwierigkeit – ja, und dem Himmel sei Dank, daß dem so ist. Rufen Sie sich alle die unglücklichen Ehen, welche zu Ihrer Kenntniß gelangten, in das Gedächtniß zurück – sind nicht von zwanzig Heirathen achtzehn aus Liebe geschlossen worden. So ist es immer gewesen, und so wird es immer sein. Der Grund ist der, daß wir, wenn wir innig lieben, so viel fordern und so wenig verzeihen. Begnügen Sie sich damit, ein Wesen zu finden, bei welchem Ihr Heerd und Ihre Ehre sicher sind. Sie werden nach und nach Dies lieben, was Ihr Herz nie verwundete – Sie werden bald die Liebe zu Dem verlieren, was Ihre Einbildung immer täuschen muß. *Cospetto!* Ich wollte, meine Jemima hätte

eine jüngere Schwester für Sie. Und doch geschah es mit tiefem Stöhnen, daß ich mich an eine – Jemima band.

»Ich habe Ihnen einen langen Brief geschrieben, um Ihnen zu beweisen, wie wenig ich Ihr Mitleid und Ihren Eifer nöthig habe. Lassen Sie nun wieder ein langes Schweigen zwischen uns eintreten. Es ist nicht leicht für mich, mit einem Manne von Ihrem Range zu korrespondiren, ohne mich dem neugierigen Geschwatze meines stillen kleinen Teiches von einer Welt auszusetzen, welchen das Plätschern eines Kieselsteines in Aufregung zu versetzen vermag. Ich muß diesen Brief nach einer Poststation, zehn Meilen von hier, bringen und ihn dort heimlich in einen Briefkasten werfen.

»Leben Sie wohl, theurer und edler Freund, gütigstes Herz und zarteste Phantasie, der ich je auf meiner Wanderung durch die Welt begegnet bin. Leben Sie wohl – schreiben Sie mir zwei Zeilen, wenn Sie einen Tages Traum aufgegeben und eine Jemima gefunden haben.

Alphonso.

»P. S. – Ich bitte Sie dringend, warnen Sie wiederholt Ihren Freund, den Minister, kein Wort, das meinen Versteck verrathen könnte, gegen jene Frau fallen zu lassen.«

»Ist er wirklich glücklich?« murmelte Harley, als er den Brief zusammen legte, und versank dann in eine kurze Träumerei.

»Dieses Leben in einem Dorfe – die Gattin, welche ihre Arbeit bei Seite legt, um über die Dorfbewohner zu plaudern – Welch' ein Gegensatz zu Audley's vollwichtigem Dasein. Und keinen von Beiden kann ich beneiden,

noch begreifen – und doch – was ist denn mein eigenes Dasein?«

Er stand auf und näherte sich dem Fenster, von welchem eine Treppe zu einem grünen Rasenplatze hinabführte, der mit größeren Bäumen besetzt war, als man sonst gewöhnlich in den Anpflanzungen einer Vorstadtwohnung findet. Es lag Ruhe und Kühle in diesem Anblick und man hätte kaum vermuthen sollen, daß London so nahe sei.

Die Thüre öffnete sich leise und eine Dame, welche über das mittlere Alter hinaus war, trat ein; sie näherte sich Harley, der noch immer sinnend am Fenster stand, und legte ihre Hand auf seine Schulter. Wie viel Charakter liegt nicht in einer Hand! Diejenige dieser Dame würde Titian mit fleißiger Sorgfalt gemalt haben! Fein, weiß und zart – mit blauen, auf der Oberfläche sichtbaren Adern. Es drückte sich indessen in der Form und in dem Bau etwas mehr, als bloße patrizische Eleganz aus. Ein Physiologe würde sofort gesagt haben: »Es liegt Verstand und Stolz in jener Hand, welche da, wo sie ruht, einen festen Anhaltspunkt zu gewinnen scheint und wenn ihr Druck auch noch so sanft ist, doch nicht so leicht sich abschütteln läßt.«

»Harley,« sagte die Lady – und Harley wendete sich um. »Du täuschest mich nicht durch jenes Lächeln,« fuhr sie traurig fort: »du lächeltest nicht, als ich eintrat.«

»Es geschieht selten, meine liebe Mutter, daß wir lächeln, wenn wir allein sind; und ich habe in der letzten

Zeit keine solche Thorheit begangen, daß ich veranlaßt wäre, über mich selbst zu lächeln.«

»Mein Sohn,« sagte Lady Lansmere etwas rasch, aber mit großem Ernste, »du stammst von einer Reihe berühmter Vorfahren ab, und es däucht mir, als ob sie von ihren Gräbern aus frügen, warum der Letzte ihres Geschlechtes kein Ziel, keinen Zweck – kein Interesse – keine Heimath in dem Lande hat, welchem sie dienten, und welches sie mit seinen Ehren belohnte.«

»Mutter,« erwiderte der Soldat einfach, »als das Land in Gefahr war, diente ich ihm, wie es meine Vorfahren gethan – und meine Antwort würden die Narben auf meiner Brust sein.«

»Kann man einem Lande nur in Zeiten der Gefahr dienen – nur im Kriege seine Pflicht erfüllen? Glaubst du, daß dein Vater in seinem einfachen Leben als Landedelmann nicht, wenn auch im Stillen, den Zwecken diene, für welche die Aristokratie geschaffen und derselben Reichthum verliehen worden ist?«

»Ohne Zweifel thut er das, Mutter – und besser, als sein unstäter Sohn es je thun kann.«

»Und doch hat sein unstäter Sohn so große Gaben von der Natur erhalten – seine Jugend war so viel versprechend – seine Jünglingszeit glühte in einem solchen Traume von Ruhm.«

»Ja,« sagte Harley, sehr leise, »das ist möglich – und alles in einem einzigen Grabe begraben!« Die Gräfin fuhr

zusammen und zog ihre Hand von Harley's Schulter zurück. Lady Lansmere's Züge gehörten nicht zu denjenigen, welche den Ausdruck oft wechseln. Sie hatte hierin, wie in dem Schnitt ihres Gesichtes, wenig Aehnlichkeit mit ihrem Sohne. Ihre Züge hatten etwas Adlerartiges – die Augenbrauen waren so gewölbt, daß sie dem Antlitz eine gewisse Majestät verliehen. Die Linien um den Mund waren gewöhnlich starr und zusammengedrückt. Ihr Antlitz trug die Spuren großer und unterdrückter Kämpfe und Aufopferungen. Es lag etwas Förmliches, und selbst etwas Ascetisches in dem Charakter ihrer immer noch bedeutenden Schönheit, sowie in ihrer ganzen Erscheinung und in ihrem Anzuge. Man hätte glauben können, irgend eine gothische Edelfrau aus alten Zeiten, halb Herrin eines Schlosses, halb Aebtissin vor sich zu haben; mit einem Blicke konnte man sehen, daß sie nicht in der gedankenlosen Welt lebte, die sie umgab und daß sie die Moden und die Denkweise derselben verachtete; allein dieses Antlitz war bei all' seiner Starrheit das Antlitz einer Frau, welche menschliche Bande und menschliche Neigung gekannt hat; und als sie jetzt lange die ruhige traurige Stirne Harley's betrachtete, waren es die Gefühle einer Mutter, welche sich in demselben aussprachen.

»Ein einziges Grab –« sagte sie nach einer langen Pause. »Und du warst damals noch ein Knabe! Kann eine solche Erinnerung bis zu dem heutigen Tage Einfluß auf dich üben? Es scheint mir kaum möglich wenigstens nicht bei einem Manne –; obgleich es bei einem Weibe nicht zur Unmöglichkeit gehören dürfte.«

»Ich glaube,« sagte Harley, halb mit sich selbst sprechend, »daß ich ziemlich viel von einem Weibe in mir habe. Vielleicht, daß Männer, die viel allein leben und sich nicht um die Zwecke der Menschen kümmern, die Eindrücke, welche sie empfangen, beharrlicher festhalten, gerade wie es bei Eurem Geschlechte der Fall ist. Aber ach,« rief er laut und mit einem plötzlich veränderten Ausdruck seiner Züge – »ach, der härteste und kaltblütigste Mann würde gefühlt haben, wie ich, wenn er *sie* gekannt – wenn er *sie* geliebt hätte! Sie glich keinem andern Weibe, dem ich je begegnet bin. Ein strahlendes und glorreiches Wesen aus einer andern Sphäre, sie stieg herab zur Erde und verdunkelte sie, als sie dieselbe verließ. Es nützt nichts, darüber zu streiten. Mutter, ich habe so viel Muth, wie unsere in Stahl gekleideten Vorfahren je gehabt. Ich habe ihn bewiesen in Schlachten und in Wüsten – ich habe gekämpft gegen Menschen und wilde Thiere – gegen den Sturm und den Ocean – gegen die rohen Kräfte der Natur, ich habe Gefahren bestanden, so groß, wie nur je ein Pilger oder Kreuzfahrer zu bestehen Gelegenheit hatte. Aber jener Erinnerung gegenüber – nein, da habe ich keinen Muth!«

»Harley, Harley, du brichst mir das Herz!« rief die Gräfin und schlug ihre Hände zusammen.

»Es ist wunderbar,« fuhr ihr Sohn fort, der in seine eigene Gedanken so sehr versunken war, daß er vielleicht ihren Ausruf nicht hörte – »ja, es ist in der That wunderbar, daß, wenn ich die Tausende von Frauen, die ich gesehen und gesprochen habe, an mir vorüber gehen lasse,

ich niemals ein Antlitz gleich dem ihrigen erblicke und niemals eine so liebliche Stimme vernehme. Und dieses ganze Universum des Lebens kann mir nicht einen Blick, nicht einen Ton verschaffen, der mir das Vorrecht des Menschen – die Liebe – wiedergibt. Gut, gut, gut, das Leben besitzt noch andere Dinge – die Poesie und die Kunst leben noch – noch lächelt der Himmel, und noch wogen die Bäume. Ueberlasse mich dem Glücke nach meiner eigenen Weise.«

Die Gräfin war im Begriffe zu antworten, als die Thüre rasch geöffnet wurde, und Lord Lansmere eintrat. Der Graf war einige Jahre älter, als die Gräfin; aber sein mildes Antlitz zeigte nicht jene Spuren verborgener Kämpfe. Es war ein wohlwollendes, freundliches Antlitz – ohne irgend ein Zeichen von gebieterischem Geiste, aber auch nicht ohne Verstand in den angenehmen Zügen. Seine Gestalt war nicht groß, aber aufrecht und stattlich; in seinem ganzen Auftreten lag eine gewisse Wichtigkeit und Feierlichkeit – die Feierlichkeit des Grand Seigneur, der viel in der Provinz gelebt hat, dessen Willen selten Widerstand geleistet und dessen Wichtigkeit so allgemein gefühlt und anerkannt worden ist, daß sie unmerklich auf ihn selbst zurückwirkte; – ein vortrefflicher Mann; wenn man aber die hohe Stirne und die dunkeln Augen der Gräfin betrachtete, dann mußte man sich wundern, wie sich diese Beiden zusammenfinden und – nach allgemeiner Versicherung – so glücklich mit einander leben konnten.

»Ho, ho! mein lieber Harley!« rief Lord Lansmere und rieb seine Hände mit anscheinend großer Befriedigung, »ich habe gerade der Herzogin einen Besuch abgestattet.«

»Welcher Herzogin, mein lieber Vater?«

»Nun, der Cousine deiner Mutter, natürlich – der Herzogin von Knaresborough, die du mir zu Gefallen dich herabgelassen hast, zu besuchen; und es freut mich sehr, zu hören, daß du ein Bewunderer bist von Lady Mary.«

»Sie ist sehr angenehm erzogen – und trägt die Nase ziemlich hoch,« antwortete Harley. Als er aber bemerkte, daß seine Mutter verletzt und sein Vater etwas verstimmt aussah, fügte er in ernsthaftem Tone hinzu: »Aber sie ist in der That recht hübsch.«

»Wohlan, Harley,« sagte der Graf, sich wieder fassend, »die Herzogin hat mir, unsere Verwandtschaft zu einer offenen Mittheilung benützend, mitgetheilt, daß du keinen geringen Eindruck auf Lady Mary gemacht hast; und um zur Sache zu kommen, da du zugeben wirst, daß es für dich Zeit ist, an das Heirathen zu denken, so wüßte ich keine wünschenswerthere Verbindung. Was meinst du, Katharine?«

»Der Herzog gehört zu einer Familie, die vor dem Kriege der beiden Rosen in der Geschichte aufgeführt wird,« sagte Lady Lansmere, sich ehrerbietig gegen ihren Gemahl wendend, »und es hat in den Annalen derselben nie einen Skandal und auf ihrem Wappen nie einen Flecken gegeben. Ich bin aber überzeugt, mein theurer Lord ist der Ansicht, daß die Herzogin nicht die erste Eröffnung

hätte machen sollen, selbst nicht gegen einen Freund und Verwandten.«

»Nun, wir sind altmodische Leute,« versetzte der Graf etwas verlegen, »und die Herzogin ist eine Weltdame.«

»Wir wollen hoffen,« sagte die Gräfin in mildem Tone, »daß ihre Tochter es nicht ist.«

»Ich würde Lady Mary nicht heirathen, und wenn außer ihr das ganze weibliche Geschlecht in Affen verwandelt würde,« sagte Lord L'Estrange in entschiedenem und etwas heftigem Tone.

»Guter Gott!« rief der Graf, »welch' eine seltsame Sprache ist dies, darf ich bitten, warum, Sir?«

*Harley.* – Ich kann es nicht sagen – es gibt kein Warum in solchen Fällen. Aber, mein lieber Vater, Sie halten mir nicht Wort.«

*Lord Lansmere.* – »In wie fern?«

*Harley.* – »Sie und meine Mutter bitten mich zu heirathen – ich verspreche Ihnen, mein Bestes zu thun, um Ihrem Wunsche nachzukommen; aber unter Einer Bedingung – daß ich selbst meine Wahl treffe und mir Zeit dazu nehme. Beide Theile waren damit einverstanden. Hierauf geht Eure Herrlichkeit – noch vor Mittag, zu einer Stunde, wo keine Dame ohne Schauder an Blonden und Orangelblüthen denken kann – da geht, sage ich, Eure Herrlichkeit hin und überliefert die arme Lady Mary und Ihren unwürdigen Sohn einer gegenseitigen Bewunderung, welche Keines von Beiden je empfunden hat. Verzeihen Sie mir, mein Vater – allein die Sache ist ernst. Gestatten

Sie mir, mich noch einmal auf Ihr Versprechen zu berufen – vollständig freie Wahl für mich selbst, und ohne Bezug auf den Krieg der beiden Rosen. Welcher Rosenkrieg gleicht demjenigen zwischen Bescheidenheit und Liebe auf der Wange einer Jungfrau!«

*Lady Lansmere.* – »Vollkommen freie Wahl für dich selbst, Harley! – so sei es. Aber auch wir nannten eine Bedingung – nicht wahr, Lansmere?«

*Der Graf* (verlegen). – »Nun – ja – gewiß thaten wir das.«

*Harley.* – »Welche Bedingung?«

*Lady Lansmere.* – Der Sohn Lord Lansmere's kann nur die Tochter eines Gentleman heirathen.«

*Der Graf.* – »Natürlich – natürlich.«

Das Blut strömte nach Harley's Wangen; allein eben so rasch erbleichten sie wieder. Er trat an das Fenster – seine Mutter folgte ihm und legte wieder ihre Hand auf seine Schulter.

»Du warst grausam,« sagte er sanft und flüsternd, als er unter der Berührung ihrer Hand zusammenfuhr. Dann wendete er sich gegen den Grafen, welcher ihn mit offener Verwunderung anblickte – der Gedanke war Lord Lansmere gar nie gekommen, daß sein Sohn unter dem Stande, den die Gräfin bescheiden bezeichnet hatte, heirathen konnte. Harley streckte seine Hand aus und sagte in seinem sanften gewinnenden Tone: »Sie sind immer höchst gütig und nachsichtig gegen mich gewesen; es ist deßhalb nicht mehr als billig, daß ich egoistische Gewohnheiten opfere, um einem Wunsche zu willfahren,

den Sie mit einer solchen Wärme bestimmten. Auch ich stimme mit Ihnen darin überein, daß unser Stamm nicht mit mir erlöschen sollte – *Noblesse oblige*. Aber Sie wissen, daß ich immer romantischer Natur war, und wenn ich heirathe, so muß ich lieben – oder, wenn ich auch nicht liebe, so muß ich wenigstens fühlen, daß meine Frau all' der Liebe werth ist, die ich einst hätte gewähren können. Was nun das unbestimmte Wort ›Gentleman‹ betrifft, dessen sich meine Mutter bediente, und das auf verschiedenen Lippen eine so verschiedene Bedeutung hat, so gestehe ich, daß ich ein Vorurtheil gegen junge Damen habe, welche in der ›Ziererei der großen Welt‹ erzogen worden sind, wie dies bei den Töchtern von Gentlemen unseres Ranges meistens der Fall ist. Ich fordere deßhalb die liberalste Auslegung des Wortes ›Gentleman‹. Und sobald nichts Gemeines oder Schmutziges an der Geburt, den Gewohnheiten und der Erziehung des Vaters der künftigen Braut haftet, dann, hoffe ich, werden Sie beide zugeben, daß nichts mehr verlangt werden darf, weder Titel noch Stammbaum.«

»Titel, nein – gewiß nicht,« entgegnete Lady Lansmere, »diese machen nicht den Gentleman aus.«

»Durchaus nicht,« sagte der Graf. »Viele unserer besten Familien sind ohne Titel.«

»Titel nein,« wiederholte Lady Lansmere; »aber Ahnen – ja.«

»Ach, meine Mutter,« sagte Harley mit seinem traurigen aber ruhigen Lächeln, »das Schicksal will, daß wir nie mit einander übereinstimmen. Der erste unseres

Stammes ist immer derjenige, auf den wir am meisten stolz sind, und sage mir, ich bitte dich, welche Ahnen hatte denn er? Schönheit, Tugend, Bescheidenheit, Verstand – wenn diese Eigenschaften nicht Adel genug sind für einen Mann, so ist er ein Sklave der Todten.«

Mit diesen Worten nahm Harley seinen Hut und ging der Thüre zu.

»Du sagtest selbst, *Noblesse oblige*,« sprach die Gräfin und folgte ihm bis an die Schwelle; »wir haben nichts weiter hinzuzufügen.«

Harley zuckte leicht die Achseln, küßte die Hand seiner Mutter, piff Nero, der sich von einem Schläfchen am Fenster erhob, und verließ das Zimmer.

»Gebt er wirklich nächste Woche in das Ausland?« frug der Graf

»So sagt er.«

»Ich fürchte, es ist keine Aussicht für Lady Mary vorhanden,« fuhr Lord Lansmere mit einem leichten, aber melancholischen Lächeln fort.

»Sie hat nicht Verstand genug, um ihn zu fesseln. Sie ist Harley's nicht würdig,« erwiderte die stolze Mutter.

»Unter uns gesagt,« versetzte der Graf etwas schüchtern, »ich sehe nicht ein, was er von seinem Verstande hat. Er könnte nicht unsteter und unnützer sein, wenn er der größte Dummkopf in den drei Königreichen wäre. Und wie ehrgeizig war er nicht als Knabe! Katharine, bisweilen meine ich, du müßtest wissen, was ihn so verändert hat.«

»Ich! Mein lieber Lord, eine solche Veränderung ist bei jungen Leuten seines Standes gewöhnlich genug; sie finden, wenn sie in das Leben eintreten, daß es in der That für sie wenig zu erringen gibt. Wäre Harley der Sohn eines armen Mannes gewesen, so würde sich die Sache vielleicht anders gestaltet haben.«

»Ich wurde unter eben so glücklichen Verhältnissen geboren, wie Harley,« sagte der Graf schlau, »und dennoch schmeichle ich mir, für Altengland von einigem Nutzen zu sein.«

Die Gräfin benützte sie Gelegenheit, um ihrem Gemahl ein Kompliment zu machen, und lenkte dann das Gespräch auf andere Dinge.

## SIEBZEHNTE KAPITEL.

Harley trieb sich den Tag über, wie gewöhnlich, müßig herum und aß in seiner ruhigen Ecke in seinem Lieblingsclub, während Nero, der keinen Zutritt in den Club hatte, geduldig draußen vor der Thüre auf ihn wartete. Als das Mittagessen vorüber war, schlenderten Herr und Hund jene Straße hinab, die für die Wenigen, welche die Poesie von London zu begreifen vermögen, so erhabene Erinnerungen an Ruhm und Leiden enthält, wie sie irgend eine Ruine der todten älteren Welt aufzuweisen vermag – die Straße nämlich, die den Platz durchschneidet, der einst den Schloßhof von Whitehall bildete und links von welchem der Palast stand, den die königliche Familie von Schottland bewohnte. Von da führt diese Straße durch

einen engen Durchgang nach der Insel Thorney, auf welcher Eduard der Bekenner den verhängnißvollen Besuch Wilhelms des Eroberers empfing, und verliert sich dann, nachdem sie sich noch einmal bei der Abtei und der Halle von Westminster erweitert hat, gleich allen Erinnerungen irdischer Größe, unter bescheidenen Gäßchen und gemeinen Durchgängen. So dachte Harley L'Estrange, der stets weniger in der ihn umgebenden wirklichen Welt, als in den von seiner eigenen einsamen Seele heraufbeschworenen Bildern lebte – als er die Brücke erreichte und dort die stillen, leblosen Schiffe auf der ›stummen Heerstraße‹ schlafen sah, welche einst von den vergoldeten Barken der alten Signoria Englands erglänzt hatte.

Auf dieser Brücke hatte Audley Egerton mit L'Estrange verabredet zu einer Stunde zusammenzutreffen, wo er nach seiner Berechnung am besten auf kurze Zeit von der Debatte loskommen konnte; denn Harley war in seiner an Verachtung gränzenden Abneigung gegen alle Orte, die Seinesgleichen zu besuchen pflegten, nicht zu bewegen gewesen, seinen Freund in den lebhaften Gegenden von Bellamy aufzusuchen.

Als Harley über die Brücke schritt, wurde sein Auge durch eine regungslose Gestalt gefesselt, welche, das Gesicht mit den Händen bedeckt, auf den Steinen in einer der Nischen saß. »Wäre ich ein Bildhauer,« sagte er vor sich hin, »so würde ich mich dieser Gestalt erinnern, wenn ich die Idee der *Verzagtheit* darzustellen hatte!« Er blickte auf und sah vor sich mitten auf dem Wege die feste, aufrechte Gestalt Audley Egerton's. Die Strahlen des

Mondes fielen voll auf das eherne Antlitz des Staatsmannes mit den denkenden, sorgenvollen Zügen und dem kräftigen, aber kalten Ausdruck vollkommener Selbstbeherrschung.

»Und blicke ich dorthin,« fuhr Harley in seinem Gespräch fort, »so würde ich mich dieser Gestalt erinnern, wenn ich die Idee der *Beharrlichkeit* in Granit auszubauen wünschte.«

»Da bist du ja, und pünktlich,« sagte Egerton und schlang seinen Arm in den Harley's.

*Harley.* – »Pünktlich, natürlich; denn deine Zeit ist kostbar. Ich werde dich nicht lange aufhalten. Du wirst wohl heute Abend sprechen?«

*Egerton.* – »Ich habe schon gesprochen.«

*Harley* (mit Interesse). – »Und gut, wie ich hoffe?«

*Egerton.* – »Mit Erfolg wenigstens, denke ich, denn man hat mir lauten Beifall gespendet, dessen ich mich nicht immer rühmen kann.«

*Harley.* – »Und das freute dich?«

*Egerton* (sich einen Augenblick besinnend). – »Nein, nicht im Geringsten.«

*Harley.* – »Was fesselt dich denn so sehr an dieses Leben – an diese knechtische Arbeit – an diesen fortwährenden Kampf, bei welchem die angenehmeren Eigenschaften schlafen und alle unfreundlichen in Bewegung gesetzt werden – wenn die Belohnung (und die beste ist nach meiner Ansicht der Beifall) dir keine Freude macht?«

*Egerton.* – »Was mich daran fesselt? die Gewohnheit!«

*Harley.* – »Märtyrer!«

*Egerton.* – »Du hast Recht. Aber sprechen wir von dir; du bist also entschlossen, England in der nächsten Woche zu verlassen.«

*Harley* (mißmuthig). – »Ja. Dieses Leben in einer Hauptstadt, wo alle so thätig sind, und nur ich ohne jedweden Zweck dahin lebe, verzehrt mich, wie ein langsames Fieber. Nichts hier unterhält mich, nichts interessirt mich, nichts erquickt mich, nichts tröstet mich. Aber ich bin entschlossen, ehe es zu spät wird, eine große Schlacht zu schlagen, um aus der Vergangenheit in die wirkliche Welt der Menschen zu gelangen. Mit Einem Wort, ich habe mich entschlossen, zu heirathen.«

*Egerton.* – »Wen?«

*Harley* (ernst). »So wahr ich lebe, mein lieber Freund, du bist ein großer Philosoph. Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen. Du begreifst, daß ich kein Traumbild heirathen kann; und wo soll ich, außer in meinen Träumen, dieses ›Wen‹ finden?«

*Egerton.* – »Du suchst nicht darnach.«

*Harley.* – »Suchen wir je die Liebe. Fahrt sie nicht wie ein Blitz auf uns, wenn wir es am Wenigsten erwarten? Ist sie nicht gleich der Begeisterung der Muse? Welcher Dichter setzt sich hin und sagt: ›Ich will ein Gedicht schreiben?‹ Welcher Mensch blickt um sich und sagt: »Ich will mich verlieben?« Nein! Das Glück, wie der große Deutsche sagt, fällt plötzlich aus dem Schooße der Götter; und so ist es auch mit der Liebe.«

*Egerton.* – »Du erinnerst dich des alten Verses aus Horaz: ›Der Strom des Lebens fließt vorüber, während der Landmann am Ufer sitzt und auf die Furt wartet.«

*Harley.* – »Eine Idee, welche dir vor einigen Wochen zufällig entfiel, und über die ich vorher schon halb und halb nachgedacht hatte, verfolgt mich seitdem. Wenn ich mir irgend ein Kind von zarten Anlagen und offenem, noch nicht ausgebildetem Verstande finden könnte, um es nach meinem Ideal zu erziehen! Ich bin noch jung genug, um ein Paar Jahre zu warten. Und unterdessen hätte ich das erlangt, was mir so sehr gebricht – einen Lebenszweck.«

*Egerton.* – »Du bleibst immer ein Kind der Romantik. Aber was –«

Hier wurde der Minister durch einen Boten aus dem Hause der Gemeinen unterbrochen, welchem Audley den Auftrag gegeben hatte, ihn auf der Brücke auszusuchen falls seine Anwesenheit nothwendig werden sollte. »Sir, die Opposition benutzt die Leere des Hauses, um eine Abstimmung zu verlangen. Mr. – ist veranlaßt worden, zu sprechen, um Zeit zu gewinnen; aber man will ihn nicht hören.«

Egerton wandte sich schnell an Lord L'Estrange: »Du siehst, daß du mich jetzt entschuldigen mußt. Morgen gehe ich auf zwei Tage nach Windsor; aber wir treffen uns bei meiner Rückkehr.«

»Hat nichts zu sagen,« antwortete Harley; »ich stehe außer dem Bereiche deines Rathes, o praktischer Verstandsmensch! Und,« sagte er mit wehmüthiger und liebevoller Sanftmuth hinzu, »wenn ich dich mit Klagen behellege, die du nicht verstehen kannst, so ist dies noch eine alte Schulknabengewohnheit. Ich kann keinen Kummer haben, den ich dir nicht anvertraue.«

Egerton's Hand zitterte, als sie die des Freundes drückte, und, ohne ein Wort zu sagen, eilte er plötzlich von dannen. Harley stand einige Sekunden unbeweglich in tiefe und stille Träumereien versunken; dann rief er seinen Hund und schlug wieder den Weg nach Westminster ein.

Er ging an der Nische vorbei, in welcher die regungslose Gestalt der Verzagtheit gesessen hatte. Aber die Gestalt hatte sich jetzt aufgerichtet und stützte sich auf das Brückengeländer. Der Hund, der seinem Herrn vorauslief, blieb vor derselben stehen und beschnüffelte sie mißtrauisch.

»Hierher, Nero,« rief Harley.

Nero! Das war der Name, bei welchem, wie Helene gesagt hatte, der Freund ihres Vaters seinen Hund gerufen. Und bei dem Klange dieses Namens fuhr Leonard, der mit krankem Herzen an den Stein gelehnt dastand, plötzlich auf. Er erhob sein Haupt und blickte Harley ernst und scharf in's Gesicht. Jene glanzvollen, hellen und doch so seltsam tiefen und zerstreut blickenden Augen, welche Helene beschrieben hatte, begegneten den seinigen und fesselten sie. Auch L'Estrange blieb stehen; die Züge

des Jünglings schienen ihm nicht unbekannt. Er erwiderte den forschenden Blick, der auf ihn gerichtet war, und erkannte den Studenten vor der Bücherbude.

»Der Hund thut Niemand etwas zu Leide, Sir,« sagte L'Estrange mit einem Lächeln.

»Und Sie nannten ihn Nero?« versetzte Leonard, den Fremden noch immer anblickend.

Harley mißverstand den Sinn der Frage.

»Nero, Sir; aber er hat nicht die blutigen Neigungen seines römischen Namensvetters.« Harley war im Begriff, weiter zu geben, als Leonard stotternd fortfuhr:

»Entschuldigen Sie, aber wäre es nicht möglich, daß Sie Derjenige sind, den ich schon so lange vergebens suche – wegen des Kindes Kapitän Digby's?«

Harley blieb stehen. »Digby!« rief er. »Wo ist er? Er hätte mich leicht finden können. Ich gab ihm meine Adresse.«

»Ah, dem Himmel sei Dank!« rief Leonard. »Helene ist gerettet, sie wird nicht sterben!« Und er brach in Thränen aus.

Wenige Augenblicke und wenige Worte genügten, um Harley die Lage der Waise seines alten Kriegskameraden aus einander zu setzen. Und bald stand Harley selbst in dem Zimmer der jungen Dulderin, stützte ihre brennenden Schläfe an seine Brust und flüsterte in ihre Ohren Worte, die sie wie in einem glücklichen Traume vernahm: »Tröste dich, tröste dich; dein Vater lebt noch in mir.«

Und als Helene ihre Augen aufschlug, sagte sie: »Aber Leonard ist mein Bruder – mehr als Bruder – und er bedarf der Fürsorge eines Vaters mehr als ich.«

»Still, still, Helene. Ich brauche Niemand – ich brauche jetzt gar nichts!« rief Leonard, und seine Thränen strömten über die kleine Hand, welche die seinige umfaßte.

#### ACHTZEHNTE KAPITEL.

Alles, was zur romantischen und poetischen Seite des menschlichen Lebens gehört, machte einen tiefen Eindruck auf Harley L'Estrange. Als er erfuhr, welche Bande diese beiden Kinder der Natur verknüpfte, die Seite an Seite allein in den Stürmen des Schicksals standen, wurde sein Herz tiefer bewegt, als dies seit vielen Jahren der Fall gewesen war. In jenen trüben Dachkammern – eingehüllt in den Rauch und Dampf der bescheidenen Vorstadt und umgeben von der Werktagswelt in ihrer rauhesten und trübsten Gestalt erkannte er jene göttliche Poesie, welche ihren Ursprung in jeder Verbindung des Geistes mit dem Herzen hat. Hier auf den rohen tannenen Tische lagen – die Tinte kaum trocken – die Schriften des jungen Kämpfers um Ruhm und Brod; und dort auf der andern Seite der bretternen Scheidewand, auf jener elenden Pritsche des Jünglings einziger Trost – Alles, was sein Herz mit lebendiger menschlicher Liebe erwärmte. Hier die Welt der Phantasie, dort die Welt des Kummers und der Liebe. Und in beiden ein gleich erhobener Geist uneigennütziger Hingebung an Etwas, welches fern liegt von der Sphäre unseres Kummers. Harley blickte sich um

in dem Zimmer, wohin er Leonard gefolgt war, nachdem er Helene verlassen, und bemerkte die Manuscripte auf dem Tische. Auf dieselben deutend, sagte er in freundlichem Tone: »Und dies sind die Arbeiten, mit welchen Sie die Waise des Soldaten ernährt haben? Sie waren selbst ein Soldat in einer heißen Schlacht!«

»Die Schlacht war verloren – ich konnte sie nicht ernähren,« antwortete Leonard kummervoll.

»Aber Sie verließen sie nicht. Man sagt, daß, als sich Pandora's Büchse öffnete, die Hoffnung zuletzt darin blieb.«

»Falsch, falsch,« sagte Leonar, »das ist eine heidnische Vorstellung. Es gibt Gottheiten, welche noch nach der Hoffnung zurück bleiben – Dankbarkeit, Liebe und Pflicht.«

»Ihr Gemüth ist kein gewöhnliches,« rief Harley bewundernd, »ich muß es später tiefer erforschen; jetzt eile ich nach einem Arzte; ich werde mit ihm zurückkehren. Wir müssen das arme Kind sobald als möglich aus dieser dumpfen Luft entfernen. Nur noch ein Wort zur Rechtfertigung der alten Fabel, welche Sie verwerfen. Ueberall, wo Dankbarkeit, Liebe und Pflicht bei dem Menschen zurückbleiben, da, glauben Sie mir, bleibt auch die Hoffnung, obgleich sie oft unsichtbar und unter den schützenden Flügeln der edleren Welten verborgen sein mag.«

Harley sagte dies mit einem wunderbaren Lächeln, welches über das ganze Zimmer eine Helle verbreitete, und entfernte sich dann.

Leonard schlich leise zu dem schmutzigen Fenster hin, blickte hinauf zu den Sternen, die blaß über den Dächern schienen, und murmelte: »O, du allwissendes und allgütiges Wesen. Wie tröstet mich jetzt der Gedanke, daß ich, wiewohl mir meine Träume von Wissen bisweilen der Himmel verdunkelten, doch niemals an deinem Dasein zweifelte, lichtvoll und ewig, wenn auch hinter Wolken verborgen!« So betete er einige Minuten schweigend – dann ging er hinein in Helenen's Zimmer und saß bewegungslos neben ihrem Bette, denn sie schlief. Sie erwachte gerade, als Harley mit dem Arzte zurückkehrte. Leonard trat wieder in sein Zimmer und erblickte unter seinen Papieren den Brief, welchen er an Mr. Dale geschrieben hatte. »Ich brauche nun meinen Beruf nicht zu beschimpfen,« murmelte er – »ich brauche jetzt kein Bettler zu werden!« Und mit diesen Worten hielt er den Brief an die Flamme des Lichtes. Während aber die glimmenden Papierreste auf den Boden fielen, begann der Hunger, den er während seiner letzten ängstlichen Aufregung nicht gefühlt hatte, an seinen Eingeweiden zu nagen. Doch selbst der Hunger konnte den edlen Stolz nicht dämpfen, der nur einem noch edleren Gefühle gewichen war – und er lächelte, als er wiederholte: »Kein Bettler! Das Leben, welches ich zu schützen beschworen hatte, ist gerettet. Mit männlicher Stirne kann ich wieder dem Schicksal entgegen treten.«

## NEUNZEHNTES KAPITEL.

Einige Tage darauf befand sich Helene, welche man in eine reinere Luft gebracht und der Behandlung eines der ersten Aerzte übergeben hatte, außer Gefahr.

Es war ein hübsches, abgesondert stehendes Landhäuschen, dessen Fenster auf die wilden Haiden von Norwood sahen, wohin Harley täglich ritt, um die Genesung seiner jungen Schutzbefohlenen zu überwachen – er hatte bereits einen Lebenszweck gefunden! Als sie besser und kräftiger wurde, gelang es ihm leicht, sie zum Plaudern zu veranlassen, und er hörte ihr mit freudiger Verwunderung zu. Ihr kindliches Herz und ihr weibliches Gefühl setzten ihn um so mehr in Erstaunen, weil man diese beiden Gegensätze so selten vereinigt findet. Er hatte darauf bestanden, daß Leonard auch nach dem Landhäuschen ziehen solle; und Letzterer blieb daselbst ohne Widerrede, bis Helenen's Genesung außer allem Zweifel war. Nun aber trat er auf Lord L'Estrange zu, als dieser eines Tages im Begriffe war, das Landhäuschen zu verlassen, und sagte ruhig: »Jetzt, mein Lord, da Helene außer Gefahr ist und meiner nicht mehr bedarf, kann ich nicht länger von Ihrer Großmuth Gebrauch machen. Ich kehre nach London zurück.«

»Sie sind mein Gast, närrischer Junge,« sagte Harley, den Stolz bemerkend, welcher dieses Lebewohl diktirte; »kommen Sie in den Garten und lassen Sie uns zusammen sprechen.«

Harley setzte sich auf eine Bank auf dem kleinen Rasenplatze; Nero legte sich zu seinen Füßen, und Leonard stand neben ihm.

»So,« sagte Lord L'Estrange, »Sie wollen nach London zurückkehren! Und was wollen Sie da thun?«

»Mein Schicksal erfüllen.«

»Und das wäre?«

»Ich weiß es nicht. Das Schicksal ist die Isis, deren Schleier kein Sterblicher zu lüften vermag.«

»Sie dürften für große Dinge geboren sein,« sagte Harley plötzlich. »Ich bin überzeugt, daß Sie gut schreiben. Ich habe Sie leidenschaftlich studiren sehen. Und, was besser ist, als schreiben und studiren, Sie haben ein gutes Herz und eine stolze Sehnsucht nach Unabhängigkeit. Lassen Sie mich einige Ihrer Manuscripte oder eine Ihrer gedruckten Sachen sehen. Zögern Sie nicht – ich verlange nur, ein Leser zu sein. Ich mache keinen Anspruch auf Gönnerschaft; ich hasse dieses Wort.«

Leonard's Augen strahlten in einem feuchten Glanze. Er brachte seine Mappe, legte sie auf die Bank neben Harley und ging dann leise nach einem entfernteren Theile des Gartens. Nero blickte ihm nach, stand dann auf und folgte ihm langsam. Der Jüngling setzte sich auf den Rasen, und Nero ließ seinen trägen Kopf an dem laut klopfenden Herzen des Dichters ruhen.

Harley nahm verschiedene Manuscripte heraus und las sie langsam durch. Er war gewiß kein Kritiker. Er war nicht gewohnt, daß was ihm gefiel oder nicht gefiel, zu analysiren; aber er besaß eine rasche Auffassung und

einen sehr feinen Geschmack. Während des Lesens zeigte sich in seinen immer so ausdrucksvollen Zügen bald Zweifel, bald Bewunderung. Der Gegensatz in den Arbeiten des jungen Mannes fiel ihm bald auf – der Gegensatz nämlich zwischen den Stellen, in welchen die Phantasie spielte, und denjenigen, in welchen der Gedanke kämpfte. In den ersteren schien der junge Dichter sich seiner Individualität vollständig unbewußt zu sein. Seine Einbildungskraft erhob sich hoch und weit über die Schauplätze seiner Leiden und bewegte sich in einem Paradiese voll glücklicher, goldener Schöpfungen. Aber in den letzteren stand der *Denker* einsam und trauernd da und richtete in seiner Unruhe und in seinem Kummer Fragen an die harte Welt, die vor seinen Blicken lag. In dem Bereich des Gedankens war alles unstet und stürmisch; in dem der Phantasie alles heiter und friedlich. Der Geistes schien in zwei Zwillingsgestalten geteilt, von welchen die eine ihre Flügel in dem Sternenthau des Himmels badete, während die andere melancholisch und langsam in öden, endlosen Sandwüsten herumirrte. Harley legte die Papiere leise hin und sann eine Weile nach. Dann stand er auf, näherte sich Leonard und betrachtete das Antlitz des Jünglings mit einem neuen und tieferen Interesse.

»Ich habe Ihre Aufsätze gelesen,« sagte er, »und ich finde in denselben zwei Menschen, die zwei abgesonderten Welten angehören und wesentlich von einander verschiedenen sind.«

Leonard war überrascht und murmelte: »Wahr, wahr!«

»Ich fürchte,« fuhr Harley fort, »daß der eine den andern aufreiben wird, wenn nicht beide zu einem einzigen Dasein verschmolzen und mit einander in Einklang gebracht werden können. Nehmen Sie Ihren Hut, besteigen Sie das Pferd meines Reitknechts und kommen Sie mit mir nach London; unterwegs können wir weiter reden. Ich glaube, wir sind darüber einig, daß das erste Ziel jedes edleren Geistes Unabhängigkeit ist. Nur in dem Streben nach dieser Unabhängigkeit möchte ich Ihnen Beistand leisten; und das ist ein Dienst, den der stolzeste Mann ohne Erröthen annehmen kann.«

Leonard erhob den Blick zu Harley, und in seinen Augen schwammen dankbare Thränen; sein Herz war aber zu voll, er konnte nicht antworten.

Als sie sich auf der Landstraße befanden, fuhr Harley fort: »Ich gehöre nicht zu Denen, welche glauben, daß ein junger Mann deßhalb, weil er Gedichte schreibt, zu nichts Anderem tauge, und daß er entweder ein Dichter oder ein armer Teufel sein müsse. Ich habe bereits gesagt, daß zwei Wesenheiten in Ihnen thätig zu sein scheinen, der Mensch der idealen Welt und der Mensch der wirklichen Welt. Jedem von diesen kann ich eine besondere Laufbahn anbieten. Die erstere ist vielleicht die verlockendere. Es liegt im Interesse des Staats, so viel Talent und Fleiß als er bekommen kann, in seine Dienste zu ziehen; und in seinem Vaterlande sollte jeder Bürger eines freien Landes stolz sein, Dienste zu nehmen. Ich besitze einen Freund, der Minister und dafür bekannt ist, daß

er das Talent aufmuntert – Mr. Audley Egerton. Ich brauche ihm nur zu sagen: ›Hier ist ein junger Mann, welcher der Regierung gut lohnen wird, was sie auf ihn verwendet,‹ und Sie haben morgen hinreichende Mittel, um unabhängig leben zu können, und die beste Gelegenheit, Vermögen und Auszeichnung zu erlangen. Das ist das eine Anerbieten. Was sagen Sie dazu?«

Mit bitteren Gefühlen dachte Leonard an sein Zusammentreffen mit Egerton und an die Krone, welche er ihm angeboten hatte. Er schüttelte den Kopf und erwiderte:

»O, mein Lord, womit habe ich solche Güte verdient? Thun Sie mit mir, was Sie wollen; aber wenn ich die Wahl hätte, so würde ich lieber meinem eigenen Berufe folgen. Es ist nicht jener Ehrgeiz, der mich beseelt.«

»So hören Sie das andere Anerbieten. Ich habe noch einen Freund, mit welchem ich zwar auf einem weniger vertrauten Fuße stehe, als mit Egerton, und der über keine Mittel zu gebieten hat. Ich spreche von einem Manne der Wissenschaft – Henry Norreys – dessen Name Ihnen ohne Zweifel bekannt ist, und der, wie ich Ihnen sagen muß, ein Interesse für Sie gewann, als er Sie an der Bücherbude lesen sah. Ich habe ihn oft sagen hören, daß die Literatur als Profession mißverstanden werde und daß, wenn man sie recht betreibe und dieselbe Mühe und Klugheit auf sie verwende, wie auf andere Professionen, man jedenfalls schließlich sein Auskommen dabei finden könne. Aber der Weg ist oft lang und beschwerlich und führt zu keiner Macht, als zu der über die Gedanken. Reichthum wird nur selten erlangt; und wenn auch ein

gewisser Ruf sicher ist, so dürfte doch jener Ruhm, von welchem die Dichter träumen, nur das Loos von Wenigen sein. Was sagen Sie zu dieser Laufbahn?»

»Mein Lord, ich bin entschlossen,« sagte Leonard fest, und das Antlitz des jungen Mannes glänzte von Begeisterung, als er ausrief: »Ja, wenn es, wie Sie sagen, zwei Menschen in mir gibt, so fühle ich, daß allerdings der eine den andern vernichten müßte, wenn ich dazu verurtheilt würde, mich gänzlich der mechanischen und praktischen Welt hinzugeben. Und der Sieger wäre dann der rohere und gröbere. Lassen Sie mich diejenigen Ideen verfolgen, die, wenn sie auch nur unbestimmt und gestaltlos vor mir aufzuckten, doch immer dem Sonnenlichte zustrebten. Es ist mir gleichgültig, ob sie zu Vermögen und Ruhm führen, oder nicht – wenigstens werden sie mich aufwärts leiten! Ich sehne mich nach dem Wissen um dessen selbst willen – was kümmert es mich, wenn es auch keine Macht ist!«

»Genug,« sagte Harley mit einem freundlichen Lächeln über den begeisterten Ausbruch seines jungen Begleiters. »Bei Ihrer Entscheidung soll es bleiben. Und jetzt erlauben Sie mir, ohne zudringlich sein zu wollen, einige Fragen. Ihr Name ist Leonard Fairfield?«

Eine tiefe Röthe überzog die Wange des Jünglings, und er neigte sein Haupt wie beistimmend.

»Helene sagt, Sie hätten, was Sie wissen, durch sich selbst gelernt, im Uebrigen verweist sie mich an Sie, indem sie vielleicht glaubt, daß ich Sie weniger – statt noch

höher – achten würde, wenn sie mir mittheilte, daß Sie, wie ich vermuthete, von niedrigem Stande sind.«

»Ich bin,« sagte Leonard langsam, »von sehr – sehr – niedriger Geburt.«

»Der Name Fairfield ist mir nicht unbekannt. Einer dieses Namens heirathete in eine Familie in Lansmere – heirathete eine Avenel« – fuhr Harley fort, und seine Stimme bebte. »Sie wechseln die Farbe. O, sollte der Name Ihrer Mutter Avenel gewesen sein?«

»Ja,« sprach Leonard zwischen den Zähnen.

Harley legte seine Hand auf die Schulter des Jünglings und sagte: »Dann habe ich in der That einen Anspruch auf Sie – dann sind wir in der That Freunde. Ich habe ein Recht, jedem Glied dieser Familie zu dienen.«

Leonard blickte ihn mit Verwunderung an.

»Denn,« fuhr Harley, nachdem er sich gefaßt hatte, fort, »sie waren meiner Familie immer treu ergeben, und meine Erinnerungen an Lansmere sind, obwohl aus der Knabenzeit stammend, unauslöschlich.« Als er geredet, gab er seinem Pferde die Sporen, und es entstand wieder eine lange Pause; aber von diesem Augenblicke an sprach Harley nur mit ungewöhnlich weicher Stimme zu Leonard und ließ oft seine ernstesten und doch zugleich freundlichen Augen auf ihm ruhen.

Sie erreichten ein Haus, welches mitten in der Stadt, wenn auch in keiner vornehmen Straße, gelegen war. Ein Diener von seltsam ernstem und ehrwürdigem Aussehen öffnete die Thüre; der Mann hatte sein ganzes Leben bei Schriftstellern zugebracht, und so war der arme Teufel

vor der Zeit alt geworden! Diese Sorge auf den Lippen und diese Feierlichkeit auf der Stirne – keines Sterblichen Feder vermochte sie zu beschreiben!

»Ist Mr. Norreys zu Hause?« fragte Harley.

»Er ist zu Hause – für seine Freunde, mein Lord,« antwortete der Mann majestätisch und bewegte sich durch die Halle mit den Schritten eines Dangeau, der einen Montmorency bei Louis le Grand anmeldet.

»Halt – führen Sie diesen Herrn in ein anderes Zimmer. Ich will zuerst in die Bibliothek gehen. Warten Sie auf mich, Leonard.«

Der Mann nickte und führte Leonard in das Speisezimmer. Dann blieb er vor der Thüre des Bibliothekszimmers stehen, horchte einen Augenblick, als fürchtete er, irgendeine inspirirte Stimmung zu stören, und öffnete dann sehr leise. Zu seinem unaussprechlichen Verdruß schob ihn Harley bei Seite und trat rasch ein. Es war ein großes Zimmer, dessen Wände vom Fußboden bis zu der Decke mit Büchern bedeckt waren. Bücher lagen auf allen Tischen, Bücher lagen auf allen Stühlen. Harley setzte sich auf einen Folioband von Raleigh's Weltgeschichte und rief:

»Ich habe Ihnen einen Schatz gebracht.«

»Was für einen?« fragte Norreys gutgelaunt und blickte von seinem Schreibtische auf.

»Einen Geist!«

»Einen Geist! wiederholte Norreys zerstreut. Ihren eigenen?«

»Pah – ich habe keinen – ich habe nur ein Herz und eine Phantasie. Hören Sie mich an. Sie erinnern sich des Jünglings, den wir an der Bücherbude lesen sahen. Ich habe ihn für Sie eingefangen und Sie sollen ihn zu einem Manne heranbilden. Ich hege das wärmste Interesse für seine Zukunft; denn ich kannte seine Familie, und ein Mitglied derselben war mir sehr theuer. Was den Geldpunkt betrifft, so hat er keinen Schilling und würde sich weder von Ihnen, noch von mir einen solchen schenken lassen. Aber er bringt ein muthiges Herz zur Arbeit – und Arbeit müssen Sie für ihn finden.« Sodann erzählte Harley seinem Freunde mit wenigen Worten, welche Anerbietungen er Leonard gemacht und welche Wahl dieser getroffen hatte.

»Das verspricht viel Gutes, denn für die gelehrten Wissenschaften muß ein Mann einen ebenso starken Beruf in sich fühlen, wie für die Laufbahn eines Advokaten. Ich will alles thun, was Sie wünschen.«

Harley stand rasch auf, schüttelte Norreys herzlich die Hand, eilte aus dem Zimmer und kehrte mit Leonard zurück.

Mr. Norreys betrachtete den jungen Mann mit Aufmerksamkeit. Er war von Natur in seinem Benehmen gegen Fremde eher streng als herzlich, und unterschied sich hierin, wie in den meisten Dingen, von dem armen herumstreichenden Burley. Aber er verstand es gut, in den Zügen der Menschen zu lesen, und Leonard's Züge gefielen ihm. Nach einer Pause streckte er ihm seine Hand entgegen.

»Sir,« begann er, »Lord L'Estrange sagt mir, daß Sie die Literatur zu Ihrem Beruf machen und sie ohne Zweifel auch als eine Kunst studiren wollen. Ich will Ihnen dabei behülflich sein und zugleich können Sie mir helfen. Ich brauche einen Amanuensis und biete Ihnen diese Stelle an. Der Gehalt wird zu den Diensten in Verhältniß stehen, die Sie mir leisten. Ich habe ein Zimmer in meinem Hause zu Ihrer Verfügung. Als ich zuerst nach London kam, traf ich dieselbe Wahl, die, wie ich höre, Sie getroffen haben, und ich finde, selbst vom materiellen Standpunkt aus, keinen Grund, sie zu bereuen. Sie hat mir ein Einkommen verschafft, welches größer ist als meine Bedürfnisse. Daß ich mein Glück machte, schreibe ich folgenden Grundsätzen zu, welche auf alle Berufsarten anwendbar sind: Erstens nie Dasjenige, was man durch Arbeit erlangen kann, dem Genie zu überlassen; zweitens nie etwas lehren zu wollen, auf dessen Verständniß man nicht ein Studium verwendet hat; drittens nie ein Versprechen zu geben, dessen Erfüllung man sich nicht angelegen sein läßt. Wenn ein Mann, vorausgesetzt, daß er sich in seiner Befähigung nicht täuscht, diesen Regeln folgt und unter passender Anleitung seine natürlichen Kräfte eine gute Schule durchmachen läßt, so ist die Literatur ein ebenso guter Beruf, wie irgend ein anderer. Ohne sie ist der eines Schuhputzers unendlich besser.«

»Möglich,« murmelte Harley; »aber es hat große Schriftsteller gegeben, welche keine von Ihren Regeln beobachteten.«

»Große Schriftsteller vielleicht, aber keine sehr beneidenswerthe Männer. Mein Lord, mein Lord, verderben Sie mir nicht den Zögling, den Sie mir bringen.«

Harley lächelte, nahm Abschied und ließ das Genie in der Schule beim gesunden Menschenverstande und bei der Erfahrung zurück.

## ZWANZIGSTES KAPITEL.

Während Leonard Fairfield in der Dunkelheit gegen Armuth, Vernachlässigung, Hunger und Verzweiflung gekämpft hatte, war für Randal Leslie der Tag hell und glänzend aufgegangen, und sein Pfad lag glatt und eben vor ihm. Gewiß konnte sein ehrgeiziger und fähiger junger Mann unter günstigeren Auspizien in das Leben eintreten; der Verwandte und anerkannte Günstling eines populären und energischen Staatsmannes, der geistreiche Verfasser einer politischen Schrift, welche ihn mit Einem Mal zu seiner eigenen Stellung empor gehoben hatte – aufgenommen und beliebt in jenen höchsten Kreisen, in welchen Rang oder Vermögen allein noch nicht als Paßkarte behufs vertraulichen Umganges gelten – in den Kreisen, welche sogar über der Modewelt stehen – in den Kreisen der Macht – mit aller Art günstiger Gelegenheiten, seine Kenntnisse zu vermehren und die Welt aus den Reden ihrer anerkannten Lenker frühzeitig kennen zu lernen – unter solchen Auspizien brauchte Randal nur geradeaus zugehen, und der Erfolg war ihm sicher. Aber sein Schlangengeist gefiel sich in Planmachereien und Ränken um ihrer selbst willen. In solchen Ränken

und Intriguen erblickte er kürzere Wege zum Reichthum, wenn nicht zum Ruhme. Seine Hauptsünde war auch seine Hauptschwäche. Er kannte kein thatkräftiges Streben – *er suchte mit lüsterner Begierde*. Obgleich in einer weit höheren socialen Stellung als Frank Hazeldean ungeachtet seiner günstigeren weltlichen Verhältnisse einnahm, begehrte er doch gerade diejenigen Dinge, welche seinen alten Schulkameraden unter ihn stellten – es gelüstete ihn nach seinen müssigen Lustbarkeiten, nach seinen leichtsinnigen Vergnügungen. Ebenso war es nicht der Ruf Audley Egerton's, dem er nachzueifern trachtete, sondern er begehrte nach Egerton's Vermögen und Pracht, nach seinem fürstlichen Aufwande und seinem Palast Rackrent in Grosvenor Square. Es war das Unglück seiner Geburt, daß er diesen beiden Vermögen so nahe stand – nahe dem Leslie'schen als künftiges Haupt des gefallenen Hauses, und nahe dem Hazeldean'schen, da, wie wir früher gesehen haben, falls der Squire keinen Sohn gehabt hatte, auf Randal vermöge seiner Abstammung von einer Hazeldean jene großen Ländereien übergegangen sein würden. Die meisten jungen Männer, welche in vertrauliche Berührung mit Audley Egerton gekommen waren, würden eine gewisse loyale und bewundernde, wenn auch nicht gerade liebevolle Achtung für ihn gefühlt haben. Denn es lag in Egerton's ganzem Auftreten etwas, das der Jugend gebietend und fesselnd erscheint. Sein entschlossener Muth, sein energischer Wille, seine fast königliche Freigebigkeit, im Gegensatze zu

der strengen Einfachheit in seinen persönlichen Neigungen und Gewohnheiten – seine seltene und scheinbar ihm unbewußte Macht, selbst diejenigen Frauen zu fesseln, welche aller Huldigungen müde, und sogar solche Männer zu überreden, die für Rathschläge am unzugänglichsten waren – alles das diente dazu, den praktischen Mann mit jenem Zauber zu umgeben, welcher sich gewöhnlich nur auf das Ideale beschränkt. Aber Audley Egerton war in der That ein Ideal des Ideal des Praktischen. Nicht die bloße gemeine, mühsam arbeitende Comptoirmaschine eines kleinen Geschäftes, sondern der Mann von starkem Verstande, der durch unbeugsame Energie getrieben wird und sein Augenmerk auf bestimmte Zwecke gerichtet hat. Unter einer schlechten und verdorbenen Regierung, in einer heruntergekommenen Monarchie oder in einer lasterhaften Republik mochte Audley Egerton ein gefährlicher Bürger geworden sein, so entschiedener Natur war sein Ehrgeiz und so klar sein Blick für die Zwecke desselben. Allein das öffentliche Leben in England bringt es mit sich, daß der wirklich ehrgeizige Mann auch ehrenhaft ist, wenn nicht seine Augen so gelbsüchtig und schielend sind, wie die Randal Leslie's. In England ist es so durchaus nothwendig, ein Gentleman zu sein. Und Egerton war im höchsten Sinne des Worts ein *Gentleman*. Ohne den geringsten Stolz in anderen Dingen, mit anscheinend sehr wenig Empfindlichkeit, war er doch, sobald man den Punkt der gentleman'schen Ehrenhaftigkeit berührte, empfindlicher und stolzer, als irgend ein Anderer. Als Randal ihn näher kennen lernte und seine

verschiedenen Stimmungen mit den Luchsaugen eines Hauspions überwachte, bemerkte er, daß dieser strenge, mechanische Mann Anfällen von Melancholie und sogar von düsterem Trübsinne unterworfen war; obgleich dieselben nicht lange dauerten, so zeigte doch eben sein gewöhnlich kaltes Wesen, daß irgend ein unterdrücktes, schlummerndes, schmerzliches Gefühl tief in seinem Gedächtnisse verborgen sei. Dies würde in einem dankbaren Herzen Interesse und theilnehmende Gefühle erregt haben. Aber Randal entdeckte und übermachte es nur als den Schlüssel zu irgend einem Geheimniß, das ihm Vorthail bringen konnte; denn Randal Leslie haßte Egerton, und haßte ihn um so mehr, weil er bei all' seinem Bücherwissen und seiner hohen Meinung von seinen eigenen Talenten seinen Gönner nicht gering schätzen konnte – weil es ihm noch nicht gelungen war, diesen Gönner zu einem bloßen Werkzeug, zu einer Leiter für seine eigene Erhöhung zu machen – weil er endlich glaubte, daß Egerton's scharfes Auge seinen verschmitzten Charakter durchschaue, selbst während der Minister, wie es ihm schien, mit tiefer Geringschätzung seinem Schützlinge Beistand gewährte. Dieser letztere Verdacht war jedoch unbegründet. Egerton hatte den verdorbenen und verrätherischen Charakter Leslie's nicht durchschaut. Er mochte andere Gründe gehabt haben, ihn in einer gewissen Entfernung von sich zu halten, aber er forschte zu wenig nach den Gefühlen Randal's gegen seine Person, um die Anhänglichkeit eines Mannes, der ihm so

viel verdankte, in Frage zu stellen, oder die Aufrichtigkeit desselben zu bezweifeln. Was aber mehr, als alles Andere, Randal's Gefühle gegen Egerton erbitterte, war die sorgfältig überlegte Offenheit, womit Letzterer ihm mehr, als Ein Mal, die unangenehme Mittheilung wiederholt, und nachdrücklich wiederholt hatte, daß Randal von dem *Testament* des Ministers nichts zu erwarten habe und in keiner Weise auf den Reichthum rechnen dürfe, welcher dem armen Erben der Leslies von Rood in die hungrigen Augen stach. Wem könnte Egerton sein Vermögen zu hinterlassen beabsichtigen? Wem sonst, als Frank Hazeldean! Audley nahm indessen von seinem Neffen so wenig Notiz und schien so gleichgiltig gegen ihn, daß diese Vermuthung, so natürlich sie auch war, einer sicheren Begründung zu entbehren schien. Die Schlaueit Randal's konnte sich nicht zurechtfinden. Je weniger er indessen auf das Vermögen Egerton's rechnen konnte, um so mehr überlegte er die Möglichkeit, Frank, wenn auch nicht gänzlich, doch wenigstens zum Theil um die Erbschaft von Hazeldean zu bringen. Jedem anderen weniger hinterlistigen, ränkesüchtigen und gewissenlosen Menschen, als Randal Leslie es mit jedem Tag mehr und mehr wurde, wäre ein solcher Plan als eine wahnsinnige, auf Selbsttäuschung beruhende Idee vorgekommen. Aber es lag etwas Furchtbares in der Art und Weise, wie dieser junge Mann Wissen in Macht zu verwandeln und das Studium der Schwächen Anderer seinen Zwecken dienstbar zu machen suchte. Er wußte sich

gänzlich in Frank's Vertrauen einzuschleichen und lern-  
te durch ihn alle Eigenthümlichkeiten in der Denkweise  
und dem Temperament des Squires kennen; er sann über  
jedes Wort in den Briefen des Vaters nach, welche der  
Sohn den verrätherischen Augen seines Freundes zu zei-  
gen sich angewöhnt hatte. Randal sah, daß der Squire  
zwei Eigenthümlichkeiten besaß, welche man bei Guts-  
besitzern sehr häufig trifft, und die sich in diesem Fall  
vielleicht als Gegengewichte gegen die Wärme der vä-  
terlichen Liebe benutzen ließen. Erstens lag dem Squire  
sein Eigenthum wie ein lebendes Wesen, wie ein Theil  
seines eigenen Fleisches und Blutes am Herzen; und in  
den Vorlesungen, welche er Frank über die Sünde der  
Verschwendung hielt, ließ er immer folgende schwache  
Seite durchblicken. »Was würde aus dem Gute werden,  
wenn es in die Hände eines Verschwenders fiel? Kein  
Mensch sollte mit Hazeldean Kinderspiel treiben; davor  
möge sich Frank in Acht nehmen,« &c. Zweitens liebte  
der Squire nicht allein seine Güter, sondern er war auch  
eifersüchtig auf dieselben – eine Eifersucht, welche die  
zärtlichsten Vater bisweilen ihren natürlichen Erben ge-  
genüber empfinden. Er konnte den Gedanken nicht ertra-  
gen, daß Frank auf seinen Tod rechnen möchte; und er  
schloß selten einen ermahnenden Brief ohne die Bemerkung,  
daß Hazeldean kein Fideicommiß sei, und daß er  
unter Lebenden und von Todes wegen damit thun kon-  
ne, was ihm beliebe. Indirecte Drohungen von dieser Be-  
schaffenheit verletzten und erbitterten Frank mehr, als  
daß sie ihn einschüchterten; denn der junge Mann war

von Natur außerordentlich großmüthig und lebenslustig; ja, nach solchen Ermahnungen, sein eigenes Interesse im Auge zu behalten, war er zu irgend einer Unbesonnenheit nur noch mehr aufgelegt, wie um zu zeigen, daß diese Art von Warnung die letzte sei, die ihn beeinflussen könne. Mit Hilfe solcher Einblicke in den Charakter des Vaters und des Sohnes glaubte Randal einige Strahlen des Tageslichtes zu erblicken, welches seine Aussicht auf die Güter von Hazeldean beleuchtete. Jedenfalls schien es ihm klar, daß, komme, was da wolle, seine eigenen Interessen nichts einbüßen und höchst wahrscheinlich nur gewinnen, wenn der natürliche Erbe dem Squire entfremdet würde. In Folge dessen reizte er, und zwar mit ausgesuchtem Takte, Frank gerade zu solchen Ausschweifungen, welche am geeignetsten waren, den Squire zu erbittern, während er sich dabei den Anschein gab, als rathe er von denselben ab, und niemals an den tollen Streichen Theil nahm, zu welchen er seinen leichtsinnigen Freund verleitete. In dieser Beziehung wirkte er hauptsächlich durch Dritte, indem er Frank mit Leuten bekannt machte, welche für die Jugend dadurch die gefährlichste Gesellschaft sind, daß sie entweder über die Klugheit Witze machen oder behaglich von Wechseln leben, die von Freunden mit ›großen Aussichten‹ indossirt werden.

Der Minister und sein Schützling saßen beim Frühstück, während der Erstere die Zeitungen las und Letzterer seine Briefe durchsah; denn Randal war zu der Würde gelangt, viele Briefe, ja sogar dreieckige und phantastisch

verzierte Billette zu empfangen. Egerton stieß einen Ruf der Ueberraschung aus und legte die Zeitung hin. Randal blickte von seiner Correspondenz auf. Der Minister war in eine seiner Träumereien versunken.

Als Randal nach langem Schweigen bemerkte, daß Egerton die Zeitung nicht wieder in die Hand nahm, sagte er: »Sir, ich habe ein Billet von Frank Hazeldean erhalten, der mich dringend zu sprechen wünscht; sein Vater ist unerwartet angekommen.«

»Was führt ihn hierher?« frug Egerton zerstreut.

»Er scheint einige unbestimmte Nachrichten über die Verschwendung des armen Frank erhalten zu haben, und Frank fürchtet sich oder schämt sich gewissermaßen, mit ihm zusammen zu treffen.«

»Ja – Verschwendung ist ein sehr großer Fehler an jungen Leuten – sie vernichtet die Unabhängigkeit und zerstört die Zukunft oder macht uns zu deren Slaven. Ein großer Fehler – ein sehr großer! Und was fehlt denn der Jugend, daß sie verschwenderisch zu sein nöthig hatte? Hat sie nicht alles in sich selbst, eben weil sie die Jugend ist? Jugend ist Jugend – was braucht sie mehr?«

Während er so sprach, stand Egerton auf, zog sich nach seinem Schreibtisch zurück und öffnete seine Briefe. Randal nahm die Zeitung und versuchte umsonst, zu errathen, was den Ausruf des Ministers und die darauf folgende Träumerei veranlaßt haben könnte.

Egerton wandte sich plötzlich und beinahe heftig auf seinem Stuhle um und sagte: »Wenn Sie mit der *Times*

fertig sind, haben Sie die Güte, Sie hierher auf den Tisch zu legen.«

Randal war eben dieser Aufforderung nachgekommen, als die Glocke der Hausthüre ertönte und gleich darauf Lord L'Estrange rascher und heiterer als gewöhnlich in das Zimmer trat.

Audley legte wie mechanisch seine Hand auf die Zeitung, und zwar auf denjenigen Theil der Spalten, welcher Geburten, Todesfällen und Trauungen gewidmet war. Randal stand daneben und bemerkte es; dann verließ er mit einer Verbeugung gegen Lord L'Estrange das Zimmer.

»Audley,« sagte Harley, »ich habe ein Abenteuer gehabt, seit wir uns zuletzt gesehen – ein Abenteuer, welches mir die Vergangenheit wieder aufschloß und auf meine Zukunft Einfluß haben kann.«

»Wie so?«

»Erstens bin ich einem Verwandten – von – von den Avenels begegnet.«

»Wirklich! wem – Richard Avenel?«

»Richard – Richard – wer ist er? O, ich erinnere mich – der wilde Bursche, der nach Amerika durchging; aber damals war ich noch ein Kind.«

»Jener Richard Avenel ist jetzt ein reicher Kaufmann mit einem blühenden Geschäfte, und seine Verehelichung steht in dieser Zeitung, er hat eine Ehrenwerthe Mrs. M'Catchley geheirathet. Wahrhaftig – wer kann sich noch in diesem Lande auf seine Geburt etwas zu Gute thun?«

»Du hast nicht immer so gesprochen, Egerton,« erwiderte Harley in einem Tone schmerzlichen Vorwurfes.

»Und jetzt spreche ich so mit Bezug auf eine Mrs. M'Catchley, nicht mit Bezug auf den Erben der L'Estranges Aber nichts mehr von diesen – diesen Avenels.«

»Doch, doch. Ich sage dir, daß ich mit einem Verwandten derselben zusammen getroffen bin – mit einem Neffen von – von –«

»Von Richard Avenel!« unterbrach ihn Egerton; und dann fügte er in jenem langsamen, bündigen Tone, in welchem er öffentlich zu reden gewöhnt war, hinzu: »Richard Avenel, der Kaufmann! Ich habe ihn einmal gesehen – ein anmaßender, unausstehlicher Mensch!«

»Der Neffe hat keinen dieser Fehler. Er ist zwar stolz, aber dabei voll Bescheidenheit und mit den herrlichsten Anlagen ausgestattet. Und seine Züge – o Egerton, er hat *ihre* Augen.«

Egerton erwiderte nichts, und Harley fuhr fort:

»Ich hatte daran gedacht, ihn unter deine Obhut zu stellen. Ich wußte, daß du für ihn sorgen würdest.«

»Das will ich. Bringe ihn hieher,« rief Egerton eifrig. »Alles, was ich thun kann, soll geschehen, um zu beweisen, daß ich deine Wunsche berücksichtige.«

Harley drückte die Hand seines Freundes mit Wärme. »Ich danke dir von Herzen; der Audley aus meiner Knabenzeit spricht jetzt. Aber der junge Mann hat sich anders entschlossen, und ich tadle ihn nicht; ja, ich freue mich, daß er eine Laufbahn wählt, auf welcher er, wenn er auch Mühseligkeiten findet, doch der Abhängigkeit entgeht.«

»Und diese Laufbahn ist?«

»Die Literatur.«

»Die Literatur, die Literatur!« rief der Staatsmann.  
»Bettlerarmuth! Nein, nein, Harley, das ist deine abgeschmackte Romantik.«

»Es wird keine Bettlerarmuth sein; und es ist nicht *meine* Romantik, es ist die des jungen Mannes. Laß' ihn gewähren; er ist von jetzt an unter meinem Schutz und meiner Obhut. Er stammt von *ihrem* Blute, und ich sagte dir, daß er *ihre* Augen habe.«

»Aber du gehst ja in das Ausland; sage mir nur, wo er sich befindet; ich werde ihn überwachen.«

»Und einen ächten Ehrgeiz zerstören, damit an dessen Stelle ein verkehrter trete? Nein – du wirst nichts von ihm erfahren, bis er sich selbst bekannt machen kann. Ich denke, dieser Tag wird kommen.«

Audley sann einen Augenblick nach und sprach dann:  
»Nun, vielleicht hast du Recht. Ueberhaupt ist, wie du sagst, Unabhängigkeit ein großer Segen, und mein Ehrgeiz hat mich weder besser, noch glücklicher gemacht.«

»Und doch verlangst du, armer Audley, daß ich ehrgeizig sein soll!«

»Ich wünsche nur, dich getröstet zu sehen,« rief Eger-ton leidenschaftlich.

»Ich will einen Versuch machen und dabei ein milderes Mittel, als das deinige, zu Hilfe nehmen. Ich sagte dir, daß mein Abenteuer auf meine Zukunft Einfluß haben konnte; dasselbe hat mich nicht allein mit dem jungen

Manne, von dem ich sprach, sondern auch mit dem anziehendsten, liebevollsten Kinde – mit einem Mädchen bekannt gemacht.«

»Ist dieses Kind auch eine Avenel?«

»Nein, sie ist von edler Abkunft – sie ist die Tochter eines Soldaten, die Tochter des Kapitäns Digby, für welchen ich deine Verwendung nachsuchte. Er ist gestorben und sterbend schwebte mein Name auf seinen Lippen. Er wollte damit ohne Zweifel den Wunsch ausdrücken, daß ich der Vormund seiner Waise werden möchte. Ich habe endlich einen Lebenszweck gefunden!«

»Aber denkst du im Ernste daran, dieses Kind mit dir in das Ausland zu nehmen?«

»In allem Ernste.«

»Und ihr dein eigenes Haus als Heimath anzuweisen?«

»Für ein Jahr oder so – so lange sie Kind ist; wenn sie sich alsdann dem Jungfernalte nähert, werde ich sie anderwo unterbringen.«

»Du wirst sie am Ende lieben. Ist es auch gewiß, daß sie dich lieben – nicht Dankbarkeit für Liebe halten wird? Das ist ein sehr gewagter Versuch.«

»Das war auch derjenige Wilhelm's des Normannen – und doch war er Wilhelm der Eroberer. Du verlangst, ich solle mir die Vergangenheit aus dem Sinne schlagen und mich trösten, und doch machst du mich mit deinen verwünschten Einreden zu jedem Schritte vorwärts so unfähig, wie das Maulthier in dem Märchen, des Slawkenbergius, welches, bei St. Nicholas, mit jedem Schritte stolperte und auf diese Weise die ganze Nacht brauchte

um zum« – *Glücke* zu gelangen,« vervollständigte Harley das Citat, indem er seinem phantastischen, wunderlichen Humor vollen Lauf ließ. »Höre, als einer der Söhne der Propheten in Israel in einem Walde nahe bei dem Jordanflusse Holz fällt, fuhr ihm das Beil aus dem Stiele heraus, fiel in das Wasser und sank zu Boden; er betete, um dasselbe wieder zu bekommen (das war, wohl gemerkt, nur eine kleine Bitte), und da er einen starken Glauben hatte, so warf er nicht das Beil dem Stiele, sondern den Stiel dem Beile nach. Als bald geschahen zwei große Wunder. Das Beil flog vom Grunde des Wassers herauf auf die Oberfläche und befestigte sich von selbst an seinem alten Bekannten, dem Stiele. Hätte er nun gewünscht, in einem feurigen Wagen nach dem Himmel zu fahren, wie Elias, so reich zu werden, wie Hiob; so stark, wie Simson, und so schön, wie Abraham – glaubst du wohl, daß ihm dies gewährt worden wäre? In der That, mein Freund, ich bezweifle es stark.«

»Ich begreife nicht, was du meinst. Du sprichst traurigen Unsinn.«

»Ich kann nichts dafür; der Tadel trifft Rabelais. Er ist es, den ich citire, und die Geschichte findet sich in seiner Vorrede zu dem Kapitel über die Mäßigung der Wünsche. Und was die ›mäßigen Wünsche im Punkte des Beiles‹ betrifft, so wünsche ich dies von dir dahin aufgefaßt, daß ich nur wenig vom Himmel verlange. Ich werfe nur den Stiel nach dem Beile, welches in den stillen Strom hinabgesunken ist. Ich wünsche die andere Hälfte der Waffe, die klaftertief begraben liegt, und deren Verlust mir die

dichten Wälder rings um mich her an dem heiligen Gestade verdunkelt, so daß ich keinen Blick von den Sternen erhaschen kann.«

»Um deutlich zu reden,« sagte Audley Egerton, »du verlangst« – er hielt verlegen inne.

»Ich verlange meinen Zweck und meinen Willen und meinen alten Charakter und die Natur, welche Gott mir gegeben hat. Ich verlange die Hälfte meiner Seele, welche mir abhanden gekommen ist. Ich verlange eine Liebe, welche mir die entschwundene ersetzen kann. Komme mir mit keinen Gründen – ich werfe den Stiel dem Beile nach.«

#### EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Randal Leslie begab sich, als er Audley verließ, nach der Wohnung Frank's, wo er sich eine Stunde oder darüber mit dem jungen Gardeoffizier in dessen Zimmer einschloß. Hierauf schlug er den Weg nach Limmer's Hotel ein und erkundigte sich, ob Mr. Hazeldean zu sprechen sei, man wies ihn in das Kaffeezimmer, während der Kellner mit seiner Karte die Treppe hinaufging, um nachzusehen, ob der Squire zu Hause und unbeschäftigt sei. Die *Times* lag auf dem Tische ausgebreitet und Randal überblickte, indem er sich über die Zeitung beugte, mit Aufmerksamkeit die Spalten, welche Geburts, Todes- und Heirathsanzeigen enthielten. Er konnte sich aber durchaus nicht denken, welcher Name in dieser langen Liste Mr. Egerton's Interesse erregt hatte.

»Aergerlich!« murmelte er. »Es gibt keine Kenntniß, die eine nützlichere Macht wäre, als die Kenntniß der Geheimnisse der Menschen.«

Er wandte sich um, als der Kellner mit der Meldung zurückkam, es werde Mr. Hazeldean Vergnügen machen, ihn zu sehen.

Nachdem Randal bei dem Squire eingetreten war, schüttelte ihm dieser die Hand und blickte nach der Thüre, als erwartete er noch Jemand; als sich aber die Thüre schloß, und er sah, daß Randal ohne Begleitung war, nahm sein ehrliches Gesicht den deutlichen Ausdruck getäuschter Erwartung an.

»Nun,« sagte er gerade heraus, »ich dachte, daß Ihr alter Schulkamerad, Frank, mit Ihnen kommen würde.«

»Haben Sie ihn noch nicht gesehen, Sir?«

»Nein, ich kam diesen Morgen an; reiste oben auf dem Postwagen; – sandte nach seiner Kaserne, der junge Herr schläft aber nicht dort – er hat eine eigene Wohnung; davon hat er mir nie etwas gesagt.«

»Wir, die Hazeldeans, sind eine einfache Familie – junger Sir, und ich hasse es, von Jemanden, und noch dazu von meinem eigenen Sohne, im Unklaren gelassen zu werden.«

Randal antwortete nicht, sah aber bekümmert aus. Der Squire, welcher seinen Verwandten nie zuvor gesehen, hatte eine unbestimmte Ahnung davon, daß es nicht höflich sei, einen Fremden, auch wenn derselbe ein Verwandter sei, mit Familienverdrießlichkeiten zu unterhalten; er fuhr deshalb in gutmüthigem Tone fort:

»Es freut mich sehr, endlich Ihre Bekanntschaft zu machen, Mr. Leslie. Sie wissen hoffentlich, daß Sie gutes Hazeldeanblut in Ihren Adern haben.«

*Randal* (lächelnd). – »Ich würde dies nicht so leicht vergessen; es ist der Stolz unseres Stammbaumes.«

*Squire* (herzlich). – »Geben Sie mir darauf noch einmal Ihre Hand, mein Junge. Sie haben keinen Freund nöthig, seit mein vornehmer Halbbruder sich Ihrer angenommen hat; sollte es aber je der Fall sein, so ist Hazeldean nicht weit von Rood. Ich kann mit Ihrem Vater durchaus nicht auskommen, junger Mann – es ist wirklich Schade; denn ich glaube, ich hätte ihm einige Winke geben können in Beziehung auf die Verbesserung seines Grundbesitzes. Wenn er nur seine abscheulichen Haiden anpflanzen wollte – Lerchenbäume und Fichten bringen bald Rasen, Sir; auch gibt es um Rood herum einige tief gelegene Ländereien, die eine Entwässerung sehr gut ertragen könnten.«

*Randal*. – »Mein armer Vater liebt ein so zurückgezogenes Leben, und Sie dürfen sich nicht darüber wundern. Gefallene Bäume liegen still, und ebenso gefallene Familien.«

*Squire*. – »Gefallene Familien können sich wieder aufrichten, gefallene Bäume aber nicht.«

*Randal*. – »Ach, Sir, es bedarf oft der Energie von Generationen, um die Verschwendung und die Ausschweifungen eines einzigen Besitzers wieder gut zu machen.«

*Squire* (die Stirne runzelnd). – »Das ist sehr wahr. Frank ist ein vert– Verschwender, und er behandelt mich

noch obendrein mit großer Kälte – er kommt nicht; es ist nächstens drei Uhr. Nebenbei gesagt vermute ich, daß er Ihnen mitgetheilt hat, wo ich bin; denn wie hätten Sie mich sonst sonstig finden können?»

*Randal* (mit Widerstreben). – »Sir, das that er; und ich bin, um offen zu sprechen, nicht überrascht, daß er sich noch nicht – gezeigt hat.«

*Squire*. – »Ah!«

*Randal*. – »Wir sind sehr vertraut zusammen geworden.«

*Squire*. – »Das hat er mir geschrieben – und ich freue mich darüber. Unser Parlamentsmitglied, Sir John, sagte mir, Sie seien ein sehr gescheidter und dazu ein sehr gesetzter junger Mann. Und Frank sagt, daß er nur Ihre Klugheit zu besitzen wünschte, wenn er auch nicht Ihre Talente haben könne. Er hat ein gutes Herz, Frank,« fügte der Vater weicher werdend hinzu. »Aber zum Geier, Sir, Sie sagten, Sie wundern sich nicht darüber, daß er noch nicht gekommen sei, um seinen Vater willkommen zu heißen.«

»Mein theurer Sir,« versetzte Randal, »Sie schrieben Frank, daß Sie durch Sir John und Andere von seiner Lebensweise gehört hätten, und daß Sie sehr unzufrieden mit seinen Antworten auf Ihre Briefe seien.«

»Nun?«

»Und dann kommen Sie plötzlich nach der Stadt.«

»Und was dann?«

»Nun, Frank schämt sich, Ihnen gegenüber zu treten; denn er ist, wie Sie sagen, verschwenderisch gewesen

und hat die ihm bewilligte Summe überschritten; da er meine Achtung vor Ihnen und meine große Zuneigung für ihn selbst kennt, so hat er mich gebeten, Sie auf die Entgegennahme seiner Beichte vorzubereiten, und ihm Ihre Verzeihung auszuwirken. Ich weiß, daß ich mir eine große Freiheit herausnehme. Ich habe kein Recht, mich in die Angelegenheiten zwischen Vater und Sohn zu mischen; aber ich bitte Sie inständig, zu glauben, daß es in der besten Absicht geschieht.«

»Hm!« versetzte der Squire, indem er sich sehr langsam faßte und mit Mühe seine peinlichen Gefühle niederkämpfte, ich wußte ja schon, daß Frank mehr ausgegeben hat, als er sollte; aber ich meine, er hätte nicht durch einen Dritten um meine Nachsicht bitten sollen. (Nehmen Sie es mir nicht übel – ich will Sie nicht beleidigen.) Und wenn er eine dritte Person nöthig hatte, war denn nicht seine Mutter da? Was zum Teufel –« (hitzig werdend) – »bin ich? ein Tyrann – ein Pascha – daß mein eigener Sohn sich fürchtet, mit mir zu sprechen? Bei Gott, ich werde es ihm heimgeben!«

»Verzeihen Sie mir, Sir,« sagte Randal, indem er plötzlich jene Miene der Autorität annahm, die einem überlegenen Geiste immer zu Gebote steht; »aber ich rathe Ihnen auf das Entschiedenste, keinen Aerger darüber auszudrücken, daß Frank Vertrauen in mich gesetzt hat. Noch besitze ich Einfluß auf ihn. Was Sie auch über seine Verschwendung denken mögen, so habe ich ihn doch vor mancher Unbesonnenheit und mancher Verstrickung in Schulden bewahrt – ein junger Mann ist weit mehr

geneigt, auf die Rathschläge eines Altersgenossen zu hören, als auf diejenigen des besten Freundes von reiferen Jahren. Ich spreche Sir, in Ihrem Interesse sowohl, als in dem Frank's. Lassen Sie mich diesen Einfluß auf ihn behalten, und machen Sie ihm wegen des Vertrauens, das er mir geschenkt, keine Vorwürfe. Ja, lassen Sie ihn lieber denken, ich hätte das Mißfallen, welches Sie empfunden haben mögen, gemildert.«

Es schien in dem, was Randal sagte, so viel gesunder Menschenverstand zu liegen, und seine Freundlichkeit schien so uneigennützig zu sein, daß die angeborene Schlaueit des Squire's hinter's Licht geführt wurde.

»Sie sind ein verständiger junger Mann,« sagte er, »und ich bin Ihnen sehr verbunden. Nun, ich vermuthe, man kann nicht alte Köpfe auf junge Schultern setzen, und ich verspreche Ihnen, daß ich Frank kein böses Wort sagen werde. Der arme Junge ist gewiß sehr niedergeschlagen, und ich sehne mich darnach, ihm die Hand zu schütteln. Deshalb beruhigen Sie ihn.«

»Ah, Sir,« entgegnete Randal in anscheinend großer Bewegung, »Ihr Sohn hat wohl Ursache, Sie zu lieben, und es scheint ein so gütiges Herz, wie das Ihrige, eine schwere Sache zu sein, ihm gegenüber die gehörige Festigkeit zu bewahren.«

»O, ich kann fest genug sein,« erwiderte der Squire – »besonders wenn ich ihn nicht sehe, hübscher Bursche, der er ist – seiner Mutter sehr ähnlich – meinen Sie nicht?«

»Ich habe seine Mutter nie gesehen, Sir.«

»Was? Sie haben meine Harry nie gesehen? Ja, ja – es ist wahr. Sie müssen uns besuchen. Wir haben auch das Bild Ihrer Großmutter als junges Mädchen – mit einem Schäferstab in der einen, und einem Lilienstrauß in der andern Hand. Mein Halbbruder wird Sie doch fortlassen?«

»Ohne Zweifel, Sir. Wollen Sie ihn nicht besuchen, während Sie in der Stadt sind?«

»Gewiß nicht. Er würde glauben, ich wolle irgend etwas von der Regierung. Sagen Sie ihm, daß die Minister besser wirthschaften müssen, wenn sie meine Stimme für ihr Parlamentsmitglied haben wollen. Aber gehen Sie; ich sehe, Sie sind ungeduldig, Frank mitzutheilen, daß alles vergessen und vergeben ist. Kommen Sie mit ihm um sechs Uhr zum Mittagessen, und lassen Sie ihn seine Rechnungen in der Tasche mitbringen. O, ich werde ihn nicht schelten.«

»Nun, was das anbelangt,« sagte Randal lächelnd, »so meine ich (verzeihen Sie abermals meine Freiheit), daß Sie es auch nicht zu leicht nehmen sollten. Wie ich einerseits der Meinung bin, daß Sie besser thun, ihn wegen seiner natürlichen und lobenswerthen Scham, sich Ihnen zu nähern, nicht zu tadeln, so glaube ich andererseits auch, daß Sie nichts thun sollten, was dazu beitragen könnte, jenes Schamgefühl zu vermindern – es hält ihn gewissermaßen im Zaume. Und wenn Sie es deshalb über sich vermögen, ihm Ihren Unwillen über seine Verschwendung zu zeigen, so wird dies einen heilsamen Eindruck machen.«

»Sie sprechen, wie ein Buch, und ich will versuchen, mein Bestes zu thun.«

»Wenn Sie zum Beispiel die Drohung fallen ließen, ihn von der Armee wegzunehmen und ihn auf das Land zu schicken – so würde dies ganz gewiß eine gute Wirkung hervorbringen.«

»Was! Würde er es als eine so große Strafe betrachtet, auch Hause zu kommen und bei seinen Eltern zu leben?«

»Das will ich gerade nicht sagen; aber er liebt das Londoner Leben; in seinem Alter und mit der Aussicht auf ein so großes Erbe ist dies natürlich.«

»Erbe!« wiederholte der Squire unmuthig – »Erbe! Er denkt doch nicht hieran, hoffe ich? Donnerwetter, Sir, ich habe so gut ein Leben, wie er. Erbe! Freilich geht das Casino als Fideiscommiß auf ihn über; aber was das Uebrige anbetrifft, so bin ich nicht bloß ein Insaße auf Lebenszeit. Ich kann die Hazeldean'sche Güter einem von meinen Pflugknechten hinterlassen, wenn ich will! Erbe – sonst nichts!«

»Mein theurer Sir, ich dachte nicht daran, anzudeuten, daß Frank den unnatürlichen und ungeheuerlichen Gedanken nähre, auf Ihren Tod zu rechnen, und alles, was wir zu thun haben, ist, ihn zu veranlassen, daß er sich so rasch als möglich austobe – heirate und sich auf dem Lande niederlasse. Denn es wäre Jammerschade, wenn seine großstädtischen Gewohnheiten und Neigungen feste Wurzel in ihm faßten – es würde dem Hazeldean'schen Eigenthum schlecht bekommen. Und,« fügte Randal lachend hinzu, »ich fühle Interesse an dem alten

Gute, da meine Großmutter von demselben abstammte. Zwingen Sie sich also, zornig zu scheinen, und brummen Sie ein wenig, wenn Sie die Rechnungen bezahlen.«

»Ah, verlassen Sie sich auf mich,« sagte der Squire mürrisch und mit ganz veränderter Miene. »Ich bin Ihnen für diese Winke sehr verbunden, mein junger Vetter;« und seine kräftige Hand zitterte ein wenig, als er sie Randal hinbot.

Nachdem Randal Limmer's Hotel verlassen hatte, eilte er nach Frank's Wohnung in St. James Street.

»Mein lieber Junge,« sagte er, als er eintrat, »es ist ein großes Glück, daß ich dich überredete, die Einleitung der Sache bei deinem Vater mir anzuvertrauen. Du hast richtig bemerkt, er sei etwas leidenschaftlich; aber es ist mir gelungen, ihn zu besänftigen. Du brauchst nicht zu befürchten, daß er deine Schulden nicht bezahlen würde.«

»Das habe ich nie befürchtet,« sagte Frank und wechselte die Farbe; »ich fürchtete nur seinen Zorn; aber ich fürchte noch mehr seine Güte. Welch ein leichtsinniger Strick bin ich nicht gewesen! Das soll mir übrigens eine Lehre sein. Und wenn meine Schulden einmal bezahlt sind, so werde ich ebenso sparsam werden, wie du.«

»Ganz recht, Frank; und ich bin in der That ein wenig besorgt, daß dein Vater, wenn er die Totalsumme erfährt, eine sehr unangenehme Drohung gegen dich zur Ausführung bringen könnte.«

»Welche Drohung?«

»Daß du deine Offiziersstelle verkaufen und London den Rücken kehren sollst.«

»Der Teufel!« rief Frank hitzig und mit Nachdruck, »das hieße mich ja wie ein Kind behandeln.«

»Allerdings würde es dich deinen Kameraden gegenüber, die nicht besonders ländlicher Natur sind, ziemlich lächerlich machen; und du, der du London so liebst und so sehr *en vogue* bist.«

»Sprich nicht davon,« rief Frank, indem er ganz verstört im Zimmer auf und ab ging.

»Im Grunde wird es wirklich gut sein, nicht alles auf Ein Mal anzugeben, was du schuldig bist. Wenn du nur die Hälfte der Summe nennst, so wird dich dein Vater mit einer Lektion durchschlüpfen lassen, und ich zittere wirklich beim Gedanken an die Wirkung, welche die Angabe der ganzen Summe hervorbringen möchte.«

»Aber wie soll ich die andere Hälfte bezahlen?«

»O, du mußt das Geld an der dir ausgesetzten Summe ersparen; dieselbe ist sehr freigebig bemessen, und die Handwerksleute drängen nicht.«

»Nein – aber die verwünschten Wechselmäckler –«

»Einem jungen Manne von deinen Aussichten prolongiren sie die Wechsel immer; und wenn ich ein Amt erhalte, kann ich dir ja leicht aushelfen, mein lieber Frank.«

»Ah, Randal, ich bin nicht so schlecht, daß ich von deiner Freundschaft Vortheil ziehen möchte,« sagte Frank mit Wärme. »Aber es scheint mir überhaupt nicht ganz ehrenhaft – eine Art von Lüge zu sein, durch welche der wahre Zustand meiner Angelegenheit vertuscht wird. Ich hätte mir einen solchen Rath von keinem Andern gefallen

lassen; aber du bist so verständig, so gut und so ehrenhaft.«

»Nach so schmeichelhaften Beiworten schrecke ich davor zurück, die Verantwortlichkeit eines Rathes auf mich zu nehmen; allein abgesehen von deinen eigenen Interessen, würde es mich freuen, deinen Vater des Schmerzes zu überheben, den er empfinden müßte, wenn er alle die Verlegenheiten erführe, in welche du gerathen bist; und wenn du dadurch in die Nothwendigkeit versetzt würdest, dich etwas einzuschränken, das Hazardspiel und das Bürgschaftleisten für Andere aufzugeben, dann wäre dies das Beste, vor dir passiren könnte. Außerdem scheint es in der That hart gegen Mr. Hazeldean, ihn allein darunter leiden zu lassen, und sehr gerecht, daß du die Hälfte deiner Last selbst trägst.«

»Du hast Recht, Randal; das ist mir früher nicht eingefallen. Ich will deinen Rath befolgen und jetzt gleich nach Limmer's Hotel gehen. Mein lieber Vater! Ich hoffe, er sieht gut aus?«

»O, sehr gut. Ein wahrer Gegensatz zu den bleichen Londoner Gesichtern. Aber ich glaube, du würdest besser thun, wenn du erst zum Mittagessen hin gingest. Er hat mich gebeten, dich um sechs Uhr mitzubringen. Ich will kurz vor dieser Stunde bei dir vorsprechen, und wir können zusammengehen. Es wird dies manches Drückende und Gezwungene beseitigen. – Lebe bis dahin wohl. Ich würde, nebenbei gesagt, an deiner Stelle die Sache nicht zu ernsthaft nehmen und nicht zerknirscht aussehen. Du weißt, daß die besten Väter es lieben, ihre Sühne unter

dem Daumen zu halten, wie man zu sagen pflegt. Und wenn du in deinem Alter deine Unabhängigkeit zu bewahren und nicht auf das Land hinaus gejagt und dort begraben zu werden wünschest, wie ein Schulbube, der sich irgend etwas hat zu Schulden kommen lassen, so wird ein etwas männliches Benehmen nicht am unrechten Platze sein. Du kannst darüber nachdenken.«

Das Mittagessen in Limmer's Hotel lief ganz anders ab, als es hätte ablaufen sollen. Randal's Worte hatten sich in das Gemüth des Squire's tief eingegraben und wucherten dort fort. Dieser Eindruck verlieh seinem Benehmen eine Kälte, welche die herzlichen, versöhnlichen und edelmüthigen Gefühle, mit denen er nach London gekommen war, und die selbst Randal durch seine Einflüsterungen nicht ganz hatte verdrängen können, Lügen strafte. Auf der andern Seite erschien Frank, der sowohl durch das Gefühl, nicht aufrichtig zu sein, als durch den Wunsch, ›die Sache nicht so ernst zu nehmen‹, in einer gewissen Befangenheit erhalten wurde, dem Squire unfreundlich und undankbar.

Nach Tische begann der Squire verschiedene ›Hm, Hm‹ verlauten zu lassen, Frank dagegen, zu erröthen und verlegen zu werden. Beide fühlten sich durch die Anwesenheit eines Dritten belästigt, bis Randal mit einer Kunst und Gewandtheit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, das Eis brach und es ihm gelang, die Zurückhaltung, deren Veranlassung er vorher gewesen, auf eine Weise zu beseitigen, daß endlich Beide herzlich froh

waren, mit Hülfe seiner Geschicklichkeit und seines Taktes die Sache kurz in's Reine bringen zu können.

Frank's Schulden waren in Wirklichkeit nicht groß; und als er, verschämt zu Boden blickend, die Hälfte derselben angab, wurde der Squire angenehm überrascht und war im Begriffe, sich mit offener Herzlichkeit auszusprechen, die ihm das vortreffliche Herz seines Sohnes auf ein Mal geöffnet haben würde, aber ein nimmender Blick Randal's hielt ihn ab, diesem Triebe seines Herzens zu folgen, und es schien ihm geboten, seinem Versprechen gemäß einen Zorn zu heucheln, den er nicht fühlte, und die unglückliche Drohung fallen zu lassen, »daß es zwar Ein Mal angehen möge, wenn die ausgesetzte Summe überschritten werde; daß aber, wenn Frank künftighin nicht mehr Klugheit an den Tag lege und sich von einer Bande Londoner Gauner und Gecken verführen lasse, er die Armee quittiren, nach Hause kommen und Landwirth werden müsse.«

»O Sir,« rief Frank unvorsichtiger Weise aus, »ich habe keinen Geschmack für die Landwirthschaft; und in meinem Alter würde mir das Landleben, nachdem ich London kennen gelernt, entsetzlich langweilig erscheinen.«

»Aha!« erwiderte der Squire sehr grimmig und schob einige Extrabanknoten, die er zwischen den Fingern hielt, um sie den bereits ausbezahlten beizufügen, wieder in sein Taschenbuch. »Das Landleben ist also schrecklich langweilig – so? Man gibt dort freilich das Geld nicht für Thorheiten und Laster aus, sondern wendet es an, um damit ehrliche Arbeiter zu bezahlen und den Wohlstand

der Nation zu vergrößern. Es gefällt dir nicht, auf diese Weise das Geld zu verwenden so wäre es Schade, wenn du je mit solchen Pflichten geplagt würdest.«

»Mein theurer Vater –«

»Sei still, Laffe! O, ich bin überzeugt, wenn du in meinen Schuhen stäkest, du würdest die Eichen umhauen lassen und das Gut verpfänden – vielleicht auch verkaufen, warum nicht? – und alles auf einen Pasch setzen! Aha, Sir – sehr gut, sehr gut – das Landleben ist also schrecklich langweilig, nicht wahr? Da muß ich dich wohl bitten, in der Stadt zu bleiben.«

»Mein theurer Mr. Hazeldean,« begann Randal in einschmeichelndem Tone und anscheinend bemüht, in einen Scherz zu verwandeln, was bitterer Ernst zu werden drohte, »Sie dürfen ein voreiliges Wort nicht so buchstäblich auslegen. Sie wollen doch gewiß nicht Frank ebenso schlimm machen, wie Lord A–, der seinem Verwalter schrieb, er solle mehr Bauholz fällen lassen, und als der Verwalter antwortete, es stünden auf dem ganzen Gute nur noch drei Wegweiser, wieder zurückschrieb: ›Diese werden auf keinen Fall mehr wachsen – nieder mit ihnen.‹ Sie sollten Lord A– kennen, Sir; er ist sehr witzig und – Frank's spezieller Freund.«

»Dein spezieller Freund, Master Frank? Schöne Freundes« – Und der Squire knüpfte mit entschlossener Miene die Tasche zu, in welche er sein Notizbuch gesteckt hatte.

»Aber ich bin auch sein Freund, nicht wahr, Frank?« sagte Randal wohlwollend.– »Und ich lese ihm gehörig den Text, kann ich Sie versichern.« Hierauf begann er,

wie es schien, aus Zartgefühl, um der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben, über die Ernteergebnisse und über die Versuche mit Knochendünger Fragen zu stellen. Er sprach ernst und mit Verstand über die Sache, zugleich aber auch mit der Ehrerbietung eines jungen Mannes, einer großen praktischen Autorität gegenüber.

Randal hatte den Nachmittag damit zugebracht, sich durch die Ackerbaujournale und die parlamentarischen Berichte rasch mit dem Gegenstande bekannt zu machen, und in der That, wie alle geübten Leser in wenigen Stunden mehr gelernt, als Mancher, der an das Studiren nicht gewohnt ist, in einem Jahre aus Büchern lernen könnte. Der Squire war über die Kenntnisse und den Geschmack des jungen Gelehrten für solche Dinge überrascht und erfreut.

»Sicherlich haben Sie,« sprach er mit einem zornigen Blick auf den armen Frank, »gutes Hazeldean'sches Blut in ihren Adern und können eine Bohne von einer Rübe unterscheiden.«

»Sir,« sagte Randal freimüthig, »ich bilde mich für das öffentliche Leben aus, und was ist ein Mann der Oeffentlichkeit werth, wenn er nicht den Ackerbau seines Landes studirt?«

»Sie haben Recht – was ist er werth? Legen Sie doch meinem Halbbruder diese Frage vor nebst meinem Compliment. Was für albernes Zeug hat er nicht neulich in der Parlamentssitzung über die Malzsteuer behauptet!«

»Mr. Egerton hat so viele andere Dinge im Kopfe, an welche er denken muß, daß man seinen Mangel an

Kenntnissen über diesen allerdings sehr wichtigen Gegenstand entschuldigen muß. Bei seinem scharfen Verstande wird er sich jedoch früher oder später diese Kenntnisse aneignen, denn er ist ein Freund der Macht, und – Wissen ist Macht, Sir!«

»Sehr wahr – sehr treffend gesagt,« entgegnete der arme Squire ohne irgend einen Argwohn, während Randal's Auge auf Mr. Hazeldean's offenem Gesichte ruhte und dann zu Frank hinüberflog, der trübe und niedergeschlagen vor sich hinblickte.

»Ja,« wiederholte Randal, »Wissen ist Macht;« und dabei schüttelte er den Kopf wie ein Weiser, indem er seinem Wirthe die Flasche hinreichte. Als jedoch der Squire, welcher die Absicht hatte, am nächsten Morgen nach der Halle zurückzukehren, von Frank Abschied nahm, erwärmte sein Herz gegen seinen Sohn, dessen Trauer und Niedergeschlagenheit ihm Mitleid einflößte. Es lag nicht in Randal's Politik, gleich das erste Mal die Entfremdung und noch dazu in seiner eigenen Gegenwart, zu weit zu treiben.

»Sprechen Sie jetzt freundlich mit dem armen Frank, Sir – thun Sie es;« flüsterte er, als er die feuchten Augen des Squire's bemerkte, und trat an das Fenster.

Der Squire kam freudig dieser Aufforderung nach; er streckte die Hand gegen seinen Sohn aus und sagte: »Mein lieber Junge, mache dir keine Sorgen – pah! es war ja im Grunde nur eine Kleinigkeit. Denke nicht mehr daran.«

Frank ergriff die Hand und schlang plötzlich seine Arme um seines Vaters breite Schultern.

»O Vater, du bist zu gut – zu gut.« Seine Stimme zitterte so sehr, daß Randal unruhig wurde, zu ihm trat und ihn bedeutungsvoll berührte.

Der Squire drückte seinen Sohn an sein Herz – ein Herz, welches so groß war, daß es den ganzen Raum unter seinem weiten Rocke auszufüllen schien.

»Mein lieber Frank,« sagte er mit vor Rührung halb erstickter Stimme, »es ist nicht das Geld; aber siehst du, es macht deine arme Mutter so unruhig – du mußt dich in Zukunft in Acht nehmen: und Donnerwetter, Junge, es wird ja dereinst alles dir gehören; rechne aber nur nicht darauf; *das* könnte ich nicht ertragen – ich könnte es wahrhaftig nicht.«

»Darauf rechnen!« rief Frank. »O Vater, wie kannst du so etwas glauben?«



»Ich freue mich außerordentlich, daß ich ein klein wenig dazu beitragen konnte, eine vollständige Versöhnung zwischen dir und Mr. Hazeldean herbeizuführen,« sagte Randal, als die beiden jungen Männer das Hotel verließen. »Ich sah, daß du niedergeschlagen warst, und bat ihn deshalb, freundlich mit dir zu sprechen.«

»So, das thatest du? Ah – es thut mir leid, daß es einer solchen Bitte bedurfte.«

»Ich kenne seinen Charakter nun schon so gut,« sagte Randal, »daß ich mir schmeichle, dich immer auf einem guten Fuß mit ihm zu erhalten. Welch' ein vortrefflicher Mann!«

»Der beste Mann von der Welt,« rief Frank herzlich, und dann in weicherem Tone: »Und doch habe ich ihn hintergangen. Ich habe große Lust, zurück zu gehen –«

»Und ihm zu sagen, er solle dir zwei Mal so viel Geld geben, als du verlangt hast! Würde er dann nicht glauben, du habest dich nur deshalb so liebevoll benommen, um etwas aus ihm heraus zu locken? Nein, nein, Frank – spare – lege etwas zurück – sei haushälterisch; und dann sage ihm, daß du die Hälfte deiner Schulden bezahlt hast. Darin liegt etwas Hochsinniges.«

»Du hast Recht. Dein Herz ist so gut, wie dein Verstand. Gute Nacht.«

»Gehst du so früh nach Hause? Hast du für heute Abend keine Verabredung mit deinen Freunden getroffen?«

»Keine, die ich einhalten werde.«

»Gute Nacht denn.«

Sie trennten sich, und Randal ging in einen der vernehmen Clubs. Er näherte sich einem Tische, an welchem drei oder vier junge Leute (jüngere Söhne, welche, der Himmel weiß, wovon, auf das Glänzendste lebten) noch bei ihrem Weine saßen.

Leslie hatte mit diesen Gentlemen eigentlich wenig gemein; er zwang sich jedoch, sich ihnen angenehm zu machen, indem er einen vortrefflichen, weltklugen Rath

befolgte, den ihm Audley Egerton ertheilt hatte. »Geben Sie den Stutzern nie Grund, Sie einen Pedanten zu nennen,« sagte der Staatsmann. »Manchem gescheidten Manne mißlingt sein Lebenlang alles, weil jene einfältigen Bursche, die er mit einem halben, geschickt angebrachten Worte in seine *claqueurs* hätte umwandeln können, ihn lächerlich machen. Vermeiden Sie immer und unbedingt diesen Fehler der meisten belesenen Leute; mit Einem Worte: Seien Sie kein Pedant!«

»Ich habe soeben Hazeldean verlassen,« sagte Randal – »was er für ein guter Junge ist!«

»Ein vortrefflicher Bursche,« sagte der Ehrenwerthe George Borrowwell. »Wo ist er?«

»In seiner Wohnung. Er hat einen kleinen Auftritt mit seinem Vater gehabt, einem eingefleischten, rohen Landedelmann. Sie würden ihm einen wahren Liebesdienst erweisen, wenn Sie zu ihm gingen und ihm Gesellschaft leisteten, oder ihn zum Ausgehen veranlaßten, damit er sich zerstreue.«

»Was! der alte Gentleman hat ihn gequält? – eine greuliche Schmach! Frank ist doch wahrhaftig kein Verschwender und wird einmal sehr reich werden – wie?«

»Ein ungeheures Vermögen,« sagte Randal; »keine einzige Hypothek darauf; und Frank ist der einzige Sohn,« fügte er hinzu und verließ dann den Tisch.

Unter den jungen Gentleman entstand ein freundliches und äußerst wohlwollendes Flüstern. Gleich darauf erhoben sie sich und begaben sich nach Frank's Wohnung.

»Der Keil sitzt in dem Baume fest,« sprach Randal vor sich hin, »und schon zwischen der Rinde und dem Holze eine Oeffnung sichtbar.«

## ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Harley L'Estrange sitzt neben Helene an dem Fenster in dem Landhause zu Norwood. Die Blüthe der wiederkehrenden Gesundheit strahlt auf dem Antlitz des Kindes, und sie lauscht lächelnd der Unterhaltung Harley's; denn er spricht lobpreisend von Leonard und ist voll Hoffnung hinsichtlich Leonard's Zukunft.

»Und da er,« fuhr Harley fort, »eine Wiederkehr der früheren Prüfungen nicht zu fürchten hat, sich bei seiner Beschäftigung glücklich fühlt und die Laufbahn verfolgt, welche er selbst gewählt hat, so müssen wir uns darein finden, mein liebes Kind, von ihm zu scheiden.«

»Von ihm scheiden!« rief Helene, und die Rosen auf ihren Wangen erbleichten.

Harley mißfiel ihre Bewegung nicht. Er würde sich in ihren Herzen getäuscht haben, wenn es für Liebe und Zärtlichkeit weniger empfänglich gewesen wäre.

»Es ist hart für Sie, Helene,« sagte er, »sich von Demjenigen trennen zu müssen, der für Sie ein Bruder gewesen ist. Hassen Sie mich darum nicht. Allein ich betrachte mich als Ihren Vormund, und meine Heimath muß vor der Hand auch die Ihrige sein. Wir werden dieses Land der Wolken und des Nebels verlassen und uns in eine Welt voll Sonnenschein begeben. Das tröstet Sie nicht? Sie weinen, mein Kind: Sie trauern über ihren eigenen

Freund – vergessen Sie aber nicht den Freund Ihres Vaters. Ich stehe allein und bin oft sehr niedergeschlagen, Helene; wollen Sie mich nicht trösten? Sie drücken meine Hand, aber Sie müssen auch lernen, mir zuzulächeln. Sie sind zu einer Trösterin geboren. Die Menschen, welche uns trösten, sind keine Egoisten, sie sind stets heiter und freundlich, wenn sie uns trösten.«

Die Stimme Harley's klang so lieblich, und seine Worte drangen so tief in das Herz des Kindes, daß sie lächelnd zu ihm aufblickte, als er ihre reine Stirne küßte. Dann dachte sie aber wieder an Leonard und fühlte sich so einsam, so verwaist, daß sie auf's Neue in Thränen ausbrach. Ehe dieselben getrocknet waren, trat Leonard selbst ein, und, einem unwiderstehlichen Gefühle nachgebend, stürzte sie in seine Arme; dann lehnte sie ihren Kopf an seine Schulter und schluchzte: »Ich gehe fort von dir, mein Bruder – mache dir keinen Kummer – vermisse mich nicht.«

Harley war tief bewegt; er schlug die Arme übereinander und betrachtete die Beiden schweigend – auch *seine* Augen wurden feucht. »Dieses Herz,« dachte er, »ist es werth, gewonnen zu werden.«

Er zog Leonard bei Seite und flüsterte: »Beruhigen Sie Helene; sprechen Sie ihr Muth ein, und richten Sie sie auf. Ich lasse Sie allein mit ihr; kommen Sie später zu mir in den Garten.«

Beinahe eine Stunde verging, ehe Leonard Harley wieder aufsuchte.

»Weinte sie nicht, als Sie sich trennten?« frug L'Estrange.

»Nein; sie besitzt mehr Festigkeit, als man denken sollte. Der Himmel weiß, wie mich dieselbe aufrecht erhalten hat. Ich habe versprochen, ihr oft zu schreiben.«

Harley ging einige Male auf dem Rasenplatze auf und ab und sagte dann, als er zu Leonard zurückkehrte: »Halten Sie Ihr Versprechen, und schreiben Sie das erste Jahr oft. Dann möchte ich Sie bitten, die Correspondenz nach und nach aufhören zu lassen.«

»Aufhören! – Ah, mein Lord!«

»Sehen Sie, mein junger Freund, ich wünsche dieses zarte Gemüth von den Schmerzen und Leiden der Vergangenheit gänzlich abzuziehen. Ich wünsche, daß Helene – nicht plötzlich, sondern Schritt für Schritt – in ein neues Leben eintrete. Ihr liebt einander jetzt, wie zwei Kinder – wie Bruder und Schwester. Würde aber später diese Liebe, wenn man sie aufmunterte, dieselbe bleiben? Und ist es nicht besser für Euch Beide, wenn Eure Jugend mit natürlichen, freien und ungefesselten Neigungen in die Welt eintritt?«

»Das ist wahr! Und sie steht so hoch über mir,« sagte Leonard wehmüthig.

»Niemand steht über Demjenigen, welchem es gelingt, auf dem Wege, den Sie betreten, seinem Ehrgeiz Genüge zu leisten. *Das* ist es nicht, glauben Sie mir!«

Leonard schüttelte den Kopf.

»Viel eher fühle vielleicht ich,« fuhr Harley mit einem Lächeln fort, »daß Sie über mir stehen; denn wer ist dem überlegen, der die Jugend für sich hat? Vielleicht werde

ich noch auf Sie eifersüchtig. Helene muß den Mann lieben lernen, der von jetzt an ihr Vormund und Beschützer sein wird. Aber wie kann sie mich lieben, wie sie es sollte, wenn nur Ihr Bild in ihrem Herzen lebt?«

Der Jüngling senkte das Haupt, und Harley beeilte sich, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben und von den Wissenschaften und dem Ruhme zu sprechen. Seine Worte waren beredt und seine Stimme freundlich; denn er hatte sich schon als Jüngling für den Ruhm begeistert, und in Leonard's Jugend schien seine eigene wieder aufzuleben. Das Herz des Dichters gab jedoch kein Echo zurück – Oede und Verlassenheit schien plötzlich in dasselbe eingekehrt zu sein. Und als Leonard beim Mondenscheine zurückwanderte, murmelte er vor sich hin: »Seltsam seltsam – sie ist ja nur ein Kind; es kann nicht Liebe sein! doch, was bleibt mir sonst zu lieben?«

Er blieb auf der Brücke stehen, wo er so oft mit Helene gestanden, und auf welcher er den Beschützer gefunden, der ihr eine Heimath gegeben und ihm eine Laufbahn eröffnet hatte. Und das Leben kam ihm sehr lange vor, und der Ruhm erschien ihm wie ein trauriges Wahnbild. Aber Muth, Leonard! Dies sind die Sorgen des Herzens, aus welchen du bessere Lehren ziehen kannst, als aus allen Sprüchen der Weisen und Kritiker.

Am nächsten Tage hatte Helene mit ihrem phantastischen und träumerischen Vormunde den Küsten Englands Lebewohl gesagt. Jahre werden dahin schwinden, ehe wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen.

Das Leben schreitet in allen den Formen, in welchen wir es gesehen haben, vorwärts. Der Squire treibt Ackerbau und Jagd, und der Pfarrer predigt, ermahnt und besänftigt; Riccabocca liest seinen Machiavell und seufzt und lächelt, wenn er über Menschen und Staaten moralisirt; und Violantens dunkle Augen bekommen einen tieferen und geistigeren Glanz, und ihre einsamen Träume verleihen ihrer Schönheit einen gedankenvollen Ausdruck. Mr. Richard Avenel hat sein eigenes Haus in London und Mrs. Avenel ihre eigene Loge in der Oper; hart und schwer ist der Kampf, den sie kämpfen müssen, um sich in die vornehme Welt einzuführen, und der Emporkömmling, der die Aristokratie verachtet, muß es sich den Schweiß seines Angesichts kosten lassen, um ein Aristokrat zu werden. Und Audley Egerton geht von dem Bureau des Ministeriums in das Parlament, und quält sich ab und debattirt und hilft das Reich regieren, in welchem die Sonne niemals untergeht. Die arme Sonne, wie müde muß sie sein – aber doch nicht so müde, wie die Regierung! Und Randal hat eine vortreffliche Stelle in dem Bureau eines Ministers und sieht der Zeit entgegen, da er auf dieselbe verzichten wird, um in das Parlament einzutreten und auf jenem weiten Felde sein Wissen in Macht zu verwandeln. Unterdessen ist das Verhältniß zwischen ihm und Audley Egerton noch so ziemlich wie früher; dagegen hat er sich mit dem Squire auf einen vertrauten Fuß gestellt, war zwei Mal in Hazeldean, hat das Haus, sowie den Grundriß der Güter untersucht – und ist beinahe

zum zweiten Male in den Graben gefallen. Und der Squire glaubt, nur Randal sei im Stande, Frank vor Unheil zu bewahren, und hat sich gegen Harry auf eine scharfe Weise über Frank's fortgesetzte Verschwendung ausgelassen. Und Frank fährt fort, Vergnügungen nachzujagen, fühlt sich aber dabei sehr unglücklich und steckt tief in Schulden. Und Madame di Negra ist von London nach Paris gegangen, hat eine Tour nach der Schweiz gemacht und ist wieder nach London zurückgekommen und sehr vertraut mit Randal Leslie geworden; und Randal hat ihr Frank vorgestellt, und Frank hält sie für die liebenswürdigste Frau von der Welt, von bösen Zungen gröblich verleumdete. Und der Bruder Madame di Negra's wird endlich in England erwartet, und wird ohne Zweifel Sensation machen, da er sehr schön und sehr reich sein soll. Und Leonard – und Harley – und Helene? Geduld – sie werden alle wieder erscheinen.

## ACHTES BUCH.

### EINLEITUNGS-KAPITEL.

#### Der Mißbrauch der Intelligenz.

Die Aufforderung, die Mützen in die Höhe zu werfen und dem Fortschritt der Erleuchtung ein ›Hurrah‹ zu bringen, ist heut zu Tage jedesmal von solch schmetternden Trompetenstößen und einem so gewaltigen Trommelwirbeln begleitet, daß man sich, in Folge des allen denkenden Wesen inne wohnenden Widerspruchsgeistes, versucht fühlt, die Ohren zuzuhalten und zu sagen: »Sachte,

sachte; das *Licht* ist geräuschlos; wie kommt denn die ›Erleuchtung‹ dazu, einen solchen Lärm zu machen? Inzwischen, wenn es nicht ungezogen ist, bitte, wohin lenkt denn eigentlich die Erleuchtung ihre Schritte?« Man stelle einmal diese Frage an sechs der lautesten Schreier in der Prozession; und ich wette zehn Pence gegen ganz Californien, man wird sechs verschiedene, sechs unbefriedigende Antworten erhalten. Der Eine, ein achtungswerther Gentleman, welcher zu unserem großen Erstaunen darauf besteht, sich ›einen Sklaven‹ zu nennen, aber eine merkwürdig freie Art hat, seine Meinung auszudrücken, wird erwidern: »Die Erleuchtung schreitet auf die sieben Punkte der Charte zu.« Ein Anderer, mit dem Haar *à la jeune France* geschnitten, der an der Frau seines Freundes Wohlgefallen findet und in seiner eigenen in gewisser Beziehung ein Hinderniß erblickt, versicherte, der Fortschritt gelte den Rechten der Frauen, dem Reiche der socialen Liebe und der Vernichtung tyrannischer Vorurtheile. Ein Dritter, der wie ein wohlhabender Mann aus der Mittelklasse aussieht und in seinen Hoffnungen bescheidener ist, weil er weder den Schädel durch seinen Laufjungen eingeschlagen, noch seine Frau durch den Lehrling nach einem Agazamone entführt zu haben wünscht, läßt die Erleuchtung keinen Schritt weiter gehen, als bis zu einer Belagerung des Adelshandbuchs und einer Beschießung des Budget. Ungroßmüthiger Mann. Der Fortschritt, welchen er eindämmen will, wird bald mit den Füßen auf *ihm* herumtreten. Niemand fährt so übel in einem Gedränge, als wer in die Mitte eingekeilt ist. Ein

Vierter mit wildem, träumerischem Blick, als wäre die Höhle des Trophonius seine Heimath, ein Mystiker und Anhänger des thierischen Magnetismus, glaubt, die Erleuchtung eile in vollem Laufe den guten alten Tagen der Alchymisten und Necromanten zu. Ein Fünfter, welchen man für einen Quäcker halten könnte, versichert, der Fortschritt der Erleuchtung sei ein Kreuzzug für allgemeine Menschenliebe, Pflanzenkost und Erhaltung des Friedens durch Reden, welche allerdings eine, den Philip-piken des Demosthenes ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Der Sechste (ein guter Kerl ohne einen Fetzen auf dem Leibe) kümmert sich keinen Strohalm darum, wohin die Reise geht. Schlimmer kann er es nicht bekommen, als er es schon hat; und es ist für ihn ganz bedeutungslos, ob er zu dem Hundstern hinauf oder in einen bodenlosen Abgrund hinunter fährt. Indessen sage ich nichts gegen den Fortschritt, so lange wir den Weg gemeinschaftlich gehen. Was auch passiren mag, wir sind in guter Gesellschaft, und obwohl ich von Natur ziemlich viel Gleichmuth besitze und lieber bei Locke und Burke (so schwerfällige Bursche sie sind) zu Hause bliebe, als daß ich mir die Gedanken in ein Chaos von Verwirrung bringen lasse durch diese verwünschten Paucken und Trompeten, geschlagen und geblasen von Gesellen, welchen ich – bei allen Heiligen sei es geschworen! – nicht eine Fünfpfundnote anvertrauen möchte, so muß ich mit, weil es eben sein muß; und so hole der Kukuk den Hintersten. Wenn es sich aber um das einzelne Individuum handelt, welches für eigene Rechnung vorwärts

drückt, die Freibeuter und Condottieri der Erleuchtung, welche ihre Taschen mit Phosphorzündhölzchen gefüllt haben und für die Scheunen und Heuschober ihrer Nachbarn eine erhabene Verachtung fühlen, so sehe ich nicht ein, warum sich die Verzückung und Bewunderung bis in den siebten Himmel versteigen soll.

Wenn diejenigen, welche ewig von den himmlischen Segnungen der Erleuchtung: Verbreitung des Wissens über die ganze Erde u. s. w., predigen, ihre Augen gehörig aufmachen und sich umsehen wollten, so möchte ich sie ehrerbietigst fragen, ob sie nie einem sehr kenntnißreichen und erleuchteten Gentleman begegnet sind, dessen Bekanntschaft durchaus nicht wünschenswerth ist? Wenn nicht, so können sie von ungeheurem Glücke sagen. Jedermann muß nach seiner eigenen Erfahrung urtheilen; und die größten Spitzbuben, die ich je getroffen habe, waren erstaunlich gut unterrichtete, gescheidete Kerls! Vor Strohköpfen und Einfaltspinseln können wir auf unserer Hut sein, aber einem so genialen Gentleman gegenüber, welcher durch und durch Erleuchtung und ohne Vorurtheil ist, können wir nur rufen: »Der Himmel schütze uns!« Es ist wahr, der Spitzbube (wenn er noch so erleuchtet ist), bringt es für sich selbst in der Regel zu nichts Gutem (freilich nicht, ohne Vorher seinem Nächsten Schlimmes genug zugefügt zu haben). Aber dies beweist nur, daß die Welt von Denjenigen, welche sie belohnen soll, noch etwas Anderes verlangt, als Intelligenz *per se* und *in abstracto*; und daß die Welt viel zu alt ist,

um jedem Pfiffikus zu gestatten, daß er zu seinem eigenem persönlichen Vergnügen ihre Trauben abschneide. Deshalb wird ein Mann von sehr mittelmäßiger Intelligenz, der an einen Gott glaubt, sein Herz menschlichem Mitgefühl nicht verschließt und die Geldkisten Anderer in Ruhe läßt, vielleicht zu viel größerer Macht gelangen, als ein Spitzbube je durch sein Wissen.

Ich höre den Schrei der Entrüstung über mich aus dem Munde jener bornirten Menschen, welche sonderbarer Weise die leichgläubigsten Vergötterer der Erleuchtung sind und, wenn Wissen Macht wäre, auf einem Düngerhaufen elend umkommen müßten, und doch bin ich überzeugt, alle wirklich erleuchteten Menschen werden darin mit mir einverstanden sein, daß, wenn wir auf eine der fortschreitenden Erleuchtung angehörende Abtheilung Scharfschützen stoßen, kein Grund für uns vorhanden ist, die Zielscheibe für sie abzugeben, weil die Erleuchtung sie mit einer Büchse versehen hat. Ohne Zweifel ist dem verständigen Leser nicht entgangen, daß von den zahlreichen, in diesem Werke ausgeführten Charakteren der größere Theil zu derjenigen Classe gehört, welche man die *intelligente* nennt – daß durch sie die menschliche Intelligenz in ihren verschiedenen Formen und Richtungen zergliedert und entwickelt wird. Hienach wäre die vorliegende Geschichte, richtig betrachtet, eine Art bescheidenen Familienepos oder, wenn man lieber will, ein großes ernstes Lustspiel über die

Wechselformen des englischen Lebens in unserem Jahrhundert, von den bedeutendsten Vertretern der Intelligenz in Scene gesetzt. Und wo gewöhnlichere und weniger verfeinerte Typen dieser Classe das Bild der vorüberziehenden Generation abrunden und vervollständigen, werden sie oft durch den Gegensatz die Mängel andeuten, welche bei bloßer Pflege der Intelligenz dem menschlichen Wesen ankleben. Ich bin gewiß nicht gegen Intelligenz und Erleuchtung. Der Himmel bewahre mich davor, ein solcher Barbar zu sein! Ich rede nur dem gemeinen Menschenverstand und ehrlichem Spiele das Wort. Ich verlange von einem tüchtigen Manne durchaus nicht, daß er ein Engel sein soll; aber wenn Herz und Kopf bei ihm zusammen passen und über beiden auf ihrer großen Wanderung die göttliche Oriflamme leuchtet, so wird er den Engeln so nahe kommen, als es der menschlichen Natur nur immer möglich ist; wo nicht, ist das Verhältniß des Herzens zum Kopfe wie dasjenige eines Penny zu einem Pfunde, dann sage ich: *bon jour, mon ange!* Die geflügelten Sternenschwingen sehe ich nicht, aber den nachhinkenden Pferdefuß. Lieber lasse ich mich von dem Squire Hazelden verdammen, als von Randal Leslie erleuchten. Jeder nach seinem Geschmacke. Die Intelligenz (nicht im philosophischen, sondern im gewöhnlichen Sinne des Wortes) ist übrigens selten, ja beinahe nie, eine abgeschlossene, harmonische Thätigkeit. Sie ist nicht Ein bestimmtes Vermögen, sondern ein Gemisch von vielen, welche theilweise

mit einander im Kriege leben und den Einklang des Ganzen stören. Wenige von uns besitzen irgend ein vorherrschendes Vermögen, welches in sich selbst eine Kraft ist, und, wo es sich findet, reißt es zur Unzeit die Herrschaft über die anderen an sich und theilt das Loos jeder, auch der glänzendsten Tyrannei: es vermag das Reich weder nach Innen gegen Zerrüttung, noch nach Außen gegen feindliche Angriffe zu schützen. Deswegen hat die Intelligenz auf einen Mann von schlechten Grundsätzen oft einen ganz verkehrten, und auf einen Anderen, welcher vom besten Willen beseelt ist, zuweilen gar keinen Einfluß, weil im ersteren Falle die nöthige Zucht, im zweiten ein festes Ziel fehlt. Ich zweifle, ob Männer, welche in Folge ihres Talents in hohen Ehren stehen, nicht schon klügeren Leuten begegnet sind, die es noch zu gar keinen Ehren gebracht haben. Männer, wie Audley Egerton, sieht man stets bedeutende Stellungen im Leben einnehmen, während Männer, wie Harley L'Estrange, welche jenen bei einem *gemeinschaftlichen* Wettstreite weit überlegen sein würden, den Strom hinunter schwimmen und, wenn nicht ein plötzlicher Antrieb ihre schlummernde Thatkraft weckt, unbemerkt zu Grabe gehen. Würden Hamlet und Polonius in jetziger Zeit leben, so hätte Polonius weit mehr Aussicht auf einen Ministerposten, obgleich Hamlet unzweifelhaft ein viel intelligenterer Charakter wäre. Was würde aus Hamlet werden? Der Himmel weiß es! Doctor Arnold sagt, nach seiner Schulerfahrung unterscheide sich ein Mensch von dem anderen nicht bloß

durch Fähigkeit, sondern auch durch Thatkraft. Es liegt viel Wahres in diesem Ausspruche.

Indem ich diese Andeutungen dem Urtheil und Scharfsinn des Lesers unterbreite, gehe ich zu einer neuen Abtheilung dieses Werkes über und sehe bereits im Hintergrunde Randal Leslie sich auf die Lippen beißen. Der deutsche Dichter bemerkt, die Kuh der Isis sei für die Einen das göttliche Symbol des Wissens, für die Andern nur die Milchkuh, deren Werth sich lediglich darnach bemesse, wie viel Pfund Butter sie gebe. O über den Hang unseres Zeitalters, in der Isis die Milchkuh zu erblicken! O über die Herabwürdigung der erhabensten Bestrebungen zu den niedrigsten Verwendungen! Blicke auf die Göttin, Randal Leslie, und halte dein Rührfaß und deine Wagschalen bereit. Wir wollen sehen, was die Butter auf dem Markte gelten wird.

## ZWEITES KAPITEL.

Ein neues Regiment hat begonnen. Die allgemeine Wahl ist zu Ende; die Unbeliebtheit des Ministeriums ist auf den Tribünen klar zu Tage getreten. Audley Egerton, welchem bisher immer eine gewaltige Majorität zu Gebot stand, ist der Niederlage kaum entgangen – ein Mehr von nur fünf Stimmen. Die Kosten der Wahl sollen fabelhaft gewesen sein. »Wer kann aber auch gegen einen Reichtum aufkommen, wie ihn Egerton besitzt, für den sich im Nothfall auch der Staatsbeutel öffnet?« sagte der geschlagene Mitbewerber. Es ist in der Zweithälfte des Oktober;

die Londoner Welt hat sich eingefunden, das Parlament wird in weniger als vierzehn Tagen zusammentreten.

In einem der elegantesten Zimmer eines Hotels, in welchem Ausländer lernen können, was englischer Comfort heißen will, und welche Preise sie dafür bezahlen müssen, saßen zwei Personen in eifrigem Gespräch neben einander. Die eine war eine Frau, deren blasse, klare Gesichtsfarbe und rabenschwarzes Haar, deren ausdrucksvolle Augen, wie sie den Schönheiten des Nordens selten verliehen sind, uns Beatrice, die Marchesa di Negra, erkennen lassen. So schön die Italienerin unstreitig war, so zog doch ihr Gefährte, obgleich dem männlichen Geschlechte angehörend und über das mittlere Alter hinaus, durch körperliche Vorzüge noch mehr die Blicke auf sich. Die Familienähnlichkeit zwischen Beiden war unverkennbar, aber ebenso der Gegensatz in Mienen, Haltung und allen jenen Merkmalen für die Eigenthümlichkeit eines Charakters. In Beatrice's Antlitz konnte man bei genauer Beobachtung Würde, Ernst und Leidenschaft lesen; ihr Lächeln war vielleicht zu Zeiten falsch, aber selten war es ironisch, nie cynisch. Ihr Geberdenspiel anmuthig, ungezwungen und lebhaft. Die Tochter des Südens verleugnete sich nicht. Ihr Gefährte dagegen erinnerte mit seinem schönen, glatten Gesichte, in welchem sich die Jahre kaum durch eine Linie oder Falte bemerklich machten, an Etwas, was man auf den ersten Blick für den Leichtsinns und die Gedankenlosigkeit einer heiteren,

jugendlichen Natur halten konnte; aber in das ausnehmend verbindliche Lächeln mischte sich zuweilen höhnischer Spott. Seine Bewegungen waren gemessen und ohne alles Geberdenspiel, wie bei Engländern. Sein Haar war von jener rothbraunen Farbe, mit welcher die italienischen Maler so wunderbare Effekte erzielen; und wenn auch da und dort ein Silberfaden zwischen den Locken durchglänzte, verlor er sich gleich wieder unter der reichen Fülle derselben. Seine Augen waren hellgrau und der farblose Teint außerordentlich durchsichtig. Seine Schönheit wäre eher diejenige eines Weibes, als die eines Mannes gewesen, ohne die Höhe und sehnichte Magerkeit einer Gestalt, deren bewunderungswürdig proportionirter Bau die Muskelkraft nicht sowohl verbarg, als ihr zur Zierde gereichte. Nie hätte man in diesem Manne den Italiener vermuthet, viel eher einen Pariser. Er drückte sich in französischer Sprache aus, der Schnitt seines Kleids war französisch, sogar seine Art zu denken, schien französisch: nicht wie die Franzosen heut zu Tage sind – entweder rohe, oder zurückhaltende Geschöpfe, sondern wie man sich den Marquis des alten *régime*, den *roué* der Regentschaft vorstellt.

Er war übrigens ein Italiener, und zwar aus einem in der Geschichte Italiens berühmten Geschlechte. Er schien sich aber seines Vaterlandes und seiner Geburt zu schämen; denn er gefiel sich in der Rolle eines Weltbürgers. Der Himmel stehe der Welt bei, wenn sie nur solche Bürger hat!

»Aber Giulio,« sagte Beatrice di Negra in italienischer Sprache, »selbst vorausgesetzt, daß du dieses Mädchen entdeckst, kannst du glauben, ihr Vater werde je in eure Verbindung einwilligen? Dazu kennst du doch gewiß den Charakter deines Verwandten zu gut.«

»*Tu te trompes, ma soeur,*« versetzte Giulio Franzini, Graf von Peschiera, wie gewöhnlich in französischer Sprache, »*tu te trompes*; ich kannte ihn, ehe er Verbannung und Noth durchgemacht hatte. Wie kann ich ihn jetzt kennen? Aber beruhige dich, meine allzu ängstliche Beatrice, ich werde mich um seine Einwilligung nicht eher kümmern, als bis ich die seiner Tochter habe.«

»Aber wie diese erlangen, wenn der Vater dagegen ist?«

»*Eh! mordieu!*« unterbrach sie der Graf mit ächt französischer Heiterkeit. »Was sollte aus all' den Comödien werden, die schon geschrieben worden sind, wenn nie Heirathen gegen den Willen des Vaters geschlossen würden? Sieh,« fuhr er mit einem leichten Zusammenpressen der Lippe und mit einem noch leichtesten Rücken auf seinem Stuhle fort, »sieh, nicht das Wenn und Aber ist hier die Frage, sondern das Sollen und Müssen – eine Frage der Existenz für dich und mich. Als Danton zur Guillotine verurtheilt wurde, warf er seinem ehrwürdigen Richter ein Brodkügelchen auf die Nase und sagte: »*Mon individu sera bientôt dans le néant.*« Mein väterliches Erbe ist bereits dort! Ich stecke bis an den Hals in Schulden. Vor mir sehe ich auf der einen Seite Ruin und Selbstmord, auf der andern Ehestand und Reichthum.«

»Aber hast du denn von den reichen Ländereien, deren Genuß dir solange eingeräumt war, wirklich gar nichts für die Zeit zurückgelegt, wo sie wieder von dir genommen werden würden?«

»Schwester,« erwiderte der Graf, »sehe ich aus wie ein Mann, der zurücklegt? Ueberdies, wenn der Kaiser von Oestreich, um nicht aus seinen lombardischen Besitzungen einen so erlauchten Namen, wie den unseres Verwandten, auszulöschen und, während er dessen Rebellion strafte, meine Anhänglichkeit zu belohnen, mit der Confiskation dieser reichen Ländereien, nach welchen mir bei dem bloßen Gedanken daran der Mund wässert, zögerte und, indem er sie in widerruflicher Weise seiner Krone einverleibte, mir, als dem nächsten männlichen Verwandten, erlaubte, die Einkünfte der Einen Hälfte während eben dieser sehr unbestimmten Zeit zu beziehen – hatte ich da nicht allen Grund zu der Annahme, ich würde in kurzer Zeit seine kaiserliche Majestät oder dessen Minister zu der Erlassung eines Dekrets bestimmen können, wonach das Ganze bedingungslos und endgültig auf mich überginge? Und ich glaube, es wäre mir gelungen, ohne diesen verwünschten zudringlichen englischen Mylord, der nicht müde wurde, dem Hof und dem Ministerin den Ohren zu liegen mit Beschönigungen der Rebellion unseres Veters und mit unbewiesenen Versicherungen, ich hätte mich bei derselben betheilig, um meinen Verwandten gleichfalls hineinzuziehen, und dieselbe verrathen, um mir durch seine Beraubung Vortheile zuzuwenden. Und so erhielt ich zuletzt zum Dank für alle

meine Dienste und als Bescheid auf alle meine Ansprüche von dem Minister selbst die kalte Antwort: »Graf von Peschiera, Ihr Beistand war wichtig, und Ihre Belohnung ist glänzend gewesen. Ihre Ehre würde es nicht gestatten, diese Belohnung weiter auszudehnen und die schlimme Meinung Ihrer italienischen Landsleute dadurch zu rechtfertigen, daß Sie sich alles dasjenige, was durch den von Ihnen zur Anzeige gebrachten Verrath verwirkt wurde, förmlich zueignen. Ein so edler Name, wie der Ihrige, sollte Ihnen theurer sein, als Geld und Gut?«

»O Giulio,« rief Beatrice, und ihr Gesicht leuchtete auf, während sich der ganze Charakter desselben veränderte, »das waren Worte, vor welchen der Dämon der Habsucht schamroth aus deiner Brust hätte entfliehen sollen.«

Der Graf sah sie mit großen Augen an, dann warf er einen Blick im Zimmer umher und sagte ruhig:

»Niemand hört dich, außer mir, meine liebe Beatrice; sprich vernünftig. Schöne Redensarten klingen ganz gut in gemischter Gesellschaft; aber nichts paßt weniger zu dem Tone einer Familienbesprechung.«

Madame di Negra senkte beschämt das Haupt, und jener plötzliche Wechsel in dem Ausdruck ihres Gesichtes, welcher Empfänglichkeit für hochherzige Empfindungen zu verrathen schien, verschwand eben so rasch wieder.

»Aber noch,« sagte sie kalt; »genießest du die Hälfte dieser großen Einkünfte; warum also von Selbstmord und Ruin sprechen?«

»Ich genieße sie, so lange es der Krone gefällig ist. Sollte es der Krone gefallen, unseren Vetter wieder zurückzurufen und in seine Güter wieder einzusetzen – was dann?«

»So ist also eine *Wahrscheinlichkeit* für diese Begnadigung vorhanden? Als du mich anfangs zu deinen Nachforschungen verwendetest, dachtest du nur an die *Möglichkeit* einer solchen.«

»Sie ist sehr wahrscheinlich, und deshalb bin ich hier. Ich hörte vor einiger Zeit, daß die Frage von seiner Zurückberufung durch den Kaiser angeregt und in dessen Rathe besprochen worden ist. Die Gefahr, welche dem Staate aus dem Reichthume, den behaupteten Fähigkeiten – (Fähigkeiten! pah!) – und dem populären Namen unseres Veters erwachsen könnte, verzögerte noch eine Entschließung in der Sache; auch muß die Schwierigkeit eines Abkommens mit mir den Minister in Verlegenheit gesetzt haben. Aber es ist dies immer nur eine Frage der Zeit. Er kann nicht mehr lange von der allgemeinen Amnestie ausgeschlossen bleiben, welche bereits auf die übrigen Flüchtlinge ausgedehnt worden ist. Derjenige, von welchem ich diese Mittheilung habe, ist mächtig und mir freundlich gesinnt; und er fügte einen kleinen Rath bei, nach welchem ich handelte. ›Es hat,‹ sagt er, ›ein Anhänger Ihres Verwandten mir zu verstehen gegeben, daß der Verbannte einen Bürgen für die Redlichkeit seiner Gesinnungen in der Person seiner Tochter und Erbin stellen könnte; daß sie das heirathsfähige Alter erreicht habe; daß, wenn sie sich unter Zustimmung des Kaisers

mit Jemand verbinden würde, dessen Anhänglichkeit an die österreichische Krone außer Frage stünde, hierin eine Garantie für die Treue des Vaters und für den Uebergang eines so wichtigen Erbes in sichere und zuverlässige Hände läge. Warum nicht,« fuhr mein Freund fort, »den Kaiser um seine Genehmigung dieser Verbindung für Sie selbst angehen? Sie, dem er vertrauen kann; Sie, der Sie, wenn die Tochter sterben sollte, der gesetzliche Erbe dieser Ländereien wären?« Diesem Winke gemäß richtete ich meine Worte ein.«

»Du sprachst den Kaiser?«

»Und nachdem ich die ungerechten Vorurtheile gegen mich bekämpft hatte, führte ich aus, wie mein Vetter, nachdem ich ihm alles gehörig auseinandergesetzt, so wenig Grund haben werde, mir zu grollen, daß ich nicht zweifle, er würde mir gerne die Hand seines Kindes geben.«

»Das sagtest du!« rief die Marchese erstaunt.

»Und,« fuhr der Graf mit unerschütterlicher Ruhe fort, indem er gleichgültig die Falten seines schneeweißen Hemdes glatt strich, »und wie mir auf diese Weise das Glück zu Theil würde, selbst der Gewährsmann für die Treue meines Verwandten zu werden – die Mittelsperson zu Wiedererlangung seiner Würden, während ich zugleich meinen eigenen Namen dem Neide und der Böswilligkeit gegenüber von jedem Verdachte, als hätte ich ihm ein Unrecht zugefügt, reinigen könnte.«

»Und der Kaiser willigte ein?«

»*Pardieu*, meine theure Schwester, was sonst konnte Seine Majestät thun? Mein Vorschlag räumte jedes Hinderniß weg und versöhnte die Politik mit der Gnade. Es bleibt mithin nur noch übrig, auszukundschaften, was bisher allen unsern Bemühungen nicht gelang – den Schlupfwinkel unserer theuren Verwandten – und mich selbst dem jungen Mädchen gegenüber zu einem willkommenen Liebhaber zu machen. Allerdings ist eine kleine Ungleichheit der Jahre vorhanden; allein, wenn mir dein Geschlecht und mein Spiegel nicht allzu sehr schmeichelt, so nehme ich es immer noch mit manchem Elegant von fünfundzwanzig Jahren auf.«

Der Graf sagte dies mit einem solch' bezaubernden Lächeln und sah dabei so ausnehmend schön aus, daß er das Geckenhafte seiner Worte glücklich durch jene Anmuth der Sprache verdeckte, welche an einen blendenden Helden aus der alten großartigen Comödie des Pariser Lebens erinnerte.

Dann kreuzte er die Finger beider Hände, legte sie so verschlungen leicht auf die Schulter seiner Schwester, blickte ihr in das Gesicht und sagte langsam:

»Und nun, Schwester, ein Wort sanften, aber verdienten Vorwurfes. Hast du nicht den Auftrag, welchen ich dir in meinen Angelegenheiten so dringend an's Herz legte, auf eine traurige Weise hintangesetzt? Ist es nicht einige Jahre her, daß du zuerst mit der Bestimmung nach England kamst, diese unsere würdigen Verwandten ausfindig zu machen? Habe ich dich nicht gebeten, in dein Netz den Mann zu locken, von dem ich wußte, daß er

mein Feind ist, und der zweifellos den Versteck unseres Veters kennt – ein Geheimniß, das er noch jetzt fest verschlossen in seiner Brust trägt? Sagtest du mir nicht, daß, obwohl er damals in England war, du keine Gelegenheit finden konntest, ihn irgendwo zu treffen, daß du aber die Freundschaft des Staatsmannes, auf welchen, als seinen vertrautesten Freund, ich deine Aufmerksamkeit gelenkt hatte, gewonnen habest? Und dennoch erfährst du, deren Reize sonst so unwiderstehlich sind, nichts durch diesen Staatsmann, wie du nichts von Mylord siehst. Ja, auf falsche Spuren und Führten geleitet, kommst du wahrhaftig auf den Gedanken, das Wild habe sich auf französischen Boden geflüchtet. Du gehst dorthin – du gibst vor, die Hauptstadt zu durchsuchen, die Provinzen, die Schweiz, *que sais-je?* Alles umsonst, obschon – *foi de gentilhomme* – dein Polizeisystem mich theures Geld kostet. Du kehrst nach England zurück – die gleiche Jagd und das gleiche Ergebnis. *Palsembleu, ma soeur*, ich stelle deine Talente zu hoch, um nicht deinen Eifer in Frage zu ziehen. Mit Einem Wort, war es dir Ernst, oder hast du dir nicht nach Frauenart das Vergnügen gemacht, dich zu amüsiren und mein Vertrauen zu mißbrauchen?«

»Giulio,« erwiderte Beatrice traurig, »du weißt, welchen Einfluß du auf meinen Charakter und mein Schicksal ausgeübt hast. Deine Vorwürfe sind nicht gerecht. Ich legte mich auf Kundschaft, so weit es in meinen Kräften stand, und ich habe jetzt Ursache, zu glauben, daß ich Jemand kenne, der im Besitze dieses Geheimnisses ist und uns demselben näher bringen kann.«

»Ah, wirklich!« rief der Graf.

Beatrice achtete nicht aus ihn, sondern fuhr in geflügelter Rede fort:

»Aber gesetzt, mein Herz bebte vor dem Auftrage zurück, welchen du mir stelltest, wäre dies nicht natürlich gewesen? Als ich zuerst nach England kam, bezeichnest du mir als Ziel deiner Nachforschungen ein solches, für welches ich dir mit Ehren meine Hülfe versprechen konnte. Du wünschtest natürlich vor allem zu wissen, ob die Tochter lebe; denn im andern Falle warst du der Erbe. Lebte sie noch, so ging, wie du mich versichertest, dein Streben dahin, durch meine Vermittlung mit Alphonso einen anständigen Vergleich abzuschließen, wonach du seine Zurückberufung zu erwirken suchen wolltest, und er dir dagegen während deiner Lebzeiten alle von der Krone an dich übertragenen Rechte lassen sollte. So lange dies deine Absichten waren, that ich, wiewohl ohne Erfolg, mein Möglichstes, die gewünschte Auskunft zu erhalten.«

»Und was ließ mich einen so wichtigen, obgleich vom Erfolg nicht begünstigter Verbündeten verlieren?« frug der Graf noch immer lächelnd; aber ein Blitz aus seinen Augen strafte das Lächeln Lügen.

»Was? Deine Forderung, die erbärmlichen Spione, die falschen Italiener, welche du herüber schicktest, bei mir zu empfangen und in Gemeinschaft mit ihnen den armen Verbannten, sobald er gefunden wäre, in einen voreiligen Briefwechsel zu verwickeln, der dem Hofe hinterbracht werden sollte; – deine Versuche, die Tochter des

Grafen von Peschiera, die Abkömmlingin derer, welche einst in Italien herrschten, zu der Rolle einer Denunziantin, einer Verführerin und Verrätherin zu verleiten. Nein, Giulio, da schrak ich zurück und entwich, weil ich deine Macht über mich fürchtete, nach Frankreich. Ich habe dir offen geantwortet.«

Der Graf entfernte seine Hände von der Schulter, auf welcher sie so herzlich geruht hatten.

»Und dies,« sagte er, »ist deine Weisheit, und dies deine Dankbarkeit. Du, deren Geschick von dem meinigen unzertrennbar – du, die du von meiner Großmuth abhängst – du, die –«

»Halt,« rief die Marchese sich erhebend, mit einem Gefühlsausbruch, der, als hätten die Kränkungen ihr äußerstes Maß erreicht, sich in offener Empörung gegen jahrelange Tyrannei Lust machen zu wollen schien – »halt, – Dankbarkeit! Großmuth! Bruder; Bruder, was ist es, das ich dir verdanke? Die Schmach und das Elend eines Lebens. Als ich noch ein Kind war, verurtheiltest du mich, zu heirathen gegen meinen Willen, gegen mein Herz, gegen meine Gebete, und lachtest über meine Thränen, als ich auf den Knien um Barmherzigkeit flehte. Ich war damals rein, Giulio – rein und unschuldig, wie die Blumen in meinem jungfräulichen Kranze. Und jetzt – jetzt –«

Sie hielt inne und verbarg das Gesicht in ihren Händen. »Jetzt machst du mir Vorwürfe,« sagte der Graf, unbeeinträchtigt durch ihre plötzliche Leidenschaft, »weil ich dich an einen jungen und vornehmen Mann verheirathete.«

»Alt in Lastern und niedrig in Gesinnung. Die Heirath ich dir verziehen. Du hattest nach den Gebräuchen unseres Landes das Recht, über meine Hand zu verfügen. Aber nicht verziehen habe ich dir die Tröstungen, welche du in das Ohr eines unglücklichen und beleidigten Weibes flüsterst.«

»Erlaube mir die Bemerkung,« erwiderte der Graf mit einem höflichen Neigen des Kopfes, »diese Tröstungen passen gleichfalls zu den Gebräuchen unseres Landes, und ich konnte mich bis jetzt nicht überzeugen, daß du sie vollständig verschmäht hättest. Und,« fuhr der Graf fort, »du warst nicht so lange Gattin, daß der Druck der Kette noch schmerzen sollte. Du warst bald Wittwe – frei, kinderlos, jung, schön.«

»Und ohne einen Heller.«

»Richtig; di Negra spielte, und zwar mit viel Unglück; mich trifft hier keine Schuld. Ich konnte weder seine Hände von den Karten fern halten, noch ihn anweisen, wie er sie spielen sollte.«

»Und mein eigener Erbtheil? O Giulio, erst bei seinem Tode erfuhr ich, warum du mir diesen abtrünnigen Genueser aufgedrungen hattest. Er war dir Geld schuldig, und gegen alle Begriffe von Ehre und, wie ich glaube, von Recht hattest du mein Vermögen als Zahlung seiner Schuld angenommen.«

»Er besaß keine anderen Zahlungsmittel – Ehrenschilden müssen bezahlt werden – eine alte Geschichte das. Was thut's? Seitdem ist meine Börse immer für dich offen gewesen.«

»Ja, nicht als deiner Schwester, sondern als deinem Werkzeuge, deinem Spione! Ja, deine Börse war offen – knapp genug.«

»*Un peau de conscience, ma chère*, du bist so verschwenderisch. Aber komm, sei offen. Was möchtest du?«

»Ich möchte von dir unabhängig sein.«

»Das heißt, du möchtest mit einem dieser reichen Insellords eine zweite Heirath schließen. *Ma foi*, alle Achtung vor deinem Ehrgeize.«

»Er geht nicht so weit. Ich suche nur der Sklaverei zu entgehen – vor unehrenhaften Versuchungen bewahrt zu bleiben. Ich wünsche,« rief Beatrice in steigender Erregung, »ich wünsche, wieder das Leben eines Weibes zu beginnen.«

»Genug!« sagte der Graf mit sichtlicher Ungeduld. »Liegt in der Erreichung deines Zweckes etwas, das dich gegen den meinigen gleichgiltig machen muß? Du wünschest zu heirathen, wenn ich recht verstehe. Und um zu heirathen, wie es sich für dich geziemt, solltest du deinem Gatten keine Schulden, sondern eine Mitgift zubringen. Sei es so. Ich will das Geld, welches ich vor den habgierigen Krallen des Genuesers retten, zurückerstatten, sobald ich es habe – sobald ich der Gemahl der Erbin meines Verwandten bin. Und nun, Beatrice, wenn du andeutest, daß meine früheren Mittheilungen dein Gewissen empörten, so sollte es sich bei meinem gegenwärtigen Plane beruhigen; denn diese Heirath wird unseren Verwandten seinem Vaterland zurückgeben und wieder in den Besitz wenigstens der Hälfte seiner Güter einsetzen.

Und wenn ich nicht der jungen Dame ein vortrefflicher Gatte bin, so wird es ihr eigener Fehler sein: die Zeit des Austobens ist bei mir vorüber. *Je suis bon prince*, wenn man mich ein wenig schalten und walten läßt. Es ist meine Hoffnung und mein Vorsatz, und wird wohl auch in meinem Interesse liegen, *un digne époux et irréprochable père de famille* zu werden. Ich spreche leichtfertig – es ist dies meine Art. Ich meine es ernstlich. Das kleine Mädchen wird mit mir sehr glücklich sein, und es wird mir gelingen, allen Groll zu besänftigen, der bei ihrem Vater noch zurückbleiben mag. Willst du mir hierin beistehen – ja oder nein? Siehst du mir bei, so wirst du wirklich unabhängig werden. Der Zauberer wird den schönen Geist frei geben, den er an seinen Willen gefesselt hat. Stehst du mir nicht bei, *ma chère* – und höre mich wohl, ich drohe nicht, ich warne blos – stehst du mir nicht bei, und werde ich zum Bettler, so frage ich dich, was soll aus dir werden – du, noch immer jung, noch immer schön und noch immer ohne einen rothen Heller? Nein, schlimmer als das: du hast mir die Ehre erwiesen« (der Graf blickte auf den Tisch und nahm aus einem mit Wappen und Krone verzierten Portefeuille einen Brief heraus) –, »du hast mir die Ehre erwiesen, mich wegen deiner Schulden um Rath zu fragen.«

»Du willst mir mein Vermögen zurückerstatten?« sagte die Marchesa unentschlossen und wandte ihren Kopf von einer häßlichen Zahlenreihe ab.

»Wenn mein eigenes mit deiner Hülfe gesichert ist.«

»Aber schlägst du den Werth meiner Hülfe nicht zu hoch an?«

»Möglich,« sagte der Graf in weichem, einschmeichelndem Tone und küßte seine Schwester auf die Stirne. »Möglich; aber, bei meiner Ehre, ich wünsche jegliches Unrecht, wirkliches oder eingebildetes, das ich dir in früheren Zeiten zugefügt haben mag, wieder gut zu machen. Ich überschätze vielleicht deine Hülfe, aber nicht die Liebe, aus welcher sie entspringt. Laß uns Freunde sein, *cara Beatrice mia*,« fügte der Graf hinzu, zum ersten Male italienische Worte gebrauchend.

Die Marchesa legte ihr Haupt auf seine Schulter und weinte still. Offenbar besaß dieser Mann einen großen Einfluß auf sie, und was auch ihr Grund zur Beschwerde sein mochte, ihre Liebe zu ihm war tief und schwesterlich. Sie gehörte zu jenen Naturen, welche schöner Züge von Edelmuth, Geist, Ehrenhaftigkeit und Leidenschaft fähig sind, die aber, ohne Pflege und Leitung, von dem schlechten Beispiele der Welt angesteckt, sich leicht zum Unrecht verführen lassen ohne daß sie immer erkennen, wo das Unrecht liegt – und mit Gefühlen, seien sie gut oder schlimm, ihr Gewissen berauben oder ihre Vernunft blenden. Solche Frauen sind, wenn sie in unrechte Bahnen gerathen, oft viel gefährlicher, als die ganz gesunkenen – solche Frauen sind Mitschuldige, die von Männern, gleich dem Grafen von Peschiera, am meisten gesucht werden.

»Ach, Giulio,« sagte Beatrice nach einer Pause, durch ihre Thränen zu ihm aufblickend, »wenn du so mit mir

redest, so weißt du wohl, daß du alles mit mir anfangen kannst. Ohne Vater und ohne Mutter, hatte ich ja als Kind nur dich, den ich lieben, dem ich gehorchen konnte.«

»Theure Beatrice,« murmelte der Graf zärtlich, und wieder küßte er sie auf die Stirne. »So wäre also,« fuhr er sorgloser fort, »so wäre also die Versöhnung wieder hergestellt und der Bund zwischen unseren Herzen und Interessen wieder geschlossen. Wir müssen uns jetzt leider mit Geschäftssachen abgeben. Du sagst, du kennest Jemand, von dem du glaubst, er wisse um den Versteck meines Schwiegervaters – das heißt meines zukünftigen!«

»Ich denke so. Du Erinnerst mich daran, daß ich ihn heute erwarte; die Stunde ist nächstens da, ich muß dich verlassen.«

»Das Geheimniß zu erfahren? Rasch, rasch! Um deinen Erfolg ist mir nicht bange, wenn du ihn bei seinem Herzen fassen kannst!«

»Du irrst; über sein Herz habe ich keine Macht; aber er hat einen Freund, der mich liebt, und zwar in allen Ehren, und für den er sich bei mir verwendet. Hier hoffe ich bei ihm durch Widerspruch oder durch Ueberredung etwas ausrichten zu können. Wo nicht – sein Charakter ist für mich ein Räthsel in allem, außer, was seinen weltlichen Ehrgeiz betrifft; und wie können wir Ausländer mittelst dieses letzteren Einfluß auf ihn erlangen?«

»Ist er arm oder verschwenderisch?«

»Nicht verschwenderisch und auch nicht gerade arm, aber abhängig.«

»Dann ist er uns sicher,« sagte der Graf gelassen. »Wenn sein Beistand werth ist, erkaufte zu werden, so können wir ein hohes Gebot dafür thun. *Sur mon âme*, meines Wissens hat man bei einem Manne, der weltlich und abhängig ist, mit Geld noch nie einen Fehlgang gethan. Ich lege ihn und mich in deine Hände.«

Mit diesen Worten öffnete der Graf die Thüre und geleitete seine Schwester mit förmlicher Höflichkeit nach ihrem Wagen. Dann ging er in das Zimmer zurück, setzte sich wieder und versank in stummes Nachdenken. Während er so da saß, wurden seine Gesichtsmuskeln schlaffer, die französische Leichtfertigkeit verschwand, und sein Auge, welches träumerisch in die Weite starrte, zeigte jene stetige Tiefe, welche die alten Bilder florentinischer Diplomaten und venetianischer Rathsherrn kennzeichnet. In seinem Antlitze lag, ungeachtet aller Schönheit, etwas Hartes, Entschlossenes, Unerforschliches, Erbarmungsloses, das sogar den zärtlichen Blick der Liebe zurückgescheucht haben würde. Die erwähnte Veränderung war aber nicht von langer Dauer. Offenbar gehörte bei diesem Manne das Denken, so sehr er sich für den Augenblick darein vertiefen konnte, nicht zu seinen Gewohnheiten. Offenbar hatte er ein Leben geführt, welches alle Dinge leicht nimmt – und er erhob sich jetzt mit einem Ausdruck von Müdigkeit und streckte und schüttelte sich, als wolle er eine unwillkommene, lästige Stimmung los werden. Eine Stunde später entzückte der Graf von Peschiera alle Augen und Ohren in dem Salon einer hochgeborenen Schönheit, deren Bekanntschaft er in

Wien gemacht hatte, und deren Reize, wie das alte, nie wahrheitsgetreue Orakel, der edle Klatsch, behauptete, den gefeierten Fremden nach London gezogen hatten.

### DRITTES KAPITEL.

Die Marchesa langte in ihrem Hause in Furpon-street an und zog sich in ihr Gemach zurück um ihren Anzug zu ordnen und jede Spur von Thränen aus ihrem Gesichte zu entfernen.

Eine halbe Stunde später saß sie gefaßt und ruhig in ihrem Salon, und Niemand hätte sie jetzt so stürmischer Gefühle und so großer Schwäche fähig gehalten. Das stattliche Aeußere, die ruhige Haltung, die ausgesuchte und vollendete Eleganz, das Resultat der Toilettenkünste und jener Sicherheit, welche der Rang verleiht, bekundeten nur die Frau von Welt und die große Dame.

Es klopfte an die Thüre, und gleich darauf trat mit der zwangslosen Vertraulichkeit eines Hausfreundes ein Besuch ein – ein junger Mann, aber ohne jegliche Blüthe der Jugend. Seine Haare, weich wie die eines Weibes, waren dünn und spärlich; aber sie fielen tief über die Stirne herein und verbargen diesen edelsten Theil der menschlichen Züge. »Ein freier und gebildeter Mann,« sagt Apulejus, »sollte sein ganzes Inneres auf der Stirne tragen.«<sup>1</sup> Der junge Gast hätte nie eine so offenherzige Unklugheit begangen. Seine Wangen waren bleich, sein Schritt

---

<sup>1</sup>*Hominem liberum et magnificum debere, si queat, in primori fronte animum gestare.*

und seine Bewegungen matt, in Folge erschöpfter Nerven oder zarter Gesundheit. Aber der Glanz der Augen und der Ton der Stimme ließen auf einen starken, thatkräftigen Geist schließen, welcher den Körper beherrschte. Im Uebrigen war es eine durch gewandtes Benehmen, wie durch hohen Verstand ausgezeichnete Erscheinung. Wer ihn einmal gesehen hatte, vergaß ihn nicht so leicht wieder. Ohne Zweifel erkennt der Leser bereits Randal Leslie. Sein Gruß war, wie schon bemerkt, der eines vertrauten Bekannten und wurde ebenso erwidert, aber beiderseits mit rückhaltloser Offenheit, die zärtlichere Gefühle ferne hält. Randal setzte sich neben die Marchesa und begann zuerst mit ihr von den fashionablen Stadtneuigkeiten zu reden; aber es war merkwürdig, wie er die umlaufenden Anekdoten und Skandalgeschichten der großen Welt aus ihr herauslockte, während er selbst nichts dergleichen mittheilte. Randal Leslie hatte bereits die Kunst gelernt, sich keine Blößen zu geben und nie als Gentleman für anstößige Bemerkungen über Höhere genannt zu werden. Nichts schadet einem Manne, der sich über die Salonberühmtheit zu erheben wünscht, mehr, als der Verdacht einer bösen Zunge; »indessen ist es immerhin möglich,« dachte Randal Leslie, »die Schwächen zu kennen – die kleinen gesellschaftlichen oder Privattriebfedern, welche die Großen in ihrem Handeln bestimmen.

Es können kritische Umstände eintreten, in welchen eine solche Kenntniß zur Macht werden kann.« Und deshalb vielleicht (neben seinem mehr persönlichen Beweggrunde, der bald an den Tag kommen wird,) betrachtete Randal seine Zeit nicht als weggeworfen, wenn er die Freundschaft mit Madame di Negra pflegte. Denn obgleich man sich vieles über sie zuflüsterte, war es ihr doch gelungen, die Kälte zu verscheuchen, mit der man sie anfangs in den Londoner Kreisen aufgenommen hatte. Ihre Schönheit, ihre Anmuth und ihre hohe Geburt hatten sie in die Mode gebracht, und die Huldigung hochgestellter Männer, wenn sie auch vielleicht ihrem Rufe als Frau Eintrag that, machte sie als vornehme Dame dann noch gefeierter. So verzeihen die kalten Engländer bei all' ihrem Sprödethun dem Ausländer, was der Eingeborene schwer zu büßen hätte.

Von diesen allgemeinen Gegenständen ging Randal zu einem sehr artigen und seinen persönlichen Complimente über; er erzählte von Lobeserhebungen dieses Lords und jenes Herzogs über die Reize der Marchesa, legte dabei mit dem einem anerkannten Freunde gestatteten Rechte seine Hand auf die ihrige und sagte:

»Nachdem Sie mich Ihres Vertrauens gewürdigt und (zum Glück für mich und mit einer Großmuth, deren eine Kokette nie fähig gewesen wäre) noch bei Zeiten in die Schranken der Freundschaftsgefühle zurückgewiesen haben, die sonst leicht zu solchen herangereift wären, wie Sie sie einzuflößen geschaffen sind, aber nimmermehr zu erwidern sich herablassen – nachdem Sie mit

ihrem bezaubernden Lächeln zu mir sprachen: ›Niemand soll mir von Liebe reden, wer mir nicht seine Hand anbietet und mit ihr die Mittel, Bedürfnisse zu befriedigen, die, wie ich fürchte, entsetzlich theuer sind;‹ – nachdem Sie mir auf diese Weise erlaubten, das Ziel ihrer Wünsche zu errathen, und sich auf dieses Verständniß unsere vertrauten Beziehungen gründeten, so werden Sie mir die Bemerkung verzeihen, daß die Bewunderung, welche Sie unter diesen *grands seigneurs* erregen, nur dazu dient, Ihre eigenen Absichten zu vereiteln und Bewunderer abzuschrecken, die weniger glänzend sind, aber es ernstlicher meinen. Die meisten jener Gentlemen sind unglücklicher Weise verheirathet, und die, welche es nicht sind, gehören zu denjenigen Mitgliedern unserer Aristokratie, die bei einer ehelichen Verbindung mehr suchen, als Geist und Schönheit, nämlich einflußreiche Verwandtschaft, um ihre politische Stellung zu kräftigen, oder Reichthum, um Pfandbriefe einzulösen und die Würde ihres Standes aufrecht zu erhalten.«

»Mein theurer Mr. Leslie,« versetzte die Marchesa, und in dem Ton ihrer Stimme, sowie in dem Niederschlagen der Augen gab sich ein Anflug von Trauer zu erkennen – »ich habe in der wirklichen Welt lange genug gelebt, um die Schwierigkeit und Falschheit der meisten jener Gefühle zu würdigen, welche die edelsten Namen tragen. Ich durchschaue die Herzen der Bewunderer, die Sie mir vorführen, und weiß, daß nicht einer derselben die Frau, welcher er von seinem Herzen erzählt, mit seinem Hermeline schirmen würde. Ach,« fuhr Beatrice mit einer ihr

unbewußten Weichheit fort, die einem weniger gestählten und auf seiner Hut befindlichen Jüngling, als Randal Leslie, außerordentlich gefährlich hätte werden können – »ach, ich bin weniger ehrgeizig, als Sie glauben. Ich träumte von einem Freund, einem Gefährten, einem Beschützer dessen Gefühle noch frisch und durch gemeine Ausschweifungen und niedrige Lüste nicht vergiftet sind – von einem Herzen, dem alles noch so neu ist, daß es meinem eigenen seinen glücklichen Lenz zurückgeben könnte. Ich habe in Ihrem Lande Ehen gesehen, deren bloßer Anblick meine Augen mit köstlichen Thränen füllte. Ich habe in England den Werth einer Heimath Schaden gelernt. Und mit einem solchen Herzen, wie ich es Ihnen beschrieben habe, und mit einer solchen Heimath könnte ich vergessen, daß ich je einen weniger reinen Ehrgeiz kannte.«

»Diese Sprache überrascht mich nicht,« sagte Randal; »dennoch stimmt sie nicht zu der Antwort, welche Sie mir früher gegeben haben.«

»Ihnen,« wiederholte Beatrice lächelnd und in ihr gewöhnliches Wesen zurückfallend; »Ihnen – ganz richtig. Aber ich hatte auch nie die Eitelkeit, zu glauben, Ihre Zuneigung zu mir werde die Opfer, welche eine eheliche Verbindung kosten wurde, willig tragen, Sie mit Ihrem Ehrgeiz könnten Ihre Träume von Glück an eine Häuslichkeit binden. Und außerdem,« sagte sie, indem sie nicht ohne Stolz das Haupt erhob, »und *außerdem* hatte ich mich nie dazu verstanden, mein Geschick mit einem Manne zu theilen, auf den meine Armuth lähmend

wirken könnte. Ich durfte nicht auf mein Herz hören, wenn es für einen Freier ohne Vermögen geschlagen hätte; denn ihm wäre ich dann nur eine Bürde gewesen und hätte ihn in eine Verbindung mit Armuth und Schulden gestürzt. *Jetzt* ist der Fall vielleicht ein anderer. Jetzt wird mir vielleicht die Mitgift zu Theil, die für meine Geburt paßt. Und jetzt kann ich vielleicht frei wählen nach meinem Herzen als Frau, und nicht nach meinen Bedürfnissen als ein armes, geplagtes und verzweifelndes Geschöpf.«

»Ah,« sagte Randal mit regem Interesse und rückte seiner schönen Gefährtin noch näher – »ah, ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück: Sie haben Ursache, zu glauben, daß Sie – reich werden sollen?«

Die Marchesa zögerte mit der Antwort, und während dieser Pause machte Randal das Gewebe des Planes, welche er heimlich spann, etwas lockerer und ging schnell mit sich zu Rathe, ob Beatrice di Negra, wenn sie in der That reich wäre, ihm selbst als Gattin anstehen würde, und wie sich solchen Falls am besten der Ton der Freundschaft mit dem der Liebe vertauschen ließe. Während er hierüber nachsann, versetzte Beatrice:

»Nicht reich für eine Engländerin; für eine Italienerin, ja. Mein Vermögen soll eine halbe Million –«

»Eine halbe Million!« rief Randal und mußte mit Gewalt an sich halten, um ihr nicht in Anbetung zu Füßen zu sinken.

»Franken betragen,« fuhr die Marchese fort.

»Franken! Ah,« fuhr Randal mit einem tiefen Athemzug und sich von seiner plötzlichen Begeisterung erholend, »ungefähr zwanzigtausend Pfund – achthundert Pfund Jahresrente zu vier Prozent. Eine sehr schöne Mitgift, gewiß (gentile Armuth!«, murmelte er vor sich hin. »Dem wäre ich glücklich entgangen! Aber ich sehe – ich sehe. Dies wird meinem ersten und besseren Plane die letzten Schwierigkeiten aus dem Wege räumen. Ich sehe) – eine sehr schöne Mitgift,« wiederholte er laut; »nicht für einen *grand seigneur* allerdings, aber immerhin für einen Gentleman von Geburt und Aussichten, die ihn Ihrer Wahl würdig machen, wenn nicht Ehrgeiz diese letztere bestimmen soll. Ach, als Sie mit gewinnender Beredtsamkeit von Gefühlen, die noch frisch, von Herzen, die noch Neulinge sind, von der glücklichen englischen Dringlichkeit sprachen, da erriethen Sie wohl, daß meine Gedanken zu meinem Freunde flogen, welcher Sie mit so treuer Ergebenheit liebt und Ihr Ideal so ganz verwirklicht. Sprichwörtlich sind bei uns glückliche Ehen und glückliche Häuslichkeit nicht in den luftigen Kreisen der vornehmen Welt von London zu finden, sondern an den Herden unseres Landadels – unserer unbetitelten, auf ihren Gütern lebenden Gentlemen. Und wer unter allen Ihren Anbetern kann Ihnen ein so wahrhaft beneidenswerthes Loos bieten, als der Eine, den ich im Auge habe, und dessen Namen Sie, wie ich an Ihrem Erröthen sehe, bereits vermuthen!«

»Erröthete ich?« sagte die Marchesa mit einem silbernen Lachen. »Nein, der Eifer für Ihren Freund führt Sie

wohl irre. Indessen will ich Ihnen offen gestehen, ich bin gerührt von seiner ehrlichen, aufrichtigen Liebe, die sich so deutlich ausspricht, mehr durch Blicke, als durch Worte. Ich habe den Unterschied zwischen der Liebe, welche mich ehrt, und jener, welche herabzuwürdigen sucht, erkannt; mehr kann ich nicht sagen. Denn wenn ich auch zugebe, daß Ihr Freund schön, von hohem und edlem Sinne ist, so ist er doch nicht, was –«

»Sie sind im Irrthume, glauben Sie mir, unterbrach sie Randal. »Sie sollen Ihren Satz nicht vollenden. Er *ist* alles dasjenige, wofür Sie ihn noch nicht halten; denn seine Schüchternheit und gerade seine Liebe, gerade seine Achtung vor Ihrer Ueberlegenheit lassen seinen Geist und seine natürlichen Anlagen nicht in vortheilhaftem Lichte erscheinen. Ich weiß, Sie haben Sinn für Literatur und Poesie, wie Wenige Ihres Geschlechts. Dieser fehlt ihm bis jetzt – überhaupt den meisten Männern. Aber welcher Cimon würde nicht durch eine so schöne Iphigenie verwandelt? Der Leichtsinn, den Sie gegenwärtig an ihm bemerken, ist nur der Jugend und dem Mangel an Lebenserfahrung zuzuschreiben. Glücklich der Bruder, welchem vergönnt ist, seine Schwester als Gattin Frank Hazeldeans zu sehen.«

Die Marchesa stützte schweigend ihre Wange auf die Hand. Für sie hatte die Ehe eine größere Bedeutung, als für träumerische Mädchen oder untröstliche Wittwen. Das heftige Verlangen, der Gewalt ihres aller Grundsätze baren und gewissenlosen Bruders zu entrinnen, war

ein Theil ihres innersten Seins geworden; alles Bessere und Höhere in ihrem aus einem Gemisch von Eigenschaften zusammengesetzten Charakter war beleidigt und verletzt durch ihre freundlose und eigenthümliche Stellung, durch die zweideutige Bewunderung, welche man ihrer Schönheit zollte, und durch verschiedene Demüthigungen, welche ihr durch Geldverlegenheiten bereitet wurden – nicht ohne Absicht Seitens des Grafen, welcher habgierig, aber nicht geizig war und bald durch ungleich, scheinbar nach momentaner Laune gespendete Gaben, bald durch Verweigerung jeder Unterstützung sie in Schulden verwickelt hatte, um sie immer in der Hand zu behalten. Für eine Frau von ihrem Stolze und ihrer Geburt war die Lage, in der sie sich befand, so unendlich peinlich und erniedrigend, daß sie in der Ehe Freiheit, Leben, Ehre, Wiedergeburt erblickte. Derartige Gedanken hatten sie veranlaßt, bei den Plänen mitzuwirken, durch welche der Graf, während er für sich selbst eine Braut gewann, ihr zu einer Mitgift verhelfen sollte, und ebenso verschafften sie jetzt Randal Leslie's Fürsprache für seinen Freund eine günstige Aufnahme.

Letzterer sah, daß er Eindruck gemacht hatte, und mit der wunderbaren Geschicklichkeit, welche seine Kenntniß von Naturen, deren Studium ihn reizte, seinem Geiste verlieh, fuhr er fort, mittelst Vorstellungen, wie sie ihm am wirksamsten schienen, seine Sache weiter zu verfechten. Mit seltenem Takte vermied er Lobreden auf Frank als bloßes Individuum und bezeichnete ihn mehr als Typus – und Ideal dessen, was eine Frau in Beatrice's

Stellung wünschen konnte; Sicherheit, Frieden und Ehre in einer ruhigen Häuslichkeit, in der Treue, Beständigkeit und vertrauensvollen, hingebenden Liebe des Gatten. Er malte nicht ein Elysium, er schilderte einen schützenden Hafen; er beschrieb nicht mit glühenden Farben einen Romanhelden, er gab nur ein nüchternes Bild des Repräsentanten der ehrbaren Wirklichkeit, welcher sich eine Frau zuwendet, wenn ihr die Romantik als eine Täuschung zu erscheinen beginnt. Wahrlich, wer in das Herz Derjenigen, zu der er sprach, hätte hineinsehen und seine Worte vernehmen können, würde voll Bewunderung ausgerufen haben: »Wissen ist Macht, und wenn dieser Mann auf einem reicheren Felde der Thätigkeit sich ebenso geschickt erweist, so sollte er in der Geschichte seiner Zeit keine unbedeutende Rolle spielen.«

Langsam raffte sich Beatrice aus den Träumen empor, die während seiner Rede in ihr aufstiegen – langsam und mit einem tiefen Seufzer.

»Gut, gut,« sagte sie, »die Richtigkeit alles dessen, was Sie versichern, vorausgesetzt, muß ich, ehe ich einer so ehrenhaften Liebe Gehör schenken darf, jedenfalls von dem schnöden, schimpflichen Druck, der auf mir lastet, befreit sein. Ich kann nicht zu dem Manne, der um mich wirbt, sagen: ›Willst du die Schulden der Tochter Franzini's und der Wittve di Negra's bezahlen?‹«

»Nun, Ihre Schulden machen doch gewiß nur einen kleinen Theil Ihrer Mitgift aus?«

»Aber die Mitgift muß vorher sicher sein.« Und jetzt drehte Madame di Negra, wie es im Sprüchwort heißt,

den Stiel um, bot Randal die Hand hin und sagte in dem gewinnendsten Tone: »Sie sind also wirklich und aufrichtig mein Freund?«

»Können Sie daran zweifeln?«

»Zum Beweis, daß ich es nicht thue, bitte ich Sie um Ihnen Beistand.«

»Den meinigen? In wie ferne?«

»Hören Sie; mein Bruder ist in London angekommen  
—«

»Ich habe gelesen, daß die Zeitungen sein Eintreffen meldeten.«

»Und er kommt, von dem Kaiser ermächtigt, um die Hand einer Verwandten und Landsmännin anzuhalten, eine Verbindung, die einen langjährigen Familienzweist endigen und zu seinem eigenen Vermögen dasjenige einer Erbin hinzufügen wird. Mein Bruder hat, wie ich selbst, verschwenderisch gelebt. Die Mitgift, welche er mir gesetzlich noch immer schuldet, auszubezahlen, ehe diese Heirath im Reinen ist, würde ihn Verlegenheiten aussetzen.«

»Ich verstehe,« sagte Randal. »Aber wie kann ich diese Heirath fördern?«

»Dadurch, daß Sie uns die Braut entdecken helfen. Sie und ihr Vater haben sich nach England geflüchtet und hier verborgen«

»Hienach hat der Vater an mißliebigen politischen Umtrieben Theil genommen und wurde verbannt?«

»Ganz richtig; und so gut hat er sich versteckt, daß er alle unsere Bemühungen, seinen Zufluchtsort aufzufinden, zu Schanden machte. Mein Bruder kann ihm seine Begnadigung auswirken durch Zustandebringen dieser Verbindung –«

»Fahren Sie fort.«

»Ah, Randal, Randal, ist dies die Offenheit der Freundschaft? Sie wissen, daß ich schon früher in den Besitz dieses Geheimnisses zu gelangen wünschte, daß ich mich hierin vergebens an Mr. Egerton wandte, der sicherlich darum weiß –«

»Der aber keiner lebenden Seele Geheimnisse anvertraut,« sagte Randal beinahe mit Bitterkeit; »der, verschlossen und fest, wie Eisen, sich von mir so wenig breit schlagen läßt, wie von Ihnen.«

»Entschuldigen Sie; ich kenne Sie so gut, daß ich überzeugt bin, Sie können, wenn Sie ernstlich wollen, jedes Geheimniß heraus bringen. Ja, noch mehr, ich glaube, daß Ihnen dieses Geheimniß, um dessen Mittheilung ich Sie bitte, bereits bekannt ist.«

»Wie in aller Welt kommen Sie auf diesen Gedanken?«

»Wer einigen Wochen baten Sie mich, Ihnen die persönliche Erscheinung und das Benehmen des Flüchtlings zu beschreiben, was ich theils nach den Erinnerungen aus meinen Kinderjahren theils nach den Schilderungen Dritter that. Hiebei beobachtete ich Ihre Züge und bemerkte, wie sie sich veränderten – ungeachtet,« fügte die

Marchesa lächelnd und den Blick fest auf Randal gerichtet, bei, »ungeachtet Ihrer gewöhnlichen Selbstbeherrschung. Und als ich in Sie drang, einzugestehen, daß Sie in der That Jemand kennen, auf den diese Beschreibung paßte, konnte mich Ihr Nein nicht mehr täuschen. Noch mehr, als Sie neulich, aus freien Stücken auf den Gegenstand zurückkommend, mich so schlaue über die Beweggründe ausholten und ich Ihnen keine befriedigende Antwort gab, bemerkte ich –«

»Ha, ha!« unterbrach sie Randal mit einem leichten Lachen, womit er gelegentlich Lord Chesterfields Gebot, nie eine allzu natürliche und damit gegen den guten Ton verstoßende Heiterkeit zu zeigen, übertrat – ha, ha! Sie haben den Fehler aller zu scharfen und feinen Beobachter. Aber auch zugegeben, daß ich vielleicht einige italienische Flüchtlinge gesehen habe (was gar nicht unwahrscheinlich ist), sagen Sie selbst, läge es dann nicht nahe, Ihre Schilderung mit deren Aeußeren zu vergleichen. Und angenommen, ich vermuthete in dem einen oder andern unter ihnen den Mann, welchen Sie suchen, was lag ebenso nahe, als daß ich zu wissen wünschte, ob Sie bei Ihren Nachforschungen nach seinem Aufenthalte gute oder schlimme Absichten hatten? Denn schlecht,« fügte Randal mit einem gewissen Selbstbewußtsein bei, »schlecht stünde es mir an, gegen irgend Jemand, auch gegen Freunde, den Zufluchtsort einer Person zu verrathen, die sich vor Verfolgung schützen will. Und selbst wenn ich es thun würde – denn die Ehre allein ist ein

schwaches Bollwerk gegen Ihren Zauber – so könnte eine solche Unbesonnenheit für meine künftige Laufbahn leicht verhängnißvoll werden.«

»Wie so?«

»Sagten Sie nicht, Egerton kenne das Geheimniß, verweigere aber dessen Mittheilung? Und ist er der Mann, der mir je eine Unklugheit verzeihen würde, welche ihn selbst in eine schiefe Stellung bringen könnte? Meine theure Freundin, ich will Ihnen noch mehr sagen. Als Audley Egerton meine Beziehungen zu Ihnen vertrauter werden sah, kleidete er seinen Rath mit gewohnter Trockenheit in die Worte: ›Randal, ich ersuche Sie nicht, den Umgang mit Madame di Negra abzubrechen, denn der Umgang mit einer solchen Frau gibt ein gewandteres Benehmen und bildet den Geist; aber reizende Frauen sind gefährlich, und Madame di Negra ist – eine reizende Frau.««

Das Gesicht der Marchesa erglühte. Randal fuhr fort:

»Ihrer schönen Bekannten« (immer noch Egerton's eigene Worte) ›ist es darum zu thun, den Aufenthaltsort eines ihrer Landsleute zu entdecken. Sie vermuthet, daß ich ihn kenne. Vielleicht macht sie den Versuch, ihn durch Sie zu erfahren. Der Zufall setzt Sie vielleicht in den Stand, ihr die gewünschte Auskunft zu verschaffen. Hüten Sie sich, etwas zu verrathen. Eine einzige solche Schwäche würde mir einen Schluß auf Ihren Charakter im Allgemeinen gestatten. Derjenige, welchem ein Weib ein Geheimniß zu entlocken vermag, wird sich nie für das

öffentliche Leben eignen.« Deßhalb, meine theure Marchesa, wären Sie, selbst vorausgesetzt, daß ich im Besitze dieses Geheimnisses bin, nicht meine wahre Freundin, wenn Sie Enthüllungen von mir verlangen wollten, die alle meine Aussichten gefährden würden. Denn bis jetzt,« fügte Randal mit einem düsteren Schatten auf seiner Stirne hinzu, »bis jetzt stehe ich nicht allein und aufrecht – *ich lehne mich an* – ich bin abhängig.«

»Vielleicht gibt es einen Weg,« entgegnete Madame di Negra hartnäckig, »die bezeichneten Mittheilungen zu machen, ohne daß es Mr. Egerton möglich wäre, auf Sie Verdacht zu werfen. Ich will nicht weiter in Sie dringen, ich sage nur noch das: Sie bestürmen mich, die Hand Ihres Freundes anzunehmen; der Erfolg seiner Werbung scheint für Sie von Interesse, und Sie unterstützen sie mit einer Wärme, welche zeigt, wie sehr Sie für Dasjenige besorgt sind, was Ihnen als ein Glück für ihn erscheint; ich werde seine Hand nicht annehmen, bis ich es thun kann, ohne über meine Armuth erröthen zu müssen – bis meine Mitgift gesichert ist, und dies kann nur erreicht werden durch eine Verbindung meines Bruders mit der Tochter des Verbannten. Um Ihres Freundes willen also überlegen Sie wohl, wie Sie mir in dem ersten Schritte zu dieser Verbindung behülflich sein können. Ist die junge Dame einmal gefunden, so ist meinem Bruder für den Erfolg seiner Werbung nicht bange.«

»Und Sie würden Frank heirathen, wenn die Mitgift gesichert wäre?«

»Ihre Gründe zu seinen Gunsten scheinen mir unwiderstehlich,« versetzte Beatrice zu Boden blickend.

Ein Blitz zuckte aus Randal's Augen, und er sann kurze Zeit nach. Dann erhob er sich langsam, zog seine Handschuhe an und sagte:

»Ich glaube, ich kann Sie bei Ihren Nachforschungen wenigstens in so ferne unbeschadet meiner Ehre unterstützen, als ich jetzt darüber beruhigt bin, daß Sie gegen den Verbannten nichts Schlimmes vorhaben.«

»Schlimmes! – die Zurückgabe seines Vermögens, seiner Würden, seiner Heimath.«

»Und auch mein Herz haben Sie in so ferne auf Ihre Seite gebracht, als Sie mir die beseligende Hoffnung erschließen, zu dem Glücke zweier Freunde beizutragen, die ich innig liebe. Ich will mich daher sorgfältig darüber aufzuklären bemühen, ob sich unter den Flüchtlingen, mit welchen ich zusammen getroffen, die Gesuchten befinden; und ist dies der Fall, so will ich reiflich erwägen, wie ich Ihnen einen Fingerzeig geben kann. Mittlerweile nicht Ein unvorsichtiges Wort gegen Egerton.«

»Vertrauen Sie mir – ich bin eine Frau der großen Welt.«

Randal hatte sich jetzt der Thüre genähert. Er blieb stehen und sagte unschlüssig:

»Diese junge Dame muß die Erbin großen Reichthums sein, daß sich ein Mann von dem Range Ihres Bruders bewogen findet, auf ihre Entdeckung so viel Mühe zu verwenden.«

»Ihr Reichthum wird sehr bedeutend sein,« erwiderte die Marchesa, »und wenn es Reichthum oder Einfluß in einem fremden Lande irgend wie gestattet sein sollte, die Dankbarkeit meines Bruders zu beweisen –«

»O pfui!« unterbrach sie Randal; und näher tretend führte er ihre Hand an seine Lippen und sagte artig:

»Dies ist Belohnung genug für Ihren *preux chevalier*.«

Mit diesen Worten empfahl er sich.

#### VIERTES KAPITEL.

Die Hände auf dem Rücken, das Haupt auf die Brust gesenkt glitt Randal Leslie langsam, verstohlen, lautlos die Straßen entlang, nachdem er das Haus der Italienerin verlassen hatte. Den bisher von ihm verfolgten Plan durchkreuzte ein anderer, noch glänzenderer, denn er versprach einen sichereren und unmittelbareren Gewinn. Wenn die Tochter des Verbannten die Erbin solchen Reichthums war, so konnte er ja selbst hoffen – . Er hielt in seinem Selbstgespräch plötzlich inne, und sein Athem ging rascher. Sein letzter Besuch bei dem Squire hatte ihn mit Riccabocca in Berührung gebracht, und Violanten's Schönheit hatte ihn überrascht. Ein unbestimmter Verdacht ward in ihm rege, dies könnten die Personen sein, welche die Marchesa suche, und der Verdacht war durch die Beschreibung, welche Beatrice von dem Flüchtling entworfen hatte, verstärkt worden. Weil er aber damals den Grund ihrer Nachforschungen nicht erfahren und bei Ermittlung der Wahrheit sein persönliches Interesse in keiner Weise betheilig fand, so hatte

er das fragliche Geheimniß in die Klasse derjenigen verwiesen, deren nähere Erforschung der Zeit und Gelegenheit überlassen bleiben könne. Sicherlich hegt der Leser von Randal Leslie's rücksichtslosem Geiste nicht die ungerechte Erwartung, zartes Ehrgefühl, auf welches er la Ritterlich anspielte, habe ihn abgehalten, seiner schönen Freundin alles, was er von Riccabocca wußte, anzuvertrauen. Er hatte Audley Egerton's Warnung vor unbesonnenem Vertrauen der Wahrheit gemäß berichtet. obwohl er eine neuere und bestimmtere Mahnung desselben für gleichen Vorsicht verschwieg. Sein erster Besuch in Hazeldean war gemacht worden, ohne Egerton zu Rathe zu ziehen. Er hatte einige Tage in seines Vaters Hause zugebracht und sich von hier aus zu dem Squire begeben. Bei seiner Rückkehr nach London hatte er jedoch von diesem Besuche Audley erzählt, welcher darüber beunruhigt und sogar ungehalten schien, obgleich Randal Egerton's Charakter zu gut kannte, um zu vermuthen, der Grund seiner Verstimmung liege in der zwischen ihm und seinem Halbbruder herrschenden Entfremdung. Randal war daher etwas verblüfft über diese Unzufriedenheit. Da aber seine Pläne ein vertrautes Verhältniß zu dem Squire nöthig machten, so fügte er sich dieses Mal nicht mit gewohnter Unterwürfigkeit in die Launen seines Gönners und bemerkte, er würde es sehr bedauern, das Mißfallen seines Wohlthäters auf sich zu laden; seinem Vater sei aber selbstverständlich daran gelegen, daß es nicht den Anschein habe, als schlage er die freundschaftliche Annäherung Mr. Hazeldean's gering an.

»Warum selbstverständlich?« frug Egerton.

»Weil ich, wie Sie wissen, mit Mr. Hazeldean verwandt bin – meine Großmutter war eine Hazeldean.«

»Ah!« sagte Egerton, der, wie früher bemerkt worden, von dem Hazeldean'schen Stammbaum wenig wußte und sich noch weniger darum bekümmerte, »entweder hatte ich gar nicht hieran gedacht, oder hatte ich es vergessen. Und Ihr Vater glaubt, der Squire könnte Ihnen ein Legat vermachen?«

»O Sir, mein Vater ist nicht so geldgierig – ein solcher Gedanke kam ihm nie in den Sinn. Wohl aber hat der Squire selbst gesagt: ›Wenn Frank etwas zustoßen sollte, so wären Sie der nächste Erbe meiner Güter, und deßhalb müssen wir einander kennen lernen. Allein –«

»Genug,« unterbrach ihn Egerton. »Ich bin der Letzte, der das Recht in Anspruch nimmt, zwischen Ihnen und irgend einer – auch der geringsten Aussicht auf Vermögen zu stehen. Und wen trafen Sie in Hazeldean?«

»Es war Niemand da, Sir! nicht einmal Frank.«

»Hm. Kommt der Squire mit seinem Pfarrer nicht gut aus? Händel wegen des Zehnten?«

»O, keine Händel. Ich vergaß Mr. Dale; ich sah ihn ziemlich oft. Er ist voll Lob und Bewunderung über Sie, Sir.«

»Ueber mich – und warum? Was sagte er von mir?«

»Ihr Herz sei so gesund, wie Ihr Kopf; er habe ein Mal mit Ihnen wegen einiger seiner alten Pfarrkinder gesprochen; und er sei sehr ergriffen gewesen von der Tiefe des

Gefühls, das er bei einem Welt- und Staatsmanne nicht erwartet hatte.«

»O, das war alles! Fiel wohl in die Zeit, da ich Parlamentsmitglied für Lansmere war?«

»Ich glaube so.«

Weiteres war damals nicht gesprochen worden; als jedoch Randal dem Squire wieder einen Besuch machen sollte, hatte er Egerton förmlich um seine Einwilligung gebeten, und Letzterer hatte nach kurzem Zögern ebenso förmlich erwidert: »Ich habe nichts dagegen.«

Nach seiner Zurückkunft erwähnte Randal, daß er mit Riccabocca zusammen getroffen sei. Egerton war im ersten Augenblick etwas betreten und sagte dann ruhig:

»Ohne Zweifel ein politischer Flüchtling; nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht Madame di Negra auf seine Spur bringen. Vergessen Sie nicht, daß sie im Verdachte steht, eine Spionin der österreichischen Regierung zu sein.«

»Verlassen Sie sich auf mich,« sagte Randal; »aber man sollte denken, dieser arme Doctor könne kaum die Person sein, welche sie zu entdecken sucht.«

»Dies ist nicht unsere Sache,« antwortete Egerton; »wir sind englische Gentlemen und enthalten uns jedes Schrittes, um fremden Geheimnissen näher zu kommen.«

Als Randal über diese etwas doppelsinnige Antwort nachdachte, und sich der Unruhe erinnerte, mit welcher Egerton den ersten Bericht über seinen Besuch in Hazeldean aufgenommen hatte, glaubte er in der That, dem Geheimnisse, welches Egerton vor ihm und vor

Jedermann zu verbergen wünschte, ganz nahe zu sein – nämlich dem Incognito des Italieners, welchen Lord L'Estrange unter seinen Schutz genommen hatte.

»Meine Karten,« sagte Randal zu sich selbst, indem er mit einem Seufzer aus tiefster Brust sein Selbstgespräch wieder aufnahm, »sind schwierig zu mischen. Auf der einen Seite würde es mir der Squire nie verzeihen, Frank in eine Heirath mit dieser Ausländerin verwickelt zu haben. Auf der andern Seite, wenn sie ihn nicht ohne die Mitgift heirathen will – und diese von der Verbindung ihres Bruders mit seiner Landsmännin abhängt – und diese Landsmännin, wie ich mir einbilde, Violante ist – und Violante ein solches Erbe zu erwarten hat – und ich sie für mich gewinnen soll –, st! So zarte Bedenken bei einer Frau in Beatrice di Negra's Lage und Stellung müssen sich leicht ausreden lassen. Ja, gerade der Verlust dieser Verbindung für ihren Bruder, der Verlust ihrer eigenen Mitgift, der Druck der Armuth und ihrer Schulden müssen sie zu dem einzigen Ausweg hindrängen, der ihr noch offen steht. Ich will also den alten Plan verfolgen; ich will nach Hazeldean gehen und sehen, ob dort für den neuen ein fruchtbarer Boden vorhanden ist, und dann beide vereinigen. Aha! das Haus Leslie soll aus seinen Trümmern erstehen – und –«

Er wurde aus seiner Träumerei durch einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter und durch die laut gesprochenen Worte aufgeschreckt:

»He, Randal, du bist ja mit deinen Gedanken noch abwesender, als da du dich in Eton, griechische Verse murmelnd, vom Ballspiel wegzuschleichen pflegtest.«

»Mein lieber Frank,« sagte Randal, »du – du bist so *brusque*, und ich dachte eben an dich.«

»Wirklich? und dann gewiß in treuer Liebe,« sagte Frank Hazeldean, während sich auf seinem ehrlichen, hübschen Gesichte das arglose, herzliche Vertrauen der Freundschaft abspiegelte; »und der Himmel weiß,« fügte er mit betrübterer Stimme und einem ernsteren Zuge um Mund und Augen bei – »der Himmel weiß, ich bedarf aller der Liebe, die du mir schenken kannst!«

»Ich dachte,« sagte Randal, »der letzte Zuschuß deines Vaters, dessen Ueberbringer zu sein ich so glücklich war, würde deine dringenderen Schulden decken. Ich will nicht predigen, aber ich muß wiederholen, du solltest nicht so verschwenderisch sein.«

*Frank* (ernsthaft). – »Ich habe mein Möglichstes gethan, anders zu werden. Ich habe meine Pferde verkauft und in den letzten sechs Monaten weder Karten, noch Würfel angerührt: ich wollte nicht einmal in die Lotterie für das letzte Derby-Rennen setzen.« Letzteres sagte er mit einem Gesichte, welches an der Möglichkeit zu zweifeln schien, für Versicherungen einer so unnatürlichen Enthaltbarkeit und Tugendhaftigkeit Glauben zu finden.

*Randal*. – »Ist es möglich? Aber wie kommt es, daß du bei solcher Selbstüberwindung es nicht dahin bringst,

innerhalb der Grenzen eines sehr schönen Taschengeldes zu bleiben?«

*Frank* (kleinlaut). – »Wenn man eben einmal den Kopf unter das Wasser gebracht hat, dann hält es so schwer, sich wieder an die Oberfläche herauf zu arbeiten. Siehst du, ich schreibe alle meine Verlegenheiten jener ersten Verheimlichung meiner Schulden vor meinem Vater zu, als noch so leicht zu helfen gewesen wäre, und als er mit so wohlwollenden Absichten nach London kam.«

»Dann thut es mir leid, daß ich dir diesen Rath gab.«

»O, du meintest es so freundlich, ich mache dir keine Vorwürfe; es war alles mein eigener Fehler.«

»Allerdings drang ich in dich, jene Hälfte deiner Schulden, die unberichtigt geblieben war, von deinem Taschengelde zu bezahlen. Hättest du es gethan, so wäre alles gut gewesen.«

»Ja; aber der arme Borrowwell war zu Goodwood in eine solche Klemme gerathen – ich konnte es ihm nicht abschlagen; eine Ehrenschild – die muß bezahlt werden, so unterschrieb ich noch einen Wechsel für ihn, und dann konnte er ihn nicht bezahlen, der arme Bursche! Wahrhaftig, er würde sich eine Kugel durch den Kopf geschossen haben, wenn ich ihn nicht verlängert hätte. Und jetzt ist er zu einem solchen Betrage mit diesen verwünschten Zinsen angeschwollen, daß er ihn nie bezahlen kann, und Ein Wechsel zieht natürlich einen zweiten nach sich – und alle drei Monate muß verlängert werden; so ist der Teufel und alles los! Wie wenig ich erst für alles, was ich entlehnt, bekommen habe,« fügte Frank mit einer Art

kläglichen Erstaunens hinzu. »Nicht fünfzehn Hundert Pfund baares Geld; und die Zinsen würden mich jährlich beinahe ebensoviel kosten – wenn ich es hätte.«

»Nur fünfzehn Hundert Pfund!«

»Außerdem noch sieben große Kistchen der schlechtesten Cigarren, die je geraucht worden sind, sechs Eimer Wein, den Niemand trinken mochte, und einen großen Bären, welcher seines Fettes wegen aus Grönland importirt worden war.«

»Der hätte dir wenigstens die Rechnung bei deinem Friseur ersparen sollen.«

»Ich bezahlte seine Rechnung damit,« sagte Frank, »und recht gutmüthig war es von ihm, mir das Ungethüm abzunehmen; es hatte bereits zwei Soldaten und einen Reitknecht zu Häringen zusammen gedrückt. Ich will dir etwas sagen,« nahm Frank nach seiner kurzen Pause wieder auf, »ich habe stark im Sinne, selbst jetzt noch meinem Vater alle meine Verlegenheiten ehrlich zu bekennen.«

*Randal* (feierlich). – »Hm!«

*Frank*. – »Was? glaubst du nicht, es wäre das Beste? durch Sparen bringe ich nie genug zusammen – kann nie bezahlen, was ich schuldig bin; und das Ding rollt weiter wie ein Schneeball.«

*Randal*. – »Nach den Reden des Squire zu urtheilen glaube ich, daß ein einziger Blick in deine Angelegenheiten genügen würde, dir seine Gunst auf immer zu verscherzen; und deine Mutter würde sich so gekränkt

fühlen, besonders weil sie voraussetzt, die Summe; welche ich dir neulich brachte, werde zur Befriedigung aller Forderungen ausreichen. Hättest du sie nicht dessen versichert, so stünde die Sache vielleicht anders; aber sie, die eine Unwahrheit so haßt und zu dem Squire sprach: »Frank sagt, dies werde ihn frei machen; und bei allen seinen Fehlern sagte Frank nie eine Lüge!«

»O meine theure Mutter! Ich meine, ich höre sie!« rief Frank mit tiefer Bewegung. »Aber ich sagte keine Lüge, Randal; ich sagte nicht, diese Summe würde mich frei machen.«

»Du trugst mir auf und batest mich, so zu sagen,« erwiderte Randal ernst und kalt; »und tadle mich nicht, wenn ich dir glaubte.«

»Nein, nein! Ich sagte nur, es würde mich für den Augenblick frei machen!«

»Dann war es auf meiner Seite ein trauriges Mißverständnis; und bei solchen Irrungen ist meine Ehre mit im Spiele. Es thut mir leid, Frank, aber bitte mich künftig lieber nicht um meinen Beistand. Du siehst, mit den besten Absichten gebe ich nur mir selbst Blößen.«

»Wenn du mich im Stiche lässest, so kann ich gleich hingehen und mich in den Fluß stürzen,« sagte Frank im Tone der Verzweiflung; »und früher oder später muß mein Vater doch meine Nöthen erfahren. Die Juden drohen bereits, sich an ihn zu wenden; und je länger es hinaus gezogen wird, desto fürchterlicher ist die Erklärung.«

»Ich sehe nicht ein, warum dein Vater je erfahren soll, wie es mit dir steht; und es scheint mir, du könntest diese Wucherer bezahlen und diese Wechsel los werden, indem du unter verhältnißmäßig leichten Bedingungen Geld aufnimmst.«

»Wie?« rief Frank begierig.

»Das Casino gehört als Fideicommiß dir, und du kannst darauf eine Summe erhalten, die nicht eher bezahlt zu werden braucht, als bis du in die Rechte des Eigenthümers eingesetzt bist.«

»Nach dem Tode meines armen Vaters? Nein – nein! Ich kann den Gedanken an diese kaltblütigen Berechnungen für den Fall des Todes eines Vaters nicht ertragen. Ich weiß, es ist nicht ungewöhnlich; ich kenne Solche, die es gethan haben; aber sie hatten keine so gütigen Eltern, wie ich; und sogar bei ihnen verletzte und empörte es mich. Den Tod eines Vaters in Aussicht zu nehmen, um Vortheil daraus zu ziehen, kommt mir wie eine Art Vaternord vor: es ist unnatürlich, Randal. Ueberdies, erinnerst du dich nicht, was mein Vater sagte – er weinte helle Thränen dabei – ›rechne nie auf meinen Tod; ich könnte es nicht ertragen‹. O Randal, sprich nicht davon!«

»Ich ehre deine Gesinnung; übrigens magst du so viel *post-obit*-Vorträge abschließen, als du willst – Mr. Hazeldean's Leben werden sie nicht um Einen Tag abkürzen. Doch geben wir diesen Gedanken auf; wir müssen uns auf etwas anderes besinnen. Ha, Frank, du bist ein hübscher Bursche, hast große Anwartschaften – warum heirathest du nicht eine Frau mit Geld?«

»Puh!« rief Frank erröthend. »Du weißt, Randal, daß auf der Welt nur Eine Frau für mich existirt; und diese liebe ich so innig, daß, obgleich ich früher so lebenslustig war, wie Einer, es mir wirklich zu Muthe ist, als hätte der Rest ihres Geschlechtes alten Reiz for mich verloren. Eben jetzt ging ich durch die Straße – nur um an ihre Fenster hinauf zu sehen.«

»Du sprichst von Madame di Negra? Ich komme von ihr her. Allerdings ist sie zwei oder drei Jahre älter als du; aber wenn du dich über dieses Unglück hinweg setzen kannst, warum heirathest du sie nicht?«

»Sie heirathen!« rief Frank starr vor Erstaunen, und alle Farbe wich von seinen Wangen. »Sie heirathen! Sprichst du im Ernst?«

»Warum nicht?«

»Aber selbst wenn sie, die so vollkommen, so bewundert ist – selbst wenn sie meine Hand annehmen würde, so ist sie, wie du weißt, noch ärmer, als ich. Sie hat es mir offen gesagt. Diese Frau hat ein so edles Herz! Und – und – mein Vater würde nie einwilligen, und auch meine Mutter nicht. Ich weiß, sie würden nicht.«

»Weil sie eine Ausländerin ist?«

»Ja, auch deswegen.«

»Und doch ließ es der Squire zu, daß seine Cousine einen Ausländer heirathete.«

»Das war etwas Anderes. Er hatte keine Gewalt über Jemima; und eine Schwiegertochter ist etwas hievon so Verschiedenes; und mein Vater ist so englisch in seinen

Begriffen; und Madame di Negra siehst du, ist dann wieder so sehr Ausländerin; gerade ihre Anmuth würde ihn gegen sie einnehmen.«

»Ich glaube, du thust deinen beiden Eltern Unrecht. Gegen eine Ausländerin von niedriger Geburt – eine Schauspielerin oder Sängerin zum Beispiel – ließen sich natürlich gewichtige Bedenken erheben; aber eine Frau wie Madame di Negra, von so hoher Geburt, mit so vornehmen Verbindungen –«

Frank schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, daß sich mein Vater einen Strohalm um ihre Verbindungen kümmern würde, und wenn sie die Tochter eines Königs wäre. Ihm gelten alle Ausländer so ziemlich gleich viel. Und dann, weißt du« (Frank's Stimme sank zu einem Flüstern herab) – »weißt du, einer der Hauptgründe, warum sie mir so theuer ist, wäre für die altmodischen Leute zu Hause ein unübersteigliches Hinderniß.«

»Ich verstehe dich nicht, Frank.«

»Ich liebe sie um so mehr,« sagte der junge Hazelden, sich mit einem edeln Stolze aufrichtend, der für seine Abstammung aus einem Geschlechte von Cavalieren und Gentlemen Zeugniß abzulegen schien, »ich liebe sie um so mehr, weil die Welt ihren Namen verläumdete hat – weil ich überzeugt bin, daß sie rein ist und unschuldig leidet. Aber würden sie es in der Halle glauben – sie, die nicht mit den Augen eines Liebenden sehen – die alle die eigensinnigen englischen Begriffe über das Ungehörige und Freie der Festlands-Manieren haben und so bereit sind, das Schlimmste vorauszusetzen? – O nein – ich

liebe, ich kann nicht anders – aber ich habe keine Hoffnung.«

»Es ist sehr wohl möglich daß du Recht hast,« rief Randal, von den Gründen seines Gefährten scheinbar betroffen und halb überzeugt, »sehr wohl möglich; und ohne Zweifel würden die einfachen Leutchen in der Halle anfangs einen großen Lärmen aufschlagen, wenn sie hörten, daß du mit Madame di Negra verheirathet seist. Indessen wenn dein Vater erführe, daß du nicht aus großer Leidenschaft so gehandelt habest, sondern um ihm alle weiteren Geldopfer zu ersparen – dich selbst schuldenfrei zu machen –«

»Nun, was dann?« rief Frank ungeduldig.

»Ich habe glaubwürdige Kenntniß davon, daß Madame di Negra's Mitgift so groß sein wird, wie sie dein Vater von einer Engländerin vernünftiger Weise nur erwarten kann. Und wenn solches dem Squire gehörig auseinander gesetzt und die hohe Stellung und der hohe Rang deiner Gattin recht nachdrücklich vor Augen geführt wird – denn seine Wirkung kann dies nicht verfehlen ungeachtet deiner übertriebenen Begriffe hinsichtlich seiner Vorurtheile – und wenn er dann Madame di Negra sieht und über ihre Schönheit und seltene Gaben selbst urtheilen kann – auf mein Wort, Frank, ich glaube, du hättest da nichts zu befürchten. Ueberdies bist du ja sein einziger Sohn. Es wird ihm keine andere Wahl bleiben, als dir zu verzeihen; und ich weiß, wie sich deine beiden Eltern darnach sehnen, dich versorgt zu sehen.«

Frank's ganzes Gesicht wurde strahlend. »Niemand versteht den Squire so, wie du, das ist sicher,« sagte er mit lebhafter Freude. »Er hat die höchste Meinung von deinem Verstande. Und du glaubst also wirklich, du könntest alles glatt und eben machen?«

»Ich glaube so; aber ich möchte dich nicht zu einem möglicher Weise gefährlichen Schritte verleiten; und wenn du bei ruhiger Ueberlegung der Ansicht bist, du könntest dich einer Gefahr aussetzen, so rathe ich dir dringend, daß du jede Gelegenheit, die arme Marchesa zu sehen, vermeidest. Ah, du bist nicht damit einverstanden? Aber ich sage dies ebensogut zu ihrem, wie zu deinem Besten. Für's Erste vergiß nicht, daß du, wenn du nicht ernstliche Absichten hast, mit deinen Aufmerksamkeiten den ungegründeten und für deine Gefühle so schmerzlichen Gerüchten neue Nahrung gibst; und für's Zweite halte ich keinen Mann für berechtigt, sich um die Neigung einer Frau – und noch dazu einer Frau, die mit ihrer Liebe ihr ganzes Herz entgegen zu bringen scheint – nur Behufs Befriedigung der eigenen Eitelkeit zu bemühen.«

»Eitelkeit! Guter Gott! Kannst du mir so etwas zutrauen? Aber was die Neigung der Marchesa betrifft,« fuhr Frank zögernd fort, »glaubst du wirklich und ehrlich, daß ich sie mir gewinnen kann?«

»Ich fürchte, sie ist schon halb gewonnen,« sagte Randal und schüttelte lächelnd den Kopf; »aber Beatrice ist zu stolz, dir den Eindruck zu verrathen, den du auf sie

machst, besonders wenn du, wie ich voraussetze, nie die Hoffnung durchblicken ließest, ihre Hand zu erlangen.«

»Nie bis jetzt trug ich mich mit einer solchen Hoffnung. Mein lieber Randal, alle meine Sorgen sind verschwunden – mir ist wunderbar leicht zu Muthe – ich habe große Lust, auf der Stelle zu ihr zu gehen.«

»Langsam, langsam,« sagte Randal. »Erlaube mir ein Wort der Warnung. Ich theilte dir soeben mit, Madame di Negra habe, was du bisher nicht wußtest, ein ihrer Geburt angemessenes Vermögen zu erwarten. Ein plötzlicher Wechsel in deinem Benehmen könnte sie auf den Gedanken bringen, diese Nachricht sei für dich bestimmend gewesen.«

»Ah!« rief Frank und hielt in tiefster Seele verwundet inne. »Und ich habe ein Gefühl der Schuld – ein Gefühl, als hätte in der That diese Nachricht meinen Entschluß bestimmt. Und so ist es auch, wenn ich länger darüber nachdenke,« fügte er mit einer gewissen salbungsvollen Naivetät bei; »aber ich hoffe, sie wird nicht *sehr* reich sein, sonst gehe ich nicht hin.«

»Beruhige dich, es sind nur etliche zwanzig oder dreißig tausend Pfund, welche gerade hinreichen würden, dich aller deiner Schulden zu entledigen und Eurer Verbindung jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Als Entschädigung könntest du dann für ein mehr als entsprechendes Witthum das Casino verpfänden. Da ich einmal an diesem Gegenstande bin, so will ich noch offener sein. Madame di Negra hat ein edles Herz, wie du sagst, und erzählte mir selbst, daß, wenn nicht ihr Bruder bei

seiner Ankunft ihr diese Mitgift zugesichert hätte, sie nie in eine Heirath mit dir eingewilligt haben würde, nie dem Manne, welchen sie liebt, mit ihren eigenen Verlegenheiten lästig gefallen wäre. Ach! mit welcher Wonne wird sie den Gedanken begrüßen, dir in deinen Bemühungen zur Versöhnung deines Vaters beizustehen! Aber sei auf deiner Hut bis dahin. Und jetzt, Frank, was meinst du, wäre es nicht gut, wenn ich nach Hazeldean hinunter eilte, um deine Eltern auszuforschen? Es ist mir freilich etwas unbequem, gerade jetzt London zu verlassen, aber ich würde noch mehr als dies thun, um dir einen auch weniger wichtigen Dienst zu erweisen. Ja, ich will morgen nach Rood Hall und von da nach Hazeldean gehen. Ich bin überzeugt, dein Vater wird in mich dringen, zu bleiben, und ich werde reichliche Gelegenheit haben, mir ein Urtheil darüber zu bilden, in welchem Lichte er deine Verbindung mit Madame di Negra betrachten würde – vorausgesetzt immer, daß es ihm auf die rechte Weise beigebracht wird. Hiernach können wir dann handeln.«

»Mein lieber, lieber Randal, wie soll ich dir danken? Wenn je ein armer Junge, wie ich, dir einen Gegendienst leisten kann – aber dies ist unmöglich.«

»Allerdings werde ich dich wohl nie bitten, einen Wechsel als mein Bürge zu unterzeichnen,« versetzte Randal lachend. »Ich übe die Sparsamkeit aus, die ich predige.«

»Ach!« sagte Frank mit einem Stöhnen, »dein Geist ist gebildet – du besitzt so viele Hilfsquellen, und alle meine Fehler rühren vom Müsiggange her. Hätte ich an Regentagen irgend eine Beschäftigung gehabt, so wäre ich nie in diese Nöthen gekommen!«

»O, die Verwaltung deines Eigenthums wird dich seiner Zeit hinreichend beschäftigen. Wer nichts sein eigen nennt, muß in der Wissenschaft Ersatz finden. Adieu, mein lieber Frank – ich muß jetzt nach Hause. Beiläufig, du hast Madame di Negra nie zufällig von den Riccaboccas gesprochen?«

»Von den Riccabocca's? Nein. Gut, daß du daran denkst; vielleicht interessirt es sie, zu wissen, daß eine Verwandte von mir ihren Landsmann geheirathet hat. Sehr sonderbar, daß ich es nie erwähnte; aber, die Wahrheit zu gestehen, ich spreche eigentlich so wenig mit ihr: sie hat einen so überlegenen Geist, und ich fühle mich förmlich schüchtern ihr gegenüber.«

»Thue mir den Gefallen, Frank,« sagte Randal, ruhig wartend, bis diese Erwiderung zu Ende war – denn er suchte diese ganze Zeit nach einem Grunde für das Verlangen, welches er stellen wollte – »nie auf die Riccabocca's anzuspielen, weder gegen sie, noch gegen ihren Bruder, welchem du jedenfalls vorgestellt werden wirst.«

»Warum nicht auf sie anspielen?«

Randal zögerte einen Augenblick. Noch immer wollte ihm kein glücklicher Gedanke kommen, und so hielt er es wunderbarer Weise für die beste Politik, so ziemlich bei der Wahrheit zu bleiben.

»Nun, ich will es dir sagen. Die Marchese verbirgt nichts vor ihrem Bruder, und er ist einer der wenigen Italiener, welche bei dem österreichischen Hofe in hoher Gunst stehen.«

»Ja?«

»Und ich habe den armen Doctor Riccabocca im Verdachte, daß er aus seinem Vaterlande in Folge eines tollen Revolutionsversuches geflohen ist und sich noch immer vor der österreichischen Polizei versteckt hält.«

»Aber hier können sie ihm nichts anhaben,« sagte Frank mit der den Engländern inne wohnenden störrischen Ueberzeugung von der Heiligkeit seines Eilandes. »Ich möchte den Oesterreicher sehen, der sich anmaßen wollte, uns vorzuschreiben, wen wir aufnehmen dürfen und wen nicht.«

»Hm – das ist ohne Zweifel richtig und verfassungsmäßig; wenn aber Riccabocca für die Bewahrung seines Incognito triftige Gründe haben sollte – und, offen gesprochen, ich weiß, daß er welche hat (vielleicht beziehen sie sich auf die Sicherheit seiner Freunde in Italien) – so sind wir verpflichtet, diese Gründe ohne weitere Untersuchung zu achten.«

Allein in diesem Punkte zeigte Frank eine Schlaueit, die ebenso wie seine sonstige Leichtgläubigkeit, in seinem Ehrgefühl ihren Grund hatte. Er blieb hartnäckig bei seiner Ansicht und erwiderte:

»Gleichwohl kann ich von Madame di Negra nicht so gering denken, um anzunehmen, sie würde sich zu einer Spionin hergeben und einen armen Landsmann in's

Unglück bringen, welcher auf dieselbe Gastfreundschaft baut, deren sie selbst sich in England erfreut. O, wenn ich das denken müßte, könnte ich sie nicht lieben,« fügte er mit Nachdruck bei.

»Ohne Zweifel hast du Recht. Aber bedenke doch die falsche Stellung, in welche du sie und ihren Bruder bringen würdest. Wenn sie Riccabocca's Geheimniß kennen und es der österreichischen Regierung verrathen, so wäre dies, wie du sagst, grausam und unwürdig; aber wenn sie es kennen und verheimlichen, so könnte dies für Beide sehr ernste Folgen haben. Du weißt, die österreichische Polizei ist sprüchwortlich so eifersüchtig und tyrannisch.«

»In den Zeitungen steht es allerdings.«

»Und, kurz, Verschwiegenheit kann nichts schaden, wohl aber das Gegentheil. Deßhalb gib mir dein Wort, Frank. Ich kann jetzt nicht länger mit dir streiten.«

»Ich will der Riccaboccas nicht einmal andeutungsweise erwähnen – mein Ehrenwort darauf,« antwortete Frank; »aber überzeugt bin ich, daß sie von der Marchesa so wenig zu befürchten hätten, wie von –«

»Ich verlasse mich auf dein Ehrenwort,« unterbrach ihn Randal hastig und eilte fort.

#### FÜNFTES KAPITEL.

In der Abenddämmerung des folgenden Tages schlug Randal Leslie von einem, etwa eine Stunde von Rood Hall entfernten Dorfe aus, bei welchem er den Postwagen verlassen hatte, langsam die Richtung nach der Hauptstraße ein. Er ging durch Wiesen und Kornfelder und am Rande

von Wäldern hin, welche früher Eigenthum seiner Vorfahren gewesen, nun aber längst veräußert waren. Er befand sich allein inmitten der Erinnerungen seiner Knabenjahre, der Scenen, wo er zuerst den großen Geist des Wissens angerufen hatte, sein göttliches Wesen den Forderungen eines irdischen, ungestümen Ehrgeizes dienstbar zu machen. Oft blieb er stehen, besonders wenn die Unebenheiten des Bodens einen Blick auf den grauen Kirchthurm oder auf die düsteren Forchen gestatten, welche sich über die verlassenen Oeden von Rood erhoben.

»Wie oft,« dachte Randal, und der Ausdruck seines Auges wurde milder, »wie oft habe ich hier die Fruchtbarkeit der Ländereien, welche dem Erbe meiner Vater entrissen worden, mit der einsamen Wildniß verglichen, welche ihrer zerbröckelnden Halle geblieben ist – wie oft habe ich hier zu mir selbst gesagt: ›Ich will den Wohlstand meines Hauses von Neuem aufbauen!‹ Und sofort war die Anstrengung nicht mehr Sklaven-, sondern königliche Arbeit, und die Bücher wurden lebendige Heere, welche meinen Gedanken gehorchten. Wieder – wieder – du stolze Vergangenheit, stähle und kräftige mich in dem Kampfe mit der Zukunft.« Seine bleichen Lippen zuckten bei diesem Selbstgespräche, denn sein Gewissen mahnte ihn, während er so mit seinem Willen verkehrte, und die Mahnung war in der Ruhe der ländlichen Umgebung vernehmbarer, als in dem Getriebe und Getöse des gewaffneten und schlaflosen Lagers, welches wir ›Stadt‹ nennen.

Obgleich dem Ehrgeize ein weiteres und gemeinnütziges Feld offen steht, als die Wiederherstellung eines Namens, so ist doch schon dies an sich ein erhabener und ritterlicher Zweck, welcher in dem menschlichen Herzen lebhaftes Theilnahme weckt. Aber alle edleren Gefühle und Bestrebungen schienen bei ihrer Wanderung durch den Mechanismus von Randals Verstande jedes goldene Körnchen abzustreifen und als reiner, unvermischter Egoismus zum Vorschein zu kommen. Gleichwohl ist es eine seltsame Wahrheit, daß in einem Manne mit gebildetem Geiste, so verkehrt und lasterhaft er auch sein mag, hie und da bessere Regungen und klare Ahnungen einer moralischen Schönheit, welche der thierischen, gedankenlosen Niederträchtigkeit ungebildeter Schurkerei versagt sind, auftauchen und vielleicht am Ende noch als Strafdienen, sofern, nach dem alten Worte des Satyrikers, es keinen größeren Fluch gibt, als die Tugend zu erkennen und dem Laster zu folgen. Und während der einsame Plänemacher langsam weiter ging und seine, wenigstens in ihrem Thun schuldlose Kindheit deutlich aus dem Kreise entschwundener Träume vor ihn hin trat – weit reinere Träume, als diejenigen, aus welchen er gegenwärtig jeden Morgen zu der schaffenden Menschenwelt erwachte – da bemächtigte sich seiner eine tiefe Schwermuth, und plötzlich rief er laut: *damals* trachtete ich nach Ruhm und Größe; *jetzt* – wie kommt es, daß, nachdem ich in meiner Laufbahn so weit vorgeschritten, alle hohen Ziele der früheren Jahre verschwunden sind und mir nur solche beachtenswerth erscheinen, welche der Knabe niedrig und

schnöde genannt haben würde? Ah! ist es deßhalb, weil ich damals nur Bücher las und jetzt mein Wissen verwerte, und der Umgang mit Menschen befleckender wirkt, als der mit Büchern! Aber,« fuhr er mit leiserer Stimme, sich selbst widerlegend, fort; »wenn Macht einzig und allein so gewonnen werden kann – und was nützt ein Wissen, welches nicht Macht ist – rechtfertigt nicht der Erfolg im Leben alle Dinge? Und wer schützt den Weisen, dem alles fehlschlägt?« Er setzte seinen Weg fort, aber noch immer klang ihm die stille Ruhe um ihn her wie ein Vorwurf, noch immer war seine Vernunft und sein Gewissen unbefriedigt. Es gibt Zeiten, wo die Natur gleich einem verjüngenden Bade der abgematteten Seele ihre Frische zurückzugeben scheint – Zeiten, aus welchen einzelne Männer wie neugeboren hervorgegangen sind. Die Krisen des Lebens gehen sehr still vor sich. Plötzlich öffnete sich die Scene vor Randal Leslie's Augen. Die kahle, wüste Fläche, die verfallene Kirche, das alte Herrenhaus, theilweise aus dem feuchten, eingeschlossenen Grunde herausragend, in welchen dasselbe, wie es Randal schien, noch tiefer eingesunken war, als bei seinem letzten Besuche. Auf jener Fläche spielten einige junge Leute Hockey. Dieses altmodische Spiel, welches man gegenwärtig, außer in Schulen, wenig mehr in England trifft, war in der Umgebung von Rood mit seinen ursprünglichen Zuständen unter den jungen Freisassen und Farmern immer noch im Gange. Randal blieb am Zaune stehen und sah zu; denn unter den Spielern erkannte er seinen Bruder

Oliver. Auf einmal wurde der Ball gegen Oliver hin geschlagen. Im Nu sammelte sich die Gruppe um diesen jungen Gentleman und entzog ihm Randal's Blicken, aber der ältere Bruder hörte einen widerlichen Lärmen, ein höhnisches Gelächter. Oliver hatte sich vor den dicken, schweren Stöcken, die um ihn herum sausten, zurückgezogen und einige Streiche über die Beine erhalten; denn er stieß wimmernde Töne aus, welche durch das Geschrei erstickt wurden: »Geh' zu deiner Mutter! Das ist wieder Noll Leslie, wie er leibt und lebt, mit seinen dürren Waden!«

Randal's bleiches Gesicht wurde scharlachroth. »Ein Leslie der Spott von Bauern!« murmelte er, mit den Zähnen knirschend, sprang über den Zaun und schritt aufrecht und hochmüthig über die Wiese. Die Spieler erhoben ein unwilliges Geschrei. Randal lüpfte den Hut; sie erkannten ihn und hielten in ihrem Spiel inne. Vor ihm wenigstens empfand man eine gewisse Achtung. Oliver wandte sich rasch um und sprang auf ihn zu. Randal packte ihn am Arme und zog ihn, ohne ein Wort gegen die Uebrigen, dem Hause zu. Oliver warf einen langen Blick des Bedauerns hinter sich, rieb sich die Beine und blinzelte dann ängstlich nach Randal's strengem, ärgerlichem Gesicht.

»Du bist nicht böse, daß ich mit unseren Nachbarn Hockey spielte?« sagte er bittend, als er bemerkte, daß Randal das Stillschweigen nicht brechen wollte.

»Nein,« erwiderte der ältere Bruder; »aber im Umgange mit seinen Untergebenen weiß ein Gentleman stets

seine Würde zu behaupten. Es ist nichts Unrechtes dabei, mit Untergebenen zu spielen; aber ein Gentleman muß so spielen, daß er nicht zum Gespötte von Bauernlümmelein wird.«

Oliver ließ den Kopf hängen und antwortete nichts. Sie kamen in den schmutzigen, inneren Hof, und die Schweine stierten sie durch die Pfähle an, wie deren Vorgänger einst Frank Hazeldean angestiert hatten.

Mr. Leslie Senior, in einem schäbigen Strohhut, war damit beschäftigt, die Hühner vor der Hausthüre zu füttern, und sogar dies that er mit brummiger Schläfrigkeit, indem er beinahe jedes Korn einzeln durch seine trägen, träumerischen Finger gleiten ließ.

Randal's Schwester, welcher die Haare, wie immer, über die Ohren herunterhingen, saß auf einem Stuhl aus Binsengeflecht, in einen zerrissenen Roman vertieft, und von den Fenstern des Wohnzimmers her vernahm man die Stimme der Mrs. Leslie, welche in großer Aufregung ihren Klagen Luft machte.

Wenn man den jungen Erben aller dieser trostlosen Armuth mit seinen scharfen, feinen, geistvollen Zügen und der auffallenden Eleganz in Erscheinung und Kleidung in dem Hofe stehen sah, so begriff man besser, warum seine Seele, dem Egoismus seines Wissens und Ehrgeizes überlassen, in einer solchen Familie und ohne die süße, namenlose Sprache der Heimath sich nach und nach in eine so tiefe und geheime Abgeschlossenheit zurückgezogen, warum der Geist so wenig Nahrung dem Herzen entnommen, und warum die Liebe und Achtung, welche

sonst in dem erwärmenden Kreise des häuslichen Herdes zur Blüthe kommen, sich mit ihm zu den Gräbern todter Ahnen geflüchtet hatten, blutlos und gespenstig wie die Gerippe, an welche sie sich anklammerten.

»Ha, Randal, Junge,« sagte Mr. Leslie, nicht ohne Anstrengung die Augen aufschlagend, »wie geht es dir? Wer hätte dich erwartet? Ach Gott! ach Gott!« rief er mit gebrochener Stimme in hülfloser Unbehaglichkeit, »da ist Randal und wird ein Mittagessen oder Nachtessen oder sonst etwas wollen.«

Aber unterdessen war Randal's Schwester, Juliet, aufgesprungen und hatte sich ihrem Bruder an den Hals geworfen, und er hatte sie liebkosend auf die Seite gezogen; denn, was sein Herz an Liebe besaß, gehörte dieser Schwester.

»Du wirst recht hübsch, Juliet,« sagte er, ihr die Haare zurückstreichend; »warum dir selbst so im Lichte stehen? Warum nicht auf dein Aeußeres mehr Aufmerksamkeit verwenden, wie ich dich so oft gebeten habe?«

»Ich erwartete dich nicht, lieber Randal; du kommst immer so plötzlich und ertappst uns im Dißapil.«

»Dißapil!« wiederholte Randal mit einem Stöhnen. »*Déshabillé!* Du solltest dich nie so ertappen lassen.«

»Niemand sonst ertappt uns so – Niemand sonst besucht uns!« Und die junge Dame seufzte aus Herzensgrund.

»Geduld, Geduld! Meine Zeit kommt nächstens, und dann auch die deinige, Schwester,« erwiderte Randal mit einem Blicke unverhohlenen Mitleids auf das Mädchen,

welches mit ein wenig Sorgfalt zu einer so schönen Blume hätte herangezogen werden können, während es sich jetzt beinahe wie Unkraut ausnahm.

Und nun rannte Mrs. Leslie in einem Zustande äußerster Aufregung durch das Wohnzimmer, ließ ein Stück ihres Kleides an einem vorstehenden Messingblättchen des nie ausgebesserten Arbeitstisches zurück, raste durch die Halle, stürzte zur Thüre hinaus, daß die Hühner nach rechts und links auseinander stoben, und zog Randal mit unwiderstehlicher Gewalt in ihre mütterlichen Arme. »O, o, wie du meine Nerven erschütterst!« rief sie, nachdem sie ihm einen saftigen und ungemüthlichen Kuß aufgedrückt hatte. »Und du bist hungrig, natürlich, und nichts im Hause, als kaltes Hammelfleisch! Jenny, Jenny! Wo bist du, Jenny? Juliet, hast du Jenny gesehen? Wo ist Jenny? Fort mit dem wunderlichen Kauz, ich stehe dafür.«

»Ich bin nicht hungrig, Mutter,« sagte Randal; »ich wünsche nichts, als Thee.«

Juliet steckte in der Geschwindigkeit die Haare hinauf und flog in das Haus hinein, um den Thee zu richten um sich selbst ein wenig herauszuputzen. Sie liebte ihren hübschen Bruder innig, aber sie hatte großen Respekt vor ihm.

Randal setzte sich auf das morsche Pfahlwerk. »Gib Acht, daß es nicht bricht!« sagte Mr. Leslie in einiger Besorgniß.

»O Vater, ich bin sehr leicht; mit mir bricht nichts.«

Die Schweine rissen die Augen auf und grunzten erstaunt nach dem Fremden hin.

»Mutter,« sagte der junge Mann, Mrs. Leslie zurückhaltend, die eben fort wollte, um auf Jenny Jagd zu machen, »Mutter, du solltest Oliver nicht mit diesen Bauernburschen aus dem Dorfe umgehen lassen. Es ist höchste Zeit, an einen Beruf für ihn zu denken.«

»O, er ißt uns zum Haus und Hof hinaus – dieser Appetit! Aber wegen eines Berufes – zu was taugt er? Er wird nie ein Gelehrter werden.«

Randal nickte trübselig Zustimmung; denn Oliver war allerdings auf Randal's Kosten, die er aus einem Theil seines Dienstinkommens bestritt, nach Cambridge geschickt worden und hatte von dort mit Schmach und Schande wieder abziehen müssen.

»Die Armee,« sagte der ältere Bruder, »ist für einen Gentleman ein ganz passender Beruf. Wie schön Juliet sein könnte – aber – ich gab Geld für Lehrer her, und sie spricht französisch wie ein Stubenmädchen.«

»Und doch geht ihr nichts über ihr Buch. Den ganzen Tag liest sie und ist sonst zu nichts zu brauchen.«

»Liest! Aber was? Elende Romane!«

»Wie du wieder bist! Sobald du kommst, zankst du und findest nichts recht,« sagte Mrs. Leslie empfindlich. »Du bist für uns zu vornehm geworden; und wir erfahren wahrhaftig von anderen Leuten Beleidigungen genug, um nicht von unseren eigenen Kindern ein wenig Achtung erwarten zu können.«

»Ich wollte dich nicht beleidigen,« sagte Randal traurig. »Verzeihe mir; aber wer hat dich sonst beleidigt?«

Dann erging sich Mrs. Leslie in einer ausführlichen und höchst gereizten Aufzählung all' der Demüthigungen und Kränkungen, die sie erlebt hatte: Beschwerden eines kleinen Gutsbesitzers mit großen Ansprüchen und wenig Macht, überhaupt von Leuten, die weder die Lust, sich beliebt, noch das Geschick, sich nützlich zu machen, besitzen, dabei alles, worüber sie sich ärgern, übertreiben und für keine Art von Freundlichkeit dankbar sind. Farmer Jones hatte sich trotzig geweigert, seinen Wagen zehn Stunden weit nach Kohlen fortzuschicken. Mr. Giles, der Metzger, hatte die Bezahlung seiner Rechnung mit dem Bemerkten verlangt, die Kundschaft von Rood sei zu unbedeutend, um auf Borg zu geben. Squire Thornholl, der gegenwärtige Eigenthümer des schönsten Stückes der alten Leslie'schen Domänen, hatte sich die Freiheit herausgenommen, um Erlaubniß zu bitten, ob er nicht auf Mr. Leslie's Gut jagen dürfe, da Mr. Leslie es nicht selbst thue. Lady Spratt (neues Volk aus der Stadt, das in der Nachbarschaft einen Landsitz miethete) hatte einen von Mrs. Leslie entlassenen Dienstboten genommen, ohne sich nach dessen Brauchbarkeit zu erkundigen. Der Lord-Lieutenant hatte einen Ball gegeben und die Leslie's nicht eingeladen. Mr. Leslie's Pächter hatten bei der letzten Wahl gegen den Wunsch ihres Gutsherrn gestimmt. Was aber das Aergste war, Squire Hazeldean und seine Harry hatten in Rood vorgesprochen, und obgleich Mrs. Leslie Jenny: »Nicht zu Hause!« hinaus gerufen hatte, war sie am Fenster gesehen worden, und der Squire hatte seinen Eintritt förmlich erzwungen und die ganze Familie

in einem durchaus nicht präsentablen Zustande getroffen. Das wäre noch hingegangen; aber der Squire hatte sich erkühnt, Mr. Leslie Anweisung zu geben, wie er sein Eigenthum zu bewirthschaften habe, und Mrs. Hazelden hatte wirklich zu Juliet gesagt, sie solle den Kopf in der Höhe tragen und ihre Haare flechten, »als wären wir Dorfleute!« fügte Mrs. Leslie mit dem Stolze einer Mondfydgit hinzu.

Randal war vernünftig genug, um die Geringfügigkeit dieser und verschiedener anderer Belästigungen einzusehen; aber dennoch erbitterten und kränkten sie den Erben von Rood. Zum mindesten zeigten dieselben, die gutgemeinte Dienstfertigkeit der Hazeldeans nicht ausgenommen, wie wenig Rücksicht man auf die herabgekommene Familie nahm. Während er noch immer düster und schweigsam auf den Pfählen saß, und seine Mutter, die Haube schief auf dem Kopfe, neben ihm stand, kam Mr. Leslie zu ihm hergeschlüpft und sagte in nachdenklichem, weinerlichem Tone:

»Ich wollte, wir hätten eine hübsche Summe Geldes, Randal, Junge!«

Zu Mr. Leslie's Ehre sei gesagt, daß er selten einen Wunsch laut werden ließ, welchem Habsucht zu Grunde lag. Sein Geist mußte ganz besonders angeregt worden sein, um über die normalen Grenzen seiner trägen, stumpfsinnigen Zufriedenheit hinauszugehen.

Randal blickte daher erstaunt zu ihm auf und sagte: »Ja? Und warum?«

»Die Herrengüter von Rood und Dulmansberry und alle die Ländereien da drüben, die mein Urgroßvater weggab, sollen wieder verkauft werden, wenn Squire Thornhill's ältester Sohn volljährig wird, damit die Fideikommiß-Eigenschaft aufhört. Sir John Spratt spricht davon, sie zu kaufen. Ich möchte sie wohl wieder zurück haben! Es ist eine Schande, wenn man sieht, wie die Leslie'schen Güter in den Straßen ausgebaut und von den Spratts und derlei Volk gekauft werden. Ich wollte, ich hätte eine groß – große Summe baaren Geldes.«

Der arme Gentleman spreizte, als er so sprach, seine hülflosen Finger aus und verfiel in ein niedergeschlagenes Brüten.

Randal sprang von seinem Sitze empor – eine Bewegung, welche die Schweine aus ihrer Beschaulichkeit aufschreckte und sie laut grunzend die Flucht ergreifen ließ. »Wann wird der junge Thornhill volljährig?«

»Letzten August war er neunzehn. Ich weiß es, weil ich an dem Tage, an welchem er geboren wurde, mein Seepferd-Fossil heraus holte dicht neben der Kirche von Dulmansberry, als die Freudenglocken läuteten. Mein Seepferd-Fossil! Das gibt ein Familienstück, Randal –«

»Zwei Jahre, beinahe zwei Jahre – dann – ah – ah,« sagte Randal, und als jetzt seine Schwester erschien, um zu melden, daß der Thee fertig sei, schlang er die Arme um ihren Nacken und küßte sie. Juliet hatte ihre Haare und ihren Anzug geordnet. Sie sah sehr hübsch und jetzt in der That wie ein Mädchen von Stande aus, mit

den schlanken Gliedern und dem schön geformten Kopfe einigermaßen an Randal's feine Proportionen erinnernd.

»Gedulde dich, gedulde dich noch, liebe Schwester,« flüsterte Randal, »und erhalte dir während zwei weiteren Jahren dein gesundes Herz.«

Der junge Mann war heiter und gut gelaunt bei seinem einfachen Mahle, während seine Familie um ihn herum saß. Als es vorüber war, zündete Mr. Leslie seine Pfeife an und rief nach seinem Branntwein mit Wasser. Mrs. Leslie erkundigte sich nach London und dem Hofe und dem neuen König und der neuen Königin und Mr. Audley Egerton, und hoffte, Mr. Egerton werde all' sein Geld Randal hinterlassen, und Randal werde eine reiche Frau heirathen, und der König werde ihn an einem der nächsten Tage zum Premierminister machen; und dann wollte sie sehen, ob sich Farmer Jones weigern würde, seinen Wagen nach Kohlen fortzuschicken! Und von Zeit zu Zeit, wenn die Worte ›reich‹ oder ›Geld‹ an Mr. Leslie's Ohr schlugen, schüttelte er den Kopf, nahm die Pfeife aus dem Munde und sagte: »Ein Spratt sollte nicht haben, was meinem Ururgroßvater gehörte. Wenn ich nur eine hübsche Summe baaren Geldes hätte! Die alten Familiengüter!« Oliver und Juliet saßen stille da und benahmen sich anständig, und Randal, welcher seinen eigenen Träumereien nachhing, klangen die Worte ›Geld‹, ›Spratt‹, ›Urgroßvater‹, ›reiche Frau‹, ›Familiengüter‹ undeutlich und leise, wie ferne Stimmen aus der Welt der Romantik und der Sage, wie Zauberprophezeiungen von Dingen, die werden sollten.

Dies war der Herd, welcher die Natter wärmte, die sich in Randal's Herzen einnistete und dort fortfraß, all' das Streben vergiftend, welches die Jugend zu einem reinen, der Ehrgeiz zu einem erhabenen und die Wissenschaft zu einem gemeinnützigen und göttlichen hätte machen sollen.

## SECHSTES KAPITEL.

Als das ganze Haus schon in tiefem Schläfe lag, stand Randal noch lange an dem offenen Fenster und blickte auf die traurige, ungemüthliche Scene hinaus, wo der Mond von dem halb herbstlichen, halb winterlichen Himmel zwischen den rauh gespaltenen Furchen hindurch auf schmutzigen Zerfall hernieder schien; und als er sich zur Ruhe legte, war sein Schlaf fieberisch und von wirren Träumen gestört.

Indessen war er am anderen Morgen früh auf, und seine Wangen zeigten ungewöhnlich viel Farbe, was seine Schwester der Landluft zuschrieb. Nach dem Frühstück miethete er von einem benachbarten Farmer, der gelegentlich jagte, ein leidliches Pferd und schlug auf demselben die Richtung nach Hazeldean ein. Es war noch nicht Mittag, als er den Garten und die Terrasse des Casino's vor sich sah. Er zog die Zügel an und erblickte bei dem kleinen Springbrunnen, bei welchem Leonard einst seine Radischen zu verzehren und sein Buch zu verschlingen pflegte, Riccabocca, unter dem Schatten des rothen Regenschirmes sitzend. Und an der Seite des Italieners stand eine Gestalt, die ein Grieche des Alterthums für die

Najade der Quelle gehalten hätte; denn in ihrer jugendlichen Schönheit lag eine solche Fülle von Poesie, so viel mit Anmuth gepaarte Würde, daß sich die Phantasie gefesselt und die Sinne bezaubert fühlten.

Randal stieg ab, band sein Pferd an das Gartenthor, ging einen Laubgang hinunter und stand plötzlich vor ihnen. Sein dunkler Schatten fiel auf den klaren Spiegel des Springbrunnens, als eben Riccabocca gesagt hatte:

»Alles hier ist so sicher vor dem Uebel! Die Wellen des Springbrunnens werden nie getrübt, wie die des Flusses!«

Und Violante hatte, die dunkeln, geistvollen Augen aufschlagend, in ihrer weichen Muttersprache geantwortet:

»Aber der Springbrunnen wäre nur ein lebloser Sumpf, mein Vater, wenn nicht der Strahl zum Himmel emporstiege!«

## SIEBENTES KAPITEL.

Randal trat näher. – »Ich fürchte, Signor Riccabocca, daß ich einigermaßen gegen das Ceremoniel verstoße.«

»Das Ceremoniel bei Seite zu setzen, ist die zarteste Art, ein Compliment zu machen,« versetzte der höfliche Italiener, nachdem er sich von der ersten Ueberraschung über Randal's plötzliche Anrede erholt hatte, und bot ihm die Hand hin.

Violante neigte auf die achtungsvolle Begrüßung des jungen Mannes das anmuthige Haupt.

»Ich bin auf dem Wege nach Hazeldean,« nahm Randal wieder auf, »und da ich Sie im Garten bemerkte, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, lästig zu fallen.«

*Riccabocca.* – »Sie kommen von London? Unruhige Zeiten für die Engländer. Aber ich verlange keine Neuigkeiten zu hören; uns können sie gleichgültig sein.«

*Randal* (sanft). – »Vielleicht – nicht.«

*Riccabocca* (betroffen). – »Wie so?«

*Violante.* – »Gewiß spricht er von Italien, und Neuigkeiten aus diesem Lande sind dir doch noch nicht gleichgültig, mein Vater.«

*Riccabocca.* – »Nein, nein, nichts ist mir weniger gleichgültig, als dieses Land; seine Westwinde könnten eine Pyramide aus dem Gleichgewicht bringen! Wirf deinen Mantel um, Kind, und gehe hinein; es ist plötzlich kalt geworden.«

Violante lächelte gegen ihren Vater, warf einen unruhigen Blick auf Randal's ernste Stirne und ging langsam dem Hause zu.

Riccabocca wartete schweigend einige Augenblicke, ob Randal das Gespräch fortsetze, und sagte dann scheinbar unbekümmert: »Sie glauben also, daß mir Ihre Neuigkeiten nicht gleichgültig sein könnten? *Corpo di Bacco!* Ich bin begierig zu erfahren, was es ist!«

»Ich irre mich vielleicht – es kömmt darauf an, wie Sie mir Eine Frage beantworten. Kennen Sie den Grafen von Peschiera?«

Riccabocca machte eine rasche Bewegung und erblaßte. Er konnte das wachsame Auge des Fragenden nicht täuschen.

»Genug,« sagte Randal; »ich sehe, daß ich Recht hatte. Vertrauen Sie der Redlichkeit meiner Gesinnung. Ich spreche nur, um sie zu warnen und Ihnen zu dienen. Der Graf sucht den Zufluchtsort eines Landsmanns und Verwandten zu entdecken.«

»Und zu welchem Zweck?« rief der Italiener, alle Zurückhaltung vergessend. Seine Brust erweiterte sich, seine Gestalt wurde höher, und sein Auge blitzte; kühner, herausfordernder Mannesmuth durchbrach die gewohnte Vorsicht und Selbstbeherrschung. »Aber pah,« fügte er bei, indem er seine sonstige halb ironische Ruhe wieder zu gewinnen strebte, »das berührt mich nicht; ich gebe zu, Sir, daß ich den Grafen di Peschiera kenne; aber was hat Doctor Riccabocca mit den Verwandten eines so großen Herrn zu thun?«

»Doctor Riccabocca – nichts. Aber –« Randal brachte seine Lippen dicht an das Ohr des Italieners und flüsterte ihm einige Worte zu. Dann trat er einen Schritt zurück, legte die Hand auf die Schulter des Verbannten und fügte hinzu: »Brauche ich noch zu sagen, daß Ihr Geheimniß bei mir sicher aufgehoben ist?«

Riccabocca gab keine Antwort. Seine Augen hafteten nachdenklich auf dem Boden.

Randal fuhr fort: »Und ich würde es als die höchste Ehre betrachten, die Sie mir erweisen könnten, wenn ich

Sie in dem Bemühen, etwaigen Gefahren vorzubeugen, unterstützen dürfte.«

*Riccabocca* (langsam). – »Sir, ich danke Ihnen; mein Geheimniß ist in Ihren Händen und, ich bin davon überzeugt, sicher aufgehoben, denn ich spreche zu einem englischen Gentleman. Familienrücksichten mögen mich bestimmen, den Grafen di Peschiera zu meiden; und in der That ist derjenige vor Untiefen am sichersten, dessen Boot sich am entferntesten hält von – Verwandten.«

Der arme Italiener fand sein kaustisches Lächeln wieder, als er diesen weisen, wenn auch nicht sehr liebevollen italienischen Grundsatz citirte.

*Randal*. – »Ich weiß über den Grafen von Peschiera wenig – nur das, was sich die Welt von ihm erzählt. Er soll die Güter eines Verwandten inne haben, der an einer Verschwörung gegen die östreichische Herrschaft Theil nahm.«

*Riccabocca*. – »So ist es. Möge er sich damit zufrieden geben. Was verlangt er mehr? Sie sprachen von Gefahren, welchen vorzubeugen sei; welchen Gefahren? Ich stehe auf dem Boden von England und unter dem Schutze seiner Gesetze.«

*Randal*. – »Erlauben Sie mir die Frage, ob, wenn dieser Verwandte kein Kind hatte, der Graf di Peschiera der gesetzliche und natürliche Erbe der Güter wäre, welche er inne hat?«

*Riccabocca*. – »Allerdings – was dann?«

*Randal*. – »Schließt dieser Gedanke keine Gefahr für das Kind des Verwandten in sich?«

Riccabocca fuhr zurück und stieß mühsam die Worte heraus: »Für das Kind! Das soll doch nicht heißen, daß dieser Mann, so niederträchtig er auch ist, an das Verbrechen eines Meuchelmords denkt?«

Randal hielt verwirrt inne. Der Boden, auf dem er sich bewegte, war verfänglich. Er wußte nicht, welche Gründe der Verbannte hatte, dem Grafen zu grollen. Er wußte nicht, ob nicht Riccabocca in eine Verbindung einwilligen würde, die ihn seinem Vaterlande zurückgeben könnte, und er beschloß, einige Fühler voraus zu schicken.

»Es war nicht meine Absicht,« sagte er mit ernstem Lächeln, »gegen einen Mann, den ich nie gesehen habe, eine so fürchterliche Beschuldigung auch nur in Gedanken zu erheben. Er sucht Sie – das ist alles, was ich weiß. Sein ganzer Charakter läßt mich vermuthen, daß er hierbei seinen Vortheil zu Rathe zieht. Vielleicht könnten alle Mißhelligkeiten bei einer Zusammenkunft ausgeglichen werden.«

»Zusammenkunft! Es gibt nur Eine Art, wie wir uns treffen könnten – Fuß gegen Fuß und Hand gegen Hand.«

»Steht es so? Dann würden Sie nichts davon hören wollen, wenn der Graf ein freundschaftliches Abfinden vorschlagen, wenn er zum Beispiel als Bewerber um die Hand Ihrer Tochter auftreten sollte?«

So weise und schlau der Italiener in seinen Reden war, so übereilt und blind benahm er sich, wenn es zum Handeln kam – gerade als wäre er in Irland geboren und hätte sich Zeitlebens von Kartoffeln genährt. Er entblöste

seine ganze Seele vor den schonungslosen Augen Randal's.

»Meiner Tochter!« rief er. »Sir, schon Ihre Frage ist eine Beleidigung.«

Randal sah plötzlich seinen Weg klar vor sich. »Verzeihen Sie,« erwiderte er mild; »ich will Ihnen alles offen sagen, was ich weiß. Ich bin mit des Grafen Schwester bekannt und habe ein wenig Einfluß auf sie. Von ihr habe ich die Mittheilung, daß der Graf in der Absicht hieher gekommen ist, Ihren Zufluchtsort auszukundschaften und Ihre Tochter zu heirathen. Dies ist die Gefahr, von welcher ich sprach. Und wenn ich Ihnen meine Unterstützung anbot, um derselben vorzubeugen, so wollte ich damit nur andeuten, daß es klug sein dürfte, eine sicherere Heimath aufzusuchen, und daß ich, wenn es mir gestattet wäre, diese Heimath zu kennen und Sie zu besuchen, Ihnen von Zeit zu Zeit über die Pläne und Bewegungen des Grafen Aufschluß geben könnte.«

»Sir, ich danke Ihnen von ganzem Herzen,« sagte Riccabocca in einiger Aufregung; »aber bin ich hier nicht sicher?«

»Ich bezweifle es. Der Squire hat während der Jagdsaison viele Besuche bekommen, die von Ihnen gehört, vielleicht Sie gesehen haben werden und in London mit dem Grafen zusammentreffen könnten. Außerdem ist Frank Hazeldean gleichfalls mit der Schwester des Grafen bekannt –«

»Wahr, wahr,« unterbrach ihn Riccabocca. »Ich sehe, ich sehe. Ich will darüber nachdenken; ich will es in reifliche Erwägung ziehen. Sie gehen nach Hazeldean? Sagen Sie kein Wort zu dem Squire; er kennt das Geheimniß nicht, welches Sie entdeckt haben.«

Mit diesen Worten wandte sich Riccabocca leicht ab. Randal verstand den Wink und empfahl sich.

»Verfügen Sie zu jeder Zeit über mich, und vertrauen Sie mir,« sagte der junge Verräther und ging zu dem Thore zurück, an welches er sein Pferd angebunden hatte.

Als er dasselbe bestieg, warf er einen Blick nach der Stelle, wo er Riccabocca verlassen hatte. Der Italiener stand noch dort. Mit Einem Male sah man Jackeymo's Gestalt aus dem Gebüsch auftauchen. Riccabocca wandte sich hastig um, erkannte seinen Diener, stieß einen lauten Ruf aus, der bis zu Randal's Ohren drang, faßte dann Jackeymo beim Arme und verschwand mit ihm in den abgelegeneren Theilen des Gartens.

»Es wird gewiß mein Vortheil sein,« dachte Randal, als er weiter ritt, »wenn ich sie in die Nachbarschaft von London bringen kann; dort ist die beste Gelegenheit, mich angenehm zu machen, und, wenn es räthlich erscheint – die *Erbin* für mich zu gewinnen.«

#### ACHTES KAPITEL.

»Zehn gegen Eins, Harry!« rief der Squire, als er mit seiner Gattin im Parke einige Stücke Vieh südlicher Race, welche er neu angekauft hatte, musterte – »Zehn gegen

Eins, da drüben ist Randal Leslie, der durch die Hinterpforte in den Park hereinzukommen versucht! Holla, Randal! Sie müssen zum Thorhäuschen hinüberreiten, mein Junge! Dieses Pfortchen ist, wie Sie sehen, geschlossen, um unberufene Eindringlinge abzuhalten.«

»Schade,« versetzte Randal, »ich schneide sonst gerne Umwege ab, und gerade der kürzeste Weg ist hier versperrt.«

»Eben dies meinten auch jene Unberufenen,« entgegnete der Squire, »aber Stirn wollte sich nicht darauf einlassen; – ein unschätzbare Mann, dieser Stirn. Lassen Sie Ihr Pferd ausholen, und, ehe wir das Haus erreicht haben, sind Sie bei uns.«

Randal nickte lächelnd und ritt rasch weiter.

Der Squire ging wieder zu seiner Harry zurück.

»Ach, William,« sagte sie ängstlich, »Randal Leslie mag es recht gut meinen, aber seine Besuche machen mir immer bange.«

»Ja gewisser Beziehung geht es mir ebenso,« erwiderte der Squire, »denn jedes Mal trägt er eine Banknote für Frank mit sich fort.«

»Ich hoffe, er ist wirklich Frank's Freund,« sagte Mrs. Hazeldean.

»Wessen Freund sollte er sonst sein? Keinenfalls sein eigener, armer Bursche, denn nicht Einen Schilling nimmt er von mir, obgleich seine Großmutter so gut eine Hazeldean war, wie ich Einer bin. Aber alle Wetter! Ich mag seinen Stolz wohl leiden und auch seine Sparsamkeit. Was Frank betrifft –«

»Bst, William!« rief Mrs. Hazeldean und legte ihr niedliches Händchen auf den Mund des Squire. Der Squire war besänftigt und küßte galant das niedliche Händchen – vielleicht küßte er auch die Lippen; wenigstens ist so viel sicher, daß das würdige Paar zärtlich Arm in Arm einherschritt, als Randal mit ihnen zusammentraf. Er schien eine gewisse Kälte in Mrs. Hazeldean's Wesen nicht zu bemerken, sondern begann sogleich mit ihr von Frank zu reden, lobte sein gutes Aussehen, seine Gesundheit, verbreitete sich über seine Beliebtheit, seine körperlichen und geistigen Begabungen – und alles dies mit solcher Wärme, daß der dunkle, unbestimmte Argwohn in Mrs. Hazeldean's Innern bald in den Hintergrund trat.

Randal fuhr fort, sich auf diese Art liebenswürdig zu machen, bis der Squire, überzeugt, sein junger Verwandter zähle zu den ausgezeichnetsten Landwirthen, es sich nicht nehmen ließ, ihn nach seinem Meierhof zu führen, worauf sich Harry dem Hause zuwandte, um Randal's Zimmer in Bereitschaft setzen zu lassen, »denn,« sagte Randal, »da ich wußte, daß mein Morgenanzug entschuldigt werden würde, so wage ich es, um einen Teller Suppe und ein Nachtlager in der Halle zu bitten.«

Als sie sich den Farmgebäuden näherten, sah Randal mit Schrecken den Moment seiner Entlarvung kommen; denn ungeachtet seiner theoretischen Studien über Viehzucht und Ackerbau, womit er den Squire geblendet hatte, wäre ihm der arme, verachtete Frank doch weit überlegen gewesen, wenn es sich darum gehandelt hätte, den

Werth eines Ochsens oder einer Ernte richtig zu beurtheilen.

»Ha, ha!« rief der Squire vor sich hin lachend, »bin neugierig, was Stirn für Augen machen wird! Im Nu werden Sie heraus haben, wo wir die obere Düngung zu Anwendung bringen, und ich schwöre darauf, ein Blick auf meine Kurzhörner sagt Ihnen auf's Pfund hin, wie viel Oelkuchen in ihren Bauch gewandert sind.«

»O, Sie erweisen mir viel zu viel Ehre – wahrhaftig, das thun Sie. Ich habe mich nur mit den allgemeinen Grundsätzen der Landwirthschaft vertraut gemacht – die Einzelheiten sind ungemein interessant; aber ich hatte nie Gelegenheit, sie mir anzueignen.«

»Dummes Zeug!« rief der Squire. »Wie kann man allgemeine Grundsätze kennen, ohne vorher die Einzelheiten studirt zu haben? Sie sind zu bescheiden, mein Junge. Oho! da ist ja schon Stirn!«

Randal entdeckte wirklich ein grimmiges Gesicht, das aus einem Viehstall herausschaute, und sah sich verloren. Er machte eine verzweifelte Anstrengung, den Squire auf andere Gedanken zu bringen.

»Wer weiß,« sagte er, »ob nicht Frank bald Ihren Wunsch erfüllt und selbst Farmer wird!«

»Wie? was?« entgegnete der Squire, plötzlich stehen bleibend.

»Gesetzt, er würde heirathen?«

»Meine zwei besten Farmen bekäme er und ohne Pachtzins. Ha, ha! Hat er denn das Mädchen schon gesehen? Ich lasse ihm freie Wahl, Sir. Ich hatte sie auch –

und Jedermann sollte sie haben. Allerdings ist Miß Sticktorights eine Erbin und, wie ich höre, ein recht braves Mädchen, und das beiderseitige Eigenthum käme dann zusammen, und dem ewigen Prozessiren über die Wegservitut würde ein Ende gemacht, das schon unter der Herrschaft König Karls II. begann und andernfalls wohl bis zum jüngsten Tage dauern wird. Aber einerlei – Frank soll wählen, wen er will.«

»Ich werde nicht ermangeln, ihm dies zu sagen, Sir. Ich fürchtete von Ihrer Seite einige Vorurtheile. Doch, da sind wir bei den Meierhöfen.«

»Zum Teufel mit den Meierhöfen! Wie kann ich an Meierhöfe denken, wenn Sie von Frank's Verheirathung sprechen? Kommen Sie – hier diesen Weg. Was sagten Sie da von Vorurtheilen?«

»Ich meinte nur, es sei zum Beispiel Ihr Wunsch, daß er eine Engländerin heirathe.«

»Eine Engländerin! Guter Gott, Sir, gedenkt er denn eine Hindu zu heirathen?«

»Nein, nein! Ich weiß überhaupt gar nicht, ob er nur im, Sinne hat, zu heirathen. Bloße Vermuthungen von meiner Seite. Wenn er sich nun aber in eine Ausländerin verlieben würde –«

»Ein Ausländerin! Ah, also hätte Harry doch –« er hielt plötzlich inne.

»Die vielleicht,« fuhr Randal fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten – »die vielleicht das Englische so gut wie gar nicht spricht?«

»Barmherziger Gott!«

»Und dem römisch katholischen Glauben angehört –«

»Vor Götzenbildern kniet, und Andere, die es nicht thun, rösten läßt.«

»So schlimm ist Signor Riccabocca nicht.«

»Rickybocky! Ja, wenn es dessen Tochter wäre! Aber nicht Englisch zu sprechen und nicht in die Dorfkirche zu gehen! Beim Sankt Georg! Wenn sich Frank mit solchen Ideen trüge, ich würde ihn mit einem Schilling abfinden. Kein Wort weiter, Sir; es bleibt dabei. Ich bin von sanftem, verträglichem Charakter; aber was ich gesagt habe, habe ich gesagt, Mr. Leslie. Aber gewiß scherzen Sie nur – Sie haben mich zum Besten. So ein angemaltes, nichtsnutziges Geschöpf kann Frank nicht in die Augen gestochen haben, he?«

»Ich verspreche Ihnen, Sir, wenn ich je finde, daß es so ist, werde ich Sie zeitig davon benachrichtigen. Für jetzt wollte ich nur erfahren, welche Art von Schwiegertochter Sie sich wünschen würden. Sie sagten, Sie seien frei von Vorurtheilen.«

»So ist es auch – vollkommen so.«

»Sie mögen keine Fremde, keine Katholikin?«

»Wer, der Teufel, sollte auch?«

»Wenn sie aber Rang und Titel besäße?«

»Rang und Titel! Seifenblasen! Nein, nicht halb so viel werth, als Seifenblasen, die sind doch wenigstens noch ein unschuldiges Vergnügen. Aber fremder Rang und Titel, die zu nichts weiter gut sind, als Einem Sand in die Augen zu streuen.«

Und der Squire verzog voll Unwillen und Entrüstung das Gesicht und spuckte heftig aus.

»Sie verlangen also eine Engländerin?«

»Natürlich.«

»Vermögen?«

»Darauf sehe ich nicht, vorausgesetzt, daß es ein nettes, vernünftiges, fleißiges Mädchen ist, mit einem guten Ruf als Mitgift.«

»Guter Ruf – ist das ganz unumgänglich nöthig?«

»Das versteht sich doch. Eine Mrs. Hazeldean von Hazeldean! Sie erschrecken mich. Will er vielleicht mit einer geschiedenen Frau durchgehen oder mit einer –«

Der Squire hielt inne und wurde so roth im Gesicht, daß Randal fürchtete, der Schlag möchte ihn treffen, ehe Frank's Verbrechen eine Aenderung des Testaments herbeigeführt hätten.

Er beeilte sich deshalb, Mr. Hazeldean zu beruhigen, indem er ihn versicherte, seinen Reden sei keine weitere Bedeutung beizulegen; man sehe allerdings Frank gelegentlich in Gesellschaft von Ausländerinnen, allein dies gehöre zum guten Ton, und er sei überzeugt, Frank würde nie ohne die volle Zustimmung und Billigung seiner Eltern heirathen. Er schloß mit der wiederholten Versicherung, daß er, sobald es nöthig werden sollte, dem Squire Warnung geben werde. Mr. Hazeldean war es indessen noch immer so unruhig und unbehaglich zu Muth, daß er den Meierhof ganz darüber vergaß und verstimmt in der entgegengesetzten Richtung fortging, bis er, am andern Ende des Parkes angelangt, wieder den

Rückweg nach der Halle antrat. Sobald sie in dem Hause angekommen waren, schloß sich der Squire eilends mit seiner Gattin zu einer gemeinsamen elterlichen Berathung ein, indeß sich Randal auf eine Terrassenbank setzte und das so eben von ihm angestiftete Unheil, sowie die Möglichkeit eines ihm günstigen Erfolgs an seinem Geiste vorüberziehen ließ.

Während er da saß und dachte, näherten sich vorsichtig Tritte, und eine leise Stimme sagte in gebrochenem Englisch:

»Sir, Sir, ich möchte Sie gern sprechen.«

Randal wandte sich erstaunt um und blickte in ein schwärzliches, grämliches Gesicht mit grauen Haaren und ausdrucksvollen Zügen. Er erkannte sofort die nämliche Gestalt wieder, welche sich Riccabocca in dem Garten des Italieners angeschlossen hatte.

»Sprechen Sie Italienisch?« fuhr Giacomo fort.

Randal, der sich fremde Sprachen mit Leichtigkeit aneignete, nickte bejahend, worauf ihn Giacomo, sichtlich erfreut, bat, mit ihm einen entfernteren Theil des Parkes aufzusuchen; Randal folgte, bis sie sich in dem Schatten einer stattlichen Kastanienallee befanden.

»Sir,« begann nun Giacomo, in seiner Muttersprache und mit einem gewissen einfachen Pathos redend, »ich bin nur ein armer Mann, mein Name ist Giacomo – Diener des Signor, welchen Sie heute besuchten – nur ein Diener; aber er schenkt mir die Ehre seines Vertrauens. Wir haben Gefahren zusammen durchgemacht; und der

einzig unter allen seinen Freunden und Anhängern, der mit ihm in das fremde Land kam, war ich.«

»Wackerer, treuer Bursche,« sagte Randal, das Gesicht des Sprechers musternd, »fahren Sie fort. Ihr Gebieter vertraut Ihnen? Er theilte Ihnen mit, was ich ihm heute sagte?«

»Das that er. Ach, Sir, der Padrone war zu stolz, Furcht vor einem Anderen blicken zu lassen. Aber er hat Furcht – er hat Grund zu fürchten – er muß fürchten,« (fuhr Giacomo fort, sich in Leidenschaft hineinredend) – »denn der Padrone hat eine Tochter, und sein Feind ist ein Bösewicht. O, Sir, sagen Sie mir alles, was Sie dem Padrone nicht gesagt haben. Sie deuteten an, daß dieser Mensch die Signora heirathen möchte. Sie heirathen! Ich könnte ihm am Altare die Kehle abschneiden!«

»Allerdings ist dies, so viel ich weiß, seine Absicht.«

»Aber weißhalb. Er ist reich – sie ohne einen Kreuzer Geld; nein, nicht gerade das, denn wir haben gespart – aber ohne einen Kreuzer Geld im Vergleich mit ihm.«

»Mein guter Freund, noch kenne ich seine Beweggründe nicht, aber ich kann sie leicht erfahren. Wenn übrigens dieser Graf der Feind Ihres Gebieters ist, so würde ich dringend rathen, vor ihm auf der Hut zu sein, worin auch seine Pläne bestehen mögen; und zu diesem Zwecke sollte Ihr Gebieter nach London oder in dessen Nähe ziehen. Ich fürchte, noch während wir reden, kömmt ihm der Graf auf die Spur.«

»Er thut besser daran, nicht hierher zu kommen!« rief der Diener drohend und faßte mit der Hand an die Stelle, wo das Messer *nicht* stack.

»Hüten Sie sich vor Ihrem eigenen Zorne, Giacomo. Ein Akt der Gewaltthätigkeit, und Sie würden deportirt, und Ihr Gebieter verlöre einen Freund.«

Diese Warnung schien auf Giacomo ihren Eindruck nicht zu verfehlen.

»Und wenn der Padrone mit ihm zusammentreffen sollte, glauben Sie, der Padrone würde demüthig sagen: ›Come stà sa Signoria?‹ Der Padrone würde ihn todt zu Boden strecken!«

»Stille – stille! Das, wovon Sie reden, heißt in England Mord und wird mit dem Galgen bestraft. Wenn Sie Ihren Gebieter lieben, so schaffen Sie ihn um des Himmels willen von diesem Orte fort – setzen Sie ihn nicht der Gefahr solch leidenschaftlicher Erregungen aus. Ich gehe morgen in die Stadt zurück; ich will mich für ihn nach einem Hause umsehen, in welchem er gegen jeden Späher, gegen jede Entdeckung geschützt ist. Und dann, mein treuer Freund, ist mir auch noch etwas Anderes möglich, was bei dieser Entfernung nicht möglich ist: – über ihm zu wachen und ebenso seinen Feind im Auge zu behalten.«

Giacomo ergriff Randal's Hand und erhob sie zu seinen Lippen; dann, wie von einem plötzlichen Argwohn ergriffen, ließ er sie wieder los und sagte derb –

»Signor, meines Wissens haben Sie den Padrone zwei Mal gesehen. Woher dieses Interesse für ihn?«

»Ist es so ungewöhnlich, sich für Jemand, der von einer Gefahr bedroht ist, und wäre es auch ein Fremder, zu interessiren?«

Giacomo, der keinen großen Glauben an allgemeine Menschenliebe hatte, schüttelte zweifelnd den Kopf.

»Ueberdies,« fuhr Randal, sich plötzlich eines glaubwürdigen Beweggrundes entsinnend, fort – »überdies bin ich ein Freund und Verwandter Mr. Egerton's; Mr. Egerton's intimster Freund aber ist Lord L'Estrange, und ich habe gehört, daß Lord L'Estrange –«

»Der gute Lord! O, jetzt verstehe ich,« unterbrach ihn Giacomo, und seine Stirne klärte sich auf. »Ach, wenn er in England wäre! Aber Sie theilen es uns mit, wenn er kömmt?«

»Gewiß. Jetzt sagen Sie mir aber, Giacomo, ist dieser Graf wirklich so ohne alle Grundsätze und so gefährlich? Denn Sie wissen ja, ich kenne ihn nicht persönlich.«

»Er hat weder Herz, noch Kopf, noch Gewissen.«

»Das macht ihn für Männer gefährlich; aber dem weiblichen Geschlechte droht durch andere Eigenschaften Gefahr. Wäre es denkbar, daß er bei einer Zusammenkunft mit der Signora ihre Neigung gewänne?«

Giacomo bekreuzte sich rasch und antwortete nicht.

»Man sagt, er sei noch immer sehr schön.«

Giacomo stöhnte.

»Genug,« fuhr Randal fort; »überreden Sie den Padrone, in die Stadt zu ziehen.«

»Aber wenn der Graf in der Stadt ist?«

»Das thut nichts; je größer die Stadt, desto sicherer. Ueberall sonst ist ein Fremder schon als solcher ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Neugierde.«

»Wahr.«

»Bestimmen Sie also Ihren Gebieter, nach London zu kommen. Er kann sich in einer der Vorstädte einquartieren, welche von dem Aufenthaltsorte des Grafen am weitesten entfernt sind. In zwei Tagen werde ich eine Wohnung für ihn haben und ihm schreiben. Vertrauen Sie mir jetzt?«

»O ja – gewiß, Excellenza. Ach, wenn die Signora nur einmal verheirathet wäre, so wären wir der Sorge los.«

»Verheirathet! Aber sie sieht so stolz aus und macht wohl sehr große Ansprüche?«

»Ach, jetzt nicht – hier nicht!«

Randal seufzte tief. Giacomo's Augen glänzten. Er glaubte einen neuen Beweggrund für Randal's Interesse gefunden zu haben – in den Augen eines Italieners der natürlichste, der üblichste Beweggrund.

»Besorgen Sie uns die Wohnung, Signor – schreiben Sie dem Padrone. Er wird kommen. Ich will mit ihm reden. Ich weiß ihn zu behandeln. San Giacomo, strenge dich jetzt an – es ist lange her, seit ich dich das letzte Mal in Anspruch genommen!« Lächelnd und vor sich hin murmelnd entfernte sich Giacomo und verschwand zwischen den Bäumen.

Das erste Zeichen der Tischglocke ertönte. Bei seinem Eintritt in das Besuchszimmer fand Randal Pfarrer Dale

nebst Gattin, welche eilends dem unerwarteten Gaste zu Ehren gebeten worden waren.

Nachdem die ersten Begrüßungsworte gewechselt, benutzte Mr. Dale die Abwesenheit des Squire, um sich nach Mr. Egerton's Befinden zu erkundigen.

»Er ist immer wohl,« sagte Randal. »Er scheint eine Constitution von Eisen zu haben.«

»Jedenfalls aber ein Herz von Gold,« versetzte der Pfarrer.

»Ah,« entgegnete Randal forschend, »wie Sie mir sagten, kamen Sie einmal mit ihm in Berührung; die Veranlassung war, glaube ich, eines Ihrer früheren Pfarrkinder in Lansmere?«

Der Pfarrer nickte, und es trat nun eine momentane Stille ein.

»Erinnern Sie sich noch Ihres Kampfes bei dem Stocke, Mr. Leslie?« sagte Mr. Dale mit gutmüthigem Lachen.

»O ja! A propos, da gerade hievon die Rede ist, ich traf meinen alten Gegner in London wieder gleich im ersten Jahre, welches ich dort verlebte.«

»Wirklich! Wo denn?«

»Bei einem verkommenen Literaten – einem gescheidten Burschen, Namens Burley.«

»Burley! Ich habe irgend wo einige burleske griechische Verse von einem Mr. Burley zu Gesicht bekommen.«

»Ohne Zweifel derselbe. Er ist verschwunden, wahrscheinlich verdorben. Burleskes Griechisch ist gegenwärtig kein sehr einträgliches Studium.«

»Aber Leonard Fairfield! Haben Sie ihn seither wieder gesehen?«

»Nein.«

»Auch nicht von ihm gehört?«

»Nein! Und Sie?«

»Sonderbar, schon lange nicht mehr. Aber ich habe Grund, anzunehmen, daß es ihm gut geht.«

»Wirklich? Und warum glauben Sie es?«

»Weil er vor zwei Jahren seine Mutter bat, zu ihm zu ziehen. Sie ist bei ihm.«

»Ist das alles?«

»Es genügt; denn er würde sie nicht dazu aufgefordert haben, wenn er nicht die Mittel besäße, für sie zu sorgen.«

Mr. und Mrs. Hazeldean traten hier Arm in Arm ein, und der dicke Haushofmeister kündigte das Diner an.

Der Squire war ungewöhnlich schweigsam – Mrs. Hazeldean nachdenkend – Mrs. Dale matt mit eingenommenem Kopfe. Der Pfarrer, der sich des Genusses einer gelehrten Disputation selten zu erfreuen hatte, außer wenn er sich mit Dr. Riccabocca herumzankte, war ungemein aufgereggt in Erwartung eines scharfen Kampfes mit Randal, der im Rufe eines ebenbürtigen Kämpen stand.

»Ein Glas Wein, Mr. Leslie. Sie sagten vor Tisch, Burleskes Griechisch sei gegenwärtig kein sehr einträgliches Studium. Welches Studium halten Sie denn eigentlich für einträglich?«

*Randal* (lakonisch). – »Praktisches Studium.«

*Pfarrer*. – »Wessen?«

*Randal.* – »Der Menschen.«

*Pfarrer* (offenherzig). – »Vom weltlichen Gesichtspunkte aus betrachtet mag dies allerdings das nützlichste Studium sein. Wie lernt man es?«

*Randal.* – »Je nachdem man sie liest, sind sie nützlich oder schädlich.«

*Pfarrer.* – »Wie muß man sie lesen, damit sie nützlich sind?«

*Randal.* – »Mit fortwährender Beziehung auf Dasjenige, was zur Macht führt.«

*Pfarrer* (über Randal's scharfsinniger, spartanischer Logik erstaunt). – »Auf mein Wort, Sir, Sie drücken sich vortrefflich aus. Ich gestehe, ich begann mit meinen Fragen in der Hoffnung, von Ihrer Ansicht abzuweichen; denn ich liebe es, zu disputiren.«

»Das ist ein wahres Wort,« brummte der Squire; »der personifizierte Widerspruchsgeist!«

*Pfarrer.* – »Streitfragen sind das Salz einer Conversation. Aber ich fürchte, ich muß Ihnen jetzt beistimmen, so wenig ich darauf vorbereitet war.«

Randal verbeugte sich und erwiderte:

»Männer von unserer Erziehung können über die Anwendung des Wissens nicht wohl verschiedener Ansicht sein.«

*Pfarrer* (die Ohren spitzend). – »Anwendung? Worauf?«

*Randal.* – »Auf die Macht, natürlich.«

*Pfarrer* (hoherfreut). – »Die Macht! In der niedrigsten oder in der erhabensten Bedeutung des Wortes? In der erhabensten, nicht wahr?«

*Randal* (dessen Interesse nun gleichfalls geweckt ist). – »Was ist die niedrigste und was die erhabenste Bedeutung?«

*Pfarrer*. – »Die niedrigste: Selbstsucht; die erhabenste: Wohlwollen.«

*Randal* unterdrückte das halb ironische Lächeln, welches auf seinen Lippen schwebte.

»Sie sprechen, Sir, wie ein Geistlicher sprechen muß. Ich bewundere Ihre Logik und mache sie zu der meinen; ich fürchte nur, ein Wissen, welches lediglich das Wohlwollen im Auge hat, wird selten Macht erringen.«

*Squire* (ernsthaft). – »So ist es. Ich setze nie meinen Willen durch, wenn ich etwas Gutes thun will, und Stirn jedes Mal, wenn er etwas sehr Rohes und Barbarisches vorhat.«

*Pfarrer*. – »Bitte, Mr. Leslie, womit hat intellectuelle Macht, aus der höchsten Potenz der Entwicklung, aber ohne jede Zugabe von Wohlwollen, am meisten Aehnlichkeit?«

*Randal*. – »Aehnlichkeit? Ich weiß kaum. Mit einem sehr großen Manne, beinahe mit jedem großen Manne, der alle seine Gegner zu Schanden gemacht und alle seine Zwecke erreicht hat.«

*Pfarrer*. – »Ich zweifle, ob je ein Mann wirkliche Größe errungen hat, der nicht wenigstens die Absicht hatte, wohlwollend zu sein, wenn er auch vielleicht in den

Mitteln irrte. Cäsar war von Natur wohlwollend, desgleichen Alexander. Aber intellectuelle Macht auf's Höchste entwickelt und alles Wohlwollens bar, gleicht nur Einem Wesen, und dieses Wesen, Sir, ist – das Princip des Bösen.«

*Randal* (betroffen). – »Meinen Sie den Teufel?«

*Pfarrer*. – »Ja, Sir – den Teufel; und selbst er, Sir, hat den Sieg nicht davon getragen; selbst er, Sir, hat, wie Ihre großen Männer sich ausdrücken würden, das entschiedenste Fiasko gemacht.«

*Mrs. Dale*. – »Liebster, bester Mann.«

*Pfarrer*. – »Unsere Religion beweist es, mein Herz; er war ein Engel, und er fiel.«

Eine feierliche Pause trat ein. Randal war mehr ergriffen, als er sich selbst gestehen mochte. Mittlerweile war das Diner vorüber und die Dienerschaft hatte sich zurückgezogen. Harry blickte verstohlen nach Carry hinüber. Carry strich die Falten ihres Kleides zurecht und erhob sich. Die Gentlemen blieben bei ihrem Weine zurück, und der Pfarrer, zufrieden, der Diskussion über sein Lieblingsthema einen gehörigen Trumpf aufgesetzt zu haben, wechselte den Gegenstand des Gesprächs, bis er auf die Zehnten zu sprechen kam, was dem Squire Veranlassung gab, mit gewaltiger, drohender Stimme und wildem

Stirnrunzeln, wogegen seine beiden Gäste nicht aufzukommen vermochten, zu seiner eigenen großen Befriedigung den Nachweis zu liefern, daß Zehnten eine ungerechte und unchristliche Anmaßung der Kirche überhaupt und eine ganz vorzüglich unbillige Belastung der Hazeldean'schen Ländereien insbesondere seien.

### NEUNTES KAPITEL.

Bei seinem Eintritt in das Wohnzimmer fand Randal die beiden Frauen dicht neben einander sitzend mit einer Ungezwungenheit, die mehr an die Vertraulichkeit aus der Zeit der Schuljahre, als an den höflich freundschaftlichen Verkehr erinnerte, der jetzt zwischen ihnen bestand. Mrs. Hazeldeans Hand lag zärtlich auf Carry's Schulter, und die beiden schönen englischen Gesichter beugten sich über dasselbe Buch nieder. Es war ein hübscher Anblick, diese gesetzten Matronen, so verschieden von einander, nicht nur im Aeußern, sondern auch in Beziehung auf den Charakter, unbewußt durch den goldenen Ring eines Magiers aus dem schweigenden Lande der Wahrheit oder Dichtung, der Traulichkeit glücklicher Mädchen zurückgegeben – die Herzen sich näher rückend, während die Augen auf demselben Gedanken hafteten – näher und näher, angezogen von jener Sympathie, welche, aus der wirklichen Welt verschwunden, andern Regionen entsprossend, die Leser eines guten Buches mit einem und demselben Bande umschlingt.

»Und welches Werk interessirt Sie so sehr?« sagte Randal, am Tische stehend bleibend.

»Eines, das Sie natürlich gelesen haben,« versetzte Mrs. Dale, indem sie ein von ihr selbst gesticktes Buchzeichen zwischen die Blätter legte und den Band Randal hinbot.

»Es hat, soviel ich weiß, großes Aufsehen gemacht.« Randal warf einen Blick nach dem Titel.

»Richtig,« sagte er. »Ich habe in London viel davon reden hören, aber bis jetzt fehlte mir die Zeit, es zu lesen.«

Mrs. Dale. – »Ich kann es Ihnen leihen, wenn Sie es heute Abend durchsehen wollen; Sie können es dann an Mrs. Hazeldean zurückgeben.«

Pfarrer (sich nähernd). – Ach, dieses Buch! Ja, das müssen Sie lesen. Ich kenne kein belehrenderes Werk.«

Randal. – »Belehrend! Ganz gewiß werde ich es lesen. Aber ich glaubte, es sei nur zur Unterhaltung bestimmt – das Kind einer momentanen Laune. So scheint es auch beim flüchtigen Durchblättern.«

Pfarrer. – »Ebenso verhält es sich mit dem *Landprediger von Wakefield*; und doch, welches Buch ist belehrender.«

Randal. – »Das möchte ich von dem *Landprediger von Wakefield* nicht gerade sagen. Ein ganz hübsches Buch, obwohl die Geschichte höchst unwahrscheinlich ist. Aber wo ist das Belehrende?«

Pfarrer. – »In der Wirkung. Es macht uns glücklicher und besser. Können Sie mit Belehrung mehr erreichen? Die einen Werke belehren, wenn man sie mit dem Verstand, andere, wenn man sie mit dem Herzen erfaßt; letztere finden den weitesten Leserkreis und haben oft auch den Charakter den wohlthätigsten Einfluß. Dieses

Buch gehört in die letztere Klasse. Sie werden mir Recht geben, wenn Sie es gelesen haben.«

Randal lächelte und nahm den Band.

*Mrs. Dale.* – »Kennt man den Verfasser schon?«

*Randal.* – »Man spricht von verschiedenen Personen, aber meines Wissens hat sich noch Keiner als Autor bekannt.«

*Pfarrer.* – »Allem nach hat es mein alter Freund, Professor Moß, der Naturforscher, geschrieben, die Schilderungen der Scenerie sind so treffend.«

*Mrs. Dale.* – »Pah, nein, theurer Charles, jener schnupfende, langweilige, prosaische Professor? Wie kannst du solchen Unsinn reden? Der Verfasser muß nothwendig jung sein; es ist so viel frisches Gefühl darin.«

*Mrs. Hazeldean* (entschieden). – »Ja wohl, jung.«

*Pfarrer* (nicht weniger entschieden). – »Ich möchte gerade das Gegentheil behaupten. Das Ganze ist zu ruhig gehalten und der Styl zu einfach für einen jungen Mann. Ueberdies kenne ich keinen jungen Mann, der mir sein Buch zuschicken sollte, und dieses Buch ist mir zugeschickt worden – noch dazu, wie Sie sehen, sehr schön eingebunden. Verlassen Sie sich darauf, Moß ist unser Mann – ganz wie er leibt und lebt.«

*Mrs. Dale.* – »Du setzest unsere Geduld auf eine harte Probe, theurer Charles. Mr. Moß ist noch zu alle dem so merkwürdig häßlich.«

*Randal.* – »Muß ein Schriftsteller schön sein?«

*Pfarrer.* – »Ha, ha! Nun, was antwortest du, Carry?«

Carry blieb stumm und that, als höre sie ihn nicht.

*Squire* (mit großer Naivetät). – »Viel kann an dem Buche nicht sein, wer es nun auch geschrieben haben mag, denn ich habe es selbst gelesen und verstehe jedes Wort darin.«

*Mrs. Dale*. – Ich weiß nicht, warum es durchaus von einem Manne geschrieben sein muß. Nach meiner festen Ueberzeugung ist ein weibliches Wesen die Verfasserin.«

*Mrs. Hazeldean*. – »Ja, es kommt eine Stelle über Mutterliebe darin vor, die nur eine Frau geschrieben haben kann.«

*Pfarrer*. – »O, o! Ich wäre begierig, die Frau kennen zu lernen, welche diese Schilderung eines Augustabends vor einem Gewitter geben könnte; jede Feldblume zwischen den Hecken genau so, wie sie im August vorkömmt – jedes Zeichen in der Luft diesem Monate entsprechend. Warum nicht gar! Eine Frau hätte Veilchen und Schlüsselblumen zwischen den Hecken wachsen lassen. Niemand anders, als mein Freund Maß kann diese Schilderung gegeben haben.«

*Squire*. – »Ich weiß doch nicht; es ist da drinnen die Vergeudung der Saatfrucht durch das Säen aus der Hand zu einem Gleichniß benützt, das mich vermuthen läßt, der Verfasser sei ein Landwirth.«

*Mrs. Dale*. – »Ein Landwirth! Mit Nägeln in den Schuhen wahrscheinlich! Ich sage, es ist eine Frau.«

*Mrs. Hazeldean*. – »Eine Frau und zugleich eine Mutter!«

*Pfarrer*. – »Ein Mann in mittleren Jahren und zugleich ein Naturforscher.«

*Squire.* – »Nein, nein, Pfarrer; sicherlich ein junger Mann; denn jene Liebenscene erinnert mich an meine eigenen jungen Tage, da ich die rechte Hand darum gegeben hätte, meiner Harry sagen zu können, wie schön ich sie finde; und alles, was ich herausbrachte, war: ›Schönes Wetter für die Ernte, Miß!‹ Ja, ein junger Mann und ein Landwirth. Es sollte mich nicht wundern, wenn er selbst den Pflug geführt hätte.«

*Randal* (der in dem Buche geblättert hat). – »Diese Beschreibung einer Nacht in London kömmt von einem Manne, der das Leben der Großstädte mitmachte und auf den Reichthum mit dem Auge der Armuth blickte. Nicht übel! Ich will das Buch lesen.«

»Sonderbar,« sagte der Pfarrer lächelnd, »daß dieses kleine Werkchen so schnell seinen Weg in unsere Herzen findet – uns alle auf verschiedene Weise anregt und doch gleichmäßig bezaubert – unserem eintönigen Landleben einen neuen, frischen Schwung gibt und uns Bilder einer Welt vorführt, die wir bisher nur im Traume gesehen haben; – ein kleines Werkchen, wie dieses, von einem Mitmenschen, den wir nicht kennen und vielleicht nie kennen werden! Ja, ein solches Wissen ist Macht, und eine edle Macht.«

»In seiner Art gewiß, Sir,« versetzte Randal aufrichtig; und als er sich Abends auf sein Zimmer zurückzog, schüttelte er seine Pläne und Entwürfe von sich ab und las, was er selten that, ohne ein bestimmtes Ziel im Auge. Das Buch überraschte ihn durch das Vergnügen; welches

es ihm gewährte. Sein Zauber lag in der ungekünstelten Empfänglichkeit des Verfassers für das Schöne. Eine glückliche Seele schien sich in dem Lichte ihrer eigenen Empfindung zu sonnen.

Der Eindruck war ein so beruhigender und gleichmäßiger, daß ein Kennerauge dazu gehörte, um zu beurtheilen, welch' gewaltiger Schwungkraft die Flügel bedürften, die scheinbar mit so wenig Anstrengung hoch oben dahin schwebten. Keine Empfindung herrschte tyrannisch vor den anderen vor; alle verband unter sich das glückliche Ebenmaß einer abgerundeten, gesunden und vollkommenen Natur. Und hatte man das Werkchen zu Ende gelesen, so ließ es eine milde Wärme zurück, die das Herz des Lesers durchströmte und bisher unbekannte Gefühle wach rief. Randal legte das Buch sanft nieder; und während fünf Minuten standen die unedeln und niederen Zwecke, zu welchen ihm sein Wissen diente, nackt und ohne Maske vor ihm.

»Fort damit,« sagte er endlich, sich gewaltsam von dem wohlthuenden Einflusse losreißend; »nicht aus Mitgefühl mit Hektor, sondern um mit Achilles zu siegen, barg Alexander von Macedonien stets den Homer unter seinem Kopfkissen. Dies ist der einzig richtige Gebrauch eines Buches für denjenigen, welcher sich die praktische Welt zu unterwerfen hat; mögen Pfarrer und Weiber meinet halben darüber denken, wie es ihnen beliebt!«

Und das Prinzip des Bösen lagerte sich von Neuem über dem Geiste, welcher die wohlwollende Menschenliebe als Führerin auf dem Lebenswege verabschiedet hatte.

## ZEHNTES KAPITEL.

Randal erhob sich bei dem ersten Zeichen der Frühstücksglocke und begegnete aus der Treppe Mrs. Hazelden. Er gab ihr das Buch zurück; und als er eben sprechen wollte, winkte sie ihm in ein kleines Seitengemach, welches ohne ihre Erlaubniß Niemand betreten durfte – kein Boudoir mit seidenen und goldenen Möbeln und Gemälden von Watteau, sondern große Nußbaumschränke standen da, worin die Familienleinwand, mit Laven- del bestreut, aufbewahrt wurde, sowie Vorräthe für die Haushälterin und Arzneien für die Armen.

In diesem Heiligthume setzte sich Mrs. Hazelden auf einen breiten Lehnstuhl, furchtbar in ihrer Würde als Hausfrau.

»Ich bitte,« begann die Lady, mit ihrer gewöhnlichen Offenheit gerade auf's Ziel losgehend, »was soll all' das heißen, was Sie meinem Gatten über die Möglichkeit erzählten, daß Frank eine Ausländerin heirathen könnte?«

*Randal.* – »Würde Ihnen eine solche Nachricht eben so mißfallen, wie dem Squire?«

*Mrs. Hazelden.* – »Sie stellen mir eine Frage, anstatt die meinige zu beantworten.«

Dieses unbarmherzige Vorgehen brachte Randal vollständig aus dem Konzept. Denn der Zweck, der ihn hierher geführt hatte, war ein doppelter – einmal: sich darüber zu vergewissern, ob Frank's Verhelichung mit einer Frau, wie Madame di Negra, den Zorn des Squire's auf eine Weise reizen würde, daß das Erbe des Sohnes gefährdet wäre; und für's Zweite: Mr. und Mrs. Hazelden an jede ernstliche Besorgniß, eine solche Heirath könnte wirklich stattfinden, aus dem Sinne zu schlagen, damit sie sich nicht in der Sache zu früh an Frank selbst wenden und so die Heirath vereiteln möchten. Auf alle Fälle mußte er seine Ausdrücke so wählen, daß ihn die Eltern nicht hinterher der Verheimlichung zeihen konnten. Bei seiner Unterredung mit dem Squire am vorhergehenden Tage war er etwas zu weit gegangen – weiter, als wohl der Fall gewesen wäre, wenn er nicht dem Viehstall und den Kurzhörnern hätte entgehen müssen. Während er nachsann, beobachtete ihn Mrs. Hazelden mit ihren ehrlichen, klugen Augen und rief endlich:

»Heraus damit, Mr. Leslie!«

»Heraus mit was, meine theure Mrs. Hazelden? Der Squire hat die Bedeutung dessen, was nur im Scherz gemeint war, zu sehr übertrieben. Aber ich gestehe Ihnen offen, Frank schien mir in eine gewisse hübsche Italienerin ein wenig verliebt.«

»Italienerin!« rief Mrs. Hazelden. »Ich sagte es ja von Anfang an. Eine Italienerin – das ist alles, ja?« Und sie lächelte.

Randal wurde immer verwirrter. Die Pupille seines Auges zog sich zusammen, wie gewöhnlich, wenn man nachdenkt, beobachtet oder auf seiner Hut ist.

»Und vielleicht,« nahm Mrs. Hazeldean wieder auf, während ihr Gesicht strahlte, »haben Sie dies bei Frank seit seinem letzten Hiersein bemerkt?«

»Es ist wahr,« murmelte Randal; »aber ich vermuthete, sein Herz oder seine Phantasie war schon vorher dabei im Spiele.«

»Sehr natürlich,« sagte Mrs. Hazeldean; »was blieb ihm anderes übrig?« – ein so schönes Wesen! Ich will Sie nicht veranlassen, Frank's Geheimnisse auszuplaudern; aber ich errathe den Magnet; und wenn sie auch kein Vermögen hat, das der Rede werth wäre, und Frank recht wohl eine bessere Parthie machen könnte, so ist sie doch so liebenswürdig und so gut erzogen und so wenig, was man sich gewöhnlich unter einer römisch Katholischen vorstellt, daß ich mir getraue, Hazeldeans Einwilligung herauszuschlagen.«

»Ah!« sagte Randal, tief Athem holend und mit seinem geübten Scharfsinn Mrs. Hazeldeans Irrthum zu entdecken beginnend, »es ist mir eine große Beruhigung und Freude, dies zu hören; und ich darf vielleicht Frank Hoffnung machen, wenn ich ihn muthlos und verzagt finde?«

»Ich denke, Sie dürfen es schon wagen,« erwiderte Mrs. Hazeldean mit angenehmem Lachen. »Aber meinem armen William hätten Sie nicht einen solchen Schrecken einjagen sollen, indem Sie andeuteten, daß die Lady nur

sehr wenig Englisch könne. Sie hat einen Accent, allerdings; aber sie spricht unsere Sprache ganz allerliebste. Ich vergesse immer, daß sie keine geborne Engländerin ist! Ha, ha, armer William!«

*Randal.* – »Ha, ha!«

*Mrs. Hazeldean.* – »Wir hatten einst an eine andere Parthie für Frank gedacht – ein Mädchen aus guter englischer Familie.«

*Randal.* – »Miß Sticktorights?«

*Mrs. Hazeldean.* – »Nein; dies ist eine alte fixe Idee Hazeldeans. Er weiß recht wohl, daß die Sticktorights nie ihr Vermögen mit dem unsrigen vereinigen würden. Mein Gott! Alles ginge im Nu auseinander, so bald es zum Abschluß des Heirathskontraktes käme und sie das Wegrecht aufzugeben hätten. Wir dachten an eine ganz andere Parthie; aber jungen Herzen kann man nichts vorschreiben, Mr. Leslie.«

*Randal.* – »So ist es, Mrs. Hazeldean. Aber jetzt, da wir uns so gut verstehen, gestatten Sie mir die Bemerkung, daß es vielleicht das Beste wäre, die Dinge ihren Weg gehen zu lassen und Frank nichts darüber zu schreiben. Junge Herzen, wie Sie wissen, sehen in scheinbaren Schwierigkeiten oft einen Sporn zur Beharrlichkeit und werden kühler, wenn das Hinderniß verschwindet.«

*Mrs. Hazeldean.* – »Wohl möglich; bei Hazeldean und mir war es nicht so. Ich werde indessen Frank nicht darüber schreiben aus einem anderen Grunde – obgleich ich meine Zustimmung geben würde, und ebenso William. Lieber wäre es uns aber doch, Frank heirathete eine

Engländerin und eine Protestantin. Deßhalb wollen wir nichts thun, ihn in seinem Vorsatze zu ermuthigen. Wenn Frank's Glück wirklich auf dem Spiele steht,« dann wollen wir einschreiten. Kurz, wir wollen nichts dafür und nichts dagegen thun, Sie verstehen mich?»

»Vollkommen.«

»Mittlerweile ist es gut, wenn Frank die Welt sieht und sich zu zerstreuen oder wenigstens mit sich selbst in's Reine zu kommen sucht. Etwas der Art mag wohl auch der Grund sein, warum er nicht hierher gekommen ist.«

Randal, der eine eingehendere und klarere Beleuchtung der Sache fürchtete, erhob sich jetzt und bot mit den Worten: »Ich bitte um Entschuldigung, allein ich muß jetzt rasch frühstücken und bei Zeit zurück sein, um nicht den Wagen zu versäumen« – seiner Wirthin den Arm und führte sie in das Frühstückszimmer. Nachdem er sein Mahl scheinbar in großer Eile eingenommen hatte, bestieg er sein Pferd, nahm herzlichen Abschied und ritt rasch von dannen.

Alles begünstigte seinen Plan; selbst der Zufall, der Mrs. Hazeldean auf eine falsche Spur geleitet hatte, wollte ihm wohl. Sie war auf die nahe liegende Vermuthung gekommen, Violante habe Frank's Herz bei seinem letzten Besuche in der Halle gefangen genommen. So konnte Randal, während er sich vergewissert hatte, daß nichts den Squire mehr aufbringen könnte, als eine Verbindung mit Madame di Negra, dennoch Frank versichern, daß er Mrs. Hazeldean ganz auf seiner Seite habe. Und wenn der Irrthum zu Tage kam, konnte Mrs. Hazeldean nur

sich selbst tadeln. Noch glänzender hatte sich sein diplomatisches Talent bei Riccabocca bewährt; das Geheimniß, das zu entdecken er gekommen, war in seinem Besitze; er konnte ohne Zweifel den Italiener bewegen, in die Nachbarschaft von London zu ziehen; und wenn Violante wirklich die große Erbin war, für die er sie halten zu müssen glaubte, wen sonst, der ihr im Alter gleich stand, konnte sie sehen, als ihn? Und die alten Leslie'schen Güter – die in zwei Jahren verkauft werden sollten – vielleicht konnten sie mit einem Theile des Heirathsgutes erstanden werden! Das Gefühl des Triumphes seiner hinterlistigen Anschläge hatte alle früheren Mahnungen seines Gewissens erstickt. Glühend vor Aufregung kam er an dem Casino vorbei, dessen Garten einsam und verlassen da lag, erreichte sein elterliches Haus, ermahnte Oliver zum Fleiß, Juliet zur Geduld, und ging dann zu Fuß weiter dem Wagen entgegen, der ihn nach London zurückbringen sollte.

#### EILFTES KAPITEL.

Violante saß in ihrem Zimmerchen und blickte vom Fenster aus auf die Terrasse, welche sich darunter hinzog. Der Tag war für die Jahreszeit warm. Die Orangenbäume hatten wegen des herannahenden Winters unter Dach gebracht werden müssen; aber wo sie gestanden, saß Mrs. Riccabocca mit ihrer Arbeit. In dem Belvedere berieth sich Riccabocca selbst mit seinem treuen Diener. Allein Fenster und Thüre des Belvedere standen offen, und Gattin und Tochter konnten von ihren Plätzen

aus sehen, wie der Padrone, die Arme gekreuzt und den Blick auf den Boden geheftet, sich gegen die Wand lehnte, während Giacomo, einen Finger auf den Arm seines Gebieters gelegt, mit sichtlichem Ernste zu ihm redete. Und vom Fenster aus sandte die Tochter und von ihrer Arbeit weg die Gattin liebevolle, bange Blicke nach der schweigenden, nachdenkenden Gestalt, die Beiden so theuer war. Denn in den letzten Tagen schien Riccabocca besonders zerstreut, ja beinahe trübsinnig – sie fühlten, daß sein Gemüth von etwas bewegt wurde, und Keines wußte wovon.

Violantens Zimmer gab die Art der Erziehung, durch welche ihr Charakter gebildet worden war, stillschweigend zu erkennen. Außer einem Skizzenbuch, das auf einem Pulte offen neben ihr lag und ein sorgfältig gepflegtes Talent bekundete, (denn hierin hatte sie Riccabocca unterrichtet), war nichts da, was auf die gewöhnlichen weiblichen Fertigkeiten schließen ließ. Kein Piano stand offen, keine Harfe füllte jene Ecke aus, die für eine solche wie gemacht schien; kein Stickrahmen, kein Arbeitskorb verrieth die sonstigen anmuthigen Beschäftigungen eines Mädchens; aber auf Bücherbrettern, die an der Wand hingen, befand sich eine Sammlung der besten englischen, italienischen und französischen Schriftsteller; und dies deutete auf einen Umfang von Belesenheit, welchen Niemand als männlich verdammen wird, der in dem zarten, alles mildernden und verfeinernden Verkehre mit einer Frau zugleich einen Gefährten für seinen Verstand sucht.

Ein Blick in Violanten's Antlitz ließ den edeln Geist erkennen, der diesen lieblichen Zügen Seele verliehen hatte. Da war nichts Hartes, nichts Trockenes, nichts Strenge. Selbst der Ausdruck des Wissens verlor sich in holder Anmuth. Ihr Herz und ihre Phantasie verwandelten alle ernsteren Kenntnisse in geistige Goldbarren. Gab man ihr ein langweiliges Buch zu lesen, so heftete sich ihre Einbildungskraft an Schönheiten, die Anderen entgingen, und entdeckte, wie das Auge des Künstlers, überall das Mälerische. Ein gewisses Etwas in ihrem Innern schien alles Gewöhnliche und Niedrige zurückzuweisen und alles Seltsame und Erhabene zu Tag zu bringen. Von Altersgenossen getrennt lebend gehörte sie kaum der Gegenwart an. Sie weilte in der Vergangenheit, wie Sabrina in ihrer Krystallquelle. Bilder von Ritterlichkeit – Bilder des Schönen und Heroischen, wie Tasso's Silberharfe sie uns vorführen – Kraft und Tapferkeit im Bunde mit Liebe und Gesang zogen sich durch die Träume der lieblichen Tochter Italiens. Man sage nicht, die Vergangenheit, mit dem kalten Auge der Philosophie betrachtet, sei nicht besser und hehrer, als die Gegenwart; ein reines, edles Auge sieht sie nicht so an. Todt ist die Vergangenheit erst dann, wenn ihr Zauberspiegel nicht mehr die schöne Romantik wiederstrahlt, welche sie, wenn auch nur in der Illusion, mit den herrlichsten Gestalten bevölkert.

Und doch war Violante keine bloße Träumerin. Ihr inneres Leben war so mächtig und reich, daß Handeln für dessen glorreiche Entwicklung unumgänglich nothwendig schien – aber ein Handeln in der Sphäre des Weibes –

der Trieb, alles um sie her zu beglücken, zu veredeln und zu erheben, und, so weit ihr Ehrgeiz hiemit noch nicht befriedigt war, glühendes Interesse für männliches Streben. Ihres Vaters Furcht vor der rauhen Luft Englands zum Trotz hatte eben diese Lust die zarte Gesundheit ihrer Kinderjahre gestärkt. Der elastische Schritt, das sanfte klare Auge, die weiche, üppige Gestalt – alles das zeugte von einer Lebenskraft, die wohl im Stande war, einem so fein gebildeten Geiste und den Regungen eines Herzens als Stütze zu dienen, welches, einmal erwacht, die Leidenschaften des Südens durch die lautere Hingebung des Nordens zu adeln vermochte.

Einsamkeit macht manche Naturen schüchtern, andere kühn. Violante wußte nichts von Furcht. Wenn sie sprach, begegnete ihr Auge freimüthig dem des Anderen; und sie war so sehr ohne alles Arg, daß sie auch das Wort Scham kaum zu kennen schien. Dieser Muth, mit Ideenreichtum gepaart, ließ ihrem Munde eine Fülle frohherzigen Geplauders entströmen. Obwohl sie von den Kunstfertigkeiten, die junge Mädchen gewöhnlich zu erlernen pflegen, und die, selbst bei der sorgfältigsten Ausbildung, die Gedanken so unfruchtbar und die Conversation so schaal lassen, nur wenig verstand, so verstand sie doch Eine Kunst, welche den Mann von Talent am meisten anspricht und das Herz fesselt, besonders wenn sein Talent nicht so ganz der Thätigkeit nach Außen gewidmet ist, daß er im vertrauteren Verkehr sich nur nach Erholung sehnt – die Kunst eines raschen Gedankenaustausches –

den Zauber, welcher schöne weibliche Ideen in das Gewand musikalischer Worte kleidet.

»Ich höre ihn sogar hier seufzen,« sagte Violante weich, während sie ihren Vater noch immer beobachtete, »und mich däucht, das ist ein neuer Kummer, der nicht seinem Vaterlande gilt. Er sprach gestern zwei Mal von diesem theuern englischen Freunde und wünschte, er möchte hier sein.«

Bei diesen Worten erröthete die Jungfrau unwillkürlich; ihre Hände fielen in ihren Schooß, und sie versank in Gedanken, so tief, wie die ihres Vaters, aber weniger düster. Seit ihrer Ankunft in England war Violante gelehrt worden, ein dankbares Interesse mit dem Namen Harley L'Estrange zu verbinden. Ihr Vater, der in Betreff seiner früheren italienischen Vertrauten ein nahezu an Verachtung grenzendes Stillschweigen beobachtete, erzählte gerne und ohne Rückhalt von dem Engländer, der Rettung gebracht, wo die eigenen Landsleute Verrath gesponnen hatten. Er sprach von dem damals in voller Jugendblüthe stehenden Krieger, der unter den Pinien, die ihren Schatten über den sonnigen, italienischen See hin warfen, die Erinnerung an irgend einen geheimen Kummer genährt und selbst im Ruhme keinen Trost gefunden; wie Riccabocca, damals glücklich und geehrt, den englischen Signor, den Trauernden und freiwillig Verbannten, mit liebevoller Gewalt seiner Abgeschiedenheit ent-rissen; wie sie dort, wo Violante das Tageslicht erblickt, Freunde geworden; wie ihn Harley vergeblich vor den raschen Entwürfen gewarnt, womit er in Einer Stunde die

Trümmer langer Jahrhunderte auszubauen gehofft hatte; wie – als er von Allen verlassen, geächtet, verfolgt, durch Flucht sein Leben zu retten gezwungen war, sein Kind an seinen Busen gedrückt – wie ihm da der englische Krieger ein Obdach gewährt, die Verfolger auf eine falsche Spur gelenkt, seine Diener bewaffnet, den Flüchtling bei Nacht zu dem Engpasse in den Apenninen begleitet und, als die Sendlinge eines treulosen Feindes ihnen dicht auf den Fersen waren, gesagt hatte: »Es gilt die Rettung Ihres Kindes! Fort, fort! Noch eine Meile, und Sie sind über der Grenze! Wir halten die Gegner mit Parlamentiren hin; uns thun sie nichts zu Leide.« Und erst nachdem sie glücklich entkommen waren, erfuhr der Vater, wie der englische Freund die Gegner aufgehalten hatte – nicht mit Parlamentiren, sondern mit dem Schwerte, die Brust, so unerschrocken wie Bayard auf der unsterblichen Brücke, der Ueberzahl entgegenwerfend.

Und seitdem hatte derselbe Engländer nicht aufgehört, seinen Namen zu vertheidigen, seine Sache zu betreiben, und wenn noch Hoffnung vorhanden war, Land und Ehren wieder zu gewinnen, so verdankte er es diesem unermüdlichen Eifer.

Wie natürlich war es da, daß das von der Welt abgeschiedene, mit sich selbst verkehrende Mädchen alles Romantische, Ritterliche, was sie in Büchern gelesen, mit

dem Bilde des tapfern und treuen Fremdlings in Verbindung brachte. Er war es, der ihre Träume von der Vergangenheit belebte und dazu geboren schien, zur bestimmten Stunde der Befreier der Zukunft zu werden. Um dieses Bild gruppirt sich all der Zauber, welchen die Märchenwelt alter Heldensage jungfräulicher Phantasie zu bieten vermag. Einst in ihrer frühesten Kindheit hatte ihr Vater, um ihre Neugierde zu befriedigen, aus der Erinnerung eine Skizze der Züge des Engländers entworfen – hatte Harley gezeichnet in der Blüthe seiner Jahre, idealisirt ohne Zweifel, weil Kunst und Dankbarkeit seinen Pinsel geführt, aber immerhin ähnlich, – der wechselnde Ausdruck seines Gesichtes von dem Schatten tiefer Trauer über ein erst kurz widerfahrenes Leid durchzogen, so daß, wer ihn sah, unwillkürlich ausrief: »So traurig und noch so jung!« Nie machte sich Violante Gedanken darüber, daß dieselben Jahre, welche ihrer Kindheit jungfräuliche Reife verliehen hatten, weniger schonend über diese glatte Wange und träumerische Stirne hingegangen sein mochten; daß, wie die Zeit das Aeußere, so die Welt die Natur des Menschen verändern könnte. Der Held ihrer Ideale blieb ewig jung und blühend – ein glänzender Wahn, den wir alle theilen, sobald die menschliche Gestalt von der Poesie ihre Weihe empfängt. Wer denkt sich je Petrarck als alten, hinfälligen Mann? Wer sieht ihn nicht vor sich, wie er zuerst auf Laura blickte? –

*›Ogno altra cosa ogni pensier va fore!  
E sol ivi con voi rimansi amore!‹*

ZWÖLFTES KAPITEL.

Und Violante, in solche Träumereien versunken, vergaß das Belvedere. Und das Belvedere war jetzt verlassen. Die Gattin, die kein anderes Ideal hatte, ihre Gedanken abzuziehen, sah Riccabocca in das Haus hinein gehen.

Der Verbannte trat in das Zimmer seiner Tochter, und sie fuhr in die Höhe, als seine Hand ihre Locken und sein Kuß ihre Stirne berührte.

»Mein Kind!« rief Riccabocca, sich setzend, »ich habe mich entschlossen, diese Zufluchtsstätte auf einige Zeit zu verlassen und in die Nähe Londons zu ziehen.«

»Ach, theurer Vater, das also war es, was dich beschäftigte? Aber welchen Grund kannst du dazu haben? Wende dich nicht weg; du weißt ja, wie treu ich dein Gebot befolgt und dein Geheimniß bewahrt habe. O, du wirst mir vertrauen.«

»Gewiß,« versetzte Riccabocca bewegt. »Ich verlasse diesen Ort aus Furcht, meine Feinde könnten mich entdecken. Den Leuten werde ich sagen, du stehst in einem Alter, in welchem Lehrer nöthig werden, die hier nicht zu bekommen seien. Aber wohin wir gehen, sollte Niemand erfahren.«

Der Italiener sprach die letzten Worte durch die Zähne und gesenkten Hauptes. Er sprach sie mit einem Gefühl von Beschämung.

»Meine Mutter –« (so nannte Violante stets Jemima) – »meine Mutter – hast du mit ihr gesprochen?«

»Noch nicht. Eben das ist das Schwierige.«

»Warum schwierig? Sie liebt dich ja so innig,« versetzte Violante mit leisem Vorwurf.

»Ach, warum ihr nicht gleichfalls vertrauen? Sie, die so treu, so gut?«

»Gut – ja!« rief Riccabocca. »Aber was hilft's? ›*Da Cattiva Donna guardati, et alla buona non fidar niente,*‹ (vor einer bösen Frau sei auf deiner Hut, einer guten Frau vertraue nichts). Und wenn du vertrauen mußt,« fügte der abscheuliche Mann hinzu, »so vertraue ihr alles, nur kein Geheimniß.«

»Pfui,« sagte Violante mit schalkhaftem Vorwurf, denn sie kannte ihren Vater zu gut, um seine häßlichen Aeußerungen wörtlich zu nehmen – »wo ist deine Consequenz, *Padre carissimo*? Vertraust du nicht dein Geheimniß mir?«

»Dir? Ein Kätzchen ist keine Katze und ein Mädchen ist keine Frau. Ueberdies wußtest du das Geheimniß schon, und ich hatte keine Wahl. Stille, Jemima wird vor der Hand hier bleiben. Sieh zu, was du mit dir nehmen willst; heute Nacht gehen wir.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte Riccabocca hinaus, betrat festen Schrittes die Terrasse und näherte sich seiner Gattin.

»*Anima mia,*« sagte der Schüler Macchiavel's, unter den zärtlichsten Worten die grausamsten Absichten bergend – denn eines seiner liebsten italienischen Sprichwörter lautete, daß bei einem Maulesel oder bei einem Weibe nur mit Schmeicheln etwas auszurichten sei –

»*Anima mia* – Seele meines Lebens – du hast schon bemerkt, daß Violante hier tödtliche Langeweile aussteht.«

»Violante? Armes Kind! Nein!«

»Doch, doch, Licht meines Herzens; und von Musik versteht sie so wenig, wie ich von Stramararbeit.«

»Sie singt reizend.«

»Gerade wie die Vögel, ohne alle Rücksicht auf Regeln und Tonleitern. Deßhalb, um zur Sache zu kommen, Jewel meiner Seele! werde ich sie auf kurze Zeit mit mir nehmen, vielleicht nach Cheltenham oder Brighton – je nachdem.«

»An deiner Seite ist mir ein Ort so lieb, wie der andere, Alphonso. Wann gehen wir?«

»*Wir* gehen heute Nacht; aber so schrecklich es mir ist, mich von dir zu trennen – von dir –«

»Ah!« unterbrach ihn die Gattin und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Riccabocca, der, was seine Grundsätze betraf, zu den heuchlerischsten, unbarmherzigsten Männern gehörte, zerschmolz bei dem Anblick dieses stummen Grames zu vollständiger Ehemannsschwäche. Er legte mit aufrichtiger Liebe den Arm um den Leib seiner Gattin und sagte ohne ein einziges weiteres italienisches Sprüchwort »*Carrissima*, gräme dich nicht so; wir kommen bald wieder zurück; das Reisen ist so theuer, rollende Steine setzen kein Moos an, und zu Hause ist so viel in Ordnung zu halten.«

Mrs. Riccabocca machte sich sanft aus den Armen ihres Gatten los. Sie nahm die Hände vom Gesicht und wischte die Thränen ab, die in ihren Augen standen.

»Alphonso,« sagte sie in rührendem Tone, »höre mich! Was du für gut findest, wird immer auch für mich gut sein. Aber glaube nicht, daß mein Kummer nur unserer Trennung gilt. Nein, Kummer macht mir der Gedanke, daß ungeachtet all' dieser Jahre, in welchem ich einen Herd mit dir theilte und an deiner Brust schlief – all' dieser Jahre, in welchem ich keinen anderen Gedanken hatte, als, soweit es in meinen schwachen Kräften stand, meine Pflicht gegen dich und die Deinigen zu erfüllen, und während welcher ich hätte wünschen mögen, du hättest in meinem Herzen gelesen und dort nur dich und dein Kind erblickt – Kummer macht mir der Gedanke, daß du mich deines Vertrauens noch immer für ebenso unwerth hältst, wie damals, als du an meiner Seite vor dem Altare standest.«

»Vertrauens!« wiederholte Riccabocca betroffen und schuldbewußt. »Warum sagst du ›Vertrauens‹? Worin habe ich dir mißtraut? Ich weiß gewiß,« fuhr er mit der Zungenfertigkeit eines bösen Gewissens fort, »daß ich nie deine Treue bezweifelte, trotz meiner Habichtsnase und meines spitzigen Gesichtes, nie deine Briefe visitirte, nie deinen einsamen Spaziergängen nachforschte, nie mich über dein Coquettiren mit dem hübschen Pfarrer Dale aufhielt, nie die Geldschublade verschloß und nie einen Blick in das Haushaltungsbuch that.«

Mrs. Riccabocca verschmähete sogar ein Lächeln über diese empörenden Ausflüchte: ja sie schien ihn kaum zu hören.

»Kannst du glauben,« nahm sie wieder auf, die Hand auf ihr Herz drückend, um dessen ungestümen Drang, sich in Schluchzen Luft zu machen, Einhalt zu thun, »kannst du glauben, mein unablässiges, immerwährendes Sinnen und Trachten, das einzig und allein dahinging, herauszufinden, was dir Beruhigung oder Freude gewähren könnte, habe mich nicht längst schon auf die Entdeckung geführt, daß du Geheimnisse hast, die deiner Tochter, deinem Diener bekannt sind, nur mir nicht? Sei unbesorgt – schlimm können die Geheimnisse nicht sein, sonst würdest du sie deinem unschuldigen Kinde nicht verrathen. Ueberdies, kenne ich nicht deinen Charakter? Und liebe ich dich nicht eben, weil ich ihn kenne? Daß du deinen häuslichen Herd verlässest, hängt mit diesen Geheimnissen zusammen. Du denkst, ich könnte unvorsichtig – unklug sein. Du willst mich nicht mit dir nehmen. Sei es so. Ich gehe, Vorbereitungen für deine Abreise zu treffen. Vergib, mein Gatte, wenn ich dich beleidigt habe.«

Mrs. Riccabocca wandte sich zum Gehen; aber eine weiche Hand legte sich auf den Arm des Italieners. »O Vater, kannst du noch immer widerstehen? Vertraue ihr! – vertraue ihr! Sie gehört zu demselben Geschlecht, wie ich! Ich büрге für ihre Verschwiegenheit. Sei wieder du selbst – immer edler, als alle Anderen, mein theurer Vater.«

»*Diavolo!* Nie schließt sich eine Thüre, ohne daß sich eine andere öffnet,« stöhnte Riccabocca. »Bist du toll, Kind? siehst du nicht, daß ich nur deinetwegen fürchtete und vorsichtig sein wollte?«

»Meinetwegen! O, dann setze mich nicht in meinen eigenen Augen herab und mache mich nicht zur Veranlassung niedrigen Handlungen seinetwegen. Bin ich nicht deine Tochter – des Abkömmlings von Männern, die niemals Furcht gekannt haben?«

Violante sah wie ein höheres Wesen aus, während sie so sprach; und als sie geendet, führte sie ihren Vater sonst nach der Thüre, welche seine Gattin jetzt erreicht hatte.

»Jemima – mein Weib! – Verzeihung, Verzeihung,« rief der Italiener, dessen Herz sich längst gesehnt hatte, so viel Liebe und Zärtlichkeit zu vergelten – »komm' zurück an meine Brust – lang ist sie verschlossen gewesen – jetzt und immer soll sie für dich offen sein.«

Im nächsten Augenblick lag die Gattin an dem ihr gebührenden Platze – an dem Busen ihres Mannes; und Violante, die schöne Friedensstifterin, blickte eine Weile lächelnd nach ihnen hin, dann erhob sie die Augen dankend nach oben und schlich sich fort.

### DREIZEHNTES KAPITEL.

Bei seiner Ankunft in London hörte Randal auf den Straßen und in den Clubs verschiedene, theilweise sich widersprechende Gerüchte von der wahrscheinlichen Niederlage der Regierung, bei der kommenden Parlamentssitzung. Diese Gerüchte waren plötzlich, beinahe

in Zeit einer Stunde, aufgetaucht. Allerdings hatten die schärfer Blickenden schon seit längerer Zeit die Köpfe geschüttelt und erklärt, die Minister würden sich nicht halten können. Allerdings hatten gewisse Veränderungen in der Politik vor ein oder zwei Jahren die Partei der Regierung gespalten und das oppositionelle Element gekräftigt. Gleichwohl hatte erstere die Gewalt schon so lange in Händen und die Opposition schien so wenig Macht und Namen, die Behufs der Bildung eines Kabinetts an maßgebender Stelle einen guten Klang hatten, zu besitzen, daß man im großen Publikum höchstens theilweise Veränderungen erwartete. Jetzt gingen die Gerüchte viel weiter. Randal, dessen Aussichten zur Zeit nur der Widerschein von seines Gönners Größe waren, wurde unruhig. Er suchte Egerton auf; aber der Minister war undurchdringlich, schien ruhig, unbesorgt und voll Zuversicht. Einigermaßen erleichtert machte sich Randal dann an's Werk, für Riccabocca eine sichere Zufluchtsstätte ausfindig zu machen; denn es war für ihn um so dringender nöthig, auf diesem Wege zu Vermögen zu kommen für den Fall, daß es nicht durch Egerton geschehen könnte. Er fand ein ruhiges, ganz abgelegenes Haus in der Nähe von Norwood – vollständig geschützt gegen Späherblicke und Beobachtung. Er schrieb Riccabocca und theilte ihm die Adresse mit unter erneuerten Versicherungen, daß es in seiner Macht stehe, ihm nützlich zu sein. Am

andern Morgen saß er in seinem Bureau mit seinen Gedanken nur halb bei der Arbeit, die er nichtsdestoweniger mit mechanischer Pünktlichkeit besorgte, als der Minister dieses Departements ihn in sein Privatzimmer rufen ließ und ersuchte, einen Brief an Egerton mitzunehmen, mit welchem er sich wegen eines sehr wichtigen, noch am nämlichen Tage im Cabinet zur Entscheidung kommenden Punktes zu berathen wünschte. »Ich wähle Sie zum Ueberbringer,« sagte der Minister lächelnd (der Minister war ein offener, einfacher Mann), »weil Sie Mr. Egerton's Vertrauen besitzen, und er Ihnen vielleicht neben seiner schriftlichen Antwort noch einen mündlichen Auftrag gibt. Egerton ist oft übervorsichtig und kurz in der *littera scripta*.«

Randal ging zuerst auf Egerton's nebenan befindliches Bureau – er war diesen Tag nicht dort gewesen. Er nahm dann ein Cabriolet und fuhr nach Grosvenor Square. Ein bescheidener Wagen stand vor der Hausthüre. Mr. Egerton war zu Hause; aber der Diener sagte: »Doctor F. ist bei ihm, Sir; und vielleicht wünscht er nicht gestört zu werden.«

»Wie, ist Ihr Gebieter krank?«

»Nicht, daß ich wüßte, Sir. Er sagt nie, daß er krank sei. Aber in den letzten Tagen sah er angegriffen aus.«

Randal zögerte einen Augenblick; aber sein Auftrag konnte von großer Wichtigkeit sein, und Egerton hatte an dem Grundsatz, daß Gesundheit und alles Andere den Geschäften weichen müsse, stets so fest gehalten, daß er sich entschloß, einzutreten; und ohne alle Umstände,

unangemeldet wie gewöhnlich, öffnete er die Thüre des Bibliothekzimmers. Erschrocken fuhr er zurück. Audley Egerton lag auf dem Sopha und vor ihm auf den Knien der Doctor, das Stethoskop auf Audley's Brust gerichtet. Egerton's Augen waren halb geschlossen gewesen; bei dem Geräusch der aufgehenden Thüre jedoch sprang er empor, den Doctor beinahe umwerfend. »Wer ist da? Wie können Sie sich unterstehen!« rief er mit zorniger Stimme. Dann Randal erkennend, wechselte er die Farbe, biß sich auf die Lippe und murmelte trocken: Entschuldigen Sie meine Heftigkeit; was wünschen Sie, Mr. Leslie?«

»Dieser Brief von Lord —; ich sollte ihn unverweilt in Ihre Hände übergeben; ich bitte um Entschuldigung —«

»Keine Ursache,« sagte Egerton kalt. »Ich hatte einen leichten Anfall von Luftröhre-Affection; und da das Parlament so bald zusammentritt, so mußte ich meinen Doctor um seine Ansicht darüber fragen, ob ich von den Berichterstattern verstanden werden würde. Legen Sie den Brief auf den Tisch und haben Sie die Güte, auf meine Antwort zu warten.«

Randal zog sich zurück. Er hatte früher nie einen Arzt in diesem Hause gesehen, und es schien auffallend, daß Egerton wegen eines leichten Anfalls den Rath desselben einholen sollte. Während er im Vorzimmer wartete, klopfte es an die Hausthüre, und gleich darauf wurde ein äußerst elegant gekleideter Gentleman hereingeführt, der Randal mit einer leichten, halb vertraulichen Verbeugung beehrte. Randal erinnerte sich, diesen Mann bei dem Diner eines sehr fashionabeln vornehmen jungen

Herrn getroffen zu haben, war ihm aber nicht vorgestellt worden und wußte nicht einmal dessen Namen. Der Besucher war besser unterrichtet.

»Unser Freund Egerton ist beschäftigt, wie ich höre, Mr. Leslie,« sagte er, die Camelia in seinem Knopfloche zurechtsteckend.

»Unser Freund Egerton!« Es mußte eine sehr bedeutende Person sein, die ›Unser Freund Egerton‹ sagen konnte.

»Er wird voraussichtlich nicht lange in Anspruch genommen sein,« versetzte Randal, indem er sein schlaues, prüfendes Auge über den Fremden hingleiten ließ.

»Ich hoffe so; meine Zeit ist beinahe so kostbar, wie die seinige. Ich war nicht so glücklich, Ihnen vorgestellt zu werden, als wir uns bei Lord Spendquick trafen. Ein guter Junge, dieser Spendquick, und wirklich gescheidt.«

Lord Spendquick galt allgemein für einen Gentleman ohne auch nur drei Ideen im Kopfe.

Randal lächelte.

Unterdessen hatte der Besucher aus einem Täschchen von gepreßtem Marokin eine Karte genommen und bot sie jetzt Randal hin, welcher daraus las: »Baron Levy, Nr. –, Bruton Str.«

Der Name war Randal nicht unbekannt. Es war ein Name, den fashionable Leute zu oft im Munde führten, um nicht zu den Ohren eines *habitué* der guten Gesellschaft zu gelangen.

Mr. Levy war ursprünglich Sachwalter gewesen. Seit einigen Jahren hatte er seinen Beruf aufgegeben und war

nicht lange nachher in Folge gewisser Dienste bei Negocirung eines Anlehens von einem deutschen Könige in Adelstand erhoben worden. Der Reichthum Mr. Levy's, hieß es, lasse sich nur mit seiner Zuvorkommenheit gegen alle Diejenigen vergleichen, welche vorübergehend ein Anlehen brauchen und gesunde Aussichten haben, es den einen oder andern Tag wieder zurückzubezahlen.

Man sah selten einen hübscheren Mann, als Baron Levy – ungefähr im Alter Egerton's aber dem Anschein nach jünger; so gut conservirt – solch' prächtigen schwarzen Schnurrbart – so herrliche Zähne! Ungeachtet seines Namens und seiner dunkeln Gesichtsfarbe glich er doch keinem Juden – wenigstens äußerlich nicht; und er war auch in der That von väterlicher Seite nicht ein Jude, sondern der natürliche Sohn eines reichen englischen *grand seigneur* und einer gefeierten israelitischen Dame – bei der Oper. Nach seiner Geburt hatte diese Dame einen deutschen Handelsmann ihres eigenen Glaubens geheirathet, und ihr Gatte hatte sich zur Zufriedenheit aller Theile bestimmen lassen, den Sohn seiner Frau zu adoptiren und ihm seinen eigenen israelitischen Namen zu geben. Mr. Levy, der Aeltere, wurde bald Wittwer, und jetzt erzeugte der wirkliche Vater dem Knaben, obschon er ihn nie förmlich anerkannte, große Aufmerksamkeit, sah ihn öfters bei sich zu Hause und führte ihn früh in seine eigene hochgeborne Gesellschaft ein, was dem Jungen ungemein zuzusagen schien. Allein als Mylord starb und dem jüngeren Levy, der damals ungefähr achtzehn Jahr alt war, nur ein mäßiges Legat hinterließ, wurde

seine zweideutige Person von dem angeblichen Papa einem Advokaten übergeben; kurz darauf kehrte Mr. Levy in sein Heimathland zurück und wurde in Prag beerdigt, wo sein Grabstein noch zu sehen sein wird. Der junge Levy brachte es indessen auch ohne ihn recht hübsch vorwärts. Seine wirkliche Abkunft war allgemein bekannt und vom gesellschaftlichen Gesichtspunkte aus für ihn eher vortheilhaft. Sein Legat setzte ihn in den Stand, von der Stelle eines bloßen Gehilfen zu der eines Compagnons vorzurücken, und seine Praxis in den fashionabeln Classen der Gesellschaft mehrte sich von Tag zu Tag. Er war aber auch so brauchbar, so amüsam, so ganz der Mann von Welt, daß er mit seinen Clienten, besonders mit vornehmen jungen Leuten nach und nach vertraut wurde; er wußte sich mit Jud und Christ gut zu stellen und glich, da er weder das eine, noch das andere war (um mich Sheridan's trefflichen Gleichnisses zu bedienen), dem weißen Blatte zwischen dem alten und neuen Testament.

Manche mochten vielleicht Mr. Levy wegen seines dreisten Benehmens gemein nennen, allein es war nicht die Gemeinheit eines an schlechte Gesellschaft gewöhnten Menschen, sondern mehr der *mauvais ton* Desjenigen, der seiner eigenen Stellung nicht ganz sicher, aber entschlossen ist, sich die bestmögliche zu erringen. Erinert man sich, daß er seinen Weg in der Welt gemacht und ein ungeheures Vermögen zusammengescharrt hatte, so bedarf es kaum der weiteren Bemerkung, daß er scharf wie ein Messer und hart wie ein Kieselstein war. Kein Mensch hatte mehr Freunde gehabt, Keiner zäher

an ihnen festgehalten – solange sich noch ein Pfund in ihrer Tasche befand!

Ueber diesen Charakter des Barons hatte Randal Einiges gehört, und er betrachtete jetzt zuerst die Karte und dann ihn – mit Bewunderung.

»Ich traf letzthin bei Borrowwell einen Freund von Ihnen,« nahm der Baron wieder auf – »den jungen Hazeldean. Ein vorsichtiger Junge – ganz ein Mann von Welt.«

Da dies ein Lob war, welches der arme Frank am wenigsten verdiente, so lächelte Randal abermals.

Der Baron fuhr fort – »Wie ich höre, Mr. Leslie, haben Sie auf eben diesen Hazeldean großen Einfluß. Seine Angelegenheiten sind in einem betäubten Zustande. Ich würde mich glücklich schätzen, ihm als Verwandten meines Freundes Egerton von Nutzen zu sein; aber er ist in Geschäftssachen so zu Hause, daß er meinen Rath verachtet.«

»Ich bin überzeugt, Sie thun ihm Unrecht.«

»Unrecht! Ich ehre seine Vorsicht. Ich sage zu Jedem: ›Nur nicht zu mir kommen – ich kann Geld unter weit billigeren Bedingungen verschaffen, als Andere;‹ und was ist die Folge? Man kommt so oft, daß man sich zu Grunde richtet, während der gewerbsmäßige Wucherer ohne Gewissen Besorgniß einflößt. ›Hundert Procent‹, heißt es, ›o, da muß ich mich in Acht nehmen. Wenn Sie Einfluß auf Ihren Freund besitzen, so sagen Sie ihm, er solle sich lieber an seinen Wechselmäkler halten und mit Baron Levy nichts zu schaffen haben.«

Die Glocke des Ministers ertönte, und Randal, zum Fenster hinaus blickend, sah Doctor F. auf seinen Wagen zugehen, der Baron Levy's prächtigem Cabriolet Platz gemacht hatte – einem Cabriolet von vollendetem Geschmacke – die Freiherrnkrone auf den dunkelbraunen Feldern – ein schwarzes Roß mit solch' stolzem Gang! – silberplattirtes Geschirr.

Der Diener erschien und ersuchte Randal, einzutreten: dann wandte er sich an den Baron mit der Versicherung, er werde keine Minute aufgehalten werden.

»Leslie,« sagte der Minister, ein Schreiben siegelnd, »tragen Sie dies Lord – zurück und sagen Sie ihm, daß ich ihn in einer Stunde aufsuchen werde.«

»Keinen weiteren Auftrag? Er schien einen solchen zu erwarten.«

»Es scheint allerdings so. Wohlan, mein Schreiben ist officiell, mein Auftrag nicht; bitten Sie ihn, mit Mr. – zu sprechen – ehe ich ihn sehe – er wird verstehen – alles hängt von dieser Zusammenkunft ab.«

Egerton bot ihm das Schreiben hin und fügte dann ernst hinzu: »Natürlich werden Sie gegen Niemanden erwähnen, daß Doctor F. bei mir war. Die Gesundheit öffentlicher Männer darf nicht in Zweifel gezogen werden. Hm – waren Sie in Ihrem eigenen Zimmer oder im Vorzimmer?«

»Im Vorzimmer, Sir.«

Egerton's Stirne zog sich leicht zusammen.

»Und Mr. Levy war da – wie?«

»Ja, der Baron.«

»Baron! Ganz recht. Ist wahrscheinlich gekommen, um mich wegen des mexikanischen Anlehens zu quälen. Ich will Sie nicht länger aufhalten.«

Die Gedanken drängten sich in Randal's Kopfe, als er das Haus verließ und in sein gemiethetes Cabriolet stieg, indeß der Baron bei dem Staatsmanne eintrat.

#### VIERZEHNTE KAPITEL.

Egerton hatte sich der Länge nach auf den Sopha geworfen – eine Lage, die bei ihm außerordentlich selten war, und seine ganze Art und Weise, sich zu geben, zeigte bei Levy's Eintritt einen eigenthümlichen Gegensatz zu der sonstigen stolzen Haltung des unerbittlichen Gesetzgebers. Selbst der Ton seiner Stimme war ein anderer. Der Staatsmann – der Geschäftsmann – schien verschwunden und an seine Stelle der fashionable Müßiggänger getreten zu sein, der jetzt seinem Besuche matt zunickte und sagte: »Levy, wie viel Geld kann ich auf ein Jahr haben?«

»Die Ländereien werden nicht viel weiter tragen. Mein lieber Junge, diese letzte Wahl ist eine wahre Teufelsgeschichte gewesen. Sie können es so nicht mehr länger treiben.«

»Mein lieber Junge!« Baron Levy sagte zu Audley Egerton: »Mein lieber Junge!« Mr. Audley Egerton sah vielleicht nichts Befremdendes in diesen Worten, obgleich seine Lippen zuckten.

»Ich werde nicht nöthig haben, es noch lange so zu treiben,« entgegnete Egerton, als das Zucken seiner Lippe einem düsteren Lächeln Platz gemacht hatte.

»Die Länder müssen indessen weitere, fünftausend Pfund tragen können.«

»Eine starke Betrachtung derselben! Es wäre besser, sie zu verkaufen.«

»Das darf ich im Augenblick nicht thun. Ich darf nicht zu dem Gerede Anlaß geben: ›Audley Egerton ist fertig – sein Besitzthum ist dem Verkauf ausgesetzt.‹«

»Es ist sehr traurig, wenn man denkt, was für ein reicher Mann Sie waren – und es noch sein könnten.«

»Es noch sein! Wie?«

Baron Levy warf einen raschen Blick nach den dicken Mahagonythüren – dick und undurchdringlich, wie die Thüren eines Staatsmannes sein müssen. »Nun, Sie wissen, daß ich mit drei Worten von Ihnen auf die Papiere dreier Nationen in einer Weise einwirken könnte, die Jedem von uns hunderttausend Pfund einbringen würde. Wir würden halbpart machen.«

»Levy,« sagte Egerton kalt, obgleich ein tiefes Roth sein Antlitz überzog. »Sie sind ein Schurke; das mag für Sie passen. Mich geht anderer Leute Geschmack und Gewissen nichts an. Ich habe aber nicht im Sinne, selbst ein Schurke zu sein. Es ist nicht das erste Mal, daß ich Ihnen dies sage.«

Der Baron lachte, ohne den geringsten Unmuth zu zeigen.

»Wohl,« sagte er, »Sie sind weder weise, noch höflich, aber Sie sollen das Geld haben. Und doch, wäre es nicht besser,« fügte Levy mit Nachdruck bei, »es ohne Zinsen von Ihrem Freunde L'Estrange zu entleihen?«

Egerton fuhr, wie von der Tarantel gestochen, in die Höhe.

»Wollen Sie mich verhöhnen, Sir?« rief er leidenschaftlich. »Ich pekuniäre Gunstbezeugungen von Lord L'Estrange annehmen! Ich!«

»Pah, mein theurer Egerton, ohne Zweifel würde Mylord jetzt von jenem kleinen Vorfall in Ihrem Leben nicht so schlimm denken, der –«

»Halt,« rief Egerton sich windend, »halt!«

Er hielt inne und durchschritt das Zimmer, in abgebrochenen Lauten vor sich hin murmelnd: »Vor diesem Menschen erröthen zu müssen! Die Strafe, die Strafe!«

Levy betrachtete ihn mit harten, finsternen Blicken. Der Minister wandte sich plötzlich gegen ihn.

»Hören Sie, Levy,« sagte er, sich gewaltsam fassend – »Sie hassen mich – warum, weiß ich nicht. Ich habe Sie nie beleidigt – keine Rache genommen für die unsühnbare Kränkung, die Sie mir zugefügt.«

»Kränkung! Ihnen, einem Manne der großen Welt! Kränkung! Nennen Sie es meinethalben so, wenn es Ihnen beliebt,« fügte er einlenkend hinzu, denn Audley's Stirne wurde fürchterlich. »Aber habe ich es nicht wieder gut gemacht? Würden Sie diesen Palast bewohnen und dieses Land als einer seiner einflußreichsten Minister regieren ohne mein Zuthun – ohne meine Verwendung bei

der reichen Miß Leslie? Gehen Sie, was wäre aus Ihnen geworden ohne mich? Vielleicht ein Bettler?«

»Und was soll jetzt aus mir werden, wenn ich das Leben behalte? Damals wäre ich kein Bettler gewesen; arm vielleicht an Geld, aber reich – reich an allem, was jetzt dahin ist und mein Leben zu einem verlorenen macht. Gold hat bei mir nicht gut gethan; wie könnte es auch? Und dieses Vermögen – es ist zum größten Theil in Ihre Hände gewandert. Gedulden Sie sich, Sie werden es in nicht langer Zeit ganz haben. Aber Ein Mann lebt auf der Erde, der mich schon als Knabe geliebt hat, und wehe Ihnen, wenn er je erfährt, daß er das Recht hat, mich zu verachten.«

»Egerton, mein guter Junge, sagte Levy mit großer Fassung, »Sie brauchen mir nicht zu drohen, denn welches Interesse könnte ich denkbarer Weise haben, Lord L'Estrange Geschichtchen zu erzählen? Und daß ich Sie hassen soll – pah! Unter vier Augen schelten Sie mich, vor den Leuten ignoriren Sie mich, Sie kommen nicht zu meinen Dinern, Sie bitten mich nicht zu den Ihrigen; und doch gibt es keinen Menschen, den ich lieber habe und dem ich bereitwilliger diene. Wann brauchen Sie die fünftausend Pfund?«

»Vielleicht in einem Monat, vielleicht erst in drei oder vier. Halten Sie es bereit für den Fall, daß es verlangt wird.«

»Genug, verlassen Sie sich darauf. Haben Sie sonst noch Wünsche?«

»Keine.«

»So will ich mich empfehlen. Beiläufig, wie viel trägt wohl nach Ihrer Schätzung Hazeldean?«

»Das weiß ich nicht und kümmert mich nicht. Sie haben doch nicht auch hierauf Absichten?«

»Hm, ich unterhalte gerne Familienbeziehungen. Mr. Frank scheint ein freigebiger junger Herr zu sein.«

Ehe Egerton antworten konnte, war der Baron nach der Thüre geschlüpft, nickte anmuthig und verschwand mit diesem Nicken.

Egerton blieb zurück, an seinem einsamen Herde stehend. Ein trübseliges Hagestolzenzimmer war es, wohin man sehen mochte, ungeachtet der Stukkaturarbeit an der Decke und des officiellen Prunkes mit Bramaschreibezeugen und rothen Etuis. Trübselig und frostig – keine Spur weiblichen Waltens – nichts, was an die Aufdringlichkeit fröhlicher Kinder erinnerte. Da stand der strenge Mann allein. Und dann murmelte er mit einem tiefen Seufzer: »Dem Himmel sei Dank, nicht mehr lange – es wird nicht mehr lange dauern.«

Diese Worte wiederholend schloß er mechanisch seine Papiere ein und drückte einen Moment die Hand auf das Herz, als hätte dasselbe ein plötzlicher Krampf durchzuckt.

»So – ich muß alle Aufregung vermeiden!« sagte er kopfschüttelnd.

Fünf Minuten später war Audley Egerton auf der Straße, seine Haltung aufrecht, sein Schritt fest, wie immer.

»Dieser Mann ist von Erz,« sagte ein Führer der Opposition zu einem Freunde, mit dem er an dem Minister vorüber ritt. »Was gäbe ich um seine Nerven!«

## NEUNTES BUCH.

### EINLEITUNG-KAPITEL.

Jetzt, da ich bei dem Knotenpunkte meiner Geschichte angekommen bin, müssen sich diese vorbereitenden Kapitel in einen verhältnißmäßig kleinen Raum zusammendrängen, um nicht den verschiedenen Personen den Platz zu versperren, deren Bekanntschaft ich zufällig da und dort machte, und die jetzt Alle auf mich hereinstürmen, gleich armen Verwandten, welche man unvorsichtiger Weise in eine allgemeine Einladung eingeschlossen hat, und nun gegen Weihnachten gleichzeitig auf den Hals bekommt. Was mit ihnen angefangen und wo sie aufgehoben werden sollen, weiß der Himmel; indessen wird der Leser bereits bemerkt haben, daß die Caxtonfamilie selbst aus ihren Zimmern verdrängt und verjagt worden ist, um den neuen Ankömmlingen Platz zu machen. Und jetzt, da ich eben von dieser ehrenwerthen Familie rede, werde ich die Gelegenheit ergreifen, ohne alle weitere Metaphern einen Zweifel anzudeuten, nämlich: ob ich nicht für den Fall, daß diese Papiere gesammelt und von Neuem veröffentlicht würden, die Einleitungskapitel, in welchen die Caxtons sich dem Publikum wieder zeigen dürfen, vollständig umändern sollte. Sie selbst

versichern mich, daß sie halb und halb den beschämenden Vorwurf fürchten, ihre ungehörigen Nasen in Dinge gesteckt zu haben, die sie als eine ungemein schüchterne Race, in dem früheren Verlaufe ihrer unschuldigen und abgeschiedenen Existenz sorgfältig vermieden haben. In der That ist auch diese Besorgniß einigermaßen begründet, denn vor nicht langer Zeit war in einem sogenannten kritischen Journale dieser *Meiner Novelle oder Wechselformen des englischen Lebens* fälschlicher Weise die kränkende Bezeichnung einer ›Fortsetzung der *Caxtons*‹ beigelegt worden – eines biographischen Werkes, mit welchem dieselbe (abgesehen von den gedachten Einleitungen zu früheren Büchern der vorliegenden mannigfaltigen und gedrängten Erzählung) gerade so viel zu schaffen hat, wie ich mit Hekuba oder Hekuba mit mir. Das hier ange deutete Bedenken reiferer Erwägung vorbehaltend, gehe ich nunmehr zu meinem neuen Einleitungskapitel über, und zwar werde ich den hier zur Behandlung kommenden Gegenstand auf einen kurzen Commentar über *das öffentliche Leben* beschränken.

Hast Du Dich je im öffentlichen Leben bewegt, mein lieber Leser? Ich meine damit nicht, ob Du je Lordkanzler, Premierminister, Führer der Opposition oder auch nur Mitglied des Unterhauses gewesen seiest? Ein Schriftsteller hofft weit über diesen hervorragenden, aber sehr kleinen Theil des großen Ganzen hinaus Leser zu finden. Saßest Du je im Kirchenconvent oder im Gemeinderath oder in einem Comitee zu Förderung der Interessen eines erleuchteten Candidaten Deiner Vaterstadt oder Deines

Bezirks? Mit Einem Wort, hast Du je Deine Privatbequemlichkeit als Mensch den öffentlichen Mühen und Plagen des Menschengeschlechts zum Opfer gebracht? Wenn Du je die lukrezische Philosophie so weit abgeschüttelt hast, so blick einmal zurück. War das Leben, das Du lebstest, wirklich Leben? Warst Du das und das bestimmte Individuum – ein Passagier auf der Eisenbahn – oder warst Du nur ein unbestimmter Theil der gemeinsamen Flamme, welche den Kessel erhitzte und den Dampf erzeugte, von welchem der Riemenzug getrieben wurde? Sehr heiß, sehr wirksam, sehr förderlich ohne Zweifel; aber Dein eigenes Ich von der Flamme verzehrt und all' Deine Kräfte in Gas aufgelöst.

Und meinst Du, das Volk in den Waggonen kümmere sich um Dich? Meinst Du, jener Gentleman mit dem wollenen Shawl sage zu seinem Nachbar mit der gestreiften Decke auf seinen behaglichen Knien: »Wie dankbar müssen wir doch jenem Feuertheilchen sein, das unter dem Kessel knistert und zischt! Es bringt uns von Vauxhall nach Putney um eines Daumens Breite vorwärts?« Keine Rede davon, Zehn gegen Eins ist zu wetten, er sagt – »Nicht einmal sechzehn Meilen in der Stunde? Zum Kukuk, was treibt denn der Heizer?«

Betrachte unsern Freund Audley Egerton. Du hast soeben einen Blick in das wirkliche Leben gethan, das unter dem mächtigen Kessel sich abmüht; hast den hohlen Klang gehört, den Baron Levy's freundschaftliche Finger den Koffern und Kisten des reichen Mannes entlockten – hörtest Du den dumpfen Warnerruf, den das Herz des

starken Mannes dem wissenschaftlichen Ohre des Doctor F. ertönen ließ. Und wieder verschwindet die individuelle Existenz, sich von Neuem in der Flamme verlierend, die den Kessel heizt, und in den Rauchwolken, die das schmutzige Kamin in die Lüfte sendet. Sieh' da hin, öffentlicher Mann, wer und in welcher Stellung Du auch seist – sieh', ob Du es nicht soweit bringen kannst, daß Dir ein kleines Eckchen für Dein Privatleben, das heißt für *Deine Person*, bleibt! Laß nicht den ganzen Smith oder Johnson, oder wie Du heißest, in der großen Popkinsfrage aufgehen. Verzehre Dich nicht so vollständig unter diesem unersättlichen Kessel, daß, wenn Dein armes kleines Ich dem rußigen Kamine enteilt, und bei den Sternen ankömmt, Du dort am Ende keinen Beruf findest und Dich das Gefühl anwandelt, als habest Du nichts zu thun inmitten der stillen Pracht des Unendlichen. Ich will Dir die Nützlichkeit des ›*öffentlichen Lebens*‹ nicht absprechen; ich gebe zu, daß es viel heißen will, bei der Abwicklung dieser großen Popkinsfrage mitgeholfen zu haben; aber das Privatleben, mein Freund, ist das Leben Deiner innersten Seele, und hier kann es sich um Dinge handeln, die, wie Du bei einiger Ueberlegung selbst zugeben wirst, mit der großen Popkinsfrage nicht so durchaus vermengt werden dürfen, und die noch nicht erledigt sind, wenn Du ausrufen kannst: »Ich habe nicht umsonst gelebt – die Popkinsfrage ist endlich abgewickelt!« O unsterbliche Seele, nur für eine Viertelstunde täglich entpopkinsire Deine Unsterblichkeit!

ZWEITES KAPITEL.

Es hatte Giacomo's ganzer Ueberredungskunst bedurft, um Riccabocca zu Annahme der Wohnung, die ihm Randal empfohlen hatte, zu bewegen. Nicht als ob der Verbannte gegen den jungen Mann irgend einen Argwohn gehegt hätte, mit Ausnahme desjenigen, welchen er vielleicht mit Giacomo theilte, nämlich, daß Randal's Interesse für den Vater in der sehr natürlichen und verzeihlichen Bewunderung für die Tochter weitere Nahrung finde. Nein; allein der Italiener besaß jenen Stolz, der mit dem Unglück so häufig verbunden ist – er liebte es nicht, Anderen verpflichtet zu sein, und schrak vor dem Mitleid Derer zurück, welchen bekannt war, daß er einst in seinem Heimathlande eine höhere Stellung eingenommen hatte. Diese Bedenken wichen der Gewalt der Liebe zu seiner Tochter und der Furcht vor seinem Feinde. Ein guter Mensch, der durch die Schlechtigkeit Anderer gelitten hat, ist, so erfahren und muthig er auch sein mag, doch zu geneigt, sich von der Macht, die gegen ihn die Oberhand gewonnen, übertriebene Vorstellungen zu machen. Giacomo hegte eine abergläubische Furcht vor Peschiera; und Riccabocca, obwohl dem Aberglauben nicht zugänglich, empfand ein Gefühl von Eiseskälte, wenn er an seinen Feind dachte.

Aber Riccabocca, der mit seltenem physischen Muthe eine ebenso große moralische Schüchternheit verband,

fürchtete den Grafen weniger als Feind, denn als Freier. Er erinnerte sich der ausnehmenden Schönheit seines Verwandten, seiner Macht über das weibliche Geschlecht. Er wußte, wie gewandt er in allen Künsten der Verführung war, und wie wenig er auf die Stimme des Gewissens hörte. Und unglücklicher Weise hatte sich Riccabocca nach und nach eine so geringe Meinung von dem weiblichen Charakter beizubringen gewußt, daß er nicht einmal in Violanten's reiner und stolzer Natur eine hinlängliche Bürgschaft gegen die List und Entschlossenheit eines geübten und schonungslosen Intriguanten erblickte. Von allen Vorsichtsmaßregeln, die er ergreifen konnte, schien ihm übrigens keine ihren Zweck sicherer zu erreichen, als die Unterhaltung freundschaftlicher Beziehungen mit einem Manne, der seiner Versicherung nach alle Pläne und Bewegungen des Grafen überwachen und Riccabocca sofort benachrichtigen konnte, wenn sein Zufluchtsort in Gefahr war, entdeckt zu werden. »Bei Zeiten gewarnt ist bei Zeiten gerüstet,« sagte er zu sich selbst in einem der Sprüchwörter, die sich bei allen Nationen finden. Als er indessen mit gewohntem Scharfsinn über die beunruhigende Neuigkeit, die ihm durch Randal zugekommen, daß nämlich der Graf nach der Hand seiner Tochter strebe, nachsann, muthmaßte er sofort, daß diesem Ehrgeize irgend ein starkes persönliches Interesse zu Grunde liege; und welches andere Interesse konnte dies sein, als die Aussicht auf schließliche Begnadigung Riccabocca's und das Verlangen des Grafen, sich die Nachfolge in Ländereien zu sichern, die er voraussichtlich nicht

länger behalten durfte? Allerdings kannte Riccabocca die von der sonstigen Politik der österreichischen Regierung abweichende Bedingung nicht, unter welcher der Graf die Domänen besaß. Er wußte nicht, daß sie nur widerwillig verliehen worden waren; aber er kannte Peschiera's Charakter zu gut, um vorauszusetzen, daß er sich um ein Mädchen ohne Mitgift bewerben, oder aus Gewissensbissen Schritte der Versöhnung thun würde. Zudem – und dies vermehrte seine Befürchtungen – war er fest überzeugt, daß Peschiera sich nie zu der Bitte um eine Zusammenkunft erdreisten, sondern alle seine Anschläge auf Violante im Dunkeln und auf Schleichwegen betreiben würde. Außerdem quälte den Doctor die Ungewißheit, ob er Violante seine Besorgnisse und die Natur der Gefahr mittheilen solle oder nicht. Er hatte ihr nur im Allgemeinen gesagt, daß er ihretwegen Verborgenheit wünsche. Allein das konnte alles Mögliche heißen; und galt nicht jede Gefahr, die ihm drohte, auch ihr? Und sich weiter auszulassen, hätte er mit seinen italienischen Ansichten und macchiavellistischen Grundsätzen nimmermehr vereinigen können. Einem jungen Mädchen zu sagen: »Da ist ein Mann, der nach England herüberkam in der Absicht um Dich zu freien und Dich zu gewinnen. Nimm Dich um Gotteswillen vor ihm in Acht; er ist teufelmäßig schön; nichts schlägt ihm fehl, was er sich einmal in den Kopf gesetzt,« »*Cospetto!*« rief der Doctor laut, als sich diese Ermahnungen in der *camera obscura* seines Gehirns zu Worten gestaltet hatten; »eine solche Warnung

hätte eine Cornelia geliefert, als sie noch ein unschuldiges Mägdlein gewesen.« Nein, er entschloß sich, mit Violante über die Absichten des Grafen nicht zu sprechen, nur Wache zu halten, und im Verein mit Giacomo ganz Auge und ganz Ohr zu sein.

Das Haus, welches Randal ausgewählt, behagte Riccabocca auf den ersten Blick. Es stand allein auf einer kleinen Anhöhe, und die oberen Fenster beherrschten die Landstraße. Es war früher eine Schule gewesen, und rings mit hohen Mauern eingefast, innerhalb deren sich ein Hof und Garten befanden, groß genug, um sich darin Bewegung zu machen. Die Gartenthore waren mit starken Schließhaken und einer kleinen vergitterten Oeffnung versehen, die beliebig auf oder zu gemacht werden konnte und Giacomo in den Stand setzte, jeden Besucher einer genauen Musterung zu unterwerfen, bevor er ihn einließ. Eine alte Frau aus der Nachbarschaft wurde zur Bedienung gemiethet. Riccabocca verzichtete auf seinen italienischen Namen und entsagte seiner Abkunft. Er glaubte das Englische gut genug zu sprechen, um für einen Engländer gelten zu können, und nannte sich Mr. Richmouth (eine freie Uebersetzung von Riccabocca). Er kaufte sich eine Muskete, zwei Paar Pistolen und einen mächtigen Haushund. Nach diesen Vorbereitungen erlaubte er Giacomo, einige Worte an Randal zu schreiben, und ihm seine Ankunft zu melden.

Randal verlor keine Zeit, vorzusprechen. Mit seiner gewohnten Geschmeidigkeit und Verstellungskunst brachte er es leicht dahin, Mrs. Riccabocca für sich zu gewinnen,

und die gute Meinung zu verstärken, die der Verbannte schon vorher für ihn zu hegen geneigt war. Er knüpfte mit Violante eine Unterhaltung über Italien und seine Dichter an. Er versprach, sie mit Büchern zu versehen. Er begann, obwohl abgemessener, als er gewünscht hatte – denn ihre anmuthige Würde flößte ihm eine unwillkürliche Scheu ein – den Act der Werbung in Scene zu setzen. Sein Benehmen war das eines Hausfreundes; er ritt täglich nach den Mühen seines Amtes in der Abenddämmerung hinaus, und zog sich zurück, wenn die Nacht hereinbrach. Nach vier oder fünf Tagen glaubte er bei allen Gliedern der Familie bedeutende Fortschritte gemacht zu haben. Riccabocca beobachtete ihn genau und verfiel nach jedem solchen Besuche in tiefes Nachdenken. Endlich eines Abends, als sich Violante zur Ruhe begeben, und er mit Mrs. Riccabocca allein war, hub er, seine Pfeife stopfend, folgendermaßen an:

»Glücklich ist der Mann, der keine Kinder hat! Dreimal glücklich der, der keine Mädchen hat!«

»Mein theurer Alphonso!« sagte die Gattin, von dem Preischen aufblickend, an welches sie eben ein zierliches Perlmutterknöpfchen befestigte. Weiter sagte sie nichts; es war dies der schärfste Beweis, welchen sie ihres Gatten cynischen und gehässigen Bemerkungen entgegenzuhalten gewöhnt war. Riccabocca zündete sich die Pfeife mit einem Stückchen Papier an, that drei tüchtige Züge und fuhr fort:

»Eine Muskete, vier Pistolen und ein Haushund, Pompejus genannt, der aus Julius Cäsar klein gehacktes Fleisch gemacht hätte.«

»Er frißt allerdings viel, der Pompejus!« sagte Mrs. Riccabocca unschuldig. »Aber wenn er nur zu Deiner Beruhigung dient!«

»Von Beruhigung ist ganz und gar keine Rede,« ächzte Riccabocca; und eben das war es, was ich meinte. Dies ist ein höchst ermüdendes Leben, und ein höchst ungesegnetes Leben. Und ich, der den Himmel um nichts, als eine gesegnete Ruhe gebeten habe! Aber wenn Violante einmal verheirathet wäre, so brauchte ich keine Muskete und keine Pistole und keinen Pompejus mehr. Und das ist es, was mein Herz erleichtern würde, *cara mia*; – Pompejus erleichtert nur meine Speisekammer!«

Riccabocca war jetzt gegen Jemima mittheilender geworden, als Violanten gegenüber. Nachdem er ihr einmal ein Geheimniß anvertraut, hatte er keinen Grund zu andern Verheimlichungen und sprach daher mit ihr von seinen Befürchtungen wegen des Grafen von Peschiera. Ihre Arbeit wegliegend und des Gatten Hand zärtlich ergreifend, antwortete sie:

»Wahrhaftig, mein Geliebter, wenn du diesen schlechten, gefährlichen Mann so sehr fürchtest (obschon ich gestehe, daß ich eigentlich keinen triftigen Grund hiefür sehen kann), so wäre es ja der größte Segen, das theure Mädchen glücklich verheirathet zu wissen; denn, siehst Du, wenn sie an Einen verheirathet ist, kann sie es nicht

auch an einen Anderen sein; und alle Furcht vor diesem Grafen würde, wie Du sagst, ein Ende haben.«

»Du könntest Dich gar nicht besser ausdrücken. Es ist doch ein rechter Trost, einer Gattin sein Herz auszuschütten!« versetzte Riccabocca.

»Aber,« sagte die Gattin nach einem dankbaren Kusse – »aber wo und wie sollen wir einen Mann finden, der dem Range Deiner Tochter angemessen wäre?«

»Da – da – da haben wir's wieder,« rief Riccabocca, mit seinem Stuhle bis an das andere Ende des Zimmers zurückfahrend – »so geht es mit dem Herzausschütten! Fort ist das Geheimniß, gerade als öffnete man den Deckel von Pandora's Büchse; man ist verrathen, ruinirt, verloren!«

»Warum denn? Weit und breit ist ja keine Seele, die uns hören kann!« sagte Mrs. Riccabocca beschwichtigend.

»Reiner Zufall, Ma'am! Haben Sie einmal die Gewohnheit angenommen, ein Geheimniß auszuplaudern, wie um des Himmels willen wollen Sie der Versuchung widerstehen, wenn Sie die angenehme Aufregung haben können, es der ganzen Welt zu erzählen?? Eitelkeit – Eitelkeit – weibliche Eitelkeit! Nie wird ein Weib den Lockungen des Ranges widerstehen – nie!«

So schmähete der Doctor eine Viertelstunde lang fort und ließ sich nur mit Widerstreben durch Mrs. Riccabocca's wiederholte, thränenreiche Versicherungen beruhigen, sie wolle nie mehr, nicht einmal sich selbst zuflüstern, daß ihr Gatte je einen anderen Rang, als den eines

Doctors gehabt habe. Mit einem zweifelnden Kopfschütteln begann Riccabocca von Neuem:

»Prunk und Ansprüche haben mit mir nichts mehr zu schaffen. Ueberdies ist der junge Mann von Geburt Gentleman; er scheint in guten Verhältnissen; er hat Energie und geheimen Ehrgeiz; er ist mit L'Estrange's Busenfreund verwandt; er scheint Violanten zugethan. Ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß wir etwas Besseres finden werden. Ja, wenn Peschiera fürchtet, ich könnte meinem Vaterlande wieder zurückgegeben werden, und ich erfahre durch diesen jungen Mann das Warum und die geeigneten Schritte, die zu thun sind – welche Tugend steht dem Edlen besser an, als Dankbarkeit!«

»Du sprichst demnach von Mr. Leslie?«

»Nun freilich, von wem sonst?«

Mrs. Riccabocca stützte ihre Wange gedankenvoll auf die Hand.

»Nun Du mir dies gesagt hast, will ich ihn mit anderen Augen beobachten.«

»*Anima mia*, ich sehe nicht ein, wie diese anderen Augen den Gegenstand, welchen sie betrachten, verändern sollten!« brummte Riccabocca, die Asche aus seiner Pfeife klopfend.

»Der Gegenstand ändert sich je nach dem Gesichtspunkte, von dem aus wir ihn betrachten!« erwiderte Jemima bescheiden. »Dieser Faden genügt vollkommen, wenn ich ihn in der Absicht, einen Knopf damit festzunähen, betrachte, aber er würde wohl schwerlich genügen, um Pompejus an seine Hütte festzubinden.«

»Eine Logik in Bildern, bei meiner Seele!« rief Riccabocca erstaunt.

»Und,« fuhr Jemima fort, »wenn es sich um einen Mann handelt, der das Lebensglück dieses theuren Kindes begründen soll, kann ich diesen alsdann wieder mit denselben Augen betrachten, wie einen unterhaltenden Gast, der uns den Abend angenehm ausfüllt? O, glaube mir, Alphonso – ich mache keinen Anspruch darauf, so weise zu sein, wie Du – aber wenn eine Frau erwägt, was wohl ein Mann einer Frau zu bieten vermag – seine Aufrichtigkeit – seine Ehrenhaftigkeit – sein Herz – o, glaube mir, da ist sie weiser als der weiseste Mann!«

Noch immer blickte Riccabocca mit dem Ausdruck tiefer, ungeheuchelter Bewunderung auf Jemima. Und in der That, seitdem er, um mich seiner eigenen Worte zu bedienen, sein Herz gegen seine bessere Hälfte ausgeschüttet – seit er ihr vertraut, sie zu Rathe gezogen hatte, schien ihre Auffassungsgabe an Raschheit gewonnen, ihr geistiges Leben sich erweitert zu haben.

»Meine Theure,« sagte der Weise, »ich erkläre feierlichst, daß Macchiavelli gegen Dich nur ein Dummkopf ist. Und ich war so kurzsichtig, wie der Stuhl, auf dem ich sitze, mich so viele Jahre des Trostes und des Rathes zu berauben, einer so – aber, *Corpo di Bacco!* vergiß alle diese Ranggeschichten; und so jetzt zu Bette!«

»Kein Hallo, ehe man aus dem Wald heraus ist,« murmelte der undankbare argwöhnische Bösewicht, als er sein Licht anzündete.

## DRITTES KAPITEL.

Riccabocca konnte es nicht über sich bringen, sich selbst auf die Grenzen innerhalb des ummauerten Raumes zu beschränken, zu welchen er Violante verurtheilt hatte. Mit seiner Brille bewaffnet und in seinen Mantel gehüllt, machte er gelegentlich einen Ausfall zur Recognoscirung, wodei er sich jedoch nur an die nächste Nachbarschaft hielt und sein Haus nie ganz aus den Augen verlor. Sein Lieblingsgang war nach einem kleinen, mit Gebüsch überwachsenen Hügel. Dort konnte er oft brütend sitzen, die der Hufschlag von Randal's Pferd von der in Krümmungen sich hinziehenden Landstraße her-übertönte, wenn die Sonne über welken Blättern roth und dunstig an dem herbstlichen Himmel niederging.

Am Fuße des Hügels, keine zweihundert Schritte von seiner eigenen Wohnung entfernt, stand ein zweites Haus, das einzige in der Nähe – eine niedliche, durch und durch englische Hütte, obwohl ein wenig nach Art der Schweizerhäuschen – mit einem Giebeldach von Stroh und hübschen, vorspringenden, von Schlinggewächsen und Rosen eingefassten Fenstergesimsen. Von seiner Anhöhe aus beherrschte er den Garten dieser Hütte, und sein Künstlerauge war gleich beim ersten Anblicke über die Schönheit entzückt, womit ein auserlesener Geschmack den Boden angelegt hatte. Selbst in dieser trübseligen Jahreszeit trug der Garten ein sommerliches Lächeln. Das Immergrün glitzerte so mannigfaltig, und die wenigen, noch vorhandenen Blumen blühten so

kräftig. Gegen Süden zu war eine Colonnade oder bedeckte Gallerie aus rohem Holze errichtet, und erst vor kurzem gesetzte Schlingpflanzen begannen bereits die Säulen zu umranken. Dieser Colonnade gegenüber befand sich ein Springbrunnen, der den Doctor an seinen eigenen in dem verlassenen Casino erinnerte. Die Aehnlichkeit war in der That auffallend: die nämliche Kreisform, der nämliche Blumengürtel rings herum. Aber sein Strahl wechselte jeden Tag – launisch und vielgestaltig, wie das Spiel einer Najade – bald gerade aufsteigend, bald blüthenförmig sich ausbreitend, bald eine Scharlachblume, bald eine goldene Frucht auf dem Silberstrahl emportragend – wie ein glückliches Kind, das sich mit seinem Spielzeug vergnügt. Neben dem Springbrunnen stand ein großes Vogelhaus, groß genug, einen Baum zu umschließen. Der Italiener konnte gerade noch die Farbenpracht der Fittige erschauen, wie sie bald da, bald dort durch das Netz derb hindurch schimmerten, und den Gesang des Völkchens hören – im Gegensatz zu dem Angesichts des nahenden Winters eingetretenen Verstummen der freien Bewohner der Lüfte.

Riccabocca's Auge, für alles Schöne so offen, schwelgte in dem Anblick dieses Gartens. Die Lieblichkeit desselben übte einen Zauber, der ihn von seinen langen Befürchtungen und wehmüthigen Erinnerungen leise abzog.

Er hatte immer nur zwei Gestalten auf jenem Besitzthum gesehen, ohne jedoch ihre Gesichtszüge unterscheiden zu können. Die eine war eine Frau – wie es schien,

von gesetztem Wesen und einfachem Aeußern: sie zeigte sich nur selten; die andere ein Mann, der oft die Colonnade durchschritt und häufig vor dem Springbrunnen oder vor den Vögeln stehen blieb, die seine Nähe jedes Mal mit lauteten Gezwitscher begrüßten. Diese letztere Gestalt pflegte dann in einem Zimmer zu verschwinden, dessen Glasthüre sich am äußersten Ende der Colonnade befand; und wenn die Thüre offen blieb, bemerkte Riccabocca, wie sich der Unbekannte über einen mit Büchern bedeckten Tisch beugte.

Immer vor Sonnenuntergang wurden seine Bewegungen rascher, und er begann in dem Garten zu arbeiten, oft so frisch und munter, daß man wohl sah, es gehöre dies zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Zuweilen kam dann auch die Frau heraus, stellte sich zu ihrem Gefährten und schien mit ihm zu reden. Riccabocca's Neugierde war geweckt. Er beauftragte Jemima, sich bei der alten Magd zu erkundigen, wer in dem Häuschen wohne, so erfuhr er, der Besitzer sei ein Mr. Oran, ein ruhiger Gentleman, der nur in seinen Büchern lebe.

Während sich Riccabocca in dieser Weise unterhielt, ließ sich Randal weder durch seine amtlichen Geschäfte, noch durch seine Anschläge auf Violanten's Herz und Vermögen in der Förderung seines Planes, Frank Hazeldean und Beatrice di Negra zusammenzubringen, aufhalten. Was Ersteren betraf, so reichte ein Funke von Hoffnung hin, um den glühenden und arglosen Liebhaber in Feuer

und Flammen zu setzen. Und Randal's kunstfertige Entstellung des Inhalts seiner Unterredung mit Mr. Hazelden entfernte jede Furcht vor dem väterlichen Mißfallen aus einem Gemüthe, das nur zu geneigt war, momentanen Lockungen nachzugeben.

Andererseits fanden bei Beatrice, obwohl ihre Gefühle gegen Frank keineswegs die der Liebe waren, Randal's Gründe und Vorstellungen immer mehr Gehör, besonders da ihr Bruder mürrisch wurde, ja sogar Drohungen fallen ließ, nachdem Tage entschwunden waren, ohne daß sie ihm einen Schlüssel zu Entdeckung des Zufluchtsorts der Gesuchten an die Hand geben konnte. Außerdem waren ihre Schulden höchst dringend. Wie Randal's tiefe Kenntniß der menschlichen Schwäche schlaue berechnet hatte, begannen die im Ehrgefühl und Stolz wurzelnden Bedenklichkeiten, welche sie zu der Erklärung veranlaßt hatten, ihrem Gatten nicht ihre eigenen Lasten zubringen zu wollen, dem Drucke der Nothwendigkeit zu weichen.

Ihre Einwendungen wurden immer schwächer, wenn Randal in sie drang, nicht die ungewisse Entdeckung, wodurch ihre Mitgift gesichert werden sollte, abzuwarten, sondern sich durch eine heimliche Vermählung mit Frank auf einmal Freiheit und Sicherheit zu erringen. Ferner, während er anfangs dem jungen Hazelden Beatricen's Mitgift als Rechtfertigungsgrund dem Squire gegenüber bezeichnet hatte, war es noch viel leichter, diesen Grund fallen zu lassen, der ohnedies auf den stolzen Geist und das großmüthige Herz des armen Gardeoffiziers eher niederschlagend, als aufmunternd gewirkt

hatte. Und Randal konnte mit gutem Gewissen sagen, daß der Squire auf seine Frage, ob er bei Frank's Braut Vermögen voraussetze, geantwortet habe: »Darum kümmerge ich mich nicht.« So durch seinen Freund, sein eigenes Herz und das gewinnende Benehmen einer Frau ermuthigt, die manchen Kältern zu bezaubern und manchen Vernünftigeren zu bethören im Stande gewesen wäre, ließ sich Frank rasch in den zu seinem Verderben gelegten Schlingen fangen. Und obwohl er bis jetzt noch ehrenhafter Weise zurückschrak, Beatricen oder nur sich selbst eine Heirath ohne Einwilligung, ja ohne Wissen seiner Eltern vorzuschlagen, so war Randal doch vollkommen zufrieden, eine zwar edle, aber jedem Impulse sich blindlings hingebende Natur von den Einflüssen der ersten heftigen Leidenschaft, die sie je gekannt, beherrscht zu sehen. Auch gehörte nicht viel dazu, Frank zu überzeugen, daß er zu Hause jede Anspielung auf die Sache vermeiden müsse. »Denn,« sagte der verschmitzte Verräther, »wenn wir auch Mrs. Hazeldean's Einwilligung und der Gewalt, welche sie über Deinen Vater besitzt, wenn der Schritt einmal gethan ist, sicher sind, so können wir doch nicht auf den Squire mit Zuverlässigkeit rechnen, er ist so aufbrausend und hitzig. Er könnte in die Stadt eilen – Madame di Negra aufsuchen und mit leidenschaftlichen, unzarten Ausdrücken gegen sie herausplatzen, die sie kränken würden und den sofortigen Abbruch aller Beziehungen zwischen Euch Beiden zur Folge hätten. Und nachträgliche Reue seinerseits, die ja nicht ausbleiben könnte, dürfte leicht zu spät kommen.«

Indessen gab Randal Leslie im Clarendon Hotel ein Diner (eine bei ihm sonst ungewohnte Verschwendung) und lud dazu Frank, Mr. Borrowwell und Baron Levy ein.

Aber diese Kreuzspinne, die in aller Ruhe durch so zahlreiche und verwickelte Gewebe ihren Fliegen nachkroch, hatte noch Madame di Negra mit Versicherungen, daß die gesuchten Flüchtlinge früher oder später gefunden werden würden, hinzuhalten. Zwar hatte Randal ihren Verdacht, als sei er mit den Verbannten schon bekannt, auf jede Weise zu nichte zu machen versucht (»die Personen, an die er gedacht,« sagte er, »passen nicht auf die Beschreibung der Flüchtlinge,« und einmal stellte er ihr sogar einen alten Singlelehrer und seine bleichsüchtige Tochter als die Italiener vor, welche diesen Irrthum veranlaßt); allein Beatrice *mußte* ihrem Bruder beweisen, daß es ihr mit dem Beistande, den sie ihm zugesagt, Ernst sei, und demgemäß Randal mit dem Grafen bekannt machen. Und nicht weniger wünschenswerth war es für Randal, diesen Mann – seinen Nebenbuhler – kennen zu lernen und selbst sein Vertrauen zu gewinnen.

Die Beiden trafen sich in Madame di Negra's Hause. Es liegt etwas Eigenthümliches, beinahe Magnetisches in der Wechselbeziehung zwischen zwei schlimmen Naturen. Man bringe zwei ehrenhafte Charaktere zusammen, und es ist zehn gegen eins zu wetten, sie erkennen sich nicht als solche. Verschiedenheit des Temperaments, des Benehmens, ja der politischen Ansichten kann dazu beitragen, daß sie sich irrig beurtheilen. Treffen sich aber zwei grundsätzliche Schelme, die, wären sie in einem

Keller geboren worden, Futter für den Galgen oder für die Galeeren abgegeben hätten – im Moment werden sie sich instinktmäßig durchschauen. Die Augen Franzini's, Grafen von Peschiera, waren nicht sobald denen Randal Leslie's begegnet, als aus beiden ein Blick gegenseitigen Verständnisses schoß. Sie sprachen über gleichgültige Dinge – über das Wetter, über Stadtneuigkeiten, über Politik und dergleichen. Sie verbeugten sich und lächelten, aber die ganze Zeit belauerten sie sich und sondirten gegenseitig; Jeder maß seine Kraft mit der des Andern; Jeder sagte bei sich: »Dies ist wirklich ein merkwürdiger Schurke; ob ich ihm wohl gewachsen bin?«

Sie trafen sich bei Tisch, und der englischen Sitte gemäß ließ sie Madame di Negra bei ihrem Weine allein.

Jetzt zum ersten Male rückte der Graf von Peschiera mit einem verdeckten Schachzuge dem Gegenstand ihrer Zusammenkunft behutsam und geschickt näher.

»Sie waren nie auswärts, mein theurer Sir? Sie müssen sehen, daß Sie mich in Wien besuchen. Ich ziehe den Glanz Ihres Londoner Lebens nicht in Abrede; aber aufrichtig gesprochen fehlt die Freiheit, die bei uns zu Hause ist und Fröhlichkeit mit feiner Sitte verbindet. Denn gemischt, wie die hiesige Gesellschaft ist, macht sich bei Denjenigen, welche nicht herein gehören, Anspruchsstille und Vordrängen – bei Denen, welche untergeordnetere Personen in einer gewissen Entfernung zu halten haben, erkünstelte Herablassung und erkaltender Hochmuth bemerklich. Bei uns, die wir unseren bestimmten Rang und

anerkannte Geburt haben, ist Vertraulichkeit bald hergestellt. Deßhalb« – setzte der Graf mit seinem lebhaften, französischen Lächeln bei – »deßhalb gibt es für einen jungen Mann keine zweite Stadt, wie Wien – keine zweite Stadt, wie Wien für *bonnes fortunes*.«

»Diese sind das Paradies des Müßiggängers,« versetzte Randal, »aber die Hölle für den an ein thätiges Leben Gewöhnten. Ich bekenne Ihnen offen, mein theurer Graf, daß ich eben so wenig die den *bonnes fortunes*-Candidates benöthigte Muße, wie die persönlichen Vorzüge besitze, mit deren Hülfe sie ohne Anstrengung gewonnen werden.« Und er neigte wie in Anerkennung seinen Kopf.

»So,« dachte der Graf, »Weiber sind nicht seine schwache Seite? Was denn eigentlich?«

»*Morbleu!* mein theurer Mr. Leslie – hätte ich immer gedacht, wie Sie, ich hätte mir manche Unlust erspart. Uebrigens ist Ehrgeiz die beste Geliebte, die man wählen kann, denn in ihrem Gefolge ist stets die Hoffnung, nie der Besitz.«

»Ehrgeiz, Graf,« erwiderte Randal, sich noch immer hinter trockenen Phrasen verschanzend, »ist Wollust für den Reichen, Nothwendigkeit für den Armen.«

»Aha,« dachte der Graf, »das läuft wie ich mir von Anfang an dachte, auf Bestechung hinaus.«

Er schob den Wein Randal hin, indem er sein eigenes Glas füllte und nachlässig ausschlürfte: »*Sur mon âme, mon chère,*« sagte der Graf, »Wollust ist immerhin besser,

als Nothwendigkeit; und ich bin entschlossen, den Ehrgeiz wenigstens einmal auf die Probe zu stellen – *je vais me réfugier dans le sein du bonheur domestique* – verheirathetes Leben, eigener Hausstand. *Peste!* Wäre es nicht des Ehrgeizes wegen, man möchte sterben vor langer Weile. Apropos, mein theurer Sir, ich habe Ihnen noch für das meiner Schwester gegebene Versprechen zu danken, mir bei Auffindung eines nahen und theuern Verwandten, der in Ihrem Lande ein Asyl gesucht hat und sich sogar vor mir verbirgt, behülflich zu sein.«

»Es wird mich überaus glücklich machen, Sie in Ihren Nachforschungen zu unterstützen. Bis jetzt habe ich indessen nur zu bedauern, daß alle meine guten Wünsche fruchtlos sind. Uebrigens sollte man denken, daß ein Mann von solchem Range leicht zu finden wäre – ich meine durch Vermittlung Ihres Gesandten.«

»Unsere Gesandten kann ich gerade nicht zu meinen intimeren Freunden zählen. Und der Rang würde keinen Schlüssel an die Hand geben: denn es ist klar, daß mein Verwandter keinen Gebrauch davon machte, seit er sein Vaterland verlassen hat.«

»Er verließ es, wenn ich Sie recht verstehe, nicht ganz aus freier Wahl,« sagte Randal lächelnd. »Entschuldigen Sie meine Freiheit und meine Neugierde, aber wollten Sie mir wohl etwas deutlicher, als das Gerücht in England es thut (welches selbst wichtigere Begebenheiten im Auslande nur ungenau wiedergibt), erklären, wie ein Mann,

der durch eine Revolution so viel zu verlieren und so wenig zu gewinnen hatte, sich mit einer Schaar unbesonnener Abenteurer und träumender Professoren in Ein und dasselbe gebrechliche Boot setzen konnte?«

»Professoren!« wiederholte der Graf. »Ich meine, Sie haben schon die Antwort auf Ihre Frage; nicht, daß Männer von hoher Geburt so toll wären, wie die Canaille. Ich bin um so mehr Willens, Ihre Neugierde zu befriedigen, als dies vielleicht dazu beiträgt, Ihnen in Ihren freundlichen Nachforschungen für mich als Leitfaden zu dienen. So wissen Sie denn, daß mein Verwandter nicht als Erbe des Rangs, in dessen Besitz er kam, geboren ward. Er stand mit dem Haupte des Hauses, welches er später repräsentirte, nur in entfernter Verwandtschaft. Auf einer italienischen Universität erzogen, zeichnete er sich durch sein Wissen und seine Excentricitäten aus; damals setzte er sich wahrscheinlich auch über alte Weibermährchen von Freiheit und dergleichen brütend, seine chimärischen Carbonari-Ideen von der Unabhängigkeit Italiens zusammen. Plötzlich wurde er in Folge von drei Todesfällen beinahe noch als Kind zu einer Stellung und zu Ehren erhoben, die Jeden, der seine fünf Sinne hat, zufrieden gestellt hätten.

*Que diable!* Was konnte Italiens Unabhängigkeit für *ihn* thun! Er und ich waren Vettern; wir hatten als Knaben zusammen gespielt, allein unsere Lebenspfade gingen auseinander, bis seine Erhebung zum Haupt der Familie uns nothwendig wieder zusammen führte. Wir standen auf ungemein vertrautem Fuße. Und Sie mögen sich einen

Begriff von meiner Liebe zu ihm machen,« sagte der Graf, seine Augen leicht von Randal's ruhigem beobachtendem Blicke abwendend; »wenn ich beifüge, daß ich ihm den Genuß einer Erbschaft verzieh, die ohne ihn mein gewesen wäre.«

»Ah, Sie waren der nächste Erbe?«

»Und es ist eine harte Prüfung, einem großen Vermögen nahe zu sein und es sich vor der Nase wegschnappen zu lassen.«

»Wahr!« rief Randal beinahe ungestüm. Jetzt erhob der Graf die Augen, und wiederum sahen sich die beiden Männer gegenseitig in das Innerste ihrer Herzen.

»Noch schwerer vielleicht,« begann der Graf nach einer kurzen Pause von Neuem, »noch schwerer möchte es Manchem geworden sein, dem Nebenbuhler ebenso, wie dem Erben, zu verzeihen.«

»Dem Nebenbuhler! In wie ferne?«

»Eine Dame, die ihre Eltern mir bestimmt hatten, obwohl wir allerdings nie förmlich verlobt waren, wurde die Gattin meines Verwandten.«

»Wußte er von Ihren Ansprüchen?«

»Ich lasse ihm die Gerechtigkeit widerfahren, zu sagen, daß er nichts davon wußte. Er sah und liebte die junge Dame, von der ich rede. Ihre Eltern waren geblendet. Ihr Vater ließ mich holen. Er entschuldigte sich, gab Erklärungen, hielt mir, allerdings in zarter Weise, gewisse jugendliche Unbesonnenheiten oder Verirrungen vor, die er als Grund seiner Sinnesänderung bezeichnete, und bat

mich, nicht nur jede Hoffnung auf seine Tochter aufzugeben, sondern auch ihrem neuen Freier nie zu entdecken, daß ich je zu hoffen gewagt.«

»Und Sie versprachen es?«

»Ich versprach es.«

»Das war großmüthig. Sie müssen in der That sehr anhanglich an Ihren Verwandten gewesen sein. Vom Standpunkte des Liebhabers aus kann ich dies nicht begreifen, vielleicht aber von dem des Mannes von Welt aus, wenn Sie mich hierüber des Raheren belehren wollen.«

»Gut,« sagte der Graf mit seiner vollendetsten *roué*-Miene; »ich denke, wir sind *beide* Männer von Welt!«

»*Beide* – gewiß,« versetzte Randal ganz in demselben Tone, in welchem Peachum um Lockit's Vertrauen gebuhlt haben mochte.

»Als Mann von Welt denn bekenne ich,« sagte der Graf, mit den Ringen an seinen Fingern spielend, »daß, wenn nicht *ich* die Dame heirathen konnte (und dies schien mir klar), ich sie selbstverständlich am liebsten mit meinem reichen Verwandten verheirathet sah.«

»Sehr natürlich. Es mußte Sie und Ihren reichen Verwandten noch näher zusammen bringen.«

»Wirklich ein sehr gescheidter Bursche dies!« dachte der Graf, gab aber keine direkte Antwort.

»*Enfin*, um eine lange Geschichte in wenig Worte zu fassen, mein Vetter wurde später in Anschläge verwickelt, deren Mißlingen weltbekannt ist. Seine Pläne wurden entdeckt, er selbst denunzirt. Er floh, und der Kaiser,

seine Ländereien mit Beschlag belegend, geruhte vermittelst eines Aktes seltener, außerordentlicher Gnade, mich als seinen nächsten Verwandten auf die Dauer kaiserlichen Beliebens in den Genuß der Hälfte der Einkünfte aus jenen Ländereien zu setzen. Auch die andere Hälfte wurde nicht förmlich confiscirt. Es war ohne Zweifel Seiner Majestät Wunsch, einen großen italienischen Namen nicht ganz erlöschen zu lassen; und sollten mein Vetter und sein Kind in der Verbannung sterben – nun, so wäre ich dieses Namens Repräsentant – ich, Franzini, Graf von Peschiera, ein getreuer Unterthan Oesterreichs. Die gleiche Politik hat schon in ähnlichen Fällen Rußland polnischen Insurgenten gegenüber befolgt.«

»Ich verstehe vollkommen; und ich kann auch begreifen, daß Sie durch die großen, wenn auch vollkommen gerechtfertigten Vortheile, welche Ihnen der Sturz Ihres Verwandten brachte, viel von Unpopularität, selbst von peinlichem Argwohn zu leiden hatten.«

»*Entre nous, mon chère*, mou eher, ich gebe keinen Deut um Popularität, und was den Argwohn betrifft – wo ist Der, welcher der Verleumdung des Neides entgehen kann? Indessen wäre es ohne Frage höchst wünschenswerth, die getrennten Glieder unseres Hauses zu vereinigen; und diese Vereinigung kann ich jetzt bewirken, indem der Kaiser zu meiner Verheirathung mit der Tochter meines Verwandten seine Zustimmung gegeben hat. Sie ersehen hieraus, warum ich an dieser Nachforschung ein so großes Interesse habe.«

»Durch die Ehegatten könnten Sie sich ohne Zweifel den festen Besitz der Hälfte, die Sie bereits inne haben, sichern und, überleben Sie Ihren Verwandten, so setzt Sie dies in den Genuß des Ganzen. Eine höchst wünschenswerthe Heirath; und wenn sie zu Stande kömmt, so würde dies wohl genügen, Ihres Veters volle Begnadigung herbeizuführen?«

»So ist es.«

»Vielleicht aber, da des Kaisers Gnade sich auf so viele Verbannte erstreckte, ist auch ohne diese Heirath anzunehmen, daß Ihr Vetter in seine Rechte wieder eingesetzt würde?«

»Einst schien mir dies möglich,« sagte der Graf mit Widerstreben; »seitdem ich in England bin, nicht mehr. Die neuste Revolution in Frankreich, der demokratische Geist, der in Europa das Haupt erhebt, ist nur dazu geeignet, die Sache eines verbannten Rebellen zu verschlimmern. England steckt voll Revolutionsmänner; meines Veters Aufenthalt in diesem Lande ist an sich schon verdächtig. Der Verdacht wird durch seine befremdende Abgeschlossenheit noch vermehrt. Es gibt hier viele Italiener, die bezeugen würden, daß sie mit ihm zusammengetroffen seien und er noch immer revolutionäre Umtriebe mache.«

»Bezeugen – fälschlich?«

»*Mafoi* – die Sache bleibt immer dieselbe; *les absents sont toujours tort*. Ich spreche mit einem Weltmanne. Nein; ohne eine solche Garantie für seine Treue, wie sie

seiner Tochter Verheirathung mit mir selbst geben würde, ist seine Zurückberufung unwahrscheinlich. Bei Gott, sie *soll unmöglich* sein.«

Der Graf erhob sich, als er dieses sagte – und die Maske der Verstellung schien von dem Antlitz des Verbrechers hinweg genommen – er erhob sich hoch und gewaltig, ein Bild männlicher Kraft neben der schwächlichen, niedergebeugten Gestalt und dem kränklichen Gesichte des schlaun Ränkeschmieds. Randal war betroffen; dann sich gleichfalls erhebend, sagte er leichthin:

»Wie aber, wenn diese Garantie nicht länger gegeben werden könnte? Wie, wenn Ihr Vetter, an seiner Rückkehr verzweifelnd und in seine veränderten Vermögensverhältnisse sich schickend, seine Tochter bereits an irgend einen englischen Freier vergeben hätte?«

»Ah, das wäre nächst meiner eigenen Verbindung mit ihr das größte Glück, das mir widerfahren könnte.«

»Wie? Ich begreife nicht!«

»Nun, wenn mein Vetter so sein Geburtsrecht und seinen Rang abgeschworen hätte – wenn diese Erbschaft, die ihrer Größe wegen so gefährlich ist, im Falle seiner Begnadigung an irgend einen unbekanntem Engländer käme – an einen Fremden – an den Angehörigen eines Landes, welches mit dem unsrigen durch keine Bande verknüpft – eines Landes, welches so recht der Zufluchtsort der Socialisten und Carbonari ist – *mortz de ma vie* – glauben Sie, das würde nicht jede Hoffnung auf meines Veters Zurückberufung vernichten und sogar in den Augen Italien's die förmliche Uebertragung der mit Beschlag

belegten Ländereien auf einen Italiener rechtfertigen? Es müßte denn sein, daß das Mädchen einen Engländer von solchem Namen, solcher Geburt und solchen Verbindungen heirathen würde, daß sie in sich selbst schon eine Garantie böten – und wie ist dies bei ihrer Armuth denkbar? Wahrhaftig mit leichtem Herzen kehrte ich nach Wien zurück, wenn ich sagen könnte: »Meine Verwandte ist die Gattin eines Engländers – sollen ihre Kinder die Erben eines durch seine Abstammung so berühmten und durch seinen Reichthum so furchtbaren Hauses sein?« *Parbleu!* Wäre mein Vetter nur ein Abenteurer oder nichts weiter, als ein Professor, er wäre längst zurückberufen. Die Großen erfreuen sich der Ehre, nicht so rasch begnadigt zu werden.«

Randal versank einen Moment in tiefes Nachsinnen. Der Graf beobachtete ihn, nicht, indem er ihm offen ins Gesicht blickte, sondern durch einen gegenüber befindlichen Spiegel.

»Dieser Mann weiß etwas; dieser Mann überlegt; dieser Mann kann mir helfen,« dachte der Graf.

Aber Randal sagte nichts, diese Vermuthungen zu bestätigen. Aus seinem Sinnen sich aufraffend bezeugte er höflich seine Freude über die nach jeder Seite hin günstigen Aussichten des Grafen.

»Und, fügte er bei, »da Sie allem nach es mit Ihrem Vetter so gut meinen, so fällt mir bei, daß Sie ihn auf einem in England gebräuchlichen, sehr einfachen Wege entdecken könnten.«

»Wie?«

»Setzen Sie in die Zeitung, daß, wenn er sich an einem bestimmten Orte einfinden würde, er eine ihm vortheilhafte Nachricht erführe.«

Der Graf schüttelte den Kopf.

»Er würde *mich* im Verdacht haben und nicht kommen.«

»Aber er stand ja mit Ihnen auf vertrautem Fuße. Er betheiligte sich an einem Aufstande – Sie waren klüger. Sie thaten ihm kein Unrecht an, wenn Sie auch Ihr eigenes Interesse im Auge gehabt haben mochten. Warum sollte er Sie meiden?«

»Verschwörer vergeben nie Denjenigen, die sich nicht mit ihnen einlassen; überdies, offen gestanden, meint er, ich hätte ihm ein Unrecht angethan.«

»Könnten Sie ihn nicht durch seine Gattin versöhnen, die Sie ihm abgetreten?«

»Sie ist todt – gestorben, ehe er sein Heimathland verließ.«

»O, was für ein Unglück! Ich glaube aber doch, daß eine Aufforderung in der Zeitung von Nutzen sein könnte. Gestatten Sie mir, über den Gegenstand nachzudenken. Wollen wir die Frau Marquise wieder aufsuchen?«

Als die beiden Herren in das Wohnzimmer traten, fanden Sie Beatrice in voller Toilette beim Feuer sitzen und so in Lesen vertieft, daß sie ihr Eintreten nicht bemerkte.

»Was interessirt dich se sehr, *ma soeur*? Die letzte Novelle von Balzac, ohne Zweifel?«

Beatrice schrak zusammen, und als sie aufblickte, schwammen ihre Augen in Thränen.

»O nein! Kein Bild des erbärmlichen, lasterhaften Pariser Lebens. Dies hier ist schön – hier ist *Seele*.«

Randal nahm das Buch, welches die Marchesa weglegte. Es war dasselbe, welches den Cirkel in Hazeldean, welches unschuldige, frische Gemüther bezaubert hatte und jetzt seinen Zauber auch auf das müde, heimgesuchte Weltkind ausübte.

»Hm,« murmelte Randal; »der Pfarrer hat Recht – das ist Macht, eine Art von Macht.«

»Was gäbe ich darum, den Verfasser zu kennen! Wer kann es sein – haben Sie irgend eine Vermuthung?«

»Ich nicht. Irgend ein alter Pedant mit einer Brille auf der Nase.«

»Ich glaube nicht ganz gewiß nicht. Hier schlägt ein Herz, nach dem ich immer geseufzt und das ich nie gefunden habe.«

»O, *la naive enfant!*« rief der Graf; »*comme son imagination s'égaré en rêves enchantés!* Und während sie wie eine Arkadierin spricht, ist sie wie eine Prinzessin geputzt!

»Ach, ich vergaß – beim österreichischen Gesandten. Ich gehe heute nicht hin. Dieses Buch macht mich für die künstliche Welt untauglich.«

»Wie du willst, meine Schwester. Ich werde gehen. Der Mann ist mir zuwider – und ich ihm; allein die Etiquette muß vor allem beobachtet werden!«

»Sie gehen zum österreichischen Gesandten?« frug Randal. »Auch ich werde dort sein. Wir werden uns treffen.« Und er verabschiedete sich.

»Dein junger Freund sagt mir ausnehmend zu,« bemerkte der Graf gähnend. »Ich müßte mich sehr täuschen, wenn er nicht um die verlorenen Vögel wüßte, und er wird hinstehen wie ein Jagdhund, sobald es mir gelingt, sein eigenes Interesse hereinzuziehen. Wir werden sehen.«

#### VIERTES KAPITEL.

Randal war vor dem Grafen bei dem Gesandten und suchte sich hier die Gesellschaft der jungen Edelleute aus, welche der Gesandtschaft beigegeben waren und ihn kannten. Unter ihnen befand sich ein auf Reisen befindlicher junger Oestreicher von hoher Geburt und jenem vornehmen Anstande, der dem Ideale altdeutscher Ritterlichkeit entspricht. Randal wurde ihm vorgestellt und ließ, nachdem sie einige Worte über allgemeine Gegenstände gewechselt, die Bemerkung fallen:

»Beiläufig, Prinz, einer Ihrer Landsleute ist gegenwärtig in London, mit welchem Sie ohne Zweifel näher bekannt sind – der Graf von Peschiera.«

»Er ist kein Landsmann von mir. Er ist ein Italiener. Ich kenne ihn nur vom Sehen und dem Namen nach,« versetzte der Prinz steif.

»Er ist von sehr altem Adel, glaube ich.«

»Unfraglich. Seine Vorfahren waren Edelleute von Auszeichnung.«

»Und sehr reich.«

»Wirklich? Ich habe das Gegentheil gehört. Allerdings bezieht er bedeutende Einkünfte.«

Ein junger Attaché, weniger zurückhaltend, als der Prinz, bemerkte jetzt: »O, Peschiera! Armer Bursche, er ist ein zu großer Freund des Spiels, um reich zu sein.«

»Und für seinen Verwandten, dessen Einkünfte er bezieht, ist Aussicht auf Begnadigung und Wiedereinsetzung in den Besitz seines Vermögens – so höre ich wenigstens,« sagte Randal arglistig.

»Es freut mich, wenn es so ist,« sagte der Prinz bestimmt; »und wie ich, so denkt ganz Wien. Dieser Verwandte ist ein edler Mann und wurde, wie ich glaube, zuerst bethört und dann verrathen. Entschuldigen Sie, mein Herr, aber wir Oestreicher sind nicht so schlimm, wie man uns macht. Sind Sie in England je mit dem Verbannten, von dem Sie sprechen, zusammengetroffen?«

»Nie, obwohl er hier wohnen soll. Wie mir der Graf sagt, hat er eine Tochter.«

»Der Graf – ha! Ich hörte etwas von einem Plane – einer Wette dieses – dieses Grafen. Eine Tochter – armes Mädchen! Ich hoffe, sie entgeht seiner Verfolgung; denn daß er sie verfolgt, ist kein Zweifel.«

»Möglicher Weise hat sie schon einen Engländer geheirathet.«

»Ich hoffe nicht,« sagte der Prinz ernst; »dies würde im gegenwärtigen Augenblick ihres Vaters Rückkehr ein gewichtiges Hinderniß in den Weg legen.«

»Sie meinen?«

»Darüber kann gar kein Zweifel herrschen,« mischte sich hier wieder der Attaché mit vornehmer, entschiedener Miene in das Gespräch; »wenn ihr nicht der Engländer an Rang gleich ist.«

Jetzt machte sich an der Thüre eine leichte Bewegung und ein Gemurmel bemerkbar; denn der Graf von Peschiera in Person wurde angemeldet, und als er eintrat, war seine Erscheinung so frappant und seine Schönheit so blendend, daß, mochte man nun hinsichtlich seines Charakters Vorurtheile haben, welche man wollte, sie sofort in Folge jener unwiderstehlichen Bewunderung, die nur durch persönliche Vorzüge erzeugt wird, zu nichte gemacht oder wenigstens vergessen wurden.

Der Prinz krümmte leicht die Lippen, als sich die Gruppen um den Grafen sammelten, dann wandte er sich zu Randal mit den Worten: »Können Sie mir sagen, ob ein ausgezeichnete Landsmann von Ihnen in England ist – Lord L'Estrange?«

»Nein, Prinz – er ist noch nicht zurück. Sie kennen ihn?«

»Genau.«

»Er ist mit dem Verwandten des Grafen befreundet, und vielleicht haben Sie sich durch ihn eine so hohe Meinung über diesen Verwandten gebildet?«

Der Prinz nickte und versetzte im Weggehen: »Wenn ein Mann von hoher Ehrenhaftigkeit für einen Anderen einsteht, so muß ihm Jeder glauben.«

»Wahrhaftig,« sagte Randal für sich, »ich darf nicht zu voreilig sein. Ich war sehr nahe daran, in eine greuliche

Falle zu gehen. Wenn ich das Mädchen heirathete und nichts davon hätte, als daß ich die Erbschaft Peschiera zuwendete! – Wie schwierig ist es doch, in dieser Welt vorsichtig genug zu sein!«

Während er so bei sich überlegte, klopfte ihm ein Parlamentsmitglied auf die Schulter.

»Melancholisch, Leslie! Ich wette, ich errathe Ihre Gedanken.«

»Rathen Sie,« versetzte Randal.

»Sie dachten an den Posten, den Sie so bald verlieren werden.«

»So bald verlieren!«

»Nun, wenn die Minister abtreten, werden Sie ihn, wie ich mir einbilde, schwerlich inne behalten können.«

Dieses unheilbringende, fürchterliche Parlamentsmitglied, ein von Squire Hazeldean besonders bevorzugter Graftschaftsangehöriger, Sir John, war einer jener den Beamten besonders verhaßter Gesetzgeber – ein unabhängiger, weitbegüterter Mann, der ebenso wenig ein Amt angenommen, als die Eichen in seinem Parke umgehauen hatte, und in seinem Innern keine Spur menschlichen Gefühls für Diejenigen nährte, die anderen Geschmack und weniger glänzende Mittel hatten.

»Hm,« sagte Randal finster. »Für's Erste, Sir John, treten die Minister nicht ab.«

»Doch, doch, sie werden es thun. Sie wissen, ich stimme gewöhnlich mit ihnen und möchte sie gerne auf ihrem Platze lassen, allein, sie sind Männer von Ehre und

Geist; und wenn sie ihre Vorlagen nicht durchsetzen können, so müssen sie ihren Abschied nehmen; sonst, beim Zeus, mache ich linksum und votire sie selbst hinaus!«

»Das bezweifle ich keinen Augenblick, Sir John; Sie sehen mir ganz darnach aus; Sie haben dies mit sich und Ihren Wählern auszumachen. Aber selbst wenn die Minister abtreten sollten, so bin ich nur ein armer, untergeordneter Beamter im öffentlichen Dienste. Ich bin nicht Minister – warum sollte ich mit ihnen gehen?«

»Warum? Zum Teufel, Leslie, Sie treiben Ihren Spott mit mir! Ein junger Bursche, wie Sie, wird doch nicht so schlecht sein, zu bleiben unter denselben Männern, welche Ihren Freund Egerton hinaufgedrängt haben!«

»Es ist nicht gebräuchlich, daß Diejenigen, welche öffentliche Aemter bekleiden, bei jedem Ministerwechsel gleichfalls gehen.«

»Gewiß nicht; aber jedenfalls die Verwandten eines abtretenden Ministers – jedenfalls Diejenigen, die für Politiker gelten und selbst in das Parlament treten wollen, was bei der nächsten Wahl natürlich Ihre Absicht ist. Aber das wissen Sie so gut, wie ich – Sie, der Sie eine so ausgesprochene, politische Ansicht haben, der Verfasser jener bewunderungswürdigen Flugschrift! Ich möchte meinem Freunde Hazeldean, der für Sie ein aufrichtiges Interesse empfindet, nicht erzählen, daß Ihnen in einem Ehrenpunkte, der so einfach ist, wie das ABC, die Wahl zweifelhaft wurde.«

»Wahrhaftig, Sir John,« sagte Randal, sich fassend und mit gewohnter Glätte, während er innerlich eine greuliche Verwünschung gegen sein Grafschaftsmitglied austieß – »ich bin in diesen Dingen noch ein solcher Neuling, daß ich an das, was Sie mir eben sagten, bis jetzt gar nicht dachte. Ohne Zweifel haben Sie Recht; übrigens darf ich mich ja nur an Mr. Egerton selbst wenden, einen besseren Führer und Rathgeber kann ich nicht finden.«

»Nein, sicherlich nicht – durch und durch ein Gentleman, dieser Egerton! Ich wollte, es ließe sich zwischen ihm und Hazeldean vermitteln.«

*Randal* (seufzend). – »Ach, wenn das möglich wäre!«

*Sir John*. – »Wer weiß, ob nicht gerade jetzt möglich! Denn die Zeit naht, in welcher alle Getreuen der alten Schule fest zusammenhalten müssen.«

*Randal*. – »Weise – bewunderungswürdig gesprochen, mein theurer Sir John. Aber entschuldigen Sie, ich muß dem Gesandten mein Compliment machen.«

Randal entwischte und weiter gehend sah er im anstoßenden Zimmer den Gesandten mit Audley Egerton in einer Ecke sprechen. Der Gesandte schien sehr ernst – Egerton ruhig und undurchdringlich, wie gewöhnlich. In diesem Augenblick ging der Graf vorüber, und der Gesandte verbeugte sich gegen ihn sehr steif. Als Randal einige Zeit später unten seinen Mantel suchte, trat Audley Egerton unerwartet zu ihm.

»Ah, Leslie,« sagte der Minister in herzlicherem Tone als sonst, »wenn Sie nicht die Nachtluft fürchten, so

könnten wir zusammen zu Fuß nach Hause gehen. Ich habe den Wagen fortgeschickt.«

Diese Herablassung seines Gönners war ihm etwas so Neues, daß Randal förmlich erschrak und nichts Gutes ahnte. Als sie die Straße erreicht hatten, begann Egerton nach einer Pause:

»Mein theurer Mr. Leslie, ich hoffte und glaubte, Ihnen für jetzt eine sorgenfreie Existenz gesichert zu haben und später vielleicht eine noch glänzendere Laufbahn eröffnen zu können. St! Ich zweifle nicht an Ihrer Dankbarkeit; lassen Sie mich fortfahren. Es ist nicht undenkbar, daß nach gewissen Entscheidungen, die die Regierung zu treffen haben wird, wir im Hause der Gemeinen geschlagen werden, und dann natürlich abtreten. Ich sage Ihnen dies zum Voraus, denn ich möchte Ihnen Zeit lassen, zu überlegen, welchen Weg Sie solchen Falls am besten einschlagen würden. Mit meiner Macht, Ihnen zu nützen, ist es dann wahrscheinlich vorbei. Man wird ohne Zweifel (Angesichts unserer nahen Verwandtschaft und meiner genugsam bekannten Pläne für Ihre Zukunft) – man wird erwarten, daß Sie Ihre Stelle aufgeben und Ihr Geschick unbedingt an das meinige heften. Da ich aber unter der Gegenpartei keine persönlichen Feinde habe und meine Stellung in der Welt der Art ist, daß ich Ihrer Wahl, wie sie auch ausfallen möge, die nöthige Geltung verschaffen kann, so sagen Sie es mir aufrichtig, wenn Sie es für klüger halten, Ihre Stelle zu behalten, und ich denke, es wird mir gelingen, Ihnen solches zu ermöglichen, ohne daß Ihre Ehre oder Ihr Charakter darunter Noth leidet.

In diesem Falle bezähmen Sie Ihren Ehrgeiz so weit, daß Sie sich auf ein allmähiges Vorrücken in Ihrem Amte beschränken und sich nicht weiter in Politik mischen. Auf der andern Seite – wenn Sie es vorziehen sollten, meine Wiederberufung in das Cabinet abzuwarten, sich Ihres Postens zu begeben, und demgemäß eine Politik zu verfolgen, die vielleicht nicht nur oppositionell, sondern auch unpopulär sein wird, so will ich es mir angelegen sein lassen, Sie in das parlamentarische Leben einzuführen. Ich kann jedoch nicht sagen, daß ich Ihnen zu Letzterem rathe.«

Randal war es zu Muthe, wie nach einem schweren Fall – er war buchstäblich betäubt. Endlich stotterte er:

»Können Sie glauben, Sir, daß ich je Ihren Stern – Ihre Partei – Ihre Sache verlassen werde?«

»Mein theurer Leslie,« erwiderte der Minister, »Sie sind zu jung, um irgend einer Person oder irgend einer Partei gegenüber eine Verantwortung zu haben, jene unselige Flugschrift allerdings ausgenommen. Dies ist eine Sache, wo nicht das Gefühl, sondern nur der Verstand zu Rathe gezogen werden darf. Für heute genug hierüber; aber überlegen Sie sich die *Pro* und *Contra*, und Sie werden dann, wenn Sie plötzlich eine Wahl zu treffen haben, besser in der Lage sein, die richtige zu finden.«

»Aber ich hoffe, diese Zeit wird nicht kommen.«

»Auch ich hoffe es, und zwar von ganzem Herzen,« sagte der Minister mit absichtlicher, ungekünstelter Betonung.

»Was könnte dem Lande Schlimmeres begegnen?« rief Randal. »Wie es mir scheint, liegt es ganz außer aller menschlichen Berechnung, daß Sie und Ihre Partei je abtreten.«

»Und sind wir einmal abgetreten, so wird es eine Menge superkluge Köpfe geben, die behaupten, es liege außer aller menschlichen Berechnung, daß wir je wieder eintreten werden. Hier sind wir an der Thüre.«

#### FÜNFTES KAPITEL.

Randal verbrachte eine schlaflose Nacht; viel Schlaf war ihm aber auch nicht Bedürfniß, er hatte sich nie daran gewöhnt. Erst gegen Morgen, zu der Zeit, da die Träume, wie man sagt, prophetisch werden, versank er in einen äußerst ergötzlichen Schlummer – Rood Hall stieg vor ihm auf, gekrönt mit den Thürmen von Belvoir oder Roby, auf unterworfene Schlösser und Ländereien niederschauend, die der schändlichen Räuberei der Thornhills und Hazeldeans entrissen worden – Audley Egertons Geld und Macht, die Zimmer in Downingstreet, die Salons in Grosvenor Square waren auf den lächelnden Träumer übergegangen, wie das Reich der Chaldäer auf Darius den Meder. Warum Träume, welche die vorausgegangenen düsteren und verkommenen Gedanken so sehr Lügen strafen, Randal Leslie's Kissen heimsuchten, vermag meine Philosophie nicht zu ergründen.

Er konnte sich nicht entschließen, ihren Zauber zu brechen, und erschrak, die Glocke eilf Uhr schlagen zu hören, als er zum Frühstück herunterkam. Er war über die

späte Stunde ärgerlich, denn er hatte gerne von Egertons ungewöhnlicher Weichheit Nutzen gezogen und einige Zusagen oder Anerbieten für sich herausgeschlagen, um den Aussichten, welche der Minister am Abend vorher so erkältend vor ihm ausgebreitet hatte, eine heitere Färbung zu geben. Und nur beim Frühstück konnte er Gelegenheit finden, seinen viel beschäftigten Gönner unter vier Augen zu sprechen. Audley Egerton mußte jetzt schon ausgegangen sein – und so war es auch – nur wunderte sich Randal, als er hörte, daß derselbe nicht wie sonst, zu Fuß, sondern zu Wagen das Haus verlassen habe. Randal beendigte rasch sein einsames Mahl, und mit einer neuen, plötzlichen Liebe für sein Amt lenkte er eben dahin seine Schritte. Als er durch Piccadilly ging, vernahm er hinter sich eine Stimme, mit der er in letzter Zeit nähere Bekanntschaft gemacht hatte, und sich umwendend sah er Baron Levy an der Seite – jedoch nicht Arm in Arm – eines Gentlemans, beinahe so elegant, wie er selbst, aber der Schritt elastischer und die Geberden lebhafter – ein Schritt, gleich demjenigen Diomedes, der, wie ihn Shakespeare schildert –

»Sich auf den Zehen hebt; deß Geist  
Hochathmend strebt von dieser Erd' empor.«

Man kann in der That den Charakter und die Sinnesart eines Menschen am Gange und an der Haltung erkennen. Wer sich mit abstraktem Denken zu beschäftigen pflegt, sieht zu Boden. Wer sich vom Moment hinreißen läßt oder irgend etwas Nothwendiges in die Erinnerung

zurückrufen möchte, wirft den Kopf mit einem plötzlichen Ruck in die Höhe. Der gesetzte, vorsichtige, lediglich praktische Mann geht bedächtig, die Augen gerade aus, und gibt, er mag noch so gedankenvoll sein, auf die Dinge rings um ihn hinreichend Acht, um dem Karten eines Dienstmannes oder dem Korbe eines Fleischerjungen auszuweichen. Aber der Mann mit starken Nerven, von unternehmendem, lebhaftem Temperamente, praktisch und spekulativ zugleich, der Mann, der von Wetteifer und Thatkraft beseelt, beständig vorwärts strebt sanguinisch, behende, kühn – dieser geht nicht, er springt, sieht über die Köpfe der Andern mit einer raschen Wendung des eigenen, der leicht zwischen den Schultern sitzt, hinweg; sein Mund ist ein wenig geöffnet, sein Auge glänzend, rastlos, aber durchdringend; seine Haltung hat etwas Herausforderndes, seine Gestalt ist aufrecht, aber nicht steif. So war die Erscheinung von Baron Levy's Begleiter. Und als sich Randal bei dem Tone von Levy's Stimme umwandte, sagte der Baron zu seinem Gefährten:

»Ein junger Mann, der in den ersten Cirkeln zu Hause – Sie sollten ihn für die Gesellschaften Ihrer schönen Gemahlin gewinnen. Wie geht's, Mr. Leslie? Gestatten Sie mir, Sie mit Mr. Richard Avenel bekannt zu machen.«

Dann seinen Arm in den Randals legend, flüsterte er:

»Mann von eminentem Talente – enorm reich – hat zwei oder drei Parlamentssitze in seiner Tasche – Frau gibt Gesellschaften – ihre schwache Seite.«

»Stolz, Ihre Bekanntschaft zu machen, Sir,« sagte Mr. Avenel, seinen Hut lüpfend. »Schöner Tag.«

»Etwas kalt,« erwiderte Leslie, der, wie die meisten schwächtigen Personen mit schwacher Verdauung, von Natur frostig war; überdies hatte er genug auf dem Herzen, um auch den Leib frieren zu machen.

»Um so gesünder – stählt die Nerven,« sagte Mr. Avenel. »Aber Ihr junges Volk werdet schlaff durch heiße Zimmer und späte Stunden. Freund vom Tanzen, natürlich?« Dann, ohne Randals Nein abzuwarten, fuhr Mr. Richard schnell fort:

»Mrs. Avenel gibt Donnerstag eine *soirée dansante* – wird sich glücklich schätzen, Sie in Eaton Square zu sehen. Halt! ich – habe eine Karte.« Und er zog ein Dutzend großer Einladungskarten heraus, von denen er eine auswählte und dem jungen Manne anbot. Der Baron drückte Randals Arm, und Letzterer erwiderte artig, daß es ihm großes Vergnügen machen würde, Mrs. Avenel vorgestellt zu werden. Da es ihm aber keineswegs darum zu thun war, unter Baron Levy's Fittichen – gleich der Taube unter denen des Habichts – gesehen zu werden, so machte er sich sachte los und ging, große Eile vorschützend, rasch seinem Bureau zu.

»Dieser junge Mann wird eines Tags eine Rolle spielen,« sagte der Baron. »Ich kenne keinen einzigen seiner Altersgenossen, der so wenig Vorurtheile hatte. Er ist verwandt mit Audley Egerton, der –«

»Audley Egerton!« rief Mr. Avenel; »verd–t sei dieser hochmüthige, aristokratische, widerwärtige, undankbare Mensch!«

»Warum? Was wissen Sie denn von ihm?«

»Seinen ersten Parlamentssitz verdankte er den Stimmen zweier naher Verwandten von mir, und als ich ihn neulich auf seinem Bureau aufsuchte, ließ er mir förmlich die Thüre weisen. Zum Teufel mit seiner Unverschämtheit; kann ich es ihm je heimzahlen, so soll es, schätz' ich, an gutem Willen bei mir gewiß nicht fehlen!«

»Ihnen die Thüre gewiesen? Das sieht Egerton nicht gleich; er ist – wenigstens sonst – immer höflich, wenn auch förmlich. Sie müssen eine seiner schwachen Seiten empfindlich berührt haben.«

»Wer vom Volk so schön bezahlt wird, darf keine schwachen Seiten haben. Welches ist diejenige Egertons?«

»O, er legt Werth darauf, durch und durch ein Gentleman zu sein – ein Mann von mackelloser Ehre,« sagte Levy spöttisch. »Sie müssen ihn hier angepackt haben. Was war es denn?«

»Ich weiß es nicht mehr,« antwortete Mr. Avenel, der London seit seiner Vermählung zu gut kennen gelernt hatte, um zu wissen, wie man über Titel dachte, und jetzt mit Erröthen auf den Wunsch, Ritter zu werden, zurücksah. »Es nützt zu nichts, uns wegen der Federn eines vorlauten Papagaien die Köpfe zu erhitzen. Um auf den Gegenstand unserer Unterredung zurückzukommen – Sie

müssen sicher sein, mir das Geld in der nächsten Woche verschaffen zu können.«

»Verlassen Sie sich darauf.«

»Und Sie geben meine Wechsel nicht auf den Markt, halten sie unter Schloß und Riegel.«

»So haben wir's ausgemacht.«

»Es ist nur eine vorübergehende Stockung – Hoftrauer, welcher Unsinn – panischer Schrecken im Handel, diese kostbaren Minister könnten abtreten. Ich werde bald wieder flott sein auf dem unruhigen Wasser.«

»Mittelst eines Papierboots,« sagte der Baron lachend.

Die beiden Gentlemen schüttelten sich die Hände und schieden.

## SECHSTES KAPITEL.

Unterdessen war Audley Egerton von seinem Wagen an Lord Lansmere's Thüre in Knightsbridge abgesetzt worden. Er frug nach der Gräfin und wurde in das Besuchszimmer geführt, welches er leer fand. Egerton war blasser als sonst, und als sich die Thüre öffnete, wischte er den ungewohnten Schweiß von der Stirne, und seine festen Lippen zuckten unmerklich. Auch die Gräfin, die sich sonst wohl zu beherrschen wußte, vermochte ihre Aufregung beim Eintritte kaum zu bemeistern. Schweigend drückte sie Audley's Hand und suchte, während sie sich neben ihn setzte, ihre Gedanken zu sammeln.

Endlich begann sie:

»Wir sehen uns selten, Mr. Egerton, ungeachtet Ihrer vertrauten Beziehungen zu Lansmere und Harley. Ich suche so wenig Ihre Welt auf, und Sie kommen aus eigenem Antrieb nicht zu mir.«

»Madame,« erwiderte Egerton, »ich könnte Ihrem für mich so gütig klingenden Vorwurf mit der Bemerkung ausweichen, daß ich über meine Zeit nicht frei zu verfügen habe; aber ich thue das nicht – ich antworte Ihnen die volle Wahrheit: uns zu sehen, muß uns Beiden schmerzlich sein.«

Die Gräfin erröthete und seufzte, ohne die Bemerkung zu bestreiten.

»Und deßhalb,« fuhr Audley fort, »vermuthe ich, daß Sie mich rufen ließen, um mir etwas von Wichtigkeit mitzutheilen.«

»Es betrifft Harley,« sagte die Gräfin, gleichsam entschuldigend; »ich möchte Sie zu Rathe ziehen.«

»Harley! sprechen Sie, ich beschwöre Sie!«

»Mein Sohn wird Ihnen mitgetheilt haben, daß er ein junges Mädchen sich herangezogen hat und ausbilden ließ in der Absicht, sie zur Lady L'Estrange und seiner Zeit zur Gräfin von Lansmere zu machen.«

»Harley hat vor mir keine Geheimnisse,« sagte Egerton gedrückt.

»Diese junge Dame ist in England angekommen – ist hier – in diesem Hause.«

»Und Harley auch?«

»Nein, sie kam mit Lady N– und ihren Töchtern. Harley sollte bald nachfolgen, und ich erwarte ihn täglich.

Hier ist sein Brief. Sie sehen, noch hat er dem jungen Mädchen, das jetzt meiner Obhut anvertraut ist, seine Absichten nicht mitgetheilt – noch nie mit ihr als Liebhaber gesprochen.«

Egerton nahm den Brief und las ihn rasch Wort für Wort durch.

»Ganz recht,« sagte er, als er das Schreiben zurückgab, »und ehe er es thut, ist es sein Wunsch, daß Sie Miß Digby sehen und selbst über sie urtheilen – ist es sein Wunsch, zu wissen, ob Sie seine Wahl billigen und segnen.«

»Eben hierüber wollte ich Sie zu Rathe ziehen – ein Mädchen ohne Rang – der Vater, was nicht in Abrede zu ziehen, ein Gentleman, obgleich ein etwas zweideutiger – aber von der Mutter weiß ich gar nichts. Und Harley, für den ich auf eine Verbindung mit den ersten Familien Englands hoffte!« Die Gräfin preßte ihre Hände krampfhaft zusammen.

*Egerton.* – »Er ist kein Knabe mehr. Seine Talente sind vergeudet, sein Leben das eines Wanderers. Er bietet Ihnen die Hand dazu, sein Gemüth wieder zur Ruhe zu bringen, die ihm innewohnenden Kräfte wieder zu merken, eine Heimath neben Ihrer eigenen zu gründen. Lady Lansmere, Sie können keinen Augenblick zaudern!«

*Lady Lansmere.* – »Doch, doch! Nach all den geträumten Erwartungen, nach all den Anstrengungen, um zu verhindern –«

Egerton (sie unterbrechend) – »sind Sie ihm jetzt eine Sühne schuldig: in Ihrer Macht steht es, in der meinigen nicht.«

Die Gräfin drückte wieder Audley's Hand, und die Thränen stürzten aus ihren Augen.

»Es sei so. Ich willige ein – ich willige ein. Dies stolze Herz soll verstummen, soll sich beugen. Ach! beinahe brach es das seinige! Ich bin froh, daß Sie so reden: es freut mich, zu denken, daß er meine Einwilligung Ihnen verdankt. Hierin liegt Sühnung für uns Beide – Beide.«

»Sie sind zu edelmüthig, Madame,« sagte Egerton, sichtlich bewegt, obschon er, wie immer, kämpfte, der Bewegung Meister zu werden. »Und jetzt darf ich wohl die junge Dame sehen? Diese Unterredung ist für mich schmerzlich; selbst meine starken Nerven beben, und ich habe gegenwärtig viel durchzukämpfen – bedarf aller meiner Kraft und Festigkeit.«

»Ich höre allerdings, daß das Ministerium sich wahrscheinlich zurückziehen wird. Allein es geschieht mit Ehren: es wird von der Stimme der Nation bald wieder zurückgerufen werden.«

»Lassen Sie mich die zukünftige Gattin Harley L'Estrange sehen,« sagte Egerton, ohne diese tröstenden Worte der Beruhigung zu beachten.

Die Gräfin erhob sich und verließ das Zimmer. In wenigen Minuten kam sie mit Helene Digby zurück.

Das bleiche, zarte Kind mit dem sanften Lächeln und den klugen Augen, das wir an Leonard's Seite in dem

Dachstübchen sitzen sahen, hatte sich wunderbar entwickelt. Helene war von mittlerer Größe, von schwächlichem, aber feinem Wuchse, mit jenen weichen, vollkommen proportionirten Formen, die in ihrer wellenförmigen, schmiegsamen Anmuth dem Ideale eines Weibes entsprechen – gemacht, das Leben zu verschönern und seine rauhen Ecken abzuschleifen – als Verschönerungsmittel. Ihre Züge mochten vielleicht ein kritisches Künstlerauge nicht befriedigen – sie waren nicht durchaus regelmäßig: aber der Ausdruck derselben hatte etwas unendlich Edles und Einnehmendes; und Wenige wären wohl gewesen, die nicht ausgerufen hätten: »Welch liebliches Antlitz!« Auf ihrer milden Stirne lag ein Hauch von Schwermuth – die reifere Jugend hatte die Spuren der Kindheit nicht verwischen können. Ihr Schritt war langsam, ihr Wesen scheu, unterwürfig und ängstlich.

Audley betrachtete sie mit ernstem Auge, als sie auf ihn zu kam; und dann näher tretend nahm er ihre Hand und küßte sie.

»Ich bin der treue Freund Ihres Gönners,« sagte er und zog sie sanft auf einen Sitz neben sich in einer Fensterische. Ein rascher Blick seiner Augen schien der Gräfin den Wunsch auszudrücken, mit Helene bei Seite zu sprechen. So verstand es wenigstens die Gräfin, sie setzte sich daher in einiger Entfernung nieder und beugte sich über ein Buch.

Es war rührend, zu sehen, wie es sich der strenge Geschäftsmann angelegen sein ließ, das Gemüth dieses ruhigen, zaghaften Mädchens zu erforschen; und wer zuhörte, begriff, wie es kam, daß er in der Gesellschaft einen solchen Einfluß erlangte, und wie er in verschiedenen Perioden seines Lebens gelernt hatte, sich dem weiblichen Geschlechte anzupassen.

Zuerst redete er von Harley L'Estrange – mit Takt und Zartgefühl. Helenens Antworten waren anfangs nur einsylbig, nach und nach bekundeten sie dankbare, offene Anhänglichkeit. Audley's Stirne umschattete sich. Dann redete er von Italien; und obwohl Niemand eine weniger poetische Natur besaß, so lenkte er doch mit der Gewandtheit eines Mannes, der lange in der Welt gelebt hatte und gewöhnt war, sich über Charaktere, die dem seinigen gerade entgegengesetzt waren, Gewißheit zu verschaffen, das Gespräch auf Gegenstände, die geeignet sein konnten, das Poetische in anderen Naturen zu erschließen. Helenens Antworten zeugten von einem gebildeten Geschmack und einem bezaubernden weiblichen Gemüthe – einem Gemüthe jedoch, welches gewöhnt war, sein Colorit von Anderen zu entlehnen, das Schöne und Hehre zu schützen, zu bewundern, zu verehren, aber demüthig und bescheiden. Keine lebhaft Begeisterung, keine originellen Bemerkungen, kein Aufleuchten eines aus sich selbst schöpfenden Geistes. Zuletzt kam Egerton auf England zu sprechen, auf die kritischen Zeitumstände, auf die Ansprüche, die das Land an alle Diejenigen machen könne, welche die Fähigkeiten

besitzen, seine wirren Geschicke zu ordnen und zu leiten. Er verweilte mit Wärme auf Harley's natürlichen Talenten und freute sich, daß er nach England zurückgekehrt, vielleicht, um eine große Laufbahn zu beginnen. Helene schien überrascht, aber eine verwandte Gluth vermochte Audley's Beredtsamkeit in ihrem Gesichte nicht anzufachen. Er erhob sich, und ein Ausdruck von Enttäuschung glitt über seine ernsten, schönen Züge, verschwand jedoch eben so rasch wieder.

»Leben Sie wohl, meine theure Miß Digby, ich fürchte, ich habe Sie ermüdet, besonders mit meiner Politik. Leben Sie wohl, Lady Lansmere; Harley werde ich ohne Zweifel sehen, sobald er zurückkömmt.«

Eilend verließ er das Zimmer, erreichte seinen Wagen und hieß den Kutscher nach Downingstreet fahren. Er zog die Fenstervorhänge zu und lehnte sich in die Kissen zurück. Seine Züge zeigten eine gewisse Erschlaffung, und ein- oder zweimal drückte er die Hand mechanisch auf das Herz.

»Sie ist gut, lebenswürdig, verständig – wird ohne Zweifel eine ausgezeichnete Gattin geben,« murmelte er. »Allein fühlt sie für Harley diejenige Liebe, von welcher er geträumt hat? Nein! Hat sie die Macht und die Energie, seine Fähigkeiten wach zu rufen und der Welt den Harley von ehemdem wiederzugeben? Nein! Vom Himmel dazu bestimmt, der Schatten von eines Anderen Sonne – nicht die Sonne selbst – zu sein, wird dieses Kind niemals die Vergangenheit versöhnen, nie die Zukunft erhellen.«

SIEBENTES KAPITEL.

Am Abend dieses Tages langte Harley L'Estrange im Hause seines Vaters an. Die wenigen Jahre, die verflossen, seit wir ihn zuletzt gesehen, hatten in seiner äußeren Erscheinung keine merkliche Veränderung hervorgebracht. Es war noch immer dieselbe jugendlich elastische Gestalt, dieselbe Mannigfaltigkeit in dem stets wechselnden Ausdruck seiner Züge. Er schien aufrichtig erfreut, seine Eltern wiederzusehen, und hatte etwas von der Fröhlichkeit und der Zärtlichkeit eines Knaben, der von der Schule zurückkam. Sein Benehmen Helenen gegenüber offenbarte den ritterlichen Sinn, der alle die verwickelten Labyrinth seines Charakters durchdrang. Es war zärtlich, aber achtungsvoll; das ihrige unterwürfig – aber voll unschuldiger Freundlichkeit und sanfter Herzlichkeit. Harley führte hauptsächlich das Wort. Die Zeitlage war so kritisch, daß er die Besprechung politischer Fragen nicht umgehen konnte, und er legte hiebei wirklich ein bisher nie bewiesenes Interesse an den Tag. Lord Lansmere war entzückt.

»So, Harley, du liebst doch noch dein Vaterland?«

»Wenn ich es in Gefahr glaube – ja!« entgegnete der Patrizier; und der Sybarite schien zum Athener zu werden. Dann erkundigte er sich eifrig nach seinem alten Freunde Audley, und nachdem seine Neugierde befriedigt war, wollte er auch die Neuigkeiten in der literarischen Welt

wissen. Er hatte viel von einem erst kürzlich erschienenen Buche gehört. Er nannte dasselbe, welches von Pfarrer Dale seinem Freunde Professor Moß zugeschrieben worden war; Keines der Anwesenden hatte es gelesen.

Harley tadelte sie darob und beschuldigte sie Alle in sinnreicher, bildlicher Redeweise des Stumpfsinnes und der Gleichgültigkeit. Dann fuhr er fort: »Und Stadtgeklatsch?«

»Es kömmt uns nie welches zu Ohren,« sagte Lady Lansmere.

»Von einem neuen Pfluge wird bei Boodle viel gesprochen,« bemerkte Lord Lansmere.

»Der Himmel lasse ihn gedeihen. Aber wird nicht von einem neuen Manne in White's Club viel gesprochen?«

»Ich gehöre nicht zu White's Club.«

»Dessenungeachtet könnten Sie von ihm gehört haben – es ist ein Ausländer, ein Graf von Peschiera.«

»Ja,« antwortete Lord Lansmere, »er wurde mir in dem Park gezeigt – ein schöner Mann für einen Ausländer; trägt seine Haare so geschnitten, wie es sich gehört; sieht aus wie ein Gentleman und wie ein Engländer.«

»Aha! So ist er hier!« Und Harley rieb sich die Hände.

»Welchen Weg nahmst du? Ueber den Simplon?«

»Nein; ich komme direkt von Wien.«

Er gab nun eine äußerst lebendige Schilderung seiner Reiseabenteuer und entzückte Lord Lansmere immer mehr durch seine Fröhlichkeit, bis es Zeit war, sich zur Ruhe zu begeben. Sobald sich Harley in seinem Zimmer befand, suchte ihn seine Mutter auf.

»Nun,« sagte er, »ich brauche nicht zu fragen, ob dir Miß Digby gefällt? Wem gefiele sie nicht?«

»Harley,« mein innigst geliebter Sohn,« rief die Mutter, in Thränen ausbrechend, »sei glücklich auf deine Art; nur sei glücklich, das ist alles, um was ich bete.«

Harley, tiefbewegt, beantwortete diesen liebevollen Ausruf in Ausdrücken zärtlichen Dankes. Dann allmählig auf Helene das Gespräch lenkend, frug er abgebrochen:

»Und in Beziehung auf unser Glück – das ihrige so gut wie das meinige – was ist deine Meinung? Sprich offen.«

»Daß sie glücklich wird, kann keinem Zweifel unterliegen,« entgegnete die Mutter stolz. »Du – wie kannst du mich fragen? Hast du nicht selbst für dich entschieden?«

»Aber der Beifall Anderer erfreut und ermuthigt bei jedem noch so wohl überlegten Versuche. Helene hat gewiß das edelste Gemüth.«

»So vermuthe ich. Allein ihr Geist –«

»Ist reichlich ausgerüstet.«

»Sie spricht so wenig –«

»Ja. Ich möchte wissen, warum? Sie ist doch ein Weib!«

»Pah!« sagte die Gräfin, indem sie ein schwaches Lächeln nicht unterdrücken konnte. »Aber erzähle mir mehr davon, wie es mit deinem Versuche gegangen. Du nahmst sie als Kind zu dir und beschlossest, sie nach deinem eigenen Ideal zu erziehen. War das leicht?«

»So schien es. Ich wollte ihr Liebe zur Wahrheit einprägen – sie war schon von Natur so wahr wie der Tag; Sinn für die Natur und für alles, was in der Natur ist, schien ihr

angeboren; das Verhältniß der Kunst zur Natur, daß letztere durch erstere ihre Erklärung finde – dies ihr begreiflich zu machen, war schon schwieriger. Das Verständniß wird, denke ich, noch kommen. Du hast sie spielen und singen hören?«

»Nein.«

»Du wirst erstaunt sein. Weniger Talent hat sie für's Zeichnen. Was durch Unterricht erreicht werden konnte, ist erreicht – mit Einem Wort, sie ist auf das Sorgfältigste ausgebildet. Gemüth, Herz, Geist – alles das ist vortrefflich.« Harley hielt inne und unterdrückte einen Seufzer. »Gewiß, ich sollte sehr glücklich werden,« sagte er und begann seine Uhr aufzuziehen.

»Natürlich muß sie dich lieben!« sagte die Gräfin nach einer Pause. »Wie könnte sie nicht?«

»Mich lieben? Meine theure Mutter, eben das ist es, was ich noch zu fragen habe.«

»Zu fragen? Liebe enthüllt sich durch einen einzigen Blick; da bedarf es keines Fragens.«

»Dann hat sie sich mir noch nicht enthüllt, dessen bin ich sicher. Die Sache ist, daß ich sie, wie du dir wohl denken kannst, noch während ihrer Kinderjahre aus dem Hause gab. Sie lebte bei einer italienischen Familie, in der Nähe meiner Wohnung. Ich besuchte sie oft, leitete ihre Studien, verfolgte die Fortschritte, die sie machte –«

»Und drücktest dir Amor's Pfeil in die Brust?«

»Ein Pfeil ist gar ein scharfes Ding. Nein, ich erinnere mich nicht eines solchen Pfeils. Alles ging seinen ruhigen, geweihten Weg, bis ich endlich bei mir sprach: ›Harley

L'Estrange, deine Zeit ist gekommen. Die Knospe hat sich zur Blume entfaltet. Nimm sie an deine Brust. Und ich antwortete mir demüthig: »So sei es.« Dann erfuhr ich, daß Lady N– mit ihren Töchtern in nächster Zeit nach England zurückkehren werde. Ich ersuchte Mylady, dir meine Mündel zu bringen. Ich schrieb dir und bat um deine Einwilligung; und nachdem diese gegeben, wußte ich, daß du auch die meines Vaters erlangen würdest. Ich bin hier – du zollst mir den Beifall, um den es mir zu thun war. Ich will morgen mit Helene sprechen. Aber wer weiß, am Ende bescheidet sie mich doch abschlägig.«

»Seltsam – seltsam, du sprichst so kühl, so leichthin – du, dessen Herz einer so glühenden Liebe fähig ist!«

»Mutter,« sagte Harley ernst, »laß dir das genügen! *Mir* genügt es. Die Liebe von früher – das fühle ich nur zu gut – kann bei mir nie mehr einziehen. Aber eine sanfte Gefährtin, zarte Freundschaft, das sonnige, alles erwärmende Lächeln eines Weibes – später fröhliche Kinderstimmen, eine Musik, deren Echo in den Herzen der Eltern die dauerndsten und reinsten Sympathien weckt, das sind meine Hoffnungen. Sind sie so gering anzuschlagen, meine zärtliche Mutter?«

Wieder weinte die Gräfin, und ihre Thränen waren noch nicht getrocknet, als sie ihren Sohn verließ.

#### ACHTES KAPITEL.

Helene, schöne Helene, in der sich die ruhige, heitere, unbeachtete, tief empfundene Vortrefflichkeit des Weibes verkörpert! Des Weibes, nicht wie es der Dichter als sein

Ideal aus den Lüften herabbeschwört, sondern als Genossin eines Dichters auf Erden! Des Weibes, welches dessen Mangel durch eine klare Anschauung des Alltagslebens mit feinem Takte ergänzt, während *sein* Fuß auf der Erde strauchelt, weil sein Auge zu fest an den Sternen haftet! Des sorgenden, tröstenden Weibes – des Engels, dessen Fittige das Herz umschließen, zum Schutze des göttlichen Springquells gegen die eisigen Winde dieser Welt! Helene, sanfte Helene, bist du wirklich das Wesen, in welchem der wilde, glänzende ›Herr des behaglichen Ueberflusses‹ die Wiedergeburt seines Lebens, die Wiedertaufe seiner Seele finden soll? Was helfen deine bescheidenen, vernünftigen, häuslichen Tugenden ihm, den sein Reichtum vor herben Prüfungen bewahrt? – dessen Sorgen außerhalb deines Gesichtskreises liegen? – dessen unruhigem, bald emporstrebendem, bald verzagendem Geiste zu folgen, einen feineren Blick erfordert, als der deine ist, und eine Kraft, welche der Vernunft, wenn sie zu sinken droht, die Schwingen der Begeisterung und der Leidenschaft zu unterbreiten versteht?

Und du selbst, scheues, anspruchsloses Naturkind, das aus der Verborgenheit herausgelockt und in der ruhigen, warmen Atmosphäre heiliger, seliger Liebe zur Entwicklung gebracht werden mußte – kann dir die Zuneigung, welche dir Harley L'Estrange zu bieten hat, genügen? Werden die Blüten, die noch vom Kelche umschlossen sind, nicht dahin welken unter dem Schirme, welcher sie vielleicht gegen den Sturm schützt, aber zugleich auch gegen die Sonne abschließt? Du, die, wo sie Liebe gibt,

schüchtern Gegenliebe sucht – die Demjenigen, welchem all' deine Treue, all' deine Hingebung gehört, der Seele süße Nothwendigkeit, die unzertrennliche Lebensgefährtin sein will – kannst du auf die Quellen der Freude und des Leids in einem Herzen einwirken, das bei Nennung deines Namens nicht rascher schlägt? Besitzest du die Zauberkraft des Mondes, daß Ebbe und Fluth dieser launischen See deinem Willen gehorchen? Und doch, wer kann sagen – wer vermuthen, wie nahe sich zwei Herzen kommen können, wenn keine Schuld zwischen ihnen liegt, und die Zeit allein die Bande knüpft? Das Seltsamste auf dieser Welt ist eine Verbindung, in welcher beide Theile durch die Gegensätze in ihren Naturen ein harmonisches Ganzes bilden, indem sie gegenseitig ihre Mängel ausgleichen und durch Verschmelzung Eine starke Menschenseele schaffen! Es ist schon Glück, wenn da, wo sogar der Friede nur selten einkehrt, Jedes, wenn auch nicht die Flamme, doch wenigstens den Weihrauch zum Altare bringen kann. Wo der Sinn des Mannes edel und hochherzig, der der Frau sanft und keusch ist, wird Liebe mit der Zeit vielleicht kommen, wenn sie nicht vorher schon da ist; anderen Falls wenn die Rosen im Kranze fehlen, mag man nach der Rose seufzen, hat aber auch keine Dornen zu fürchten.

Der Morgen war mild, ungeachtet des Nebels, der in London den herannahenden Winter anzeigt, und Helene ging nachdenklich unter den Bäumen spazieren, welche den Garten von Lord Lansmere's Hause umgaben. Viele Blätter hingen noch an den Aesten; aber sie waren dürr

und welk. Und die Vögel zwitscherten bisweilen: aber ihre Weise klang traurig und klagend. Das Leben in diesem Hause war für Helenen's schüchternes, unterwürfiges Gemüth bis zu Harley's Ankunft fremd und drückend gewesen. Lady Lansmere hatte sie zwar freundlich, aber mit einer gewissen Zurückhaltung empfangen, und ihr gemessenes Benehmen, welches die Gräfin nur Harley gegenüber ablegte, hatte dem verwaisten Mädchen große Scheu eingeflößt. Sogar Lady Lansmere's Interesse an Harley's Wahl – ihre Versuche, Helene mittheilsamer zu machen – die Aufmerksamkeit, mit der sie jedem Worte aus ihrem Munde, jeder ihrer Bewegungen folgte – alles das ängstigte das arme Kind, so daß sie gegen sich selbst ungerecht wurde.

Auch die Dienerschaft, welche gesetzt, ernst und respektvoll war, wie es sich für einen würdevollen, altväterischen Haushalt ziemte, bildete zu dem freundlichen Willkommnlächeln und dem Geplauder des italienischen Gesindes einen peinlichen Gegensatz. Die Erinnerung an das gemüthliche Leben auf dem Festlande, welches sogar die Blödigkeit überwinden hilft, machte die ruhige, eiskalte Präcision in allem, was um sie her vorging, doppelt feierlich und entmuthigend. Lord Lansmere selbst, der von Harley's Absichten noch nichts wußte und sich nicht träumen ließ, daß er in dem jungen Mädchen, welches, wie er sich einbildete, von Harley in einem Anfall romantischer Großmuth als Mündel angenommen worden, seine künftige Schwiegertochter vor sich habe, war in seinem Benehmen gegen sie leutselig und artig, wie

es sich für ihn als Wirth gehörte. Aber er sah in Hele-  
ne noch das reine Kind und überließ sie demgemäß der  
Gräfin. Das dunkle Gefühl ihrer zweideutigen Stellung –  
ihrer im Vergleich mit ihrer Umgebung verhältnißmäßig  
niedrigen Geburt lag wie ein Alp auf ihrer Seele; und so-  
gar ihre Dankbarkeit gegen Harley wurde ihr in Folge ei-  
nes Gefühls von Hülfflosigkeit drückend. Die Dankbarkeit  
sehnt sich nach Vergeltung. Und was könnte sie je für ihn  
thun?

In solchen Gedanken wandelte sie durch die geschlän-  
gelten Wege, und diese erzwungene Nachbildung einer  
ländlichen Gegend – das laute, über die hohen, düsteren  
Mauern hinweg sichtbare London, welchem nicht einmal  
von den Fenstern des regelrecht vier eckigen Gebäudes  
aus zu entgehen war – erschien ihr, deren Herz nach der  
einfachen liebenden Natur verlangte, so recht als das Bild  
der fesselnden Schranken des Ranges. Helenen's Träu-  
mereien wurden durch Nero's freudiges Bellen unterbro-  
chen. Er hatte sie gesehen, kam in lustigen Sprüngen  
auf sie zu und drückte seinen mächtigen Kopf in ihre  
Hand. Während sie sich bückte, um das Thier zu lieb-  
kosen, glücklich über seinen ehrlichen Gruß, und Thrä-  
nen, die ihr längst in den Augen gestanden, stumm auf  
sein Gesicht herabfielen (denn nichts rührt uns mehr, als  
die herzliche Zutraulichkeit eines Hundes, wenn uns die  
Menschen verletzt oder zurückgestoßen haben), hörte sie  
Harley's musikalische Stimme hinter sich. Hastig trockne-  
te und unterdrückte sie ihre Thränen, als ihr Gönner zu  
ihr trat und ihren Arm in den seinigen legte.

»Ich hatte gestern Abend so wenig von Ihrer Unterhaltung, meine theure Mündel, daß ich Sie jetzt wohl ganz in Beschlag nehmen darf, selbst auf Nero's Kosten. So wären Sie also wieder in dem Lande Ihrer Geburt!«

Helene seufzte leise.

»Darf ich nicht hoffen, daß Sie unter glücklicheren Auspicien zurückkehren, als diejenigen waren, welche Ihre Kindheit kannte?«

Helene erhob die Augen mit inniger Dankbarkeit zu ihrem Gönner, und die Erinnerung an alles, was sie ihm schuldete, vergegenwärtigte sich ihrer Seele.

Mit wehmüthig ernstem Tone fuhr Harley fort:

»Helene, Ihr Auge dankt mir; aber hören Sie mich an, ehe Sie reden. Ich verdiene keinen Dank. Ich bin auf dem Punkte, Ihnen ein eigenthümliches Geständniß abzulegen, das von meiner Selbstsucht zeugt.«

»Sie! O, unmöglich!«

»Urtheilen Sie selbst und dann entscheiden Sie, wer von uns Beiden Ursache hat, dankbar zu sein. Helene, als ich kaum Ihr Alter erreicht hatte – den Jahren nach ein Knabe, aber im Herzen, wie ich glaube, mehr ein Mann mit der Vollkraft und dem erhabenen Streben eines Mannes, als ich es je seither war – liebte ich, und tief –«

Er hielt einen Augenblick inne, sichtbar mit sich kämpfend. Helene lauschte in stummer Ueberraschung; aber seine Aufregung theilte sich ihr mit; ihr weiches Mädchenherz sehnte sich, zu trösten. Ohne daß sie es wußte, ruhte ihr Arm weniger leicht auf dem seinigen.

»Tief und kummervoll. Es ist eine lange Geschichte, die besser später einmal erzählt wird. Die Welt würde meine Liebe Wahnsinn nennen. Ich habe damals die Vernunft nicht darüber zu Rathe gezogen, und kann es auch jetzt nicht thun. Genug, der Tod traf plötzlich, fürchterlich und mir unerklärbar sie, die ich liebte. Die Liebe lebte fort. Vielleicht zu meinem Glücke fand ich bald Zerstreuung, nicht für den Schmerz, aber dafür, daß ich mich nicht unthätig darin verzehrte. Ich wurde Soldat; ich trat in unsere Armee. Man nannte mich tapfer. Schmeichelei! Ich war feige angesichts des Gedankens an das Leben. Ich suchte den Tod; gleich dem Schläfe kommt er nicht, wenn er gerufen wird. Es wurde Friede. Wie die Segel fallen, wenn der Wind sich legt, so erschien mir, nachdem die Aufregung vorüber war, alles schal und gleichgültig. Schwer, schwer war mein Herz. Vielleicht wäre der Kummer weniger hartnäckig gewesen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, mir selbst Vorwürfe machen zu müssen. Seitdem bin ich ein Wanderer gewesen – ein freiwillig Verbannter. Der Ehrgeiz des Knaben ist spurlos verschwunden. Flammen, die das Innerste des Herzens erreichen, zehren fort und fort, bis alles Asche ist. Lassen Sie mich kurz sein: nicht unmännliche Klage beabsichtigte ich – ich, dem der Himmel so viele Segnungen verliehen! Die alltäglichen Interessen und Freuden der Menschen berührten mich nicht mehr. Ich erschrak vor den wunderlichen Launen, die – ich fühlte es – nach und nach in mir Wurzel faßten. Ich beschloß, mich wieder an ein

lebendes Herz anzuschließen – nur hierin sah ich Hoffnung, mein eigenes wieder aufzuwecken. Aber die Eine, die ich geliebt hatte, blieb für mich als Urbild der Weiblichkeit; und sie war verschieden von allen; die ich sah. Da sagte ich zu mir selbst: ›Ich will ein junges, frisches Leben von zarter Kindheit auf zu meinem Ideal heranbilden!‹ Während mich dieser Gedanke beschäftigte, führte mich der Zufall mit Ihnen zusammen. Die Romantik Ihrer Kinderjahre, Ihr Muth, Ihr gutes Herz rührte und bezauberte mich, und ich sagte mir: ›Hier ist, was ich suche!‹ Helene, als ich mich zu Ihrem Vormund machte, als mir die Ausbildung meiner gelehrigen Mündel am Herzen lag, war ich, ich wiederhole es, nur Egoist. Und jetzt, nachdem Sie in ein Alter getreten sind, welches mir erlaubt, zu sprechen, und Ihnen, mich anzuhören – jetzt, da Sie sich unter dem geheiligten Dache meiner Mutter befinden – jetzt frage ich Sie: Können Sie dieses Herz annehmen so, wie vergeudete Jahre und allzu nachgiebig genährter Kummer es gelassen haben? Können Sie wenigstens meine Trösterin sein? Können Sie mir dazu helfen, das Leben als eine Pflicht zu betrachten und mich wieder für jenes Streben zu begeistern, welches einst die armseligen Schranken unseres kleinlichen Alltagslebens überflügelte? Helene, hier frage ich Sie, können Sie mir alles dieses sein als – meine Gattin?«

Vergeblich wäre es, die raschen, wechselnden, unerklärbaren Empfindungen zu beschreiben, welche, während Harley sprach, auf das Herz seiner jugendlichen Zuhörerinnen einströmten. Er hatte die Springfedern der

Ueberraschung, des Mitleids, der zarten Verehrung, der Theilnahme und kindlichen Dankbarkeit in einer Weise in Bewegung gesetzt, daß sie, als er innehielt und sanft ihre Hand ergriff, in sprachloser Verwirrung vor ihm stand. Lächelnd blickte er auf ihr erröthendes, niedergebeugtes ausdrucksvolles Antlitz. Er überzeugte sich sofort, daß der Gedanke an solche Vorschläge ihr nie in den Sinn gekommen war; daß sie in ihm nie einen Freier vermuthet, ja ihr Herz noch nicht einmal über die Natur der Gefühle, welche sein Bild in ihr geweckt, ausgeforscht hatte.

»Meine Helene,« nahm er mit ruhigem Pathos in seiner Stimme wieder auf, »wir sind in den Jahren etwas ungleich, und vielleicht darf ich nicht mehr auf diejenige Liebe hoffen, welche die Jugend von der Jugend empfängt. Gestatten Sie mir einfach eine Frage, die Sie mir offen beantworten werden: Können Sie während unseres ruhigen Lebens in der Fremde oder unter dem Dache unserer italienischen Freunde Jemand gesehen haben, den Sie mir vorziehen?«

»Nein, o nein!« murmelte Helene: »wie wäre das möglich? Wer gleicht Ihnen?« Dann, sich plötzlich aufrufend – denn ihr angeborner Wahrheitssinn wurde unruhig, und gerade ihre kindliche, ehrerbietige Zuneigung zu Harley machte ihr bange, sie könnte ihn täuschen – trat sie ein wenig bei Seite und sagte:

»O mein theurer Gönner, edelster aller Menschen – wenigstens in meinen Augen – vergeben Sie, vergeben Sie mir, wenn ich undankbar, unentschlossen scheine; aber

unmöglich, unmöglich kann ich mich Ihrer würdig halten. Nie erhob ich meine Augen so hoch. Ihr Rang, Ihre Stellung –«

»Warum müssen sie mein ewiger Fluch sein? Vergessen Sie dieselben, und fahren Sie fort.«

»Es ist nicht bloß dies,« sagte Helene, beinahe schluchzend, »obgleich es schon viel ist; aber ich Ihr Ideal! – ich! – unmöglich! O, wie kann ich je einem Manne gleich Ihnen Nutzen, Hülfe, Trost bringen!«

»Sie können es, Helene – Sie können es!« rief Harley, bezaubert durch ihre freimüthige Bescheidenheit. »Darf ich diese Hand nicht behalten?«

Und Helene ließ ihre Hand in der seinigen, wandte ihr Gesicht ab und weinte. Langsame Schritte nahten sich zwischen den winterlichen Bäumen.

»Meine Mutter,« sagte Harley L'Estrange aufblickend, »ich stelle dir meine zukünftige Gattin vor.«

## NEUNTES KAPITEL.

Langsam und mit zerstreuter Miene richtete Harley L'Estrange nach dieser bedeutungsvollen Unterredung mit Helene seine Schritte Egerton's Wohnung zu. Er war gerade in eine der Straßen getreten, welche nach Grosvenor Square führten, als ein junger Mann, aus der entgegengesetzten Richtung kommend, gegen ihn anstieß und mit einer kurzen Entschuldigung ausweichen wollte, ihn aber sofort erkannte und ausrief: »Was! Sie in England, Lord L'Estrange! Empfangen Sie meinen Glückwunsch zu

Ihrer Rückkehr. Aber Sie scheinen sich meiner kaum zu erinnern.«

»Ich bitte um Entschuldigung, Mr. Leslie. Jetzt erkenne ich Sie – an Ihrem Lächeln; aber Sie stehen in einem Alter, in welchem mir die Bemerkung wohl gestattet ist, daß Sie älter aussehen, als bei unserem letzten Zusammentreffen.«

»Und doch scheint es mir, Lord L'Estrange, als sehen Sie jünger aus.«

Diese Erwiderung war insofern richtig, als die Verschiedenheit der Jahre zwischen Beiden in der That weniger, als früher, hervortrat; denn die Runzeln in dem Herzen des Ränkeschmieds drückten sich in seinem Gesichte aus, während die von Harley träumerisch verehrten Göttinnen der Wahrheit und der Schönheit ihrem Jünger ewige Jugend verliehen zu haben schienen.

Harley nahm das Kompliment mit einer Gleichgültigkeit auf, die eines Stoikers würdig gewesen wäre, aber bei einem Gentleman, der so eben einer viel jüngeren Dame seine Hand angeboten hatte, kaum natürlich erschien.

Leslie begann von Neuem: »Vielleicht sind Sie auf dem Wege zu Mr. Egerton. In diesem Falle würden Sie ihn nicht zu Hause finden; er ist auf seinem Bureau.«

»Ich danke. So muß ich zurück und ihn dort aufsuchen.«

»Ich bin gleichfalls auf dem Wege zu ihm,« sagte Randal zögernd.

Das Wenige, was L'Estrange von Mr. Leslie gesehen, hatte ihn nicht für diesen Gentleman eingenommen; allein Randal's Bemerkung schloß eine Berufung an seine gewöhnte Höflichkeit in sich, und er erwiderte deshalb mit der Bereitwilligkeit des Mannes von Bildung:

»Gehen wir zusammen.«

Randal nahm denn ihm angebotenen Arm, und Lord L'Estrange hatte, wie gewöhnlich, wenn man lange auswärts war, in dem nun folgenden Zwiegespräch die Rolle des Fragenden.

»Egerton ist wohl immer der gleiche – zu beschäftigt, um Krankheit, und zu fest, um Sorgen aufkommen zu lassen?«

»Wenn er auch das eine oder das andere fühlt, so wird man doch nie einen Laut der Klage von ihm vernehmen. Aber in der That, mein theurer Lord, ich möchte sehr gerne hören, was Sie von seiner Gesundheit denken.«

»Wie? Sie erschrecken mich!«

»Nein, das war nicht meine Absicht; und ich bitte, lassen Sie ihn nicht wissen, daß ich so weit gegangen bin. Aber es kam mir vor, als ob er ein wenig angegriffen und leidend aussehe.«

»Armer Audley!« sagte L'Estrange im Tone tiefen Mitgeföhls. »Ich will ihn ausforschen und, seien Sie versichert, ohne Sie zu nennen; denn ich weiß recht gut, wie wenig er es liebt, ein menschliches Gebrechen bei ihm vermuthen zu lassen. Ich bin Ihnen verbunden für Ihren Wink – verbunden für Ihr Interesse an einem mir so theuern Freunde.«

Und Harley's Stimme klang gegen Randal herzlicher, als je zuvor. Dann erkundigte er sich, was Randal von den bis zu ihm gedrunghenen Gerüchten hinsichtlich einer möglichen Niederlage der Regierung halte, und wie weit eine solche Möglichkeit auf Audley's Gemüthsstimmung Einfluß übe. Allein in diesem Punkte war Randal, wohl bemerkend, daß ihm Harley nichts mittheilen konnte, vorsichtig und zurückhaltend.

»Der Verlust des Amtes kann einen Mann, wie Egerton, doch gewiß nicht anfechten,« bemerkte Lord L'Estrange. »Er wäre auf den Bänken der Opposition eben so groß – vielleicht noch größer; und was die Einkünfte betrifft –«

»Die Einkünfte sind beträchtlich,« unterbrach ihn Randal mit einem halben Seufzer.

»So beträchtlich, daß sie, wenn ich nicht irre, ungefähr den zehnten Theil von demjenigen decken, was unseren verschwenderischen Freund seine Stellung kostet. Nein, Eines muß man den englischen Staatsmännern lassen: reicher ist durch seinen Posten keiner geworden.«

»Und daß Mr. Egerton's Privatvermögen bedeutend ist, halte ich für ausgemacht,« warf Randal nachlässig hin.

»Das muß es sein, wenn er Zeit hat, danach zu sehen.«

Eben gingen sie an dem Hotel vorüber, in welchem der Graf von Peschiera wohnte.

Randal blieb stehen.

»Wollen Sie mich einen Moment entschuldigen? Da wir gerade an diesem Hotel vorbeikommen, so möchte ich hier meine Karte zurücklassen.«

Mit diesen Worten übergab er einem Kellner, der unter der Thüre lungerte, seine Karte.

»Für den Grafen von Peschiera,« sagte er laut.

L'Estrange war betroffen; und nachdem Randal von Neuem seinen Arm genommen, sagte er:

»So, dieser Italiener wohnt hier? Und Sie kennen ihn?«

»Nur oberflächlich, wie man jeden Fremden kennt, der Aufsehen erregt.«

»Er erregt Aufsehen?«

»Natürlich; denn er ist schön, witzig, und wie man behauptet, sehr reich – das heißt, so lange er die Einkünfte seines verbannten Veters bezieht.«

»Ich sehe, Sie sind gut unterrichtet, Mr. Leslie. Und was, glaubt man, hat den Grafen von Peschiera hieher geführt?«

»Ich hörte etwas, was ich nicht ganz verstand – von einer Wette, die er einging, daß er die Tochter seines Veters heirathen werde, wodurch er sich die ganze Erbschaft sichern würde. Der Zweck seines hiesigen Aufenthalts soll deßhalb auch sein, eben diesen Vetter aufzusuchen und die Erbin zu gewinnen. Aber ohne Zweifel kennen Sie die Geschichte besser und können mir sagen, ob an dem Gerede etwas Wahres ist.«

»Ich weiß wenigstens so viel, daß, wenn er eine solche Wette angeboten hat, ich Ihnen rathen würde, jede Summe gegen ihn zu halten, und wäre es Hundert gegen Eins,« sagte L'Estrange trocken; und während seine Lippe vor Entrüstung bebte, blitzte sein Auge voll feiner Ironie.

»Sie glauben also, daß dieser arme Verwandte ein solches Bündniß nicht braucht, um seine Güter wieder zu bekommen?«

»Ja; denn bis jetzt habe ich keinen Schurken getroffen, gegen den ich nicht wetten würde, wenn er sein Schurkenglück gegen Vorsehung und Gerechtigkeit einsetzt.«

Randal stampfte mit dem Fuße, und es war ihm, als hätte ein Pfeil sein Herz geritzt; aber bald faßte er sich wieder.

»In der That geht auch noch ein anderes Gerücht: nämlich, die fragliche junge Dame sei bereits verheirathet – mit einem Engländer.«

Dieses Mal war es Harley, der mit dem Fuße stampfte. »Gütiger Himmel, das kann nicht wahr sein, das würde alles verderben! Einen Engländer gerade in diesem Augenblick! Aber doch einen Engländer von entsprechendem Rang oder wenigstens mit politischen Ansichten, die erwiesenermaßen das Gegentheil von dem sind, was man in Oestreich revolutionäre Doctrinen nennt?«

»Ich weiß nichts. Allein man sprach nur von einem gewöhnlichen Privatmann aus guter Familie. Würde das nicht genügen? Kann der österreichische Hof der Tochter eine Heirath als Bedingung für die Begnadigung Ihres Vaters vorschreiben?«

»Nein – das nicht!« sagte Harley in großer Unruhe. »Aber denken Sie sich selbst in die Lage eines Ministers in einer der großen europäischen Monarchieen. Denken

Sie sich einen wegen seiner Stellung und seines Reichthums zu fürchtenden politischen Insurgenten, der geächtet worden ist; denken Sie sich auf der einen Seite alle die Verwendungen für ihn, auf der andern Seite eine mächtige Partei, die ihren Einfluß gegen ihn benützt; und gerade, wenn der Minister geneigt wäre, Nachsicht zu üben, hört er, daß die Erbin dieses Reichthums und dieser Stellung mit dem Angehörigen eines Landes verheirathet ist, in welchem eben jene Ansichten, welche die Verbannung des Insurgenten zur Folge gehabt hatten, die kräftigste Unterstützung finden, daß mithin das zurückerstattete Vermögen leicht zu Störung der Sicherheit der Nation, der bestehenden Ordnung der Dinge, angewendet werden könnte – noch dazu in einer Zeit, da in Frankreich eine Volksrevolution ausgebrochen ist<sup>1</sup> und ihre Wirkungen gerade im Heimathlande des Verbannten am fühlbarsten macht. Denken Sie sich alles das und sagen Sie selbst, ob irgend etwas für die Hoffnungen des Verbanneten ungelegener kommen oder seinen Gegnern stärkere Beweisgründe für Nichtausfolge seines Vermögens an die Hand geben könnte? Aber weg damit! Das muß ein Hirngespinnst sein! Wäre es wahr, so hätte ich davon gehört.«

»Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, mein Lord – es kann an einem solchen Gerede nichts Wahres sein. Vielleicht hat irgend ein Engländer, der, die wahrscheinliche Begnadigung des Verbannten in Aussicht nehmend, auf

---

<sup>1</sup>Wahrscheinlich ist hier die Revolution gemeint, welche Louis Philipp an die Stelle Karls X. auf den Thron setzte.

eine Erbin rechnete, das Gerücht verbreitet, um andere Bewerber ferne zu halten. So, wie Sie die Sachlage schilderten, würde er jedoch in der Braut, wie es scheint, keine Erbin finden?«

»Sicher nicht. Es möchte verabredet werden, was wollte, so kann ich mir nicht vorstellen, daß ihm das Vermögen ausgefolgt werden würde, wenn man auch den Kindern die Anwartschaft darauf vorbehält. Aber es gehört wahrhaftig so sehr zu den Seltenheiten, wenn eine Italienerin von hoher Geburt einen Ausländer heirathet, daß wir den Gedanken hieran mit einem Lächeln über das lange Gesicht des vorausgesetzten Glücksjägers fallen lassen können. Der Himmel helfe ihm, wenn er existirt!«

»Amen,« echote Randal andächtig.

»Ich höre, daß Peschiera's Schwester nach England zurück gekommen ist. Kennen Sie sie gleichfalls?«

»Ein wenig.«

»Mein theurer Mr. Leslie, entschuldigen Sie, wenn ich mir eine Freiheit nehme, zu der mich unsere Bekanntschaft an sich nicht berechtigt. Gegen die Dame sage ich nichts. Ja, ich habe sogar Manches vernommen, was ihr einen Anspruch auf Mitleid und Achtung gibt. Allein was Peschiera betrifft, so vermuthet jeder Ehrenmann hinter ihm einen Schurken – ich weiß, daß er einer ist. Nun dünkt mich, daß, je länger wir uns jenen Abscheu vor jedweder Büberei, der einem unverdorbenen Jünglingsherzen angeboren ist, bewahren, um so schöner unser Mannes- und um so ehrwürdiger unser Greisenalter sein

wird. Nicht wahr?« Und indem sich Harley plötzlich umwandte, fielen seine Augen gleich einem Lichtmeer auf Randal's bleiches, verschlossenes Antlitz.

»Gewiß,« murmelte der Ränkeschmied.

Harley betrachtete ihn, dann wich er mechanisch zurück und machte seinen Arm los.

Zum Glück für Randal, der die falsche Stellung, in die er gerathen war, recht wohl durchfühlte, ohne sich indessen über das Wie und Warum klar zu werden, faßte Jemand seinen Ann, und eine helle, offene, männliche Stimme rief:

»Wie geht es dir, mein lieber Junge? Ich sehe, du bist jetzt beschäftigt; aber suche mich im Laufe des Tages in meiner Wohnung auf, wenn du es machen kannst.«

Und mit einer Verbeugung gegen Lord L'Estrange, welche für die Unterbrechung um Entschuldigung bitten sollte, ging der Sprechende weiter, als Harley sagte:

»Nein, ich will Sie nicht Ihrem Freunde entziehen, Mr. Leslie. Auch eilt Ihr Besuch bei Egerton durchaus nicht, denn als sein älterer Freund werde ich das Recht des Vortritts in Anspruch nehmen.«

»Es ist Mr. Egerton's Neffe, Frank Hazeldean.«

»Bitte, rufen Sie ihn zurück und stellen Sie mich ihm vor. Er hat ein Gesicht, das beinahe Timon mit Athen ausgesöhnt haben würde.«

Randal gehorchte; und nachdem Harley mit Frank einige freundliche Worte gewechselt, bestand er darauf, die beiden jungen Leute zu verlassen, und ging lebhafteren Schrittes Downingstreet zu.

ZEHNTES KAPITEL.

»Dieser Lord L'Estrange scheint ein sehr guter Kamerad zu sein.«

»So so – ein verweichlichter Humorist – schwatzt das dümmste Zeug und bildet sich ein, es sei gescheidt. Laß ihn laufen. Du wolltest mit mir sprechen, Frank?«

»Ja; ich bin dir so dankbar, daß du mich mit Levy bekannt machtest. Ich muß dir erzählen, wie schön er sich benommen hat.«

»Halt; erlaube mir, dir in das Gedächtniß zurückzurufen, daß ich dich mit Levy nicht bekannt machte; du hattest ihn, wenn ich mich recht erinnere, vorher bei Borrowwell getroffen, und er speiste mit uns in Clarendon-Hotel – das ist alles, was ich that, Euch zusammenzubringen. Im Gegentheil habe ich dir eher Vorsicht ihm gegenüber anempfohlen. Ich bitte, du wollest nicht glauben, daß ich dich mit einem Manne bekannt machte, der, so angenehm und vielleicht ehrenwerth er auch sein mag, doch immerhin ein Geldverleiher ist. Dein Vater würde mir mit Recht zürnen, wenn ich mich hiezu hergegeben hätte.«

»O pfui! Du hast gegen den armen Levy Vorurtheile. Aber höre mich an. Ich saß in einer kläglichen Stimmung in meinem Zimmer, über diesen verwünschten Wechseln brütend, und wie zum Kukuk ich sie verlängern könnte, als Levy eintrat; und nachdem er mir von seiner langjährigen Freundschaft mit meinem Onkel Egerton, von der Bewunderung, die er für dich empfinde, und (gib mir

deine Hand, Randal) von deiner liebevollen Theilnahme an meinen Verlegenheiten, die ihm förmlich zu Herzen gegangen sei, erzählt hatte, öffnete er sein Taschenbuch und zeigte mir die Wechsel gut und sicher aufgehoben in seinem Besitze.«

»Wie?«

»Er hatte sie aufgekauft. ›Es müsse mir so unangenehm sein,‹ sagte er, ›wenn sie auf dem Londoner Geldmarkt herumwandern, und diese Juden würden sicherlich früher oder später sich an meinen Vater wenden. Ich,‹ fügte Levy bei, ›brauche das Geld im Augenblick nicht, und für die Zinsen müssen wir billigere Bedingungen machen.‹ Kurz, sein Benehmen hätte nicht liberaler sein können. Und er sagt, er wolle sehen, daß er mich wieder ganz flott mache, und in einigen Tagen, wenn sein Plan reif sei, wieder vorsprechen. Im Grunde danke ich das alles doch dir. Ich wollte darauf schwören, du hast es ihm eingegeben.«

»O nein, nein! Im Gegentheil, ich bleibe dabei: ›Sei im Verkehr mit Levy vorsichtig.‹ Ich weiß wahrhaftig nicht, was er dir vorzuschlagen gedenkt. Hast du in letzter Zeit Nachrichten aus der Halle bekommen?«

»Ja – heute. Denke dir nur, die Riccaboccas sind verschwunden. So schreibt meine Mutter – ein eigenthümlicher Brief. Sie vermuthet, wie es scheint, daß ich ihren Aufenthalt kenne, und macht mir wegen meiner ›Geheimnißkrämerei‹ Vorwürfe – völlig räthselhaft. Aber Eine Stelle ist in ihrem Briefe – sieh', hier ist sie, in der Nachschrift – welche sich offenbar auf Beatrice bezieht:

›Ich verlange nicht, daß du mich in deine Geheimnisse einweihst, Frank, aber Randal wird dir ohne Zweifel die Versicherung gebracht haben, daß ich in erster Linie immer dein Glück im Auge haben werde, sobald dein Herz wirklich betheilt ist!«

›Ja,« versetzte Randal langsam; ›ohne Zweifel bezieht sich dies auf Beatrice. Aber wie ich dir sagte, deine Mutter will sich weder auf die eine, noch auf die andere Weise in die Sache mischen – es würde ihren Einfluß auf den Squire schwächen. – Ueberdies kann es, wie sie mich versicherte, nicht ihr *Wunsch* sein, daß du eine Ausländerin heirathest; obgleich sie, wenn du einmal verheirathet wärest – aber wie stehst du jetzt mit der Marchesa? Hat sie in deine Wünsche eingewilligt?«

›Nicht ganz; einen förmlichen Antrag habe ich eigentlich noch gar nicht gemacht. Einen Anhaltspunkt für eine solche Kühnheit konnte ich bis jetzt in ihrem Benehmen, wenn es auch freundlicher geworden ist, nicht finden; auch muß ich doch, ehe sich mich bestimmt erkläre, nach der Halle gehen und wenigstens mit meiner Mutter reden.«

›Darüber mußt du selbst entscheiden, aber nur keinen übereilten Schritt! Sprich zuerst mit mir. Da ist mein Bureau. Adieu, und und ich bitte dich, glaube, daß, was du auch mit Levy zu schaffen haben magst, ich nicht die Hand dabei im Spiele habe.

## EILFTES KAPITEL.

Gegen Abend ritt Randal in raschem Trabe Norwood zu. Harley's Ankunft und die Unterredung, die er mit diesem Edelmann gehabt hatte, machte es in seinen Augen dringend, sich darüber zu vergewissern, in wie weit Riccabocca wohl in der Lage sein dürfte, von L'Estrange's Rückkehr nach England Kenntniß zu erhalten und mit ihm zusammen zu treffen. Denn er fühlte, daß, wenn Letzterer erfahren sollte, Riccabocca habe sich in seinem Handeln durch Randal's Rath bestimmen lassen, Harley Randal's Doppelzüngigkeit sofort auf die Spur kommen mußte, und andererseits Riccabocca, wenn ihn Lord L'Estrange unter seine freundschaftliche Obhut nähme, Randal Leslie nicht mehr bedurfte, um ihn gegen Peschiera's Anschläge zu schützen. Einem Leser, der glücklicher Weise nicht gewöhnt ist, in die geheimen und verwickelten Tiefen eines ränkevollen Geistes zu tauchen, mag es scheinen, als wäre Randal's Interesse, das Vertrauen des Verbannten sich zu erhalten zu Ende, nachdem er von mehr als Einer Seite die Versicherung erhalten hatte, daß voraussichtlich Violante am Tage ihrer Vermählung mit ihm aufhören würde, eine Erbin zu sein. »Aber vielleicht,« hält mir irgend ein junges, argloses Gemüth entgegen – vielleicht liebt Randal Leslie dieses schöne Wesen.« Randal verliebt! Nein! Für diese beseligende Thorheit hatte sein von rauheren Leidenschaften erfülltes Inneres keinen Raum. Und hätte er sich je verlieben können, so wäre es nicht in Violanten's Macht gestanden,

dieses finstere, verschlossene Herz zu fesseln; ihr angeborener Adel, ihre würdevolle Schönheit imponirten ihm. Männer von diesem Schlage lieben vielleicht irgend eine sanfte Sklavin – zu einer Königin können sie ihre Augen nie erheben. Sie können vielleicht abwärts schauen – aufwärts nie. Aber einerseits vermochte Randal die *Möglichkeit*, sich eine Mitgift zu sichern, die seine kühnsten Träume verwirklichen würde, auf blose Versicherungen hin, so glaubwürdig sie auch sein mochten, nicht ganz aufzugeben; und andererseits, wenn er wirklich jeden Gedanken an eine solche Verbindung sich aus dem Sinne schlagen müßte, kam zu bedenken, daß, obgleich er die erbärmliche Verrätherei einer thatsächlichen Unterstützung der offen dargelegten Pläne Peschiera's noch nicht förmlich in's Auge gefaßt hatte, möglicher Weise Frank's Verheirathung mit Beatrice nur dann, wenn ihr Bruder Violanten's Zufluchtsort erführe, zu Stande kommen und diese Heirath seinen Interessen in der von ihm vorausgesetzten Weise förderlich werden könnte – und in diesem Falle – er zog seine Schlußfolgerungen damals nicht weiter, selbst ihm erschienen sie gar zu schwarz; aber ein schwerer Seufzer, der sich seiner Brust entrang, prophezeite den schwachen Rückhalt, welchen Ehrenhaftigkeit und Rechtschaffenheit im Kampfe mit Habsucht und Ehrgeiz haben würden. Unter allen Umständen war hienach Riccabocca eine Karte in einer Sequenz, welche ein so berechnender Spieler nicht aus der Hand geben durfte: im schlimmsten Falle konnte man mit ihr überstechen – sie

konnte aber auch das Spiel gewinnen machen. Ein vertrautes Verhältniß mit dem Italiener war noch immer ein Glied in jener Kette des Wissens, welches für ihn Macht bedeutete.

Während der junge Mann auf seinem Wege nach Norwood solchen Gedanken nachhing, pflog Riccabocca im Wohnzimmer mit seiner Jemima eifrige Berathung. Und hättest du sie dort sehen können, freundlicher Leser, Staunen und Neugierde würden dich ergriffen haben, denn ganz außergewöhnliche Mittheilungen mußten sie sich gemacht haben. Riccabocca war augenscheinlich in hohem Grade, mehr als man sonst an ihm zu bemerken pflegte, erregt. Thränen standen in seinen Augen, und zu gleicher Zeit schwebte ein Lächeln, durchaus nicht cynisch oder satyrisch, um seine Lippen, während seine Gattin, ihre Hand in der seinigen, das Haupt an seine Schulter lehnte, und der Ausdruck ihres Gesichtes auf ein sehr befriedigendes Compliment aus seinem Munde schließen ließ, das ehrlicher und aufrichtiger gemeint war, als diejenigen, welche sonst seine gewohnte hohle, gleisnerische Galanterie characterisirten. Aber gerade in diesem Augenblick trat Giacomo herein, und mit ächt englischer Sittsamkeit verließ Jemima rasch ihren schützenden Standpunkt.

»Padrone,« sagte Giacomo, der viel zu viel Takt besaß, um sein Erstaunen über die Stellung, in welcher er die Ehegatten überrascht hatte, zu verrathen – »Padrone, ich sehe den jungen Engländer auf das Haus zureiten, und ich hoffe, wenn er kommt, werden Sie die beruhigende

Mittheilung nicht vergessen, die ich Ihnen heute Morgen gemacht habe.«

»Ah – ah!« sagte Riccabocca mit langem Gesichte.

»Wenn die Signora nur verheirathet wäre!«

»Das ist es ja eben, was auch mich beständig verfolgt!« rief Riccabocca. »Und du glaubst, daß sie der junge Engländer liebt?«

»Warum sonst sollte er denn kommen, Excellenz?« frug Giacomo höchst naiv.

»Ganz richtig; warum sonst?« sagte Riccabocca. »Jemima, ich kann die Angst, die ich um dieses armen Kindes willen durchmache, nicht länger ertragen. Ich will Randal Leslie mein Herz öffnen. Und jetzt wird auch das, was im Falle meiner Rückkehr nach Italien vielleicht Gegenstand ernsterer Erwägung gewesen wäre, uns nicht länger im Wege stehen, Jemima.«

Mit einem leisen Lächeln auf ihren Zügen flüsterte Jemima ihrem Gatten etwas zu, worauf er entgegnete:

»Unsinn, *anima mia*.« Ich weiß, es wird so kommen – gar kein Zweifel. Ich sage dir, nach den genauesten Berechnungen ist Neun gegen Eins zu wetten. Ich will auf der Stelle mit Randal reden. Er ist zu jung, zu schüchtern, um selbst mit der Sprache herauszurücken.«

»Sicherlich,« schaltete Giacomo ein; »wie könnte er den Muth haben, zu sprechen, und wenn er noch so verliebt ist?«

Jemima schüttelte den Kopf.

»O, fürchte nicht,« sagte Riccabocca, diese Geberde bemerkend; »ich will ihm auf den Zahn fühlen. Hat er nur

habsüchtige Absichten, so werde ich sie bald heraus bekommen. Ich kenne die menschliche Natur, denke ich, meine Liebe; und Giacomo – hole mir meinen Macchiavell – gut. Verlaß mich jetzt, meine Theure, ich muß nachdenken und mich vorbereiten.«

Als Randal in das Haus trat, führte ihn Giacomo mit einem Lächeln von ganz besonderer Freundlichkeit in das Wohnzimmer. Er fand Riccabocca allein, vor dem Kamine sitzend, das Gesicht auf die Hand gestützt, den großen Folioband des Macchiavell offen vor sich auf dem Tische.

Der Italiener empfing ihn so artig, wie gewöhnlich; aber in seinem Benehmen lag eine gewisse ernste, sinnige Würde, die vielleicht um so größeren Eindruck machte, weil er sie selten annahm. Nach einigen einleitenden Bemerkungen erzählte Randal, Riccabocca's Verschwinden habe, wie er von Frank Hazeldean gehört, in der Halle große Verwunderung erregt, und frug gleichgültig, ob der Doctor wegen Nachsendung etwaiger Briefe im Casino Weisung hinterlassen habe.

»Briefe,« sagte Riccabocca einfach – »ich bekomme nie welche, oder wenigstens so selten, daß es sich nicht der Mühe lohnte, einen so unwahrscheinlichen Fall im Voraus in's Auge zu fassen. Nein; wenn Briefe im Casino einlaufen, so warten sie dort.«

»Dann ist meiner Ansicht nach jede Möglichkeit, Ihrer Adresse auf die Spur zu kommen, abgeschnitten.«

»Das ist auch meine Ansicht.«

So weit beruhigt und wohl wissend, daß Riccabocca Zeitungen, die ihm L'Estrange's Ankunft in London melden könnten, nicht zu lesen pflege, erkundigte sich Randal scheinbar mit vieler Theilnahme nach Violanten's Befinden – hoffte, die Gefangenschaft werde ihrer Gesundheit nicht schaden u. s. w. u. s. w.

Riccabocca beobachtete ihn mit ernstem Auge, während er sprach, dann erhob er sich plötzlich, und das Würdevolle in seiner Erscheinung, dessen vorhin erwähnt worden, trat noch mehr hervor.

»Mein junger Freund, sagte er, »hören Sie mir aufmerksam zu, und antworten Sie mir offen. Ich kenne die menschliche Natur und ein leichtes Lächeln voll stolzen Wohlgefallens spielte um die Lippen des Weisen, während sein Auge über seinen Macchiavell hinglitt. »Ich kenne die menschliche Natur – wenigstens habe ich sie studirt,« nahm er ernster und mit weniger zu Tag tretendem Eigendünkel wieder auf; »und ich glaube, daß, wenn ein mir vollkommen Fremder an meinen Angelegenheiten ein Interesse zeigt, das ihm nicht geringe Mühe verursacht – ein Interesse« (fuhr der weise Mann fort, indem er seine Hand auf Randal's Schulter legte), »wie es kaum ein Sohn nehmen könnte – ich glaube; daß ein Solcher unter dem Einflusse eines gewichtigen persönlichen Beweggrundes stehen muß.«

»O Sir!« rief Randal stotternd, und sein Gesicht wurde um einen Schatten blässer. Riccabocca blickte auf ihn mit der Zärtlichkeit eines höheren Wesens und verfolgte seine Theorie der Schlußfolgerungen weiter.

»Was ist dieser Beweggrund in Ihrem Falle? Kein politischer, denn ich vermüthe, daß Sie die Ansichten Ihrer Regierung theilen, und diese Ansichten sind der meingen nicht hold. Ebensowenig die Aussicht auf Geld oder auf Befriedigung des Ehrgeizes; denn was hätten Sie in diesen Beziehungen von einem zu Grunde gerichteten Flüchtlinge zu hoffen? So bleibt nur Eines übrig. Der Beweggrund, der in Ihrem Alter der natürlichste und stärkste ist. Ich tadle Sie nicht. Macchiavell selbst gibt zu, daß ein solcher Beweggrund die weisesten Geister beherrscht und Staaten mit den festesten Grundlagen umgestürzt hat. Mit Einem Wort, junger Mann, Sie lieben, und zwar meine Tochter Violante.«

Randal war so bestürzt über diesen direkten und unerwarteten Angriff gegen seine eigenen maskirten Batterien, daß er nicht einmal den Versuch einer Vertheidigung machte. Sein Haupt sank auf seine Brust, und er blieb sprachlos.

»Ich zweifle nicht,« nahm der tiefe Kenner der menschlichen Natur von Neuem das Wort, »daß Sie sich durch lobenswerthe und edle Bedenken, das Vorrecht Ihres glücklichen Alters, abhalten ließen, mir den Zustand Ihres Herzens aufzudecken. Vielleicht setzen Sie voraus, daß ich, stolz auf die Stellung, die ich ehemals einnahm, oder erschütterlich im Vertrauen auf Wiedergewinnung meines Erbes, bei der Verheirathung meiner Tochter übermäßig ehrgeizige Absichten verfolge; oder daß Sie, in der festen Hoffnung auf meine Wiedereinsetzung in Rang und Vermögen, in den Verdacht kommen könnten, von

Beweggründen bestimmt zu werden, welche Liebe und Jugend am wenigsten beeinflussen. Deshalb, mein theurer junger Freund, bin ich von der in England gebräuchlichen Sitte abgegangen und halte mich an die meines Vaterlandes. Bei uns erklärt sich ein Freier selten, ehe er der Zustimmung des Vaters versichert ist. Ich habe nur das zu sagen: ist meine Vermuthung gegründet, lieben Sie meines Tochter, so ist meine erste Sorge, sie in guten Händen und geborgen zu wissen; und mit Einem Worte – Sie verstehen mich.«

Wahrlich für uns gewöhnliche Sterbliche, die ganz besondere Weisheit und Fähigkeit nicht beanspruchen, ist es ein ungemein beruhigendes und tröstendes Gefühl, die ungeheueren Mißgriffe zu sehen, welche diese beiden scharfsinnigen Personen begingen – Doctor Riccabocca, der sich auf seine genaue Kenntniß der Charaktere etwas zu gut that, und Randal Leslie, der gewöhnt war, die Gedanken und Handlungen Dritter bis auf ihre letzten Ursachen zu ergründen, um hieraus jenes Wissen zu ziehen, welches Macht ist! Denn während der Weise, an die Jugendzeit seines eigenen Herzens, sowie an den Einfluß, den die stärkste aller Leidenschaften im Allgemeinen auf die Jugend auszuüben pflegt, anknüpfend, Randal Gefühle zugeschrieben hatte, welche dieser geschickten Diplomatenatur vollständig fremd waren, hatte Riccabocca seine Rede kaum zu Ende gebracht, als Randal, gleichfalls sein eigenes Herz, sowie die Gesetze, von denen sich ein Mann von reiferen Jahren und so viel gerühmter machiavellistischer Weltweisheit im Allgemeinen leiten läßt,

zum Maßstab nehmend, sofort mit sich darüber im Reinen war, daß Riccabocca seine Jugend und Unerfahrenheit benützen und ihn höchst frevelhafter Weise einziehen wolle.

»Der arme Jüngling!« dachte Riccabocca, »wie wenig vorbereitet ist er auf das Glück, welches er aus meinen Händen empfängt!«

»Der spitzbübische alte Jesuit!« dachte Randal. »Gewiß hat er, seit wir uns das letzte Mal gesehen, erfahren, daß ihm jede Aussicht auf Wiedergewinnung seines väterlichen Erbtheils genommen ist, und will mir jetzt ein Mädchen ohne einen Kreuzer Geld anhängen. Welchen anderen denkbaren Grund könnte er haben? Blicke seiner Tochter auch nur noch ein Schimmer von Wahrscheinlichkeit, die größte Erbin Italiens zu werden, würde es ihm im Traume einfallen, sie mir so kurzweg anzutragen? Das sagt Jedem der gesunde Menschenverstand.«

Im ersten Gefühle der Entrüstung über die ihm gelegte Falle wollte sich Randal eben gegen die uneigennützig und abgeschmackte Neigung, die man ihm zutraute, entschieden verwahren, als ihm einfiel, daß er den Italiener damit tödtlich beleidigen würde – weil ein Spitzbube Demjenigen, der sich nicht betrügen lassen will, nie verzeiht – und daß es sein Interesse noch immer erheischen könnte, mit Riccabocca auf möglichst vertrautem Fuße zu bleiben. Deshalb bezwang er sich und rief:

»O allzu edler Mann! Vergeben Sie mir, wenn ich so lange unfähig war, mein Erstaunen, meine Dankbarkeit in Worte zu lassen; aber ich kann nicht – nein, ich kann

nicht, so lange Ihre Aussichten so unsicher bleiben, mir Ihre – Ihre unüberlegte Großmuth zu Nutzen machen. Ihr seltenes Benehmen kann meine Bedenken nur verdoppeln; wenn Ihnen, wie ich fest hoffe und glaube, ihre großen Besitzungen zurückerstattet werden – so würden Sie selbstverständlich höhere Ansprüche erheben; sich diese Hoffnungen nicht erfüllen, dann allerdings wäre der Fall ein anderer; und selbst dann – welche Stellung, welches Vermögen, ihrer Tochter würdig, hätte ich anzubieten?«

»Sie sind von guter Geburt: alle Gentlemen sind sich ebenbürtig,« sagte Riccabocca mit einer Art vornehmer Leutseligkeit. »Sie besitzen Jugend, Talent, Kenntnisse – der sichere Weg zu Reichthum in diesem glücklichen Lande – und zudem mächtige Verbindungen. Ueberdies, wenn es Liebe ist, was Sie zum Heirathen bestimmt, so bin ich zufrieden; wo nicht, so sprechen Sie offen. Was die Rückerstattungen meiner Besitzungen betrifft, so ist hieran bei Lebzeiten meines Feindes kaum zu denken. Und sollte es auch so weit kommen – seitdem ich Sie das letzte Mal sah – ist,« fügte Riccabocca mit einem eigenthümlichen Lächeln, welches Randal ganz besonders unheilvoll und böseartig vorkam, bei, »etwas vorgefallen, das alle Schwierigkeiten beseitigen dürfte. Inzwischen halten Sie mich ja nicht für so übertrieben großmüthig – unterschätzen Sie nicht die Beruhigung, die es mir gewährt, Violante gegen Peschiera's Anschläge gesichert zu wissen – gesichert, und zwar für immer, unter dem Dache

eines Gatten. Es gibt ein italienisches Sprüchwort, das eine fürchterliche, aber unumstößliche Wahrheit enthält:

*»Hai cinquanta Amici? – non basta.*

*Hai un Nemico? – è troppo.«*

Hast Du fünfzig Freunde? – es ist nicht genug.

Hast Du einen Feind? – es ist zuviel.

»Es ist etwas vorgefallen!« echote Randal, der den letzten Theil dieser Rede gar nicht mehr beachtete und das Sprüchwort kaum hörte, welches der Weise im tragischsten Pathos vortrug. »Es ist etwas vorgefallen! Mein theurer Freund, erklären Sie sich deutlicher. Was ist vorgefallen?«

Riccabocca blieb stumm.

»Etwas, das Sie zu dene Entschluß gebracht hat, mir Ihre Tochter zu geben?«

Riccabocca nickte und ließ ein leises Kichern hören.

»Ganz das Lachen eines Feindes,« murmelte Randal. »Etwas, das der Gabe jeden Werth nimmt. Er verräth sich selbst. Allen Spitzbuben geht es so.«

»Entschuldigen Sie,« sagte endlich der Italiener, »wenn ich Ihre Frage nicht beantworte; Sie werden es später erfahren; aber bis auf Weiteres ist es Familiengeheimniß. Und nun muß ich einen anderen beunruhigenderen Punkt berühren, der meine Offenheit Ihnen gegenüber veranlaßt hat.«

Riccabocca's Züge veränderten sich und drückten jetzt Zorn und Furcht zugleich aus.

»Sie müssen wissen,« fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, »daß Giacomo gesehen hat, wie ein fremder Mann sich um das Haus herumschlich und an den Fenstern hinauf blickte; und er hat nicht den geringsten Zweifel – und ich ebenso wenig – daß dies ein Spion oder sonstiger Abgesandter Peschiera's ist.«

»Unmöglich; wie hätte er Sie entdecken können?«

»Ich weiß es nicht; aber wie sollte Jemand anderes zu einem so auffallenden Benehmen kommen? Der Mensch hielt sich in einiger Entfernung, so daß Giacomo sein Gesicht nicht sehen konnte.«

»Vielleicht war es irgend ein Landstreicher. Ist das alles?«

»Nein; die alte Frau, welche uns bedient, erzählte, man habe sie in einem Laden gefragt, ob wir nicht Italiener seien.«

»Und sie gab zur Antwort?«

»Nein; aber sie gestand zu, daß wir einen ausländischen Diener hätten, Giacomo.«

»Ich will dies untersuchen. Verlassen Sie sich darauf, wenn Peschiera Sie entdeckt, so erfahre ich es. Ja, auf der Stelle will ich fort und Erkundigungen einziehen.«

»Ich kann Sie nicht zurückhalten. Darf ich annehmen, daß uns künftig Ein und dasselbe Interesse leiten wird?«

»O – natürlich! Aber – aber – Ihre Tochter! Wie kann ich träumen, daß ein so schönes, so unvergleichliches Wesen die Hoffnungen, die Sie vor mir ausgebreitet haben, erfüllen werde?«

»Die Tochter eines Italieners weiß nicht anders, als daß der Vater das Recht hat, über ihre Hand zu verfügen.«

»Aber das Herz!«

»*Cospetto!*« sagte der Italiener, treu seinen abscheulichen Vorstellungen von dem weiblichen Geschlechte – »das Herz eines Mädchens ist wie ein Kloster; je heiliger die Zelle, desto barmherziger die Schwelle.«

## ZWÖLFTES KAPITEL.

Kaum hatte Randal das Haus verlassen, als Mrs. Riccabocca, zärtlich besorgt in allem, was Violante betraf, ihren Gatten aufsuchte.

»Der junge Mann gefällt mir sehr gut,« sagte der Weise – »ja wohl, sehr gut. Er entspricht vollkommen der Kenntniß, die ich im Allgemeinen von der menschlichen Natur habe; denn die Erfahrung lehrt, daß, wie Liebe und Jugend, so Bescheidenheit und Talent Hand in Hand gehen. Er ist jung, ergo ist er verliebt; er hat Talent, ergo ist er bescheiden – bescheiden und offenherzig.«

»Und du glaubst, in keiner Weise von eigennützigem Beweggründen geleitet?«

»Gerade das Gegentheil; und um ihn noch stärker zu prüfen, habe ich nicht mit Einer Silbe der weltlichen Vortheile gedacht, welche ihm auf jeden Fall aus einer Verbindung mit meiner Tochter erwachsen. Auf jeden Fall. Denn, wird mir die Rückkehr in meine Heimath gestattet, so ist ihr Vermögen gesichert; wo nicht, so hoffe ich

–« und der arme Verbannte richtete das Haupt mit majestätischem Stolze in die Höhe – »daß ich meines Kindes und meine eigene Würde zu gut kenne, um irgend Jemand zu bitten, meine Tochter zu heirathen, wenn er dadurch seinen weltlichen Interessen im Wege stünde.«

»Wie! Ich verstehe dich nicht ganz, Alphonso. Allerdings hast du, um für sie eine Mitgift zu ermöglichen, dein theures Leben versichern lassen; allein –«

»*Pazzie* – Unsinn!« fiel ihr Riccabocca ungezogen in die Rede; »ihre Mitgift wäre für einen jungen Mann von Randal's Geburt und Aussichten gleich Null. Das ist es nicht, was ich meine. Höre vielmehr: ich willigte nie ein, auf Harley L'Estrange's Freundschaft zu *meinen* Gunsten Vortheil zu ziehen; auf meinen Eidam würden sich meine Bedenken nicht erstrecken. Dieser edle Freund verbindet mit hohem Rang bedeutenden Einfluß – Einfluß bei der Regierung – Einfluß bei Randal's Gönner, der, unter uns gesagt, sich um den jungen Mann nicht so anzunehmen scheint, wie er wohl könnte – wenigstens nach Randal's Aeüßerungen zu schließen. Ich würde also, ehe irgend etwas fest gemacht wird, L'Estrange schreiben und ihm einfach sagen: ›Ich habe Sie nie gebeten, mich vor Dürftigkeit zu schützen, aber ich bitte Sie, eine Tochter meines Hauses vor Demüthigung zu bewahren. Ich kann ihr keine Mitgift geben; wird aber ihr Gatte meinem Freunde das Erschließen einer ehrenvollen Laufbahn – eines Wirkungskreises für Energie und Talent verdanken dürfen, was für einen edlen Ehrgeiz mehr ist, als eine Mitgift?«

»O, umsonst verbirgst du deinen Rang,« rief Jemima begeistert, »jedes Wort aus deinem Munde verräth dich, wenn deine Leidenschaften erregt sind!«

Dem Italiener schien diese Lobrede nicht sonderlich zu schmeicheln.

»Pfui,« sagte er, »da haben wir's! Wieder der Rang!«

Aber Jemima hatte Recht. Eine gewisse fürstliche Größe war an ihrem Gatten immer zu bemerken, wenn seinen verwünschten Macchiavell vergaß und seinem Herzen freien Lauf ließ.

Und er brachte die nächsten Stunden damit zu, bei sich zu überlegen, was er alles für Randal thun könnte, und für seinen Schwiegersohn angenehme Ueberraschungen auszudenken, während Randal zu gleicher Zeit sein noch gescheidteres Gehirn abmühte, um dieselben zu vereiteln.

Nachdem diese Pläne gehörig zur Reife gediehen, schloß Riccabocca seinen Macchiavell und durchstöberte seine bescheidene Bibliothek nach Buffon's Abhandlung über den Menschen und verschiedenen anderen psychologischen Werken, in die er sich bald vertiefte. Warum bildeten diese Bücher den Gegenstand seines Studiums? Vielleicht theilt er es uns in Bälde mit; denn es ist offenbar ein Geheimniß, das seine Gattin kennt; und daß sie das eine Geheimniß bisher treu bewahrt hat, ist eben der Grund, warum Riccabocca nicht ihre Verschwiegenheit durch ein zweites in zu große Versuchung führen möchte.

DREIZEHNTES KAPITEL.

Randal kam gerade noch zu rechter Zeit nach Hause, um sich zu einem späten Diner bei Baron Levy anzukleiden.

Die Lebensweise des Barons hatte jenen Charakter, welchen damals die erklärtesten Löwen des Tags und, man muß es gestehen, die ersten unter den Parvenu's für sich in Anspruch nahmen. Denn es ist Thatsache, daß der Parvenu in Sachen des Tons sich nach Außen beinahe immer ebenso gibt, wie der Löwe.

Der Parvenu ist in dem Schnitt seines Rocks, in der Wahl seiner Equipage, in den Details seiner Haushaltung höchst vorsichtig und überlegt. Diejenigen, welche zwischen dem Parvenu und dem Löwen ihren Platz einnehmen, welche ihre eigene Bedeutung kennen und auf solider Grundlage stehen, folgen nicht so rasch jeder Laune der Mode und verhalten sich vollkommen gleichgültig gegen alle jene kleinlichen Spitzfindigkeiten, die ihnen weder andere Ahnen, noch ein weiteres Tausend in dem Buche ihres Bankiers verschaffen – ja, was den letzteren Punkt betrifft, sogar das Gegentheil zur Folge haben!

In dem Hause und in den Dinern des Barons sprach sich entschiedene Eleganz aus. Wäre er ein rechtmäßiger König der Löwen gewesen, so hätte alles gerufen: »Welch' vollkommener Geschmack!« Aber so ist die menschliche Natur, daß die Löwen, die bei ihm speisten, zu einander sagten: »Er läßt sich einfallen, es D- nachzumachen! Der gemeine Mensch!« Es lag nichts Gezwungenes in seinem

sagenhaften Reichthum. Die Möbel in den Zimmern waren anscheinend einfach, in Wirklichkeit aber durch ihre üppige Behaglichkeit kostspielig, die Verzierungen und die Porzellansachen, welche auf den Commoden herumbstanden, von bemerkenswerther Seltenheit und großem Werthe, und die Gemälde an den Wänden wahre Juwelen. Während der Tafel durfte kein Silberzeug auf den Tisch kommen. Die russische Mode, damals weniger gebräuchlich, als heut' zu Tage, war angenommen – Früchte und Blumen in alten Sèvresvasen von unschätzbarem Werthe und in funkelndem Glase aus böhmischen Fabriken. Keine Bedienten in Livrée warteten bei Tische auf. Hinter jedem Gaste stand ein Gentleman, gerade wie der Gast selbst angethan, in seinem Weißzeug und einfacher schwarzer Kleidung, so daß Gast und Lakai Einer und derselben Platte entnommene Stereotypen zu sein schienen.

Die Gerichte waren auserlesen; der Wein kam aus den Kellern längst verstorbener Erzbischöfe und Gesandten. Die Gesellschaft war gewählt – nicht mehr, als acht Personen; vier derselben, die ältesten Söhne von Peers (vom Baron bis zum Herzog), ferner ein Witzling von Profession, welchem die Einladung mindestens einen Monat vorher zugestellt und, wenn der Gastgeber zu Parvenü's zählte, noch weiter die Zusicherung gegeben werden mußte, daß grüne Erbsen und Pfirsiche außer der Jahreszeit erscheinen würden; der sechste war, zu Randal's Erstaunen, Mr. Richard Avenel; er selbst und der Baron machten die Zahl voll.

Die ältesten Söhne nickten sich mit einem vielsagenden Lächeln zu; der jugendlichste unter ihnen (es war sein erstes Jahr in London) hatte sogar die Gnade, zu erröthen und ein Schafsgesicht zu machen. Die Anderen waren schon verhärteter; aber Alle waren darin einig, daß sie Randal und Dick Avenel verwundert anstarrten. Ersterer war den Meisten von ihnen persönlich bekannt, und bei Allen galt er als ein ernster, gescheidter, vielversprechender junger Mann, den seine Vorsicht bisher vor Verschwendung und, wie man vermuthete, auch vor Verlegenheiten bewahrt hatte. Was zum Kukuk that er hier? Aus Mr. Avenel wurden sie noch weniger klug. Ein Mann in mittleren Jahren, dem Vernehmen nach ein Geschäftsmann, welchen sie schon da und dort gesehen hatten (denn sein Gesicht und seine Figur vergaß man nicht so leicht) – bald im Parke zu Pferd, bald in der Oper auf einem Sperrsitz behaglich ausgestreckt, aber nie in einem der anerkannten Clubs oder in den Coterien ihrer Clique – ein Mann, dessen Frau greuliche Gesellschaften dritten Ranges gab, welchen die Morning Post eine volle halbe Spalte widmete unter Aufzählung der ›anwesenden Geladenen‹, wobei aus der Mode gekommene Wittwen und ein oder zwei ausländische Titel die Finsterniß, in welche die dunkleren Namen gehüllt waren, nur noch verdoppelte. Warum Baron Levy, dessen Speichelleckerei und Sucht nach Exklusivität bekannt war, diesen Mann zugleich mit ihnen gebeten hatte, das war ein Punkt, der alle ihre geistigen Sinne in die angestrengteste Thätigkeit versetzte. Der Witzling, welcher, obwohl der Sohn eines

kleinen Handelsmanns, sich in den ersten Gesellschaften bewegte und noch weit vornehmer that, als die jungen Lords, löste das Geheimniß in einer höchst ungezogenen Weise.

»Verlassen Sie sich darauf,« flüsterte er Spendquick zu – »verlassen Sie sich darauf, unser Mann ist der X. Y. in den *Times*, welcher jede Summe Geldes, von zehn Pfund bis zu einer halben Million auszuleihen sich erbietet. Er ist es, in dessen Tasche sich alle Ihre Wechsel befinden. Levy ist nur sein Werkzeug.«

»Bei meiner Seele,« sagte Spendquick in einiger Unruhe, »wenn dem so ist, so wird nichts übrig bleiben, als höflich gegen ihn zu sein.«

»Für Sie – gewiß,« sagte der Witzling. »Ich für meine Person habe noch nie einen X. Y. gefunden, der Lust bezeugt hätte, mir die Pfunde und Schillinge vorzuschießen; und ich werde mithin X. Y. kein Bischen mehr Achtung bezeugen, als irgend einer sonstigen unbekanntem Größe.«

Nach und nach, als der Wein kreiste, wurde die Gesellschaft lebhaft und mittheilsam. Levy war wirklich ein unterhaltender Wirth; er kannte allen Stadtklatsch und besaß außerdem das hübsche Talent, von Abwesenden boshafte Geschichten zu erzählen, was die Anwesenden immer freut. Auch Mr. Richard Avenel rückte jetzt mit der Sprache heraus, und da die geflüsterte Bemerkung, er sei der X. Y. um die Tafel die Runde gemacht hatte, so hörte man ihm mit tiefem Respekte zu, was seine heitere Stimmung ungemein erhöhte. Ja, als der Witzling einmal

den Versuch machte, sich auf seine Kosten zu belustigen, und ihm Dick hierauf mit nicht zu leugnender Grobheit wieder diente, wurde dessen Erwiderung von Lord Spendquick und den anderen Gentlemen, die sich hinsichtlich des Geldpunktes in ähnlicher Lage befanden, so ergötzlich gefunden, daß sie das Lachen gegen den Witzling kehrten und ihn für den Rest des Abends stumm machten – ein Umstand, der die Gemüthlichkeit des Beisammenseins wesentlich förderte. Nach dem Diner drehte sich die Unterhaltung wie gewöhnlich bei Junggesellen, leicht und ungezwungen um Pferde, Ballettänzerinnen und den letzten Skandal, bis endlich die Politik an die Reihe kam; denn die Zeiten waren von der Art, daß überall Politik verhandelt wurde, und drei der jungen Lords vertraten ihre Grafschaft im Parlamente.

Randal sprach wenig, hörte dagegen, wie immer, aufmerksam zu, und vernahm mit Schrecken, wie allgemein der Glaube verbreitet war, es habe für das Ministerium die letzte Stunde geschlagen. Aus Rücksicht für ihn und mit dem, einer gewissen Klasse der Gesellschaft eigenen Zartgefühl der guten Erziehung wurde Egerton nicht persönlich angegriffen; nur Avenel platzte mit einigen rohen Bemerkungen über diesen Minister hinaus, wurde jedoch auf der Stelle von dem Baron unterbrochen.

»Schonen Sie meinen Freund und Mr. Leslie's nahen Verwandten,« sagte er mit artigem, aber ernstem Lächeln.

»O,« sagte Avenel, »öffentliche Männer, die wir bezahlen, sind öffentliches Eigenthum – nicht wahr, mein Lord?« sich an Lord Spendquick wendend.

»Gewiß,« erwiderte Spendquick in großem Eifer – »öffentliches Eigenthum, warum sonst sollten wir sie bezahlen? Es müssen sehr triftige Gründe sein, die uns bewegen können, dies zu thun. Ich hasse alles Bezahlen. Wahr und wahrhaftig,« fügte er vor sich hin brummend bei, »ich thue es nie.«

»Uebrigens,« nahm Mr. Avenel gnädig wieder auf, »ist es nicht meine Absicht, Ihre Gefühle zu verletzen, Mr. Leslie. Und was die Gefühle unseres Wirthes, des Barons, betrifft, so schätze ich, sind sie durch fortwährendes Drillen gehörig zäh geworden.«

»Und doch,« sagte der Baron, in das Gelächter einstimmend, welches jede lebhaftere Aeußerung des vermeintlichen X. Y. unfehlbar begleitete – »und doch: ›Liebst Du mich, so liebst Du auch meinen Hund.‹ Lieben Sie mich, so lieben Sie auch meinen Freund Egerton.«

Randal war betroffen, denn sein scharfes Ohr und sein feines Verständniß glaubte in dem Tone, mit welchem Levy diese doppelsinnige Vergleichung vorbrachte, etwas Finsteres und Feindseliges zu entdecken, und sein Auge flog nach dem Baron hinüber. Allein dieser war eben in Betrachtung einer Olive versunken, die er behaglich verzehrte.

Bald nachher erhob sich die Gesellschaft. Die vier jungen Edelleute hatten sich schon anderweitig versagt und

waren dafür, aufzubrechen, ohne in den Salon zurückzugehen. Wie nach Göthe's Theorie wahlverwandte Seelen sich unwiderstehlich anziehen, so traten diese heiteren Jünger der Freude nach der Tafel vermöge eines gemeinsamen Antriebs zusammen und bildeten eine Gruppe um das Kamin. Randal stand nachdenklich ein wenig bei Seite; der Witzling musterte durch sein Augenglas die Gemälde, und Mr. Avenel zog den Baron an einen Nebentisch, wo er mit ihm eine flüsternde Berathung hielt. Letzteres entging den jungen Gentlemen am Kamine keineswegs; fragend begegneten sich ihre Blicke.

»Festsetzung der Verlängerungsprozente,« sagte Einer *sotta voce*.

»X. Y. scheint kein so ganz schlimmer Bursche zu sein,« bemerkte ein Zweiter.

»Auftreten und Sprechen ist das eines reichen Mannes,« sagte ein Dritter.

»Eine entschiedene, unabhängige Art, seine Ansicht preiszugeben; man trifft es meistens bei diesen Geldmenschchen.«

»Barmherziger Himmel!« rief Spendquick, der in banger Besorgniß die Beiden nicht aus dem Auge gelassen hatte; »seht! X. Y. zieht wahrhaftig seine Briefftasche heraus; er richtet seine Schritte hieher. Verlaßt Euch darauf, er hat unsere Wechsel an sich gebracht – der meinige ist morgen verfallen!«

»Auch der meinige,« sagte ein Anderer, sich bei Seite schiebend. »Das ist ja eine förmliche Falle, die man uns gelegt hat!«

Während dem war Mr. Avenel plötzlich vor dem Baron, der ängstlich bemüht schien, ihn zurückzuhalten, und, als ihm dieß nicht gelang, sich bei Seite wandte, offenbar, um Dick's Bewegungen nicht zu sehen – ein Umstand, der den vier jungen Herrn nicht entging und alle ihre Vermuthungen bestätigte – hinweggetreten und schritt langsam, mit ernster, gedankenvoller Miene auf die Gruppe zu.

Und gewiß war die Verwirrung, die der große römische Feldherr einst in den Taubenschlägen von Corioli anrichtete nicht stärker, als das Herzklopfen, welches Lord Spendquick und seine, von den gleichen Gefühlen bewegten Freunde bei dem Näherkommen des vermeintlichen X. Y. empfanden. Die Briefftasche in der Hand und in deren geheimnißvollen Tiefen augenscheinlich nach etwas Schrecklichem suchend, kam Dick Avenel mit jedem Schritte dem Kamine näher. Die Gruppe rührte sich nicht, festgebannt von Entsetzen.

»Hm,« sagte Mr. Avenel, sich räuspernd.

»Dieses Hm gefällt mir durchaus nicht,« brummte Spendquick.

»Stolz, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, Gentlemen,« sagte Dick, indem er sich verneigte.

Die so angeredeten Gentlemen verneigten sich ihrerseits tief.

»Mein Freund, der Baron, hält den Zeitpunkt nicht eben für passend, um –«

Dick hielt einen Moment inne. Es wäre ein Leichtes gewesen, diese vier jungen Gentlemen, obwohl keine Aristokratie Europa's schönere Exemplare der menschlichen

Race aufzuweisen gehabt hatte, mit einer Feder zu Boden zu schlagen!

»Aber,« begann Avenel von Neuem, – ohne den angefangenen Satz zu vollenden, »ich habe es mit zur Lebensregel gemacht, eine günstige Gelegenheit nie unbenützt entschlüpfen zu lassen, kurz den Moment möglichst auszubenten. Und,« fügte er mit einem Lächeln, welches das Blut in Lord Spendquick's Adern gefrieren machte, bei, »diese Lebensregel hat ihre sehr guten Procente getragen. Deßhalb, Gentlemen, überreiche ich Ihnen hier mit Ihrer Erlaubniß je eine dieser –« jede Hand fuhr nach dem Rücken ihres Eigenthümers zurück, als Dick zur unaussprechlichen Erleichterung Aller seine Rede mit den Worten: »Eine kleine *soirée dansante!*« schloß und ihnen vier Einladungskarten hinbot.

Wird mir ein ganz besonderes Vergnügen gewähren!« rief Spendquick. »Ich tanze gewöhnlich nicht, aber aus Gefälligkeit für X. –, das heißt, um mit *Ihnen*, Sir, noch näher bekannt zu werden, würde ich sogar auf dem Seile tanzen.«

Ein lautes, herzliches Gelächter folgte auf Spendquick's begeisterten Ausbruch; man drückte sich der Reihe nach die Hände, und die Einladungskarten wanderten in die Taschen.

»Sie sehen nicht wie ein Tänzer aus,« sagte Avenel, sich zu dem Witzling wendend, der wohlbeleibt und etwas gichtisch war, wie alle Witzlinge, die fünf Mal in der Woche auswärts diniren; – »aber das Souper wird um Ein Uhr stattfinden.«

Auf's Aeußerste gekränkt und angewidert versetzte der Witzbold trocken, »er könne für den Rest der Saison nicht über Eine freie Stunde mehr verfügen,« machte dem Baron eine steife Verbeugung und ging. Die Uebri-gen suchten heiter gestimmt ihre verschiedenen Cabrio-lets auf, und Leslie war im Begriffe, ihnen zu folgen, als Levy ihn mit den Worten zurückhielt:

»Bleiben Sie, ich möchte mit Ihnen sprechen.«

#### VIERZEHNTE KAPITEL.

Der Baron begab sich, von Leslie gefolgt, in den Salon zurück.

»Angenehme junge Leute, das,« sagte Levy mit leichtem Spott, während er sich in einen Lehnstuhl warf und in dem Feuer stürte.

»Und durchaus nicht stolz; aber allerdings sind sie mir tief verpflichtet. Ja, sie sind mir viel schuldig. *Apropos* ich habe eine lange Besprechung mit Frank Hazelden gehabt – netter junger Mann – merkwürdiger Sinn für Geschäftssachen. Ich kann seine Angelegenheiten für ihn ordnen. Ein Gang auf die Testamentsregistratur hat mich überzeugt, daß Sie ganz Recht hatten; das Casino ist Frank vermacht. Er bekommt das Lehen bedingungslos und kann über dessen Weitervergabe unbeschränkte Verfügung treffen. Auf diese Art wird sich die Sache ohne die geringste Schwierigkeit machen lassen.«

»Aber ich sagte Ihnen auch, daß Frank Anstand nähme, Geld auf den Fall des Todes seines Vaters zu entleihen.«

»Ja, so sagten Sie. Kindesliebe! In Geldsachen nehme ich diese nie in Berechnung. Solche kleine Bedenklichkeiten, die ohne Zweifel an der menschlichen Natur höchst achtungswerth sind, verschwinden bald Angesichts des Schuldgefängnisses. Und außerdem ist, wie Sie sehr weise bemerkten, unser gescheidter junger Freund in Madame di Negra verliebt.«

»Sagte er Ihnen das?«

»Nein, aber Madame di Negra sagte es mir.«

»Sie kennen sie?«

»Ich kenne die meisten Personen aus der guten Gesellschaft, welche dann und wann einen Freund zu Regelung ihrer Angelegenheiten brauchen. Und nachdem ich mir in dem von Ihnen berührten Punkte, die Bestimmungen hinsichtlich des Hazeldean'schen Vermögens betreffend, Gewißheit verschafft hatte (Sie entschuldigen meine Vorsicht), habe ich Madame di Negra ihrer Verlegenheiten enthoben und ihre Schulden aufgekauft.«

»Aufgekauft – Sie setzen mich in Erstaunen!«

»Das Erstaunen wird sich bei einigem Nachdenken verlieren. Aber die Welt ist Ihnen noch sehr neu, mein theurer Leslie. Beiläufig, ich hatte eine Unterredung mit Peschiera –«

»Wegen der Schulden seiner Schwester?«

»Auch. Ein Mann von unbefleckter Ehre ist Peschiera.«

Randal, der Levy's Gewohnheit kannte, an den Leuten gerade diejenigen Eigenschaften zu rühmen, welche sie auch nach dem Urtheil weniger scharfblickender Köpfe am wenigsten besaßen, begnügte sich mit einem Lächeln

über diese Lobesspendung und wartete, bis Levy fortfuhr. Allein der Baron blieb stumm und nachdentlich einige Minuten sitzen und wechselte dann den Gegenstand des Gesprächs.

»So viel ich weiß, hat Ihr Vater in –shire Besitzungen, und wahrscheinlich können Sie mir über gewisse Ländereien eines Mr. Thornhill Auskunft geben – Ländereien, die wie ich bei Untersuchung der Besitzurkunden gefunden habe, einst Ihrer Familie gehörten.« Der Baron blickte in ein sehr elegantes Notizbuch – »Die Grundherrschaften Rood und Dulmonsberry mit verschiedenen Meierhöfen darauf. Mr. Thornhill wünscht sie zu verkaufen, sobald sein Sohn volljährig ist – ein alter Client von mir, Thornhill. Er hat sich in dieser Sache an mich gewendet. Glauben Sie, daß die Güter rentabler gemacht werden können?«

Leichenblaß und klopfenden Herzens hörte Randal zu. Wir haben gesehen, daß, wenn seine Berechnungen Einen ehrgeizigen Plan in sich schlossen, der, obgleich nicht unbedingt edel und groß, doch bis zu einem gewissen Grade die Sympathie eines unverdorbenen Gemüthes gewinnen konnte, dies die Hoffnung auf Wiederherstellung der gesunkenen Größe seines alten Hauses und auf Rückerwerbung der lange entfremdeten Ländereien war, welche die traurige Oede der zerbröckelnden Halle umgaben. Und jetzt zu hören, daß diese Ländereien in die unerbittlichen Krallen Levy's fallen sollten! Bittere Thränen füllten seine Augen.

»Thornhill,« fuhr Levy fort, der das Gesicht des jungen Mannes beobachtete – »Thornhill sagt mir, daß dieser Theil seiner Besitzungen – die früheren Leslie'schen Ländereien – jährlich zweitausend Pfund tragen und noch mehr tragen könnten. Er will sie um fünfzigtausend Pfund hergeben – zwanzigtausend Pfund baar, und der Rest mit dreißigtausend Pfund bliebe zu vier Procent verzinslich auf Grund und Boden stehen, Dies scheint mir ein sehr guter Kauf zu sein. Was meinen Sie?«

»Fragen Sie mich nicht,« sagte Randal, von seinen Gefühlen zu ungewohnter Aufrichtigkeit gedrängt: »denn ich hatte den Tag zu erleben gehofft, an dem ich selbst wieder in den Besitz dieser Ländereien kommen würde.«

»Ah, wirklich! Es würde Ihrer Stellung in der Welt wesentlichen Vorschub leisten, weniger wegen des Umfangs der Besitzungen, als um der sich forterbenden Erinnerungen willen. Und wenn Sie irgend wie daran denken, sie anzukaufen – glauben Sie mir, ich will Ihnen nicht im Wege stehen.«

»Wie kann ich daran denken?«

»Aber ich dachte, Sie bezeugten so eben Lust dazu.«

»Ich hörte, diese Ländereien könnten nicht eher verkauft werden, als bis Thornhill's Sohn volljährig wäre und seine Zustimmung zu deren Entäußerung gäbe.«

»Ja, so glaubte auch Thornhill, bis ich bei Prüfung der Besitzurkunden den Irrthum entdeckte. Diese Ländereien werden von der Bestimmung, mit welcher der alte Jasper Thornhill die übrigen Güter vererbte, nicht betroffen. Das Eigenthum an denselben ist ein volles. Thornhill möchte

die Sache gern gleich in's Reine bringen – Verluste auf der Rennbahn, Sie verstehen. Ein rascher Käufer würde noch bessere Bedingungen herausschlagen. Ein gewisser Sir John Spratt wäre zum Ankauf bereit; aber der Besitz dieser Ländereien würde den Spratt'schen Gütern in der Grafschaft mehr Bedeutung geben, als die Thornhill's hatten. So möchte sie mein Client lieber um einige Tausend weniger an Jemand verkaufen, der sich nicht zu seinem Nebenbuhler aufwürfe. Gleichmäßige Vertheilung der Macht in den Grafschaften, gerade wie bei den Nationen.«

Randal schwieg.

»Ich sehe, ich thue Ihnen wehe,« fuhr Levy mit großer Freundlichkeit fort, »und obwohl ich das bin, was meine äußerst liebenswürdigen Gäste einen Parvenu nennen würden, so begreife ich doch die Gefühle, welche sich Ihnen, einem Gentlemen von alter Geburt, aufdrängen müssen. Parvenu! Ist es nicht seltsam, Leslie, daß weder Reichthum, noch Zutritt in die erste Gesellschaft, nach Berühmtheit diesen Flecken wegwaschen können? Sie heißen mich einen Parvenu und entleihen von mir mein Geld. Sie heißen unsern Freund, den witzigen Kopf, einen Parvenu, und lassen ihm alle seine Unverschämtheiten hingehen – wenn sie sich je herablassen, von seiner Geburt überhaupt nur Notiz zu nehmen – in der Hoffnung, ihn zu einem Diner zu bekommen. Sie heißen den schlagfertigsten Mann im Parlamente von England einen Parvenu und werden ihm eines schönen Tags den Posten

eines Premierministers aufdrängen und Sterne und Ordensbänder abbetteln. Eine wunderliche Welt – und kein Wunder, daß die Parvenus sie umkehren möchten.«

Randal hatte bisher angenommen, dieser notorische Speichellecker – dieser modisch herausgeputzte Capitalist – dieser Geldverleiher, der sein ganzes Vermögen der Aristokratie mit ihren verrückten Bedürfnissen abgerungen hatte, sei naturgemäß ein Anhänger der bestehenden Ordnung der Dinge – wie konnte es für Männer wie Baron Levy einen besseren Zustand geben? Aber dieser unerwartete Ausbruch demokratischer Grillen Seitens des Wucherers überraschte Randal's frühreife und scharfe Beobachtungsgabe nicht. Er hatte die Bemerkung gemacht, daß immer Diejenigen, welche um die Aristokratie am meisten herumschwänzeln und aus diesem Herumschwänzeln den meisten Vortheil ziehen, im Herzen die bittersten Gefühle gegen dieselbe hegen. Warum dies? Weil die Eine volle Hälfte des demokratischen Geistes aus Neid zusammengesetzt ist, und weil Gegenstand des Neides nur Dasjenige sein kann, was wir mit unseren Augen sehen, und, während es stets vor uns liegt, doch nie erreichen können. Kein Mensch beneidet einen Erzengel.

»Aber,« sagte Levy, sich in seinen Stuhl zurückwerfend, »eine neue Ordnung der Dinge beginnt; wir werden sehen. Leslie, es ist ein Glück für Sie, daß Sie nicht unter dem gegenwärtigen Ministerium in's Parlament getreten sind, es wäre Ihr politischer Ruin auf Lebenszeit.«

»Sie glauben also, daß sich die Minister keinenfalls halten können?«

»Natürlich glaube ich es; ja, noch mehr, ich halte die Bildung eines Ministeriums von der nämlichen Färbung für unmöglich. Sie sind ein junger Mann von Talent und Geist. Ihre Geburt ist nichts im Vergleich zu dem Range der herrschenden Partei, im demokratischen Lager aber würde sie eine Bedeutung gewinnen. Ich meine, Sie sollten gegen Avenel höflicher sein; er könnte Sie bei der nächsten Wahl in's Parlament bringen.«

»Bei der nächsten Wahl? In sechs Jahren! Wir haben erst allgemeine Wahl gehabt.«

»Wir werden eine neue haben vor Ablauf des Jahres – vielleicht in einem halben, vielleicht auch schon in einem Vierteljahr.«

»Was veranlaßt Sie zu dieser Annahme?«

»Leslie, Vertrauen gegen Vertrauen! Wir können uns gegenseitig helfen. Wollen wir Freundschaft schließen?«

»Herzlich gern. Aber, während Sie allerdings mir helfen können, wie kann ich Ihnen helfen?«

»Sie haben mir schon geholfen zu Frank Hazeldean – und dem Casino. Alle gescheidten Leute können mir helfen. Also abgemacht, wir sind Freunde, und was ich sage, ist Geheimniß. Sie fragen mich, warum ich glaube, daß es sobald wieder eine allgemeine Wahl geben werde? Ich will Ihnen offen antworten. Von allen Staatsmännern, die mir je vorgekommen sind, besitzt keiner einen so klaren Blick in die augenblickliche Lage, wie Audley Egerton.«

»So nimmt man allgemein an. Keinen weiten, aber einen klaren Blick bis zu einem gewissen Punkte.«

»Ganz richtig. Niemand kennt folglich die öffentliche Stimmung und deren momentane Schwankungen besser.«

»Einverstanden.«

»Nun denn! Egerton rechnet auf eine allgemeine Wahl binnen drei Monaten; und ich habe ihm das Geld dazu geliehen.«

»Ihm das Geld geliehen? Egerton leiht Geld von Ihnen – der reiche Audley Egerton?«

»Reich!« wiederholte Levy in einem Tone, der sich unmöglich beschreiben läßt, und schlug dazu mit dem Daumen und Mittelfinger, was man sagt, ein ›Schnippchen‹ – der Ausdruck tiefster Verachtung.

Er sagte nichts weiter. Randal saß betäubt da. Endlich murmelte Letzterer:

»Aber wenn Egerton wirklich nicht reich ist – wenn er seinen Posten verliert, und ohne die Hoffnung, ihn wieder zu bekommen –«

»Dann ist er ruiniert!« erwiderte Levy kalt; »und deshalb, auf Rücksicht für Sie, und weil mir Ihre Zukunft am Herzen liegt, sage ich: Setzen Sie auf Audley Egerton keine Hoffnungen, weder was eine etwaige Laufbahn, noch was Vermögen betrifft. Behalten Sie vor der Hand Ihre Stelle, aber seien Sie bei der nächsten Wahl gerüstet, volksthümliche Grundsätze zu vertreten. Avenel soll sie in's Parlament bringen, und das Weitere hängt von Glück

und Energie ab. Und jetzt will ich Sie nicht länger aufhalten, sagte Levy, indem er sich erhob und läutete. Der Bediente trat ein.

»Ist mein Wagen da?«

»Ja, Herr Baron.«

»Kann ich Sie irgendwo absetzen?«

»Nein, ich danke Ihnen. Ich ziehe es vor, zu Fuß zu gehen.«

»Adieu dann. Und vergessen Sie die *soirée dansante* bei Mrs. Avenel nicht.«

Randal schüttelte mechanisch die ihm dargebotene Hand und stieg die Treppe hinab. Die frische, eisige Luft weckte seinen durch Levy's verhängnißvolle Worte nahezu gelähmten Geist wieder zu gewohnter Thätigkeit.

Und die erste Frage, welche sich der kluge Ränkeschmied stellte, war:

»Aber welche Beweggründe kann der Mann haben, mir alles das zu sagen?«

Die zweite –

»Egerton ruinirt! Und ich?«

Die dritte –

»Und jene schönen Parzellen des alten Leslie'schen Eigenthums? Zwanzigtausend Pfund baar – wie die Summe bekommen? Aus welchem denkbaren Grunde kann Levy mit mir herüber gesprochen haben?«

Und zuletzt kam sein Selbstgespräch wieder auf die erste Frage zurück –

»Des Mannes Beweggründe! Seine Beweggründe!«

Während dem warf sich der Baron in sein Coupé – das bequemste Coupé, das man sich denken kann – ein Junggesellencoupé – vollendeter Geschmack – kein verheirateter Mann hat ein solches Coupé – und in wenigen Minuten war er in —'s Hotel und stand vor Giulio Franzini, Graf von Peschiera.

»*Mon chère*,« sagte der Baron in vortrefflichem Französisch und in einem Tone, dessen Vertraulichkeit die vollkommenste Gleichstellung mit dem Abkömmling von Fürsten und Helden des großen mittelalterlichen Italiens ausdrückte –

»*Mon chère*, geben Sie mir eine Ihrer vorzüglichen Cigarren. Ich denke, ich habe alles in Gang gebracht.«

»Haben Sie heraus bekommen –«

»Nein; so rasch geht's nicht,« sagte der Baron, die ihm dargebotene Cigarre anzündend.

»Sie erklärten ganz zufrieden sein zu wollen, wenn es Sie nur zwanzigtausend Pfund kosten würde, um Ihre Schwester zu vermählen (welche diese Summe gesetzlich anzusprechen hat) und selbst die Erbin zu heirathen.«

»Das sagte ich, ja.«

»Dann zweifle ich nicht, daß ich mit dieser Summe beide Zwecke erreichen werde, wenn Randal Leslie wirklich weiß, wo die junge Dame ist, und wenn er Ihnen behülflich sein kann. Ein viel versprechender, fähiger Mann ist Randal Leslie – aber unschuldig, wie ein neugeborenes Kind.«

»Ha, ha! Unschuldig? *Que diable!*«

»Unschuldig, wie diese Cigarre, *mon chère* – stark, ja, aber sehr leicht zu rauchen. *Soyez tranquille.*«

## FÜNFZEHNTE KAPITEL.

Wer sah nicht – wer bewunderte nicht jenes herrliche Bild von Daniel Maclise, welches den unsterblichen Namen meines Vorfahren Caxton in die Erinnerung zurückruft! Und während ich selbst mit nationalem Stolz das bewundernde Gemurmel der Fremden vernahm, die sich um dasselbe sammelten (denn nichts, worauf unsere Nation stolzer sein könnte, hatte sich in dem Krystallpalaste ihre Blicken dargeboten) – während ich mit nicht geringerem Stolze auf den hochsinnigen Geist der Kunstgenossen den warmen Beifall berühmter Meister vernahm, womit sie der Begeisterung der Menge die Weihe gaben – schien mir mehr noch, als der von dem Künstler, wie immer, auf die Zeichnung verwendete Fleiß und die reiche, erst seit kurzem von ihm angewandte Farbenmischung, die Tiefe der Auffassung in die Augen zu springen, welcher dieses Werk seine meisterhafte Ausführung verdankt. Dieser Mönch mit dem mürrischen Blick auf den Buchdrucker, den Rücken der Bibel zugewendet, auf welche *seine Gestalt einen Schatten wirft* – der ganze Uebergang von dem mittelalterlichen Christenthum der Klosterzelle zu dem neueren Christenthum, welches sich des Tageslichts freut, ist hier wieder gegeben in dem Schatten, welcher das Buch verdunkelt, in dem scheelen Blick,

der sich auf den Bücherverbreiter heftet; – dieses finstere, nachsinnende Antlitz Richards, Herzogs von Gloucester, das, schön wie ein Napoleon mit dem schwarzen Ausdruck des bösen Feindes, lange in die ferne Zukunft schaut, als erblicke es dort bereits den Widerstand, der sich gegen die Anschläge geheimen Verbrechens und unerbittlicher Gewalt vorbereitete; – der ritterliche Kopf Rivers, des vollendeten Hofmannes, nur im Profil unter seinem Helme sichtbar, als wäre die Zeit, da das Ritterthum seine edeln Attribute in Stahl vertheidigen muß, schon halb vorüber; – und, nicht weniger groß, als alles Andere: die rauhen Sehnen und Muskeln des Handwerkers, der zum Dienste an der Presse gezwungen worden, und der Strahl des Verständnisses, der, drohende Revolutionen ankündigend, über die groben Züge und die niedere, gerunzelte Stirne hinzuckt. Alle diese Belege für die Gründlichkeit, mit welcher der Künstler die guten und schlimmen Folgen der neuen Erfindung – auf der einen Seite rettendes Licht, auf der anderen gefährliche Stürme erforscht hatte, übten auf mich jenen Zauber, welcher durch den vollständigen Einklang zwischen Gedanke und Ausführung – die ebenso wahre als seltene Vollendung des Idealen in der Kunst – hervorgebracht wird. Während so durch die genannten Personen der Gruppe die tieferen und ernsteren, mit der herrlichen, aber furchtbaren Erfindung zusammenhängenden Verwicklungen dargestellt sind, bemerken wir, wie wenig sich die oberflächlichen Epikuräer des Moments um den scheelen Blick des Mönchs, um die Rastlosigkeit Richards, um das unruhige

Glitzern in dem Auge des Handwerkers kümmern – König Eduard, der schöne *Poco courante*, in seinem kindlichen Entzücken über ein neues Spielzeug, und Clarence mit seinen neugierigen, vertrauensvollen Augen, während Caxton selbst, ruhig, heiter, ohne sich stören zu lassen, nur an Erklärung seiner Erfindung denkt, unbekümmert, ob die ersten Proben derselben einem Rivers oder einem Eduard, einem Richard oder einem Heinrich, einem Plantagenet oder einem Tudor gewidmet werden sollen – das alles ist dem Mann mit den einnehmenden, sanften Zügen gleichgültig. So ist es immer mit der abstrakten Wissenschaft! Nicht ein Jota kümmert sich ihre leidenschaftslose Logik um das Wohl oder Wehe der nachfolgenden Generationen. Der Strom, der aus seiner Quelle hervorgebrochen, treibt fort in die große See der Intelligenz und lächelt über den Bejammernswerthen, den er begräbt, oder unter dem Kiel des Schiffes, dessen Sklave er ist.

Jetzt, da ich im Begriffe bin, das gegenwärtige Kapitel über die Wechselformen des Lebens zu beginnen, drängt sich dieses Meisterstück denkender Kunst meiner Erinnerung auf zur bildlichen Veranschaulichung dessen, was ich zu sagen beabsichtige. Jedes Zeitalter birgt etwas in seinem Schooße, das für den Augenblick nur zur Unterhaltung der gewöhnlichen Kinder der Lust und des Vergnügens, eines Eduard's und eines Clarence's (mögen sie nun Könige und Herzoge oder die niedersten der Unterthanen sein) dient, später größere Dimensionen annimmt und zur ernstesten Epoche in der Geschichte wird.

Blicken wir zurück, so weit wir denken können – die *Schriftsteller* sind es, auf welche, als die Hauptgrenzsteine der Vergangenheit, sich das Auge richtet. Man legt den Zeitaltern des Augustus, der Elisabeth, Ludwigs des Vierzehnten, der Königin Anna weltgeschichtliche Bedeutung bei. Warum? Weil ihre Geschichtschreiber ihnen dieselbe verliehen haben. Die Zwischenräume zwischen den verschiedenen Schriftstellerperioden liegen unbeachtet da, wie gewöhnliches flaches Land eines unbebauten geschichtlichen Bodens. Und doch, so seltsam es auch klingt, beschäftigen diese Schriftsteller, wenn sie unsere Zeitgenossen sind, unsere Gedanken nur zum kleinsten Theile und füllen nur da und dort die Löcher in den Kalk- und Tufsteinen aus, womit wir das Babylon unseres Lebens ausbauen! So ist es, und vielleicht mit Fug und Recht, mag es nun den Leuten von der Feder behagen oder nicht. Thätigkeit soll die Seele des Lebens sein, und Bücher, wenn sie auch der Nachwelt die That übergeben, sind in der Gegenwart nur für die Feiertage.

Mit dieser langen Vorrede kehre ich mit Einem Mal den Randals und den Egertons, den Levy's, Avenels und Peschiera's den Intriguen und Leidenschaften des praktischen Lebens den Rücken und versetze den Leser in eine jener verborgenen Stätten, wo der Gedanke aus unbeachteten Momenten ein neues Band in die Kette webt, welche die Zeitalter mit einander verbindet.

In einem kleinen Zimmer, dessen einziges Fenster gegen den oben beschriebenen, wunderlich angelegten, feenhaften Garten sieht, saß ein junger Mann allein. Er

hatte geschrieben. Die Tinte auf dem Manuscripte war noch nicht trocken, aber seine Gedanken hatten sich plötzlich von der Arbeit abgewendet, und seine Augen, die sich jetzt von einem Briefe, dem Gegenstande der Unterbrechung, erhoben, strahlten vor Entzücken.

»Er wird kommen,« rief der junge Mann; »hieher kommen, in die Heimath, welche ich ihm verdanke. Ich bin seiner Freundschaft nicht unwürdig gewesen. Und sie« – seine Brust hob sich, aber die Freude wich aus seinem Antlitz. »Seltsam, seltsam, daß mich der Gedanke, sie wieder zu sehen, traurig macht. *Sie* wiedersehen! – O nein! – *Meine* Trost spendende Helene – *mein* kindlicher Engel! *Sie* kann ich nie wiedersehen! Die erwachsene Jungfrau – sie ist nicht meine Helene. Und doch – und doch« nahm er nach einer Pause wieder auf, »wenn sie je diese Blätter liest, in welchen der Gedanke fluthete und zitterte unter ihrem fernen Sternenlichte – wenn sie je sieht, wie ihr Bild in mir fort lebte, und wenn sie fühlt, daß, was Andere für Gebilde der Phantasie halten, der Erinnerung entnommen ist – wird sie dann nicht, wenigstens für einen Augenblick, wieder *meine* Helene sein – wieder in Gedanken mit ihrem Herzen an meiner Seite stehen auf der einsamen Brücke – Hand in Hand – Beide Waisen, wie wir dort standen in jenen kummervollen und doch, wenn ich sie mir zurückrufe, so süßen Tagen! – Helene in England, es ist ein Traum!«

Er erhob sich halb unbewußt und ging an das Fenster. Der Springbrunnen spielte lustig vor seinen Augen,

und der laute Gesang der Thierchen in dem Vogelhause schlug an sein Ohr.

»Und in diesem Hause,« murmelte er, »sah ich sie zuletzt! Und dort, wo jetzt der Springbrunnen seinen Strahl in die Höhe sendet, dort sagte mir ihr und mein Wohltäter, daß ich *sie* verlieren müsse und – Ruhm gewinnen solle. Ach!«

In diesem Augenblick trat eine Frau in das Zimmer, deren Kleidung zu ihrem ganzen Wesen nicht recht paßte, indem letzteres bei aller Ehrbarkeit in hohem Grade an das Leben auf dem Lande erinnerte. Sie blieb stehen, als sie den jungen Mann in Gedanken vertieft am Fenster erblickte; denn sie kannte seine Gewohnheiten und hatte sie, seit er sich eine gewisse Stellung errungen, achten gelernt. Deßhalb störte sie seine Träumerei nicht, sondern begann leise das Zimmer in Ordnung zu bringen, indem sie mit dem Zipfel ihrer Schürze von verschiedenen Gegenständen den Staub abwischte, ein Paar Stühle, die im Wege standen, an ihren Platz stellte, aber nicht Ein Papier anrührte. Vortreffliche Frau – und eben so selten, als vortrefflich!

Endlich wandte sich der junge Mann mit einem tiefen, jedoch nicht eben schmerzlichen Seufzer um.

»Meine theure Mutter, guten Tag. Ah, du hast Recht, daß du dem Zimmer ein möglichst freundliches Aussehen zu geben suchst. Frohe Neuigkeiten! Ich erwarte Besuch!«

»Mein Gott, Leonard, soll etwas gerichtet werden? Frühstück oder sonst etwas?«

»Nein, ich glaube nicht, Mutter. Er, dem wir alles verdanken, kommt – *haec etia fecit!* Entschuldige mein Latein. Der Besuch ist Lord L'Estrange.«

Das Gesicht der Mrs. Fairfield (der Leser hat wohl längst den Namen errathen) veränderte sich plötzlich und zeigte ein nervöses Zucken aller Muskeln, was ihr eine Familienähnlichkeit mit der alten Mrs. Avenel gab.

»Beunruhige dich nicht, Mutter. Er ist der gütigste –«

»Sprich nicht so, ich kann es nicht ertragen!« rief Mrs. Fairfield.

»Kein Wunder, daß die Erinnerung an alle seine Wohlthaten dein Herz bewegt. Aber sobald du ihn gesehen hast, wirst du dich beruhigt fühlen und es auch bleiben. Also, bitte, lächle und sieh' so gut und freundlich aus, wie du bist; denn ich bin stolz auf dein offenes, treuherziges Gesicht, wenn du zufrieden bist, Mutter. Und er soll dein Herz in deinem Gesichte lesen, wie ich.«

Damit schlang Leonard den Arm um den Nacken der Wittwe und küßte sie. Sie schmiegte sich einen Augenblick zärtlich an ihn, und er fühlte, wie sie vom Kopf bis zu den Füßen zitterte. Dann riß sie sich aus seinen Armen los und verließ rasch das Zimmer.

Leonard dachte, sie habe sich vielleicht entfernt, um ein besseres Kleid anzuziehen oder mit hausmütterlicher Emsigkeit die anderen Zimmer zum Empfange herzurichten; denn das Haus war Mrs. Fairfield's Steckenpferd und Leidenschaft; und jetzt, da sie nur zu ihrer Unterhaltung arbeitete, bildete dasselbe den Hauptgegenstand ihrer Beschäftigung. Wie sie es anfang, sich Stunden lang in

diesen kleinen Zimmern zu schaffen zu machen und, wie es schien, alles darin genau an dem alten Platze zu lassen, das gehörte zu jenen Wundern im Leben, die Leonard's Genius nie begriff. Aber sie war immer so erfreut, wenn Mr. Norreys oder ein anderer seltener Besuch kam und sagte (Mr. Norreys versäumte nie, es zu sagen): »Wie hübsch hier alles gehalten ist! Was sollte aus Leonard ohne Sie werden, Mrs. Fairfield!«

Und zu Mr. Norreys' unendlicher Belustigung gab Mrs. Fairfield jedes Mal die nämliche Antwort:

»Gewiß, Sir, und danke Ihnen schönstens; aber meine Meinung ist, das Besuchzimmer werde schrecklich staubig sein.«

Als Leonard wieder allein war, versank er von Neuem in den früheren träumerischen Zustand; und seine Züge nahmen den Ausdruck an, den sie jetzt beinahe immer zeigten. Er hatte sich, seit wir ihn zuletzt gesehen, sehr verändert. Seine Wangen waren bleicher und schmaler; seine Lippen fester geschlossen, sein Blick sicherer und ernster. Man sah, um mich eines treffenden französischen Ausdrucks zu bedienen, daß ›Kummer darüber hingegangen war‹. Aber die Schwermuth in seinen Zügen war unaussprechlich sanft und ruhig, und auf seiner hohen Stirne thronte jene Kraft, die man in diesem Alter so selten trifft – die Kraft, welche gesiegt hat und ihre Siege nur durch Ruhe verkündet. Die Zeit des Zweifels, des Kampfes, des Trotzes war vorüber für immer; Genius und Seele hatten sich mit der Menschheit ausgesöhnt. Es war ein liebliches Antlitz – der Charakter desselben so edel und

friedlich. Nicht, daß das Feuer gefehlt hätte – im Gegenteil, das Feuer brannte so hell und stetig, daß man es für Licht halten mochte. Die Offenherzigkeit des Knaben, die Einfachheit des Dorfkindes war noch immer da, aber verfeinert durch Erkenntniß, welche die Bahn des Wissens nicht *durchschritten*, sondern *durchflogen* zu haben schien – unbefleckt von dem Schmutze der Erde – den Sternen zustrebend – in den verschiedenen Abstufungen des Seins nur die reizenderen Formen des Wahren und Guten suchend – zu Hause, wie es der, das Schöne zur höchsten Vollkommenheit entwickelnden Kunst geziemt.

»In den heitern Regionen,  
Wo die reinen Formen wohnen.«

Aus diesen Träumen raffte sich Leonard nicht eher auf, als bis die Glocke an der Gartenthüre laut und scharf erklang. Jetzt richtete er sich rasch empor und eilte in die Halle – als er seine Hand plötzlich von der Harley's umschlossen fühlte.

#### SECHSZEHNTE KAPITEL.

Eine volle glückliche Stunde verging mit Harley's Fragen und Leonard's Antworten – die natürlichste Art der Conversation bei dem ersten Wiedersehen nach jahrelanger, für den jüngern der beiden Männer so ereignißreicher Abwesenheit.

Leonard's Geschichte während dieses Zeitraums war beinahe ausschließlich eine innere, der Kampf des Geistes mit seinen eigenen Hemmnissen, die Wanderungen

der Phantasie durch ihre eigenen abenteuerlichen Welten. Das erste, worauf Norreys bei Vorbereitung seines Zöglings für dessen Beruf sein Augenmerk richtete, war die Herstellung des Gleichgewichts der geistigen Kräfte desselben, die harmonische Sammlung der durch die Prüfungen und Leidenschaften des früheren, strengen, äußern Lebens rauh durch einander geworfenen Elemente.

Norreys' Theorie war kurz folgende: die Erziehung eines höher begabten menschlichen Wesens besteht einzig und allein in der Entwicklung von Ideen in einem Individuum zum Besten seiner Mitmenschen. Zu diesem Ende ist die Aufmerksamkeit zu richten – erstens aus den Werth der gesammelten Ideen, zweitens auf das Ordnen, und drittens auf das Wiedergeben derselben. Numero Eins erfordert Fähigkeit; Numero Zwei Schule; Numero Drei Kunst. Erstere begreift in sich ein intellectuelles Wissen, sei es aus Beobachtungen, Erlebnissen oder Vergleichen, aus Büchern oder Menschen, aus Aristoteles oder Fleet-Street gezogen. Die zweite verlangt Erziehung, nicht bloß intellectuelle, sondern auch sittliche, die Läuterung und Veredlung der Beweggründe, die Regelung der Gewohnheiten – und hier ist die Methode nur ein Theil einer göttlichen, harmonischen Symmetrie: Die Vereinigung der Intelligenz und des Gewissens. Hat man einen Schatz von werthvollen Ideen durch den ersten

Prozeß errungen, durch den zweiten gekräftigt und gehöriger Leitung unterstellt, so bleibt es dem dritten vorbehalten, sie der Welt in der anziehendsten oder empfehendsten Form vorzulegen. Dies kann durch Thaten nicht minder, als durch Worte, geschehen; allein, die Mittel dem Zweiten anzupassen, den Ideen eines Menschen Eingang in das Leben und die Seele Aller, durch Thaten oder Bücher, zu verschaffen, erfordert Studium. Die That hat so gut ihre Kunst, wie die Literatur. Norreys hatte es nur mit dem Berufe des Gelehrten, mit der Bildung des Schriftstellers zu thun und demgemäß die Wahrnehmungen zu jenen Abwechslungen im Erhabenen und Schönen hinzuführen, deren richtige Vereinigung sofort das Schaffen ist. Der Mensch selbst ist nichts, als eine Vereinigung von Elementen. Wer in der Natur zu vereinigen versteht, zeigt sich eben damit schaffend in der Kunst.

So ungefähr, wie ich es hier mit wenigen Worten und nur annähernd beschrieben habe, war das System, nach welchem Norreys bei Regelung und Vervollkommnung der angeborenen Kräfte seines Zöglings verfuhr; und wenn mir auch der Leser einwendet, daß kein System, welches seine Grundlage von einem Dritten empfangen, den Genius bilden oder die Art seines Wirkens vorschreiben könne, so haben doch gewiß neun Zehntheile der anerkanntesten Zierden unseres Geschlechts, ohne es zu wissen – denn die Selbsterziehung achtet selten auf die verschiedenen Stadien, in welche sie nach und nach tritt – jeden dieser Prozesse durchgemacht.

Und nicht Einer, der sich die Mühe gibt, darüber nachzudenken, wird läugnen, daß diese Theorie, welche ein Mann von reichen Erfahrungen, gründlichen Kenntnissen und vorzüglichem Geschmack aufgestellt hat, dem Genius seine Kämpfe unendlich erleichtert, seinen Blick klärt und stärkt und den Abstand zwischen Ringen und Erringen nicht unwesentlich abkürzt.

Norreys war übrigens ein viel zu tiefer Denker, um in den Wahn der modernen Lehrer zu verfallen, Erziehung sei ohne eigene Arbeit möglich. Die Arbeit muß streng, aber richtig geleitet sein.

Alles, was wir hier thun können, ist zu vermeiden, daß die Zeit durch Kraftvergeudung auf Abwegen nutzlos verschwendet werde.

Der Meister hatte daher seinen Jünger zuerst mit Ordnen und Zusammentragen von Material zu einem großen kritischen Werke beschäftigt, an welchem Norreys selbst arbeitete. In diesem Stadium des vorbereitenden Lernens kam Leonard von selbst auf die Nothwendigkeit, sich fremde Sprachen, für welche er großes Talent hatte, anzueignen, wodurch eine solide Grundlage für eine umfassende, vielseitige Bildung gewonnen wurde. Er zog mit der Pflugschaar die Mauern der künftigen Stadt. Pünktlichkeit und das nöthige Generalisiren wurden ihm zur Gewohnheit, ohne daß er es bemerkte; und die schätzenswerthe Gabe, aus einem Haufen von Material das, für den jeweiligen Zweck Dienliche herauszuziehen – eine Gabe, welche die Kräfte, durch deren Concentrirung

auf Einen Punkt, vervielfältigt – verlieh, einmal in Thätigkeit gesetzt, jeder Arbeit ein bestimmtes Ziel und der Auffassung größere Schärfe. Aber Norreys beschränkte seinen Zögling keineswegs auf die stumme Welt einer Bibliothek; er machte ihn mit einigen hervorragenden Meistern in Kunst und Wissenschaft, in der Literatur und im Gebiete des praktischen Lebens bekannt.

»Dies,« sagte er, »sind die lebendigen Ideen der Gegenwart, welche den Stoff zu den Büchern für die Zukunft abgeben werden. Studiren Sie dieselben; hier, wie in den Bänden der Vergangenheit, ist viel, was sorgfältig gesammelt und gelesen zu werden verdient.«

Nach und nach leitete Norreys diesen jungen, feurigen Geist von der Auswahl der Ideen zu der ästhetischen Analyse, von der Kompilation zur Kritik; aber zu einer strengen, eingehenden, logischen Kritik, zu einer Begründung jedes Wortes des Lobs oder des Tadels. In diesem Stadium seiner Ausbildung auf die Erforschung der Gesetze des Schönen hingewiesen, ging seiner Seele plötzlich ein neues Licht auf; mitten aus den Marmor Massen, die er um sich her aufgehäuft hatte, erhob sich das Haupt der Statue.

Und so sagte Norreys eines Tages unvermuthet zu ihm: »Ich brauche nicht länger einen Kompilator – bringen Sie sich durch eigene Schöpfungen weiter.«

Und Leonard schrieb, und ein Werk erblühte aus der tief eingegrabenen Saat und aus dem für die Strahlen der Sonne und für den heilsamen Einfluß der frischen Luft gehörig gelockerten Boden.

Dieses erste Werk fand noch keinen sehr großen Leserkreis – nicht wegen eines bemerkbaren inneren Mangels; denn zu allem gehört Glück. Das erste anonyme Werk eines originellen Genius erringt selten mit Einem Male bedeutende Erfolge. Aber die Erfahreneren erkannten, was das Buch versprach. Verleger, welche instinktmäßig ein zu verwerthendes Talent herausfinden und das künftige Urtheil des Publikums voraus berechnen, machten aus freien Stücken liberale Anerbietungen. »Dieses Mal müssen Sie Ihres Erfolgs sicher sein,« sagte Norreys; »denken Sie weder an Vorbilder, noch an den Styl. Klopfen Sie geradezu an das menschliche Herz – fort mit den Ankertauen, kühn hinaus in die hohe See! Noch ein Wort – schreiben Sie nie eine Seite, ohne vorher einen Gang nach Temple Bar gemacht zu haben; mischen Sie sich unter die Leute, lesen Sie in dem menschlichen Antlitz und lernen Sie daraus, warum sich große Dichter meistens in Hauptstädten aufgehalten haben.«

Leonard schrieb wieder und erwachte eines Morgens als ein berühmter Mann. Soweit sich bei einem Berufe, dessen Ausübung Gesundheit erfordert, etwas vorher bestimmen läßt, war für den Augenblick Unabhängigkeit und, bei Vorsicht und Sparsamkeit auch für die Zukunft ein hinlängliches Auskommen gesichert.

»Und ich hoffe,« schloß Leonard seine weniger kurz, aber einfacher als hier gefaßte Erzählung, – »ich hoffe, gleich jetzt mir eine Summe erwerben zu können, die mich für den Rest meines Lebens in den Stand setzt, mir meine Themas selbst zu wählen, ohne daß ich genöthigt

bin, mir wegen der Honorirung Sorge zu machen. Das erst nenne ich die einzige wahre (und ach! vielleicht so seltene) Unabhängigkeit des Schriftstellers. Norreys, der einen Entwurf aus meiner Knabenzeit über gewisse Verbesserungen der Dampfmaschinen sah, verlangte, ich solle einen großen Theil meiner Zeit auf Mechanik verwenden. Das Studium, welches mir früher so großes Vergnügen gewährt hatte, erschien mir jetzt geistlos; aber ich machte mich guten Muthes daran, und ich habe in Folge dessen meine ursprüngliche Idee soweit verbessert, daß mein Plan bei einem der erfahrensten Ingenieurs Beifall gefunden hat. Ich bin überzeugt, der Verkauf des Patentes wird mir eine Summe Geldes eintragen, deren Größe Ihnen zu nennen mich in Verlegenheit setzt – wegen des Mißverhältnisses, in dem sie zu einer so einfachen Erfindung steht. Indessen bin ich schon jetzt so reich, daß ich zwei Träume meines Herzens verwirklichen könnte: eine eigene Heimath in dem Häuschen, in welchem ich Sie und Helene – Miß Digby, wollte ich sagen – zuletzt gesehen, und Theilung dieser Heimath mit ihr, die über meiner Kindheit wachte.«

»Ihre Mutter – wo ist sie? Ich möchte sie sehen.«

Leonard eilte fort, die Wittwe zu holen, erfuhr aber zu seinem Erstaunen und Verdrusse, daß sie vor L'Estranges Ankunft das Haus verlassen hatte.

Er kam zurück, unschlüssig, wie er dieses anscheinend unhöfliche und undankbare Benehmen erklären sollte;

zögernd, mit glühender Wange sprach er von der angeborenen Schüchternheit der Wittwe, von ihrer steten Erinnerung an ihre niedere Herkunft. »Und,« fügte Leonard bei, »sie ist von dem Bewußtsein, wie viel wir Ihnen verdanken, so sehr überwältigt, daß sie Ihren Namen nie ohne Aufregung oder Thränen hören kann, und bei dem Gedanken, Sie zu sehen, wie Espenlaub zittert.«

»Ha!« rief Harley, sichtlich bewegt. »Wirklich?«

Er senkte den Kopf und beschattete sein Gesicht mit der Hand.

»Und,« nahm er nach einer Pause wieder aus, ohne emporzublicken, »und Sie schreiben diese Furcht, mich zu sehen, diese Aufregung bei Nennung meines Namens einzig und allein einer krankhaft gesteigerten Erinnerung an – an die Umstände zu, welche sich auf meine Bekanntschaft mit Ihnen beziehen?«

»Und vielleicht einer Art von Scham, daß die Mutter Desjenigen, welchen Sie zu ihrem Stolz gemacht haben, nur eine Bäuerin ist.

»Das ist alles?« sagte Harley ernst, indem er auf sah und seine Augen, in welchen Thränen standen, auf Leonard's offenes Antlitz richtete.

»O, mein theurer Lord, was sonst könnte es sein? Urtheilen Sie nicht hart über sie.«

L'Estrange erhob sich plötzlich, drückt Leonard's Hand, murmelte einige unverständliche Worte, zog dann den Arm seines jungen Freundes in den seinigen, führte ihn in den Garten und lenkte das Gespräch auf den früheren Gegenstand zurück.

Leonard's Herz sehnte sich, nach Helene zu fragen, und doch hielt ihn ein gewisses Etwas davon zurück, bis er endlich, da Harley immer noch nicht auf sie zu sprechen kam, seinem Verlangen nicht länger zu widerstehen vermochte.

»Und Helene – Miß Digby – ist sie sehr verändert?«

»Verändert? Nein – ja, sehr.«

Sehr! – Leonard seufzte.

»Werde ich sie wieder sehen?«

»Gewiß,« sagte Hartey in einem Tone der Ueberraschung. »Wie können Sie daran zweifeln? Und Ihnen bleibt das Vergnügen vorbehalten, ihr zu sagen, daß Sie berühmt sind. Sie erröthen; gut, dann will ich es für Sie thun. Aber Ihre Bücher müssen Sie ihr geben.«

»So hat sie dieselben noch nicht gelesen – auch nicht das letzte? Das erste verdient ihre Aufmerksamkeit nicht,« sagte Leonard enttäuscht.

»Sie ist eben erst in England angekommen. Ich erhielt zwar Ihre Bücher in Deutschland, allein damals war sie nicht bei mir. Sobald ich ein Geschäft, welches mich auswärts ruft, bereinigt habe, werde ich Sie ihr und meiner Mutter vorstellen.«

Harley's Stimme klang befangen, als er so sprach; und sich rings umschauend, rief er aus:

»Sogar hier haben Sie Poesie entwickelt. Ich hätte nie gedacht, daß einem der gewöhnlichsten Vorstadtgärten so viel Schönheit entlockt werden könnte. Wahrhaftig, wenn ich mich nicht täusche, so stand da, wo jetzt diese

reizende Fontäne spielt, die rohe Bank, auf der ich Ihre Verse las.«

»So ist es; ich wünschte hier alles, was mir im Leben Glückliches begegnete, zu vereinigen. Ich glaube, ich theilte Ihnen, mein Lord, in einem meiner Briefe mit, daß ich eine sehr glückliche, wenn auch an Kämpfen reiche Zeit meines Knabenalters der seltenen Freundlichkeit und edelmüthigen Unterweisung eines Ausländers verdanke, in dessen Diensten ich stand. Dieser Springbrunnen ist einem andern nachgebildet, welchen ich damals in seinem Garten anlegte, und an dessen Rande ich manchen Sommertag gesessen und von Ruhm und Wissen geträumt habe.«

»Richtig, das sagten Sie mir; und Ihren Ausländer wird es freuen, von Ihren Erfolgen zu hören, wie von Ihrer dankbaren Erinnerung. Uebrigens nannten Sie mir seinen Namen damals nicht.«

»Riccabocca.«

»Riccabocca! Dieser mir so theure edle Freund! Ist es möglich? Mit ihm hängt theilweise meine Rückkunft nach England zusammen. Sie müssen mich begleiten und ihn sehen. Ich hatte vor, heute Abend aufzubrechen.«

»Mein theurer Lord,« sagte Leonard, »ich glaube, Sie können sich eine so weite Reise ersparen. Ich habe Grund zu der Vermuthung, daß Signor Riccabocca mein nächster Nachbar ist. Vor zwei Tagen war ich im Garten, als ich, von ungefähr nach jenem Hügel dort blickend, die

Gestalt eines Mannes gewahrte, der unter dem Gebüsch saß; und obgleich ich seine Züge nicht unterscheiden konnte, so gemahnte mich doch etwas in den Umrissen seiner Figur und in seiner eigenthümlichen Haltung unwiderstehlich an Riccabocca. Ich eilte aus dem Garten und stieg den Hügel hinan; er war jedoch verschwunden. Meine Neugierde war in einem Grade erregt, daß ich in den verschiedenen Laden Erkundigungen einziehen ließ, wobei ich erfuhr, daß eine Familie, bestehend aus einem Gentleman mit seiner Gattin und Tochter, vor Kurzem ein Haus bezogen habe, an welchem Sie auf Ihrem Wege hieher vorbei gekommen sein müssen – es steht von der Straße etwas seitwärts, von hohen Mauern umgeben – und obgleich sie Engländer sein sollen, so läßt mir doch die von einem Augenzeugen gemachte Beschreibung der Person des Gentleman, der Umstand, daß sie einen ausländischen Diener haben, und der von den Ankömmlingen geführte Name ›Richmouth‹ kaum mehr einen Zweifel übrig, daß es die von Ihnen gesuchte Familie ist.«

»Und Sie sind nicht hingegangen, um Gewißheit zu bekommen?«

»Ich bitte um Entschuldigung, aber da sich die Familie augenscheinlich jeder Beobachtung entzieht (außer dem Herrn des Hauses wurde nie Jemand außerhalb der Mauern gesehen) und noch dazu einen andern Namen angenommen hat, so schloß ich hieraus, daß Signor Riccabocca einen triftigen Grund habe, verborgen zu bleiben;

und jetzt, da ich das Leben besser kenne, muß ich Angesichts seines frühern Verhaltens annehmen, daß Riccabocca nicht dasjenige war, wofür er sich ausgab. Deßhalb nahm ich Anstand, mich in seine Geheimnisse, worin sie auch bestehen mögen, förmlich einzudrängen, und wollte lieber die Gelegenheit erspähen, ihm auf seinen Spaziergängen zu begegnen.«

»Sie thaten wohl, mein lieber Leonard; aber vor den Gründen, die ich habe, meinen alten Freund zu sehen, müssen alle Bedenklichkeiten des Zartgefühls weichen, und ich will ihn sogleich aufsuchen.«

»Sie werden mir sagen, mein Lord, ob ich Recht habe.«

»Ich hoffe, ich werde das thun dürfen. Bitte, bleiben Sie zu Hause, bis ich zurückkomme. Und jetzt noch eine Frage: Sie hegen in Betreff Riccabocca's Vermuthungen, weil er seinen Namen geändert hat – warum haben Sie den Ihrigen aufgegeben?«

»Ich wünschte keinen Namen zu haben,« sagte Leonard tief erröthend, »als denjenigen, welchen ich mir selbst schaffen kann.«

»Stolzer Dichter, ich begreife das. Aber aus welchem Grund wählten Sie den seltsamen und phantastischen Namen Oran?«

Die Röthe auf Leonard's Stirne wurde tiefer. – »Mein Lord,« sagte er mit leiser Stimme, »es ist eine kindische Grille von mir; es ist ein Anagramm.«

»Ah!«

»In einer Zeit, als mein Durst nach Wissen nahe daran war, auf Abwege zu gerathen, ja, mich vielleicht zu Grunde zu richten, fielen mir einige Gedichte in die Hände, die plötzlich meine ganze Seele ergriffen und sie höheren, reineren Regionen zuführten. Diese Gedichte sollen in jungen Jahren geschrieben worden sein – von einem Wesen, welches Schönheit und Genie besaß – von einem Wesen, das längst in seinem Grabe lag – einer Verwandten von mir, und ihr Name war Nora –«

»Ah!« rief Lord L'Estrange abermals, und sein Arm preßte den Leonard's fester.

»So – ich weiß selbst nicht mehr recht, wie es kam,« fuhr der junge Schriftsteller mit unsicherer Stimme fort, »entstand in mir der Wunsch, daß, wenn ich als Dichter einen Namen erringen sollte, er, wenigstens für mein Herz, zu dem Namen Nora in einer Beziehung stehen möchte – zu ihr, welcher der Tod den Namen entrissen hatte, den sie sonst sich errungen hätte – zu ihr, die –«

Er hielt inne, mächtig erregt.

Harley war es nicht weniger. Aber wie von einem plötzlichen Drange getrieben, beugte der Krieger sein männliches Haupt hernieder und küßte des Dichters Stirne; dann eilte er nach dem Pförtchen, warf sich auf sein Pferd und ritt von dannen.

## SIEBZEHNTE KAPITEL.

Lord L'Estrange begab sich nicht auf der Stelle nach Riccabocca's Wohnung. Er stand unter dem Eindrucke einer zu tief gehenden und gewaltigen Erinnerung, um den

lauwarmen Ansprüchen der Freundschaft so schnell gerecht werden zu können. Er ritt rasch und weit; und es wäre unmöglich, die Gefühle zu beschreiben, welche seinen leisesten Empfindungen zugängliches, in allen seinen Neigungen so hartnäckig ausdauerndes Herz durchzogen. Als er endlich, seiner Pflichten gegen den Italiener sich erinnernd, umkehrte und wieder Norwood zu ritt, war der langsam Schritt seines Pferdes bezeichnend für seinen eigenen erschöpften Geist; die fieberhafte Aufregung hatte einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz gemacht.

»Vergebliches Beginnen,« murmelte er, »mich der Gedanken an die Todte entwöhnen zu wollen. Dennoch bin ich jetzt mit einer Anderen verlobt, und sie mit allen Vorzügen ist nicht das Wesen, das –« Er hielt inne; aus seiner Seele klang es wie ein Vorwurf. »Zu spät, hieran zu denken! Alles, was mir jetzt noch übrig bleibt, ist: das Glück desjenigen Lebens zu sichern, welchem ich das meinige verpfändet habe. Aber –«

Er seufzte, während er so sprach. Als er in die Nähe von Riccabocca's Wohnung kam, stellte er sein Pferd in einer kleinen Schenke ein und ging zu Fuß über die Heide auf das schwerfällige viereckige Gebäude zu, welches sich ihm nach Leonard's Beschreibung als des Verbannten neue Heimath kenntlich machte. Es dauerte lange, bis auf sein Begehren um Einlaß eine Antwort erfolgte. Erst nachdem er drei Mal geläutet hatte, vernahm er innen auf dem Kiese einen schweren Tritt, dann wurde der auf

der innern Seite des Thores befindliche Schieber theilweise zurückgeschoben, ein dunkles Auge zeigte sich in der Oeffnung und eine Stimme frug in gebrochenem Englisch, wer da sei.

»Lord L'Estrange; und wenn ich hier recht bin, so wird dieser Name mir sofort die Thüre öffnen.«

Das Thor flog auf, wie das der Zauberhöhle bei den Worten ›Sesam, öffne dich!‹ – und Giacomo, beinahe weinend vor freudiger Aufregung, rief in italienischer Sprache:

»Der gute Lord! Heiliger Sankt Giacomo! Du hast mich endlich erhört! Jetzt sind wir geborgen.«

Und die Muskete fallen lassend, mit welcher er sich aus Vorsicht bewaffnet hatte, führte er Harley's Hand nach der zärtlichen Begrüßungsweise seiner Heimath an seine Lippen.

»Und der Padrone?« frug Harley, als er die eifersüchtigen Außenwerke betrat.

»O, er ist eben weg gegangen; aber er wird nicht lange ausbleiben. Sie warten auf ihn?«

»Gewiß. Wer ist die Dame dort ganz am Ende des Gartens?«

»Gott segne sie! Es ist unsere Signorina. Ich will zu ihr eilen und ihr sagen, daß Sie gekommen sind.«

»Daß ich gekommen bin? Aber sie kann mich ja kaum dem Namen nach kennen.«

»Ah, Excellenza, können Sie das glauben? Oft und viel hat sie mir von Ihnen gesprochen, und ich habe gehört, wie sie zur heiligen Madonna gebetet hat, sie möge Sie

in ihren Schutz nehmen, und mit einer so süßen Stimme  
–«

»Halt! Ich will mich ihr selbst vorstellen. Geh' in das Haus, wir wollen außen auf den Padrone warten. Ja, ich muß Luft haben, mein Freund.«

Mit diesen Worten ließ er Giacomo stehen und ging auf Violante zu.

Das arme Kind war auf ihrem einsamen Spaziergang in den dunkleren Theilen des Gartens der Aufmerksamkeit Giacomo's entgangen, als ihn das wiederholte Läuten an das Thor rief; und, unbekannt mit den Besorgnissen, deren Gegenstand sie war, hatte sie bei dem Ton der Glocke und bei dem Anblick eines Fremden, mit dem sich der ungesellige Giacomo in ein eifriges, freundliches Gespräch einließ, etwas wie jugendliche Neugierde empfunden.

Als jetzt Harley mit der ihm eigenen Anmuth der Bewegungen näher trat, durchzuckte es ihr Herz – sie wußte nicht, warum, Sie entdeckte keine Aehnlichkeit mit der Skizze, welche ihr Vater von Harley in dessen früher Jugend aus der Erinnerung entworfen hatte. Es fehlte ihr jede Muthmaßung, wer er sei, und doch fühlte sie, daß sie erröthete, und, obgleich sonst von Natur furchtlos, wandte sie sich mit einem unbestimmten Gefühle von Furcht ab.

»Entschuldigen Sie mein Beiseitesetzen des üblichen Ceremoniells, Signorina,« sagte Harley auf italienisch, »aber ich bin ein so alter Freund Ihres Vaters, daß ich mich auch Ihnen gegenüber unmöglich als ein Fremder fühlen kann.«

Jetzt schlug Violante ihr dunkles Auge, so voll Geist und Unschuld, überrascht, aber nicht unangenehm überrascht, zu ihm auf. Und Harley selbst stand erstaunt, beinahe beschämt da vor der reichen, wunderbaren Schönheit, die ihm hier entgegen strahlte.

»Ein Freund meines Vaters,« sagte sie zögernd, »und ich habe Sie doch nie gesehen.«

»Ah, Signorina,« erwiderte Harley, und etwas von seinem natürlichen Humor, halb schalkhaft, halb traurig, spielte um seine Lippen – »hierin täuschen Sie sich; Sie haben mich schon gesehen, und damals empfangen Sie mich um vieles freundlicher, als –«

»Signor!« unterbrach ihn Violante, während ihr Erstauen wuchs und die Röthe auf ihren Wangen sich immer tiefer färbte.

Harley, der sich jetzt von dem ersten Eindruck ihrer Schönheit erholt hatte und in ihr, wie gewöhnlich Männer von seinem Alter und seinem Charakter in jungen Damen zwischen zehn und zwanzig Jahr, mehr das Kind, als die Jungfrau sah, konnte nicht umhin, sich an ihrer Verwirrung zu weiden; denn es lag in seiner Natur, daß, je schwerer und kummervoller sein Herz war, er um so mehr seinen Grillen und Launen freien Lauf ließ.

»Wahrhaftig, Signorina,« sagte er mit verstecktem Ernste, »Sie bestanden damals darauf, eine dieser schönen Hände in die meinige zu legen; die andere (verzeihen Sie mir die Treue meines Gedächtnisses) war liebevoll um meinen Nacken geschlungen.«

»Signor!« rief Violante wieder; aber dieses Mal drückte ihre Stimme ebensowohl Unwillen als Staunen aus, und nichts konnte reizender sein, als ihr Blick voll Stolz und Entrüstung.

Harley lächelte, aber so sanft und freundlich, daß sie ihren Unwillen mit Einem Mal vergaß oder vielmehr über sich selbst unwillig wurde, weil sie es über ihn nicht mehr sein konnte. Aber sie hatte in ihrem Unwillen so schön ausgesehen, daß sich Harley vielleicht das nämliche Schauspiel noch einmal wünschte. Das versöhnende Lächeln verschwand deßhalb von seinen Lippen und er nahm im ernstern Tone wieder auf:

»Ihre Schmeichler werden Ihnen sagen, Signorina, daß Sie seit jener Zeit sehr gewonnen haben, aber mir gefallen Sie damals besser, was indeß nicht heißen soll, daß ich dasjenige, was Sie mir damals so großmüthig aufdrängten, nicht eines Tages zurückzugeben hoffe.«

»Ihnen aufgedrängt! Ich? Signor, Sie befinden sich in einem seltsamen Irrthum.«

»Ach nein, aber das weibliche Herz ist so launisch und wandelbar! Sie drängten es mir auf, ganz gewiß. Ich gestehe, es that mir gar nicht leid, es anzunehmen.«

»Ich drängte es auf! Was drängte ich auf?«

»Ihren Kuß, mein Kind,« sagte Harley und fügte mit ernster Zärtlichkeit bei: »Und ich wiederhole, daß ich ihn eines Tages zurückzugeben hoffe, wenn ich Sie an der Seite Ihres Vaters und Ihres Gatten in Ihrem Heimathlande sehe – die schönste Braut, über welcher Italiens Himmel jemals lächelte! Und jetzt verzeihen Sie einem

Einsiedler und Soldaten seine rauhen Scherze und reichen Sie zum Zeichen der Vergebung Ihre Hand – Harley L'Estrange.«

Violante, die bei den ersten Worten dieser Anrede zurückgewichen war, halb und halb fürchtend, der Fremde sei seiner Sinne nicht ganz mächtig, eilte bei dessen letzten Worten auf ihn zu, drückte mit der ganzen Lebhaftigkeit ihrer Natur die nach ihr ausgestreckte Hand und rief: »Harley L'Estrange – der Lebensretter meines Vaters!« Und dabei hefteten sich ihre Augen mit so sichtlicher Dankbarkeit und Verehrung auf die seinigen, daß sich Harley verwirrt und entzückt zugleich fühlte. In diesem Augenblick dachte sie nicht an den Helden ihrer Träume – sie dachte nur an ihn, der ihren Vater gerettet hatte. Als sich aber seine Augen vor den ihrigen senkten und sein unbedecktes Haupt sich über die Hand beugte, die er fest hielt, da erkannte sie die Aehnlichkeit mit den Zügen, in deren Betrachtung sie sich so oft vertieft hatte. Die erste Blüthe der Jugend war vorüber, aber nach war Jugend genug übrig geblieben, die entschwundenen Jahre auszugleichen und dem Mannesalter jene Anziehungskraft zu verleihen, die das Auge bezaubert. Unwillkürlich entzog sie ihre Hand dem warmen Drucke der seinigen und blickte nun ihrerseits zu Boden

Während dieser beiderseitigen Pause der Verlegenheit öffnete Riccabocca mit seinem eigenen Schlüssel die Gartenthüre und eilte, erschrocken, an Violanten's Seite einen Mann zu sehen, mit einem kurzen, zornigen Ausruf vorwärts. Harley hörte es und wandte sich um.

Als hätte das Bewußtsein von ihres Vaters Gegenwart Violante all' ihren Muth und ihre Fassung zurückgegeben, ergriff sie von Neuem die Hand des Gastes. »Vater,« sagte sie einfach, »er ist es – *er* ist endlich gekommen!« – dann, einige Schritte zurücktretend, betrachtete sie die Beiden; und ihr Gesicht strahlte von Glückseligkeit – als wäre etwas lange und stille Vermißtes und Ersehntes eben so stille gefunden – als bliebe im Leben kein Wunsch mehr übrig – im Herzen kein leeres Plätzchen mehr auszufüllen.

## ZEHNTES BUCH.

### EINLEITUNGS-KAPITEL.

Es hat ein sehr anziehender Schriftsteller die Behauptung aufgestellt ein solcher freilich, der in unsern Tagen nur noch von jener kleinen, wackern Schaar gelesen wird, die mit unverdrossenem Muthe darnach ringen, dem Reiche Pluto's die Seelen dahingeschiedener Autoren zu entreißen, von den lärmenden Fußstritten der Lebendigen herumgestoßene und abgehetzte Seelen – der würdige Charon hat die Behauptung aufgestellt, daß Verstand und Weisheit nicht nur die beste, sondern auch die beglückendste Gabe sei, welche Gott der Allmächtige den Menschen bescherte, denn bei aller Ungleichheit in deren Vertheilung halte sich in diesem Punkte doch Niemand für verkürzt oder beeinträchtigt, sogar Derjenige, der am wenigsten bekommen habe, sei vollkommen zufrieden.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup>Siehe die Uebersetzung von Carron's Abhandlung über die Weisheit von G. Stanhone D. D., ehemals Dekan von Canterbury (1129).

Und gewiß vermag die vorliegende Erzählung einen merkwürdigen Beleg darzubieten für die Wahrheit jener Bemerkung, welche der witzige und kluge Prediger so trocken hingeworfen hat. Denn, mag nun unser Freund Riccabocca seine Ansichten über das tägliche Leben dem großen Foliobande des Macchiavell entnehmen, oder jener vielversprechende junge Mann, Randal Leslie, die Macht des Wissens verwechseln mit der Kunst, einfache, ehrliche Leute gegen seine Weisheit nicht aufkommen zu lassen, oder mag der schlaue Dick Avenel sich seinen Weg auf der Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft mit einem Rippenstoß für seine Vorder- und mit einem Fußtritt für seine Hintermänner, nach der erprobten Weise des jetzt beliebten *Neuen Menschen* ertrotzen, oder Baron Levy, diese cynische Verkörperung des Goldes, sich mit dem Magnetfelsen aus dem arabischen Märchen vergleichen, in dessen Nähe alle Nägel eines Schiffes aus den Brettern fliegen, angezogen von der Macht dieses wunderbaren Gesteines, an welchem Tag für Tag neue Trümmer geborstener Schiffe sich anhäufen: so steht unzweifelhaft fest, daß jede einzelne dieser Personen im Punkte der Weisheit sich von der Vorsehung mit dem Erbtheile eines Erstgeborenen bedacht glaubt. Und richten wir unsern Blick auf bescheidenere Lebenswege, so finden wir auch den guten Pfarrer Dale davon überzeugt, in

---

Eine Uebersetzung, die sich auszeichnet durch Leichtigkeit Kraft und, ungeachtet der Mißachtung aller Grammatik, die den Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts eigen war, durch Ihr kräftiges, reines Englisch.

Beziehung auf die genannte köstliche Gabe der übrigen Welt sicher nicht nachzustehen, wovon er ja erst kürzlich durch seine scharfsinnige Vermuthung in Betreff des führenden Professors Moß eine Probe abgelegt hat; ja sogar der einfache Squire Hazeldean sah es für unbestritten an, daß Audley Egerton in der Politik da und dort von ihm lernen könne; Mr. Stirn glaubte, es gebe keinen nützlichen Arbeitszweig, in welchem er den Squire nicht zu unterrichten vermöge; und Sprott, der Kesselflicker, mit seinem Beutel voll Tractätchen und Zündhölzchen, betrachtete das ganze Gerüste der modernen Gesellschaft, vom Kornschober bis zu einer Constitution, mit der vollen Verachtung eines revolutionären Philosophen. Wenn man bedenkt, welch' reichen Vorrath von Intelligenz jeder Einzelne somit in die Welt bringt, so ist es wahrhaftig zu verwundern, wie man Oxenstierna's bekannten Ausspruch: ›Sieh, mein Sohn, wie wenig Weisheit dazu gehört, Staaten zu regieren‹ – das heißt Menschen – für richtig halten kann. Daß so viele Millionen mit der, jedem Einzelnen innewohnenden, tief gewurzelten Ueberzeugung, eine ganz besondere Dosis Scharfsinn zu besitzen, einige hergebrachte, einfältige, prosaische Regeln, die so alt, wie die Berge sind, anerkennen und sich der Uebermacht einiger untergeordneten Köpfe fügen mögen – das ist eine Erscheinung, die dem Geiste und der Energie der gesammten Menschheit sehr wenig zur Ehre gereicht. Es erregt keine Verwunderung, daß ein einziger verständiger Schäferhund die Bewegungen einer ganzer Heerde einfältiger grasfressender Schafe überwachen kann; daß

aber zwei oder drei solcher einfältiger, grasfressender Schafe einer ganzen Heerde so merkwürdig gescheidter Hunde Gesetze vorschreiben – *Diavolo!* Doctor Riccabocca, erklären Sie mir das, wenn Sie können! Und wunderbar seltsam ist es, daß ungeachtet der fortschreitenden Aufklärung und der immer neuen Entdeckungen in den Gesetzen der Natur – ich erinnere an die Eisenbahnen und Dampfmaschinen, an thierischen Magnetismus und Elektrobiologie – daß wir, seitdem das Troglodyten- und Nomadenleben aufgehört hat, in der altmodischen Tonleiter der  $\flat$  und  $\sharp$  keinen allgemein anerkannten Fortschritt gemacht haben, welcher in den socialen Schlendrian, in dem sich Geschlechter um Geschlechter von der Wiege bis zum Grabe fortbewegen, einige Ordnung zu bringen vermöchte. Dennoch spornt ›das Verlangen nach etwas, das wir nicht haben‹, alle jene Kräfte, die uns in Bewegung erhalten, zum Guten oder zum Bösen, je nachdem wir einen Zweck verfolgen oder mit Hindernissen zu kämpfen haben.

Einer meiner Freunde richtete einmal an einen Millionär, welchen er stets darauf bedacht fand, sich Geld zu machen, das er nicht ausgeben zu wollen schien, die Bemerkung:

»Bitte, Mr. –, wollen Sie mir wohl eine Frage erlauben? Man sagt, Sie besäßen zwei Millionen, und Ihre jährlichen Ausgaben betragen sechshundert Pfund. Wie viel brauchen Sie noch, um sich ohne Sorgen zur Ruhe setzen zu können?«

»Noch etwas mehr,« erwiderte der Millionär. Dieses ›Etwas mehr‹ ist die Haupttriebfeder der Civilisation. Niemand erreicht es je.

»Philus,« sagt ein lateinischer Schriftsteller, »war nicht so reich, als Lalius; Lalius war nicht so reich, als Scipio; Scipio war nicht so reich, als – er zu sein wünschte.« Wäre John Bull einmal befriedigt, so dürfte Manchester seine Fabriken schließen. Dieses ›Etwas mehr‹ macht die englische Staatsschuld zu einer Kleinigkeit. Lange lebe das ›Etwas mehr‹!

Und doch, man mag unsere Gesetzbücher verbessern, so viel man will, muß man immerhin zugeben, daß Schurken häufig in feiner Leinwand einhergehen, während sich ehrliche Leute in die elendesten alten Lumpen hüllen, und doch bleibt – aller Ausnahmen ungeachtet – die Schurkerei immer ein sehr gefährliches Spiel und Ehrlichkeit im Grunde stets die beste Politik. Noch bilden die meisten der ›Zehn Gebote‹ den Kern aller Pandekten und Institutionen, die uns abhalten, die Hand nach den Kehlen, den Weibern und Taschen unserer Nebenmenschen auszustrecken. Noch liefert jedes Jahr auf's Neue den Beweis, daß des Pfarrers Wahlspruch – *non quieta movere* – für das Wohl der Gemeinden ebenso zuträglich ist, wie Apollo's Mahnung an seine Verehrer, keine Fieber durch das Aufrühren des Camarinasee's heraufzubeschwören; noch, dem Himmel sei Dank, wollen die Menschen nichts davon wissen, in Parallelogrammen zu wohnen; und das sicherste Zeichen daß wir unter einer freien Regierung leben, ist das ungeschmälerte Recht, Diejenigen, welche

uns regieren, im Wege der Kritik oder der Satyre als wahre Dummköpfe im Vergleiche zu uns selbst hinzustellen! Man nehme uns dieses köstliche Vorrecht und, beim Jupiter, Sir, alles Vergnügen, alle Ehre, überhaupt regiert zu werden, fällt weg! Eben so gut möchte man – ein Franzose sein!

## ZWEITES KAPITEL.

Der Italiener und sein Freund saßen im eifrigen Gespräche beisammen.

»Und weßhalb verließen Sie Ihre Heimath in –shire? Und warum veränderten Sie auf's Neue Ihren Namen?«

»Peschiera ist in England.«

»Ich weiß es.«

»Er sucht mich ausfindig zu machen und, wie man sagt, mir mein Kind zu stehlen.«

»Ja, er hat die Frechheit gehabt, eine Wette darauf einzugehen, daß es ihm gelingen werde, die Hand Ihrer Erbin zu gewinnen. Dieser Plan ist mir bekannt geworden, und deßhalb bin ich nach England gekommen – zunächst, um seinen Anschlag zu vereiteln – denn ich halte Ihre Befürchtung nicht für übertrieben – dann aber auch, um von Ihnen zu erfahren, auf welche Weise ich eine Spur verfolgen muß, die, wenn meine Hoffnungen nicht zu sanguinisch sind, zu seinem Untergang und zu der unbedingten Wiederherstellung Ihrer Rechte führen kann. Hören Sie mich an. Sie wissen, daß mir unmittelbar nach

dem Scharmützel mit den bewaffneten Söldlingen Peshiera's, die zu Ihrer Verfolgung ausgesendet waren, eine sehr höfliche Botschaft von Seiten der österreichischen Regierung zukam mit dem Ersuchen, ihr italienisches Gebiet zu verlassen. Da ich es nun als die erste Pflicht jedes Fremden ansehe, der das Gastrecht eines fremden Staates genießt, sich aller Einmischung in bürgerliche Zwistigkeiten zu enthalten, so glaubte ich durch eine solche Aufforderung meine Ehre angegriffen und begab mich sogleich nach Wien, um dem dortigen Minister, dem ich persönlich bekannt war, die Erklärung abzugeben, daß ich zwar, wie es die Menschenpflicht gebot, einem Flüchtling, der sich unter den Schutz meines Daches begeben hatte, gegen die Wuth wilder Kriegersleute, die von seinem persönlichen Feinde gegen ihn ausgesendet worden, vertheidigt, niemals aber an einer aufrührerischen Handlung Theil genommen habe, sondern im Gegentheile ernstlich bemüht gewesen sei, meine italienischen Freunde von ihrem Unternehmen abzuhalten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich, ohne Rücksicht auf die Motive der Bewegung, als Soldat und kaltblütiger Zuschauer die Ueberzeugung gewonnen hatte, das Unternehmen könne nur mit einem nutzlosen Blutvergießen endigen. Dieser meiner Erklärung war ich im Stande, vollgültige Beweise beizufügen, und von der Zeit an gewannen meine Beziehungen zu dem Minister einen freundschaftlichen Charakter. Ich befand mich dadurch in der Lage, Ihre Sache

zu vertreten und namentlich hervorzuheben, welches Widerstreben Sie anfänglich gezeigt, auf die Pläne der Empörer einzugehen. Ich gab zu, daß der Wunsch nach einer größeren Unabhängigkeit Ihres Vaterlandes so mächtig in ihnen sei, daß, wäre die Sache Italiens von den gesetzlichen Häuption desselben angeregt worden, oder ein allgemeines Aufstehen des Volkes erfolgt, Sie ganz gewiß unter den vordersten Reihen Ihrer Landsleute gestanden haben würden; allein ich blieb fest auf der Behauptung, daß Sie niemals an einer so wahnsinnigen Verschwörung, befleckt durch die gesetzlosen Pläne und den schmutzigen Ehrgeiz ihrer Hauptunternehmer, Theil genommen hätten, wären Sie nicht durch die falschen Vorspiegelungen und den häuslichen Verrath ihres Verwandten – desselben Mannes, der Sie nachher angeklagt, dazu getrieben worden. Leider hatte ich für diese Behauptung keinen anderen Beleg, als Ihr Wort. Es gelang mir jedoch, in so weit wenigstens Eindruck zu Ihren Gunsten und möglicher Weise zum Nachtheile des Verräthers hervorzubringen, daß Ihre Güter weder vom Staate eingezogen, noch unter dem Vorwande Ihres bürgerlichen Todes Ihrem Verwandten übermacht wurden.«

»Wie? Das verstehe ich nicht. Peschiera hat doch die Güter?«

»Die Hälfte der Einkünfte ist ihm überlassen, würde ihm jedoch wieder entzogen werden, gelänge es mir, die Klage zu begründen, die ich gegen ihn vorbringen kann.

Es war mir nicht gestattet, Ihnen früher diese Mittheilung zu machen; der Minister – was wohl zu entschuldigen ist – wollte Sie der Prüfung einer unbedingten Verbannung unterwerfen. Ihre Begnadigung sollte vielleicht davon abhängen, daß Sie sich jeder Betheiligung an ferneren Verschwörungen – vergeben Sie das strenge Wort – enthielten. Ich brauche kaum zu sagen, daß mir die Rückkehr nach der Lombardei gestattet wurde. Bei meiner Ankunft daselbst hörte ich, daß – daß Ihre unglückliche Gattin in meinem Hause gewesen und eine große Verzweiflung über die Nachricht von meiner Abreise an den Tag gelegt habe.«

Riccabocca zog die dunkeln Brauen zusammen und athmete schwer.

»Ich fand es nicht nöthig, Sie von diesem Umstand, der mir nicht von Bedeutung zu sein schien, zu benachrichtigen. Ich glaubte an ihre Schuld – und was konnte ihre Reue jetzt nützen, wenn sie wirklich Reue empfand? Bald darauf erfuhr ich, daß sie geendet hatte.«

»Ja,« murmelte Riccabocca, »sie starb in demselben Jahre, in dem ich Italien verließ. Es muß ein gewichtiger Grund sein, der einen Freund zu entschuldigen vermag, wenn er es wagt, mich daran zu erinnern, daß sie überhaupt gelebt hat.«

»Ich werde sogleich auf diesen Grund zu sprechen kommen,« entgegnete L'Estrange in sanftem Tone. »Im vergangenen Herbst durchwanderte ich die Schweiz, und es stieß mir auf einer meiner Fußtouren im Gebirge ein Unfall zu, der mich nöthigte, in dem kleinen Wirthshause

eines unbedeutenden Dörfleins einige Tage auf dem Sofa zu liegen. Meine Wirthin war eine Italienerin, und da ich meinen Diener in einer ziemlich entfernten Stadt zurückgelassen hatte, so sah ich mich genöthigt, ihre Dienste so lange in Anspruch zu nehmen, bis dieser herbeigeschrieben werden konnte. Die Wirthin und ich wurden sehr gute Freunde. Sie erzählte mir, daß sie früher in den Diensten einer vornehmen Dame gestanden, welche auf schweizerischem Boden gestorben sei; daß sie hierauf, bereichert durch die Freigebigkeit ihrer Herrin, einen Gastwirth in der Schweiz geheirathet und sich ganz daselbst heimisch gemacht habe. Mein Diener traf ein, und nun erfuhr die Wirthin meinen Namen, welcher ihr bis dahin unbekannt geblieben war. In großer Aufregung kam sie zu mir auf mein Zimmer. Kurz, diese Frau war die Dienerin Ihrer Gattin gewesen. Sie hatte dieselbe nach meiner Villa begleitet und dort ihre schmerzliche Enttäuschung gesehen, als sie mich, Ihren Freund, nicht antraf. Von der Regierung war Ihrer Gattin Ihr Palast in Mailand und eine entsprechende Rente angewiesen worden; sie hatte jedoch beides abgelehnt, und nachdem es ihr nicht gelungen, mich aufzufinden, die Reise nach England angetreten, mit dem festen Entschlusse, Sie selbst aufzusuchen; denn durch die Zeitungen war die Nachricht verbreitet worden, daß Sie sich dorthin geflüchtet hätten.«

»Das wagte sie! – Die Schamlose! Und doch, vor einem Augenblick noch hatte ich alles vergessen über dem Gedanken an ihr Grab in fremder Erde – und diese Thränen hatten ihr vergeben,« murmelte der Italiener.

»Sie sollen ihr auch ferner vergeben,« sagte Harley mit der innigsten Weichheit im Blick und Ton. »Ich fahre fort. In der Schweiz angelangt, begann die Gesundheit Ihrer Gattin, die, wie Sie wissen, stets sehr zart gewesen, zu wanken. Der Ermüdung und Aufregung folgte ein heftiges Fieber, das sich zum Delirium steigerte. Sie hatte, als sie die Heimath verließ, nur eine einzige Dienerin zur Begleitung mitgenommen – die einzige, der sie vertrauen konnte – denn sie hegte den Verdacht, daß Peschiera die ganze übrige Dienerschaft bestochen habe. In Gegenwart dieser Frau nun betheuerte sie in ihren Fieberphantasien ihre Unschuld, klagte mit dem Ausdruck des Schreckens und des Abscheus Ihren Verwandten an, und forderte Sie auf, den eigenen und der Gattin Namen zu rächen.«

»Fieberphantasien in der That! Arme Paulina!« stöhnte Riccabocca und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

»Sie hatte jedoch auch lichte Augenblicke. In einem derselben verließ sie trotz aller Vorstellungen ihrer Dienerin das Bett, nahm verschiedene Briefe aus ihrem Schreibpulte, durchlas sie und rief dann in klagendem Tone aus: ›Aber wie sollen sie in seine Hände gelangen: Wem kann ich sie anvertrauen? Und sein Freund ist fort!« Plötzlich schien ein Gedanke in ihr aufzuleuchten, denn sie stieß einen Ruf der Freude aus, setzte sich nieder und schrieb lange und rasch; dann schloß sie das von ihr geschriebene Blatt nebst den andern Briefen in einen Umschlag ein, versiegelte ihn sorgfältig und gebot ihrer Dienerin, das Paket auf die Post zu tragen, es ja gewiß

eigenhändig zu übergeben und den Betrag des Portos dafür zu entrichten – ›denn ach,‹ sagte sie, (ich wiederhole die Worte, wie die Frau sie mir mittheilte) – ›denn ach, das ist die einzige Aussicht, meinem Gatten den Beweis zu liefern, daß ich zwar fehlte, aber niemals so schuldig war, als er es glaubte; – die einzige Möglichkeit, meinen Fehler wieder gut zu machen und vielleicht meinem Gatten sein Vaterland, meinem Kinde sein Erbtheil wieder zu geben.‹ Die Dienerin trug den Brief auf die Post und fand, als sie zurückkehrte, ihre Gebieterin eingeschlummert, mit einem Lächeln auf den Lippen. Aus diesem Schlafe erwachte sie jedoch wieder in Fieberphantasien, und ehe der nächste Morgen anbrach, war ihre Seele entflohen.«

Hier entfernte Riccabocca eine Hand von seinem Gesichte und erfaßte Harley's Arm, gleichsam stumm ihn anflehend, inne zu halten. Das Herz des Mannes kämpfte schwer mit seinem Stolze und mit seiner Philosophie, und es währte lange, bis es Harley gelang, ihn auf die weltlichen Aussichten aufmerksam zu machen, welche diese letzten Mittheilungen seiner Gattin hinsichtlich seines zu Grunde gerichteten Vermögens ihm eröffneten. In der That gelang es ihm nicht eher, als bis Riccabocca sich selbst und halb auch Harley überzeugt hatte, (denn die Anzeichen, welche für die Schuld der Verstorbenen sprachen, waren allerdings stark,) daß die Unschuldsbetheuerungen seiner Gattin, die nur eines Irrthums sich anklagte, nichts Anderes, als Fieberphantasieen, gewesen seien.

»Sei dem, wie ihm wolle,« sagte Harley, »so scheint mir aller Grund für die Annahme vorhanden zu sein, daß die eingeschlossenen Briefe die Correspondenz Peschiera's enthielten und in diesem Falle beweisen könnten, welchen Einfluß er auf Ihre Gattin geübt, und welcher verrätherischen Umtriebe er sich Ihnen gegenüber schuldig gemacht hat. Ich entschloß mich, die Rückreise hierher über Wien zu machen, und erfuhr dort zu meinem Schrecken, daß Peschiera nicht nur die Genehmigung des Kaisers, sich um die Hand Ihrer Tochter bewerben zu dürfen, erlangt, sondern auch im Kreise seiner verworfenen Genossen sich im Voraus seines Erfolges gerühmt hatte und sich bereits auf dem Wege nach England befand. Ich sah sogleich ein, daß, wenn es ihm gelingen sollte, durch irgend welchen Betrug oder Arglist seinen Plan bei Violante durchzusetzen (denn Ihre Einwilligung hielt ich keinen Augenblick für möglich, was ich kaum zu versichern brauche), die Entdeckung dieses Paketes nutzlos sein würde – sein Zweck wäre alsdann bereits erreicht. Ich sah ferner ein, daß ein solcher Erfolg genügen würde, sein Ansehen völlig wiederherzustellen; denn dieser Erfolg würde Ihre Zustimmung voraussetzen lassen – die Rücksicht auf die Ehre Ihrer Tochter müßte Ihnen verbieten, der Welt zu sagen, daß sie gegen Ihren Willen sich verheirathet – und Ihre Zustimmung wäre seine Rechtfertigung. Zu meiner Bestürzung war mir weiter klar, daß ihn die Verzweiflung nöthigen werde, seinen Plan um jeden Preis auszuführen; denn er ist tief verschuldet, und

neuer Reichthum allein vermag seinem Charakter aufzuhelfen. Ich kannte ihn als verschmitzt, kühn und entschlossen, und wußte, daß er sich in den Besitz großer Geldsummen gesetzt hatte, die er auf Wucher aufgenommen; – mit Einem Wort, ich zitterte für Sie Beide. Nun, da ich Ihre Tochter gesehen habe, zittere ich nicht länger. Wie geschickt sich Peschiera auch als Verführer dünken mag, der erste Blick auf ihr Antlitz, so hold und doch so edel, überzeugte mich, daß sie gegen eine Legion solcher Peschiera's gesichert ist. Kehren wir daher zu einem hochwichtigen Gegenstande zurück: zu dem Briefpakete. Es ist Ihnen also niemals zugekommen? Viele Jahre sind darüber hingegangen. Ist es noch vorhanden? In wessen Hände mag es gefallen sein? Versuchen Sie es, alle Ihre Erinnerungen wach zu rufen. Die Dienerin konnte sich des Namens der Person nicht mehr entsinnen, an welche die Adresse gerichtet war; sie bestand nur darauf, daß der Anfangsbuchstabe des Namens ein B gewesen, daß die Adresse nach England gelautet und sie daher auch für dorthin das Porto entrichtet habe. Besinnen Sie sich also auf einen Namen, der mit B beginnt, oder (für den Fall, daß das Gedächtniß der Dienerin dennoch nicht zuverlässig sein sollte) auf eine Person, welche Sie selbst oder Ihre Gattin während Ihres Aufenthaltes in England genau genug kannten, um vorauszusetzen, daß sie dieselbe zu ihrer Vertrauten gewählt haben könnte.«

»Ich begreife es nicht,« erwiderte Riccabocca, den Kopf schüttelnd. »Wir machten kurz nach unserer Vermählung diese Reise nach England. Paulina konnte das Klima nicht

ertragen; auch sprach sie kein Wort englisch, ja nicht einmal französisch, was man doch von einer Dame ihres Standes hätte erwarten sollen, allein ihr Vater war arm und durch und durch Italiener. Sie vermied es daher, in Gesellschaft zu gehen. Ich allerdings betrachtete mir die Londoner Welt ein wenig – jedenfalls genug, um vor dem Gegensatze zurückzuschrecken, in welchen mein zweites Erscheinen als mittelloser Flüchtling zu dem Empfange stehen würde, der mir bei dem ersten Besuche zu Theil geworden war – aber ich knüpfte keine einzige nähere Freundschaftsverbinding an und kann mir daher auch nicht denken, an wen sie in der Voraussetzung, die betreffende Person stehe in einer vertrauten Beziehung zu mir, geschrieben haben könnte.«

»Besinnen Sie sich noch einmal,« fuhr Harley beharrlich fort. »Kannten Sie nicht irgend eine Dame, welche gut Italienisch verstand, und mit der Ihre Gattin aus diesem Grunde vielleicht näher bekannt geworden wäre?«

»Ah, es ist wahr. Sie kannte eine alte Dame, die sich lange Zeit in Italien aufgehalten hatte. Lady – Lady – ah, jetzt erinnere ich mich – Lady Jane Horton.«

»Horton – Lady Jane!« rief Harley aus. »Schon wieder! Zum dritten Male an einem Tage – soll diese Wunde denn niemals vernarben?« Dann, Riccabocca's erstaunten Blick bemerkend, fuhr er fort: »Entschuldigen Sie, mein

Freund; ich höre Ihnen mit erneuter Theilnahme zu. Lady Jane war eine entfernte Verwandte von mir; sie beurtheilte mich vielleicht unfreundlich, und einige schmerzliche Erinnerungen knüpfen sich an ihren Namen; indessen war sie eine Frau von vielen Vorzügen. Ihre Gattin kannte sie also?«

»Ja, wenn auch nicht gerade genau, doch jedenfalls besser, als irgend sonst Jemand in London. Paulina kann jedoch an sie nicht geschrieben haben, denn sie wußte, daß Lady Jane kurz nach ihrer eigenen Abreise von England gestorben war. Mich selbst hatten schon früher dringende Geschäfte nach Italien zurückgerufen; sie war zu unwohl, um so rasch, wie es für mich geboten erschien, reisen zu können; und so hielt sie ihr leidender Zustand noch einige Wochen länger in England zurück. In dieser Zwischenzeit wäre es möglich, daß sie noch einige Bekanntschaften gemacht hatte. Doch halt! ich errathe es jetzt. Sie sagten mir, der Name fange mit B an. Paulina nahm in meiner Abwesenheit eine Gesellschafterin zu sich – ich hatte ihr selbst den Vorschlag dazu gemacht – eine Mrs. Bertram. Diese Dame begleitete sie auch auf ihrer Reise. Paulina schloß sich sehr an sie an, weil sie sehr gut Italienisch verstand. Mrs. Bertram verließ sie aber unterwegs und kehrte ihrer eigenen Angelegenheiten wegen nach England zurück. Ich habe vergessen, aus welchem Grunde es geschah, wenn ich überhaupt denselben jemals erfahren habe oder darnach fragte. Paulina vermißte sie schmerzlich, sprach häufig von ihr und wunderte sich, nie mehr Nachrichten von ihr zu bekommen.

Ohne Zweifel war es diese Mrs. Bertram, an welche sie geschrieben hat.«

»Und Sie kennen weder die Verwandten dieser Dame, noch ihre Adresse?«

»Nein.«

»Noch die Person, durch die sie Ihrer Gattin empfohlen wurde?«

»Nein.«

»Vielleicht war es Lady Jane Horton?«

»Möglich. Sehr wahrscheinlich.«

»Ich werde diese Spur verfolgen, so schwach sie auch ist.«

»Allein, wenn Mrs. Bertram diese Mittheilungen erhielt, wie kommt es, daß sie nie bis zu mir – o Thor, der ich bin, wie wäre das möglich gewesen, da ich so sorgfältig mein Incognito bewahrte!«

»Das ist wahr. Ihre Gattin konnte diesen Umstand nicht voraussehen; sie dachte wohl, Ihr Aufenthaltsort in England werde leicht aufgefunden werden. Indessen müssen, wenn Ihre Gattin die Bekanntschaft dieser Mrs. Bertram so bald nach Ihrer Verheirathung machte, viele Jahre hingegangen sein, seit sie zuletzt von derselben hörte; und es ist eine lange Zeit, auf die wir zurückgreifen müssen – Ihre Violante war damals noch lange nicht geboren.«

»Leider, leider! Ich verlor zwei liebe Söhne in dieser Zwischenzeit. Violante wurde mir geboren als ein Kind des Schmerzens.«

»Und um den Schmerz zu verklären. Wie schön sie ist!«  
Der Vater lächelte stolz.

»Wo, selbst in den höchsten Familien Europa's, einen Gatten finden, der sich eines solchen Preises würdig zeigte?«

»Sie vergessen, daß ich noch immer ein Verbannter bin, daß sie noch immer ohne Mitgift ist. Sie vergessen, daß Peschiera mich verfolgt, daß ich sie eher als das Weib eines Bauers sehen möchte als – Pah, der bloße Gedanke macht mich wahnsinnig – er ist zu schrecklich. *Corpo di Bacco!* Ich bin froh, schon einen Gatten für sie gefunden zu haben.«

»Schon gefunden! der junge Mann sprach also wahr?«

»Welcher junge Mann?«

»Randal Leslie. Wie – Sie kennen ihn?«

Es folgte nun eine kurze Erklärung. Harley hörte aufmerksam und mit sichtlicher Unruhe zu, als er die näheren Umstände von Riccabocca's Bekanntschaft mit Leslie und von der vermeintlichen Neigung des Letzteren vernahm.

»Diese ganze Sache kommt mir verdächtig vor,« sagte er. »Warum hat mich dieser junge Mann so genau darüber ausgeforscht, obwohl Violante, im Falle sie einen Engländer heirathen sollte, ihr Vermögen verlieren könnte?«

»That er das? Pah! Nehmen Sie es ihm nicht übel. Sein Wunsch, hinsichtlich meiner Person ganz unwissend zu scheinen, war ganz natürlich. Er wußte von meinen vertrauten Beziehungen zu Ihnen nicht genug, um mein Geheimniß zu verrathen!«

»Aber er wußte genug, mußte genug wissen, um es für seine Pflicht zu halten, Sie von meiner Anwesenheit in

England zu unterrichten. Er scheint dies nicht gethan zu haben.«

»Nein – das ist auffallend – und doch kaum auffallend, denn als wir uns zuletzt sahen, hatte er den Kopf voll von andern Dingen – Liebe und Heirath. Basta! Jugend bleibt stets Jugend.«

»In ihm ist keine Spur von Jugend mehr!« rief Harley leidenschaftlich aus. »Ich bezweifle sogar, ob jemals welche da war. Er gehört zu jenen Menschen, die mit dem Pulse eines Hundertjährigen auf die Welt kommen. Sie sowohl, als ich, werden niemals so alt sein, wie er es schon in seinen Kinderkleidern war. Ah, Sie mögen wohl lachen, aber mein Instinkt hat mich noch nie getäuscht. Er mißfiel mir vom ersten Augenblicke an – sein Auge, sein Lächeln, seine Stimme, ja sogar sein Tritt. Es ist Wahnsinn von Ihnen, eine solche Heirath zu begünstigen; jede Aussicht auf Ihre Wiedereinsetzung könnte dadurch zerstört werden.«

»Besser, als mein gegebenes Wort zu brechen.«

»Nein, nein!« rief Harley; »Ihr Wort ist nicht gegeben – es soll nicht gegeben werden. Nein, sehen Sie mich nicht so kläglich an. Auf jeden Fall zögern Sie so lange, bis wir mehr über diesen jungen Mann erfahren. Ist er würdig, sie ohne Mitgift zu bekommen, nun wohl, so opfern Sie ihm Ihr Erbe. Ich habe dann nichts mehr zu sagen.«

»In wiefern mein Erbe opfern?«

»Glauben Sie, die österreichische Regierung würde Ihre Besitzungen auf diesen englischen Laffen übergehen

lassen – auf einen untergeordneten Beamten im öffentlichen Dienste? O Weiser in der Theorie, warum so kurz-sichtig im Handeln?«

Ohne sich um diesen Spott zu kümmern, rieb sich Riccabocca die Hände und hielt sie dann behaglich über das Feuer. »Mein Freund,« sagte er, »das Erbe würde auf meinen Sohn übergehen – die Tochter erhält nur eine Mitgift.«

»Sie haben aber reinen Sohn.«

»Bst! Ich werde einen haben; meine Jemima hat mir gestern Morgen die Aussicht dazu eröffnet, und diese Mittheilung brachte mich zu dem Entschlusse, mit Leslie zu reden. Bin ich jetzt immer noch so kurz-sichtig?«

»Sie werden einen Sohn haben?« wiederholte Harley verblüfft. »Wie können Sie wissen, daß es ein Sohn sein wird?«

»Die Physiologen sind darüber einig,« entgegnete der Weise bestimmt, »daß, wo der Gatte bedeutend älter ist, als die Gattin, und eine lange kinderlose Zeit dazwischen liegt, bis sich Letztere herabläßt die Bevölkerung der Welt zu vermehren, daß dann mit neun gegen eins auf ein männliches Erzeugniß zu rechnen ist. Ich betrachte deßhalb diesen Punkt als durch die Berechnungen der Statistiker und die Untersuchungen der Naturforscher bereinigt.«

Harley konnte sich des Lachens nicht enthalten, obgleich er noch immer ärgerlich und unruhig war.

»Immer der Gleiche; immer der philosophische Thor.«

»*Cospetto!*« sagte Riccabocca; »viel eher der Philosoph unter den Thoren. Und da wir eben davon reden, darf ich Sie meiner Jemima vorstellen?«

»Ja, wenn Sie mir dagegen erlauben, Ihnen Jemand vorzustellen, der sich Ihrer Güte dankbar erinnert, und den Ihre Philosophie wunderbarer Weise nicht zu Grunde gerichtet hat. Sie müssen mir das einmal erklären. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick; ich will ihn holen.«

»Ihn holen; wen denn? In meiner Lage bedarf es großer Vorsicht und –«

»Ich stehe für seine Verschwiegenheit. Unterdessen bestellen Sie ein Mittagessen, und gestatten Sie mir und meinem Freunde, daran Theil zu nehmen.«

»Mittagessen? *Corpo di Bacco!* – nicht daß Bachus uns dazu behülflich sein könnte! Was wird Jemima dazu sagen?«

»O Pantoffelheld! Machen Sie das mit Ihrem ehelichen Tyrannen aus. Aber bei dem Mittagessen bleibt es.«

Ich überlasse es dem Leser, sich Leonard's Freude vorzustellen, als er Riccabocca, der noch immer der Alte, Violante, die so schön geworden war, und Jemima mit ihrem freundlichen Gesichte wiedersah. Und wie groß war auch ihre Verwunderung über ihn und seine Geschichte, seine Bücher und seinen berühmten Namen. Er erzählte von seinen Kämpfen und Abenteuern mit einer Einfachheit, die, obwohl es sich nur um seine Person handelte,

seinen Worten das Gepräge des Egoismus gänzlich benahm. Als er jedoch auf Helene zu sprechen kam, wurde er einsylbig und zurückhaltend. Violante hätte gerne noch weitere Fragen gestellt; aber zu Leonard's großer Erleichterung kam ihm Harley zu Hülfe.

»Sie sollen diejenige, von welcher er spricht, in Bälde sehen, und können sie dann selbst fragen.«

Mit diesen Worten gab Harley der Erzählung des jungen Mannes eine neue Richtung; und Leonard's Lippen wurden wieder beredt. So verfloß der Abend glücklich für Alle, außer für Riccabocca, denn der Gedanke an seine verstorbene Gattin tauchte immer wieder auf's Neue in ihm auf; und wenn das geschah, und es ihm zu wehe um's Herz wurde, dann rückte er näher zu Jemima hin, blickte in ihr einfaches Gesicht und drückte ihre liebevolle Hand. Und doch hatte er Harley glauben machen wollen, daß seine Trösterin eine Thörin sei – das war sie freilich, indem sie einen Mann liebte, der sie selbst und ihr ganzes Geschlecht so schmäählich verleumdete!

Violante befand sich in einem Zustande seliger Aufregung, vermochte sich jedoch über den Grund ihrer Freude keine Rechenschaft zu geben. Sie unterhielt sich hauptsächlich mit Leonard, und der Schweigsamste von allen war Harley. Er lauschte Leonard's warmer und doch anspruchsloser Beredtsamkeit, die dem Genius so natürlich entströmt, wenn er ungehemmt sich gehen lassen kann und nicht durch harte, theilnahmlose Zuhörer kalt zurückgestoßen wird – er lauschte mit noch größerem

Entzücken den zwar minder tiefen, aber darum nicht weniger ernstern Worten – den ächt weiblichen und doch so edeln Gefühlen, mit welchen Violanten's jungfräuliches Herz den Ergüssen dieser glühenden Dichterseele entgegen kam.

Was sie redete, war so unähnlich allem, was er in der gewöhnlichen Welt zu hören bekam, so verwandt den Gefühlen seiner entschwundenen Jugendzeit! Gelegentlich – wenn sie irgend einen erhabenen Gedanken aussprach oder mit leuchtenden Augen und melodischer Stimme eine schöne Stelle aus einem italienischen Dichter deklamirte, dann erhob er sein ritterliches Haupt, und seine Lippe bebte, als vernähme er den Schall einer Kriegstrompete. Die Jahre andauernde Trägheit hatte einen Stoß bekommen – das Heroische, welches unter all den verschiedenartigen Wandlungen seines Temperamentes verborgen lag, war durch die Berührung geweckt worden, alle jene glücklichen Erinnerungen wach rufend, die sich daran knüpften und so lange geschlafen hatten.

Als Harley, überrascht von der späten Stunde, sich erhob, um Abschied zu nehmen, sagte er in einem Tone, der für die Aufrichtigkeit des Complimentes sprach: »Ich danke Ihnen für die glücklichsten Stunden, die ich seit Jahren genossen habe.«

Sein Auge ruhte auf Violante, als er dies sagte. Aber ihre Schüchternheit kehrte bei seinen Worten, seinem Blicke zurück, und es war nicht länger die begeisterte Muse, sondern das verschämte Mädchen, das vor ihm stand.

»Und wann werde ich Sie wiedersehen?« frug Riccabocca traurig, als er seinen Gast bis an die Thüre geleitete.

»Wann? Natürlich morgen. Adieu, mein Freund. Kein Wunder, daß Sie Ihre Verbannung so geduldig ertragen haben – mit einem solchen Kinde!«

Er nahm Leonard's Arm und ging mit ihm bis zu der Herberge, wo er sein Pferd zurückgelassen hatte. Leonard sprach mit Begeisterung von Violante; Harley war still.

### DRITTES KAPITEL.

Am darauffolgenden Tage fuhr eine etwas altmodische, aber sehr vornehme Equipage an Riccabocca's Gartenthüre vor. Giacomo, der sie von dem Fenster eines Schlafzimmers aus entdeckt hatte, wie sie sich dem Hause näherte, befiel eine unbeschreibliche Furcht, als er sie vor der Mauer halten sah und den lauten Ton vernahm, mit welchem Einlaß begehrt würde. Er eilte, seinen Gebieter aufzusuchen, und beschwor ihn, sich nicht zu rühren und auch nicht durch Dritte den Feinden, welche die Maschine ausspeien könnte, den Eintritt in das Haus zu ermöglichen. »Ich habe gehört,« sagte er, »daß einst eine Stadt in Italien – ich glaube es war Bologna – eingenommen und dem Schwerte überliefert wurde, weil sie unvorsichtiger Weise ein hölzernes Pferd hereinließ, das mit Barbarossa's Truppen und allerlei Bomben und umgreweschen Raketen angefüllt war.«

»Virgil erzählt die Geschichte anders,« versetzte Riccabocca, vorsichtig zum Fenster hinausblickend. »Indessen sieht die Maschine allerdings etwas groß und verdächtig aus; laß Pompey los!«

»Vater,« sagte Violante erröthend, »es ist dein Freund, Lord L'Estrange; ich höre seine Stimme.«

»Bist du dessen gewiß?«

»Ganz gewiß! Wie könnte ich mich täuschen?«

»So gehe, Giacomo; nimm jedoch Pompey mit, und mache Lärm, wenn es nicht so wäre.«

Violante hatte aber Recht, und einige Augenblicke darauf sah man Lord L'Estrange den Garten heraufkommen, an jedem Arme eine Dame führend.

»Ah,« sagte Riccabocca, seinen Anzug ordnend, »gehe, mein Kind, und rufe Jemima herbei. Mann gegen Mann: aber um des Himmels willen, Frauen gegen Frauen.«

Harley hatte seine Mutter und Helene mitgebracht, um die Damen in dem Hause seines Freundes zu begrüßen.

Die stolze Gräfin wußte, daß die Stätte, wo sie sich befand, die schwerer Prüfungen war, und die Ehrerbietung mit der sie Riccabocca begrüßte, hätte nur in der Huldigung, die sie ihrem Monarchen darbrachte, einen höheren Ausdruck finden können. Allein Riccabocca, der gegen das Geschlecht, welches er zu verachten vorgab, stets galant war, erkannte im Punkte der Ceremonie keinen Meister über sich an, und die Verbeugung, mit welcher er ihre Artigkeit erwiderte, würde das heranwachsende Geschlecht erbaut und die noch vorhandenen Ueberreste

des alten Hofes entzückt haben, die in dem düstern Pompe des Faubourg St. Germain etwa sich erhalten haben mögen. Nachdem der Etiquette Genüge geschehen war, stellte die Gräfin Helene einfach als Miß Digby vor und nahm neben dem Verbannten Platz. Wenige Augenblicke darauf fühlten sich die Beiden schon ganz heimisch mit einander, und wirklich hatte sich Riccabocca, seitdem wir ihn kennen, wohl noch nie in einem so vortheilhaften Lichte gezeigt, als hier an der Seite seines feingebildeten, obwohl etwas förmlichen Gastes. Beide hatten noch so wenig mit der modernen, schlecht erzogenen Welt verkehrt. Sie nahmen sich die Manieren eines vergangenen Geschlechtes zum Vorbild und setzten eine Art Stolz darin, wieder einmal so feine Spitzen und prächtige Stoffe auszustellen. Riccabocca verzichtete auf die zwar treffende, aber etwas hausbackene Weisheit seiner Sprüchwörter – vielleicht dachte er daran, daß Lord Chesterfield Sprüchwörter für gemein erklärt – und ungeachtet seiner hageren Gestalt und der geringen Eleganz seines Anzugs ließ ein gewisses Etwas unbestreitbar in ihm den *grand seigneur* erkennen, den Mann, dem ein Marquis von Dangeau einen Fauteuil an der Seite der Rohans und Montmorencis angeboten haben würde.

Mittlerweile hatten sich Helene und Harley etwas bei Seite niedergelassen. Beide verhielten sich schweigend – die Erstere aus Schüchternheit, Letzterer, weil seine Gedanken abwesend waren. Endlich öffnete sich die Thüre und Harley sprang plötzlich auf – Violante und Jemima traten ein. Lady Lansmere's Augen ruhten zuerst

auf der Tochter, und sie vermochte kaum einen Ausruf überraschter Bewunderung zu unterdrücken; als sie aber die bescheidene, übrigens in keiner Weise unterwürfige Miene der Mrs. Riccabocca bemerkte, die, obwohl in ihren Formen etwas unzierlich und befangen, doch die Edeldame, allerdings mit ländlich schlichtem Anstrich, verrieth – wandte sie sich von der Tochter ab und bezeugte mit dem *savoir vivre* der feinen alten Schule zuerst der Gattin ihre Achtung – Achtung im buchstäblichen Sinne des Wertes, denn ihr Benehmen sprach solche aus, aber freundlicher, einfacher und herzlicher als diejenige, welche sie Riccabocca gegenüber an den Tag gelegt hatte; denn hier stand, wie der Weise selbst bemerkt hatte, »Frau gegen Frau«. Dann nahm sie Violanten's Hand in die beiden ihrigen und blickte sie an, als könne sie sich das Vergnügen nicht versagen, so viel Schönheit zu betrachten.

»Mein Sohn,« sagte sie sanft und mit einem halben Seufzer – »mein Sohn hat mich umsonst gebeten, mich nicht überraschen zu lassen. Zum ersten Male in meinem Leben finde ich die Schilderung von der Wirklichkeit übertroffen.«

Violanten's Erröthen ließ sie nur noch schöner erscheinen, und als sich die Gräfin wieder Riccabocca zuwandte, stahl sie sich leise an Helenen's Seite.

»Miß Digby, meine Mündel,« sagte Harley nachdrücklich, als er bemerkte, daß seine Mutter es versäumt hatte, Helene den beiden Damen vorzustellen. Dann setzte er sich ebenfalls nieder und begann ein Gespräch mit

Mrs. Riccabocca; allein sein glänzendes, lebhaftes Auge richtete sich immer wieder auf die beiden Mädchen. Sie waren ungefähr von gleichem Alter – und Jugend schienen auch, für einen oberflächlichen Beobachter, die einzige Eigenschaft zu sein, welche sie mit einander gemein hatten. Ein größerer Gegensatz ließ sich kaum denken, und doch, wie seltsam es scheinen mag, gewannen Beide dadurch. Violante's hinreißende Liebenswürdigkeit erschien nur noch bezaubernder, und Helenen's ansprechendes, sanftes Antlitz noch einnehmender. Keine von Beiden hatte viel mit andern Mädchen ihres Alters verkehrt; Beide fühlten sich auf den ersten Blick von einander angezogen. Violante, als die weniger schüchterne, begann das Gespräch.

»Sie sind seine Mündel – Lord L'Estrange's Mündel?«

»Ja.«

»Vielleicht kamen Sie mit ihm aus Italien?«

»Nein, das gerade nicht, aber ich habe einige Jahre in Italien zugebracht.«

»Ah! Sie bedauern wohl – doch nein, wie thöricht bin ich! Sie kehren ja in ihr Vaterland zurück. Aber der Himmel Italiens ist so blau – hier scheint es mir fast, als ob der Natur die Farben fehlten.«

»Lord L'Estrange sagte mir, daß Sie noch sehr jung waren, als Sie Italien verließen; doch ist Ihre Erinnerung daran noch sehr treu. Auch er zieht Italien England vor.«

»Er! Unmöglich.«

»Warum unmöglich, schöne Zweiflerin?« rief Harley, sich mitten in einem Satze unterbrechend, den er eben an Mrs. Riccabocca gerichtet hatte.

Violante hatte sich nicht träumen lassen, daß sie belauscht werden könnten – sie hatte so leise gesprochen; – aber obwohl sichtlich verlegen, antwortete sie doch mit Entschiedenheit – »Weil England einem edlen Geiste die edelste Laufbahn darbietet.«

Harley war betroffen und erwiderte mit einem leichten Seufzer: »In Ihrem Alter würde ich gesprochen haben, wie Sie. Allein unser England ist so überfüllt mit edeln Geistern, daß sie auf einander stoßen und die ganze Rennbahn wie in eine Staubwolke gehüllt erscheint.«

»So, habe ich gelesen, erscheint die Schlacht dem gemeinen Soldaten, aber nicht dem Anführer.«

»Ich sehe wohl, daß Sie gute Schilderungen von Schlachten gelesen haben.«

Mrs. Riccabocca glaubte in dieser Bemerkung einen Spott auf die Studien ihrer Stieftochter zu entdecken und eilte, ihr zu Hülfe zu kommen.

»Ihr Vater ließ sie die Geschichte Italien's lesen, welche, wie ich glaube, sehr viel von Schlachten handelt.«

*Harley.* – »Jede Geschichte thut das, und alle Frauen lieben es, von Krieg und Kriegern zu hören. Ich möchte wissen, warum?«

*Violante* (sich gegen Helene wendend, und mit sehr leiser Stimme, entschlossen, dieses Mal nicht von Harley gehört zu werden). – »Wir wissen warum – nicht wahr?«

*Harley* (der jedes Wort so gut verstanden hatte, als wäre es in der Flüstergalerie von St. Paul gesprochen worden). – »Wenn Sie es wissen, Helene, dann, bitte, sagen Sie es mir.«

Helene, ihr hübsches Köpfchen schüttelnd, antwortete mit einem lebhafteren Lächeln als gewöhnlich: »Ich bin aber keine so große Freundin von Krieg und Kriegern.«

*Harley* (zu *Violante*) – »Dann muß ich mich unmittelbar an Sie wenden, meine überzeugungsvolle *Bellona*. Liegt der Grund in der dem weiblichen Charakter inwohnenden Grausamkeit?«

*Violante* (mit einem reizenden melodischen Lachen) – »Nein, sondern in zwei Eigenschaften, die ihm noch in höherem Grade inne wohnen.«

*Harley*. – »Was Sie nicht sagen! Welche Eigenschaften mögen dies sein?«

*Violante*. – »Mitleid und Bewunderung. Wir bemitleiden die Schwachen und bewundern die Tapfern.«

*Harley* senkte den Kopf und schwieg.

*Lady Lansmere* hatte ihre Unterhaltung mit *Riccabocca* unterbrochen, um diesem Gespräche zuzuhören. »Wie hübsch!« rief sie aus. »Sie haben das erklärt, was ich oft nicht begreifen konnte. Ah! *Harley*, es freut mich, daß deine *Satyre* geschlagen worden ist; darauf hast du keine Antwort.«

»Nein; ich erkläre mich gerne für geschlagen und bin nur zu froh, das Mitleid der *Signorina* anrufen zu dürfen, da mein ritterliches Schwert an der Wand hängt, und mir

mein Beruf keinen Anspruch mehr auf ihre Bewunderung gibt.«

Er stand auf und warf einen Blick durch das Fenster.

»Aber ich sehe, ein furchtbarer Kämpfer rückt an, gegen meine Besiegerin in die Schranken zu treten – einer, dessen Beruf es ist, eine andere Romantik, als die des Lagers und der Kanonen, aufzustellen.«

»Unser Freund Leonard,« sagte Riccabocca, gleichfalls einen Blick durch das Fenster werfend. »Richtig; wie Quevedo so witzig bemerkt: ›Seitdem eine so starke Nachfrage nach Schriftstellern entstanden ist, hat man viel weniger Blei für Kanonenkugeln übrig.«

Leonard trat jetzt ein.

Harley hatte Lady Lansmere's Bedienten mit einem Billette zu ihm gesandt, welches ihn auf sein Zusammenreffen mit Helene vorbereitete. Als er eintrat nahm ihn Harley bei der Hand und führte ihn zu Lady Lansmere.

»Der Freund, von welchem ich zu dir gesprochen habe. Heiße ihn jetzt um meinetwillen und für alle Zukunft um seinetwillen willkommen.« Dann zog er ihn, der Gräfin zu ihrer wohlgesetzten und huldvollen Erwiderung kaum Zeit lassend, zu Helene hin. Kinder,« sagte er mit so bewegter Stimme, daß Beider Herzen davon ergriffen wurden, »geht und setzt Euch zusammen, und redet miteinander von vergangenen Zeiten. Signorina, ich lade Sie zu einer weiteren Besprechung des dunkeln metaphysischen Themas ein, welches Sie vorhin aufgestellt haben; wir wollen sehen, ob sich nicht auch mildere Beweggründe für Mitleid und Bewunderung auffinden lassen, als

Krieg und Kriegersleute.« Er führte Violante bei Seite an das Fenster. »Sie fanden, wie Sie sich erinnern werden, gestern, als Leonard Ihnen seine Geschichte erzählte, daß er zu flüchtig bei dem kleinen Mädchen verweilte, das in seiner schwersten Prüfungszeit seine Gefährtin gewesen war. Als Sie im Begriffe standen, ihn weiter darnach zu fragen, unterbrach ich Sie und sagte Ihnen, Sie würden dieselbe nächstens sehen und selbst fragen können. Nun, was halten Sie von Helene Digby? Still! Sprechen Sie leise. Doch ihr Gehör ist nicht so scharf, wie das meinige.«

*Violante.* – »Ah! Das ist also das liebliche Wesen, das Leonard seinen kindlichen Engel nannte? Welch' reizendes, unschuldiges Antlitz – es ist noch immer das eines Engels.«

*Harley* (befriedigt von dem Lobe, wie von Derjenigen, die es spendete). – »Finden Sie? Ja, Sie haben Recht. Helene ist wenig mittheilsam; es geht mit schönen Naturen, wie mit schönen Gedichten; ein Blick auf die paar ersten Zeilen genügt, um errathen zu lassen, welche Schönheiten uns erwarten, wenn wir weiter lesen.«

Violante betrachtete Leonard und Helene, wie sie seitwärts neben einander saßen. Leonard führte das Wort; Helene hörte ihm zu, und obgleich Ersterer in seiner Erzählung am verflossenen Abende diejenige Episode seines Lebens nur flüchtig berührt hatte, welche mit der Weise im Zusammenhang stand, so war doch genug gesagt worden, um Violanten's lebhafteste Theilnahme zu erwecken, sowohl für das Rührende in ihrer früheren Stellung zu einander – wie für das Glück, das Beide darüber

empfinden mußten, sich endlich wieder zu finden – nachdem sie Jahre lang getrennt auf dem weiten Meere des Lebens herumgetrieben und jetzt Beide aus Sturm und Schiffbruch Rettung gefunden hatten. Thränen traten in ihre Augen.

»Es ist wahr,« sagte sie sehr weich, »hierin ist mehr, was Mitleid und Bewunderung hervorrufen muß, als in« – Sie hielt inne.

*Harley.* – »Vollenden Sie den Satz. Oder schämen Sie sich, Ihre Behauptung zurückzunehmen? Pfui über Ihren Stolz und Eigensinn!«

*Violante.* – »Nein, aber auch hier war Kampf und Heroismus – der Kampf des Genius mit der Noth – und Heroismus in der Gefährtin, welche sie mit ihm theilte und ihn aufrichtete. Ah, wo immer Mitleid und Bewunderung empfunden werden, da muß etwas Edleres, als gewöhnlicher Kummer, vorangegangen sein; Heroismus darf da nicht fehlen.«

»Helene weiß nicht, was das Wort ›Heroismus‹ bedeutet,« sagte Harley mit einem Anflug von Trauer. »Sie müssen es sie lehren.«

»Ist es möglich,« dachte er bei sich, während er sprach, »daß ein Randal Leslie dieses außerordentliche Wesen bezaubert haben kann? In dem glatten jungen Bureau-menschen ist doch gewiß nichts Heroisches.«

»Ihr Vater,« sagte er laut, indem er sie fest anblickte, »sieht, wie er mir mittheilte, häufig einen jungen Mann bei sich, ungefähr von Leonard's Alter; allein ich pflege niemals das Alter eines Menschen nach der Angabe des

Kirchenbuches zu schätzen und würde daher diesen sogenannten jungen Mann als einen Altersgenossen meines Urgroßvaters bezeichnen; – ich meine Mr. Randal Leslie. Gefällt er Ihnen?«

»Ob er mir gefällt?« erwiderte Violante langsam, als wollte sie ihre eigene Gesinnung erforschen. »Ob er mir gefällt? – Ja.«

»Warum?« fragte Harley trocken und im Tone des Unwillens.

»Seine Besuche scheinen meinem theuern Vater Freude zu machen. Gewiß gefällt er mir.«

»Hm. Er behauptet wohl, daß Sie ihm auch gefallen?«

Violante lachte arglos. Sie hatte halb im Sinne zu fragen: »Wäre das so seltsam?« Allein ihr Respekt vor Harley hielt sie davon zurück. Die Worte wären ihr muthwillig erschienen.

»Ich höre, er soll sehr gescheidt sein,« fuhr Harley fort.

»O gewiß.«

»Und er ist eigentlich hübsch. Aber Leonard's Gesicht gefällt mir besser.«

»Besser – das ist nicht das rechte Wort. Leonard's Antlitz ist das eines Menschen, der oft zum Himmel aufguckt hat; und Mr. Leslie's – da ist nichts von Sonnenlicht oder Sternenschein zu sehen.«

»Meine theure Violante!« rief Harley übergücklich und drückte ihre Hand.

Das Blut strömte in Stirne und Wangen des jungen Mädchens; ihre Hand zitterte in der seinigen. Aber Harley's vertraulicher Ausruf hätte ebenso gut von den Lippen eines Vaters kommen können.

In diesem Augenblick näherte sich Helene ihnen leise, blickte schüchtern ihren Vormund an und sagte: »Leonard hat seine Mutter bei sich, er bittet mich, mit ihm zu kommen und sie zu besuchen. Darf ich?«

»Ob Sie dürfen? Die Signorina wird eine hübsche Vorstellung von dem slavischen Zustande meiner Mündel bekommen, wenn sie eine solche Frage hört. Natürlich dürfen Sie.«

»Wollen Sie mich hinbringen?«

Harley sah verlegen aus. Er gedachte der Aufregung, welche die Wittve bei der Nennung seines Namens gezeigt hatte, an ihr – nach Leonard's eigenem Geständniß, – absichtliches Vermeiden einer Begegnung mit ihm, dessen Grund er zu errathen glaubte. Und eben, weil er ihn errieth, scheute auch er ein Zusammentreffen mit ihr.

»Also ein anderes Mal,« sagte er nach einer Pause. In Helenen's Miene zeigte sich getäuschte Erwartung; aber sie sagte nichts weiter.

Violante war erstaunt über diese wenig freundliche Antwort. Sie würde dieselbe bei jedem andern Menschen als gefühllos getadelt haben. Aber was Harley that, war in ihren Augen unbedingt recht.

»Kann ich nicht Miß Digby begleiten?« sagte sie, »und meine Mutter wird sich uns anschließen. Wir Beide kennen Mrs. Fairfield, und es wird uns solche Freude machen, sie wieder zu sehen.«

»Gut,« versetzte Harley, »ich will Sie hier erwarten. O, was meine Mutter betrifft, so wird sie entschuldigen, wenn – sie wird Mrs. Riccabocca entschuldigen, und auch Sie selbst, Sehen Sie nur, wie entzückt sie von Ihrem Vater ist. Ich muß wirklich hier bleiben, um über den ehelichen Interessen des *meinigen* zu wachen.«

Aber Mrs. Riccabocca besaß zu viel Lebensart in altem Style, um einzuwilligen, die Gräfin zu verlassen, und Harley war genöthigt, sich gerader an Lady Lansmere zu wenden. Nachdem er den Fall auseinander gesetzt hatte, stand die Gräfin auf und sagte: –

»Ich selbst will Miß Digby begleiten.«

»Nein,« versetzte Harley ernst, aber in flüsterndem Tone. »Nein, lieber nicht. Ich will dir später die Sache erklären.«

»Dann,« sagte die Gräfin laut, indem sie ihrem Sohne einen erstaunten Blicke zuwarf, »muß ich darauf bestehen, daß Sie, theure Madame, und Sie, Signorina, diesen Besuch ausführen. In der That habe ich noch eine vertrauliche Mittheilung für –«

»Für mich,« unterbrach sie Riccabocca. »Ah, *Madame la Comtesse*, Sie machen mich wieder zu einem Fünfundzwanzigjährigen. Geh schnell – o eifersüchtiges, beleidigtes Weib; geht schnell, Ihr Beiden, und auch Sie, Harley.«

»Nicht doch,« versetzte Lady Lansmere in demselben scherzenden Tone. »Harley muß hier bleiben, denn für jetzt ist es nicht meine Absicht, Ihr eheliches Glück zu stören, was auch immer die Zukunft bringen mag. Mein Plan ist so unschuldiger Art, daß mein Sohn sich dabei betheiligen wird.«

Die Gräfin näherte ihre Lippen Harley's Ohr und flüsterte ihm etwas zu. Er empfing stillschweigend ihre Mittheilung; als sie damit zu Ende war, drückte er ihr die Hand und nickte mit dem Kopfe, wie es schien, als Zeichen der Zustimmung.

Wenige Augenblicke darauf befanden sich die drei Damen und Leonard auf dem Wege zu dem benachbarten Häuschen.

Violante setzte mit dem ihr eigenen feinen Zartgefühl voraus, daß Leonard und Helene einander viel zu sagen haben müßten, und da ihr sowohl, als Leonard selbst, Helenen's Verlobung mit Harley unbekannt war, so begann sie schon mit der ihrem Alter so natürlichen Romantik den Beiden in Gedanken eine glückliche Zeit der Vereinigung vorherzusagen. Sie ergriff den Arm ihrer Stiefmutter und überließ es Helene und Leonard, ihnen zu folgen.

»Ich möchte wissen,« sagte sie nachdenklich, »wie es kam, daß Miß Digby Lord L'Estrange's Mündel wurde. Ich hoffe, daß sie weder sehr reich, noch von sehr vornehmer Abkunft ist.«

»Ei, meine Liebe,« erwiderte die gutmüthige Jemima, »das sieht dir ja gar nicht ähnlich; du bist doch nicht neidisch auf das arme Mädchen.«

»Neidisch? Liebe Mama, welches Wort! Aber scheint es dir nicht auch, daß Leonard und Miß Digby wie für einander geschaffen sind? Und dann diese Erinnerungen aus ihrer Kindheit; die Gedanken der ersten Jugendzeit sind so tief und die Eindrücke derselben so merkwürdig weich!«

Die langen Wimpern senkten sich über Violanten's sinnige Augen, während sie sprach. »Und aus diesem Grunde,« fuhr sie nach einer Pause fort – »aus diesem Grunde wünschte ich, Miß Digby möchte weder sehr reich, noch sehr vornehm sein.«

»Ich verstehe dich jetzt, Violante,« rief Jemima, die ihre eigene frühere Lust am Heirathenstiften wieder zurückkehren fühlte; »denn wie gescheidt und ausgezeichnet Leonard auch sein mag, so bleibt er doch Mark Fairfield's, des Zimmermanns, Sohn, und alles wäre verdorben, wenn Miß Digby, wie du sagst, reich und vornehm wäre. Ich bin ganz deiner Meinung, ein hübsches Paar, ja, wirklich ein sehr hübsches Paar. Ich wollte, Mrs. Dale wäre hier, sie versteht sich so gut darauf, dergleichen Dinge zu Stande zu bringen.«

Mittlerweile ging Leonard an Helenen's Seite einige Schritte hinter ihnen her. Er hatte ihr seinen Arm nicht angeboten. Noch kein Wort war zwischen ihnen gewechselt worden, seitdem sie Riccabocca's Haus verlassen hatten.

Helene sprach zuerst. In solchen Fällen ist es stets das Weib, das, so schüchtern es auch sein mag, die Unterhaltung eröffnet.

Helene konnte auch kühner sein, denn Leonard verbarg sich die Beschaffenheit seiner Gefühle nicht, und Helene war mit einem Andern verlobt; ihr reines Herz fühlte sich gestärkt durch das Vertrauen, das in sie gesetzt wurde.

»Haben Sie nie mehr etwas von dem guten Doctor Morgan gehört, der Pülverchen gegen den Kummer hatte, und es so gut mit uns meinte – obwohl,« fügte sie erröthend hinzu, »wir es damals nicht einsahen?«

»Er nahm meinen kindlichen Engel von mir,« sagte Leonard mit sichtlicher Bewegung, »und was würde aus mir geworden sein, wenn er nicht zurückgekehrt wäre? Doch ich habe es ihm verziehen. Nein, ich habe ihn seither nie mehr gesehen.«

»Und jener schreckliche Mr. Burley?«

»Armer, armer Burley! Auch er ist aus meinem gegenwärtigen Leben verschwunden. Ich habe seinetwegen oft Nachforschungen angestellt, allein ich erfuhr nur, daß er in's Ausland gegangen sei, vermuthlich als Korrespondent irgend eines Blattes. Wie sehr wünschte ich ihn wieder zu sehen, denn jetzt vermöchte ich vielleicht ihm zu helfen, wie er mir einst geholfen ha!«

»Ihnen *geholfen* – ach!«

Leonard lächelte, und sein Herz klopfte heftiger, als er wieder den liebevollen, klugen, warnenden Blick wahrte. Unwillkürlich trat er näher zu ihr hin. Sie schien ihm auf's Neue geschenkt und zu ihrem früheren Wesen zurückgekehrt zu sein.

»Er nützte mir sehr viel durch seine Belehrungen, und vielleicht mehr noch durch seine Fehler. Sie können sich nicht vorstellen, Helene – ich bitte um Entschuldigung, Miß Digby, ich vergaß, daß wir nicht länger Kinder sind – Sie können sich nicht vorstellen, wieviel wir Männer, hauptsächlich vielleicht wir Schriftsteller, deren Aufgabe es ist, das Gewebe der menschlichen Handlungen zu entwirren, dem Rückblick auf unsere eigenen früheren Verirrungen zu verdanken haben, und wenn wir gar nichts aus den Fehlern anderer Menschen lernten, so müßten wir in der That auf den Kopf gefallen sein. Wir müssen genau wissen, wo die Wege sich scheiden, und erforscht haben, wohin sie führen, ehe wir unsere Wegweiser aufrichten können; und Bücher sind die Wegweiser im menschlichen Leben.«

»Bücher! – Und ich habe noch keines der Ihrigen gelesen! Und Lord L'Estrange sagte mir, daß Sie jetzt berühmt geworden sind. Gleichwohl erinnern Sie sich meiner noch – des armen verwaisten Kindes, das Sie zuerst am Grabe ihres Vaters weinen sahen, und mit dem Sie Ihr eigenes junges Leben, das der Bürden schon genug hatte, noch mehr überbürdeten. Nein, nennen Sie mich nur immer Helene – Sie sollen mir stets ein Bruder sein! Lord L'Estrange fühlte das; auch er sprach es aus, als er mir mittheilte, daß wir uns wiedersehen sollten. Er ist so großmüthig, so edel! Bruder,« rief Helene plötzlich aus, und reichte ihm ihre Hand, während ein süßer und zugleich erhabener Ausdruck ihr sanftes Gesicht verklärte – »Bruder, wir wollen niemals seine Achtung verscherzen;

wir wollen Beide unser Möglichstes thun, ihm zu vergelten. Nicht wahr? Sprechen Sie!«

Leonard fühlte sich von widerstreitenden und unerklärlichen Empfindungen überwältigt. Beinahe zu Thränen gerührt durch ihre herzliche Anrede, durchzuckt von dem Drucke der Hand, die in der seinigen ruhte, war er dennoch von einer unbestimmten Furcht erfüllt, von einer Ahnung, daß etwas mehr in den Worten liege, als sie zu bedeuten schienen – etwas, das jede Hoffnung ausschloß. Und dieses Wort ›Bruder‹, das ihm einst so kostbar und theuer gewesen war – warum bebte er jetzt davor zurück? Warum war es ihm nicht möglich, das süße Wort ›Schwester‹ auszusprechen? »Sie steht zu hoch über mir, jetzt und immer!« dachte er traurig, und der Klang seiner Stimme war verändert, als er wieder sprach. Diese Aufforderung, ihr früheres trauliches Verhältniß zu erneuern, machte ihn nur um so zurückhaltender, und er gab auf ihre Anrede keine direkte Antwort, denn Mrs. Riccabocca wandte sich eben um, und rief, auf das Häuschen deutend, das mit seinen malerischen Giebeln sichtbar wurde –

»Ist dies Ihre Wohnung, Leonard? Ich habe noch nie etwas so Reizendes gesehen.«

»Sie erinnern sich desselben also nicht mehr,« sagte Leonard zu Helene, im Tone wehmüthigen Vorwurfs. »Hier war es, da ich Sie zuletzt gesehen habe. Ich war unschlüssig, ob ich das Häuschen genau in dem Zustande lassen sollte, wie es war, sagte aber dann zu mir selbst: »Nein, die Erinnerung, die sich daran knüpft, verändert

sich nicht, wenn wir es möglichst hübsch herzustellen suchen; je theurer eine Erinnerung ist, desto natürlicher steht ihr das Schöne an. Vielleicht begreifen Sie das nicht – vielleicht begreifen das nur wir armen Dichter.«

»Ich begreife es,« sagte Helene sanft und betrachtete gedankenvoll das Häuschen.

»Wie verändert es ist – ich habe es mir so oft in Gedanken vorgestellt – aber nie, nie so wie dieses; und doch liebte ich es, so gewöhnlich es auch aussehen mochte, und das Dachstübchen – und der Baum auf dem Zimmerplatze.«

Sie sprach diese Gedanken nicht aus. Und jetzt traten sie in den Garten.

#### VIERTES KAPITEL.

Mrs. Fairfield war stolz darauf, Mr. Riccabocca und Violante in ihrem großen Hause empfangen zu dürfen, denn als ein solches erschien ihr die Hütte, in welcher der Knabe Lenny ihr eine Heimath bereitet hatte. Stolz war die Wittve Fairfield in der That immer gewesen; allein jetzt dachte sie in ihrem innersten Herzen, daß die Schale irdischen Glückes dann erst voll für sie wäre und sie zufrieden ihr Haupt zum Sterben niederlegen könnte, wenn es ihr gestattet sein würde, eines Tages in dem Empfangszimmer dieses großen Hauses die vornehme Mrs. Hazelden zu begrüßen, die es ihr so sehr zum Vorwurf gemacht, daß sie nicht länger in dem von dem Squire gemietheten Häuschen hatte bleiben wollen. Sie beachtete Helene nur wenig – ihre Aufmerksamkeit war

zu sehr durch die beiden anderen Damen in Anspruch genommen, welche die frühere Bekanntschaft mit ihr erneuerten; sie führte dieselben im ganzen Hause umher, sogar die Küche nicht ausgenommen, und so kam es, daß Helene eine kurze Zeit allein mit Leonard blieb. Sie befanden sich in des letzteren Studirzimmer. Helene hatte unbewußt auf Leonard's Stuhle Platz genommen, und blickte ernst und besorgt auf die umhergestreuten Papiere, die so unordentlich aussahen, obgleich in Wahrheit in dieser Unordnung eine gewisse Methode lag, die jedoch nur dem Eigenthümer verständlich war. Die ehrwürdigen, vielgebrauchten Bücher in allen Sprachen bedeckten den Fußboden, die Stühle, ja das ganze Zimmer, und ich muß gestehen, daß Helenen's ächt weibliches Gefühl für Pünktlichkeit ihr vor allen Dingen den lebhaften Wunsch einflößte, Hand anzulegen, um dieser Unordnung abzuhelfen.

»Armer Leonard,« dachte sie bei sich, »das ganze übrige Haus ist so geordnet, allein es scheint Niemand da zu sein, der sich seiner und seines Stübchens annimmt!«

Leonard lächelte, als hätte er ihre Gedanken errathen, und sagte: »Es wäre eine grausame Güte gegen die Spinne, wollte auch die zarteste Hand von der Welt es versuchen, ihr Gewebe zu ordnen.«

*Helene.* – »Sie sind früher nicht ganz so schlimm gewesen.«

*Leonard.* – »Und doch fanden Sie es selbst damals nöthig, das Geld in Verwahrung zu nehmen. Jetzt besitze ich mehr Bücher und mehr Geld. Meine gegenwärtige

Haushälterin läßt mich selbst für meine Bücher sorgen, aber im Punkte des Geldes ist sie weniger nachsichtig.«

*Helene* (schalkhaft). – »Sind Sie noch immer so zerstreut, wie früher?«

*Leonard*. – »Noch viel mehr, fürchte ich. Diese Gewohnheit ist unverbesserlich. Miß Digby –«

*Helene*. – »Nicht Miß Digby – Schwester, wenn es Ihnen recht ist.«

*Leonard* (das Wort vermeidend, das einen so hinderlichen Verwandtschaftsgrad in sich schließt) – »Helene, wollen Sie mir eine Gunst erweisen? Ihre Augen und Ihr Lächeln sagen ›ja‹. Wollen Sie nur für eine einzige Minute Hut und Shawl ablegen? Wie? Sollte diese meine Bitte Sie befremden? Können Sie nicht begreifen, wie sehr ich wünsche, Sie, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick, heimisch unter diesem Dache zu sehen?«

Helene schlug den Blick zu Boden und schien beunruhigt; dann, erhob sie denselben wieder, während eine sanfte, engelgleiche Reinheit in den blauen Taubenaugen sich spiegelte, und, gleichsam Schutz suchend gegen jeden Gedanken an ein wärmeres Gefühl, flüsterte sie nochmals das Wort ›Bruder‹ und that hierauf, wie sie gebeten worden war.

Da saß sie nun unter den stummen Büchern, an seinem Tische, neben dem offenen Fenster – die blonden Haare auf der Stirne gescheitelt – wie gut, wie ruhig, wie glücklich sah sie aus.

Leonard staunte über seine eigene Selbstbeherrschung. Sein Herz fühlte sich in unaussprechlicher Liebe zu ihr

hingezogen – seine Lippen sehnten sich, zu flüstern: »Ach, könnte es doch immer so sein, wie jetzt! Wäre diese Heimath zu gering?« Allein das Wort ›Minder‹ war ein Talisman zwischen ihr und ihm.

Und doch schien sie sich so heimisch zu fühlen – heimischer, als in dem steifen, vornehmen Hause, in welchem ihr bald die Rechte einer Tochter zustehen sollten. Fiel ihr das wohl plötzlich ein, weil sie so rasch sich erhob und mit dem Ausdruck der Angst und Unruhe im Antlitz sagte:

»Aber wir halten Lady Lansmere zu lange auf. Wir müssen jetzt gehen.« Und eilig nahm sie bei diesen Worten Hut und Shawl zur Hand.

In diesem Augenblick trat Mrs. Fairfield mit ihren Gästen wieder ein, und begann sich wegen ihres Mangels an Aufmerksamkeit gegen Miß Digby zu entschuldigen, in welcher sie noch nicht Leonard's kindlichen Engel kennen gelernt hatte.

Helene nahm diese Entschuldigungen mit ihrer gewohnten Sanftmuth auf.

»Nicht doch!« sagte sie, »Ihr Sohn und ich sind ja so alte Freunde; wie sollten Sie da solche Umstände mit mir machen!«

»Alle Freunde!« wiederholte Mrs. Fairfield auf's Höchste erstaunt und betrachtete die schöne Sprecherin mit weit geöffneten, neugierigen Augen.

»Wie hübsch und wie artig sie spricht,« dachte die Wittve bei sich, »sie ist so artig, wie Miß Violante; und sie sieht viel demüthiger aus – obwohl, was ihren Anzug

betrifft, so habe ich kaum jemals auf einem Bilde etwas Schöneres gesehen.«

Helene nahm jetzt Mrs. Riccabocca's Arm, und die Damen traten, nachdem sie freundlichen Abschied von der Wittwe genommen, den Rückweg nach Riccabocca's Hause an.

Mrs. Fairfield eilte ihnen jedoch mit Leonard's Hut und Handschuhen, die er vergessen hatte nach.

»In der That, Knabe,« sagte sie freundlich und schmählend zugleich, »es wäre aus mit den schönen Büchern, wenn dir der liebe Gott nicht den Kopf zwischen den Schultern hatte festwachsen lassen.

»Sie sollten es nicht glauben, Ma'am,« fügte sie, gegen Mrs. Riccabocca gewendet, hinzu, »aber seitdem er Sie verlassen hat, ist er lange nicht mehr der witzige Junge, der er war – zu Zeiten ganz hülflos, Ma'am.«

Helene konnte nicht umhin, sich umzuwenden und Leonard mit einem schelmischen Lächeln anzublicken. Die Wittwe sah das Lächeln, und Leonard's Arm erfassend, sagte sie halblaut: »Aber wo hast du denn diese hübsche junge Dame schon früher gesehen? Alte Freunde?«

»Ach, Mutter,« erwiderte Leonard traurig, »das ist eine lange Geschichte; du hast den Anfang gehört – wer kann das Ende wissen?«

Aber Helene lehnte sich noch immer auf Mrs. Riccabocca's Arm, und auf dem Rückweg schien für Leonard der Himmel seine winterliche Farbe wieder angezogen zu haben.

Und doch befand er sich an Violanten's Seite, welche mit so warmem Lobe von Helenen sprach! Ach, es ist nicht immer so süß wie man sagt, das Lob eines geliebten Wesens zu hören. Manchmal scheint es die ironische Frage an uns zu richten: »Welches Recht zur Hoffnung gibt dir deine Liebe. *Sie* wird von *Jedermann* geliebt!«

### FÜNFTES KAPITEL.

Kaum sah sich Lady Lansmere allein mit Riccabocca und Harley, so legte sie ihre Hand auf den Arm des Verbannten, und indem sie ihn mit einem Titel anredete, den sie ihm bisher nicht gegeben hatte, und vor welchem er ängstlich zurückzuschrecken schien, sagte sie:

»Heute war genöthigt, mir Ihr Incognito zu verrathen, als er mich zu einem Besuche bei Ihnen aufforderte, denn ich würde Ihr Geheimniß doch entdeckt haben. Sie scheinen sich trotz Ihrer Galanterie meiner nicht mehr zu erinnern. Allein ich lebte zu der Zeit Ihres ersten Aufenthaltes in England mehr in der großen Welt, wie jetzt, und saß in Carlton-House einmal neben Ihnen bei Tische. Nein, keine Complimente, sondern hören Sie mich an. Harley sagt mir, daß Sie Ursache haben, die Anschläge eines verwegenen und gewissenlosen Abenteurers zu fürchten – ich darf ihn wohl so nennen, denn Abenteurer gibt es unter allen Ständen. Gestatten Sie Ihrer Tochter, zu mir auf Besuch zu kommen, so lange es Ihnen beliebt. Bei mir wenigstens wird sie sicher sein, und wenn auch Sie und die –«

»Halt, meine theure Lady,« unterbrach sie Riccabocca mit großer Lebhaftigkeit, »Ihre Güte überwältigt mich. Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihr freundliches Anerbieten in Betreff meiner Tochter; aber –«

»Nicht doch,« fiel ihm nun Harley in's Wort: »kein Aber. Ich wußte nichts von dem Plane meiner Mutter, als sie hierherkam. Aber seitdem sie mir ihn zugeflüstert, habe ich darüber nachgedacht, und bin nun zu der Ueberzeugung gekommen, daß es eine kluge Maßregel ist. Ihre Zuflucht ist Mr. Leslie bekannt – und Mr. Leslie steht in Verbindung mit Peschiera. Angenommen, Mr. Leslie ist so rücksichtsvoll, das Geheimniß nicht zu verrathen, so habe ich doch Grund zu der Annahme, daß der Graf Randal's Bekanntschaft mit Ihnen vermuthet. Audley Egerton erzählte mir heute Morgen, er habe es zwar nicht den Aeüßerungen des jungen Mannes selbst, wohl aber den Fragen entnommen, welche Madame di Negra an ihn richtete; und Peschiera kann und wird seine Spione aufstellen, um jedes Haus auszukundschaften, welches Leslie besucht – er kann und wird ebenso gewiß alle *meine* Bewegungen und Schritte durch seine Spione aufspüren lassen. Wäre dieser Mann ein Engländer, so würde ich seiner Anschläge spotten; allein er ist ein Italiener, und war ein Verschworner. Wessen er fähig ist, weiß ich nicht; aber ein Mörder kann in ein festes Lager eindringen, und ein Verräther kann sich durch geschlossene Mauern an unsern Herd schleichen. Bei meiner Mutter muß Violante sicher sein; dagegen können Sie nichts einwenden. Und warum wollten Sie selbst nicht auch kommen?«

Riccabocca hatte diesen Vorstellungen, soweit sie Violante betrafen, keinen Widerspruch entgegen zu setzen; in der That erweckten sie in ihm die fast abergläubische Furcht wieder, welche er hinsichtlich seines Feindes hegte, und er willigte sogleich ein, daß Violante der dargebotenen Einladung folgen solle. Für sich selbst und Jemima lehnte er dieselbe jedoch ab. »Um die Wahrheit zu gestehen,« sagte er einfach, »so bekenne ich, daß ich bei meiner Rückkehr nach England mir selbst gelobte, mit Niemand zu verkehren, der Kenntniß von dem Range hatte, den ich früher in meinem Vaterlande eingenommen. Ich fühlte, daß ich meine ganze Philosophie nöthig haben würde, um mich mit meiner veränderten Lage auszusöhnen, und mich an dieselbe zu gewöhnen. Wollte ich in meinen gegenwärtigen Verhältnissen, wie bescheiden sie sein mögen, diejenigen Segnungen finden, welche jedes Leben zu adeln vermögen – Frieden und innere Würde – so war es um der armen schwachen, menschlichen Natur willen unerläßlich, mit der Vergangenheit vollständig zu brechen. Es würde mich sehr aus dem Gleichgewicht bringen, als Ihr Hausgenosse eine Zeit lang durch Ihre Güte und Achtung, ja, durch die ganze Atmosphäre Ihres Umgangs daran erinnert zu werden, was ich früher war, um dann, wenn die mehr als zweifelhafte Aussicht auf meine Rückberufung aus der Verbannung sich nicht verwirklichen sollte, aus dem Traum zu erwachen und für den Rest meines Lebens das zu bleiben, was ich jetzt bin. Und doch, stünde ich allein, so würde ich es vielleicht wagen, der Gefahr mich auszusetzen – allein meine Gattin!

Jetzt ist sie zufrieden und glücklich; würde sie das wohl bleiben, wenn sie einmal herausgerissen worden aus der einfachen Stellung, die sie als Frau des Doctor Riccabocca einnimmt? Müßte ich dann nicht vielleicht Klagen, Hoffnungen und Befürchtungen vernehmen, welche gleich spitzigen Dornen durch den dünnen Mantel meiner Philosophie dringen würden? Jetzt schon, nachdem ich ihr in einer schwachen Stunde mein Geheimniß vertraute, wird mir nur allzu oft ›mein Rang‹ hingeworfen – mit sorgloser Hand allerdings, doch trifft es darum nicht weniger hart. Kein Stein verwundet so sehr, wie derjenige, welcher von den Trümmern unseres eigenen Hauses genommen wird, und je größer dieses Haus gewesen, um so härter trifft uns der Stein! So nehmen Sie denn, theure Gräfin, die Tochter in Ihren Schutz, da der Vater sich nicht die Macht zutraut, es selbst thun zu können. Aber – verlangen Sie nicht mehr.«

Riccabocca blieb unerschütterlich in diesem Punkte. Und so wurde denn die Angelegenheit nach seinem Willen bereinigt, indem man darüber übereinkam, daß Violante noch immer als die Tochter des Doctor Riccabocca gelten sollte.

»Und nun noch ein Wort,« fragte Harley. »Theilen Sie Mr. Leslie diesen Plan nicht mit; lassen Sie ihn nicht erfahren, wo Violante untergebracht ist – wenigstens nicht eher, als bis ich Sie zu solchem Vertrauen ermächtige.

Die Entschuldigung mag genügen, daß es ihm nichts nützen würde, es zu wissen, indem er sie doch nicht besuchen dürfte, denn, wie ich schon sagte, es werden seine Schritte ohne allen Zweifel überwacht. Sie können ihn aus demselben Grunde ersuchen, seine Besuche bei Ihnen einzustellen. Gestatten Sie mir unterdessen mein Urtheil über den jungen Mann zur Reise zu bringen. Inzwischen hoffe ich auch Mittel und Wege zu finden, mir über die wahre Natur von Peschiera's Absichten Gewißheit zu verschaffen. Seine Schwester hat den Wunsch geäußert, mich kennen zu lernen – ich will ihr Gelegenheit dazu geben. Während mein letzten Aufenthaltes im Auslande habe ich Einiges über sie erfahren, was mich vermuthen läßt, daß sie sich nicht ganz zu des Grafen Werkzeug hergeben wird, wenn es sich um Anschläge von offenbarer Schlechtigkeit handelt, sowie daß sie edlere Eigenschaften besitzt, als ich ihr früher zugetraut, und es wohl möglich wäre, sie dem Einflusse ihres Bruders zu entziehen. Wir befinden uns im Kriegszustande – lassen Sie uns den Kampf in das feindliche Lager tragen. Sie versprechen mir also, jeder vertraulichen Mittheilung gegen Mr. Leslie sich zu enthalten?«

»Für den Augenblick, ja,« erwiderte Riccabocca zögernd.

»Sagen Sie ihm nicht einmal, daß Sie mich gesehen haben, außer, wenn er Ihnen zuvor mittheilte, daß ich in England sei und Ihren Aufenthaltsort kennen zu lernen wünsche. Ich will Ihm hier alle Gelegenheit geben. St! Keine Einwendung; Sie kennen Ihr eigenes Sprüchwort –

›Bocca chiusa, et occhio aperto  
Non fece mai nissun deserto.

›Der geschlossene Mund und das offene Auge‹ u. s. w.«

›Das ist sehr wahr,‹ versetzte der Doctor betroffen –  
›sehr wahr. Ja –

›In Bocca chiusa non c'entrano mosche.‹

›Man verschluckt keine Fliege, wenn man den Mund geschlossen hält. *Corpo di Bacco!* das ist in der That sehr wahr.«

Harley nahm den Italiener bei Seite.

›Sie sehen, wenn auch unsere Hoffnung, das verlorene Paket zu entdecken, oder unser Glaube an die Beschaffenheit seines Inhalts sich als zu sanguinisch herausstellen sollte, so wäre es doch möglich, daß Peschiera in einigen Monaten alle weiteren Anschläge auf Ihre Tochter ausgibt – möglich, daß Ihnen ein Sohn geboren wird, und Violante dann nicht länger in Gefahr schwebt, weil sie aufhören würde, eine Erbin zu sein. Es könnte in der That nicht schaden, Peschiera von dieser Möglichkeit in Kenntniß zusetzen, denn er würde sich vielleicht dadurch bewogen fühlen, die Ausführung seiner Pläne zu verschieben, und unterdessen spüren wir das Dokument auf, welches dieselben für immer zu nichte macht.«

›Nein, nein! Um des Himmels willen nein!‹ rief Riccobocca mit aschfahlem Gesicht. Mein Wort davon gegen ihn. Ich will ihm kein Verbrechen zur Last legen, dessen er sich vielleicht nicht schuldig gemacht, allein in Italien trachtete er mir nach dem Leben, als ich der Verfolgung

seiner Söldlinge entkam. Er stand, von seiner Habsucht geleitet nicht an, seinen Verwandten zu verrathen, und Hunderte, wenn sie widerstanden, dem Schwerte, wenn sie sich ergaben, dem Gefängniß zu überliefern. Erführe er, daß meine Gattin mir vielleicht einen Sohn schenken wird – wer weiß, ob seine Anschläge sich nicht in noch schwärzere und ungeheuerliche verwandeln würden, als diejenigen, mit welchen er jetzt sich brüstet, obwohl diese abscheulich und niederträchtig genug sind. Würde das Leben meiner Gattin sicher sein? Er dürfte es nicht schwerer finden, Gift in mein Haus zu bringen, als mir die Tochter vom Herde weg zu stehlen. Verachten Sie mich deßhalb nicht, aber wenn ich an Weib und Kind und an diesen Menschen denke, so vergehen mir die Sinne, und die Furcht überwältigt mich!«

»Nicht doch, Ihre Besorgniß ist gewiß übertrieben. Wir leben ja nicht in dem Zeitalter der Borgia's. Sollte jedoch Peschiera es wagen, zum Morde zu greifen, so würden Sie wohl eher für Ihre eigene Person zu fürchten haben.«

»Für meine eigene Person! Für mich! rief der Verbannte, seine stattliche Gestalt zu voller Höhe aufrichtend. »Ist es nicht schon Erniedrigung genug für einen Mann, der den Namen solcher Ahnen getragen hat, für Diejenigen fürchten zu müssen, welche er liebt? Furcht für mich selbst! Und muß ich von Ihnen mich einen Feigling nennen lassen?«

Er faßte sich wieder, als er Harley's reumüthigen und bewundernden Händedruck fühlte.

»Sehen Sie,« sagte er, mit wehmüthigem Lächeln sich gegen die Gräfin wendend, »wir eine einzige Stunde, in Ihrer Gesellschaft zugebracht, die Gewohnheit vieler Jahre vernichtet. Doctor Riccabocca spricht von seinen Ahnen!«

## SECHSTES KAPITEL.

Violante und Jemima waren Beide, wie der Leser sich wohl denken mag, ungemein überrascht, als sie bei ihrer Rückkehr vernahmen, was über Erstere während ihrer Abwesenheit beschlossen worden war. Die Gräfin bestand darauf, Violante sogleich mit sich zu nehmen, und Riccabocca sagte kurz: »Gewiß, je eher, je besser.«

Violante war in hohem Grade bestürzt und verwirrt; Jemima beeilte sich, die nöthigsten Kleidungsstücke in ein kleines Bündel zusammen zu packen, wobei sie manch heimlichen Seufzer über die Mangelhaftigkeit der dürftigen Garderobe nicht unterdrücken konnte. Indessen ließ sie eine Börse zwischen die Kleidungsstücke gleiten, welche die Ersparnisse von Monaten, vielleicht von Jahren enthielt, nebst einigen herzlichen Zeilen, in denen sie Violante bat, die Gräfin zu ersuchen, ihr alles dasjenige anzuschaffen, was sie nöthig haben würde, um ihres Vaters würdig zu erscheinen.

Es liegt immer etwas Hastiges und Unbehagliches in der plötzlichen und unerwarteten Abreise irgend eines der Angehörigen eines ruhigen Hauswesens. Die kleine Gesellschaft zertheilte sich in noch kleinere Gruppen. Violante hing an ihres Vaters Halse und hörte halb im

Traume auf seine etwas unklaren Auseinandersetzungen. Die Gräfin näherte sich Leonard und ertheile ihm nach der gewöhnlichen Weise vornehmer Leute, jungen Autoren gegenüber, hohe Lobsprüche über seine Werke, welche sie zwar nicht selbst gelesen hatte, die ihr jedoch durch ihren Sohn als so bedeutend gerühmt worden waren. Sie hätte sehr gerne gewußt, wo Harley Mr. Oran, den er seinen Freund nannte, zuerst kennen gelernt, allein sie war viel zu fein gebildet, um diese Frage an ihn zu stellen, oder überhaupt eine Verwunderung darüber auszudrücken, daß Rang und Genius Freundschaft mit einander geschlossen. Sie nahm es als von sich selbst verstehend an, daß die Bekanntschaft im Auslande angeknüpft worden war. Harley unterhielt sich mit Helene.

»Sie sind wohl nicht unzufrieden darüber, daß Violante zu uns kommt? Sie wird eine sehr passende Gefährtin für Sie sein, und ist überdies ganz von Ihrem Alter.«

*Helene* (freimüthig). – »Es fällt mir schwer, mich nicht für jünger zu halten, als sie.«

*Harley*. – »Warum, meine liebe Helene?«

*Helene*. – »Sie ist eine so glänzende Erscheinung. Sie spricht so schön. Und ich –«

»*Harley*. – »Ihnen fehlt nur die Gewohnheit des Sprechens, um Ihren schönen Gedanken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.«

Helene blickte dankbar zu ihm auf und schüttelte den Kopf. Sie that dies häufig, besonders, wenn sie gelobt wurde.

Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen – das letzte Lebewohl gesprochen. Violante befand sich im Wagen an Lady Lansmere's Seite. Langsam entfernte sich die stattliche Equipage mit ihren vier Pferden und den blanken Postillonnen, welche heraldische Abzeichen auf ihren Schultern trugen, eine Mode, die jetzt selten mehr in der Nähe der Hauptstadt gesehen wird und auch in den entlegeneren Grafschaften mehr und mehr zu verschwinden beginnt. – Riccabocca, Jemima und Jackeymo sahen vom Gartenthore aus dem Wagen nach.

»Sie ist fort,« sagte Jackeymo und wischte sich die Augen mit seinem Rockärmel; »aber damit fällt auch eine Last von unserer Seele.«

»Und eine andere dafür auf das Herz,« murmelte Riccabocca.

»Weine nicht, Jemima; es könnte dir und dem *Zukünftigen* schaden. Es ist erstaunlich, welche Einwirkung die Stimmung der Mutter auf's das Ungeborene haben kann, und ich wünschte nicht, daß mein Sohn mit einer mehr als gewöhnlichen Neigung zu Thränen behaftet wäre.«

Der arme Philosoph bemühte sich zu lächeln, allein es war ein mißlungener Versuch.

Langsam ging er in das Haus zurück und schloß sich mit seinen Büchern ein. Aber er vermochte nicht zu lesen. Sein ganzes Wesen war aus dem Gleichgewicht gebracht. Und obgleich er, wie alle Eltern zu thun pflegen, sich eifrig bemüht hatte, eine geliebte Tochter für Lebenszeit los

zu werden, so schien ihm doch jetzt, da sie nur für kurze Zeit ihn verlassen, eine Saite zerrissen zu sein in der Musik der Heimath.

### SIEBENTES KAPITEL.

Am Abend desselben Tages war Egerton, der eine große Gesellschaft zu Tische bei sich erwartete, eben damit beschäftigt, seinen Anzug zu wechseln, als Harley in sein Zimmer trat.

Egerton entließ seinen Kammerdiener durch ein Zeichen und fuhr in seiner Toilette fort.

»Entschuldige mich, mein lieber Harley, wenn ich dir nur zehn Minuten widmen kann. Ich erwarte einen der königlichen Prinzen, und Pünktlichkeit gehört eben sowohl zu den strengen Tugenden des Geschäftsmannes, wie zu den huldvollen Höflichkeiten der Fürsten.«

Harley beantwortete die Aphorismen seines Freundes gewöhnlich mit einem Scherze; nicht so dieses Mal. Er legte seine Hand theilnehmend auf Egerton's Schulter – »Ehe wir von Geschäften reden, sage mir, wie es dir geht – besser?«

»Besser! – Nun, ich befinde mich immer wohl. Pah! Ich sehe vielleicht etwas ermüdet aus – Jahre voll Arbeit und Anstrengung lassen wohl ihre Spuren auf dem Gesichte zurück. Doch das kümmert mich jetzt wenig – die Zeiten sind für mich vorüber, wo man Werth darauf legt, wie man sich im Spiegel ausnimmt.«

Egerton hatte, während er so sprach, seinen Anzug vollendet und stand nun am Kamine, so aufrecht und

würdevoll, wie je, noch immer viel schöner, als mancher weit jüngere Mann, und seine Gestalt schien Kraft genug zu besitzen, um noch viele Jahre hindurch die traurige und doch ruhmvolle Bürde der Macht zu tragen.

»Nun zu deiner Angelegenheit, Harley!«

»Für's Erste möchte ich dich bitten, mich bei der nächsten Gelegenheit Madame di Negra vorzustellen. Du sagtest mir, sie wünsche mich kennen zu lernen.«

»Sprichst du im Ernste?«

»Ja.«

»Nun wohl, es ist heute ihr Empfangstag. Ich hatte nicht die Absicht, hinzugehen, doch wenn meine Gäste aufbrechen –«

»Dann könntest du mich abholen. Thue das! – Ferner – du warst mit Lady Jane Horton sogar besser bekannt als ich, wenigstens im letzten Jahre ihres Lebens.«

Harley seufzte, und Egerton wandte sich ab und machte sich mit dem Feuer zu thun.

»Bitte, sage mir, ob du in ihrem Hause niemals eine Mrs. Bertram gesehen hast oder von ihr reden hörtest?«

»Von wem?« versetzte Egerton mit hohler Stimme, das Gesicht noch immer dem Feuer zugewendet.

»Von einer Mrs. Bertram. Aber, o Himmel, mein theurer Freund, was ist dir? Bist du krank?«

»Ein Herzkrampf – weiter nichts – klinge nicht – es wird gleich vorübergehen. Fahre fort. Mrs. – warum fragst du?«

»Ich habe jetzt kaum Zeit, es dir auseinander zu setzen; allein, wie ich dir schon sagte, bin ich entschlossen,

meinem italienischen Freunde wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, sofern der Himmel mir seinen Beistand leiht, den er ja den Redlichen nie versagt, wenn ihre Anstrengungen aufrichtig sind. Und diese Mrs. Bertram ist in die Angelegenheit meines Freundes verflochten.«

»In seine Angelegenheit? Wie ist das möglich?«

Harley erklärte die Sache rasch und bündig. Audley hörte ihm aufmerksam zu, die Augen fest auf den Boden gerichtet und scheinbar noch immer schwer und mühsam athmend. Endlich antwortete er:

»Ich erinnere mich einigermaßen dieser Mrs. Bertram. Allein deine Nachforschungen werden vergeblich sein. Ich glaube gehört zu haben, daß sie schon lange todt ist. Ja, ich bin dessen gewiß.«

»Todt! Das trifft sich sehr unglücklich. Aber kennst du nicht vielleicht ihre Familie, oder ihre Freunde? Weißt du keinen Rath, wie diesem Paket auf die Spur zu kommen wäre, für den Fall, daß es in ihre Hände gelangte?«

»Nein.«

»Und Lady Jane hatte meines Wissens kaum eine andere Freundin, als meine Mutter, und diese weiß durchaus nichts von dieser Mrs. Bertram. Wie ungeschickt! Ich glaube, ich werde einen Aufruf in den Zeitungen ergehen lassen. Doch nein. Ich könnte diese Mrs. Bertram, um sie von Andern gleichen Namens zu unterscheiden, nur dadurch näher bezeichnen, daß ich angäbe, mit wem sie in's Ausland ging, und dies würde Peschiera's Aufmerksamkeit erregen und ihn veranlassen, uns entgegen zu arbeiten.«

»Und was könnte es nützen?« sagte Egerton. »Diejenige, welche du suchst, ist nicht mehr – ist todt!« Er hielt inne, und fuhr dann rascher fort. »Das Paket gelangte erst mehrere Jahre nach ihrem Tode nach England – wurde ohne Zweifel der Post zurückgegeben – und ist längst vernichtet.«

Harley sah sehr enttäuscht und niedergeschlagen aus, während Egerton in einem eigenthümlichen, fast mechanischen Tone fort fuhr, gleichsam als denke er nicht an das, was er sagte: er sprach in der trockenen praktischen Weise, (die ihm eigen war, und durch welche der Weltmann die Hoffnungen des Enthusiasten so schnell zerstört. Bei dem Tone des ersten, lauten Schlages an die Hausthüre fuhr er zusammen und sagte:

»Horch! Du mußt mich nun entschuldigen.«

»Ich gehe, mein theurer Audley. Aber vorher möchte ich noch einmal fragen – fühlst du dich jetzt besser?«

»Viel, viel besser – ganz wohl. Ich werde dir anrufen – wahrscheinlich zwischen eilf und zwölf Uhr.«

#### ACHTES KAPITEL.

Wenn irgend Jemand noch größeres Erstaunen, als die schöne Wirthin selbst, darüber empfand, Lord L'Estrange an jenem Abend im Hause Madame di Negra's zu sehen, so war es Randal Leslie. Ein gewisser Instinkt sagte ihm, daß seinen Plänen in Bezug auf Riccabocca und Violante, welcher Art sie auch sein mochten, durch diesen Besuch Gefahr drohe. Aber Randal Leslie gehörte nicht zu Denjenigen, die vor einem geistigen Wettkampfe

zurückschrecken. Im Gegentheil vertraute er seiner Geschicklichkeit in jeder Art von Intriguen viel zu sehr, um nicht Vergnügen daran zu finden, dieselbe auszuüben. Er konnte nicht glauben, daß der indolente Harley mit seiner eigenen rastlosen Thätigkeit und unermüdlichen Beharrlichkeit sich sollte messen können. Indessen begann schon nach wenigen Augenblicken eine leise Furcht in ihm aufzusteigen. Kein Mann seiner Zeit vermochte einen so glänzenden Eindruck hervorzubringen, als Lord L'Estrange, wenn er sich herabließ, diesen Eindruck hervorbringen zu wollen. Ohne auf jene körperliche Schönheit viel Anspruch zu machen, durch welche wir im ersten Augenblick geblendet werden, besaß er noch immer den ganzen Reiz der Erscheinung, und die volle Anmuth des Wesens, durch welche er als Knabe schon der verwöhnte Liebling der Gesellschaft geworden war. Madame di Negra hatte nur einen kleinen Kreis um sich versammelt, doch bestand er aus der *élite* der großen Welt. Man vermißte in ihm zwar jene übertrieben förmlichen und zurückhaltenden *dames du chateau*, welche von den leichtfertigeren und zwangloseren Beherrscherinnen des Tons als *prudes* lächerlich gemacht werden; allein nichts desto weniger waren Damen von ebenso makellosem Ruf, als hohem Range anwesend; vielleicht auch tändelnde Coquetten – doch weiter nichts; kurz, ›bezaubernde Geschöpfe‹ – die fröhlichen Schmetterlinge, die über das steife Blumenbeet hinflattern. Ferner sah man Gesandte und Minister, Witzlinge, glänzende Parlamentsredner und sehr vornehme Dandies (Dandies ersten Ranges sind

meistens sehr angenehme Männer). Inmitten all' dieser verschiedenen Personen bewegte sich Harley, obwohl der Londoner Welt so lange entfremdet, mit der Leichtigkeit eines Alcibiades. Viele von den weniger jugendlichen Damen erinnerten sich seiner und beeilten sich, die frühere Bekanntschaft durch Zunicken, Winken und holdseliges Lächeln zu erneuern. Er hatte ein gewandtes Compliment für Jede, und in der That mochte es wenige unter den Anwesenden – Herrn und Damen – geben, für welche Harley L'Estrange nicht irgend eine eigenthümliche Anziehung besaß: – einen hervorragenden Ruf als Soldat und Freund der Wissenschaft für die Ernstern, Witz und Scherzreden für die Heiteren, den Reiz der Neuheit für die Blasirten, und was die gemeineren Naturen betraf – war er nicht Lord L'Estrange, der unvermählte Erbe eines alten Grafentitels, jetzt schon im Besitze der reichsten Mittel und in Zukunft der Eigenthümer einer Jahresrente von einigen fünfzigtausend Pfunden?

Erst nachdem es ihm gelungen war, diesen allgemeinen Eindruck hervorzubringen – wozu er sich in Wahrheit alle Mühe gab – schickte Harley sich an, seine Aufmerksamkeit ernstlich und ausschließlich seiner Wirthin zuzuwenden. Er ließ sich an ihrer Seite nieder, und wie aus Rücksicht gegen Beide zogen sich nach und nach die weniger eifrigen Bewunderer zurück.

Frank Hazeldean war der letzte, der seinen Platz hinter dem Stuhle Madame di Negra's verließ; doch, als er fand, daß die Beiden in italienischer Sprache sich unterhielten, und er kein Wort davon verstehen konnte –

wobei der arme Junge recht lächerlich und ungeschickt auszusehen sich einbildete und seine Eton-Erziehung verwünschte, die über den todtten Sprachen, von denen er wenig genug gelernt, die lebenden versäumt hatte, von denen er gar nichts verstand – da zog auch er sich zurück und trat auf Randal zu mit den Worten:

»Sage mir doch, wie alt Lord L'Estrange ungefähr sein mag? Er muß eine gehörige Anzahl Jahre zählen, trotz seines jugendlichen Aussehens. Er kämpfte ja bei Waterloo mit.«

»Er ist jung genug, um ein gefährlicher Nebenbuhler zu sein,« versetzte Randal mit listiger Aufrichtigkeit.

Frank erbleichte und begann schreckliche, blutdürstige Dinge zu denken, wobei die Mensur und Lords Cricket Ground die Ausgangspunkte bildeten

Und gewiß war allem Anschein nach Grund für die Eifersucht eines Liebhabers vorhanden, denn die Beiden unterhielten sich jetzt in leisem Tone, und Beatrice war sichtlich aufgeregt, während Hurley sehr ernsthaft sprach – Randal selbst fühlte sich mehr und mehr verwirrt. Sollte Lord L'Estrange wirklich in die Marchesa verliebt sein? In diesem Fall müßte jede Hoffnung, Frank mit ihr verheirathet zu sehen, aufgegeben werden. Oder spielte er bloß eine Rolle in Riccabocca's Interesse und nahm die Maske des Liebhabers vor, um Einfluß auf sie zu gewinnen, ihren Ehrgeiz zu benützen und in ihr eine Verbündete gegen ihren Bruder zu gewinnen? War eine solche Schlaueit mit der Ansicht vereinbar, die Randal von dem

Charakter Harley's sich gebildet hatte? Stand es im Einklang mit dem ritterlichen, soldatischen Ehrgefühl, das der sonst so offene Edelmann an den Tag legte, einer Dame aus bloßer Kriegslist den Hof zu machen? Konnte Freundschaft für Riccabocca allein wohl ein genügender Beweggrund sein für einen Mann, der bei all' seinen Schwächen und Irrthümern doch den Stempel einer Seele ohne Falsch auf der Stirne trug, selbst auch um eines guten Zweckes willen zu so niedrigen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen? Bei dieser Frage stieg plötzlich ein neuer Gedanke in Randal auf – sollte vielleicht Lord L'Estrange selbst darauf spekuliren, Violante zu gewinnen? – würde eine solche Absicht nicht den Eifer erklären, mit welchem er ihre Erbschaftsangelegenheit am Wiener Hofe betrieben und über den sich Peschiera und Beatrice so sehr beklagt hatten? Die Bedenken, welche die österreichische Regierung gegen Violanten's Verheirathung mit einem unbekanntem Engländer vielleicht erheben könnten, würden, einem Manne wie Lord L'Estrange gegenüber, wohl gänzlich wegfallen, da seine Familie nicht nur der höchsten Aristokratie von England angehörte, sondern auch stets denjenigen politischen Grundsätzen gehuldigt hatte, welche bei den leitenden Kabinetten Europa's maßgebend waren. Harley selbst hatte zwar niemals thätigen Antheil an der Politik genommen, allein seine Ansichten waren ohne Zweifel diejenigen eines aristokratischen Soldaten, der als Verbündeter Oesterreichs für die Wiedereinsetzung der Bourbonen den

Degen geführt hatte. Jener ungeheuere Reichthum, welcher Violanten möglicher Weise entgehen würde, wenn sie einen Mann von Randal's Stellung heirathete, dürfte daher durch eine Verbindung mit dem Erben der Lansmere nur um so gesicherter erscheinen. Konnte Harley, bei all' seinen eigenen Aussichten gleichgültig sein gegen einen solchen Preis? Und überdies hatte ihm ohne Zweifel sein Briefwechsel mit Riccabocca Violanten's seltene Schönheit verrathen.

Von solchen Erwägungen geleitet, mußte es Randal bei der ihm eigenen Ansicht von der menschlichen Natur begreiflich finden, daß selbst Harley's zartere Grundsätze hinsichtlich der den Frauen schuldigen Achtung einer solchen Versuchung nicht zu widerstehen vermochten. Bloße Freundschaft würde nicht mächtig genug gewesen sein, dieselben wankend zu machen, wohl aber der Ehrgeiz.

Während Randal sich in solcher Weise seinen Gedanken überließ, Frank aber von den Qualen der Eifersucht gepeinigt wurde, und manche flüsternde Bemerkung über die anscheinend so vertraulich sich gestaltende Unterredung zwischen der schönen Wirthin und ihrem ausgezeichneten Gaste die Ohren des brütenden Ränkeschmieds und des eifersüchtigen Liebhabers erreichte, hatte das Gespräch jener Beiden, die den Mittelpunkt der Beobachtung und Unterhaltung bildeten, eine andere Wendung genommen. Beatrice war es, welche sich bemühte, den Gegenstand derselben zu wechseln.

»Es ist lange her, Mylord,« sagte sie, noch immer in italienischer Sprache, »seitdem ich solche Gesinnungen aussprechen hörte, wie ich sie soeben von Ihnen vernommen, und wenn ich mich derselben nicht ganz unwürdig fühle, so verdanke ich es dem Vergnügen, das es mir gewährte, Empfindungen hier dargestellt zu lesen, die der Sprache der Welt, in der ich mich bewege, eben so fremd sind.«

Sie nahm, während dieser Worte ein Buch von dem Tisch auf.

»Haben Sie dieses Werk schon gelesen?«

Harley blickte auf das Titelblatt.

»Allerdings,« erwiderte er, »auch kenne ich den Verfasser.«

»Ich beneide Sie um diese Ehre. Wie glücklich würde es mich machen, Denjenigen kennen zu lernen, der mir Tiefen in meinem Innern enthüllt hat, die mir selbst unbekannt geblieben waren.«

»Reizende Marchesa, wenn solches diesem Buche gelungen ist, dann, glauben Sie mir, habe ich Ihnen kein falsches Kompliment und mir keinen zu hohen Begriff von dem Werthe Ihres Wesens gemacht, denn der ganze Zauber dieses Wertes liegt in der einfachen Ansprache an die guten und edelmüthigen Regungen des Herzens, und es kann Diejenigen nicht entzücken, welche solcher Regungen nicht fähig sind.«

»Nein, darin müssen Sie doch irren. Wenn Sie Recht hätten, warum wäre alsdann das Buch so populär?«

»Weil gute und edle Regungen dem menschlichen Herzen weit mehr eigen sind, als wir wissen und annehmen, bevor wir sie erprobt haben.«

»Verlangen Sie nicht, daß ich dies glauben soll. Ich habe die Welt so schlecht gefunden.«

»Gestatten Sie mir eine unhöfliche Frage, aber was wissen Sie von der Welt?«

Beatrice sah zuerst erstaunt zu Harley auf und blickte dann mit bedeutsamer Ironie im Zimmer umher.

»Ganz, wie ich mir dachte. Sie nennen dieses kleine Zimmer ›die Welt‹. Nun, lassen wir es dafür gelten, mir aber erlauben Sie folgende Behauptung: Wenn die hier Anwesenden sich plötzlich in das Auditorium eines Theaters verwandeln würden und Sie eben so vollendet in der Schauspielkunst wären, als Sie es in allen andern Künsten sind, welche Geist und Herz erfreuen –«

»Nun?«

»Wollten jedoch eine Rede gemeinen und unmoralischen Inhalts vortragen, so würden Sie sicher ausgezischt werden. Dagegen lassen Sie jede andere Frau, die nur die Hälfte Ihrer Vorzüge besitzt, sich erheben und süße weibliche Gefühle oder ehrenhafte und erhabene Empfindungen aussprechen, so werden Beifallsbezeugungen von jeder Lippe ertönen und Thränen in den Augen manches Weltkindes erglänzen. Der wahre Beweis von dem unserer gemeinsamen Natur innewohnenden Adel zeigt sich in der Sympathie, die sich für das wahrhaft Edle immer kundgibt, wo große Massen sich versammeln. Halten Sie niemals die Welt für schlecht; wäre sie es wirklich, so

würde keine gesellschaftliche Verbindung auch nur einen Tag lang Bestand haben können. Doch – Sie wünschen den Verfasser dieses Buchs kennen zu lernen? Ich werde ihn bei Ihnen einführen.«

»Thun Sie das.«

»Und nun,« sagte Harley mit seinem offenen, gewinnenden Lächeln, indem er sich erhob – »glauben Sie, daß wir jemals Freunde werden können?«

»Sie haben mich so überrascht, daß ich kaum zu antworten vermag. Doch warum wünschen Sie, daß wir Freunde werden sollen?«

»Weil Sie eines Freundes bedürfen. Sie besitzen keinen.«

»Sonderbarer Schmeichler!« versetzte Beatrice mit einem Lächeln, in welchem sich mehr Wehmuth als Heiterkeit aussprach; dann blickte sie auf, und ihr Auge begegnete demjenigen Randal's.

»Pah!« sagte Harley, »Sie sind zu scharfsinnig, um glauben zu können, daß Sie dort Freundschaft einflößen. Meinen Sie, ich habe, während ich mit Ihnen sprach, die beobachtenden Blicke Mr. Randal Leslie's nicht bemerkt? Noch weiß ich nicht, welches Band möglicherweise zwischen Ihnen Beiden bestehen mag, ich werde es jedoch bald erfahren.«

»Wirklich? Sie sprechen wie Einer aus dem alten Rathe von Venedig. Sie wollen mich zwingen, Sie zu fürchten,« sagte Beatrice, indem sie sich bemühte, dem ernsteren Eindruck, den Harley auf sie gemacht, durch eine erkünstelte Coquetterie und Leichtfertigkeit sich zu entziehen.

»Und ich,« entgegnete L'Estrange ruhig, »sage Ihnen jetzt schon, daß ich Sie nicht mehr fürchte.«

Er verbeugte sich und schritt durch die Menge, um Audley aufzusuchen, der in einer Ecke saß und sich flüsternd mit einigen politischen Freunden unterhielt. Doch noch ehe Harley den Minister erreichte, traf er auf Randal und den jungen Hazeldean. Er verbeugte sich gegen den Ersteren und bot Letzterem die Hand. Randal fühlte den Unterschied, und sein finsterer, bitterer Stolz ward tief verletzt – ein Gefühl des Hasses gegen Harley erfüllte sein Gemüth. Mit Befriedigung bemerkte er, wie kalt und zögernd Frank die dargebotene Hand nur eben berührte. Doch nicht nur Randal's genaue Beobachtung Beatricen's war von dem scharfsichtigen Harley wahrgenommen worden. Er hatte auch die zornigen Blicke Frank's gesehen und die Ursache derselben errathen. So entlockte ihm die geringschätzende Zurückhaltung des jungen Mannes nur ein nachsichtiges Lächeln.

»Es geht Ihnen wie mir, Mr. Hazeldean,« sagte er. »Sie meinen, bei jeder Höflichkeit, welche ihre Form von der Freundschaft borgt, müsse auch das Herz in etwas betheiligt sein –

›Die Hand des Douglas ist sein eigen.«

Harley nahm jetzt Randal bei Seite.

»Mr. Leslie, ein Wort mit Ihnen. Wenn ich den Aufenthaltsort Doctor Riccabocca's zu erfahren wünschte, um ihm einen großen Dienst leisten zu können, würden Sie mir das Geheimniß anvertrauen?«

»Das Weib hat den Verdacht gegen ihn ausgesprochen, daß ich den Zufluchtsort des Verbannten kenne,« dachte Randal, und mit seltener Geistesgegenwart erwiderte er sogleich:

»Mylord, dort steht ein Verwandter Doctor Riccabocca's. Mr. Hazeldean ist ohne Zweifel derjenige, an welchen Sie diese Frage richten müssen.«

»Nicht doch, Mr. Leslie, denn ich vermuthe, er würde dieselbe nicht beantworten können, während ich bei Ihnen das Gegentheil voraussetze. Nun, ich will Sie um etwas Anderes ersuchen, das Sie, wie mir däucht, ohne Zögern zusagen können. Sollten Sie Dr. Riccabocca sehen, so sagen Sie ihm, daß ich mich in England befinde, und überlassen Sie es ihm, ob er mit mir verkehren will oder nicht. Doch vielleicht haben Sie es bereits gethan?«

»Lord L'Estrange,« sagte Randal mit einer tiefen Verbeugung und absichtlicher Förmlichkeit, »entschuldigen Sie mich, wenn ich weder in Abrede ziehe, noch zugebe, in dieser Sache etwas zu wissen. Sollte ich jedoch im Besitze eines von Doctor Riccabocca mir anvertrauten Geheimnisses sein, so stünde es mir zu, dasselbe zu bewahren, so gut ich kann. Und was das Uebrige betrifft, so hat der schottische Graf, dessen Worte Eure Herrlichkeit soeben anführte, nachdem er sich geweigert, Marmion's Hand zu berühren, denselben schwerlich zurückgerufen, um ihm – einen Auftrag zu geben!«

Harley war auf einen solchen Ton bei Mr. Egerton's Schützling nicht vorbereitet, und seiner eigenen ritterlichen Natur lag es näher, an solchem Stolze, der wenigstens einen unabhängigen Geist zu bekunden schien, Gefallen zu finden, als sich von demselben verletzt zu fühlen. Dennoch war sein Mißtrauen gegen Randal zu tief gewurzelt, um so leicht erschüttert zu werden, und er erwiderte daher höflich, aber mit verstecktem Spott:

»Ich unterwerfe mich Ihrem Tadel, Mr. Leslie, obwohl ich die Beleidigung nicht beabsichtigte, welche Sie mir unterstellen. Ich bedanke mein unglückliches Citat um so mehr, als Ihre witzige Entgegnung Sie nöthigte, mit Marmion in eine Parallele zu treten, der zwar sehr gescheidt und tapfer, aber auch ungewöhnlich – tückisch war.«

Und nachdem Harley auf diese Weise den Sieg davongetragen, ging er weiter, um mit Egerton einige Augenblicke darauf das Zimmer zu verlassen.

»Was hat L'Estrange mit dir gesprochen?« fragte Frank.  
»Gewiß etwas auf Beatrice Bezügliches?«

»Nein, er citirte Poesie.«

»Aber was machte dich denn so ärgerlich aussehen, mein lieber Freund? Wohl nur dein treues Mitgefühl für mich. Wie du sagst, er ist ein sehr gefährlicher Nebenbuhler. Aber das können nicht seine eigenen Haare sein. Glaubst du, daß er ein Toupet trägt? Sicherlich lobte er Beatrice. Er ist augenscheinlich sehr entzückt von ihr. Doch halte ich sie nicht für die Frau, die sich durch Rang und Vermögen *allein* bestechen läßt. Meinst du nicht auch? Warum sprichst du denn nicht?«

»Ich meine, daß wenn Du nicht bald ihre Einwilligung erlangst, sie für dich verloren ist,« sagte Randal langsam und verließ, noch ehe Frank sich von seinem Schrecken erholt hatte, in aller Stille das Haus.

## NEUNTES KAPITEL.

Der erste Abend im Hause des Grafen Lansmere verfloß für Violante glücklicher, als es einst bei Helene der Fall gewesen war. Zwar vermißte sie ihren Vater sehr – auch Jemima einigermaßen: aber in ihren Augen waren die Angelegenheiten des Ersteren so innig mit Harley verknüpft, daß ihr ein unbestimmtes Gefühl die Ueberzeugung einflößte, ihr Besuch bei Harley's Eltern habe den Zweck, jene Angelegenheiten zu fördern.

Auch ist nicht zu leugnen, daß die Gräfin ihr weit mehr Herzlichkeit bewies, als sie jemals der Waise des Kapitän Digby gegenüber an den Tag gelegt hatte. Vielleicht aber bestand der wirkliche Unterschied in den Herzen der beiden Mädchen darin, daß Helene mit ehrfurchtsvoller Scheu zu Lady Lansmere aufblickte, während Violante für die Mutter Lord Estrange's nur Liebe fühlte. Violante gehörte ferner zu jenen Wesen, mit welchen eine so zurückhaltende und förmliche Frau, wie die Gräfin – um uns des üblichen Ausdrucks zu bedienen – ›weiter kommen‹ konnte. Nicht so Helene – das arme, kleine, schüchterne Ding, dem kaum mehr, als einige sanfte, einsilbige Worte zu entlocken waren. Den Lieblingsgegenstand von Lady Lansmere's Gesprächen bildete immer

Harley. Helene hatte denselben mit Achtung und Theilnahme zugehört. Violante lauschte ihnen mit rastlos forschendem Eifer – mit erröthendem Entzücken. Das Mutterherz bemerkte diesen Unterschied zwischen den beiden Mädchen, und es war nicht zu verwundern, daß es sich mehr zu Violante, als zu Helene hingezogen fühlte. Was Lord Landsmere betraf, so pflegte er, wie die meisten Herren seines Alters, alle jungen Damen gemeinhin als eine harmlose, liebenswürdige, aber ungemein einfältige Gattung des Genus Unterrock zu betrachten, die nichts Anderes zu thun habe, als hübsch auszusehen, Klavier zu spielen und sich von Kleidern und Liebhabern zu unterhalten. Daher erregte dieses lebhaftes, blendende Geschöpf mit dem steten Wechsel in dem Ausdruck ihrer Züge und in dem Spiele ihres Geistes sein Erstaunen, fesselte seine Aufmerksamkeit und erwärmte ihn bis zur Galanterie.

Helene saß in ihrer stillen Ecke, über ihre Arbeit gebeugt, und bald mit einer fast traurigen, doch sicherlich neidlosen Bewunderung Violanten's beredter, aber stets unbewußter Kundgebung ihrer Gedanken und Empfindungen zuhörend – bald völlig in ihre eigenen geheimen Träumereien versunken. Und dabei nahm die Arbeit ihren steten Fortgang unter den zarten, geräuschlosen Fingern. Es war dies eine von Helenen's Gewohnheiten, welche Lady Lansmere's Nerven nicht ertragen konnten. Sie verachtete junge Damen, welche Freude an Handarbeiten hatten, denn sie verstand es nicht, wie oft ein zartes weibliches Gemüth nicht aus Armuth an Gedanken,

sondern eben um ihrer stillen Tiefe willen seine Zuflucht dazu nimmt. Violante war erstaunt und vielleicht unangenehm davon berührt, daß Harley noch vor Tische das Haus verlassen hatte und den ganzen Abend nicht zurückkehrte. Doch fand Lady Lansmere, indem sie seine Abwesenheit durch geschäftliche Abhaltungen entschuldigte, eine so gute Gelegenheit, von der Art und Weise ihres Sohnes im Allgemeinen zu reden – von den seltenen Erwartungen, zu welchen er als Knabe berechtigt hatte – von ihrem Schmerz über die Unthätigkeit seiner reiferen Jahre – von ihrer Hoffnung, er werde seinen natürlichen Anlagen doch noch Gerechtigkeit widerfahren lassen – daß Violante beinahe aufhörte, ihn zu vermissen.

Und als Lady Lansmere sie in ihr Zimmer geleitete, ihre Wangen zärtlich küßte und zu ihr sagte: »Sie sind ganz das Wesen, welches Harley entzücken muß – ganz dazu geeignet, ihn seinen melancholischen Träumen zu entreißen, die er vergebens unter seiner wilden Laune zu verbergen suchte –«

Da kreuzte Violante ihre Arme auf der Brust, und ihre glänzenden, tiefes Gefühl athmenden Augen schienen zu fragen: »Er melancholisch? – und weißhalb?«

Nachdem Lady Lansmere Violante verlassen, blieb sie einen Augenblick vor Helenen's Zimmer stehen und öffnete alsdann nach kurzem Besinnen leise die Thüre.

Helene hatte ihr Kammermädchen entlassen und kniete, als Lady Lansmere eintrat, zu den Füßen ihres Bettes, das Gesicht mit den Händen bedeckt.

Ihre Gestalt hatte so gesehen etwas so Jugendliches und Kindliches, die Haltung an sich war so heilig und rührend, daß der kalte und stolze Ausdruck in Lady Lansmere's Zügen verschwand. Sie beschattete unwillkürlich das Licht mit ihrer Hand und setzte sich schweigend nieder, um die Betende nicht zu stören. Als Helene sich erhob, war sie nicht wenig erschrocken, die Gräfin neben dem Feuer sitzen zu sehen, und fuhr hastig mit der Hand über die Augen. Sie hatte geweint.

Lady Lansmere wandte sich jedoch nicht um, und die Thränenspuren, welche, wie Helene fürchtete, nur allzu sichtbar waren, blieben von ihr unbemerkt. Die Gräfin war zu sehr in ihre eigenen Gedanken vertieft, und als Helene sich ihr schüchtern näherte, sagte sie – die Augen noch immer auf das hellbrennende Feuer gerichtet:

»Ich bitte um Entschuldigung wegen meines Eindringens, Miß Digby; allein mein Sohn hat es mir überlassen, Lord Lansmere auf den Antrag vorzubereiten, mit dessen Annahme Sie ihn beehrt haben. Ich fand bis jetzt noch keine Gelegenheit, mit meinem Gemahl darüber zu sprechen, und es mögen noch Tage vergehen, ehe sich eine solche darbietet; inzwischen bin ich überzeugt, Ihr eigenes Schicklichkeitsgefühl wird mit mir darüber einverstanden sein, daß man Lord L'Estrange's Vater die Rücksicht schuldig ist, Fremde nicht von einer so wichtigen Familienangelegenheit in Kenntniß zu sehen, bevor er selbst seine Zustimmung dazu gegeben hat.«

Hier hielt die Gräfin inne, und die arme Helene, die sich zu einer Antwort auf diese kalte Anrede verpflichtet fühlte, stammelte kaum vernehmbar –

»Gewiß, Frau Gräfin. Ich dachte nicht entfernt daran  
–«

»Das ist recht, meine Liebe,« unterbrach sie Lady Lansmere und erhob sich rasch, als fühle sie sich von einer schweren Last befreit. »Ich zweifelte nicht an Ihrer Ueberlegenheit über andere junge Mädchen Ihres Alters, welche von dergleichen Dingen keinen Augenblick zu schweigen vermögen. So werden Sie auch vorläufig gegen Freunde, mit denen Sie etwa brieflich verkehren, dessen keine Erwähnung thun, was zwischen Ihnen und Harley vorgefallen ist.«

»Ich stehe mit Niemand in Briefwechsel – ich habe keine Freunde, Lady Lansmere,« versetzte Helene, mit Mühe sich der Thränen erwehrend.

»Es freut mich, dies zu hören, meine Liebe; junge Damen sollten deren niemals haben. Freunde, besonders solche, welche correspondiren, sind die schlimmsten Feinde, die sie besitzen können. Gute Nacht, Miß Digby. Ich brauche Sie wohl, beiläufig gesagt, nicht daran zu erinnern, daß die junge Italienerin, obwohl wir derselben mit aller Freundlichkeit zu begegnen verpflichtet sind, doch in gar keiner Beziehung zu unserer Familie steht, und Sie daher Ihr gegenüber dieselbe Rücksicht zu beobachten haben, welche Sie gegen Ihre Correspondenten beobachten wurden, wenn Sie das Unglück hätten, solche zu besitzen.«

Lady Lansmere lächelte bei diesen letzten Worten und drückte einen kalten stiefmütterlichen Kuß auf Helenen's zu Boden geneigte Stirne. Dann verließ sie das Zimmer, und Helene nahm den Stuhl ein, den die stattliche, wenig liebevolle Dame so eben geräumt hatte, bedeckte wieder ihr Gesicht mit beiden Händen, und ließ von Neuem ihren Thränwe freien Lauf. Doch als sie sich endlich erhob und das Licht auf ihre Züge fiel, da sprach sich in dem sanften Antlitz zwar Wehmuth – die Wehmuth, mit welcher die Ergebung Geduld statt Hoffnung hinnimmt – aber zugleich auch die heitere Ruhe eines innerlich klar gewordenen Pflichtgefühls aus.

#### ZEHNTES KAPITEL.

Am darauffolgenden Morgen erschien Harley beim Frühstück. Er war bei sehr guter Laune und unterhielt sich ungezwungener mit Violante, als er bisher gethan. Es schien ihm Vergnügen zu gewähren, alles anzufechten, was sie sagte, und sie zum Streite herauszufordern. Violante war von Natur sehr ernst; aber ob ernst oder heiter, stets sprach sie mit dem Herzen auf der Lippe und der Seele im Auge. Sie verstand noch nicht die leichte Ader von Harley's Ironie und fühlte sich daher beleidigt und gereizt; in ihrem Aerger war sie jedoch so lieblich, er erhöhte ihre Schönheit und belebte ihre Worte so sehr, daß es kein Wunder war, wenn Harley sie mit Lust in solcher Weise quälte. Aber fast noch weniger, als diese Neckereien, gefiel ihr – obgleich sie selbst nicht sagen konnte, weißhalb – die Art der Vertraulichkeit, die Harley gegen

sie annahm – eine Vertraulichkeit, als habe er sie ihr Leben lang gekannt – als wäre er etwa ihr älterer Bruder, oder vielleicht auch ein unverheiratheter Onkel!

Gegen Helene dagegen, wenn er nicht bei Seite mit ihr sprach, war sein Benehmen achtungsvoller. Er nannte sie nicht bei ihrem Taufnamen, wie Violante, sondern Miß Digby, und milderte den Ton seiner Stimme und neigte den Kopf, wenn er mit ihr sprach. Auch fiel es ihm nicht ein, die wenigen, sehr kurzen Sätze, die er ihr zu entlocken wußte, in Scherz zu ziehen, vielmehr hörte er dieselben achtungsvoll an und schenkte ihnen stets Beifall. Nach dem Frühstück bat er Violante, Klavier zu spielen oder zu singen, und als diese offen gestand, wie wenig sie diese Künste gepflegt, überredete er Helene, sich an das Piano zu setzen und stellte sich an ihre Seite, um mit der bereitwilligen Hingebung eines bewundernden Kunstfreundes die Blätter ihres Notenheftes umzuwenden. Helene spielte immer gut, doch an diesem Tage weniger als sonst, denn ihre edelmüthige Natur fühlte sich beschämt. Es schien ihr, als sollte sie auf Kosten Violanten's glänzen. Diese dagegen liebte die Musik so leidenschaftlich, daß sie ihrer eigenen Unvollkommenheit in dieser Beziehung nicht gedachte. Dennoch seufzte sie, als Helene aufstand und Harley ihr für den ihm bereiteten Genuß dankte.

Der Tag war schon. Lady Landmere schlug einen Gang in den Garten vor. Während die jungen Mädchen hinausgingen, um ihre Shawls und Hüte zu holen, zündete sich Harley eine Cigarre an und trat durch die Fensterthüre

auf den Rasen hinaus. Lady Lansmere schloß sich ihm an, ehe die Mädchen zurückkehrten.

»Harley,« sagte sie ihm, ihren Arm in den seinigen legend, »welch' ein reizendes Geschöpf hast du bei uns eingeführt! Niemals sah ich ein so anziehendes und bezauberndes Wesen, wie diese liebenswürdige Violante. Die meisten Mädchen, welche zu reden verstehen und für sich selbst zu denken vermögen, sind pedantisch oder männlich, sie aber ist dabei immer so einfach, so mädchenhaft. Ach, Harley!«

»Warum dieser Seufzer, liebe Mutter?«

»Ich dachte, wie vortrefflich sie für dich gepaßt hätte – wie stolz ich auf eine solche Schwiegertochter gewesen wäre – und wie glücklich du dich in dem Besitze einer solchen Gattin gefühlt haben würdest!«

Harley machte eine rasche Bewegung. »Nicht doch!« sagte er gereizt, »sie ist ein bloßes Kind; du vergisst meine Jahre.«

»Nun,« erwiderte Lady Lansmere erstaunt, »Helene ist nicht älter, als Violante.«

»Den Jahren nach – allerdings. Aber Helenen's Charakter ist so gesetzt; – ja wie er jetzt ist, wird er immer bleiben; und Helene läßt sich durch Dankbarkeit, Achtung oder Mitleid bestimmen, die Trümmer meines Herzens anzunehmen, während diese glänzende Italienerin die Seele einer Julia besitzt und von ihrem Gatten die ganze Leidenschaft eines Romeo fordern würde. Nein, Mutter – stille davon! – Hast du vergessen, daß ich verlobt bin – und zwar aus eigener, freier Wahl? Die arme,

gute Helene! *A propos*, hast du mit meinem Vater gesprochen, wie du zu thun übergekommen?«

»Noch nicht; ich muß den rechten Augenblick abwarten. Du weißt, daß man es verstehen muß, Mylord zu behandeln.«

»Meine liebe Mutter, dieser weibliche Wahn, uns Männer behandeln zu müssen, verursacht euch Frauen unendlich viel Zeitverschwendung und uns manchen Kummer. Die Männer sind leicht zu behandeln, wenn man wahr gegen sie ist. Wir sind dazu erzogen, die Wahrheit zu achten, wie seltsam das euch auch erscheinen mag.«

In dem Lächeln, mit welchem Lady Lansmere diese Rede beantwortete, sprach sich überlegene Weisheit und die Erfahrung einer ausgezeichneten Gattin aus.

»Ueberlasse mir die Sache, Harley, und rechne auf die Einwilligung deines Vaters.«

Harley wußte, daß Lady Lansmere bei ihrem Gemahl alles durchzusetzen verstand; ebenso fühlte er, daß dem Grafen eine solche Verbindung jedenfalls nicht ganz erfreulich erscheinen werde, weßhalb zu befürchten stand, er könnte seine Unzufriedenheit durch sein Benehmen gegen Helene an den Tag legen. Harley erkannte es als seine Pflicht, ihr die Möglichkeit einer solchen Demüthigung zu ersparen. Er wünschte nicht, daß sie glauben sollte, in seiner Familie unwillkommen zu sein, daher sagte er:

»Ich verlasse mich auf deine Zusage und deine diplomatische Geschicklichkeit. Inzwischen aber, wenn du mich liebst – sei freundlich gegen meine Verlobte.«

»Bin ich es denn nicht?«

»Hm! Bist du eben so freundlich gegen sie, als wenn sie die reiche Erbin wäre, für welche du Violante hältst?«

»Ist es,« erwiderte die Gräfin, seiner Frage ausweichend – »ist es, weil die Eine eine reiche Erbin ist und die Andere nicht, daß du in deinem Benehmen gegen die Beiden einen so auffallenden Unterschied machst? Du behandelst Violante wie ein verzogenes Kind, und Miß Digby wie –«

»Die künftige Gemahlin Lord L'Estrange's und die Schwiegertochter der Lady Lansmere – ja.«

Die Gräfin unterdrückte einen ungeduldigen Ausruf, der ihr schon auf den Lippen schwebte, denn Harley's Stirne zeigte jenen ernsten Ausdruck, der selten und nur dann auf derselben zu lesen war, wenn er in einer jener Stimmungen sich befand, in welchen die Männer der Besänftigung bedürfen und keinen Widerstand ertragen können.

Nach einer Pause fuhr er fort – »Ich werde euch heute verlassen, indem ich mir in ›Clarendon-Hotel‹ einige Zimmer gemiethet habe. Ich beabsichtige, deinen so oft ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen und den sogenannten Vergnügungen meines Ranges und den Vorrechten des ledigen Standes mich hinzugeben. Ich will meinen Abschied vom Cölibat feiern und den Glanz meiner untergehenden Sonne noch einmal auf Hyde Park und May fair scheinen lassen.«

»Du bist mir ein vollkommenes Räthsel. Das Haus verlassen – eben jetzt, da deine Verlobte es bewohnt! Ist das ein natürliches Benehmen für einen Liebhaber?«

»Wie kann dein Auge so kurzsichtig und dein Herz so unverständlich sein?« erwiderte Harley halb lächelnd, halb zürnend. »Erräthst du nicht, daß ich wünsche, wir möchten Beide, Helene und ich, das Verhältniß von Vormund und Mündel, in welchem wir so lange zu einander gestanden, vergessen? – daß uns gerade die Vertraulichkeit unseres Verkehrs unter Einem Dache fast verbietet, uns als Liebende zu begegnen? – daß uns die Freude des Wiedersehens und der Schmerz des Abschieds dadurch benommen wird? Erinnerst du dich nicht jener Geschichte eines Franzosen, der zwanzig Jahre eine Dame liebte und es nie versäumte, seine Abende in ihrem Hause zuzubringen. Endlich wurde sie Wittwe. ›Ich wünsche Ihnen Glück, rief ihm sein Freund zu, ›jetzt können Sie die Dame heirathen, welche Sie so lange angebetet haben.« ›Ach,‹ entgegnete der arme Franzose in tiefer Niedergeschlagenheit, ›wenn ich es thue, wo soll ich alsdann meine Abende zubringen?««

Als Harley geendet, wurde eben Violante und Helene vertraulich Arm in Arm auf- und abwandelnd im Garten sichtbar.

»Ich verstehe den Sinn oder die Anwendung deiner witzigen, herzlosen Anekdote nicht,« sagte Lady Lansmere eigensinnig. »Mache dies jedoch mit Miß Digby ab. Allein das Haus verlassen, den Tag, nachdem die Tochter

deines Freundes als Gast in dasselbe eingezogen ist – was wird sie davon denken?«

Lord L'Estrange blickte seine Mutter fest an.

»Komm denn so viel darauf an, was sie von mir denkt's – von einem Manne, der mit einer Anderen verlobt und alt genug ist, um –«

»Ich wollte, du sprächest nicht immer von deinem Alter, Harley; ich werde dadurch mehr, als mir lieb ist, an das meinige erinnert, und zudem fand ich dich niemals besser und schöner aussehen.«

Mit diesen Worten zog sie ihn den jungen Damen entgegen und Helenen's Arm ergreifend, fragte sie dieselbe bei Seite, ob Sie wisse, daß Lord L'Estrange Zimmer im ›Clarendon-Hotel‹ gemiethet habe, und ob sie sich denken könne, weßhalb? Da die Gräfin während dieses Gespräches mit Helene weiter ging, so blieb Harley an Violanten's Seite zurück.

»Ich fürchte, Sie werden es hier sehr langweilig finden, mein armes Kind.«

»Langweilig! Aber warum nennen Sie mich immer Kind? Bin ich denn so gar – gar kindisch?«

»Gewiß sind Sie für mich – nur ein Kind. Habe ich Sie nicht als solches gesehen? Habe ich Sie nicht auf meinem Arme getragen?«

*Violante.* »Aber das war vor langer Zeit!«

*Harley.* – »Allerdings. Aber wenn die Jahre nicht stille standen, so sind sie auch für mich nicht stehen geblieben. Und deßhalb erlauben Sie mir, Sie noch immer Kind zu nennen und Sie als Kind zu behandeln.«

*Violante.* – »Nein, das werde ich nicht. Wissen Sie, daß ich mich bis zum heutigen Tag für sanftmüthig hielt?«

*Harley.* – »Und was belehrte Sie eines Andern? Haben Sie vielleicht Ihre Puppe zerbrochen?«

*Violante* (mit einem entrüsteten Blick ihrer dunkeln Augen). – »Da! Schon wieder! Es macht Ihnen das größte Vergnügen, mich zu reizen.«

*Harley.* – »Es war also richtig die Puppe. Weinen Sie nicht; ich werde Ihnen eine andere kaufen.«

*Violante* entzog ihm unwillig ihren Arm und schritt mit stummer Verachtung auf die Gräfin zu. *Harley's* Stirn zog sich finster zusammen; einen Augenblick stand er in Gedanken versunken, dann schloß er sich den Damen wieder an.

»Ich nehme Ihren Morgen auf ungebührliche Weise in Anspruch, allein ich erwarte einen Besuch, den ich hierher bestellte, noch ehe Sie aufgestanden waren. Er wird um zwölf Uhr erscheinen. Mit deiner Erlaubniß, liebe Mutter, werde ich morgen zu Tische kommen, und du hast wohl die Güte, auch ihn einzuladen.«

»Gewiß. Doch wer ist dieser Freund? Ich errathe – der junge Schriftsteller?«

»Leonard Fairfield!« rief *Violante*, welche ihren flüchtigen Unmuth überwunden hatte oder sich desselben schämte.

»Fairfield?« wiederholte *Lady Lansmere*. »Ich dachte, *Harley*, du hättest mir gesagt, sein Name sei *Oran*?«

»Er hat diesen Namen angenommen. Er ist der Sohn von *Mark Fairfield*, der eine *Avenel* heirathete. Fiel dir

keine Familienähnlichkeit auf? Nicht in seinen Augen, Mutter?» sagte Harley leise, beinahe flüsternd.

»Nein,« erwiderte die Gräfin mit unsicherer Stimme.

Als Harley bemerkte, daß Violante mit Helene über Leonard zu sprechen begonnen hatte, und daher keine von beiden auf seine Worte hörte, fuhr er in demselben gedämpften Tone fort:

»Und seine Mutter – Nora's Schwester – wollte mich nicht sehen! Das war der Grund, weshalb ich deinen Besuch bei ihr nicht wünschte. Sie hat dem jungen Mann nicht gesagt, *warum* sie mir aus dem Wege geht, und auch ich habe noch nicht mit ihm darüber gesprochen. Vielleicht werde ich es niemals thun!«

»In der That, mein theurer Harley,« entgegnete die Gräfin mit sehr weicher, sanfter Stimme, »wünsche ich zu sehr, du möchtest die Thorheit – nein, ich will lieber sagen den Kummer deiner Jünglingsjahre vergessen, um nicht zu hoffen, du werdest diese schmerzlichen Erinnerungen zu bekämpfen suchen, statt sie durch ein unnöthiges Vertrauen gegen irgend Jemand wieder aufzufrischen, am allerwenigsten gegen die Verwandten von –«

»Genug! Nenne sie nicht; der bloße Name schon schmerzt mich. Und was das Vertrauen betrifft, so gibt es nur zwei Personen in der Welt, vor denen ich die alte Wunde je aufdecke – du selbst und Egerton. Sprechen wir nicht mehr davon. Ha! ich höre die Glocke ziehen – das ist er.«

## EILFTES KAPITEL.

Leonard trat ein und schloß sich der Gesellschaft im Garten an. Die Gräfin war, vielleicht ihrem Sohne zu Gefallen, mehr als höflich, sie war auffallend gütig gegen ihn. Sie beobachtete ihn aufmerksamer, als bisher, und war bei ihren Vorurtheilen über Stand und Geburt nicht wenig verwundert, in dem Sohne des Zimmermanns Mark Fairfield einen vollkommenen Gentleman zu finden. Vielleicht besaß er nicht ganz den Ton und die Redeformen, welche ein ausschließliches Merkmal derjenigen sind, die in einer gewissen Klasse geboren und geschult wurden; allein die Aristokraten von Natur können solcher kleinlichen Vorzüge entbehren. Und Leonard hatte, in letzterer Zeit wenigstens, in der besten Gesellschaft gelebt, die es geben kann, um die Sprache zu verfeinern und die Sitten zu veredeln – in derjenigen Gesellschaft, in welcher die schönsten Ideen in die anmuthigste Form gekleidet erscheinen, und die, wenn auch nur mittelbar, den Höfen Gesetze vorschreibt – nämlich in der Gesellschaft der klassischen Schriftsteller aller Jahrhunderte, in welchen die Literatur aus der Civilisation ihre Blüthe entwickelte. Und wenn in der ausnehmenden Zartheit von Leonard's Stimme, Blick und Benehmen etwas lag, was, wie die Gräfin sich gestehen mußte, jene Vollendung der feinen Bildung erreichte, die unter dem Namen ›Anmuth‹ den Weg in die Herzen sich bahnt, so wurde ihr Interesse für ihn noch ferner durch eine gewisse unterdrückte Melancholie angeregt, welche selten ohne Würde ist und

stets ihren Zauber ausübt. Leonard und Helene wechselten nur wenige Worte. Einmal nur bot sich eine Gelegenheit dar, allein und ungestört sprechen zu können, und Helene selbst vermied es, dieselbe zu benützen. Bei Lady Lansmere's herzlicher Einladung erheiterten sich seine Züge, und indem er sie annahm, suchte sein Blick Helenen's Auge – allein es begegnete dem seinigen nicht.

»Und nun,« sagte Harley, indem er Nero pfiFF, den seine Mündel stillschweigend streichelte, »muß ich Leonard mit mir nehmen! Adieu. Auf Wiedersehen morgen bei Tische. Miß Violante, soll die Puppe blaue oder schwarze Augen haben?«

Violante erhob ihre eigenen dunkeln Augen in stummem Flehen zu Lady Lansmere und flüchtete sich an die Seite dieser Dame, gleichsam als wolle sie hier Schutz suchen gegen unwürdige Beschimpfung.

## ZWÖLFTES KAPITEL.

»Laß den Wagen nach ›Clarendon-Hotel‹ fahren,« sagte Harley zu seinem Bedienten; ich werde mit Mr. Oran zu Fuß in die Stadt gehen. Leonard, ich vermuthe, Sie würden eine Gelegenheit, Ihren alten Freunden, Doctor Riccabocca und seiner Tochter, einen Dienst zu erweisen, mit Freuden begrüßen.«

»Ihnen einen Dienst zu erweisen? O wie gerne!« Und augenblicklich kehrte Leonard die Erinnerung an Violante's Worte zurück, als er einst bei seinem Scheiden aus dem stillen Dorfe über die Trennung von Allen, die er

liebte, schmerzlich geseufzt, und das kleine, schwarzäugige Mädchen, stolz und doch tröstend zu ihm gesprochen hatte – »du wirst denen, die du liebst, einen Dienst dadurch erweisen.«

Mit leuchtendem, fragendem Blick wandte er sich gegen L'Estrange.

»Ich sagte unserem Freunde,« fuhr Harley fort, »daß ich für Ihre Ehre einstehe, wie für meine eigene, und nun bin ich im Begriff, zu beweisen, wie ernst es mir mit jenen Worten gewesen, indem ich Ihnen die Geheimnisse anvertraue, welche Ihr Scharfblick in der That bereits errathen hats – unser Freund ist nicht, was er scheint.«

Harley gab Leonard hierauf eine gedrängte Darstellung der Geschichte des Flüchtlings und theilte ihm mit, welchen Rang derselbe in seinem Vaterlande eingenommen, und auf welche Weise er, theils durch die trügerischen Vorspiegelungen eines Verwandten, der sein Vertrauen besaß, theils durch den Einfluß einer Gattin, die er liebte, sich hatte hinreißen lassen, Anschläge zu unterstützen, die, wie er glaubte, Italien durch die vereinten Anstrengungen seiner besten und tapfersten Söhne von dem Joche der Fremdherrschaft zu befreien.

»Ein edler Ehrgeiz,« unterbrach ihn Leonard mit ruhigem Ernste. »Vergeben Sie mir, mein Lord, allein ich hätte nicht geglaubt, daß Sie davon in einem Tone sprechen würden, der wie Tadel klingt.«

»Der Ehrgeiz an und für sich war edel,« entgegnete Harley; »allein die Sache, der er dienen sollte, wurde befleckt, indem sie ihren dunkeln Weg durch die ›Geheimen Gesellschaften‹ nahm. Es ist das Unglück aller gemischten, politischen Verbindungen, daß zu den reinsten Beweggründen ihrer edleren Mitglieder stets auch die schmutzigen Interessen und die wilden Leidenschaften niedrig gesinnter Bundesgenossen sich gesellen. Wenn dergleichen Verbrüderungen offen, im hellen Tageslicht und unter den Augen der öffentlichen Meinung ihre Thätigkeit entfalten, so behalten in der Regel die gesünderen Elemente die Oberhand; wenn sie sich jedoch in Geheimnisse hüllen und jeder unparteiischen, leidenschaftslosen Beurtheilung sich entziehen, wenn die im Dunkeln wirkenden Anführer blinden Gehorsam fordern, und jeder Feind der Gesetze als ein Freund der Freiheit bereitwillig zugelassen wird, da lehrt uns die Weltgeschichte, daß es mit dem Patriotismus bald zu Ende ist. Wo alles öffentlich geschieht, wird auch die öffentliche Tugend durch die natürlichen Sympathien des Gemeingeistes und die heilsamen Zügel der Scham meistens die Herrschaft gewinnen; wo dagegen alles geheim gehalten wird, und Scham nur für Denjenigen ist, der sich sträubt, sein Gewissen zu verleugnen, da sucht Jeder nur noch die Befriedigung seiner eigenen Laster. Und daher finden wir in den geheimen Gesellschaften, aus denen Europa noch große Gefahren erwachsen können, nur schnöde, verabscheuungswürdige Eleusinen, die einen Vormund bieten für den Ehrgeiz der Großen, für die Zügellosigkeit der

Unbemittelten, für die Leidenschaften der Rachsüchtigen und für die Anarchie der Unwissenden. Mit Einem Worte, die Gesellschaften dieser italienischen Carbonari erzeugten nur solche Anschläge, hinter denen die begabteren Anführer neue Formen des Despotismus verbargen, während sie der revolutionslustigen Menge die Aussicht auf den Umsturz aller jener Einrichtungen eröffneten, welche zwischen dem Gesetze und dem Chaos lagen. So war es natürlich« – setzte L'Estrange trocken hinzu – »daß nach Entdeckung und Vereitelung dieser Anschläge nur die einfältigen, ehrlichen Leute, die sich von den Verbündeten hatten fangen lassen, zu leiden hatten, während die Anstifter die Angeber machten, und die gemeinen Söldlinge Banditen wurden.«

Harley fuhr nun fort, zu berichten, wie der angebliche Riccabocca, als er die wahre Beschaffenheit und den eigentlichen Zweck der Verschwörung kennen gelernt und sich in Folge dieser Entdeckung den Berathungen der Rebellen entzogen hatte, von demselben Anverwandten verrathen wurde, welcher ihn zur Theilnahme an dem Unternehmen verleitet hatte, und der nun den erwünschten Gewinn aus seinem Verrathe zog. Alsdann kam Harley auf das Briefpaket zu sprechen, welches Riccabocca's sterbende Gattin ohne Zweifel an Mrs. Bertram abgeschickt hatte, und auf die Hoffnungen, welche er im Falle einer Auffindung an dessen Inhalt knüpfte. Endlich

erwähnte er des Planes, der Peschiera nach England geführt hatte, sowie der beispiellosen Frechheit, mit welcher dieser Mensch ihn seinen Genossen zu Wien mitgetheilt und es sogar gewagt hatte, auf das Gelingen desselben eine öffentliche Wette einzugehen.

»Aber diese Leute kennen England nicht und wissen nichts von dem sichern Schutz unserer Gesetze,« sagte Leonard treuherzig. »Wir nehmen es als selbstverständlich an, daß Riccabocca wenn ich ihn noch immer so nennen darf, die Verbindung seiner Tochter mit seinem Feinde nicht zugibt. Wo ist also die Gefahr? Selbst wenn Violante sich nicht unter dem schützenden Dache Ihrer Mutter befände, könnte der Graf keine Gelegenheit finden, sie zu sehen; – er müßte denn das Haus belagern und sie entführen, gleich einem Ritter des Mittelalters.«

»Das ist alles sehr wahr,« erwiderte Harley. »Indessen habe ich stets die Erfahrung gemacht, daß wir Gefahren niemals nach ihrem äußeren Anschein, sondern nur nach dem Charakter Derjenigen bemessen können, von deren Seite sie uns drohen. Dieser Graf ist ein Mann von merkwürdiger Keckheit und nicht gewöhnlichen natürlichen Talenten, die er in allen Künsten der Falschheit und Intrigue geübt hat; – einer von jenen Menschen, deren Ruhm es ist, in allem, was sie unternehmen, an's Ziel zu gelangen; und im gegenwärtigen Fall wieder einerseits durch die Vortheile, welche seine Habsucht reizen, andererseits durch den Muth der Verzweiflung angespornt. Deßhalb bin ich überzeugt, obwohl ich mir nicht denken kann, wie er es angreifen mag, daß er irgend einen

listigen Anschlag erfinden und mit aller Kühnheit durchführen wird; sobald er Violanten's Aufenthalt entdeckt hat, wenn es uns nicht anders gelingt, durch die Wiedereinsetzung ihres Vaters in seine Rechte und durch die Enthüllung des frevelhaften Betrugs, dem Peschiera sein jetziges Vermögen verdankt, jeder Gefahr zuvorzukommen. Während wir daher unsere Nachforschungen nach den vermißten Schriftstücken mit größter Gewissenhaftigkeit fortsetzen, müssen wir nicht minder Sorge tragen, uns von den Umtrieben des Grafen möglichst genaue Kunde zu verschaffen, um dieselben unschädlich machen zu können. Mit Befriedigung vernahm ich denn schon in Deutschland, daß Peschiera's Schwester sich in London befindet. Ich wußte gering von dem Charakter des Grafen und seinem Verhältniß zu dieser Dame, um es für wahrscheinlich zu halten, daß er suchen würde, sich ihrer als Werkzeug zu bedienen und sie zur Mitschuldigen zu machen, falls er einer solchen Hülfe bedürfen sollte. Peschiera gehört, wie Sie schon aus seiner kühnen Wette entnehmen können, nicht zu jenen im Geheimen schleichenden Spitzbuben, welche ihre rechte Hand abhauen würden, wenn sie fürchten müßten, sie könnte die Thaten der linken verrathen – er gehört vielmehr zu den selbstbewußten, prahlerischen Schurken von lebhaftem Geiste und stumpfem Gewissen (so stumpf, daß selbst die Schärfe ihres Verstandes darunter leidet), welche irgend Jemand haben müssen, gegen den sie sich ihrer Fähigkeiten rühmen, und welchem sie ihre Pläne anvertrauen können. Peschiera hat alles gethan, was in seiner Macht

stand, um dieses arme Weib so gänzlich abhängig von sich zu machen, daß er sie wie seine Sklavin, sein willenloses Werkzeug betrachtet. Allein ich habe einige Züge ihres Charakters kennen gelernt, die mir beweisen, daß sie guten Einflüssen zugänglich ist und Ehrgefühl besitzt. Peschiera hatte vor einigen Jahren Veranlassung genommen, die Bewunderung, welche seine Schwester einem reichen jungen Engländer einflößte, dazu zu benutzen, diesen zum Spiele zu verführen, indem er es versuchte, sich seiner Schwester als Lockspeise und Werkzeug für die beabsichtigte Plünderung zu bedienen. Sie ermutigte jedoch die Annäherung unseres Landsmannes nicht, sondern warnte ihn vielmehr vor der ihm gelegten Schlinge und ersuchte ihn, den Ort zu verlassen, damit nicht ihr Bruder dieser ihrer Warnung auf die Spur komme und sie dafür bestrafe. Ich erfuhr dies von dem Engländer selbst. Und so beruht denn meine Hoffnung, diese Dame dem Einflusse Peschiera's zu entziehen und sie zu bewegen, uns seine Pläne mitzutheilen, lediglich auf dem unschuldigen und, wie ich hoffe, löblichen Kunstgriffe, sie sich selbst, d. h. ihrem edleren Wesen wieder zu geben und die lange schlummernden bessern Triebfedern ihrer Natur wieder in Thätigkeit zu setzen.«

Leonard erkannte mit Bewunderung und nicht ohne Staunen das ungemein feine und scharfsinnige Verstandniß, welches Harley in den kurzen, klaren Strichen an den Tag legte, mit welchen er Peschiera und Beatrice geschildert hatte, und ebenso überraschte ihn die Kühnheit, mit welcher er ein ganzes System von Handlungen auf

einige wenige Folgerungen gründete, die er seiner Beurteilung menschlicher Antriebe und Charakterzüge entnahm. Leonard hatte nicht erwartet, so viel praktischen Scharfblick bei einem Manne zu finden, der bei all' seiner reichen Begabung und hohen Bildung gewöhnlich so gleichgültig und träumerisch erschien und sich um die geringfügigen Dinge des Lebens so wenig bekümmerte. Allein Harley L'Estrange gehörte zu denjenigen Naturen, deren Fähigkeiten so lange schlummern, bis die Umstände ihnen den spornenden Antrieb – die einzig nöthige Anregung zur Thätigkeit – gewähren.

»Nach einer Unterhaltung, welche ich am verflossenen Abend mit der Dame hatte,« fuhr Harley fort, »kam mir der Gedanke, daß Sie uns bei diesem Theile unseres diplomatischen Geschäfts Einen wesentlichen Dienst leisten könnten. Madame di Negra – so heißt Peschiera's Schwester – widmet Ihrem Genius große Bewunderung und hat den lebhaften Wunsch, Sie persönlich kennen zu lernen. Ich versprach ihr, Sie bei ihr einzuführen, und werde dies auch heute noch thun, jedoch nicht, ohne vorher eine Warnung an Sie gerichtet zu haben. Die Dame ist sehr schön und außerordentlich einnehmend. Es wäre möglich, daß Ihr Herz und Ihre Sinne ihren Reizen gegenüber nicht Stand zu halten vermöchten.«

»O, fürchten Sie das nicht!« rief Leonard mit einem Tone so ernster Ueberzeugung, daß Harley unwillkürlich lächelte.

»Gewarnt sein ist nicht auch gewaffnet sein gegen die Macht der Schönheit, mein lieber Leonard; deßhalb kann

ich Ihre Betheuerung nicht unbedingt annehmen. Aber hören Sie mich an. Geben Sie genau Acht auf sich, und wenn Sie die geringste Gefahr für Ihr Herz im Anzuge glauben, versprechen Sie mir auf Ihr Ehrenwort, sogleich das Feld zu räumen. Ich habe nicht das Recht, Sie um eines Andern willen der Gefahr auszusetzen, und was für gute Eigenschaften Madame di Negra auch besitzen mag, so ist sie doch die letzte Person, in welche ich Sie verliebt sehen möchte.«

»Ich in Madame di Negra verliebt! Unmöglich!«

»Unmöglich ist ein starkes Wort,« versetzte Harley; »indessen gestehe ich offen (und diese Ueberzeugung allein gibt mir den Muth, Sie ihren Reizen auszusetzen), daß ich, soweit ein Mann den andern zu beurtheilen vermag, sie nicht für die Frau halte, welche Sie zu fesseln geeignet wäre, und wenn Sie erfüllt von einem reinen und edeln Beweggrund mit ihr in Verkehr treten, so werden Sie auch mit geläutertem Blicke sie betrachten. Dennoch muß ich mir Ihr Versprechen auf Ehrenwort erbitten.«

»Sie haben es!« sagte Leonard mit Entschiedenheit. »Aber, was kann ich für Riccabocca thun? Wie ihm behülflich sein in –«

»Sie sollen sogleich hören,« unterbrach ihn Harley. »Der Zauber Ihrer Schriften besteht darin, daß wir, uns selbst unbewußt, besser und edler durch sie werden. Ihre Schriften sind aber nur der Ausfluß Ihres Geistes und Gemüthes, und Ihre Unterhaltung, sobald Sie angeregt sind, muß die gleiche Wirkung haben. Wenn Sie mit Madame di Negra vertrauter geworden, wünsche ich, daß

Sie ihr von Ihrer Knabenzeit, von Ihrer Jugend erzählen. Schildern Sie ihr den Flüchtling, wie Sie ihn gesehen haben – so rührend bei allen seinen Schwächen, so groß im Kampfe mit den Entbehnungen seiner veränderten Lage, so wohlwollend bei all' seinem Brüten über dem häßlichen Macchiavell, so stachellos in seiner Schlangenweisheit, so kindlich schlau in seiner Taubeneinfalt ich überlasse die Ausführung des Bildes Ihrer Kenntniß des Humoristischen und Pathetischen. Und dann schildern Sie ihr Violante, begeistert von ihren italienischen Dichtern und erfüllt von hochfliegenden Träumen für ihr Vaterland; zeigen Sie, wie die Funken ihrer fürstlichen Natur aus dem Dunkel und der Niedrigkeit ihrer Stellung hervorblitzen. Erwecken Sie in Ihrer ZuhörerIn Mitleid, Hochachtung, Bewunderung für die ihr so nahe stehenden Flüchtlinge – und ich glaube, unser Werk ist gethan. Sie wird ohne Zweifel aus Ihrer Beschreibung Diejenigen erkennen, welche ihr Bruder aufzufinden bemüht ist. Sie wird sich angelegentlich bei Ihnen erkundigen, wo Sie mit denselben zusammengetroffen sind, und wo sie sich gegenwärtig aufhalten. Bewahren Sie das Geheimniß – sagen Sie, daß es nicht das Ihrige sei. Ihren Schilderungen und den durch dieselben hervorgerufenen Gefühlen gegenüber wird sie nicht in dem Maße auf ihrer Hut sein, als sie es mir gegenüber wäre. Und überdies habe ich noch andere Gründe, welche mich vermuthen lassen, daß Ihr Einfluß auf diese Frau von so gemischtem Charakter unmittelbarer und wirksamer sein werde, als der meine.«

»Nicht doch; wie wäre das möglich?«

»Glauben Sie es, ohne eine weitere Erklärung zu verlangen,« erwiderte Harley, denn er hielt es nicht für nöthig, Leonard zu sagen: »Ich bin reich und vornehm – du aber, der Sohn eines Bauern, der von dem Ertrage seiner Arbeit lebt. Diese Frau ist ehrgeizig und in bedrängten Verhältnissen. Sie könnte Absichten auf mich haben, welche den meinigen auf *sie* entgegen arbeiten würden; dich aber wird sie nur vermöge der ihr noch innewohnenden guten und poetischen Gefühle anhören und auf sich einwirken lassen; – denn dich unter ihr Joch zu beugen, hätte sie kein Interesse, dich in ihre Netze verstricken zu wollen, keinen Grund.«

»Und nun« – fuhr Harley, der Unterhaltung eine andere Wendung gebend, fort – »muß ich noch einen Gegenstand berühren. Unser thörichter weiser Freund hat aus übergroßer Angst und Furcht Violante dadurch vor einem Schurken zu bewahren gesucht, daß er ihre Hand einem Menschen zusagte, der mir, wenn mich eine innere Stimme nicht trügt, nicht weniger ein solcher zu sein scheint. Sollte ein von der Natur so reich ausgestattetes Wesen – sollte so viel Geist und Leben jenem blutlosen Herzen, jenem kalten, erdenwärts gerichteten Verstand geopfert werden. Beim Himmel, das darf nicht sein!«

»Aber wen kann der Flüchtling kennen gelernt haben, den Geburt und Vermögen zu einem würdigen Gemahl für seine Tochter machen würden? Wen außer Ihnen selbst, mein Lord?«

»Ich!« rief Harley ärgerlich und wechselte die Farbe. »Ich eines solchen Wesens würdig? Ich – mit meinen Gewohnheiten! Ich, der weichliche Egoist! Und Sie, ein Dichter, Sie können eine solche Ungerechtigkeit gegen Diejenige begehen, welche geschaffen zu sein scheint, die Träume eines Dichters als Königin zu beherrschen!«

»Mein Lord, als wir jüngst Abends um Riccabocca's Herd vereinigt saßen, als ich sie sprechen hörte und sah, wie Sie ihren Worten lauschte – da sagte ich zu mir selbst, nach dem Verständniß der menschlichen Natur, das über uns Dichter kommt, wir wissen nicht, wie – ich sagte zu mir selbst: ›Harley L'Estrange hat lange und sehnsuchtsvoll zum Himmel emporgeblickt und vernimmt nun das Rauschen der Schwingen, die ihn hinauftragen können.‹ Und ich seufzte, als ich daran dachte, wie die Welt, gegen unsern Willen, uns beherrscht. Und wieder sprach ich zu mir selbst: ›Wie Schade für Beide, daß die Tochter des Flüchtlings in den Augen der Welt dem Sohne des Peers nicht ebenbürtig ist.‹ Auch Sie, mein Lord, seufzten, als ich dies dachte, und so glaubte ich, Sie fühlten das Eisen der Kette, während Sie der Musik des Flügelschlages lauschten. Nun aber ist in Wirklichkeit die Tochter des Verbannten nach Rang und Geburt Ihres Gleichen, und Sie sind nach Herz und Geist ihr ebenbürtig.«

»Mein armer Leonard, Sie rasen,« entgegnete Harley ruhig. »Und wenn Violante nicht zu der Braut eines jungen Fürsten bestimmt ist, so sollte sie die eines jungen Dichters werden.«

»Eines Dichters? O nein!« sagte Leonard mit sanftem Lächeln. »Dichter bedürfen der Ruhe, wo *sie* lieben!«

Harley war über diese Antwort betroffen und sann schweigend darüber nach.

»Ich verstehe,« dachte er. »Es ist ein neues Licht, das mir aufgeht. Der Mann, dessen ganzes Leben ein einziges Ringen nach Ruhm ist – dessen Seele ermüdet zur Erde zurücksinkt – bedarf nicht der Liebe eines ihm gleichgearteten Wesens. Er hat Recht – was die Liebe dem Dichter geben muß, ist Ruhe! Mir aber – in der That – so jung er auch ist – so sind doch seine Anschauungen weiser, als meine ganze Erfahrung. Aufregung, Thatkraft, Erhebung – das ist's, was mir die Liebe verleihen sollte. Allein meine Wahl ist getroffen, und mit Helene wird mein Leben wenigstens ruhig dahinfließen und mein Herd geheiligt sein. Mag alles Uebrige in demselben Grabe schlafen, wie meine Jugend.«

»Aber,« begann Leonard, der seinen edeln Freund einer Träumerei zu entreißen wünschte, die ihm schmerzlich zu sein schien, obwohl er deren wahre Ursache nicht ahnte – »aber Sie haben mir den Namen des Bewerbers der Signora noch nicht genannt. Darf ich ihn wissen?«

»Er ist Ihnen wohl völlig fremd. Randal Leslie – ein Bureauensch. Sie haben ein Staatsamt zurückgewiesen; – Sie thaten wohl daran!«

»Randal Leslie? Das verhöte der Himmel!« rief Leonard, seine Ueberraschung bei diesem Namen nicht verbergend.

»Amen! Aber was wissen Sie von ihm?«

Leonard erzählte die Geschichte von Burley's Flugschrift.

Harley schien entzückt, seinen Verdacht in Bezug auf Randal bestätigt zu sehen.

»Der erbärmliche Prahler! Und ich bildete mir ein, er könnte gefährlich werden! Doch für jetzt nichts mehr von ihm. Wir nähern uns dem Hause Madame di Negra's. Bereiten Sie sich vor und gedenken Sie Ihres Versprechens.«

### DREIZEHNTES KAPITEL.

Einige Tage sind verflossen. Leonard und Beatrice di Negra haben bereits Freundschaft geschlossen. Harley ist mit den Berichten seines jungen Freundes zufrieden. Er selbst ist unterdessen nicht unthätig geblieben: er hat viele, aber bis jetzt vergebliche Versuche gemacht, Mrs. Bertam auf die Spur zu kommen; er hat seinen Advokaten mit der Anstellung von Nachforschungen beauftragt, und sein Advokat war nicht glücklicher, als er selbst. Auch hat er sich wieder in den Strudel der Londoner Welt geworfen und verspricht, wieder Furore zu machen; aber er hat immer Zeit gefunden, einige Stunden des Tages in dem Hause seines Vaters zuzubringen. Er hält gegen Violante immer denselben Ton ein, und sie beginnt, sich daran zu gewöhnen und trotzig zu antworten. Helenen gegenüber setzt er seine ruhige Werbung fort. Leonard ist gleichfalls ein häufiger Gast in Graf Lansmere's Hause geworden, bei Allen willkommen und beliebt. Peschiera hat noch mit nichts die mörderischen Anschläge verrathen, die ihm zugeschrieben werden. Er besucht die Salons nicht mehr

so oft; denn er trifft dort Lord L'Estrange, und so blendend und schön Peschiera ist, so steht Lord L'Estrange wie Rob Roy Macgregor ›auf heimischem Boden‹ und ist dem Ausländer gegenüber entschieden im Vortheil. Dagegen glänzt Peschiera in den Clubs und spielt hoch. Uebrigens vergeht kaum ein Abend, ohne daß er und Levy sich treffen.

Audley Egerton ist mit Geschäften überhäuft gewesen. Nur ein einziges Mal war er für Harley sichtbar. Letzterer wollte eben seinen Gefühlen hinsichtlich Randal Leslie's Luft machen und die Geschichte von Burley und der Flugschrift erzählen, als ihn Egerton mit den Worten unterbrach:

»Mein theurer Harley, versuche nicht, mich gegen diesen jungen Mann einzunehmen. Ich wünsche nichts zu seinen Ungunsten zu hören. Einmal würde es meine Pläne rücksichtlich seiner nicht ändern. Er ist der Verwandte meiner Gattin; ich habe es auf mich genommen, ihm eine Laufbahn zu eröffnen, weil es ihr Wunsch und sonach meine Pflicht war. Indem ich ihn so jung an mein Geschick kettete, entzog ich ihn anderen Berufszweigen, in welchen ihm sein Fleiß und seine Talente (denn er besitzt beides in nicht gewöhnlichem Grade) sicher Reichthümer erworben hätten; deßhalb, mag er gut oder schlimm sein, werde ich für ihn zu sorgen suchen, soviel in meinen Kräften steht. Ueberdies habe ich, ungeachtet meines kühlen Benehmens gegen ihn und seiner möglicher

Weise weltlichen Gesinnungen, im Laufe der Zeit ein Interesse – eine Zuneigung für ihn gefaßt. Er hat unter meinem Dache gelebt, er ist von mir abhängig; er war gelehrig und verständig, und ich bin ein einsamer, kinderloser Mann; deßwegen schone ihn, du schonst damit mich; und ach, Harley, es lasten gegenwärtig so viele Sorgen auf mir, das –«

»O, sage kein Wort weiter, mein theurer, theurer Audley,« rief der edelmüthige Freund, »wie wenig kennen dich die Menschen!«

Audley's Hand zitterte. Seine überreizten Nerven begannen sich fühlbar zu machen.

Mittlerweile befand sich der Gegenstand dieses Gesprächs – der Typus mißleiteter Intelligenz, eines Geistes ohne Herz, eines Wissens, dessen einziges Ziel Macht war – in einem Zustande ängstlichen, verstörten Trübsinns. Er wußte nicht, ob er Levy's Versicherung von dem gänzlichen Ruin seines Gönners vollen Glauben schenken sollte. Er konnte nicht daran glauben, wenn er das große Haus in Grosvenor Square, das von Silber funkelnde Wissen die mit Dienern angefüllte Halle betrachtete, wo nie ein ungestümer Gläubiger gesehen worden, nie, so viel man wußte, ein Handwerksmann mit seiner Rechnung zwei Mal gekommen war. Er verhehlte Levy die Zweifel nicht, die Angesichts aller dieser Thatsachen in ihm aufgestiegen waren; aber der Baron lächelte nur Unheil verkündend und sagte:

»Richtig; die Handwerksleute werden immer bezahlt; aber das *Wie* ist die Frage! Randal, *mon cher*, Sie sind zu

unschuldig. Ich kann Ihnen nur zwei Körnchen Rath geben in der Form von zwei Sprüchwörtern: ›Kluge Ratten verlassen ein sinkendes Schiff,‹ und: ›Man muß sein Heu heimbringen, so lange die Sonne scheint.‹ Apropos, Mr. Avenel findet großes Gefallen an Ihnen und hat von Ihnen wegen des Fleckens Lansmere gesprochen. Er geht darauf aus, sich dort bedeutenden Einfluß zu verschaffen. Seien Sie zuvorkommend gegen ihn.«

Randal war allerdings bei Mrs. Avenel's *soirée dansante* gewesen, hatte zwei Mal dort Besuch gemacht, sie zu Hause getroffen, war ungemein verbindlich und höflich gewesen und hatte die Kinder bewundert. Sie besaß deren zwei, einen Knaben und ein Mädchen, leibhaftige Ebenbilder des Vaters, mit offenen, kecken Gesichtern. Mit allem dem hatte er sich Mrs. Avenel's Gunst gewonnen und ihren Gatten geneigt gemacht. Avenel war schlau genug, Randal's Verstand gehörig zu würdigen. Er nannte ihn ›gerieben‹ und sagte, ›er würde in Amerika sein Glück gemacht haben‹, das höchste Lob, welches Dick Avenel je einem Sterblichen ertheilte. Aber Dick selbst sah etwas sorgenmüde aus; und dies war das erste Jahr, in welchem er über die Kleiderrechnungen seiner Gattin gebrummt und mit einem Fluche betheuert hatte, daß ›das Obenhinauswollen auch zu viel werden könne‹.

Randal hatte Doctor Riccabocca besucht und die Entdeckung gemacht, daß Violante fort war. Seinem, Harley gegebenem Versprechen treu, hatte der Italiener ihren

Aufenthaltort nicht genannt und, der Verabredung gemäß, Leslie angedeutet, daß es vorerst klüger sein dürfte, wenn dieser seine Besuche bei ihm einstelle. Randal, dem dieser Vorschlag nicht zusagte, suchte sich noch fortwährend nothwendig zu machen, indem er Riccabocca's Furcht vor Spionen nährte, welche ein Hauptgrund gewesen war, warum der Weise Violanten's Hand über Hals und Kopf Randal angeboten hatte. Allein Riccabocca wußte bereits, daß der vermeintliche Späher Niemand anders war, als sein Nachbar Leonard, und, ohne dies zu gestehen, beschloß er, gerade die Existenz solcher Spione als weiteren Grund für die Einstellung von Leslie's Besuchen anzugeben. Auf dies hin hatte Randal in seiner listigen, ruhigen Weise von Riccabocca auf Umwegen heraus zu bringen gesucht, ob zwischen ihm und L'Estrange ein Verkehr stattgefunden hatte. Ueber Harley's Worten brütend kam er mit seinem gewohnten, durchdringenden Scharfsinn auf die Vermuthung, daß dies der Fall gewesen sein müsse. In diesem Punkt war Riccabocca weniger auf seiner Hut und gab auf die lauernden Fragen Randal's unbestimmte Antworten, ohne die in denselben liegenden Hintergedanken entschieden zu bekämpfen.

Randal begann bereits die Wahrheit zu argwöhnen. Wohin sonst sollte Violante gehen, als zu Graf Lansmere? Dies bekräftigte seinen Verdacht, daß Harley nach ihrer Hand strebe. Welche Aussicht hatte er einem solchen Nebenbuhler gegenüber! Randal zweifelte keinen Augenblick, daß der Schüler Macchiavelli's mit ihm kurzen Prozeß machen würde, sobald sich seiner Tochter eine

solche Verbindung ernstlich darböte. Der Ränkeschmied schied sofort jede weitere Hoffnung auf Violante von seinem Plane aus: entweder war sie arm, und dann wollte er sie nicht; oder war sie reich, dann gab sie ihr Vater einem Andern. Da sein Herz nie in Mitleidenschaft gezogen war, so schmerzte es ihn nicht, die schöne Italienerin zu verlieren, so bald ihr Erbe mehr als zweifelhaft wurde: aber schwer und bitter empfand er es, daß Lord L'Estrange, der Mann, der ihn beleidigt hatte, an seine Stelle rücken sollte.

Auch seine Absichten mit Frank waren noch keinen Schritt weiter gediehen. Schon mehrere Tage war Madame di Negra nicht zu Hause gewesen – weder für ihn, noch für den jungen Hazeldean; und Frank, obwohl höchst unglücklich, war zugleich verletzt und aufgebracht; und Randal vermuthete, – er wußte nicht genau, was, außer: daß ihm der Teufel nicht so hülfreich war, wie dieser Vater der Lüge einem so pflichtgetreuen Sohne sich hätte zeigen sollen. Und doch hielt Randal Leslie ungeachtet aller dieser Entmuthigungen mit so eigensinniger Entschlossenheit an der Ueberzeugung eines siegreichen Erfolges und unter allen Hindernissen mit solcher Zähigkeit an seinen Vorsätzen fest – er hatte ein so wachsames Auge für jede Wendung der Dinge, die er für sich ausbeuten konnte, daß er nicht ein einziges Mal die Hoffnung aufgab und nur einzelne Veränderungen in seinem Operationsplan vornahm. Aus Berechnungen, die scheinbar möglichst weit her geholt und unwahrscheinlich waren, hatte er sich ein System zuwartender Politik

zusammengesetzt, an welches er sich hartnäckig anklammerte. In wie weit sein Berechnen und Zuwarten seinen Zwecken förderlich war, wird sich später zeigen. Aber wenn die Verachtung, welche man für Randal selbst wegen seiner Schlechtigkeit empfindet, von den Fähigkeiten getrennt werden könnte, die er mit Mühe und Sorgfalt zu dem Dienste dieser Schlechtigkeit herabwürdigte, so müßte man zugeben, daß in diesem stillen Selbstvertrauen, in diesem unbeugsamen Entschlusse etwas lag, das kaum verächtlich genannt werden kann. Wären solche Eigenschaften, unterstützt, wie hier, von ungewöhnlich reichen Talenten, zu ehrenhaften Zwecken verwendet worden, man hätte für Randal Leslie gegen einige fünfzig auserlesene Preisbewerber aus den Collegien Partei genommen. Uebrigens gibt es Sachverständige von Gewicht und dröhnendem Klange, welche dies jetzt thun, besonders Baron Levy, der zu sich spricht, während er dieses blasse, geistvolle Gesicht, diese schwächliche und doch sehnige Gestalt mustert:

»Dies ist ein Mann, der im Leben seinen Weg machen muß; er verdient, daß man ihm hilft.«

Unter ›verdient, daß man ihm hilft‹, versteht oft Baron Levy: »verdient, daß er in meine Gewalt kommt, damit er unter Umständen *mir* hilft.«

#### VIERZEHNTE KAPITEL.

Das Parlament hatte sich versammelt. Ereignisse, welche der Geschichte angehören, hatten dazu beigetragen,

die Regierung noch mehr zu schwächen. Randal Leslie's Interesse wandte sich mit gesteigerter Aufmerksamkeit der Politik zu; denn seine ganze politische Laufbahn stand auf dem Spiele. Verlor Audley sein Amt, so konnte dieser auch im besten Falle nichts mehr für ihn thun; aber seinen Gönner im Stiche zu lassen, wie Levy rieth, und sich, in der Hoffnung auf einen Sitz im Parlamen- te, an einen Fremden, und noch dazu an einen Frem- den, wie Dick Avenel, von dem man gar nichts weiter wußte, zu haften, das war eine Politik, auf die er sich nicht im Handumdrehen einlassen mochte. Unterdessen konnte man beinahe jede Nacht, wenn das Haus saß, das blasse Gesicht und die schwächliche Gestalt, worin sich nach dem Ausspruche Levy's Schlaueit und Thatkraft verkörperte, auf den Bänken für bevorzugte Fremde sehen, welche durch Vergünstigung des Sprechers daselbst Zutritt erhielten. Hier hörte Randal die großen Männer des Tages mit jenem halb verächtlichen Staunen über ihre Berühmtheit, welches man häufig genug bei jungen Männern von Verstand und guter Erziehung findet, die nicht wissen, was es heißt, in dem Hause der Gemeinen zu sprechen. Er hörte viel schlechtes Englisch, viel seichte Räsonnements, manche beredte Gedanken und schlagende Beweisführung, oft in jener eigenthümlichen Weise herausgestoßen, die man gemeiniglich den Parla- mentston nennt, und oft von einem Geberdenspiel be- gleitet, welches den Direktor einer Provinzialbühne zur Verzweiflung gebracht haben würde. Er dachte, wie viel besser, als diese große Herren (mit nur einer oder zwei

Ausnahmen), er selbst sprechen könnte, wie viel feiner seine Logik, wie viel abgerundeter seine Perioden wären, wie weit mehr einem Cicero und Burke ähnlich! Höchst wahrscheinlich hätte er so gesprochen und damit den schlimmsten aller schlimmen Fehler gemacht, bestehend in dem ausgezeichneten Vortrage einer förmlichen Abhandlung. Eines mußte er sich indessen gestehen, nämlich, daß in einer volksthümlichen repräsentativen Versammlung nicht gerade das Wissen Macht ist, oder wenigstens nur ein Wissen, welches die betreffende Versammlung und die Hebel, die bei ihr angesetzt werden müssen, kennt – Leidenschaftlichkeit, Schmähungen, beißender Spott, kühne Deklamation, gesunder Menschenverstand, Fertigkeit in Erwiderungen, was man bei einem wahrhaft tiefen Geiste so selten findet; – er gestand sich, daß alles dieses Eigenschaften waren, welche packten, während ein Mann, der nichts, als ›Wissen‹ im gewöhnlichen Sinne des Wortes, Preis gab, jeden Augenblick gewärtig sein mußte, niedergehustet zu werden.

Zu seiner Linken, der Vorletzte auf der Ministerbank, saß Audley Egerton, die Arme über der Brust gekreuzt, den Hut tief in die Stirne gedrückt, die Augen stet und unerschrocken auf die Sprecher aus der Opposition gerichtet, wenn sie das Wort hatten. Und zwei Mal hörte Randal Egerton sprechen und staunte höchlichst über den Eindruck, den dieser Minister hervor brachte. Denn von den oben ausgeführten Eigenschaften, welche den sichersten Erfolg versprachen, entwickelte Audley Egerton nur zwei, aber diese in bemerkenswerthem Grade:

gesunden Menschenverstand und Fertigkeit in Erwidern. Und wenn auch der lärmenden Beifallsrufe nur wenige waren, so schien doch kein Redner seine Freunde mehr zu befriedigen und seinen Gegnern mehr Achtung abzunöthigen. Das eigentliche Geheimniß hievon lag in einem Umstande, den Randal freilich nicht errathen konnte, weil dieser junge Mann ungeachtet seines alten Stammbaumes, seiner Etoner Bildung und seines gewandten Wesens, von Natur kein Gentleman war – das eigentliche Geheimniß lag darin, daß sich in Audley Egerton – in Bewegung, Blick und Sprache – der ächte englische Gentleman kund gab, der Gentleman von mehr als mittleren Fähigkeiten und langjähriger Erfahrung, der seine innerste Ueberzeugung aussprach, ohne rhetorische Effekthascherei. Außerdem war Egerton ein vollendeter Weltmann. Er sagte einfach und kräftig, was seine Partei gesagt wissen wollte, und beleuchtete die Punkte, welche auch die Opposition als den Kern der Frage ansah. Ruhig und voll Anstand, aber zugleich mit Wärme und Energie, mit wenig Abwechslung im Ton, mit mäßigem und seltenem, aber um so nachdrücklicheren Geberdenspiel – verfehlte Audley Egerton auch auf den Blödesten seine Wirkung nicht und leistete dem wählerischsten Geschmack Genüge.

Ein Mal jedoch, als auf eine gewisse populäre Frage angespielt wurde, in welcher der Premierminister keinerlei Zugeständnisse machen zu wollen erklärt hatte, und hinsichtlich deren Zweckmäßigkeit, wie man wußte, die

Ansichten im Kabinete getheilt waren – als sich mit solchen Anspielungen Berufungen an die Person Mr. Egertons selbst verbanden, ›des erleuchteten Vertreters einer großen Handelsgemeinschaft‹, und schmeichelhafte Aeüßerungen des Zweifels, daß ›dieser sehr ehrenwerthe Gentleman, Mitglied für diesen großen Flecken, der die Sache der bürgerlichen Klasse immer zu der seinigen gemacht habe, so weit hinter dem Zeitgeist zurückgeblieben sein sollte, wie sein Chef‹ – da bemerkte Randal, wie Egerton den Hut tiefer in die Stirne drückte, sich umwendete und einem seiner Collegen etwas zuflüsterte. Er war nicht dahin zu bringen, daß er das Wort ergriff.

An jenem Abend ging Randal mit Egerton nach Hause und deutete sein Erstaunen an, daß der Minister es abgelehnt hatte, die, wie es ihm schien, so günstige Gelegenheit zu einer jener bündigen, kernigen Erwiderungen, durch welche sich Audley ganz besonders auszeichnete, zu benützen, während doch hier in den lauten ›Hört!‹ des Hauses eine dringende Aufforderung lag.

»Leslie,« antwortete der Staatsmann kurz, »ich verdanke meinen Erfolg im Parlamente Einer Regel: ich habe nie gegen meine Ueberzeugung gesprochen. Ich gedenke, hieran bis zuletzt fest zu halten.«

»Aber wenn die vorliegende Frage in dem Hause zur Abstimmung kommt, werden Sie dagegen stimmen?«

»Gewiß, ich stimme als Mitglied des Cabinets, aber da ich weder Führer, noch Organ der Partei bin, so behalte ich mir das Recht vor, bei den Verhandlungen meine eigenen Ansichten geltend zu machen.«

»Ah, mein theurer Mr. Egerton,« rief Randal, »verzeihen Sie; aber diese Frage, mag Recht haben, wer will, hat sich in der öffentlichen Meinung tief eingebürgert. Das kleinste Zugeständniß, bei Zeit gemacht, würde zu Frieden stellen; und es ist so klar (wenn ich nach den Aeußerungen, die ich auf jedem Schritt und Tritt zu hören bekomme, schließen darf), die Regierung muß durch Verweigerung jedes Zugeständnisses sich auf eine Niederlage gefaßt machen, daß ich wünschte –«

»Auch ich wünschte es,« unterbrach ihn Egerton mit einem beklommenen, ungeduldigen Seufzer – »auch ich wünschte es! Aber was nützt es? Wäre mein Rath nur drei Wochen früher befolgt worden – jetzt ist es zu spät – so hätten wir die Klippe umschiffen können; wir thaten es nicht und müssen daran zerschellen.«

Diese Sprache stand mit dem sonst so vorsichtigen und verschlossenen Wesen des Ministers so wenig im Einklange, daß Randal Muth gewann, mit einer Idee herauszurücken, die ihm sein eigener Scharfsinn eingegeben hatte. Und ehe ich fortfahre, muß ich beifügen, daß Egerton in letzter Zeit seinem Schützlinge persönlich viel mehr Freundlichkeit gezeigt hatte, daß der strenge Audley zahm und mild geworden zu sein schien, sei es, weil seine Lebensgeister gebrochen waren, sei es, daß seine eherne, aus Einem Gusse geformte Natur endlich doch das gebieterische Bedürfniß fühlte, ihre Seufzer einem liebenden Ohre anzuvertrauen. Randal fuhr deßhalb fort:

»Darf ich sagen, wie man sich über Sie und Ihre Stellung auf den Straßen und in den Clubs ausspricht?«

»Ja, auf den Straßen und in den Clubs sollten Staatsmänner in die Schule gehen. Sprechen Sie.«

»Gut denn, man wundert sich, warum Sie und einer oder zwei Andere, die ich nicht nennen will, sich nicht sofort aus dem Cabinet zurückziehen, offen als Grund hierfür bekennd, daß Sie in dieser Frage, über welche nicht hinwegzukommen ist, mit der öffentlichen Meinung Hand in Hand gehen.«

»Eh!«

»Es ist klar, daß Sie hiedurch der populärste Mann im Lande würden – klar, daß Sie das Volk auf seinen Schultern zur Macht zurückbringen würde. Ein neues Cabinet könnte sich ohne Sie nicht bilden, und Ihre Stellung in demselben wäre vielleicht auf Lebenszeit eine höhere, als diejenige, welche Sie jetzt möglicher Weise nur noch wenige Wochen einnehmen. Haben Sie hieran nie gedacht?«

»Nein,« sagte Audley trocken.

Erschrocken über solchen Stumpfsinn rief Randal aus:

»Ist es möglich! Und doch, verzeihen Sie mir die Bemerkung, sollte ich glauben, Sie seien ehrgeizig und lieben die Macht.«

»Niemand ist ehrgeiziger; und wenn Sie unter Macht mein Amt verstehen, so ist dieses die Gewohnheit meines Lebens geworden, und ich wüßte nicht, was ich ohne dasselbe anfangen sollte.«

»Und wie kommt es denn, daß Sie nie an etwas gedacht haben, was mir so nahe zu liegen scheint?«

»Sie sind jung, und deßhalb verzeihe ich Ihnen; nicht aber jenen Schwätzern, die sich wundern können, daß

Audley Egerton es verschmäht, die Genossen seiner ganzen Laufbahn zu verrathen und aus diesem Verrath Vortheil zu ziehen.«

»Aber man soll doch sein Vaterland mehr lieben, als eine Partei.«

»Ohne Zweifel; und die beste Garantie für ein Land ist die Ehrenhaftigkeit seiner öffentlichen Männer.«

»Aber man kann seine Partei auch ohne Unehre verlassen.«

»Wer zweifelt daran? Glauben Sie, wenn ich ein gewöhnliches Parlamentsmitglied wäre – ohne Verpflichtungen, ohne Vertrauensposten – ich würde mich nur einen Augenblick besinnen, welchen Weg ich einzuschlagen habe? O, daß ich nur der Vertreter von L- wäre! O, daß ich das ungeschmälerte Recht hätte, nach freiem Gutdünken zu handeln! Aber wenn ein Cabinetsmitglied, ein Minister, welchem Tausende ihr Vertrauen schenken, nur darum, weil er in dem Rathe seiner Collegen überstimmt wird, plötzlich zurücktritt und damit die ganze Partei sprengt, deren Vertrauen er genossen, deren Früchte er geerntet hat, und welcher er eben die Stellung verdankt, die er zu ihrem Ruin benützt – sagen Sie selbst, ob nicht seine Wahl, auch wenn sie den Begriffen der Ehre nicht widerspricht, von der Art wäre, daß sie aller Tröstungen des Gewissens benöthigt sein würde.«

»Aber dieser Trost wird Ihnen in vollem Maße werden. Und,« fügte Randal mit Nachdruck bei, »der Gewinn für Ihre Laufbahn wäre ein unermeßlicher!«

»Gerade das könnte nimmermehr die Folge sein,« antwortete Egerton düster. »Ich gebe zu, daß ich, wenn ich wollte, aus dem gegenwärtigen Ministerium austreten und so dieses Ministerium mit Einem Mal auflösen könnte; hier würde mein auf diese Weise motivirter Rücktritt genügen. Ich gebe dies zu; aber aus dem gleichen Grunde könnte ich nicht den Tag darauf in ein anderes Cabinet eintreten. Ich könnte für meinen Abfall keine Belohnung annehmen. Kein Gentleman könnte das! Und deßhalb –« Audley brach ab und knöpfte den Rock über seiner breiten Brust zu. Die Bewegung war bedeutungsvoll: sie besagte, daß der Entschluß des Mannes fest stand.

In der That, ob Audley Egerton mit seiner Theorie Recht oder Unrecht hatte, hängt von viel feineren und vielleicht einem höheren Gesichtspunkt angehörenden Unterscheidungen in der Casuistik der politischen Pflichten ab, als er bei seinem Charakter zu machen Willens war. Und ich verwahre mich dagegen, als wollte ich etwas zu Gunsten oder Ungunsten seiner Anschauungsweise sagen oder ihn als passendes oder nicht passendes Vorbild für ähnliche Fälle aufstellen. Ich schilderte nur den Mann, wie er war, und wie Männer, wie er, immer sein werden unter den Verhältnissen, in denen er lebte, und in jener eigenthümlichen Welt, von welcher er so mit Leib und Seele ein Mitglied war. *«Ce n'est pas moi qui parle, c'est Marc Aurèl.»*

Er spricht, nicht ich.

Randal hatte keine Zeit zu weiteren Erörterungen. Sie erreichten jetzt Egertons Wohnung, der Minister nahm

seinem Diener den Leuchter ab, nickte Leslie stumm ein ›gute Nacht‹ zu und zog sich ermüdet in sein Zimmer zurück.

## FÜNFZEHNTE KAPITEL.

Aber nicht durch die angedrohte Interpellation wurde dieser ereignißreiche Parteikampf entschieden. Das Ministerium fiel nicht in offener Feldschlacht, sondern in einem Scharmützel. Es war an einem verhängnißvollen Montag – eine langweilige Finanz- und Ziffernfrage wurde verhandelt. Man hörte einige wenige prosaische Reden. Die Minister verhielten sich schweigend, mit Ausnahme des Kanzlers der Schatzkammer und eines Geschäftsmenschen aus dem Handelscollegium, welchen das Haus kaum anzuhören sich herabließ. Das Haus war nicht in der Stimmung, an Ziffern und Rechnungsergebnisse zu denken. Früh am Abend zwischen neun und zehn Uhr ertönte des Sprechers klangvolle Stimme: »Die Fremdgallerien sind zu räumen!« Und Randal stieg bange und ahnungsvoll von seinem Platze herab und ging zu der verhängnißvollen Thüre hinaus. Noch ein Mal wandte er sich hier nach Audley Egerton um. Der ›Beitreiber‹ flüsterte Audley etwas zu, der Minister schob seinen Hut von der Stirne zurück und warf einen flüchtigen Blick im Hause herum und hinaus auf die Gallerien, wie um rasch das Zahlenverhältniß der beiden sich gegenüber stehenden Heere zu überschlagen; dann lächelte er bitter und warf sich auf seinen Sitz zurück. Dieses Lächeln verfolgte Leslie noch lange.

Unter den Fremden, die sich mit Randal entfernen mußten, während die Abstimmung vorgenommen wurde, befanden sich viele junge Männer, welche, wie er, zu der Regierung durch Verwandtschaft oder durch ein Amt in Beziehung standen. Die Herzen schlugen laut in den gefüllten Vorzimmern. Unheil verkündendes, sorgenvolles Geflüster ging durch die Reihen. »Man sagt, die Regierung wird eine Majorität von Zehn haben.« »Nein, ich höre, sie wird zuverlässig unterliegen.« »H– sagt, gegen eine Majorität von Fünfzig.« »Ich glaube es nicht,« meinte ein Kammerherr, »es ist unmöglich. Ich komme so eben von fünf Ministeriellen, welche in den ›Reisenden‹ speisten.« »Niemand erwartete die Abstimmung so frühe.« »Ein Kunstgriff der Whigs – schändlich!« »Daß sich auch Niemand zum Worte meldete, um Zeit zu gewinnen! Sehr sonderbar, daß P– nicht sprach; freilich ist er so verwünscht reich, daß er sich nichts darum kümmert, ob er im Cabinete ist, oder nicht.« »Ja; ebenso Audley Egerton – ganz der gleiche Fall; ohne Zweifel ist er froh, erlöst zu sein, um nach seinen Gütern zu sehen; eine ganz andere Taktik, wenn wir Männer hätten, welchen das Amt so nothwendig wäre, wie mir!« sagte ein aufrichtiger junger Beamter. Plötzlich fühlte der schweigende Leslie einen freundschaftlichen Druck auf seinen Arm. Er wandte sich um und erblickte Levy.

»Sagte ich es Ihnen nicht?« begann der Baron mit einem frohlockenden Lächeln.

»Sie glauben also gewiß, daß das Ministerium überstimmt werden wird?«

»Ich habe heute den ganzen Morgen mit einem meiner Klienten aus dem Parlamente die Liste der Mitglieder durchgegangen, die er Alle kennt, wie der Hirte seine Schafe. Mehrheit für die Opposition von mindestens fünfundzwanzig Stimmen.«

»Und in diesem Falle muß das Ministerium abdanken, Sir?« frug der aufrichtige junge Beamte, welcher dem stutzerhaft eleganten Baron mit einer Spannung zugehört hatte, als wollte er ihm die Worte aus dem Munde nehmen.

»Natürlich, Sir,« versetzte der Baron sanft und bot ihm seine Tabakdose hin (eine ächte Louis Quinze mit dem in Perlen gefaßten Miniaturbild der Madame de Pompadour). »Sie sind ein Freund der gegenwärtigen Minister? Sie können unmöglich wünschen, daß sie niedrig denkend genug sind, zu bleiben?«

Randal zog den Baron bei Seite.

»Wenn es mit Audley so steht, wie Sie sagen, was kann er thun?«

»Ich werde ihm diese Frage morgen vorlegen,« erwiderte der Baron mit einem Blicke ausgesprochenen Hasses. »Und ich bin hieher gekommen, nur um zu sehen, wie er die Aussicht erträgt, die sich ihm eröffnet.«

»In seinem Gesichte werden Sie es nicht lesen. Und seine albernsten Bedenklichkeiten! Wenn er nur bei Zeit fort wäre, um mit den neuen Männern wieder zu kommen!«

»O natürlich, dazu ist unser sehr Ehrenwerther zu gewissenhaft!« entgegnete der Baron höhnisch.

Plötzlich öffneten sich die Thüren, und hinein stürzten die athemlos Harrenden. »Wie sind die Zahlen? Wie ist die Abstimmung?«

»Mehrheit gegen die Minister,« sagte ein Mitglied der Opposition, eine Orange schälend, »Neunundzwanzig.«

Der Baron hatte von dem Sprecher gleichfalls eine Einlaßkarte erhalten. Er trat mit Randal in den Saal und setzte sich neben ihn. Aber zu ihrem Verdruß sprach eben ein Redner über die andern Anträge.

»Wie! Ist nichts gesagt worden wegen der Abstimmung?« frug der Baron ein junges Grafschaftsmitglied, welches sich mit einem nicht parlamentarischen Freunde auf der Bank vor Levy unterhielt. Das Grafschaftsmitglied war einer von des Barons gehätschelten ältesten Söhnen, hatte oft bei Levy gespeist und sonst ›Verpflichtungen‹ gegen ihn. Der junge Gesetzgeber machte ein sehr beschämtes Gesicht über Levy's freundschaftlichen Schlag auf seine Schulter und antwortete hastig: »O ja, H– frug, ob es nach einer solchen Kundgebung des Hauses in der Absicht der Minister liege, auf ihrem Posten zu bleiben und die Regierungsgeschäfte fortzuführen?«

»Sieht H– ganz gleich! Ein gar wißbegieriger Geist. Und welche Antwort bekam er?«

»Keine,« sagte das Grafschaftsmitglied und kehrte eilig auf seinen Platz in der Mitte des Hauses zurück.

»Da kommt Egerton,« sagte der Baron. Und so war es. Als jetzt die meisten Mitglieder das Haus verließen, um sich in den Clubs oder Salons zu besprechen und die wichtige Neuigkeit in der Stadt zu verbreiten, sah man

Audley Egertons hohe Gestalt unter den Anderen hervorragen. Enttäuscht wandte sich Levy ab, denn nicht nur war des Ministers schönes Gesicht – obwohl blaß – heiter und freundlich, sondern es lag auch eine augenscheinliche Höflichkeit, eine unverkennbare Achtung in der Art, wie diese rauhe Versammlung dem gefallenem Minister Platz machte, als er durch das Gedränge schritt. Und der offenherzige, leutselige Edelmann, welcher später, nicht vermöge seiner Talente, sondern durch seine Charakterfestigkeit zum Führer des Hauses wurde, drückte die Hand seines alten Gegners, als sie in der Nähe der Thüre zusammen trafen, und sagte laut:

»Es wird mich nicht mit Stolz erfüllen, wenn ich es je erlebe, Minister zu werden; wohl aber werde ich stolz sein, wenn bei meinem Abtreten so wenig wider mich gesagt werden kann, wie Ihre bittersten Gegner wider Sie sagen können, Egerton.«

»Ich bin neugierig,« rief der Baron laut, indem er sich auf die Schranke lehnte, die ihn von dem Gedränge unten schied, so daß seine Stimme bis zu Egerton drang und sich seitens der Anstand liebenden Mitglieder der unwillige Ruf: »Ruhe auf der Fremdgallerie!« vernehmen ließ – »Ich bin neugierig, was Lord L'Estrange sagen wird!«

Audley erhob seine dunkeln Brauen, betrachtete den Baron einen Moment mit blitzenden Augen, ging dann den schmalen Gang zwischen den letzten Bänken hinunter und verschwand von dem Schauplatze, auf welchem

die meisten der gefeiertsten Darsteller wenig mehr zurücklassen, als den kurz andauernden Ruf eines Schauspielers.

## SECHSZEHNTE KAPITEL.

Baron Levy führte seine Drohung, Egerton am andern Morgen aufzusuchen, nicht aus. Vielleicht fand er es nicht gerathen, dem Blitze dieses entrüsteten Auges noch einmal zu begegnen. Auch hatte Egerton den ganzen Vormittag zu viel mit Staatsgeschäften zu thun, um sonstige Besuche vorzulassen. Nur bei Harley machte er eine Ausnahme, und dieser versäumte nichts, ihn zu trösten und aufzuheitern. In der nächsten Sitzung wurde dem Hause eröffnet, daß die Minister zurückgetreten seien und ihre Posten nur noch so lange beibehalten würden, bis ihre Nachfolger bestimmt sein würden. Aber bereits war ein Rückschlag zu ihren Gunsten erfolgt; und als es allgemein bekannt wurde, daß das neue Cabinet aus Männern bestehen werde, die zum größten Theil noch nie ein Staatsamt inne gehabt hatten, so begann der in der öffentlichen Meinung so verbreitete Aberglauben, daß der Führung der Staatsgeschäfte ebenso, wie der eines Gewerbes, eine regelmäßige Lehrzeit vorausgegangen sein müsse, die Oberhand zu gewinnen; und es ging in den Clubs das Gerede, die neuen Männer würden sich nicht halten können, und nach Verfluß eines Monats das vorige Ministerium mit einigen Modifikationen wieder an der Spitze stehen. Vielleicht war dies mit ein Grund, warum es Baron Levy für klug hielt, seine Rache an Mr.

Egerton, in der Form von Beileidsbezeugungen, vorläufig noch nicht auszuführen. Randal verwandte einen Theil seines Morgens auf Erkundigungen, was andere, in gleicher Lage wie er, befindliche Beamte zu thun gesonnen waren, und hörte zu seiner großen Genugthuung, daß sehr wenige ihre Plätze freiwillig aufzugeben gedachten. Wie Randal selbst gegen Egerton bemerkt hatte, stand ihnen höher, als ihr Vaterland – ihre Partei!

Randal's Posten war für ihn von großer Wichtigkeit; seine Obliegenheiten waren leicht, sein Gehalt nicht nur für seine eigenen Bedürfnisse weitaus zureichend, sondern auch zur Bestreitung von Ausgaben für die Erziehung Oliver's und seiner Schwester. Denn es ist meine Pflicht, dem jungen Manne in dieser Beziehung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen – so wenig Rücksicht er auf Seinesgleichen im Allgemeinen nahm, die Bande des Blutes waren in ihm mächtig, und er widerstand manchen, bei seinem Alter höchst verlockenden Versuchungen, um den unbehülflichen, ehrlichen Oliver und die krausköpfige hübsche Juliet einigermaßen zu seinem eigenen höheren Bildungsgrade empor zu ziehen. Man findet oft, daß Personen, welchen man mit Grund Knickerei und Gewissenlosigkeit vorwirft, in der Sorge für ihre Familie eine Entschuldigung für ihre Sünden an der Menschheit sehen. Selbst Richard III. wollte, wenn man den Chronikschreibern glauben darf, die Ermordung seiner Neffen mit der leidenschaftlichen Liebe zu seinem Sohne rechtfertigen. Mit dem Verluste dieser Stelle verlor Randal alle

Mittel für seinen Unterhalt, soweit ihn nicht Audley unterstützen konnte – und wenn nun Audley wirklich zu Grunde gerichtet war? Dazu hatte sich Randal auf seinem Bureau durch Tüchtigkeit und Fleiß heivorgethan. Es war eine Laufbahn, in welcher er es, wenn er sich der Politik enthielt, zu einer schönen Stellung und zu einem beträchtlichen Einkommen bringen konnte. So verzehrte er denn, sehr zufrieden mit dem, wie er hörte, von allen seinen Collegen gefaßten und auch mit sonstigen Vorgängen übereinstimmenden Entschlusse, sein Diner im Club mit gutem Appetit und viel christlicher Ergebung in den Sturz seines Gönners und ging dann nach Grosvenor Square in der Hoffnung, Audley zu Haus zu treffen. Hierin fand er sich auch nicht getäuscht und wurde sogleich in das Bibliothekzimmer gewiesen. Egerton hatte Besuch von drei Gentlemen: Lord L'Estrange und zwei Mitgliedern des nunmehr verewigten, nur noch dem Namen nach bestehenden Cabinets. Er war im Begriffe, sich zurückzuziehen, um dieses Conclave nicht zu stören, als ihm Egerton freundlich zurief:

»Kommen Sie herein, Leslie; ich sprach soeben von Ihnen.«

»Von mir, Sir?«

»Ja, von Ihnen und Ihrer Stelle. Ich frug Sir A– (auf einen der Minister deutend), ob es nicht anginge, daß ich Ihren Chef ersuche, schriftlich seine Ansicht über Ihre Talente auszusprechen, die, wie ich weiß, sehr günstig ist und Ihnen bei seinem Nachfolger zu Statten kommen könnte.«

»O Sir, zu einer solchen Zeit an mich zu denken!« rief Randal mit aufrichtiger Rührung.

»Aber,« fuhr Audley in seinem gewöhnlichen trockenen Tone fort, »Sir A– ist zu meiner Ueberraschung der Meinung, es würde sich für Sie besser schicken, Ihre Entlassung zu nehmen. Wenn nicht seine Gründe, die er noch nicht genannt hat, sehr gewichtig sind, so würde ich hiezu nicht rathen.«

»Meine Gründe,« sagte Sir A– mit amtlicher Förmlichkeit, »sind einfach diese: ich habe einen Neffen, der sich in ähnlicher Lage befindet; er wird seine Entlassung nehmen, als eine Sache, die sich von selbst versteht. Alle Inhaber öffentlicher Aemter, deren Verwandte oder nahe Bekannte eine hohe Staatswürde bekleideten, werden es so halten. Mr. Leslie wird es schwerlich angenehm sein, sich als einzige Ausnahme zu wissen.«

»Mr. Leslie ist kein Verwandter, nicht einmal ein naher Bekannter von mir,« erwiderte Egerton.

»Aber sein Name ist mit dem Ihrigen so verwoben, er hat so lange unter Ihrem Dache gelebt, ist in der Gesellschaft so zu Hause (und halten Sie es nicht für ein Compliment, wenn ich beifüge: wir setzen so große Hoffnungen auf ihn), daß es sich für ihn doch nicht wohl der Mühe lohnen dürfte, diesen ärmlichen Posten beizubehalten, welcher ihn noch dazu von einem Sitze im Parlament ausschließt.«

Sir A– war einer von jenen erschreckend reichen Männern, welchen bloße Rücksichten auf das tägliche Brod

ärmlich erscheinen. Aber ich muß beifügen, daß er voraussetzte, Egerton sei noch reicher als er selbst, und werde für Randal, dem Sir A– gewogen war, ausreichend sorgen; auch glaubte Sir A–, wenn Randal nicht dem Beispiele seines anerkannten Gönners folge, so könnte er in Egerton's Augen, obgleich dieser selbst abrieth, verlieren.

»Sie sehen, Leslie,« sagte Egerton, Randal's wohlüberlegter Antwort zuvorkommend, »daß Ihre Ehre in keiner Weise Noth leidet, wenn Sie bleiben, wo Sie sind; es ist eine reine Frage der Zweckmäßigkeit; ich will für Sie entscheiden; behalten Sie Ihre Stelle.«

Unglücklicher Weise war der andere Minister, der sich bisher schweigend verhalten hatte, ein literarisch gebildeter Mann. Unglücklicher Weise hatte er im Laufe dieses Gesprächs Randal Leslie's berühmte Flugschrift, welche auf dem Bibliothekische lag, in die Hand genommen; und indem er sie durchblätterte, vergegenwärtigte ihm sein nur zu treues Gedächtniß wieder den ganzen Geist und Inhalt dieser meisterhaften Arbeit, welche, in jeder Beziehung vom Parteistandpunkte aus geschrieben, das Verhalten der Regierung vertheidigte. Auch er war für Randal eingenommen; ja, mehr noch – er bewunderte den Verfasser dieser treffenden und wirkungsvollen Schrift. Er legte daher die vornehme Gleichgültigkeit, mit der ihn bis dahin das Geschick eines Subalternen erfüllt hatte, bei Seite und sagte mit einem milden und verbindlichen Lächeln: »Nein; der Schreiber dieser höchst gelungenen Abhandlung ist kein gewöhnlicher Beamter. Seine Ansichten sind hier zu kraftvoll entwickelt; diese feine

Ironie auf eben den Mann, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach der Chef seines Departements sein wird, hat zu großes Aufsehen erregt, um ihm das *sedet eternunque se debet* an einem Kanzleipulte zu gestatten. Ha, ha! Das ist vortrefflich! Lesen Sie es, L'Estrange. Was sagen Sie?«

Harley warf einen flüchtigen Blick auf die ihm bezeichnete Seite. Burley's ursprünglich schwülstige, rohe, aber sprechende Burleske sickerte durch Randal's mehr abgerundete Satyre hindurch. Es war in der That vortrefflich. Harley lächelte, und sein Blick fiel auf Randal. Das Gesicht des unglücklichen Diebes fremder Gedanken glühte – Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne. Harley haßte, wenn es geschah, gründlich; er liebte zu warm, um nicht auf der entgegengesetzten Seite sich zu verirren; aber er gehörte zu jenen Menschen, die den Haß vergessen, wenn der Gegenstand desselben elend und gedemüthigt ist. Er legte die Flugschrift weg und sagte:

»Ich bin kein Politiker; aber Egerton ist so bekannt für seine Aengstlichkeit und übergroße Gewissenhaftigkeit in allen Punkten dienstlicher Etiquette, daß Mr. Leslie keinem bessern Rathgeber folgen kann.«

»Lesen Sie dies selbst, Egerton,« sagte Sir B– und schob Audley die Flugschrift hin.

Egerton hatte eine dunkle Erinnerung, daß dieselbe Unheil bringend sein mußte; er hatte aber den Inhalt nur hastig überflogen und in diesem Augenblicke das Ganze

vergessen. Er nahm die berüchtigte Schrift mit widerstrebender Hand, las jedoch aufmerksam die ihm bezeichneten Seiten und sagte dann ernst und traurig: »Mr. Leslie, ich nehme meinen Rath zurück. Ich glaube, Sir Bhat Recht; der Edelmann, welchem diese beißende Satyre gilt, wird Chef Ihres Departements werden. Ich zweifle, ob er nicht Ihre Entlassung durchsetzen wird; keinesfalls ist wohl für Ihre Beförderung von ihm etwas zu erwarten. Unter solchen Umständen, fürchte ich, bleibt Ihnen keine Wahl, als« – Egerton hielt einen Augenblick inne und schloß dann mit einem Seufzer, welcher die Frage zu erledigen schien – »als zu handeln wie ein Gentleman!«

Nie fühlte Hans Cade, nie Wat Tyler einen tödtlicheren Haß gegen das Wort ›Gentleman‹ als in diesem Augenblick der wohlgeborene Leslie; aber er neigte das Haupt und erwiderte mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart:

»Sie sprechen meine eigenen Gesinnungen aus.«

»Du glaubst, wir haben Recht, Harley?« frug Egerton mit einer Unentschlossenheit, die alle Anwesenden überraschte.

»Ich glaube,« versetzte Harley mit einer beinahe allzu edelmüthigen Regung des Mitleids für Randal und andererseits doch wieder mit einem gewissen Doppelsinn in den Worten, »ich glaube, daß, wer Audley dient, nie dabei verlieren wird; und wenn Mr. Leslie diese Flugschrift geschrieben hat, so muß er Audley Egerton einen guten Dienst geleistet haben. Hat er dafür zu büßen, so können wir getrost die Entschädigung dafür Egerton überlassen.«

»Die Entschädigung ist mir längst geworden,« erwiderte Randal bescheiden; »und daß sich Mr. Egerton mein Schicksal so angelegen sein läßt in einer von Geschäften so in Anspruch genommenen Stunde, erfüllt mich mit einem Stolze, der –«

»Genug, Leslie, genug!« unterbrach ihn Egerton, indem er aufstand und die Hand seines Schützlings drückte. »Kommen Sie zu mir, ehe Sie zu Bette gehen.«

Hierauf erhoben sich auch die beiden andern Minister, schüttelten Leslie die Hand, versicherten ihn, er habe recht gehandelt, und sie hofften, ihn bald im Parlamen- te zu sehen; zugleich deuteten sie lächelnd an, wie das nächste Ministerium kein sehr langes Leben verspreche; und schließlich lud ihn der eine zu Tische und der andere zu einem achttägigen Besuche auf seinem Landsitze ein. Und mitten unter diesen Beglückwünschungen wegen eines Schrittes, der ihn zum Bettler machte, verließ der mit solcher Auszeichnung behandelte Flugschriftenschreiber das Zimmer. Wie verwünschte er den armen John Burley!

#### SIEBENZEHNTES KAPITEL.

Es war Mitternacht vorüber, als Audley Egerton Randal zu sich rufen ließ. Der Staatsmann war allein und, vor seinem großen Schreibtische mit vielen Fächern und Abtheilungen sitzend, damit beschäftigt, verschiedene Papiere und Briefe theils dem Papierkorbe, theils den Flammen, theils zwei großen eisernen Kisten mit Patentschlössern zu übergeben, die mit geöffneten Deckeln zu seinen Füßen standen. Fest, ernst und grimmig sahen sie aus,

als sie so die Ueberreste entschwundener Macht schweigend aufnahmen – fest, ernst und grimmig, wie das Grab. Audley erhob bei Randal's Eintritt den Blick, deutete auf einen Stuhl, setzte seine Beschäftigung noch einige Augenblick fort, wandte sich dann um, als könnte er sich nur mit Anstrengung von seiner Hauptleidenschaft, dem öffentlichen Leben, losreißen, und sagte dann in bedächtigem Tone:

»Ich weiß nicht, Randal Leslie, ob Sie es mir als unnöthige Vorsicht oder als muthwillige Lieblosigkeit auslegten, als ich Ihnen erklärte, Sie hätten von mir nie mehr zu erwarten, als die durch meine jeweilige Stellung ermöglichte Förderung Ihrer Laufbahn – nie eine Vermehrung Ihres Privatvermögens durch etwaige Acte der Freigebigkeit während meiner Lebzeiten oder durch testamentarische Verfügung auf den Fall meines Todes. Ich sehe an Ihrer Geberde, wie Ihre Antwort lauten würde, und danke Ihnen dafür. Jetzt theile ich Ihnen mit – vorläufig noch im Vertrauen, obgleich es der Welt nicht mehr lange verborgen bleiben kann – daß ich in unausgesetzter Sorge für das Wohl des Staates meine eigenen Angelegenheiten in einer Weise vernachlässigt habe, die gewissermaßen an jenen Mann erinnert, welcher sich von seinem Kapital eine bestimmte Summe für jeden Tag aussetzte, indem er daraus rechnete, gerade so lange zu leben, um damit fertig zu werden. Unglücklicher Weise lebte er zu lange.« Audley lächelte – aber das Lächeln war kalt, wie ein Sonnenstrahl auf dem Eis – und fuhr dann in dem früheren festen, gleichmäßigen Tone fort: »Auf die Aussichten, die

mich erwarten, bin ich vorbereitet; sie überraschen mich nicht. Längst schon wußte ich, wie dies enden mußte, wenn ich den Verlust meines Amtes überlebte. Ich wußte es, bevor Sie zu mir kamen, und deßhalb machte ich Ihnen jene Eröffnungen, indem ich es für Mannespflicht erachtete, Sie vor Hoffnungen zu warnen, zu welchen Sie sich sonst für berechtigt hätten halten können. Hierüber brauche ich nichts weiter zu sagen. Es mag Sie überraschen, vielleicht tadeln Sie es, daß ich, dem man in Führung der Staatsangelegenheiten Methode und Praxis zuschreibt, in meinen eigenen so unvorsichtig gewesen bin.«

»O Sir! Sie sind mir keine Rechenschaft schuldig.«

»Ihnen zum mindesten so gut, wie jedem Andern. Ich bin ein einsamer Mann; meine wenigen Verwandten brauchen nichts von mir. Ich hatte das Recht, das, was ich besaß, nach Belieben auszugeben; und wenn ich hierbei jede Rücksicht auf meine eigene Person ausschloß, so ist doch wenigstens die Wirkung auf Andere keine verlorene zu nennen. Seit Jahren ist es mein Bestreben gewesen, kein Privatleben zu haben – die Sorgen, Freuden, Neigungen, welche es mit sich bringt, von mir ferne zu halten; und die Pflichten, die es auferlegt, existirten nicht für mich. – Das wäre abgemacht.«

Mechanisch schloß die Hand des Ministers den Deckel einer der eisernen Kisten, und er ließ seinen Fuß auf dem geschlossenen Deckel ruhen.

»Nun ist es mir aber,« fuhr er fort, »nicht gelungen, Ihre Laufbahn zu fördern. Wahr, ich stellte Ihnen vor, daß

Sie in eine Lotterie setzen; allein, Sie hatten mehr Aussicht auf einen Treffer, als auf eine Niete. Gleichwohl haben Sie eine Niete gezogen, und die Frage wird ernst. Was gedenken Sie zu thun?«

Schnell besonnen versetzte Randal:

»Noch immer, Sir, Ihrem Rathe zu folgen.«

»Mein Rath,« sagte Audley, und seine Züge wurden weicher, »wäre vielleicht rauh und unschmackhaft. Ich möchte Ihnen lieber eine Wahl lassen. Entweder fangen Sie das Leben noch ein Mal von vorne an. Ich sagte Ihnen, daß ich Ihren Namen auf der Liste Ihres Collegs nicht streichen lassen würde. Sie können zurückkehren, einen Grad erwerben und dann Advokat werden – Sie besitzen gerade diejenigen Talente, welche in diesem Berufe einen Erfolg versprechen. Er wird allerdings langsam, aber, bei der nöthigen Ausdauer, sicher kommen. Und glauben Sie mir, Leslie, Ehrgeiz ist nur süß, so lange er eine Umschweifung für ›Hoffnung‹ ist. Wer wollte sich um den Pelz eines Fuchses kümmern, wenn er nicht durch die Aufregung der Jagd zu einem Preise erhoben würde?«

»Nach Oxford – wieder? Das ist ein langer Schritt rückwärts im Leben,« sagte Randal beklommen, ohne die bei Egerton ungewohnte Ausschmückung seiner Rede mit Bildern sonderlich zu beachten. »Ein langer Schritt rückwärts – und wohin führt er? Zu einem Berufe, in welchem man sich nicht eher emporzubringen beginnt, als bis das Haar grau ist! Ueberdies – wie inzwischen leben?«

»Dieser Gedanke darf Sie nicht beunruhigen. Das bescheidene Einkommen, welches zu dem Studium der Advokatur hinreicht, hoffe ich Ihnen wenigstens aus den Trümmern meines Vermögens zu retten.«

»Ach, Sir, ich möchte Ihnen nicht länger lästig fallen. Welches Recht habe ich auf solche Güte, als den Namen Leslie?« Und wider seinen Willen klang durch Randal's letzte Worte ein Ton von Bitterkeit, ja sogar feinen Vorwurfs. Egerton war zu sehr Weltmann, um nicht diesen Vorwurf zu verstehen – und zu verzeihen.

»Gewiß,« antwortete er ruhig; »als einem Leslie kommt Ihnen ein Anspruch auf meine Berücksichtigung, und käme Ihnen ein solcher vielleicht auf noch mehr zu, wenn ich Sie nicht so bestimmt auf das Gegentheil hingewiesen hätte. Aber die Advokatur scheint Ihnen nicht zu gefallen?«

»Wie lautet der andere Vorschlag, Sir? Lassen Sie mich entscheiden, wenn ich ihn höre,« versetzte Randal verdrießlich. Er begann die Achtung vor dem Manne zu verlieren, der zugestand, daß er so wenig für ihn thun könne, und der ihm augenscheinlich anempfahl, auf eigenen Füßen zu stehen.

Hätte man in das umdüsterte Herz Egerton's einen Blick werfen können, als er den veränderten Ton des jungen Mannes bemerkte, ich weiß nicht, ob man dort Schmerz oder Freude gesehen hätte – Schmerz, denn in Folge der Macht der Gewohnheiten hatte Zuneigung für Randal bereits bei ihm Wurzel gefaßt – oder Freude bei

dem Gedanken, einen Grund für Entziehung dieser Zu-  
neigung zu bekommen. So einsam und stoisch war der  
Mann geworden, der es sich zur Aufgabe gemacht hat-  
te, kein Privatleben zu haben! Ohne jedoch Freude oder  
Schmerz zu zeigen, sondern mit der ruhigen Würde eines  
Richters antwortete Egerton:

»Der andere Vorschlag lautet, die begonnene Laufbahn  
fortzusetzen und noch immer auf mich zu bauen.«

»Sir, mein theurer Mr. Egerton,« rief Randal, der auf  
einmal seine gewohnte Sanftmuth in Blick und Stimme  
wieder fand, »auf Sie bauen! Aber das ist ja alles, um  
was ich bitte! Nur –«

»Nur, wollen Sie sagen, kehre ich der Macht den  
Rücken, und Sie sehen für mich keine Aussicht, sie wie-  
der zu gewinnen?«

»Das meinte ich nicht.«

»Gestatten Sie mir, anzunehmen, daß Sie es so mein-  
ten. Sehr wahr; aber die Partei, welcher ich angehöre,  
wird so sicher wieder an's Ruder gelangen, als der Pendel  
dieser Uhr dem Mechanismus gehorcht, welcher ihn von  
links nach rechts bewegt. Unsere Nachfolger behaupten,  
ihr Amt einer populären Frage zu verdanken. Alle Ver-  
waltungen, welche dies thun, müssen nothwendig von  
kurzer Dauer sein. Entweder gehen sie nicht weit genug,  
um ihren jeweiligen Anhang zufrieden zu stellen, oder sie  
gehen so weit, daß sie sich neue Feinde in ihren Neben-  
buhlern schaffen, welche ihnen die Volksgunst abwen-  
dig machen. Dies ist die Geschichte aller Revolutionen

und aller Reformen. Unser eigenes Kabinet ist in Wirklichkeit nur gestürzt worden, weil es vor einem Jahre eine sogenannte populäre Maßregel, welche uns die Hälfte unserer Freunde kostete, durchgesetzt und in diesem Jahre eine andere populäre Maßregel nicht eingebracht hat, um deren Willen uns jetzt dieselben Männer, welche uns damals mit Beifall überschütteten, verdrängen. Mögen deßhalb unsere Nachfolger handeln, wie sie wollen, so wird uns in Gemäßheit des Gesetzes der Gegenwirkung noch Gelegenheit werden, unsere Macht zu erproben. Es ist nur eine Frage der Zeit. Sie können es abwarten; ob ich, ist ungewiß. Aber wenn ich sterbe, ehe dieser Tag anbricht, so bleibt mir bei den Männern, an die ich mein Amt abgeben werde, immer noch Einfluß genug, um das Versprechen einer besseren Versorgung für Sie zu erhalten, als diejenige ist, welche Sie verloren haben. Die Versprechungen öffentlicher Männer sind sprichwörtlich unsicher. Allein ich werde Ihre Sache einem Manne an's Herz legen, der nie einen Freund im Stiche ließ, und den sein Rang befähigt, dafür zu sorgen, daß Ihnen Gerechtigkeit wird. Ich spreche von Lord L'Estrange.«

»O, nicht ihm; er ist ungerecht gegen mich; er ist gegen mich eingenommen; er –«

»Mag immerhin gegen Sie eingenommen sein (er hat seine Launen), aber er liebt mich; und obgleich ich für kein anderes menschliches Wesen Harley L'Estrange um eine Gunst bitten möchte, so will ich es doch für Sie thun,« sagte Egerton, zum ersten Male während dieser Unterredung eine sichtliche Bewegung verrathend, »für

Sie, mein lieber Leslie, einen, wenn auch noch so entfernten, Verwandten von ihr, von welcher ich mein Vermögen bekam! Und ungeachtet aller meiner Vorsicht habe ich vielleicht doch durch Vergeudung dieses Vermögens Ihnen ein Unrecht zugefügt. Genug. Vor Ihnen liegen jetzt zwei Wege, gerade wie von Anfang an; aber Sie haben jetzt mehr Erfahrung, um eine Wahl zu treffen. Sie sind ein Mann, mit einem gescheidteren Kopf, als die meisten Männer; überlegen Sie es wohl, und fassen Sie Ihren Entschluß. Nun zu Bette, und verschieben Sie alles weitere Denken auf morgen. Armer Randal, Sie sehen blaß aus!«

Als Audley die letzten Worte sprach, legte er seine Hand mit beinahe väterlicher Güte auf Randal's Schulter; dann richtete er sich plötzlich in die Höhe; der harte, unbeugsame Ausdruck, welcher seit Jahren diesen Zügen aufgedrückt war, kehrte zurück, und sich wegwendend vertiefte er sich von Neuem in das öffentliche Leben und in die eiserne Kiste.

#### ACHTZEHNTE KAPITEL.

Am andern Tage fand sich Randal Leslie zu früher Stunde in dem üppig ausgestatteten Arbeitszimmer des Baron Levy ein. Wie unähnlich der kalten, dorischen Einfachheit in der Bibliothek des Staatsmannes! Drei Zoll dicke Axminster-Teppiche, *portières à la française* vor den Thüren, Pariser Bronzefiguren auf dem Kamine; rings herum im Zimmer Behälter mit Registern, Postobits, Wechseln, Zahlungsversprechungen und Japankästchen, wie sie Advokaten besitzen, auf welchen mancher edle

Name in großen weißen Buchstaben geschrieben stand – »den Ruin pomphaft zu machen« – lauter Gräber dahingegangener Erbgüter, mit Rosenholz eingelegt, das von französischer Politur glänzte und von Ormolu leuchtete. Ueber das ganze Gemach war eine Koketterie, ein *petit maître*-Anstrich ausgegossen, so daß man im Leben nicht daran dachte, man befinde sich bei einem Wucherer! Plutus trug die Farben seines Feindes Cupido; und wer hätte einen Harpagon in diesem Baron vermuthet mit seinem leichten französischen *mon cher* und seinen weißen warmen Händen, die den Besuch so treuherzig willkommen hießen, und mit seinem gewählten Anzuge schon am frühesten Morgen? Nie sah Jemand diesen Baron in Schlafrock und Pantoffeln. Wie man sich einen der alten (nicht halb so fürchterlichen) Feudal-Barone stets in einem Panzerhemd vorstellt, so war der Gedanke an diesen großen Freibeuter der Civilisation unzertrennlich von Glanzstiefeln und einer Camelia im Knopfloche.

»Und dies ist alles, was er für Sie thut?« rief der Baron, die Spitzen seiner zehn schmalen Finger zusammenpressend. »Hätte er Sie wenigstens Ihre Studien in Oxford abschließen lassen! Ich habe genug von Ihrer Gelehrsamkeit gehört, um zu wissen, daß Sie hohe Ehren davongetragen, jedenfalls ein Stipendium erlangt, mit Befriedigung einen Beruf, der lange und mühsame Arbeit erfordert, ergriffen und sich vorbereitet hätten, auf dem Woll sack zu sterben.«

»Er schlägt mir jetzt vor, wieder nach Oxford zu gehen,« sagte Randal, »zu spät ist es nicht!«

»A ja, es ist zu spät,« sagte der Baron. »Weder Individuen, noch Nationen gehen aus eigenem Antrieb rückwärts. Es muß ein Erdbeben kommen, ehe der Fluß zu seiner Quelle zurückfließt.«

»Sie sprechen gut,« erwiderte Randal, »und ich kann Ihnen nichts erwidern. Aber jetzt –«

»Ah, das *Jetzt* ist die große Frage im Leben; das *Einst* ist veraltet, abgenützt, aus der Mode. Und *jetzt, mon cher*, kommen Sie, mich um Rath zu fragen?«

»Nein, Baron; ich komme, Sie um Aufklärung zu bitten.«

»Wegen –?«

»Ich wünschte zu wissen, warum Sie mir von Mr. Egerton's Ruin erzählten; warum Sie mir von den Ländereien erzählten, die Mr. Thornhill zu verkaufen beabsichtigt; und warum Sie mir von Graf Peschiera erzählten. Sie berührten jedes dieser Themas innerhalb zehn Minuten – Sie vergaßen, über den Zusammenhang zwischen denselben etwas zu sagen.«

»Beim Jupiter,« sagte der Baron, sich erhebend, und mit mehr Bewunderung in seinem Gesicht, als man diesem lächelnden und cynischen Gesichte zugetraut hätte – beim Jupiter, Randal Leslie, Ihre Schlaueit ist wirklich wundervoll. Sie sind wahrhaftig der erste aller jungen Männer Ihrer Zeit; und ich will Ihnen helfen, wie ich Audley Egerton geholfen habe. Vielleicht sind Sie dankbarer.«

Randal dachte an den Ruin Egerton's. Die von dem Baron gezogene Parallele war keineswegs geeignet, ihm die

seltene Begeisterung der Dankbarkeit einzuflößen. Indessen begnügte er sich, zu erwidern:

»Bitte, fahren Sie fort, ich höre Ihnen mit Spannung zu.«

»Nun denn, was die Politik betrifft,« sagte der Baron, »so wollen wir diesen Punkt später besprechen. Ich selbst will noch zuwarten, um zu sehen, wie sich diese neuen Männer anlassen. Vor allem kommen Ihre Privatverhältnisse in Betracht. Sie sollten diese alten Leslie'schen Ländereien kaufen – Rood und Dulmansberry – nur zwanzigtausend Pfund baar; der Rest kann als Hypothek für ewige Zeiten stehen bleiben – oder wenigstens bis ich Ihnen eine reiche Frau finde, wie ich sie auch für Egerton fand. Thornhill braucht die zwanzigtausend Pfund jetzt – braucht sie sehr nöthig.«

»Und woher,« sagte Randal mit einem ehernen Lächeln, »sollen die zwanzigtausend Pfund kommen, die Sie mir zuschreiben?«

»Zehntausend werden Ihnen an dem Tage zukommen, an welchem Graf Peschiera mit Ihrem hülfreichen Beistande die Tochter seines Verwandten heirathet – die anderen zehntausend will ich Ihnen leihen. Keine Bedenklichkeiten – ich werde nichts riskiren – die Ländereien können diese weitere Last tragen. Was sagen Sie – soll es so sein?«

»Zehntausend Pfund von Graf Peschiera?« sagte Randal, tief Athem holend. »Das kann nicht Ihr Ernst sein?

Eine solche Summe – wofür? Für meine bloße Mittheilung? Wie sonst kann ich ihm helfen? Dahinter muß eine Täuschung, ein Betrug stecken.«

»Mein lieber Junge,« versetzte Levy, »ich will Ihnen einen Wink gehen. Man kann im Leben auch allzu mißtrauisch sein. Wenn Sie einen Fehler haben, so ist es dieser. Die Mittheilung, auf die Sie anspielen, ist natürlich der erste Beistand, den Sie zu leisten haben. Vielleicht wird noch mehr nöthig – vielleicht nicht. Darüber werden Sie selbst urtheilen, da die zehntausend Pfund von besagter Heirath nicht zu trennen sind.«

»Mißtrauisch oder nicht,« entgegnete Randal, »der Betrag der Summe ist mir zu unwahrscheinlich und die Sicherheit zu schlecht, um auf diesen Vorschlag zu hören, selbst wenn ich mich dazu hergeben könnte –«

»Halt, *mon cher*. Das Geschäftliche zuerst – hernach die Bedenklichkeiten. Die Sicherheit zu schlecht – welche Sicherheit?«

»Das Wort des Grafen di Peschiera.«

»Es hat nichts damit zu thun – er braucht nichts davon zu wissen. Es ist *mein* Wort, das Sie anzweifeln. *Ich* bin Ihre Sicherheit.«

Randal dachte an jenes trockene Witzwort bei Gibbon: »Abu Rafe sagt, er wolle diese Thatsache bezeugen, aber wer will Zeuge für Abu Rafe sein?« Er blieb jedoch stumm und haftete nur die dunkeln, beobachtenden Augen mit den vorsichtig zusammengezogenen Pupillen auf Levy.

»Die Sache ist einfach folgende,« nahm Levy wieder auf. »Graf di Peschiera hat versprochen, seiner Schwester eine Mitgift von zwanzigtausend Pfund auszubezahlen, wenn er das Geld dazu flüssig hat. Flüssig bekommen kann er es nur durch die Heirath, von welcher wir reden. Ich meinerseits, der ich seine Geschäfte in England für ihn besorge, habe versprochen, gegen die erwähnte Summe von zwanzigtausend Pfund die Ausgaben für diese Heirath zu decken und die Sache mit Madame di Negra in's Reine zu bringen. Obgleich nun Peschiera ein sehr freigebiger, warmherziger Bursche ist, so will ich doch nicht behaupten, daß er eine so bedeutende Summe als Mitgift seiner Schwester genannt hätte, wenn er sie ihr nicht, strenge genommen, schulden würde. Sie ist der Betrag ihres eigenen Vermögens, welches er durch gewisse, nicht eben gesetzmäßige Verabredungen mit ihrem verstorbenen Gatten in seinen Besitz gebracht hat. Wenn Madame di Negra den Rechtsweg betreten würde, so könnte sie es zurück erlangen. Ich habe ihr dies auseinander gesetzt, und Sie begreifen jetzt wohl, wie jene Summe entstanden ist. Aber ich habe Madame di Negra's Schulden aufgekauft, deßgleichen diejenigen des jungen Hazeldean (denn eine Verbindung zwischen diesen Beiden gehört zu einem Theil unserer Vorkehrungen). Ich werde Peschiera und diesen vortrefflichen jungen Leuten eine Rechnung vorlegen, welche die vollen zwanzigtausend Pfund verschlingen wird. Diese Summe wird in meine Hände kommen. Wenn ich die Ansprüche daran mit der Hälfte des Betrags abfinde, wozu ich ein Recht

habe, indem ich mich zum einzigen Gläubiger mache, so bleibt noch die andere Hälfte übrig. Und wenn es mir gefällt, sie Ihnen zu geben, als Gegenleistung für die Dienste, welche Peschiera ein fürstliches Vermögen zubringen, die Schulden seiner Schwester berichtige und ihr in der Person meines hoffnungsvollen jungen Clienten, Mr. Hazeldean, einen Gatten verschaffe, so geht das alles einzig und allein mich an – alle Parthien sind zufrieden, und Niemand braucht deßhalb viel klüger zu werden. Die Summe ist bedeutend, kein Zweifel; es convenirt mir, sie Ihnen zu geben: convenirt es Ihnen, sie anzunehmen?«

Randal befand sich in großer Aufregung; allein so nichtswürdig er war und so systematisch er sich an den Gedanken, Andere nur als Werkzeuge seiner eigenen Interessen zu betrachten, gewöhnt hatte, so ist doch bei Allen, die nicht in wirklichem Verbrechen verhärtet sind, immer noch eine weite Kluft zwischen Denken und Ausführen; und obgleich er sich nicht lange besonnen hätte, seinen Scharfsinn und seine Schlaueit jenem moralischen Betrüge dienstbar zu machen, den man mit dem milden Ausdruck ›Ueberlisten‹ bezeichnet, so schrak er doch vor einem so nackten und offenen Bestechungsversuche für eine Handlung des Verraths an dem armen Italiener, der ihm so edelmüthig vertraut hatte, zurück. Er wollte alle seine Kraft zu einem ablehnenden Bescheid zusammen nehmen, als Levy seine Briefftasche öffnete, die Notizen darin durchflog und, scheinbar zu sich selbst, sagte:

»Rood Manor – Dulmansberry, an die Thornhills verkauft von Sir Gilbert Leslie, Ritter der Grafschaft; gegenwärtiger Reinertrag geschätzt zu zweitausend zweihundert und fünfzig Pfund sieben Schillinge. Der beste Kauf, der mir je vorgekommen ist. Und mit diesen Gütern in Händen und mit Ihren Talenten, Leslie, sehe ich nicht ein, warum Sie nicht höher steigen sollten, als Audley Egerton. Er war einst ärmer, als Sie!«

Die alten Leslie-Ländereien – ein entschiedenes Gewicht in der Grafschaft – die Wiederherstellung der heruntergekommenen Familie; und auf der andern Seite entweder langes Abschaffen im Gerichtssaale – eine knappe Unterstützung von Egerton's Großmuth – die Jugend seiner Schwester in dem schmutzigen, traurigen Rood verkümmern – Oliver verbauert! – oder eines Bettlers Abhängigkeit von dem verachtungsvollen Mitleid Harley L'Estrange's – Harley's, der ihm seine Hand verweigert hatte – Harley's, der vielleicht Violanten's Gatte wurde! Wuth faßte ihn, als diese entgegengesetzten Bilder an ihm vorüberzogen. Verwirrt ging er auf und ab, indem er sich bestrebte, seine Gedanken wieder zu sammeln und die Leidenschaften des menschlichen Herzens dem reinen Mechanismus des berechnenden Verstandes zu unterwerfen.

»Ich begreife nicht,« sagte er abgebrochen, »warum Sie mich in dieser Weise versuchen – welches Interesse haben Sie dabei?«

Baron Levy lächelte und machte seine Briefftasche zu. Von diesem Augenblick an sah er, daß der Sieg gewonnen war.

»Mein lieber Junge,« sagte er mit der liebenswürdigsten Bonhomie, »es ist sehr natürlich, daß Sie vermuthen, ein Mann müsse in Allem, was er für einen Andern thut, ein persönliches Interesse haben. Ich glaube, diese Ansicht von der menschlichen Natur nennt man Nützlichkeits-Philosophie – sie ist gegenwärtig sehr in der Mode. Versuchen wir, Ihnen die Sache zu erklären. Ich werde in derselben nicht zu kurz kommen. Sie können allerdings sagen, wenn ich Ansprüche im Betrage von zwanzigtausend Pfund befriedige, so könnte ich den Ueberschuß in meine eigene Tasche stecken, statt in die Ihrige. Zugegeben. Allein ich werde die zwanzigtausend Pfund nicht eher sehen und Madame di Negra's Schulden nicht eher bezahlen (wie immer ich es mit denjenigen Hazeldean's halten mag), als bis der Graf diese Erbin bekommt. Hier können Sie mir behülflich sein. Ich brauche Sie; und ich glaube nicht, daß ich Sie mit einem geringern Anerbieten, als dem von mir gemachten, gewinnen könnte. Ich werde mir die zehntausend Pfund bald zurück verschaffen, wenn der Graf sich der jungen Dame und ihres Vermögens versichert hat. Kurz – ich gehe hier meinem eigenen Interesse nach. Verlangen Sie weitere Gründe – Sie sollen sie haben. Ich bin jetzt ein sehr reicher Mann. Wie bin ich es geworden? Dadurch, daß ich von Anfang an mich an Personen anschloß, welche in

Folge ihres Vermögens oder ihrer Talente Aussichten eröffneten. Ich habe in der Gesellschaft Verbindungen angeknüpft, und die Gesellschaft hat mich reich gemacht. Ich habe noch immer eine Leidenschaft für Gelderwerb. *Que voulez-vous?* Es ist mein Beruf, mein Steckenpferd. Es wird mir in tausend Fällen von Nutzen sein, unter meine Freunde einen jungen Mann zu rechnen, der Einfluß hat auf andere junge Männer, Erben von etwas Besserm, als Rood Hall. Vielleicht glückt es Ihnen im öffentlichen Leben. Ein Mann des öffentlichen Lebens erfährt vielleicht Staatsgeheimnisse, welche für Jemand, der ein wenig in den Fonds pfuscht, sehr vortheilhaft sind. Wir können uns vielleicht später zu einem Geschäft associiren, welches Sie in den Stand setzt, alle Hypotheken von den Ländereien abzulösen, zu deren belastetem Besitze ich Ihnen bald Glück wünschen werde. Sie sehen, ich bin offen; es ist der einzige Weg, mit einem so gescheidten Burschen, wie Sie, zu einem Abschluß zu kommen. Und da es am besten ist, in einem Brunnen, aus welchem wir zu trinken entschlossen sind, den Schlamm möglichst wenig aufzuwühlen, so lassen Sie uns von jetzt an nichts Weiteres denken, als an die Erreichung unseres Zweckes. Wollen Sie Peschiera sagen, wo die junge Dame ist, oder soll ich es thun? Besser, Sie thun es; Grund genug dafür, daß er Ihnen seine Hoffnung anvertraut und Sie gebeten hat, ihm zu helfen; warum sollten Sie also nicht? Kein Wort gegen ihn über unser kleines Abkommen, er

braucht es nicht zu erfahren. Sie brauchen keine Ungelegenheit davon zu haben.« Levy klingelte. »Mein Wagen soll vorfahren.«

Randal machte keine Einwendungen. Er war todesblaß, aber auf seinen dünnen, blutlosen Lippen lag ein finsterer Ausdruck festen Willens.

»Das Nächste,« nahm Levy wieder auf, »ist, die Verbindung zwischen Frank und der schönen Wittwe zu beschleunigen. Wie steht es damit?«

»Sie will mich nicht sehen – ihn nicht empfangen.«

»Ah, erkunden Sie, warum! Und wenn Sie irgendwo einen Haken finden, so lassen Sie es mich sofort wissen; ich will ihn bald entfernen.«

»Hat Hazeldean in das *post-obit* eingewilligt?«

»Noch nicht; ich habe es nicht dringlich gemacht; ich warte den rechten Augenblick ab, wenn es nöthig ist.«

»Es wird nöthig sein.«

»Ah, Sie wünschen es. Es soll geschehen.«

Randal Leslie schritt von Neuem im Zimmer auf und ab, und nachdem er mit sich selbst zu Rathe gegangen, trat er dicht vor den Baron hin und sagte:

»Hören Sie mich, Sir. Ich bin arm und ehrgeizig; Sie haben mich im rechten Moment und mit der rechten Lockspeise versucht. Ich ergebe mich. Aber welche Bürgschaft habe ich, daß unter der verabredeten Bedingung das Geld bezahlt – die Ländereien mein werden?«

»Ehe wir etwas fest machen,« versetzte der Baron, »gehen Sie und erkundigen Sie sich über meinen Charakter bei einem Ihrer jungen Freunde, Borrowwell, Spendquick

– bei wem Sie wollen. Sie werden über mich losziehen, natürlich: aber Alle werden mir bezeugen, daß, wenn ich mein Wort verpfände, ich es halte; wenn ich sage: »*mon cher* Sie sollen das Geld haben,« ist es so gut wie gegeben; wenn ich sage: »ich verlängere Ihren Wechsel auf sechs Monate,« so ist er verlängert. Dies ist meine Geschäftsbehandlung. Mein Wort ist jeder Zeit für mich bindend. In gegenwärtigem Falle, wo kein schriftliches Uebereinkommen getroffen werden kann, muß Ihnen mein Wort genügen. Gehen Sie also, verschaffen Sie sich Beruhigung wegen Ihrer Sicherheit und speisen Sie um acht Uhr bei mir. Nachher wollen wir zu Peschiera.«

»Ja,« sagte Randal, »ich will es mir jedenfalls heute noch überlegen. Inzwischen sage ich Ihnen so viel, daß ich mir die Beschaffenheit der vorgeschlagenen Uebereinkunft nicht verberge, daß ich aber, sobald ich einmal zu etwas entschlossen bin, es durchführe. Meine einzige Rechtfertigung vor mir selbst ist, daß, wenn ich hier mit falschen Würfeln spiele, es um einen Einsatz geschieht, dessen Größe, gewinne ich ihn, das Schmäßliche des Spiels ausgleichen wird. Nicht diese Summe Geldes ist es, wofür ich mich verkaufe, sondern das, wozu mir diese Summe verhelfen wird. Und bei der Heirath des jungen Hazeldean mit der Italienerin habe ich ein anderes, vielleicht noch wichtigeres Interesse. Ich habe in letzter Zeit darüber geträumt – jetzt bin ich dazu erwacht. Bringen Sie diese Heirath zu Stande, lassen Sie sich das *post-obit* von Hazeldean geben, und wie es auch mit dem zunächstliegenden Plane, für welchen Sie meine Dienste

suchen, gehen mag, zählen Sie auf meine Dankbarkeit, und seien Sie überzeugt, daß Sie mich in den Stand gesetzt haben werden, meine Dankbarkeit nutzbringend zu machen. Um acht Uhr werde ich bei Ihnen sein.«

Randal verließ das Zimmer.

Der Baron blieb nachdenkend sitzen. »Es ist wahr,« sagte er zu sich selbst, »dieser junge Mann besitzt die nächste Anwartschaft auf die Hazeldean'schen Güter, wenn sich Frank seines Vaters Mißfallen in einer Weise zuzieht, daß er sein Erbe verliert; dies muß die Absicht des klugen Jungen sein. Gut, auf die Länge der Zeit werde ich wohl aus ihm so viel oder mehr machen, als aus dem Verschwender Frank. Frank's Fehler sind die der Jugend. Er wird sich bessern und einschränken. Aber *dieser* Mann! Nein, *ihn* habe ich für's Leben. Und sollte ihm dieser Plan fehlschlagen und er nur jenes belastete Eigenthum sein nennen – ein Gutsbesitzer bis über die Ohren in Pfandschulden – ja, er ist mein Sklave, und ich kann ihn fallen lassen, sobald ich will, wenn er sich als unbrauchbar erweist; nein, ich riskire nichts. Und wenn dem so wäre – wenn ich zehntausend Pfund verlöre – was dann? Ich kann sie der Rache opfern! Opfern für die Wollust, Audley Egerton dem Mangel und Untergang Preis gegeben zu sehen, verlassen in der Stunde der Noth von demjenigen, der sein Brod gegessen, wie er von seinem letzten Jugendfreunde verlassen sein wird, wenn es *mir* genehm ist – mir, den er einen ›Schurken‹ genannt hat, und den er –«

Levy's Selbstgespräch verstummte, denn der Diener trat ein, den Wagen zu melden. Und der Baron strich rasch mit der Hand über sein Gesicht, als wollte er alle Spuren der Leidenschaft wegwischen, welche dessen lächelnde Frechheit verzerrten. Und als er Rock und Handschuhe nahm, und in den Spiegel sah, waren die Züge des fashionablen Wucherers wieder so glänzend, wie seine Stiefel.

### NEUNZEHNTES KAPITEL.

Wenn sich ein gescheidter Mann zu einer niederträchtigen Handlung entschließt, so eilt er, durch das Mittel seines Verstandes das Gefühl seiner Niederträchtigkeit los zu werden. Mit mehr als gewöhnlichem Eifer verwendete Randal die nächsten Stunden auf Erkundigungen, in wie weit Baron Levy das Zeugniß verdiene, dessen er sich rühmte, und in wie weit sein Wort für ihn bindend sein dürfte. Er verfügte sich zu jungen Leuten, denen er ein besseres Urtheil hierüber zutraute, als Spendquick und Borrowwell – junge Leute, die jenem fröhlichen Monarchen glichen, in so fern

›Sie nicht ein thöricht' Wort gesprochen  
Und niemals etwas Klug's gethan.‹

Solche junge Leute gibt es viele in London – streng und tüchtig in allem, nur nicht in ihren eigenen Angelegenheiten. Niemand kennt die Welt besser und beurtheilt einen Charakter richtiger, als ein halbverarmter *roué*. Alle

diese sprachen sich über Baron Levy so ziemlich in gleicher Weise aus: man machte sich lustig über sein Bemühen, den Stutzer zu spielen, aber man achtete ihn als sehr verlässlichen Geschäftsmann und hatte ihn sogar gerne als eine freundschaftlich entgegenkommende Spielart aus der Sippe des Sir Epikur Mammon. »Kurz,« sagte einer dieser erfahrenen Schiedsrichter, »er ist der beste Bursche, den es gibt – für einen Geldverleiher! Sie können sich vollständig auf das verlassen, was er verspricht, und er ist im Allgemeinen sehr schonend und nachsichtig gegen *uns* aus der guten Gesellschaft – vielleicht aus demselben Grunde, aus welchem es unsere Schneider sind: Einen von uns in den Schuldthurm zu schicken, würde seiner Kundschaft schaden. Seine Schwäche ist, für einen Gentleman gehalten zu werden. »Ich glaube, so sehr er zweifelsohne das Geld liebt, er würde lieber die Hälfte seines Vermögens hingeben, als etwas thun, was uns berechtigen konnte, ihn zu ignoriren. Er bewilligt Lord S– eine jährliche Pension von dreihundert Pfund. Ganz richtig; er war zwanzig Jahre lang sein Geschäftsführer und vorher gehörte zu den vermöglichen Leuten und hatte fünfzehntausend jährlich zu verzehren. Er hat auch manchem gescheidten jungen Manne vorwärts geholfen; – der beste Erbgüterhändler, der mir vorkam. Er hat gerne Freunde im Parlamente. Im Grunde ist er natürlich ein Spitzbube; wenn man aber einen Spitzbuben braucht, so kann man keinen lebenswürdigeren finden. Ich möchte ihn auf der französischen Bühne sehen – als

Macaire im Glücke. Le Maitre könnte ihn nach dem Leben copiren.«

Nachdem Randal die Auskunft, welche ihm in den fashionableren Kreisen geworden war, mit seinem gewöhnlichen Takt einer genauern Prüfung unterzogen hatte, wandte er sich an eine weniger vornehme Quelle, der er jedoch mehr Bedeutung beilegte. Dick Avenel verkehrte mit dem Baron – Dick Avenel mußte in seinen Krallen sein. Nun ließ Randal der praktischen Schlaueit dieses Gentlemans Gerechtigkeit widerfahren. Ueberdies war Avenel vermöge seines Berufes ein Geschäftsmann. Er mußte von Levy mehr wissen, als jene Männer, die nur ihrem Vergnügen lebten; und da er kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegte und allem nach ehrlich war, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, so zweifelte Randal nicht, daß er aus ihm die Wahrheit herausbringen werde.

Als Randal in Eaton Square angelangt war und nach Mr. Avenel frug, wurde er sofort in das Besuchzimmer gewiesen. Das Gemach verrieth keinen so guten, soliden kaufmännischen Geschmack, wie Avenel's bescheidenere Junggesellenwohnung in Screwstown. Jetzt, war der Ehrenwerthen Mrs. Avenel Geschmack maßgebend, und, die Wahrheit zu sagen, konnte kein Geschmack schlechter sein. Möbel aus allen Zeitaltern in buntem Durcheinander zusammengestellt – hier ein Sopha *à la renaissance* in Gobbelin – dort eine Rosenholz-Console von Gillow – ein nachgemachter hoher Elisabethstuhl aus schwarzem Eichenholz neben einem modernen Florentinertisch mit Marmor, womit Alle Arten von Farben im

Zimmer und lauter Farben, die sich gegenseitig wehe thaten. Sehr schlechte Copien weltberühmter Gemälde in den prächtigsten Rahmen und, ohne sich zu schämen, die Namen ihrer gemordeten Originale tragend: ›Raphael‹ ›Correggio‹ ›Titian‹ ›Sebastian del Piombino‹. Aber alles das hatte viel Geld gekostet und sollte demgemäß bewundert werden. Mrs. Avenel saß auf ihrem Sopha à la renaissance, mit einem ihrer Kinder zu ihren Füßen, welches damit beschäftigt war, einen neuen Kalender, in carmesinrothe Seide gebunden, zu lesen. Mrs. Avenel saß da, als sollte sie eben portrairt werden.

Die vornehme Gesellschaft ist, wenn es sich darum handelt, ob Jemand ausgenommen werden soll oder nicht, sehr launisch. Viele sehr gemeine Personen haben in der *beau monde* festen Fuß gefaßt; Andere mit allen Ansprüchen der Geburt, des Vermögens u. s. w. werden entweder strenge ausgeschlossen, oder dürfen nur aus der Ferne zusehen. Die Ehrenwerthe Mrs. Avenel gehörte durch ihren Stammbaum und ihre erste Heirath unbestreitbar edeln Familien an; und wenn sie früher Armuth hinderte, gehörig aufzutreten, so fehlte es ihr jetzt wenigstens nicht an Reichthum, um ihren Ansprüchen Nachdruck zu gehen. Dennoch verweigerten alle tonangebenden Persönlichkeiten der Ehrenwerthen Mrs. Avenel einstimmig ihre Unterstützung. Man hätte glauben können, es sei dies nur auf Rechnung ihres plebejischen Gatten zu setzen; allein dem war in Wirklichkeit nicht so. Eine Frau von hoher Familie kann oft einen Mann von niederer Abkunft, der nicht halb so viel vorstellt, wie Avenel,

heirathen und mit Hülfe seines Geldes die seine Welt sich zu Füßen legen. Aber Mrs. Avenel verstand diese Kunst nicht. Sie war noch immer eine sehr schöne, stattliche Frau: und was ihre Toilette betraf, so konnte keine Herzogin verschwenderischer sein. Vielleicht hatten gerade diese Momente ihrem Ehrgeize entgegen gewirkt; denn so ein ruhiges, einfaches Weibchen, das keinen Neid hervorruft, schlüpft in die Coterien hinein, während eine schöne, sich brüstende Dame – die, wenn sie sich einmal in einem Salon gezeigt hat, so wenig übersehen werden kann, wie die scharlachrothe Klatschrose in einem Veilchenbeet – ziemlich sicher sein kann, ebenso unbarmherzig ausgejätet zu werden, wie die genannte rothe Blume.

Mr. Avenel saß mißvergnügt beim Feuer, die Hände in der Tasche und vor sich hinpfeifend. Die Wahrheit zu sagen, fühlte sich sein thätiger Geist in London höchst gelangweilt, wenigstens während der ersten Hälfte des Tages. Er begrüßte Randal's Eintritt mit einem Lächeln der Erleichterung, und indem er sich erhob und vor das Feuer stellte, einen Rockflügel unter jedem Arm, ließ er Randal kaum Zeit, Mrs. Avenel die Hand zu drücken und dem Kinde den Kopf zu streicheln, während er murmelte: »Schönes Wesen.« (Randal war stets freundlich gegen Kinder – diese Wölfe in Schafskleidern sind es immer – läßt euch nicht dadurch fangen, ihr thörichten jungen Mütter!) Dick, sage ich, ließ seinem Besuche kaum Zeit zu diesen Bewillkommnungshöflichkeiten, sondern stürzte sich, Kind und Gattin vollständig bei Seite setzend, sogleich in das Meer der Politik.

»Die Dinge nehmen jetzt ihren richtigen Gang – eine nichtswürdige Oligarchie war dem Untergang verfallen. Britische Achtbarkeit und britisches Talent kommen wieder zu Ehren.«

Wer ihn hörte, hätte denken können, der Tag für den Beginn des tausendjährigen Reiches sei bereits festgesetzt!

»Und was mehr heißen will,« fuhr Avenel fort, indem er die Faust seiner rechten Hand auf die Fläche seiner Linken brachte, wenn es ein neues Parlament gibt, so müssen wir neue Männer haben; keine abgenützte alte Besen, welche nie rein fegen, sondern Männer, die das Land zu regieren verstehen, Sir. *Ich beabsichtige, selbst hinein zu kommen!*«

»Ja,« sagte Mrs. Avenel, endlich eine Bemerkung anbringend, »ich bin überzeugt, Mr. Leslie, Sie werden mir Recht geben. Ich habe Mr. Avenel zugesprochen, bei seinen Talenten und seinen Mitteln um des Vaterlandes willen ein Opfer zu bringen; und dann wissen Sie ja, seine Ansichten sind jetzt ganz in der Mode, Mr. Leslie; früher hatte man sie anstößig und – gemein genannt!«

Bei diesen Worten blickte sie mit zärtlichem Stolze in Dick's schönes Antlitz, welches aber in diesem Augenblicke einen finstern und mürrischen Ausdruck zeigte. Ich darf nicht verschweigen, daß Mrs. Avenel, wenn sie auch in manchen Dingen eine schwache und einfältige, in andern eine kluge Frau war, doch im Ganzen den Namen einer guten Gattin verdiente. Man trifft dies gewöhnlich bei Schottländerinnen.

»Dummes Zeug!« sagte Dick. »Was verstehen Weiber von Politik. Ich wollte, du gäbest auf das Kind Acht; es zerknittert und zerreißt das Firlefanzbuch da nach allen Richtungen, und es hat mich doch ein Pfund und einen Schilling gekostet.«

Mrs. Avenel senkte unterwürfig das Haupt und nahm den Kalender aus den Händen des jungen Zerstörers; der Zerstörer schlug ein Geschrei auf, wie alle Zerstörer, wenn man ihnen nicht ihren Willen läßt. Dick fuhr mit der Hand nach den Ohren.

»Hui–i–i–i, das halte ein Anderer aus; kommen Sie, Leslie, wir wollen einen Gang machen; ich muß mich strecken!« Und während er sprach, streckte er sich, zuerst bis halb an die Decke hinauf und dann glücklich zur Thüre hinaus.

Randal wandte sich gegen Mrs. Avenel mit einer achtungsvollen Verbeugung, welche gleichsam für Mr. Avenel und ihn um Entschuldigung zu bitten schien.

»Armer Richard!« sagte sie. »Er hat eine seiner Launen – alle Männer haben welche. Sehen Sie bald wieder nach mir. Wann werden die Abende bei Almack's ihren Anfang nehmen?«

»Nun, das muß ich Sie fragen, Sie, die alles wissen, was in unsern Kreisen vorgeht,« sagte die junge Schlange.

Jeder in ›unsere Kreise‹ gepflanzte Baum, und wäre es auch nur ein Holzapfelbaum gewesen, hatte Mr. Avenel Eva verlockt, auf seine Zweige loszustrzen.

»Werden Sie endlich kommen?« rief Dick unten von der Treppe her.

ZWANZIGSTES KAPITEL.

»Ich komme eben von unserem Freunde Levy, sagte Randal, als er und Dick auf der Straße angelangt waren. »Er steckt, wie Sie, voll Politik – ein liebenswürdiger Mann – für das Geschäft, das er betreiben soll.«

»Ja,« versetzte Dick langsam, »ich glaube, er ist liebenswürdig, hat aber auch seinen Vortheil davon – und dennoch –«

»Dennoch – mein theurer Avenel?« (Es war das erste Mal, daß Randal das förmliche ›Mister‹ wegließ.)

*Mr. Avenel.* – Dennoch liebe ich die Sache selbst durchaus nicht.«

*Randal* (mit seinem sanften, falschen Lachen). – »Sie meinen das Geldleihen zu mehr als fünf Prozent!«

»O, zum Kukuk mit den Prozentgeschichten. Was Bentham über die Wuchergesetze sagt, ist mir aus der Seele gesprochen – nur keine Fesseln im Handel, mit Geld oder mit anderen Dingen. Das ist es nicht. Aber wenn man Jemandem Geld, auch nur zu zwei Prozent, schuldig ist, und es paßt Einem nicht, zu zahlen, so ist es eben doch beschämend; es nimmt Einem ganz die britische Freiheit.«

»Ich hätte gedacht, Sie würden Geld eher ausleihen, als entleihen.«

»Wohl, als allgemeine Regel ausgestellt, mögen Sie Recht haben. Aber ich will Ihnen sagen, was es ist, Sir; die Konkurrenzwuth ist zu groß in diesem unseren faulen alten Lande. Ich bin so freisinnig, wie Einer. Ich liebe

die Konkurrenz bis zu einer gewissen Ausdehnung, aber gegenwärtig ist deren zu viel, Sir – ja, zu viel!«

Randal sah betrübt und überzeugt aus. Aber wenn Leonard Dick Avenel gehört hatte, wie würde er gestaunt haben? Dick Avenel über Konkurrenz losziehen! Glauben, es könne deren zu viel sein! Natürlich, »Himmel und Erde gehen aus einander,« sagte die Spinne, als das Hausmädchen mit dem Besen in ihr Gewebe kam. Dick war es darum zu thun, andere Spinnewebe weg zu fegen; aber er hatte gewiß geglaubt, Himmel und Erde gehen auseinander, als er sah, wie ein großer Reisigbesen an sein eigenes Gewebe pochte.

Mr. Avenel hatte mit seinem Spekulations- und Verbesserungstalente in Screwstown eine Fabrik errichtet, die erste, welche je mit ihrem titanischen Kamine den Kirchturm verdunkelte. Anfangs ging sie gut. Mr. Avenel steckte nahezu all' sein Kapital in das Unternehmen.

»Nichts,« behauptete er, »trage solche Zinsen. Manchester fange an, sich abzunützen – Zeit, zu zeigen, was Screwstown leisten könne. Nichts über Konkurrenz.« Aber mit der Zeit machte ein noch größerer Kapitalist, als Dick Avenel, ausfindig, daß Screwstown an der Mündung einer Kohlenmine lag, sowie daß Dick mit großem Nutzen arbeitete, und baute ein noch häßlicheres Gebäude mit einem noch höheren Kamine. Und da er in diesem Geschäftszweig aufgewachsen war und in der Stadt selbst seinen Wohnsitz nahm, während Dick einen Faktor hielt und in London den großen Herrn spielte, so brachte es dieser schändliche Konkurrent dahin, daß der Nutzen,

welchen Dick bisher allein gezogen hatte, zuerst theilweise und nach und nach ganz in seinen Beutel floß. Es war deshalb kein Wunder, wenn Mr. Avenel die Konkurrenz nur innerhalb bestimmter Grenzen liebte. »Die Zunge stößt an, wo der Zahn schmerzt,« würde Doctor Riccabocca sagen. Allmählig lockte unser jugendlicher Talleyrand (ich bitte den älteren großen Mann um Verzeihung) aus Dick seinen Kummer heraus und erkannte in diesem Kummer die Veranlassung zu seiner Verbindung mit dem Geldverleiher.

»Aber Levy,« sagte Avenel aufrichtig, »ist ein anständiger Bursche in seiner Art, und auch freundschaftlich. Mrs. Avenel findet ihn nützlich: bringt welche von Ihren jungen Hochnasen in ihre *soirées*. Freilich, mit dem Tanzen befassen sie sich nicht – stehen alle in Einer Reihe an der Thüre, wie Stumme bei einem Begräbniß. Nicht, daß sie nicht ungewöhnlich höflich gegen mich in letzter Zeit gewesen waren – besonders Spendquick. Nebenbei bemerkt, ich speise morgen bei ihm. Die Aristokratie ist zurück – nicht gerieben, Sir – nicht marschbereit; aber wenn man sie zu behandeln weiß, so stehen sie in guten Manieren über den New-Yorkern. Das muß ich ihnen nachsagen. Ich hege keine Vorurtheile.«

»Nie sah ich Jemand, der weniger hatte; nicht einmal gegen Levy ein Vorurtheil!«

»Nein, keine Spur davon! Jedermann sagt: er ist ein Jude; er sagt, er sei keiner. Ich kümmere mich keinen Knopf darum, was er ist. Sein Geld ist englisches Geld

– das genügt für einen Mann von freisinniger Geistesrichtung. Seine Provisionen sind auch mäßig. Natürlich weiß er, daß ich ihn bezahlen werde; nur Eines gefüllt mir nicht an ihm: er hat so eine Art, mit *mon cher* und, mein guter Freund, um sich zu werfen und Dinge herein zu mischen, die nicht zu solchen Geschäften gehören. Er weiß, ich habe in Parlamentssachen Einfluß. Ich könnte ein Paar Mitglieder für Screwstown und eines oder vielleicht zwei für Lansmere stellen, wo ich mir in letzter Zeit Ansehen zu verschaffen wußte; und er diktirt mir – nein nicht *diktirt* – sondern versucht, mich zu *beschwindeln*, daß ich seine eigenen Leute hineinbringen solle. Indessen könnten wir uns in Einem Punkte verständigen. Er sagt, Sie möchten in's Parlament kommen. Sie scheinen mir ein geriebener junger Bursche; Sie müssen aber den steifen Kanzleimenschen über Bord werfen und mit der öffentlichen Meinung gehen und mit *mir*.«

»Sie sind sehr gütig, Avenel; vielleicht wenn wir einmal unsere Ansichten vergleichen, so finden wir, daß wir ganz übereinstimmen. Indessen gebietet mir bei Eger-ton's gegenwärtiger Stellung das Zartgefühl – übrigens lassen wir das jetzt. Aber glauben Sie wirklich, ich hätte Aussicht für Lansmere – noch dazu gegen L'Estrange's Einfluß, welcher dort groß sein muß?«

»Er *war* sehr groß, aber ich habe ihn gebrochen, schätz' ich.«

»Würde ein Wahlkampf sehr viel kosten?«

»Hm, mit Baarem müßten Sie wohl herausrücken. Aber, wie Sie sagen, Zeit genug, darüber zu sprechen,

wenn Sie Ihre Rechnung mit dem Zartgefühl in's Reine gebracht haben; kommen Sie dann zu mir, und wir wollen uns dahinter machen.«

Randal der jetzt die Citrone ausgedrückt hatte, empfand keine Lust, seine Zeit damit zu vergeuden, daß er die Schale mit dem Rockärmel abwischte; er zog deshalb seinen Arm aus dem Avenel's, sah auf seine Uhr und entdeckte, daß es höchste Zeit sei für eine Bestellung wegen einer sehr dringenden Angelegenheit. Er rief ein Cabriolet an und fuhr rasch von dannen.

Dick sah kreuzlahm und trostlos aus, so allein gelassen zu werden; er gähnte sehr laut, zum Entsetzen von drei gezierten alten Jungfern von Belgrave, die des Wegs kamen; und dann wanderte sein Geist zu der Fabrik in Screwstown, die zu seiner Verbindung mit dem Baron geführt hatte; und er dachte über einen Brief von seinem Faktor nach, der ihm diesen Morgen geschrieben hatte, es gehe in Screwstown das Gerücht, daß Mr. Dyce, sein Nebenbuhler, nächstens eine neue Maschine nach verbesserten Grundsätzen bekommen werde; auch habe sich Mr. Dyce bereits nach London aufgemacht, wie man glaube, in der Absicht, eine patentisirte Erfindung für seine neue Maschine anzukaufen, mit welcher er, wie dieser Gentleman auf dem Kornmarkte öffentlich erklärt habe, ›Mr. Avenel, noch ehe das Jahr um sei, zur Schließung seiner Fabrik zwingen werde.‹ Bei der Erinnerung an diese bedrohliche Epistel verging Dick plötzlich die Lust, zu gähnen. Finster zogen sich seine Brauen zusammen; und er ging mit rastlosen Schritten fort und fort, bis er den

Strand erreichte. Hier setzte er sich in einen Omnibus und fuhr nach der City, woselbst er den Rest des Tages damit zubrachte, Maschinen und Gießereien anzusehen und sich vergebens den Kopf zu zerbrechen, welcher teuflischen Erfindung die ihn überholende Konkurrenz des Mr. Dyce sich bemächtigt hatte. »Wenn,« sagte Dick Avenel zu sich selbst, als er ärgerlich nach Hause zurück kehrte – »wenn ein Mann, wie ich, der so viel für britische Industrie und für den Fortschritt gethan hat, mit Haut und Haar von einem feilen, selbstsüchtigen Vielfraß von Kapitalisten, wie dieser dickköpfige Eindringling in seinen schmutzigen Hosen, Tom Dyce, aufgefressen wird, so sage ich gar nichts, als: je baldier dieses verwünschte alte Land zum Teufel geht, je besser. Ich wasche meine Hände in Unschuld.«

#### EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Randal's Entschluß stand fest. Alles was er über Levy erfahren, hatte ihn in seinem Vorhaben bestärkt, beziehungsweise seine Bedenken zerstreut. Daß ihm Peschiera für eine Mittheilung oder Hülfe, die zur Förderung der Pläne desselben dienen konnte, zehntausend Pfund anbieten oder gar bezahlen würde, hatte er für im höchsten Grade unwahrscheinlich gehalten. Aber wenn Levy solche Vorschläge von sich aus machte, so wurde für Randal die Hauptfrage die: Konnte es in Levy's Interesse liegen, ein so beträchtliches Opfer zu bringen? Hätte der Baron nur freundschaftliche Gefühle als Beweggründe angegeben, so würde Randal hierin nur eine ihm gelegte Falle

erblickt haben; aber des Wucherers offene Versicherung, daß die von ihm an Randal gemachten vortheilhaften Zugeständnisse über kurz oder lang auch für ihn ihre Früchte tragen würden, linderte den Fall und ließ unserem jungen Philosophen eine ruhige Ueberlegung der Sache räthlich erscheinen. Lag es hinreichend nahe, daß Levy auf eine entsprechende Entschädigung zählte? Konnte er darauf rechnen, die Hülfe in Scheffeln zu ernten, wenn er sie handvollweise säte? Das Ergebniß von Randal's Erwägungen war, daß der Baron den Namen eines verschwenderischen Sämanns nicht verdiene. Für's Erste war es klar, daß Levy nicht ohne vernünftigen Grund annahm, es werde sich bald jede an Randal vorgeschossene Summe aus dem Reichthume, der durch Randal's zweckdienliche Mittheilung Levy's Clienten, dem Grafen, zufalle, mit ungewöhnlich hohen Zinsen bezahlt machen; und zweitens hatte Randal eine außerordentlich große Meinung von sich selbst: wenn er sich nur wenigstens für den Augenblick pekuniäre Unabhängigkeit sichern konnte und damit der mühsamen Plackerei vor den Gerichtsschranken oder der Nothwendigkeit, auf gut Glück Audley Egerton, einem Staatsmanne ohne Amt, zu vertrauen, entging, so konnten ihm rasche Triumphe im öffentlichen Leben gar nicht fehlen – davon war er so fest überzeugt, als hätte es ihm ein Engel zugeflüstert oder der Böse versprochen Angesichts solcher Triumphe und der damit verbundenen gesellschaftlichen Stellung konnte Levy mit Recht in Aussicht nehmen, mittelbar auf tausenderlei Wegen

wieder zu seinem Gelde zu kommen. Randal's Scharfsinn entging es nicht, daß der Wucherer bei allen ihm zugeschriebenen gutmüthigen oder großherzigen Handlungen sein eigenes Interesse fest im Aug behalten hatte – er sah, daß ihn Levy in seine Gewalt bringen wollte, um seine Fähigkeiten als Werkzeug zum Graben neuer Minen zu benutzen, von denen der Baron ausgedehnte Regalien in Anspruch nehmen würde. Aber bei diesem Gedanken krümmte Randal verächtlich die blassen Lippen; er vertraute zu sehr seiner eigenen Kraft, um nicht überzeugt zu sein, daß er dem Griffe des Wucherers, sobald es ihm gefiele, ausweichen konnte. Alle diese Betrachtungen zusammen genommen beschwichtigten die Stimme seines Gewissens und erfüllten sein Gemüth mit glänzenden Bildern der Zukunft. Er sah sich wieder im Besitze seiner Familiengüter – einerlei, wie viel Pfandschulden darauf ruhten – für den Moment jedenfalls sein eigen – gesetzmäßig sein eigen – mit einer, für bescheidene Bedürfnisse ausreichenden Rente – und sein Name von dem Titel eines Abenteurers befreit, welchen man in reichen alten Ländern so freigebig allen Denjenigen beilegt, die keine andere Besitzthümer haben, als ihren Verstand. Er dachte an Violante, aber nur, wie der civilisirte Krämer an eine unbedeutende Münze, an eine Glasperle denkt, die er an irgend einen Wilden gegen Goldstaub vertauscht – er dachte sich Frank Hazeldean an die Ausländerin von dürftigen Mitteln lind zweifelhaftem Rufe verheirathet und von dem Gelde lebend, welches er auf

das Casinogut für den Fall des Todes seines Vaters aufgenommen – er dachte an die gekränkten Gefühle des armen Squire's und seine Habsucht umfaßte außer den Rood'schen Ländereien bereits die umfangreichen Hazeldean'schen Güter – er dachte an Avenel, an Lansmere, an das Parlament – mit der einen Hand haschte er nach Geld, mit der andern nach Macht. »Und doch trat ich in's Leben ohne ein anderes Erbgut (außer einer verfallenen Halle und einer unfruchtbaren Wüste) – ohne ein anderes Erbgut, als mein Wissen. Ich habe nur das aus Büchern gezogene Wissen auf die Menschen angewendet; denn Bücher sind wohl ein Mittel zu Berühmtheit nach dem Tode, die Menschen aber das Mittel zur Macht im Leben.« Und während er solchen Gedanken nachhing, ließ er dem gefaßten Entschlusse schnelles Handeln folgen. Obgleich es nur ein erbärmliches Miethcabriolet war, in welchem er luftige Gerüste um seine Luftschlösser errichtete, so flog doch das erbärmliche Miethcabriolet rasch dahin, ihm den ersten Fuß sicheren Bodens zur Uebertragung des geistigen Entwurfs des Baumeisters auf eine Basis von wirklichem Kalk und Mörtel zu gewinnen. Das Cabriolet hielt vor Lord Lansmere's Hause. Randal hatte Violante hier vermuthet; er beschloß, sich darüber zu vergewissern. Er stieg aus und läutete. Der Portier öffnete die großen hölzernen Thore.

»Ich wollte die junge Dame sprechen, welche hier zu Besuch ist – die fremde junge Dame.«

Lady Lansmere hatte, im Vertrauen auf die Sicherheit ihres Daches, sich nicht herabgelassen, ihren Leuten hinsichtlich ihres Gastes Befehle zu geben, und der Portier antwortete der Wahrheit gemäß:

»Zu hause, so viel ich weiß, Sir – oder vielmehr im Garten bei der gnädigen Frau.«

»Ich sehe,« sagte Randal. Und er bemerkte wirklich Violanten's Gestalt in einiger Ferne. »Aber da sie auf einem Spaziergang begriffen ist, so will ich jetzt nicht stören. Ich will an einem andern Tag wieder kommen.«

Der Portier verbeugte sich achtungsvoll, Randal sprang in seinen Wagen – »nach Curzon-Street – rasch!«

## ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Harley hatte in der Berufung an das Bessere und Edlere in Beatricen's Wesen, mit welcher er Leonard betraut hatte; eine Hauptsache übersehen. Der Plan, der an sich Harley's romantischem Gemüthe und, ob weise oder thöricht, seiner nachsichtigen Theorie über menschliche Eigenschaften im Allgemeinen und über die von Beatrice di Negra insbesondere durchaus entsprach, war der Traum eines Schwärmers oder die Schlußfolgerung eines ächten Philosophen. Harley hatte Leonard gewarnt, sich in die Italienerin zu verlieben – er hatte vergessen, die Italienerin zu warnen, daß sie sich nicht in Leonard verliebe; an diese Möglichkeit hatte er überhaupt gar nicht gedacht. Man darf sich hierüber nicht zu sehr wundern; denn wenn es etwas gibt, worin die verständigsten Männer kurzsichtig sind, sofern nicht Eifersucht ihren Blick

schärfe, so ist dies die Wahrscheinlichkeit, daß ein anderes männliches Wesen geliebt werden könne. Alle, selbst die wenigst eiteln des backenbärtigen Geschlechtes, finden es räthlich, sich dem schönen Geschlechte nicht allzu unwiderstehlich zu machen; und Jeder sagt von seinem Freund: »ein ganz guter Junge, aber der Letzte, in den sich diese Frau verlieben wird!«

Allerdings war bei oberflächlicher Betrachtung Harley's Blindheit in Leonard's Falle mehr als sonst zu entschuldigen.

Worin auch Beatricen's bessere Eigenschaften bestehen mochten, für weltlich und ehrgeizig hielt man sie allgemein. Sie war in drückenden Verhältnissen und liebte Ueppigkeit und Verschwendung – wie ließ sich erwarten, daß sie einen Freier von geringem Stande und Vermögen, wie den jungen Schriftsteller aus dem Bauernstande, auszeichnen werde? Gefallsucht mochte ihr vielleicht Bewunderung von seiner Seite und Bestrickung seiner Phantasie wünschenswerth erscheinen lassen; aber ihr Herz würde sicherlich gewappet sein mit dem dreifachen Panzer des Stolzes, der Armuth und der herkömmlichen Ansichten der Welt, in welcher sie lebte. Hätte es Harley für möglich gehalten, daß Madame di Negra von ihrer Stellung heruntersteigen und einer zwar unklugen, aber wirklichen Liebe Raum geben könnte, so hätte er den Gegenstand derselben eher in irgend einem glänzenden fashionablen Abenteurer gesucht, der alle Eroberungskünste und alle seine durch häufige Siege gewonnene Erfahrung gegen sie kehren würde. Und Leonard so einfach,

so jung und so unerfahren! Harley L'Estrange hätte über sich selbst gelächelt, wenn der Gedanke auch nur flüchtig in ihm ausgestiegen wäre, ein solches Wesen könnte die ehrgeizige Frau der uneigennütigen Liebe eines Dorfmädchens unterthan machen. Nichts desto weniger war es so, und zwar aus denselben Gründen, welche in Harley's Augen eine solche Schwäche zu verbieten schienen.

Was Beatrice bei dem ersten Zusammentreffen mit Leonard fesselte, war eben dieses frische, reine Herz, diese einfache, ernste Anmuth, dieser Gegensatz im Blick, Ton, Gefühl und Gesinnungen zu allem, was sie in dem Kreis ihrer Bewunderer ermüdet und zurück gestoßen hatte. Hier stand der Gegenstand ihrer Träume und Seufzer, wie sie ihn dem skeptischen Randal beschrieben hatte, vor ihr. Ihre früheste Jugend war in einem verhaßten Ehebund dahingeschwunden ohne die sanfte unschuldige Krisis des menschlichen Lebens – die Liebe der Jungfrau. Mancher Anbeter mochte ihrer Eitelkeit, ihrer Phantasie schmeicheln oder ihren Ehrgeiz reizen – ihr Herz war nie geweckt worden. Jetzt wachte es auf. Die Welt und die Jahre, die ihr die Welt geraubt hatte, schienen wie eine Wolke ihren Blicken zu entschwinden. Das Erröthen und das Seufzen der Jugend – der Jugend des italienischen Mädchens war ihr wieder zurückgegeben. Wie sich das goldene Zeitalter für uns Alle mit einem poetischen Zauber umgibt, so wirkte auf sie der Zauber des Dichters selbst.

O wie köstlich war diese kurze Episode in dem Leben der Frau, welche die ›käuflischen Szenen und Klänge‹ des weltlichen Lebens satt hatte! Wie wunderbar selig waren die Stunden, in denen der junge Dichter, aufgemuntert durch ihre stumme Sympathie, von seinen frühen Kämpfen des inneren Dranges mit den Umständen erzählte, von den Blumen und den plätschernden Springbrunnen, die Zeuge seines Sinnens gewesen, oder von seinen Wanderungen in dem Lampenscheine der verlassenen Straßen, während ihn Chatterton's Augen schrecklich durch die freundlosen Schatten anstierten. Und als er so von seinen Hoffnungen oder seinen Befürchtungen sprach, verweilte ihr Blick zärtlich auf den jugendlichen Zügen, welche bald edeln Stolz, bald rührende Wehmuth ausdrückten. Sie wurde nie müde, diese Stirne mit ihrer ruhigen Kraft zu betrachten; aber ihre Lider senkten sich vor diesen Augen voll sanfter, unerforschlicher Gluth. Sie fühlte, was es Tiefes und Heiliges um die Liebe in solchen Seelen sein müsse. Nie sprach Leonard mit ihr von Helene – jeder Leser wird diese Zurückhaltung begreifen. Für Naturen wie die seinige, ist die erste Liebe ein Geheimniß; es Dritten zu vertrauen, wäre Entweihung. Aber er erfüllte seinen Auftrag, sie für den Verbannten und dessen Tochter zu interessiren. Seine Schilderung derselben brachte Thränen in ihre Augen. Sie beschloß in ihrem Inneren, Peschiera in seinen Anschlägen auf Violante nicht zu unterstützen. Sie vergaß für den Augenblick, daß ihr eigenes Vermögen von dem Gelingen dieser Anschläge abhing. Levy hatte es so eingerichtet, daß sie nie durch

Gläubiger an ihre Armuth erinnert wurde. Wie dies zugeing, wußte sie nicht; denn sie verstand von Geschäften nichts. Sie gab sich ganz der Wonne der gegenwärtigen Stunde und unbestimmten Aussichten auf die Zukunft hin, mit welchen sich jenes jugendliche Bild mit dem Antlitz eines Schutzengels verflocht, das sie stets, und am schönsten in seiner Abwesenheit, vor sich sah; in solchen Augenblicken lebte sie ein Feenleben, wenn sie ihre Augen der Welt verschloß und durch den Nebel goldener Träume schaute. Gefährlich in der That hätte Leonard Beatrice di Negra's Hingebung werden können, wäre nicht sein Herz nur einem einzigen Gegenstande geweiht, und sein Ideal von Weiblichkeit ausschließlich und untheilbar in diesem Gegenstande verwirklicht gewesen. Aber Beatrice ahnte nicht die Schranke, die ihn von ihr schied. Unter den Schatten, welche er aus seinem vergangenen Leben heraufbeschwor, bemerkte sie nicht die Gestalt einer Nebenbuhlerin. Einsam sah sie ihn in der Welt, wie sie selbst es war. Und bei seiner niedrigen Geburt, seiner Jugend und seiner Anspruchslosigkeit in allen Dingen, mit Ausnahme der jedem Genie inne wohnenden Zuversicht in seine geistige Bestimmung, machte sie die Ueberzeugung, daß er, selbst wenn er sie liebte, sich zu einem Geständniß nicht erdreisten würde, nur um so kühner.

Und so ließ sie sich eines Tages wieder, wie immer, von ihrem raschen italienischen Blute hinreißen und sprach sich aus – wie, in welchen Worten, erinnerte sie sich nie mehr – sie gestand ihre Liebe – sie flehte unter Thränen

und Erröthen um Gegenliebe. Was hiebei vorging, war ihr alles wie ein Traum, aus welchem sie erwachte mit dem Gefühle bitterster Pein und tiefster Demüthigung – erwachte als das ›verschmähte Weib‹. Gleichviel, wie dankbar, wie zart ihr Leonard geantwortet hatte – die Antwort war eine abweisende. Zum ersten Male erfuhr sie, daß sie eine Nebenbuhlerin hatte, daß alle Liebe, die er geben konnte, schon lange, von seinen Knabenjahren an, einer Andern gegeben war. Zum ersten Male in ihrem Leben lernte diese feurige Natur Eifersucht kennen mit ihren marternden Stacheln, ihrem Durst nach Rache und ungestüm liebenden Hasse. Aber dem äußeren Anschein nach stand sie stumm und kalt da, wie Marmor Worte, die zu beruhigen suchten, trafen taube Ohren; sie wurden von dem inneren Sturme übertönt. Stolz war das erste Gefühl, welches in dem Kampf der wüthenden Elemente die Oberhand gewann. Sie riß ihre Hand aus derjenigen, welche sie mit so treuer Verehrung gefaßt hielt. Sie hätte die Gestalt mit Füßen treten können, die vor ihr auf den Knien nicht um Liebe, sondern um Vergebung bat. Sie deutete mit der Geberde einer beleidigten Königin nach der Thüre. Sie wußte nichts mehr, bis sie allein war. Jetzt durchzuckte sie plötzlich eine Vermuthung, wie sich die Eifersucht gewöhnlich aus allen menschlichen Wesen ein einziges heraussucht, um es zu fürchten und zu vernichten, und wenn auch diese Vermuthung oft unrichtig ist, so wird ihr doch durch die Kraft der eigenen Ueberzeugung sogleich der Stempel innerer Wahrheit aufgedrückt. Er, zu dem sie sich herunter gegeben hatte, liebte eine

Andere – wen sonst, als Violante? Wen sonst, an Jugend und Schönheit ihr gleichend, hatte er in der Geschichte seines Lebens genannt? Keine Andere! Und er hatte es versucht, – sie, Beatrice di Negra, für den Gegenstand seiner Liebe zu interessiren – hatte auf Gefahren angespielt, die Beatrice nur zu gut kannte – hatte sein Vertrauen in Beatricen's Willfähigkeit, sie zu schützen, an den Tag gelegt. Blinde Thörin, die sie gewesen war! Dies also war der Grund, warum er Tag für Tag in Beatricen's Haus gekommen war – dies der Zauber, der ihn dahin gezogen hatte, dies – sie drückte die Hände an ihre brennende Stirne, der Qual des Gedankens Einhalt zu thun. Plötzlich ließ sich unten eine Stimme vernehmen, die Thüre ging auf, und Randal Leslie trat ein.

### DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Punkt acht Uhr hieß an jenem Abend Baron Levy seinen neuen Verbündeten, den er geworden hatte, bei sich willkommen. Das würdige Paar speiste *tête à tête*, allgemeine Gegenstände verhandelnd, bis sie die Diener bei ihrem Weine allein gelassen hatten. Dann sagte der Baron, indem er sich erhob und an das Kamin trat, kurz und bedeutungsvoll:

»Nun?«

»Was die Ländereien betrifft, von welchen Sie sprachen,« erwiderte Randal, »so bin ich bereit, sie unter den von Ihnen genannten Bedingungen zu kaufen. Was mich in Verlegenheit setzt, ist nur das Eine, daß ich nicht weiß,

wie ich mich Audley Egerton, meinen Eltern, der Welt gegenüber hinsichtlich der Mittel, sie zu kaufen, ausweisen soll.«

»Wahr,« sagte der Baron, ohne auch nur ein Lächeln über die sinnreiche und ächt griechische Art und Weise, mit der Randal seine Meinung auszudrücken und über das häßliche derselben hinwegzugehen verstand.

»Wahr, wir müssen dies überlegen. Wenn wir es einrichten könnten, daß der Name des eigentlichen Käufers ein Jahr oder so verborgen bliebe – was nicht schwierig wäre – so könnte man unterstellen, Sie hätten in den Fonds speculirt. Oder stirbt Egerton in der Zwischenzeit, und die Leute glauben, er habe Ihnen aus den Trümmern seines Vermögens etwas Hübsches gerettet.«

»Wenig Aussicht auf Egerton's Tod.«

»Hm!« sagte der Baron. »Indessen bleiben diese Einzelheiten späterer Ueberlegung vorbehalten. Sie können uns jetzt sagen, wo die junge Dame ist?«

»Gewiß. Diesen Morgen konnte ich es nicht – jetzt kann ich es. Ich will mit Ihnen zu dem Grafen gehen. Inzwischen habe ich Madame di Negra gesprochen; sie wird Frank Hazeldean's Hand annehmen, wenn er sie ihr gleich jetzt anbietet.«

»Will er nicht?«

»Nein! Ich war bei ihm. Meine Versicherungen machen ihn übergücklich, aber er hält es für seine Pflicht, die Einwilligung seiner Eltern zu erbitten. Natürlich werden sie dieselbe nicht geben, und wenn sich die Sache verzögert,

wird Madame di Negra ihren Sinn ändern. Sie steht unter dem Einfluß von Leidenschaften, auf deren längeres Andauern man sich nicht verlassen kann.«

»Was für Leidenschaften? Liebe?«

»Liebe; aber nicht für Hazeldean. Die Leidenschaften, welche sie bewegen, seine Hand anzunehmen, sind Empfindlichkeit und Eifersucht. Sie glaubt, mit Einem Wort, daß Jemand, der sich auffallend rasch ihres Herzens bemächtigt zu haben scheint, für ihre Reize nur deshalb blind sei, weil ihn die Violanten's geblendet haben. Sie ist darauf vorbereitet, bei allem zu helfen, was ihre Nebenbuhlerin Peschiera überliefern kann; und doch, so groß ist die Unbeständigkeit des Weibes,« (fügte der junge Philosoph mit Achselzucken bei) »daß sie auch darauf vorbereitet ist, jeder Hoffnung auf ihn, den sie liebt, zu entsagen, indem sie sich einem Andern gibt!«

»Das Weib, wie es leibt und lebt!« sagte der Baron, auf die Schnupftabaksdose (Louis Quinze) klopfend und seine Nasenflügel mit einer Prise der Verachtung labend. »Aber wer ist der Mann, den die schöne Beatrice so beehrt hat? Prächtiges Geschöpf! Halb und halb dachte ich selbst an sie, als ich ihre Schulden aufkaufte; aber es hätte mir wegen allgemeinerer Pläne mit dem Grafen Ungelegenheiten machen können. Besser so, wie es ist. Wer ist der Mann? Nicht Lord L'Estrange?«

»Ich glaube nicht, bin aber noch nicht ganz sicher. Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich weiß. Ich fand sie in einem so aufgeregten Zustande, so unähnlich ihrem sonstigen Wesen, daß es mich keine kleine Mühe kostete, nur

so viel durch mein Zureden aus ihr heraus zu bringen. Mehr konnte ich nicht wagen.«

»Und sie will Frank's Hand annehmen?«

»Hätte er sie ihr heute angeboten, sie hätte ja gesagt!«

»Es kann Ihnen recht zu gute kommen, *mon cher*, wenn Frank Hazeldean diese Dame ohne seines Vaters Zustimmung heirathet. Vielleicht wird er enterbt; Sie sind der nächste Verwandte.«

»Woher wissen Sie das?« frug Randal finster.

»Es ist meine Pflicht, mich über die Aussichten und die Verbindung Derjenigen, mit welchen ich Geldgeschäfte mache, genau zu unterrichten. Ich mache mit dem jungen Mr. Hazeldean Geldgeschäfte und weiß deshalb, daß die Hazeldean'schen Familiengüter kein Fideicommiß sind, und da des Squire's Halbbruder kein Hazeldean-Blut in sich hat, so stehen Ihre Aussichten vortrefflich.«

»Hat Ihnen Frank gesagt, daß ich sein nächster Verwandter bin?«

»Ich glaube so; aber jedenfalls sagten Sie es mir.«

»Ich? – Wann?«

»Als Sie mir auseinander setzten, wie wichtig es für Sie sei, daß Frank Madame di Negra heirathe. *Peste! mon cher*, glauben Sie, ich sei ein Dummkopf?«

»Nun, Frank ist volljährig und kann heirathen, wenn er will. Wie Sie mir andeuteten, können Sie ihm hierin behülflich sein.«

»Ich will es versuchen. Sorgen Sie, daß er sich morgen präcis zwei Uhr bei Madame di Negra einfindet.«

»Ich möchte lieber jede offene Einmischung in dieser Sache vermeiden. Wollen Sie es nicht selbst einleiten, daß er bei ihr vorspricht?«

»Es soll geschehen. Noch etwas Wein? Nein – dann lassen sie uns zu dem Grafen gehen.«

#### VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Am anderen Morgen saß Frank Hazelden bei seinem einsamen Frühstück. Mittag war längst vorüber. Der junge Mann hatte sich zwar früh erhoben, um seinen militärischen Pflichten nachzukommen, aber er hatte die Gewohnheit angenommen, spät zu frühstücken. Der Appetit kommt nicht so früh, wenn man in London lebt und nie vor Tages Anbruch zu Bett geht.

Von besonderer Verschwendung oder Verweichlichung war in Frank's Zimmern gerade nichts zu sehen, obgleich sie in einer sehr theuern Straße lagen und er eine ungeheure Miethen bezahlte. Ein geübtes Auge bemerkte aber recht wohl, daß der Bewohner derselben mit seinem Gelde fertig zu werden verstand, ohne daß es besonders auffiel. Die Wände waren mit Kupferstichen von Rennen und Rennpferden bedeckt, dazwischen Porträts von Operntänzerinnen – nichts, als Lächeln und Sprünge. Dann war da eine halbkreisförmige, mit rothem Tuch behangene Rauch-Nische, an verschiedenen Ständern voll türkischer Pfeifen mit Weichselrohr und Bernsteinspitze erkennbar, während eine große, schlangenförmige Huka, aus welcher Frank so wenig rauchen konnte, als aus dem Kopfe einer Boa Constrictor, zusammengerollt auf dem Boden

lag. Ueber dem Kamine befand sich eine Sammlung von maurischen Waffen. Was in aller Welt ein Yatagan und ein türkischer Säbel und Damascener Pistolen, die auf keine drei Schritte sicher schossen, einen Offizier in seiner Majestät Garde nützen konnten, ist mehr, als ich mir zusammenreimen kann und selbst Frank befriedigend zu erklären vermochte. Ich habe ihn stark im Verdacht, daß dieses schätzenswerthe Arsenal an Frank als Abschlagszahlung für einen zu discontirenden Wechsel überging. Kein Buch weit und breit, mit Ausnahme eines Hofwegweisers, eines Wettrennkaltenders, einer Armeeliste, des vollständigen Sporting Magazins (ganz im scharlachrothen Maroquin gebunden, jeder Band etwa zu einer Guinee) und eines kleinen Buches in Taschenausgabenformat auf dem Kamine neben einer Cigarrenbüchse. Dieses kleine Buch hatte Frank mehr gekostet, als alles Andere zusammen; es war sein *eigenes* Buch, sein Buch *par excellence*, von ihm selbst angelegt – sein *Wettenbuch*.

Auf einem Tische mitten im Zimmer war Frank's wohlgebürsteter Hut aufgestellt, ein Kästchen von Atlasholz, mit bockledernen Handschuhen in verschiedenen zarten Farben von lila bis zu hellgelb gefüllt – ein Körbchen voll Karten und dreieckigen Billetchen – ein Opernglas und ein elfenbeinernes Abonnementsbillet für seine Opernloge.

In einer Ecke befand sich eine sinnreiche Einrichtung zur Aufnahme von Spazier- und anderen Stöcken, sowie von Reitpeitschen (ich hätte in diesen schlechten Zeiten

die Rechnung dafür nicht bezahlen mögen); davor standen ein Paar Stiefel Schildwache, so glänzend, wie diejenigen Baron Levy's – ›des Glanzes Stärke konnt' nicht weiter gehen«. Frank war in seinem Morgenanzug – sehr guter Geschmack – ganz orientalisches als ächt indisches Caschmir garantirt und eben so berechnet. Nichts konnte zierlicher sein, und doch dabei so einfach, als die Bestandtheile seines Frühstückstisches – silberne Thee- und Rahmkanne und eben solche Zuckerschale – alles in sein Toilettenetui passend, wofür Storr und Mortimer jetzt gepriesen und eines Tags bezahlt werden mögen! Frank sah sehr schön aus – etwas ermüdet und über die Maßen gelangweilt. Er hatte den Versuch gemacht, die Morningpost zu lesen, die Anstrengung hatte aber seine Kräfte überstiegen.

Armer lieber Frank Hazelden! Getreues Bild so vieler armer lieber Bursche, die längst verdorben. Und wenn sich der Wanderer auf diesem Wege zum Ruin nur wenigstens Ehre geholt hätte! Man fühlt vor dem Ruine eines Mannes, wie Audley Egerton, Achtung. Er ist *en roi* ruinirt! Von den Trümmern seines Vermögens kann er herabblicken auf stattliche, mit den Steinen dieses eingerissenen Baues errichtete Monumente. In jeder Anstalt, welche von Englands Menschenliebe Zeugniß gibt, waren Beweise der fürstlichen Wohlthätigkeit des öffentlichen Mannes verzeichnet. Für Parteizwecke, zu welchen, wie das Sprüchwort sagt, der Nerv des Krieges nöthig ist, für die Belohnung geleisteter Dienste, soweit sie durch Privatfreigebigkeit erfolgen kann, war Egertons Hand offen

gewesen mit dem Herzen eines Königs. Manches emporgekommene Parlamentsmitglied verdankte in jenen Tagen, in welchen das Talent mit Hilfe von Reichthum und Rang gehoben wurde, seine Laufbahn dem Sitze, den ihm Audley Egerton durch die seiner Unterschrift beigesetzte Summe gesichert hatte; mancher im Stillen für ihn wirkende Mann der Wissenschaft oder der Presse blickte auf den Tag zurück, an dem er durch die Dankbarkeit seines Gönners aus dem Schuldgefängnisse befreit wurde. Die Stadt, welche er vertrat, war auf seine Kosten verschönert worden. Durch den Bezirk, in dem seine verpfändeten und nur selten von ihm besuchten Güter lagen, war sein Gold geströmt, wie ein Paktolus; alles, was dort den öffentlichen Geist wecken oder die Civilisation erhöhen konnte, machte an seine Großmuth Verwandtschaftsansprüche geltend, und nie war ein solcher Anspruch zurückgewiesen worden. Selbst in seinem großartigen, vernachlässigten Haushalte mit der zahlreichen Dienerschaft und edeln Gastfreiheit lag etwas, würdig eines Vertreters des zu jener Zeit hochgeehrten Theils unseres ächten Adels – der begüterten Gentlemen ohne Titel. Das große Mitglied der Gemeinen konnte etwas aufweisen für das Geld, das er gering geschätzt und verschwendet hatte. Was aber gab Kunde von dem Metalle, welches Frank Hazelden auf seine Methode los wurde? Unbedeutende Kupferstiche in einer Junggesellenwohnung, eine Sammlung von Stöcken und Weichselrohren, ein halb Dutzend Briefe in schlechtem Französisch von einer Statistin, ein paar langbeinige Pferde, die

zu nichts taugten, als bei Rennen hinterher zu kommen, das verdammenswerthe Wettenbuch und – *sic transit gloria* – herunter fährt ein Habicht in Gestalt eines Levy auf den Schwingen eines IOU, und nicht ein Federchen bleibt von der Taube übrig.

Und doch hat Frank Hazeldean einen guten Kern in sich – ein wackeres Herz und strenges Ehrgefühl. Bei aller Thorheit sitzt ein gesunder, bewährter Sinn in einem unbeachteten Winkel seines Gehirns, sobald man dazu gelangen könnte. Alles, was nöthig wäre, um ihn vom Untergang zu bewahren, ist etwas, was er noch nie gethan hat – nämlich inne zu halten und zu denken. Aber freilich wird das Geschäft des Denkens Leuten, die nicht daran gewöhnt sind, nicht so leicht, wie es sich Diejenigen denken, die denken!

»Das halte ich nicht aus,« sagte Frank plötzlich und sprang auf. »Diese Frau, ich kann sie nicht aus dem Kopfe bringen. Ich sollte zu meinem Vater hinunter; aber dann, wenn er leidenschaftlich wird und seine Einwilligung verweigert, was ist's dann mit mir? Und er wird es thun, fürchte ich. Ich wollte, ich würde klug daraus, was Randal eigentlich räth. Er scheint mir zu empfehlen, ich solle Beatrice auf der Stelle heirathen und die Bereinigung der ganzen Angelegenheit dem Einflusse meiner Mutter überlassen. Aber wenn ich ihn frage: ›Ist dies dein Rath?‹ so weicht er mir aus. Nun, er hat darin wohl Recht. Ich begreife, daß der gute Junge mir nichts empfehlen möchte, was mein Vater mißbilligen würde. Und doch –«

Hier hielt Frank in seinem Selbstgespräch inne und machte die erste verzweifelte Anstrengung, zu – denken!

Nun setze ich natürlich voraus, mein lieber Leser, daß du zu derjenigen Klasse gehörst, welche mit dem Denken vertraut ist, und vielleicht hat dir meine Bemerkung über die Schwierigkeit des Denkens, welche Frank Hazelden's Selbstgespräch vorausging, ein verächtliches oder ungläubiges Lächeln entlockt. Bist du aber auch ganz sicher, daß dir deine Versuche, zu denken, immer geglückt sind? Hat dich nicht oft jenes bleiche, wesenlose Scheinbild des Gedankens, das man *Träume* nennt, zum Besten gehabt? Der ehrliche alte Montaigne gestand, daß er den Prozeß des Niedersitzens, um zu denken, über welchen manche Leute so geläufig zu sprechen wissen, nicht begreife. Er konnte nicht denken, ohne die Feder in der Hand und einen Bogen Papier vor sich zu haben, und so mittelst einer manuellen Operation die Glieder, welche zur Schlußfolgerung führen, zu erfassen und an einander zu reihen. Sehr oft, wenn ich meinem Denkvermögen entschieden erklärte: ›Rühre dich – ein erster Gegenstand liegt vor dir – erwäge ihn wohl – denke darüber nach,‹ ist es mir selbst begegnet, daß eben dieses Denkvermögen sich so widerspenstig und rebellisch wie möglich benahm und, statt seine Strahlen in einen einzigen Lichtstrahl zu vereinigen, sich in alle die unstäten Farben des Regenbogens verflüchtigte und ohne weiteres in den siebenten Himmel enteilte, bis ich, nachdem ich eine gute geschlagene Stunde dagesessen war, als wollte ich die Quadratur des Zirkels messen, plötzlich

entdeckte, daß ich eben so gut ganz gemüthlich hätte schlafen gehen können: ich hatte nichts gethan, als geträumt, und zwar das unsinnigste Zeug! Als daher Frank Hazeldean bei jenem tiefsinnigen ›Und doch‹ inne hielt und, den Arm auf den Kamin gelehnt, das Gesicht auf die Hand gestützt, sich bei der ersten Krisis des Lebens angelangt sah und sich einbildete, er sei auf dem Wege, ›darüber nachzudenken‹, waren es nichts, als eine Reihe schattenhafter Bilder, die vor ihm aufstiegen: Randal Leslie mit einem Gesichte, welches ihm gar nicht gefiel, und aus dem er nichts zu machen wußte; der Squire, der in seinem Studirzimmer zu Hazeldean wie ein schwarzes Donnerwetter aussah; seine Mutter, die für ihn bitten wollte und für ihre Bemühungen Scheltworte erntete; und dann entwischte das Irrlicht, welches sich den Namen des Denkens angemaßt hatte, und tanzte um das reizende Gesicht von Beatrice di Negra in dem Salon zu Curzon-Street und wiederholte mit zarter Elfenstimme Randal Leslie's Versicherung vom Tage vorher: »Was ihre Neigung für dich betrifft, Frank, so ist hieran nicht zu zweifeln; nur fängt sie an zu glauben, du treibest dein Spiel mit ihr.« Und dann vergegenwärtigte sich ihm das entzückende Schauspiel eines jungen Gentleman auf den Knien neben dem schönen, sonst so blassen, jetzt aber über und über erröthenden Antlitze, und eines Geistlichen, der am Altare stand, und eines Postzuges mit vier weißen Rossen vor der Kirchenthüre, und eines Honigmonats, dessen Honigsegen alle Bienen des Hymenus in

Erstaunen gesetzt haben würde. Und in Mitte dieser Nebelbilder, deren Betrachtung Frank zärtlich ›einen Entschluß fassen‹ nannte, machte sich von der Hausthüre her das elegante Rat-tat-tat zweier Füße hörbar.

»Nicht einen Augenblick hat man für sich zum Denken!« rief Frank, und: »Nicht zu Hause!« herrschte er seinem Bedienten zu.

Aber es war zu spät. Lord Spendquick war im Oehren und gleich darauf im Zimmer. »Wie geht's?« hieß es von beiden Seiten, während man sich die Hände drückte.

*Lord Spendquick.* – »Ich habe ein Billet für dich, Hazeldean.«

*Frank* (schläfrig). – »Von wem?«

*Lord Spendquick.* – »Von Levy. Komme eben von ihm – habe ihn nie in einer solchen Unruhe gesehen. Er wollte eben in die City – wahrscheinlich um X Y zu sehen – warf dieses Billet für dich hin und würde es dir durch einen Diener geschickt haben, ich sagte ihm aber, ich wolle es dir bringen.«

*Frank* (mit einem erschrockenen Blick auf das Billet). – »Ich hoffe, er braucht sein Geld noch nicht. ›Privat und vertraulich‹ – das sieht schlimm aus.«

*Spendquick.* – »Ja wohl, verteufelt schlimm.«

Frank öffnet das Billet und liest halblaut: »Mein lieber Hazeldean –«

*Spendquick* (ihn unterbrechend). – »Gutes Zeichen! Er ›Spendquickt‹ mich immer, wenn er mir Geld leiht, und wenn er es zurück haben will, so heißt es: ›Mein theurer Lord‹. Vortreffliches Zeichen!«

Frank liest weiter, aber für sich und mit veränderter Miene.

»Mein lieber Hazeldean – ich bedaure sehr, Ihnen sagen zu müssen, daß ich in Folge des plötzlichen Falls eines Hauses in Paris, mit welchem ich bedeutende Geschäfte machte, gedrungen bin, so viel wie möglich baares Geld aufzubringen. Ich möchte Sie nicht in Verlegenheit setzen; aber versuchen Sie es doch, ob Sie nicht die Wechsel, die ich von Ihnen in Händen habe, und die, wie Sie wissen, seit einiger Zeit verfallen sind, einlösen können. Es war mir ein Mittel, Ihre Angelegenheiten in's Reine zu bringen, beigefallen; als ich aber davon sprach, schien Ihnen der Gedanke nicht zuzusagen; und Leslie hat mir seitdem mitgetheilt, daß Sie gewichtige Bedenken haben, Ihr voraussichtliches Eigenthum als Sicherheit einzulegen. Also nichts mehr davon, mein lieber Freund. Ich werde rasch abgerufen, um zu sehen, was ich für eine reizende Clientin thun kann, die in großer pekuniärer Bedrängniß ist, obgleich sie einen ausländischen Grafen, reich wie ein Crösus, zum Bruder hat. In ihrem Hause wird exequirt. Ich will hinunter zu dem Handwerksmann, auf dessen Veranlassung es geschieht, habe aber keine Hoffnung, ihn zu beschwichtigen, und ich fürchte, ehe der Tag herum ist, sind noch mehr da. Ein weiterer Grund, der Geld nöthig macht, wenn Sie mir helfen können, *mon cher!* Eine Execution in dem Hause einer der glänzendsten Damen in London – eine Execution im Curzon-Street, May Fair! Die ganze Stadt wird es

erfahren, wenn ich nicht Einhalt thun kann. Der Ihrige, in Eile.

*Levy.*

»Nachschrift. – Lassen Sie sich, was ich Ihnen gesagt habe, nicht zu sehr anfechten. Ich würde Sie nicht behelligen, wenn Spendquick und Borrowwell mir etwas bezahlen wollten. Vielleicht können Sie sie dazu bewegen.«

Betroffen von Frank's Stillschweigen »und Blässe legte Lord Spendquick voll Theilnahme seine Hand auf die Schulter des jungen Gardeoffiziers und blickte mit jener Freiheit, welche sich Gentlemen in schwierigen Lagen hinsichtlich ihrer vertraulichen Privatcorrespondenz gegen einander erlauben, in das Billet. Sein Auge fiel auf die Nachschrift. »O, daß dich der Kukul –« rief Spendquick, »das ist doch zu schlecht – dich zu benutzen, daß du mich zum Bezahlen bewegen sollst! Solch fürchterliche Verrätherei. Beruhige dich, mein lieber Frank, nie würde ich dir eine so unschöne Handlung zutrauen; ebenso gut könnte ich mich selbst im Verdacht haben – daß ich ihn bezahlen wolle –«

»Curzon-Street! Graf,« murmelte Frank, wie aus einem Traum erwachend. »Es muß so sein.«

In die Stiefel hineinfahren – seinen Schlafrock gegen einen Ueberrock vertauschen – nach Hut, Handschuhen und Stock greifen – Spendquick stehen lassen – mit einem Sprunge die Treppe hinunter, zur Hausthüre hinaus stürzen und sich in ein Cabriolet werfen – das alles war geschehen, ehe der erstaunte Besuch soweit zu Athem kommen konnte, um zu fragen: »Was gibt's?«

In solcher Weise allein gelassen, schüttelte Lord Spendquick den Kopf – schüttelte ihn zum zweiten Male, als wolle er zur vollen Ueberzeugung kommen, daß nichts darin sei. Dann rückte er vor dem Spiegel seinen Hut zu-recht, ging, während er bedächtig seine Handschuhe an-zog, die Treppe hinunter und schlenderte mit verblüffter und zerstreuter Miene White's Hotel zu. In brütendem Stillschweigen stand er einige Minuten vor dem berühmten Bogenfenster und redete zuletzt einen außerordentlich cynischen, skeptischen alten Roué folgendermaßen an:

»Glauben Sie, daß an den Geschichten von Leuten, die sich in früheren Zeiten dem Teufel verkauft haben, etwas Wahres sei?«

»Puh!« erwiderte der *Roué*, der viel zu weise war, um je von etwas überrascht zu sein. »Haben Sie ein persönliches Interesse bei der Frage?«

»Ich! – Nein; aber einer meiner Freunde hat eben einen Brief von Levy bekommen und flog in ganz außerge-wöhnlichster Weise aus dem Zimmer – gerade wie es die Leute in jenen Tagen zu machen pflegten, wenn ihre Zeit um war! Und Levy ist, wie Sie wissen –«

»Kein ganz so großer Dummkopf, wie der andere schwarze Gentleman, mit dem sie ihn vergleichen möch-ten. Die Zeit um! Ohne Zweifel ist sie das. Ich möchte nicht in den Stiefeln Ihres Freundes stecken.«

»Stiefel!« sagte Spendquick mit einer Art Schauer. »Sie sahen nie einen hübscheren Jungen, nie einen, der, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, mehr Zeit

auf seinen Anzug verwendet, als er im Allgemeinen. Und da von Stiefeln die Rede ist – er stürzte hinaus mit dem rechten Stiefel an dem linken Fuß und mit dem linken Stiefel an dem rechten Fuß. Sehr geheimnißvoll.«

Und zum dritten Male schüttelte Lord Spendquick den Kopf – und zum dritten Male kam ihm dieser Kopf wunderbar leer vor.

#### FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Frank war in Curzon-Street angelangt, aus dem Cabriolet gesprungen und hatte an der Thüre geläutet, welche von einem fremdartig aussehenden Menschen in hellgelber Weste und hohen Strümpfen geöffnet wurde. Frank warf einen kurzen Blick auf diese Person, schob sie bei Seite und eilte die Treppe hinauf in den Salon – keine Beatrice. – Ein schwächiger älthlicher Mann mit einem Schreibbuch in der Hand schien damit beschäftigt, die Möbel zu besichtigen und mit Hülfe von Madame di Negra's Kammerdiener ein Inventar aufzunehmen. Der schwächige Mann starrte Frank an und berührte den Hut, der auf seinem Kopfe saß. Der Diener, ein Ausländer, näherte sich Frank und sagte in gebrochenem Englisch, die gnädige Frau nehme nicht an, sie sei unwohl und befinde sich auf ihrem Zimmer. Frank drückte ihm ein Goldstück in die Hand und bat ihn, Madame di Negra zu sagen, daß Mr. Hazeldean dringend um die Ehre bitte, vorgelassen zu werden. Sobald sich der Diener mit diesem Auftrag entfernt hatte, faßte Frank den schwächigen Mann am Arme – »Was ist dies? – Eine Execution?«

»Ja, Sir.«

»Für welche Summe?«

»Fünfzehnhundert und siebenundvierzig Pfund. Wir sind die Ersten, welche die Hand darauf legen.«

»Also sind noch Andere da?«

»Sonst, Sir, hätten wir nicht zu diesem Mittel gegriffen. Sehr peinlich für unsere Gefühle, Sir; aber diese Ausländer sind heute hier und morgen fort. Und –«

Der Diener trat wieder ein. Madame di Negra wollte Mr. Hazeldean sehen. Ob er sich heraufbemühen wolle? Frank leistete dieser Aufforderung eilig Folge.

Madame di Negra befand sich in einem kleinen, zu ihrem Boudoir eingerichteten Zimmer. Ihre Augen zeigten Spuren eben erst getrockneter Thränen, ihr Gesicht dagegen vollkommene Fassung, ja sogar Härte in seinem stolzen, obgleich kummervollen Ausdrücke. Aber Frank hatte nicht Zeit, auf ihre Haltung zu achten und ihren würdevollen Gruß zu hören. Alle seine Schüchternheit war verschwunden. Er sah nur die Frau, die er liebte, in Noth und Erniedrigung. Als sich die Thüre hinter ihm schloß, warf er sich ihr zu Füßen. Er ergriff ihre Hand – den Saum ihres Kleides.

»O! Madame di Negra! – Beatrice!« rief er mit Thränen in den Augen und mit in edelmüthiger Erregung halb erstickter Stimme. »Vergeben Sie – betrachten Sie mich nicht als bloßen Bekannten. Zufällig erfuhr ich oder vielmehr vermuthete ich – diese – diese auffallende Beleidigung, welcher Sie so unverdient ausgesetzt sind. Nun bin ich hier. – Denken Sie an mich – nur als einen Freund

– Ihren treusten Freund. Beatrice,« (und er beugte das Haupt über die Hand, die er hielt) »nie wagte ich bisher diese Sprache – noch jetzt klingt sie wie Anmaßung – aber ich kann nicht anders. Ich liebe Sie – ich liebe Sie mit der ganzen Kraft meiner Seele – Ihnen zu dienen – nichts, nichts verlange ich, als Ihnen dienen zu dürfen!« Und das warme, thörichte junge Herz konnte ein Schluchzen nicht unterdrücken.

Die Italienerin fühlte sich tief ergriffen. Sie war nicht eine schmutzige Abenteurerin. So viel Liebe und so viel Vertrauen! Sie war nicht darauf vorbereitet, das eine zu errathen und der anderen eine Falle zu legen.

»Stehen Sie auf – stehen Sie auf!« sagte sie weich. »Ich danke Ihnen aus vollem Herzen. Aber glauben Sie nicht, daß ich –«

»Stille – stille! Sie sollen mich nicht abweisen. Stille! – Lassen Sie nicht Ihren Stolz sprechen.«

»Nein, es ist nicht mein Stolz. Sie stellen sich, was hier vorgeht, schlimmer vor. Sie vergessen, daß ich einen Bruder habe. Ich habe nach ihm geschickt. Er ist der Einzige, an den ich mich wenden kann. Ah, das ist sein Tritt! – Aber nie werde ich vergessen, daß ich Ein großmüthiges, edles Herz in dieser hohlen Welt gefunden habe.«

Frank wollte antworten, aber er hörte die Stimme des Grafen auf der Treppe, und hatte nur noch Zeit, sich zu erheben und nach dem Fenster zurückzuziehen, indem er mit aller Macht seine Aufregung zu bemeistern und seine Fassung wieder zu gewinnen suchte. Graf di Peschiera trat ein – trat ein als die leibhaftige Verkörperung

der Schönheit und der Pracht sorglosen, verschwenderischen überfließenden, selbstsüchtigen Reichthums. Sein mit dem kostbarsten Zobelpelz besetzter Ueberrock war von der kraftvollen Brust zurückgeschlagen. In den Falten des glänzenden Atlases, der sich um seinen Hals schlang, blitzte ein Türkis von solchem Werth, daß er bei einem Juwelier fünfzig Jahre hätte liegen bleiben können, bis sich Jemand fand, der reich genug war, ihn zu kaufen. Sogar der Knopf seines Stockes war ein Meisterwerk der Kunst, und der Mann selbst so elegant, ungeachtet seiner Stärke, und so frisch, ungeachtet seiner Jahre! – Es ist unglaublich, wie gut man sich erhält, wenn man an Niemand, als an sich selbst, denkt!

»Pr–rr! sagte der Graf, der Frank hinter den Fenstervorhängen nicht bemerkte. »Pr–rr! Es scheint mir, du hast eine sehr unangenehme Viertelstunde durchgemacht. Und nun – *Dieu me damne – quoi faire?*«

Beatrice deutete nach dem Fenster und glaubte vor Scham in den Boden sinken zu müssen. Aber da der Graf französisch redete und Frank diese Sprache nicht besonders gut verstand, so entgingen ihm die Worte, obgleich eine gewisse satyrische Leichtfertigkeit im Ton sein Ohr mißfällig berührte.

Frank trat hervor. Der Graf bot ihm die Hand hin und sagte, Ton und Wesen rasch ändernd: »Wer von meiner Schwester in einem solchen Augenblick vorgelassen wird, muß auch ein Freund von mir sein.«

»Mr. Hazeldean,« sagte Beatrice mit Bedeutung, »wollte in der That höchst edelmüthig mit Anerbietungen eines Beistandes in mich dringen, welchen ich nicht mehr brauche, da du hier bist, mein Bruder!«

»Allerdings,« entgegnete der Graf mit der gnädigen Miene eines *grand seigneur*; »ich will hinunter und dein Haus von dieser unverschämten Canaille säubern. Aber ich war der Meinung, Baron Levy besorge deine Angelegenheiten. Er sollte hier sein.«

»Ich erwarte ihn jeden Augenblick. Adieu, Mr. Hazeldean!«

Beatrice reichte ihrem jungen Verehrer die Hand mit einer Freimüthigkeit, die nicht ohne eine gewisse pathetische und herzliche Würde war. Durch des Grafen Anwesenheit von weiteren Erklärungen abgehalten, beugte sich Frank schweigend über die schöne Hand und entfernte sich. Er war auf der Treppe, als ihn Peschiera einholte.

»Mr. Hazeldean,« sagte Letzterer in leisem Ton, »wollen Sie in den Salon kommen?«

Frank gehorchte. Der Mann, welcher die Besichtigung der Möbel vornahm, war noch an seiner Arbeit, zog sich aber, nachdem ihm der Graf einige Worte zugeflüstert hatte, zurück.

»Mein theurer Sir,« sagte Peschiera, »ich bin so unbekannt mit Ihren englischen Gesetzen und der Art und Weise, wie man hier zu Lande Verlegenheiten von so herabwürdigender Natur in's Reine bringt, und Sie haben

solch' freundliche Theilnahme für die Bedrängniß meiner Schwester an den Tag gelegt, daß ich die Bitte wage, Sie möchten hier bleiben und mir bei der Berathung mit Baron Levy zur Seite stehen.«

Frank wollte eben seine ungeheuchelte Freude, irgend wie von Nutzen sein zu können, ausdrücken, als man Levy an der Hausthüre läuten hörte, und dieser gleich darauf eintrat.

»Uff!« sagte Levy, sich die Stirne trocknend und in einen Stuhl sinkend, als hätten ihn Arbeiten der erschöpfendsten Art in Anspruch genommen. »Uff! das ist ein sehr trauriges Geschäft sehr; und nichts, mein theurer Graf, nichts, als baares Geld, kann uns hier retten.«

»Sie kennen meine Verhältnisse, Levy,« erwiderte Peshiera, kummervoll den Kopf schüttelnd, »und daß ich zwar wohl in einigen Monaten, vielleicht auch Wochen, mit Leichtigkeit die Schulden meiner Schwester, wie hoch sie sich immer belaufen mögen, tilgen könnte, aber in diesem Augenblick und in einem fremden Lande es außer Stande bin. Das Geld, welches ich mitbrachte, ist nahezu aufgebraucht. Können Sie mir nicht die nöthige Summe vorstrecken?«

»Unmöglich! – Mr. Hazeldean weiß, welcher Unstern mich selbst getroffen hat.«

»In diesem Falle,« versetzte der Graf, »können wir für heute nichts thun, als meine Schwester von hier fortbringen und der Execution ihren Lauf lassen. Unterdessen will ich meine Freunde aufsuchen und sehen, was ich von ihnen entlehnen kann.«

»Leider,« sagte Levy, indem er sich erhob und zum Fenster hinausblickte – »leider können wir die Marchesa nicht von hier fortbringen – das Schlimmste kommt erst. Dort – Sie sehen die drei Männer! Sie haben einen Haftbefehl gegen Madame di Negra; sobald sie den Fuß über die Schwelle setzt, wird sie fest genommen.«<sup>1</sup>

»Festgenommen!« riefen Peschiera und Frank in Einem Athem.

»Ich habe mein Bestes gethan, diese Schmach abzuwenden, aber umsonst,« sagte der Baron, eine sehr betrübte Miene annehmend. »Sie sehen, diese englischen Gewerbsleute bilden sich ein, Ausländern gegenüber fehle ihnen jede Handhabe. Aber wir können Bürgen bekommen; sie darf nicht in's Gefängniß.«

»Gefängniß!« wiederholte Frank. Er eilte auf Levy zu und zog ihn bei Seite.

Der Graf schien gelähmt vor Scham und Schmerz. Er warf sich in den Sopha zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen. »Meine Schwester!« stöhnte er, »die Tochter eines Peschiera, die Wittwe eines di Negra!« Es lag etwas Ergreifendes in dem stolzen Wehe dieses hochgeborenen Patriziers.

»Was ist die Summe?« frug der junge Gardeoffizier in flüsterndem Tone, damit ihn der arme Graf nicht hören sollte; und in der That schien dieser Letztere in seiner Betäubung höchstens noch für Donnerschlag ein Ohr zu haben.

---

<sup>1</sup>Damals galt noch das *law of meeye process*.

»Wir könnten alle Verbindlichkeiten mit fünftausend Pfund bereinigen. So viel wie nichts für Peschiera, der ungeheuer reich ist. *Entre nous*, ich traue seiner Versicherung, er habe kein baares Geld, nur halb. Möglich ist es, aber –«

»Fünftausend Pfund! Wie kann ich eine solche Summe aufbringen!«

»Sie, mein theurer Hazeldean! Was sprechen Sie da? Zwei Mal so viel könnten Sie mit einem einzigen Federzug aufbringen, und damit noch Ihre eigenen Schulden los werden. Aber – eine solche Großmuth gegenüber einer Bekannten!«

»Bekanntes! – Madame di Negra! – Das höchste Ziel meines Ehrgeizes ist, sie meine Gattin zu nennen!«

»Und diese Schulden schrecken Sie nicht ab?«

»Wenn ein Mann liebt,« antwortete Frank einfach, »so fühlt er es am lebhaftesten, wenn die Frau, welche er liebt, in Bedrängniß ist. Und,« fügte er nach einer Pause hinzu, »obschon diese Schulden Fehler sind, wird es mir vielleicht durch freundliches Entgegenkommen möglich, uns Beide für immer von diesen Fehlern zu heilen. Ich kann dieses Geld mit einem Federzug aufbringen! Wie?«

»Mit dem Casino-Gut.«

Frank that einen Schritt zurück. »Auf keine andere Weise?«

»Natürlich nicht. Aber ich kenne Ihre Bedenken; lassen Sie uns sehen, ob sie zu entfernen sind. Sie möchten Madame di Negra heirathen; sie wird an ihrem Hochzeitstag

zwanzigtausend Pfund erhalten. Warum es nicht so einrichten, daß von dieser Summe sofort die auf dem Casino lastende Schuld bezahlt wird. Diese Belastung wird dann in Wirklichkeit nur wenige Wochen dauern. Die Verschreibung wird dann in meinen Schreibtisch eingeschlossen bleiben – die Sache kann nie zur Kenntniß Ihres Vaters kommen und seine Gefühle nicht verletzen. Und wenn Sie sich verheirathen, so werden Sie, sobald Sie sich nur in der Zwischenzeit klug benehmen, aller Schulden ledig sein.«

Hier fuhr der Graf plötzlich auf.

»Mr. Hazeldean, ich bat Sie, zu bleiben und uns mit Ihrem Rathe beizustehen; ich sehe jetzt, daß mit Rath hier nicht zu helfen ist. Dieser Schlag *muß* auf unser Haus niederfallen. Ich danke Ihnen, Sir – ich danke Ihnen. Leben Sie wohl. Levy, kommen Sie mit mir zu meiner armen Schwester und bereiten Sie sie auf das Schlimmste vor.«

»Graf,« sagte Frank, »hören Sie mich an. Meine Bekanntschaft mit Ihnen ist nur kurz, aber schon lange kannte ich und – und verehrte ich Ihre Schwester. Baron Levy hat mir einen Weg angegeben, wie ich die Ehre und das Glück haben kann, diese vorübergehende aber peinliche Verlegenheit zu beseitigen. Ich kann das Geld vorstrecken.«

»Nein – nein!« rief Peschiera. »Wir können Sie glauben, daß ich auf einen solchen Vorschlag hören werde? Ihre Jugend und Herzensgüte leitet Sie irre und macht Sie blind. Unmöglich, Sir – unmöglich! Und selbst wenn

ich keinen Stolz und kein Zartgefühl besäße, so würde der gute Ruf meiner Schwester –«

»Allerdings Noth leiden,« unterbrach ihn Levy, »wenn Jemand anders, als ihr Verlobter, eine solche Verpflichtung auferlegte. Noch würde ich, bei aller Achtung vor Ihnen, Graf, dulden, daß mein Client, Mr. Hazeldean, diesen Vorschuß gegen eine weniger gute Sicherheit leiste, als diejenige, welche ihm Madame di Negra's rechtmäßiges Vermögen bietet.«

»Ha! Steht es so? Sie sind ein Bewerber um die Hand meiner Schwester, Mr. Hazeldean?« »Aber nicht in diesem Augenblick – nicht Dankbarkeit soll es sein, was mir ihre Hand zuführt,« erwiderte der Gentleman Frank.

»Dankbarkeit! So kennen Sie nicht ihr Herz? Sie wissen nicht –« der Graf hielt inne und fuhr nach einer Pause fort: »Mr. Hazeldean, ich brauche nicht zu sagen, daß wir den ersten Häusern Europa's ebenbürtig sind. Mein Stolz hat mich seiner Zeit zu dem Mißgriffe verleitet, über die Hand meiner Schwester zu Gunsten eines Mannes zu verfügen, welchen sie nicht liebte – einzig und allein, weil er im Range ihr gleich stand. Ich will einen solchen Mißgriff nicht zum zweiten Male begehen; auch würde mir Beatrice nicht zum zweiten Male gehorchen, wenn ich sie zwingen wollte. Verheirathet sie sich, so liebt sie auch. Wenn sie Ihrer Bewerbung Gehör schenkt – und ich glaube, sie wird es thun – so geschieht es aus reiner Neigung.

Dann trage ich kein Bedenken mehr, dieses Darlehen anzunehmen, ein Darlehen von einem Schwager, ein Darlehen an mich, und nicht auf Abrechnung an ihrem Vermögen. So, Sir,« (sich mit seiner vornehmen Miene an Levy wendend) »werden Sie für Bereinigung der Sache Sorge tragen. Nimmt sie Ihre Hand an, Mr. Hazeldean, so kann von dem Darlehen, ich wiederhole es, keine Rede sein. Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie verlasse. Dies muß in der einen oder andern Weise auf der Stelle erledigt werden. Der Graf neigte mit vieler Würde das Haupt und verließ das Zimmer. Man hörte ihn die Treppe hinauf gehen.

»Wenn der Graf die Schulden bezahlt,« sagte Levy im Tone des reinen Geschäftsmannes, »und auf dem Vermögen der Dame nur Ihre Schulden haften, so ist es in den Augen der Welt gar keine schlechte Parthie und sollte es auch in den Augen Ihres Vaters nicht sein. Glauben Sie mir, Mr. Hazeldean wird noch seine Einwilligung geben, und zwar mit Freuden.«

Frank hörte nichts; er hörte nur auf seine Liebe, nur auf das laute Pochen seines zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Herzens.

Levy ließ sich an dem Tische nieder und setzte mit zierlicher Hand eine lange Reihe von Zahlen auf – über zwei Abrechnungen, welche durch die *post-obit*-Verschreibung des Casino's bereinigt werden sollten.

Nach Verfluß einiger Zeit, welche Frank endlos vorkam, erschien der Graf wieder. Er nahm Frank bei Seite

mit einer Handbewegung gegen Levy, welcher sich erhob und in den Salon begab.

»Mein theurer junger Freund,« sagte Peschiera, »wie ich vermuthete, gehört das Herz meiner Schwester ganz Ihnen. Halt – lassen Sie mich ausreden. Aber unglücklicherweise erwähnte ich Ihres großmüthigen Erbietens, es war höchst unvorsichtig, höchst unklug von mir und hätte beinahe alles verdorben; ihr Stolz, ihre Furcht, Sie möchten sich zu einer Unbesonnenheit verleitet wännen, die Sie später bereuen könnten, ist so groß, daß ich überzeugt bin, sie wird Ihnen sagen, daß sie Sie nicht liebe, daß sie Ihre Hand nicht annehmen könne, und so weiter. Liebhaber, wie Sie, sind nicht so leicht zu täuschen. Richten Sie sich nicht nach Ihren Worten; aber Sie sollen sie selbst sehen und urtheilen. Kommen Sie.«

Mechanisch folgte Frank dem Grafen, welcher die Treppe hinauf ging und die Thüre zu Beatricen's Zimmer aufstieß. Die Marchesa kehrte ihnen den Rücken zu; aber Frank konnte sehen, daß sie weinte.

»Ich habe meinen Freund gebracht, damit er selbst für sich bitte,« sagte der Graf auf Französisch; »laß dir raten, Schwester, und wirf nicht jede Aussicht auf wahres, dauerndes Glück weg, einem eingebildeten Bedenken zu lieb. *Nimm dich in Acht!*« Er zog sich zurück und ließ Frank mit Beatrice allein.

Jetzt wandte die Marchesa, wie es schien, mit großer Anstrengung – so plötzlich war ihre Bewegung, und so wild ihr Blick – das Antlitz gegen den jungen Mann, und kam auf die Stelle zu, wo er stand.

»O!« sagte sie, die Hände ringend, »ist das wahr? Sie wollen mich retten von Schande, vom Gefängniß? Und was kann ich Ihnen dagegen bieten? Meine Liebe! Nein, nein. Ich will Sie nicht täuschen. So jung, so schön, so edel Sie sind – ich liebe nicht, wie Sie geliebt zu werden verdienen. Gehen Sie; verlassen Sie dieses Haus; Sie kennen meinen Bruder nicht. Gehen Sie, gehen Sie – so lange ich noch Kraft, noch Tugend genug besitze, zurückzuweisen, was mich vor ihm schützen könnte! Was auch – noch – o – gehen Sie – gehen Sie!«

»Sie lieben mich nicht,« sagte Frank. »Ich wundere mich nicht darüber; Sie sind so glänzend, mir so weit überlegen. Ich will jede Hoffnung aufgeben – ich will Sie verlassen, wie Sie mir gebieten. Aber von meinem Rechte, Ihnen zu dienen, will ich mich wenigstens nicht trennen. Im Uebrigen – müßte ich mich schämen, wenn ich schlecht genug sein könnte, in einem solchen Augenblicke mit Liebe zu prahlen und meine Bewerbung aufzudrängen.«

Frank wandte sein Gesicht ab und schlich leise hinaus. Er hielt seine Schritte vor dem Salon nicht an; er ging in das Vorzimmer, schrieb ein Paar Worte an Levy, worin er ihn anwies, die Execution aufzuheben, und mit den nöthigen Urkunden auf sein Zimmer zu kommen und vor allem, dem Grafen nichts zu sagen. Dann verließ er das Haus und ging in seine Wohnung zurück.

An jenem Abend kam Levy zu ihm, und die Abrechnungen wurden vorgenommen, und die Papiere unterzeichnet; und am andern Morgen war Madame di Negra von ihren Schulden befreit; und mit der Anwartschaft auf das Casino waren bedeutende Ansprüche verbunden; und am darauf folgenden Mittag war Randal mit Beatrice eingeschlossen; und noch vor Abend kam ein hastig hingeworfenes Billet von Madame di Negra, die Buchstaben von Thränen halb vermischt, welches Frank nach Curzon-Street entbot. Und als er in den Salon der Marchesa trat, saß Peschiera neben seiner Schwester und sagte, indem er sich erhob: »Mein lieber Schwager!« und legte Frank's Hand in die Beatricens.

»Sie nehmen meine Bewerbung an – Sie nehmen Sie an – und aus eigener, freier Wahl?«

Und Beatrice antwortete: »Haben Sie ein wenig Geduld mit mir, und ich will versuchen, Ihnen zu vergelten nach allen meinen – allen meinen –«

Sie hielt plötzlich inne und schluchzte laut.

»Nie hätte ich sie eines so tiefen Gefühls, einer solch' innigen Neigung fähig gehalten,« flüsterte der Graf.

Frank hörte, und sein Gesicht strahlte. Allmähig gewann Madame di Negra ihre Fassung wieder, und sie vernahm – wie ihr junger Verehrer wähnte, mit zärtlichem Interesse – in Wahrheit aber mit kummervoller, demüthiger Ergebung sein fröhliches Geplauder von künftigen Zeiten. Für ihn entschwanden die Stunden rasch und beseligend, wie ein Sonnenblick. Und seine Träume, als er sich zur Ruhe begab, waren so golden! Als er jedoch am

andern Morgen erwachte, stieg die bange Frage in ihm auf: »Was – was werden sie in der Halle sagen?«

Um dieselbe Stunde wandte sich Beatrice, das Gesicht in ihre Kissen begrabend, von dem verhaßten Tageslichte ab und hätte um den Tod beten mögen. Um dieselbe Stunde entließ Giulio Franzini, Graf di Peschiera, ein Paar dürre, hagere Italiener, mit welchen er geheime Berathung gepflogen hatte, und machte sich auf, das Haus, welches Violante barg, in Augenschein zu nehmen. Um dieselbe Stunde saß Levy vor seinem Schreibtische und warf eine ganze Schlachtordnung von Zahlen aus, deren Ueberschrift lautete: »Abrechnung mit dem sehr Ehrenwerthen Audley Egerton, M. P., Dr. und Cr.«, während Verschreibungen zerstreut um ihn her lagen, in deren Gesellschaft Frank's *post-obit* sich durch sein frisches Aussehen als neuangekommenen Gast kennzeichnete. Um dieselbe Stunde hatte Audley Egerton eben einen Brief von dem Vorsitzenden seines Comite's in der Stadt, welche er repräsentirte, zu Ende gelesen, der ihn benachrichtigte, daß er keine Aussicht habe, wieder gewählt zu werden. Und die Linien seines Gesichtes waren so glatt, wie gewöhnlich, und sein Fuß ruhte noch eben so fest auf der grimmigen eisernen Kiste; aber die Hand war auf das Herz gedrückt, und sein Auge hing an der Uhr, und er flüsterte leise: »Doctor F– sollte hier sein!« Und um dieselbe Stunde ging Harley L'Estrange, der am Abend vorher die Hofkreise durch seine heitere Laune bezaubert hatte, in dem Zimmer seines Hotels mit rastlosen Schritten und manchem schweren Seufzer auf und ab. Und Leonard

stand vor dem Springbrunnen in seinem Garten und verfolgte die winterlichen Sonnenstrahlen, die sich in dem Wasserschaume spiegelten. Und Violante lehnte sich auf Helenen's Schulter und suchte sie mit unschuldiger List von Leonard sprechen zu machen; und Helene sah unverwandt zu Boden und antwortete einsylbig. Und Randal Leslie wandelte zum letzten Male auf sein Bureau hinunter und las, während er durch Green Park ging, einen Brief aus der Heimath – von seiner Schwester: und dann, plötzlich den Brief in seiner schmalen Hand zerknitternd, sah er in die Höhe und erblickte in der Ferne die Thürme der großen National-Abtei und sagte die Worte unseres Helden Nelson vor sich hin: ›Sieg *und* Westminster, aber *nicht* die Abtei!‹ Und Randal Leslie fühlte, daß er in den letzten Tagen seinem Ehrgeize mächtig vorgearbeitet hatte: – die alten Leslie-Ländereien in Griffswerte – Frank Hazeldean verlobt und möglicherweise enterbt – und im Hintergrunde Dick Avenel, welcher ihm, dem verhaßten Lansmere'schen Einfluß zum Trotze, den gleichen Parlamentssitz aufschloß, mit dem Randal's zu Grunde gerichteter Gönner sein öffentliches Leben begonnen hatte. Aber

›Der Eine lacht, der Andere weint;  
Das in der Lauf der Welt!‹

EILFTES BUCH.

EINLEITUNGS-KAPITEL.

Wohlwollende Leute kommen nicht selten auf den Einfall, zu behaupten, Schlechtigkeit müsse eine Art Wahnsinn sein, und Niemand springe plötzlich von dem geraden Wege ab, der nicht durch den Stich einer Wespe hiezu veranlaßt werde. Wenn man freilich unsern gescheidten, sorgfältig erzogenen Freund Randal Leslie nimmt, welcher nach dem trügerischen Grundsatz handelt, ›Schurkerei sei die beste Politik‹, so ist es wirklich merkwürdig, zu beobachten, wie viel er mit dem Wahnsinnigen gemein hat: diese Schlaueit, die sich nie genügt; diese reizbare Unruhe, dieser Argwohn gegen die übrige Welt, der überall Verschwörungen gegen die eigene Person sieht und das Aufbieten allen Witzes für nöthig hält, um dieselben zu vereiteln und für die eigene Vergrößerung, für den eigenen Vortheil auszudeuten. Vielleicht haben manche meiner Leser gedacht, Randal sei von mir als unnatürlich weit ausholend in seinen Plänen, als zu gedehnt und spitzfindig in seinen Spekulationen geschildert worden; allein diese Erscheinung findet sich häufig bei Leuten von ausgebildetem Verstande, wenn es ihnen gefällt, sich auf den Spitzbuben zu spielen. Sie bemänteln damit vor sich selbst die Häßlichkeit ihres Ehrgeizes, gerade wie sich ein Philosoph über das Scharfsinnige eines metaphysischen Prozesses freut, welcher auf dasjenige hinausläuft, was man sonst im Leben ›Atheismus‹ nennt, während sich derselbe höchlichst entsetzen und

beleidigt fühlen würde, wenn man ihn einen Atheisten nennen wollte. Wie ich früher einmal sagte oder andeutete, ist es für uns einfältige Leute schwer, die Wonne zu begreifen, mit welcher ein verschlagener Kopf seinen Scharfsinn arbeiten läßt.

Nachdem ich so viel über das ›Naturgemäße‹ in Randal Leslie's Charakter vorausgeschickt habe, muß ich mir eine Abschweifung erlauben behufs einer kurzen Bemerkung über den Einfluß einer Leidenschaft auf die menschlichen Handlungen, welche in unserem höflichen und civilisirten Zeitalter selten ohne Maske auftritt – ich meine den Haß.

In den guten alten Tagen unserer Voreltern, als derbe Sprache und derbe Hiebe noch Mode waren, als der Mann sein Herz auf der Zunge trug und vier Fuß scharfen Eisens an seiner Seite baumelten, spielte der Haß auf dem Welttheater ein ehrliches, offenes Spiel. Ja, wenn wir die Geschichte lesen, scheint er auf der Bühne etwas Stehendes gewesen zu sein Wo aber ist jetzt der Haß? – Wer erblickt jemals sein Gesicht? Ist er jenes lächelnde, gutmüthige Wesen, welches deine Hand so herzlich drückt? Oder diese hohe, würdevolle Gestalt, die dich ihren ›sehr Ehrenwerthen Freund‹ nennt? Ist er jener sich bückende und sich bedeutende Untergebene – oder dort die schmachtende Amaryllis? Frage nicht, mache dir keine Gedanken, daß es der Haß ist, wirst du erst dann erfahren, wenn das Gift in deinem Becher ist, oder der Dolch in deiner Brust steckt. In dem gothischen Zeitalter malte grausiger Humor den ›Todtentanz‹; in unserem

verfeinerten Jahrhundert sollte uns der Witz eines Satyrikers die ›Maskerade des Hasses‹ vorführen.

Die entgegengesetzte Leidenschaft verräth sich dem Auge allerdings mit Leichtigkeit. Die Liebe ist selten eine Heuchlerin. Aber der Haß – wie ihn entdecken und wie sich gegen ihn schützen? Er lauert, wo man ihn am wenigsten vermuthet; er entsteht aus Ursachen, die man am wenigsten vorhersehen kann; und die Civilisation vervielfältigt seine Schattirungen, während sie seine Vermummung begünstigt. Denn die Civilisation vermehrt die Zahl widerstreitender Interessen, und die Verfeinerung macht die Eigenliebe nur um so empfindlicher gegen die geringste unzarte Berührung. Der Haß aber kommt mit schleichenden Schritten aus irgend einem selbstsüchtigen Interesse, welches wir gekreuzt oder aus irgend einer Eigenliebe, welche wir verletzt haben, hervor; – und Einfaltspinsel, die wir sind – in den meisten Fällen merken wir unsere Fehler gar nicht! Du kannst von einem Manne gehaßt werden, den du im Leben nie gesehen hast; du kannst ebenso oft von einem Solchen gehaßt werden, den du mit Wohlthaten überhäuft hast; du gehst vielleicht einem Wurme aus dem Wege, um nicht daran zu treten; aber du mußt fest in deinem Lehnstuhl sitzen bleiben, bis man dich herausnimmt und in die Bahre legt, wenn du sicher sein willst, nicht auf eine Schlange von Feind zu treten. Aber dann – welches Leid kann uns der Haß anthun? Sehr oft bleibt dasselbe der Welt ebenso verborgen, wie uns der Haß selbst: Vielleicht überholt

er uns unversehens auf einem einsamen Nebenpfade unseres Lebens, oder trifft uns im engsten Kreise, wo wir uns ganz geborgen glaubten, oder zerstört er unser liebstes Hoffen, das wir Niemand anvertraut; denn in dem Augenblicke, da die Welt sieht, daß es der Haß ist, der über uns hereinbricht, hat er auch schon sein Schlimmstes vollbracht.

Wir haben eine Menge Namen für eine und dieselbe Leidenschaft – Neid, Eifersucht, Verachtung, Vorurtheil, Nebenbuhlerschaft; sie sind aber nur ebenso viele gleich bedeutende Ausdrücke für den nämlichen alten heidnischen Dämon. Als der todtbringende Speer Apollos den unglücklichen Achäern die Pest brachte, kümmerte es das Opfer nicht viel, ob der Gott Helios oder Smintheus hieß.

Niemand auf der weiten Welt schien von der Bosheit des Hasses weniger erreichbar, als Audley Egerton: selbst in den heißen politischen Kämpfen hatte er kaum einen persönlichen Feind; und im Privatleben hielt er sich von Anderen so ferne und abgesondert, daß er eigentlich nur durch die Wohlthaten bekannt war, zu welchen er seinen Reichthum verwendete. Der Gedanke, daß der strenge, auf so hohem Gipfel der Achtung stehende Staatsmann von dem Hasse irgend eines Sterblichen zu leiden haben könne, würde dir ein Lächeln entlockt haben. Aber der Haß ist noch jetzt, wie er es immer war, eine wirkliche Macht unter den ›Wechselformen des Lebens‹, und ungeachtet der Riegel an den Thüren und der Polizeidiener auf den Straßen kann man von keinem Menschen sagen,

sein Schlaf sei ungefährdet, so lange das Auge eines einzigen Feindes wacht.

## ZWEITES KAPITEL.

Die Herrlichkeit von Bond-Street ist nicht mehr. Der Titel eines Bond-Street-Läufers ist von unseren Lippen verschwunden – vergebens das Gedränge der Equipagen und die Pracht der Kaufläden: die Berühmtheit von Bond-Street lag in seinem Pflaster, in seinen Fußgängern. Bist du alt genug, Leser, dir den Bond-Street-Läufer und seine unvergleichliche Generation in das Gedächtniß zurück zu rufen? Ich für meinen Theil kann mich gerade noch des Zerfalls der großen Aera erinnern. Sie war im Abnehmen, als sich meine Gedanken im Ehrgeize der Knabenjahre zum ersten Male mit hohen Halsbinden und Wellingtonstiefeln beschäftigten. Aber die alten *habitués* – die *magni nominis umbrae* – die Zeitgenossen Brummell's auf dem Zenith seiner Größe – die lustigen Kumpane Georg's IV. während seiner Regentschaft – spukten dort noch immer. Von 4–6 Uhr, in dem heißen Monat Juni, schlenderten sie gemessen ab und zu, schon damals mit einem Zug von Trauer im Gesichte, als ahnten sie das Aussterben ihrer Race. Der Bond-Street-Läufer wurde selten allein gesehen: er war ein geselliges Thier und wandelte Arm in Arm mit seinem Nebenmenschen. Er schien nicht geboren für die Sorgen jener rauhen Zeiten; nicht geschaffen für ein Zeitalter, in welchem Finsbury Vertreter in's

Parlament schickte. Er liebte sein gemüthliches Geplauder; und nie mehr seitdem war ein Geplauder so entschieden gemüthlich. Der ächte Bond-Street-Läufer sah sehr ungebunden aus. Seine Jugend hatte er unter Helden zugebracht, welche die Flasche liebten. Er selbst hatte vielleicht mit Sheridan zu Nacht gespeist. Er war von Natur ein Verschwender: man sah dies an der Nachlässigkeit seines Ganges. Leute, die Geld machen, pflegen nicht zu schlendern, und Solche, welche Geld zurücklegen, pflegen nicht zu schwadroniren. Aber das Schlendern und das Schwadroniren, beides zusammen drückte dem Bond-Street-Läufer den Stempel des *lockeren Zeisig* auf. Und so vertraut er mit Seinesgleichen war, so köstlich rümpfte er die Nase gegen den gemeinen Rest der Sterblichen, deren Gesichter in Bond-Street fremd waren. Aber Er ist dahin. Die Welt, wiewohl sie ob seines Verlustes trauert, sucht sich indessen bestmöglichst ohne ihn zu helfen; und unsere jungen Männer sinnen heutzutage über Modellhüte nach und neigen zum Tractarianismus hin – ich meine diejenigen jungen Männer, die so ruhig und harmlos sind, wie ein Bond-Street-Läufer von ehemals – *redeant Saturnia regna*. Für einen nicht kritischen Beobachter hat übrigens der Ort ein glänzendes, geschäftiges Aussehen. Aber er ist ein Durchgangsweg, kein Spazierweg. Und diesen Durchgangsweg kamen einige Zeit vor der Stunde, wo das Gewühl am größten ist, zwei Gentlemen, deren Erscheinung zu der Oertlichkeit in keiner Weise paßte. Doch schienen sich Beide zur Aristokratie zu zählen – sie hatten einen altväterischen

Anstrich von Achtbarkeit und Einfluß auf dem Lande in staatlichen und kirchlichen Dingen. Der beleibtere von Beiden war sogar in seiner Art ein *beau*. In der That hatte er sich zuerst kleiden gelernt, als Bond-Street in seiner höchsten Blüthe und Brumwell in seinem Glanze war. Noch immer behielt er den in seiner Jugend modern gewesenen Schnitt für seinen Anzug bei; nur gab dieser jetzt nicht mehr von dem Stadt-, sondern von dem Landleben Kunde. Die weite, hohe, schneeweiße Halsbinde hob das glatt rasirte Gesicht von frischer, blühender Farbe vortheilhaft heraus; der königsblaue Rock mit Knöpfen so blank wie ein Spiegel, war leicht zugeknöpft über einer Taille, die ein rüstiges, mittleres Alter verrieth, frei von dem Ehrgeiz, der Habsucht und den Aengsten, welche die Bewohner Londons wie ein böser Geist umtreiben; die grauen, oben weiten und an den Knien engen kurzen Beinkleider waren von Brumwell's eigenem Kleiderkünstler gefertigt, und die entsprechenden Gamaschen, welche das Bein noch zur Hälfte bedeckten) zeugten von einer Stutzerhaftigkeit, die dem *beau ided* eines Grafschaftsmitglieds Ehre gemacht haben würde. Der Beruf des andern Gentlemans war nicht zu verkennen – der länglicht gesschweifte Hut, der geistliche Schnitt des Gewandes, die Halsbinde ohne Hemdkragen, welche für die Zubehör die Bäffchen, gemacht zu sein schien, und eine gewisse milde Würde in der ganzen Erscheinung, alles das deutete auf einen Mann hin, an dem jeder Zoll ein Gentleman und ein Pfarrer war.

»Nein,« sagte der stattlichere der beiden Herren, »nein, ich kann durchaus nicht sagen, daß mir Frank's Aussehen gefällt. Gewiß hat er etwas auf dem Herzen. Aber ich denke, heute Abend bringe ich alles aus ihm heraus.«

»Er speist mit Ihnen in Ihrem Hotel, Squire? Seien Sie ja freundlich gegen ihn. Wir können nicht alte Köpfe auf junge Schultern setzen.«

»Ich habe nichts dagegen, daß sein Kopf jung ist,« erwiderte der Squire; »aber ich wollte, er hätte ein bisschen von Randal Leslie's gesundem Verstande darin. Ich sehe, wie es enden wird. Ich muß ihn auf das Land zurück nehmen; und wenn er Beschäftigung braucht, nun, so soll er Jagdhunde halten, und ich will ihn auf Brooksby-Farm setzen.«

»Was die Jagdhunde betrifft,« sagt der Pfarrer, »so gehören hiezuhin auch Pferde; und nach meiner Ansicht erwächst für einen lebhaften jungen Mann aus den Ställen mehr Unheil, als aus irgend einem anderen Platze in der Welt. Von der Kanzel aus sollten sie gerügt werden, diese Ställe!« fügte Mr. Dale nachdenklich bei; »sehen Sie, was sie Nimrod übrig gelassen haben! Aber der Ackerbau ist eine gesunde und edle Beschäftigung, geehrt von heiligen Völkern und von den größten Männern des klassischen Alterthums gepflegt. So zum Beispiel waren die Athener –«

»Schwatzen Sie mir da von den Athenern!« rief der Squire unehrerbietig; »Sie brauchen nicht so weit zurück zu gehen für Ihre Beispiele. Einem Hazeldean muß es

genügen, daß sein Vater und sein Großvater und sein Urgroßvater vor ihm ihre Güter bewirthschaftet haben, und ein gut Theil besser, denk' ich wohl, als einer jener verrosteten alten Athener – ohne ihnen zu nahe treten zu wollen. Aber Eines sage ich Ihnen, Pfarrer, ein Mann, der seine Güter recht bewirthschaften und auf dem Lande leben will, sollte eine Frau haben; er hat dann nur mit halb so viel zu kämpfen.«

»Was das Kämpfen anbelangt, so kann ein verheiratheter Mann mit Sicherheit darauf rechnen, die Hälfte, obwohl nicht immer die bessere Hälfte, davon abzubekommen,« entgegnete der Pfarrer, der heute besonders scherzhaft gestimmt schien. »Ah, Squire, ich wollte, Mrs. Hazelden hätte Recht mit ihrer Vermuthung! Sie bekämen die hübscheste Schwiegertochter in den drei Königreichen. Und ich denke, wenn ich Gelegenheit fände, mit der jungen Dame in Abwesenheit ihres Vaters ein vernünftiges Wort zu sprechen, so könnten wir den einzigen Einwand, den ich gegen die Heirath wüßte, beiseitigen. Diese papistischen Irrthümer –«

»Ah, sehr wahr!« rief der Squire. »Dieser Pabst drückt auf mich wie ein Alp. Ich könnte es verzeihen, daß sie eine Ausländerin ist und wahrscheinlich nicht einen Schilling in der Tasche hat – der Herr segne ihr schönes Gesicht! – aber in ihrem Zimmer Bilder anzubeten, anstatt die Pfarrkirche zu besuchen, das geht nun und nimmer mehr. Aber Sie glauben, ihr den Pabst aus- und sie in den Familienkirchenstuhl hineinreden zu können?«

»Oh, ich hätte auch ihrem Vater den Pabst ausreden können, nur sprang er, wenn er um eine Antwort verlegen war, zum Fenster hinaus. Die Jugend ist aufrichtiger in dem Bekenntnisse ihrer Fehler.«

»Ich gestehe,« sagte der Squire, »wir Beide, Harry und ich, hatten unsere Lieblingsidee; bis uns dieses italienischen Mädchen dazwischen kam. Sie müssen wissen, daß wir Beide großen Gefallen an Randal's kleiner Schwester fanden – ein so hübsches, erröthendes, englisches Gesichtchen, wie Sie je eines gesehen haben. Und es ging Harry sehr zu Herzen, als sie bemerkte, wie diese einfältige Mutter, die nie zur Ruhe kommen kann, sie vernachlässigte, und wie ihr die Haare über die Ohren herunter hingen; und ich dachte, es wäre eine ganz gute Art, Randal und Frank näher zusammen zu bringen, und ich könnte denn auch für Randal selbst etwas thun – ein guter Junge mit Hazeldenblut in seinen Adern. Aber Violante ist so schön, daß mich die Wahl des Jungen nicht wundert: und dann ist es unser Fehler: wir ließen sie als Kinder immer beisammen stecken. Schwer ärgern würde ich mich indessen, wenn Rickybocky den Fuchs gemacht hätte und von dem Casino nur deßhalb fortgelaufen wäre, um Frank den heimlichen Verkehr mit seiner Tochter fernerhin zu ermöglichen.«

»Ich glaube nicht, daß dies Riccabocca gleich sehen würde. Viel eher möchte ich den Grund seines Weggehens in der Absicht suchen, Frank die gute Gelegenheit

zur Bewerbung um Violante, wenn er nicht damit einverstanden war, abzuschneiden; denn wo könnte Frank sie öfter sehen, als in dem Casino?«

*Squire.* – »Gut gesagt. In Betracht, daß er nur ein ausländischer Doctor war und, so viel wir wissen, mit seinen sieben Sachen im Lande herumzog, ist er ein ganz gentlemanischer Bursche, dieser Rickybocky. Ich beurtheile die Leute nach ihrem Auftreten. Aber was ist Ihre Ansicht über Frank? Am Ende glauben Sie gar nicht, daß er in Violante verliebt ist? Heraus damit, Mann; sprechen Sie offen!«

*Pfarrer.* – »Da Sie so sehr in mich dringen, so gestehe ich Ihnen, daß ich an die Existenz dieser Liebe nicht glaube; und ebenso geht es meiner Carry, die in solchen Dingen einen ungewöhnlich scharfen Blick hat.«

*Squire.* – »Ihre Carry? Was Sie nicht sagen! Als ob sie auch nur einen halb so scharfen Blick hätte, wie meine Harry. Carry – Unsinn!«

*Pfarrer* (roth werdend). – »Ich habe keine Lust, gehässige Bemerkungen zu machen; aber, Mr. Hazeldean, wenn Sie über meine Carry spotten, so müßte ich kein Mann sein, wenn ich nicht erklären würde, daß –«

*Squire* (ihn unterbrechend). – »Sie ist ein ganz gutes Frauchen; aber sie mit meiner Harry zu vergleichen!«

*Pfarrer.* – »Ich vergleiche sie nicht mit Ihrer Harry; ich vergleiche sie mit keiner einzigen Frau in England, Sir. Aber Sie erhitzen sich, Mr. Hazeldean!«

*Squire.* – »Ich!«

*Pfarrer.* – »Und die Leute blicken auf Sie, Mr. Hazelden! Um des Anstands willen fassen Sie sich und sprechen wir von etwas Anderen. Hier sind wir gerade bei dem Albany. Ich hoffe, wir finden den armen Kapitän Higginbotham nicht so schlimm, wie er sich in seinem Briefe schildert. Ah! Ist es möglich? Nein, es kann nicht sein. Sehen Sie – sehen Sie!«

*Squire.* – »Wo – was – wo! Kneipen Sie mich doch nicht so. Gerechter Gott, sehen Sie einen Geistlichen?«

*Pfarrer.* – »Dort – den schwarzgekleideten Herren.«

*Squire.* – »Schwarzen! Wie! – am hellen Tag! Unsinn!«

Der Pfarrer hatte mit Einem Satze den fraglichen Herren, der seinerseits stehen geblieben war und die Beiden aufmerksam betrachtete; erreicht, ergriff seinen Arm und rief:

»Sir, verzeihen Sie; aber ist Ihr Name nicht Fairfield? Ah, es ist Leonard – er ist's – mein lieber, lieber Junge! Welche Freude! So verändert, zum Vortheil verändert, aber noch immer das nämliche ehrliche Gesicht. Squire, kommen Sie her – Ihr alter Freund, Leonard Fairfield.«

»Und er wollte mich überreden,« sagte der Squire, Leonard herzlich die Hand schüttelnd, »Sie seien der Schwarze; er hat aber auch heute Morgen sonderbare Launen und Grillen. Ei, Master Lenny, Sie sind ja ein ganzer Gentleman geworden! Die Welt meint's gut mit Ihnen – he! Sie sind wohl Obergärtner bei irgend einem großen Herrn?«

»Das nicht, Sir,« sagte Leonard lächelnd. »Aber die Welt hat es zuletzt doch gut mit mir gemeint, freilich

nicht ohne mich vorher rauh genug durchzuschütteln. Ah, Mr. Dale, Sie glauben nicht, wie oft ich Ihrer und Ihrer Lehren über das Wissen gedachte; und, was mehr ist, wie ich die Wahrheit Ihrer Worte im Leben bestätigt fand und Ihren Unterricht segnete.«

*Pfarrer* (gerührt und geschmeichelt). – »Weniger erwartete ich auch nicht von Ihnen, Leonard; Sie waren immer ein Junge von großem Verstande und gesundem Urtheil. Sie haben also meiner kleinen Vorlesung über das Wissen gedacht, wirklich!«

*Squire*. – »Zum Kukuk mit dem Wissen. Ich habe allen Grund, das Wort zu hassen. Es hat mir drei Heuschöber niedergebrannt, die schönsten, die Sie je gesehen haben, Mr. Fairfield.«

*Pfarrer*. – »Das war nicht das Wissen, Squire; das war die Unwissenheit.«

*Squire*. – »Unwissenheit! der Teufel war's. Sagen Sie selbst, Mr. Fairfield. Wir haben schlimme Tumulte im Bezirke gehabt, und der Rädelsführer war gerade so ein Bursche, wie Sie einer gewesen sind!«

*Leonard*. »Ich bin Ihnen sehr verbunden, Mr. Hazeldanz. In wie fern?«

*Squire*. – »Je nun, er war ein Dorfgenie und las immer so verwünschte Tractätchen, wurde mächtig unzufrieden – mit dem König; den Lords und den Gemeinen, vermuthete ich, und lief herum und predigte von der Bedrückung der Armen und den Verbrechen der Reichen, bis, beim

Jupiter, Sir, der ganze Haufe sich eines Tags mit Mistgabeln und Sichelu erhob und Farmer Smart's Dreschmaschinen zertrümmerte; und in derselben Nacht gingen meine Heuschober in Flammen auf. Wir erwischten die Hallunken, und sie erhielten Alle ihren Lohn: aber die armen betrogenen Arbeiter kamen mit einer kurzen Haft davon. Das Dorfgenie ist, Gott sei Dank, nach Botany-Bay befördern.«

*Leonard.* – »Aber lehrten ihn denn seine Bücher, Heuschober niederzubrennen und Maschinen zu zertrümmern?«

*Pfarrer.* – »Nein; er behauptete gerade das Gegentheil und erklärte, er habe bei diesen Verirrungen die Hand nicht mit im Spiele gehabt.«

*Squire.* – »Aber er wurde überwiesen, mit seinen wilden Reden die Tölpel, welche es gethan, aufgereizt zu haben! Ja wohl, Sir, da war einmal ein heuchlerischer Quäker, der zu seinem Feinde sagte: ›Ich kann nicht dein Blut vergießen, Freund; aber ich will deinen Kopf unter das Wasser halten, bis du ertrunken bist.‹ Und so ist da eine Bande demagogischer Spitzbuben, die fortwährend schreien: ›der Farmer So ist ein Leutebedrücker, und der Squire So ist ein Blutsauger! Aber keine Gewaltthätigkeiten! Zertrümmert nicht ihre Maschinen, verbrennt nicht ihre Heuschober! Moralische Kraft – und Fluch allen Tyrannen!‹ Wenn nun aber der arme Tagelöhner meint, die moralische Kraft liege in seinem Arme und jener Wahlspruch sei von hinten herein zu lesen, wie es der Teufel mit dem Vaterunser macht, so möchte ich doch wissen,

welcher von Beiden nach Botany-Bay gehört: der Tagelöhner, der sich wehrt, wie ein Mann, wenn er glaubt, es sei ihm Unrecht geschehen, oder der andere schleichende Hallunke, der sein Wissen benützt, um sich aus der Schlinge zu ziehen?«

*Pfarrer.* – »Das mag sehr wahr sein; aber als ich den armen Burschen mit seinem verständigen Gesichtern den Gerichtsschranken sah und seine kühne, klare Vertheidigung hörte und daran dachte, wie schwer er sich sein Wissen erkämpfen mußte, und wie alles endete, weil er vergaß, daß Wissen Feuer ist und nicht zwischen Hobelspäne geworfen werden darf – gerne hätte ich da meine rechte Hand darum gegeben, ihn zu retten. Und ach, Squire, erinnern Sie sich des Verzweiflungsschreis seiner armen Mutter, als das Urtheil auf lebenslängliche Deportation lautete? Jetzt noch höre ich ihn! Und was, Leonard, was, glauben Sie, leitete ihn auf diese falsche Bahn? All' das Unheil kam aus dem Sacke des Kesselflickers. Sie können Sprott nicht vergessen haben?«

*Leonard.* – »Sack des Kesselflickers! – Sprott!«

*Squire.* – »Dieser Schurke, Sir, war so schwer zu fangen, daß man es gar nicht glauben sollte, so voll Kniffe und Pfiffe, wie ein alter Advokat von Old Bailey. Aber wir haben dafür gesorgt, daß es ihm wieder heim gegeben wurde. Sein Sack war vollgestopft mit Tractätchen gegen Jeden, der einen guten Rock auf dem Leibe hatte; und als wäre dies nicht genug gewesen, befanden sich bei den Tractätchen in brüderlicher Eintracht Zündhölzchen, die, nach einem neuen Princip verfertigt, meine Heuschöber

die Theorie der Selbstverbrennung lehren sollten. Die Arbeiter kauften die Zündhölzchen –«

*Pfarrer.* – »Und das arme Dorfgenie kaufte die Tractätchen.«

*Squire.* – »Alle mit dem Motto an der Spitze: ›Belehrung der arbeitenden Klassen, daß Wissen Macht ist.‹ Mithin hatte ich Recht, wenn ich sagte, daß das Wissen meine Heuschober niederbrannte; das Wissen entzündete das Dorfgenie, das Dorfgenie entzündete Bursche, die unwissender waren als er selbst, und diese zündeten meine Scheune an. Indessen sind jetzt Zündhölzchen, Tractätchen Dorfgenie und Sprott – alles miteinander unterwegs nach Botany-Bay; und der Bezirk hat dadurch nur gewonnen. Bleiben Sie mir deshalb mit Ihrem Wissen vom Halse – thut mir leid, Mr. Fairfield. – Und noch dazu so ungewöhnlich schöne Heuschober! Wahrhaftig, Pfarrer, Sie sehen aus, als fühlten Sie Mitleid mit Sprott; und wenn mich nicht alles täuscht, so sah ich Sie mit ihm flüstern, als man ihn aus dem Gerichtssaale abführte.«

*Pfarrer* (mit verlegenem Zögern). – »Ich? – Ich frug ihn nur, was aus seinem Esel, einem harmlosen Geschöpfe, geworden sei.«

*Squire.* – »Harmlos? Warf mich mitten in ein Distelbeet hinein auf meiner eigenen Dorfwiese. Hab's nicht vergessen. Nun, was sagte er, daß aus dem Esel geworden sei?«

*Pfarrer.* – »Er sagte nur ein einziges Wort; aber dasselbe zeigte die ganze Rachsucht seines Charakters. Er sagte es mit einem schrecklichen Blinzeln, daß mir das Blut in den

Adern gerann. ›Was ist aus Ihrem armen Esel geworden?‹ sagte ich, und er antwortete –«

*Squire.* – »Weiter. Er antwortete –«

*Pfarrer.* – »»Würste!««

*Squire.* – »Würste! Sieht ihm gleich; und verkaufte sie an die Armen; und soweit bringen es diese noch, wenn sie auf solche revolutionirenden Bösewichte hören. Würste! Eselswürste!« (spuckt aus.) »Das ist so schlimm, wie seinen Nächsten aufzehren! vollständiger Cannibalismus.«

Leonard, in welchem die Geschichte von Sprott und dem Dorfgenie ernste Gedanken geweckt hatte, drückte dem Pfarrer die Hand und bat um die Erlaubniß, ihn vor seiner Wiederabreise aufsuchen zu dürfen. Er wollte sich eben entfernen, als ihn der Pfarrer sanft zurück hielt und sagte: »Nein, nein, verlassen Sie mich noch nicht.«

*Leonard.* – ich habe so Vieles zu fragen, über so Vieles mit Ihnen zu sprechen. Ich werde bald Herr meiner Zeit sein. Wir sind eben auf dem Wege zu einem Verwandten des *Squire's*, dessen Sie sich erinnern müssen, gewiß – Kapitän Higginbotham – Barnabas Higginbotham. Er ist in einem sehr traurigen Zustand.«

»Und ich bin überzeugt, er würde Ihnen Dank wissen, wenn Sie mit uns zu ihm gehen wollten,« sagte der *Squire* gutmüthig.

*Leonard.* – »Aber, Sir, würde ich mir damit nicht eine zu große Freiheit herausnehmen?«

*Squire.* – »Freiheit! Wenn man einen armen kranken Gentleman nach seinem Befinden fragt? Unsinn! Und

was ich sagen wollte, Sir, vielleicht, da Sie ohne Zweifel hier in der Stadt leben und von diesen neu erfundenen Methoden mehr wissen, als ich – vielleicht können Sie uns sagen, ob alles das Schwindel ist, oder nicht – diese neue Art, an den Leuten zu doktern?«

»Welche neue Art, Sir? Es gibts deren so viele.«

»Wirklich? Die Leute in London sehen auch ganz besonders kränklich aus. Aber mein armer Vetter (er war nie ein Salomo) gerieth, wie er sagt, an einen Home – Homo – wie heißt das Wort, Pfarrer?«

*Pfarrer.* – »Homöopath.«

*Squire.* – »Richtig. Sehen Sie, der Kapitän lebte bei einem gewissen Scharpe Currin, einem Verwandten, der viel Geld und sehr wenig Leber besaß – machte sich ersteres und ließ dafür einen großen Theil der letzteren in Indien, müssen Sie wissen, Der Kapitän hatte Aussicht auf das Geld. Sehr natürlich, meine ich; aber was glauben Sie wohl, daß passirte? Scharpe Currie hat ihm dafür gethan! Wollte nicht sterben, Sir, bekam seine Leber wieder, und der Kapitän verlor die seinige. Das Seltsamste, was mir je vorkam! Und dann hieß der undankbare alte Nabob den Kapitän gehen, weil er, wie er sagte, »es nicht ertragen könne, Invaliden um sich zu haben«; und geht jetzt mit dem Heirathen um und wird ohne Zweifel Kinder dem Dutzend nach bekommen!«

*Pfarrer.* – »Es war in Deutschland, in einem der dortigen Bäder, wo Mr. Currie genas; und da er in seinem Egoismus an den Kapitän die unmenschliche Forderung

stellte, zu gleicher Zeit mit ihm alle Brunnen durchzutrinken, so hat es sich so gefügt, daß das nämliche Wasser, welches Mr. Currie's Leber curirte, die des Kapitän Higginbotham zerstörte. Ein englischer homöopathischer Arzt, welcher sich damals dort aufhielt, brachte den Kapitän hier her und verspricht, ihm durch unendlich kleine Dosen, aus chemischen Bestandtheilen desselben Wassers bereitet, welches ihn krank machte, die Gesundheit wieder zu geben. Kann eine solche Theorie etwas für sich haben?«

*Leonard.* – »Ich kannte einmal einen sehr tüchtigen, obgleich excentrischen Homöopathen, und ich bin geneigt, zu glauben, daß an dem Systeme etwas ist. Mein Freund ging nach Deutschland; vielleicht ist es der nämliche, der den Kapitän behandelt. Darf ich fragen, wie er heißt?«

*Squire.* – »Vetter Barnabas kennt ihn nicht. Sie können ihn selbst fragen; denn hier sind seine Zimmer. Hören Sie, Pfarrer,« (mit schlaudem Flüstern) »wenn eine kleine Dosis von dem, was den Kapitän krank machte, ihn wieder gesund machen soll, glauben Sie nicht, das geeignete Mittel wäre ein – Legat? Ha! ha!«

*Pfarrer* (versucht, nicht zu lachen). – »St! Squire. Arme Menschennatur! Wir müssen mit ihren Schwächen Nachsicht haben. Kommen Sie herein, Leonard.«

Leonard, der sich zu überzeugen wünschte, ob seine Vermuthung richtig sei und ihn der Zufall wieder mit Doctor Morgan zusammenführe, folgte mit seinen beiden

Begleitern der Frau, welche ›den Kapitän und seine Zimmer besorgte‹, in ein kleines Vorzimmer, durch das sie zu dem Leidenden gelangten.

### DRITTES KAPITEL.

Das kummervolle Gesicht und die abgezehrte Gestalt des Kapitäns benahm dem Squire auf einmal jede Lust, seinen Vetter zum Gegenstand seiner Scherze zu machen.

»Recht gut von dir, daß du in die Stadt kommst, um nach mir zusehen – recht gut von dir, Vetter; und auch von Ihnen, Mr. Dale. Wie herrlich Sie Beide aussehen. Ich bin ein trauriges Wrack. Sie könnten jede Rippe an meinem Leibe zählen.«

»Hazeldeaner Luft und Rostbeef werden dir bald wieder aufhelfen, mein Junge,« sagte der Squire freundlich. »Du warst ein großer Thor, zuerst Hazeldean und dann deine behaglichen Zimmer in dem Albany zu verlassen.«

»Sie *sind* behaglich, obgleich nicht prunkhaft,« sagte der Kapitän mit Thränen in den Augen. »Ich habe mein Möglichstes gethan, sie so herzurichten. Neue Teppiche – sogar dieser Stuhl hier (Maroquin) – diese japanesische Katze (hält geröstete Butterschnitten und Brödchen) – gerade als – gerade als –« (die Thränen ließen sich nicht länger zurückhalten, und der Kapitän schluchzte förmlich) – »gerade als mir dieser undankbare, hartherzige Mann schrieb, ›er sei – sei sterbend und allein in der Welt‹; und – und – wenn ich denke, was ich alles für ihn durchgemacht habe – und wie er mich behandelt hat!

Vetter William, er ist so gesund geworden, wie du selbst, und – und –«

»Muth, Muth!« rief der theilnehmende Squire; »es ist ein sehr harter Fall, ich gebe es zu. Aber es ist eben auch schlimm, Jemand, wie man sagt, bei lebendigen Leibe beerben zu wollen; und für die Zukunft – ohne daß ich dir damit zu nahe treten möchte – meine ich, wenn du weniger auf die Lebern deiner Verwandten rechnen würdest, käme solches deiner eigenen zu gut. Nimm mir's nicht übel.«

»Vetter William,« versetzte der arme Kapitän; »gewiß, ich rechnete nie darauf; aber wenn du das Gesicht dieses hinterlistigen Mannes gesehen hättest – nichts als Haut und Knochen und dabei gelb wie eine Citrone – und hättest du alles das durchgemacht, was ich durchgemacht habe, du würdest dich ebenso im innersten Herzen gekränkt fühlen, wie ich. Ich kann Undankbarkeit nicht ertragen. Ich konnte es nie. Aber lassen wir das Vergangene ruhen. Will dieser Gentleman einen Stuhl nehmen?«

*Pfarrer.* – »Mr. Fairfield war so freundlich, uns zu begleiten, weil er von der Homöopathie, welche Sie anwenden, etwas versteht und vielleicht Ihren Arzt kennt. Wie heißt derselbe?«

*Kapitän* (auf seine Uhr sehend). – »Dies erinnert mich –« (nimmt ein Kügelchen) »eine große Erleichterung, diese kleinen Pillen – nach den Arzneien, die ich diesem boshafte Manne zu Gefallen schlucken mußte. Immer versuchte er das von seinem Arzte umschriebene Zeug

zuerst an mir. Aber es gibt eine andere Welt, und eine gerechtere!«

Mit diesem frommen Schlusse fing der Kapitän von Neuem an zu weinen.

»Hier ist's nicht richtig,« murmelte der Squire, mit dem Finger auf seine Stirne deutend. »Du scheinst da eine recht gewandte Pflegerin zu haben, Vetter Barnabas. Ich hoffe, sie ist heiter und lebhaft; und läßt es dich nicht so zu Herzen nehmen.«

»St! Sprich nicht von ihr. Durch und durch Miethling, alles Kriecherei! Solltest du es glauben? Ich gebe ihr wöchentlich zehn Schillinge und außerdem alle Butter-schnitten und Brodreste, und ich hörte die falsche Person zu der Waschfrau sagen, ›es könne bei mir nicht mehr lange dauern, und sie habe – *Aussichten*.‹ Ah, Mr. Dale, wenn man an die Sündhaftigkeit dieser Welt denkt! Aber ich will nicht daran denken. Nein – ich will nicht. Sprechen wir von etwas Anderem. Sie fragen nach dem Namen meines Arztes? Es ist –«

Hier riß die Frau ›mit *Aussichten*‹ die Thüre auf und meldete plötzlich:

»*Doktor Morgan!*«

#### VIERTES KAPITEL.

Der Pfarrer sprang auf; ebenso Leonard.

Der Homöopath beachtete zuerst keinen von Beiden. Mit einer nachlässigen Verbeugung gegen die Besucher ging er gerade auf den Patienten los und frug: »Was machen die Symptome?«

Sogleich begann der Kapitän in jenem Tone zu sprechen, in welchem ein Schulknabe die Zahl der Schiffe im Homer hersagt. Er hatte die Symptome offenbar studirt und auswendig gelernt. Und es gab keinen Winkel, kein Eckchen in seiner anatomischen Organisation, soweit der Kapitän deren Bau kannte, aus welchem er nicht irgend ein Symptom hervorgezogen und an das Tageslicht gebracht hätte. Der Squire horchte mit Entsetzen auf das Krankheitsverzeichniß, indem er bei jeder grauenhaften Pause murmelte: »Gütiger Himmel! Grundgütiger Himmel! Was, noch mehr? Der Tod wäre da eine höchst glückliche Erlösung.« Unterdessen hatte der Doctor dem Berichte mit musterhafter Geduld Aufmerksamkeit geschenkt, indem er sich aus den Blättern seiner Brieftasche die hervorragenden Punkte der Festung, die er hier belagerte, verzeichnete und dann, ein kleines Papierchen hervorholend, sagte:

»Vortrefflich – könnte nicht besser sein. Dies muß in acht Eßlöffeln voll Wasser aufgelöst werden. Ein Eßlöffel voll alle zwei Stunden.«

»Eßlöffel voll?«

»Eßlöffel voll.«

»Könnte nicht besser sein,« sagten Sie, Sir?« wiederholte der Squire, sein Erstaunen über diese Versicherung, die sich auf des Kapitäns Beschreibung von seinen Leiden bezogen hatte, nicht länger verbergend – »Könnte nicht besser sein?«

»Für die Diagnose, Sir!« versetzte Doctor Morgan.

»Für die Animosen,<sup>1</sup> wohl möglich! Aber für die Innenseite von Vetter Higginbotham, sollte man meinen, könnte es nicht schlimmer sein.«

»Sie sind im Irrthum, Sir; es ist nicht der Kapitän, der hier spricht – es ist seine Leber. Die Leber, Sir, ist, obschon ein edles, auch ein erfinderisches Organ und ergeht sich in den außerordentlichsten Fiktionen. Der Sitz der Poesie der Liebe, der Eifersucht ist die Leber. Was sie sagt, darf man nie glauben. Sie haben keine Vorstellung davon, welche Lügnerin sie ist! Aber – ahem – ahem! Ich glaube, ich habe Sie schon früher gesehen, Sir, Ihr Name muß Hazeldean sein?«

»William Hazeldean, zu dienen, Doctor. Aber wo haben Sie mich gesehen?«

»Auf der Wahltribüne in Lansmere. Sie sprachen zu Gunsten Ihres ausgezeichneten Bruders, Mr. Egerton.«

»Der Henker hol's!« rief der Squire; »ich denke, es muß meine Leber gewesen sein, die dort gesprochen hat! Denn ich versprach den Wählern, dieser mein Halbbruder würde sich der Landwirthschaft annehmen; und nie in meinem Leben sagte ich eine größere Lüge!«

»Der Patient, welcher sich jetzt seiner anderen Besuche erinnerte und mit einer Aufzählung der dem Squire widerfahrenen Unbilden und höchst wahrscheinlich auch der Einzelheiten seines Duells mit Kapitän Dashmore gelangweilt zu werden fürchtete, wandte sich mit

---

<sup>1</sup>Das englische Wort heißt »*dogs noses*« (Hundsnasen); im deutschen ist dieses Wortspiel nicht wiederzugeben.

einer matten Handbewegung um und sagte: »Doctor, ein weiterer Freund von mir, Seine Ehrwürden Mr. Dale – und ein Gentleman, der mit der Homöopathie bekannt ist.«

»Dale? Was, noch mehr alte Freunde!« rief der Doctor sich erhebend; und der Pfarrer kam halb wiederstrebend aus der Fensterecke hervor, in welche er sich zurückgezogen hatte. Der Pfarrer und der Homöopath schüttelten sich die Hände.

»Wir haben uns einst bei einem sehr traurigen Anlaß getroffen,« sagte der Doctor mit Gefühl.

Der Pfarrer hielt den Finger an die Lippen und deutete mit den Augen auf Leonard; allein Doctor Morgan erkannte in der Gestalt vor ihm nicht eher den hageren, von Sorgen verzehrten Knaben, den er bei Mr. Prickett untergebracht hatte, als bis Leonard lächelte, und seine Stimme ihm jeden weiteren Zweifel benahm.

»Was! Und dies ist wirklich der Knabe!« rief Doctor Morgan, packte Leonard und schloß ihn stürmisch in seine Arme. Seine Aufregung über diese verschiedenen Ueberraschungen hatte aber einen solchen Grad erreicht, daß er plötzlich inne hielt, ein Kügelchen hervorzog und mit den Worten verschluckte: »Aconit – gut gegen Nervenerschütterungen.«

»Blitz!« sagte der Squire, nicht wenig erstaunt, »das ist der erste Doctor, den ich seine eigene Arznei hinunterschlucken sah! Es muß etwas daran sein.«

Der Kapitän, höchst unzufrieden, daß alle Aufmerksamkeit von seiner eigenen Person abgezogen wurde, frug jetzt mit klagender Stimme:

»Und wegen der Diät? Was soll ich zum Mittagessen bekommen?«

»Einen Freund!« sagte der Doctor, sich die Augen wischend.

»Alle Wetter!« rief der Squire, sich zurückziehend, »wollen Sie damit sagen, Sir, daß die britischen Gesetze (an denen freilich in letzter Zeit viel herumdoctort worden) Ihnen gestatten, Ihre Patienten mit ihren Nebenmenschen zu verköstigen? Wahrhaftig, Pfarrer, das ist noch schlimmer, als die Eselswürste.«

»Sir,« versetzte Doctor Morgan ernst, »ich will damit sagen, daß weniger darauf ankommt, was wir essen, als mit wem wir essen. Es ist besser, in Gesellschaft eines Freundes etwas zu viel thun, als die strengste Diät beobachten und allein essen. Sprechen und Lachen befördern die Verdauung und sind bei Leberleiden unentbehrlich. Ich zweifle nicht, Sir, daß es meines Patienten angenehme Gesellschaft war, welche dazu diente, seinen obstruktionskranken Verwandten, Mr. Scharpe Currie, wieder gesund zu machen.«

Der Kapitän stöhnte laut.

»Deßhalb, wenn einer der Gentlemen hier bleiben und mit Mr. Higginbotham speisen will, so wird dies die Wirkung der von mir angewandten Mittel sehr unterstützen.«

Der Kapitän sah mit flehendem Blicke zuerst auf seinen Vetter und dann auf den Pfarrer.

»Ich habe verabredet, mit meinem Sohne zu speisen – thut mir sehr leid,« sagte der Squire »Aber Dale hier –«

»Wenn er so freundlich sein will,« ergänzte der Kapitän; »wir könnten uns den Abend mit einer Partie Whist verkürzen – zwei Blinde.«

Nun hatte sich der arme Mr. Dale längst darauf gefreut, in Gesellschaft eines alten Universitätsfreundes zu speisen und nicht mit zwei einfältigen, prosaischen Blinden, bei welchen man auf das Vergnügen, seinen Partner zu zanken, verzichten muß, zu spielen, sondern einen förmlichen regelrechten Rubber zu machen mit der angenehmen Aussicht, alle drei Mitspieler zu zanken. Da ihm aber sein ruhiges Leben verbot, in großen Dingen ein Held zu sein, so war er es in kleinen und nahm daher, allerdings mit einem ziemlich kläglichen Gesichte, die Einladung des Kapitäns an und versprach, sich um sechs Uhr zu Tische wieder einzufinden. Bis dahin mußte er die Stadt nach allen Enden durcheilen und sich von der früher getroffenen Verabredung los machen. Er gab Leonard seine Karte mit der Adresse eines ruhigen Familienhotels und verabschiedete sich – wie es schien, von Doctor Morgan bei weitem nicht mehr so entzückt, wie vor diesem unwillkommenen Recepte. Auch der Squire, der ein neues Butterfaß zu besichtigen und für seine Harry verschiedene Aufträge zu besorgen hatte, ging seines Weges (übrigens nicht, ehe Doctor Morgan ihn versichert hatte, in wenigen Wochen werde der Kapitän ohne Gefahr nach

Hazeldean gebracht werden können); und Leonard wollte eben folgen, als Mr. Morgan seinen Arm in den seines alten Schützlings legte und sagte: »Ich muß noch ein Plauderstündchen mit Ihnen haben; und Sie müssen mir erzählen, wie es dem armen kleinen Mädchen gegangen ist.«

Leonard konnte dem Vergnügen nicht widerstehen, von Helene zu sprechen, und stieg in den Wagen des Homöopathen, welcher vor der Thüre auf ihn wartete.

»Ich bin im Begriffe, einige Meilen auf's Land hinaus zu fahren, um einen Patienten zu besuchen,« sagte der Doctor; »wir werden deßhalb ganz ungestört sein. Ich hätte so oft gerne gewußt, was aus Ihnen geworden ist. Da Prickett nichts von sich hören ließ, so schrieb ich ihm und erhielt eine Antwort, so trocken wie ein Stück Brod – von seinem Erben. Armer Bursche! Ich fand, daß er seine Kügelchen vernachlässigt und die Erdkugel verlassen hatte. Ach, *pulvis et umbra sumus*. Ich konnte nichts über Sie erfahren. Pricketts Nachfolger erklärte, er wisse nichts von Ihnen. Ich hoffte das Beste; denn ich bildete mir immer ein, Sie gehörten zu denjenigen Menschen, welche auf die *Beine* fallen – gallig nervöses Temperament. Solche Menschen haben in ihren Unternehmungen Glück, besonders wenn sie bei jeder Ueberreizung einen Löffel voll Chamomilla nehmen. So, und jetzt zu Ihrer und des kleinen Mädchens Geschichte – nettes kleines Ding – sah nie eine Constitution, die empfänglicher und geeigneter gewesen wäre – für Pulsatilla.«

Leonard erzählte kurz seine Kämpfe und Erfolge und benachrichtigte den guten Doctor, wie sie endlich den Edelmann entdeckt hatten, auf welchen der arme Kapitän Digby sein Vertrauen gesetzt und wie derselbe dieses Vertrauen durch seine Sorgfalt für die Waise vollkommen gerechtfertigt habe.

Doctor Morgan blickte erstaunt auf, als er Lord L'Estrange's Namen hörte. »Ich erinnere mich seiner recht gut,« sagte er, »als ich noch in Lansmere die mörderische Allopathenpraxis trieb. Aber wenn ich mir hätte denken sollen, daß dieser wilde Knabe, voll Launen, voll Leben und Geist so gesetzt werden würde, um für dieses liebe kleine Mädchen mit seinen schüchternen Augen und Pulsatillaorganen den Vormund abzugeben! Wahrhaftig, die Zeit der Wunder ist noch nicht vorüber. Und mit Ihnen hat er auch Freundschaft geschlossen, sagen Sie. Ah, er kennt Ihre Familie.«

»So behauptet er. Glauben Sie wohl, Sir, daß er je meine Mutter gesehen hat?«

»He? Ihre Mutter? Nora?« rief der Doctor rasch. Dann schien plötzlich ein Gedanke in ihm aufzusteigen, seine Stirne zog sich zusammen, und er blieb einige Momente schweigend und nachdenklich, bis er Leonard's Augen ernst und unverwandt auf sich gerichtet sah und jetzt die gestellte Frage dahin beantwortete:

»Ohne Zweifel hat er sie gesehen; sie wurde in Lady Lansmere's Hause erzogen. Sagte er Ihnen das nicht?«

»Nein.« Ein unbestimmter Verdacht durchzuckte Leonard, verschwand aber eben so schnell wieder. Sein Vater! Unmöglich! Sein Vater mußte seine verstorbene Mutter mit Ueberlegung in's Unglück gestürzt haben. Und war Harley L'Estrange einer solchen Handlungsweise fähig? Und wäre er Harley's Sohn gewesen, hätte es nicht Harley auf der Stelle errathen, ihn sofort anerkannt und seine Rechte an ihn geltend gemacht? Ueberdies sah Lord L'Estrange so jung aus; – alt genug, um Leonard's Vater zu sein? Er konnte dem Gedanken nicht Raum geben. Er raffte sich auf und sagte stotternd:

»Sie theilten mir mit, Sie wüßten den Namen meines Vaters nicht.«

»Und ich sagte Ihnen die Wahrheit nach bestem Wissen und Gewissen.«

»Bei Ihrer Ehre, Sir?«

»Bei meiner Ehre, ich weiß ihn nicht.«

Das Gespräch stockte. Der Wagen hatte längst London verlassen und fuhr auf einer Landstraße hin, die nicht sehr besucht war und zu beiden Seiten weniger Häuser hatte, als andere, auf welchen man zu der ungeheuern Hauptstadt gelangt. Leonard sah gedankenvoll zum Fenster hinaus, und die Gegenstände, die sich seinem Blicke darboten, nahmen nach und nach eine bekannte Färbung an. Ja, es war die Straße, auf welcher er sich zum ersten Male London genähert hatte – Hand in Hand mit Helene – die Hoffnung so geschäftig in seinem Dichterherzen! Er seufzte tief. Er dachte, wie gerne er auf alles Errungene verzichten würde – auf Unabhängigkeit, Ruhm, alles

– um nur wieder den Druck jener zarten Hand zu fühlen  
– wieder der einzige Beschützer dieses jungen Lebens zu sein.

Des Doctors Stimme unterbrach seine Träumerei. »Ich gehe eben zu einem sehr interessanten Patienten – die Magenhäute ganz zerstört, Sir – Mann von großer Gelehrsamkeit mit einem sehr entzündeten kleinen Gehirn. Ich kann ihm nicht viel nützen, und er schadet mir ein gut Theil.«

»In wie ferne schaden?« frug Leonard, sich zu irgend einer Erwiderung zwingend.

»Trifft mich mitten in's Herz und macht meine Augen naß – sehr tragischer Fall – großartiges Geschöpf, das sich selbst weggeworfen hat. Fand ihn von den Allopathen aufgegeben, mit dem *delirium tremens* in hohem Grade behaftet – stellte ihn für eine Weile wieder her – faßte große Zuneigung zu ihm – konnte nicht anders – schluckte eine Menge Kügelchen hinunter, um mich hart gegen ihn zu machen – half nichts – brachte ihn nach England herüber mit den andern Patienten, die mich Alle gut bezahlen (außer Kapitän Higginbotham). Aber dieser arme Bursche bezahlt mir nichts – kostet mich viel Zeit und Chausseegeld und Verpflegung und Wohnung. Gottlob, ich bin ein Junggeselle und kann es erschwingen! Mein Junge, alle die andern Patienten könnten mir zu den Allopathen gehen, wenn ich nur diesen armen, dicken, fürstlichen Burschen retten könnte. Aber was kann man mit einem Magen anfangen, an dessen Haut nicht Ein guter Fetzen mehr ist? Halt –« (der Doctor zog die Schnur)

»Hier ist die Anhöhe, ich steige jetzt aus und gehe über die Felder.«

Diese Anhöhe – diese Felder – mit welcher Deutlichkeit erinnerte sich Leonard derselben. Ach, wo war Helene? Würde sie wohl je, je wieder sein kindlicher Engel sein?

»Ich will mit Ihnen gehen, wenn Sie erlauben,« sagte er zu dem guten Doctor. »Und während Sie Ihren Krankenbesuch machen, will ich nach einem kleinen Bache sehen, der hier herum sein muß.«

»Der Brent – Sie kennen diesen Bach? Ah, Sie sollten meinen armen Patienten davon sprechen hören, und von den Stunden, die er damit zugebracht hat, darin zu angeln – Sie würden nicht wissen, ob Sie lachen oder weinen sollen. Gleich am ersten Tage, als er in diese Gegend gebracht worden war, wollte er ausgehen und noch einmal einen Versuch machen, wie er sagte, mit seinem alten hinterlistigen Dämon – einem einäugigen Barsch.«

»Himmel!« rief Leonard, »sprechen Sie von John Burley?«

»Allerdings, so heißt er – John Burley.«

»O, ist es dahin gekommen? Heilen Sie ihn, retten Sie ihn, wenn es in menschlicher Macht steht. In den letzten zwei Jahren, seit ich eigenes Geld und eine eigene Heimath habe, suchte ich seine Spur überall und vergebens. Armer, irrender, herrlicher Burley! Nehmen Sie mich mit zu ihm. Sagten Sie, es sei keine Hoffnung mehr vorhanden?«

»Das sagte ich nicht,« versetzte der Doctor. »Aber die Kunst kann nur die Natur unterstützen; und obgleich die

Natur fortwährend daran arbeitet, das Unrecht, welches wir ihr zufügen, wieder gut zu machen, so geräth sie eben doch, wenn die Häute eines Magens alle fort sind, in Verlegenheit, und ich ebenso. Sie müssen mir ein anderes Mal erzählen, wie Sie dazu kamen, Burley kennen zu lernen; denn hier sind wir an seinem Hause, und ich sehe ihn am Fenster auf mich warten.«

Der Doctor öffnete die Gartenpforte zu der stillen Hütte, in welche sich der arme Burley aus der reinen Nähe von Leonard's kindlichem Engel geflüchtet hatte. Mit schwerem Schritte und schwerem, kummervollem Herzen folgte Leonard, um das Wrack desjenigen zu sehen, dessen Witz die Orgie verherrlicht und ›das tolle Jauchzen des ganzen Tisches hervorgerufen‹ hatte. – Ach, armer Yorick!

#### FÜNFTES KAPITEL.

Audley Egerton steht allein an seinem Herde. In der kurzen Zwischenzeit, seit wir ihn zum letzten Mal gesehen, haben sich in der englischen Geschichte denkwürdige Ereignisse zugetragen, mit welchen eine Erzählung nichts zu thun hat, worin alle Parteipolitik vermieden ist, selbst wenn es sich um politische Charaktere handelt. Die neuen Minister hatten das Programm ihrer Politik ausgegeben und insbesondere jene Maßregel beantragt, durch welche sie so rasch auf die schwindelnde Höhe der Volksgunst erhoben wurden. Allein es zeigte sich bald, daß diese Maßregel nicht ohne eine wiederholte Berufung an das Volk durchgeführt werden konnte. Eine Auflösung

des Parlaments war, wie Audley's erfahrener Scharfsinn vorausgesehen hatte, unvermeidlich. Und Audley Egerton hatte keine Aussicht, für die große Handelsstadt, deren Namen mit dem seinigen identisch war, von Neuem den früheren Platz einzunehmen. Ein trauriges, aber nicht seltenes Beispiel von der Wandelbarkeit eben jener Volksgunst, deren sich jetzt seine Nachfolger erfreuten. Das große Mitglied der Gemeinen, der gewaltige Redner, der gewiegte Geschäftsmann, der Staatsmann, der als der Typus des ruhigen, praktischen Verstandes galt, für welchen unsere Mittelklasse berühmt ist – er, der vor noch nicht drei Jahren unter den größten Korporationen des Königreiches die ehrenvolle Wahl gehabt hatte – er, Audley Egerton, kannte keine einzige (von Privatinteressen unberührt gebliebene) Stadt, in welcher nicht der unbedeutendste Kandidat, der sich für die neue populäre Maßregel heiser schrie, ihn vollständig geschlagen haben würde. Wo wäre eine Wahltribüne zu finden gewesen, auf welcher nicht diese ernste, tönende Stimme, die so oft das Geschrei der Parteien zum Schweigen gebracht hatte, durch das Gebrüll des übermüthigen Pöbels erstickt worden wäre?

Allerdings existirten noch die sogenannten geschlossenen Wahlbezirke, allerdings wäre mancher Parteiführer nur zu stolz auf die Ehre gewesen, Audley Egerton seinen Auserwählten nennen zu dürfen. Aber dieser Gegensatz zu seiner früheren Stellung sagte dem stolzen Sinne

des Exministers nicht zu. Und als Inhaber eines der Sitze, welche beim Volk am anrücklichsten waren, gegen eine populäre Maßregel anzukämpfen – einen solchen Posten in der großen Armee der Parteien einzunehmen, widerstrebte seiner Würde, wie seinem ganzen Wesen und Charakter. Und wenn vielleicht in wenigen Monaten diese Sitze verschwanden – wenn sie in der Parlamentsliste gestrichen wurden – was war dann mit ihm? Ueberdies hatte Egerton jetzt, nachdem seine Hände nicht mehr durch Rücksichten auf eine am Ruder stehende gleichgesinnte Partei gebunden waren, keineswegs den Wunsch, der Auserwählte Anderer zu sein, er wollte wenigstens frei und allein auf dem Boden der von ihm geleisteten Dienste stehen, sich nur von seiner eigenen Einsicht leiten lassen und kein Gesetz für seine Handlungen anerkennen, als seine strengen Rechtsbegriffe und sein tapferes englisches Herz. Deßhalb waren alle Anerbietungen Solcher, welche noch Parlamentssitze zu vergeben hatten, von ihm abgelehnt worden. Diejenigen Sitze, die mit schwerem Gelde erkaufte werden mußten, standen ihm noch offen. Und die von Levy entlehnten fünftausend Pfund lagen noch unberührt da.

Für diesen einsamen öffentlichen Mann war das öffentliche Leben, wie wir gesehen haben, alles in allem. Aber jetzt war es mehr als je für ihn eine Existenzfrage. Rings um ihn gähnte der Ruin. Er wußte, daß es in Levy's Macht stand, jeden Augenblick seine verpfändeten Güter mit Beschlag belegen und die Wechsel und Verschreibungen aus ihren Rosenholzverstecken, die sich längs der

verhängnißvollen Wände des glatten Wucherers hinzogen, herauswandern zu lassen – ja sogar auf das Haus, in welchem sich jetzt der ganze Pomp eines, mit der *volle taille* von Herzogen wetteifernden Gefolges bewegte, die Hand zu legen und ›den kostbaren Hausrath des sehr ehrenwerthen Audley Egerton‹ im Executionswege zum öffentlichen Aufstreich zu bringen. Aber seine vollendete Weltkenntniß gab Egerton die Beruhigung, daß Levy zu solchen Maßregeln gegen ihn nicht greifen werde, so lange er in dem Vordertreffen des politischen Krieges eine hervorragende Rolle spielen, so lange er die volle Möglichkeit vor sich sehen würde, wieder zur Macht, vielleicht zu einer höheren Macht, als vorher – vielleicht zur höchsten nach dem Throne – zu gelangen. Daß Levy, dessen Haß er ahnte, obschon er dessen Gründe nicht alle kannte, bis jetzt einen Besuch, ja sogar eine Drohung verschoben hatte, war ihm ein Zeichen, daß Levy ihn immer noch zu denjenigen rechnete, welchen ›geholfen werden müsse‹ oder die wenigstens zu mächtig seien, um zermalmt zu werden. Wenn er sich seine Stellung im Parla- mente nur noch Ein weiteres Jahr unerschüttert und frei von allen Fesseln erhielt, konnten sich ja später neue Par- teicombinationen bilden, ein neuer Umschwung in der öffentlichen Meinung stattfinden! Und die Hand auf das Herz gedrückt murmelte der strenge Mann vor sich hin: »Wo nicht, so verlange ich nur, im Harnisch zu sterben und meine Armuth vor den Menschen so lange zu verbergen, bis ich nichts mehr von meinem Vaterlande brauche, als ein Grab.«

Kaum waren diese Worte seinen Lippen entflohen, als ein zweimaliges Pochen an der Hausthüre ertönte. Einen Augenblick nachher trat Harley ein, und zu gleicher Zeit näherte sich der dienstthuende Bediente Audley und meldete Baron Levy.

»Bitte den Baron, zu warten, wofern er es nicht vorziehen sollte, eine andere Stunde für seinen Besuch zu bestimmen,« antwortete Egerton, während er unmerklich die Farbe wechselte. »Du kannst sagen, Lord L'Estrange sei bei mir.«

»Ich hatte gehofft, du seiest mit diesem Verführer der Jugend für immer fertig,« sagte Harley, sobald sich der Kammerdiener entfernt hatte. »Ich erinnere mich, daß du in den lustigen Jahren, als die Zeit des Austobens noch nicht vorüber war, dich nur zu viel mit ihm abgegeben hast, aber jetzt kannst du doch gewiß keines Anlehens mehr benöthigt sein; und wäre es je der Fall – ist nicht Harley L'Estrange an deiner Seite?«

*Egerton.* – »Mein lieber Harley! Ohne Zweifel kommt er nur, um mit mir wegen irgend eines Wahlfleckens zu sprechen. Er hat viel mit dergleichen zartem Handel zu thun.«

*Harley.* – »Und ich komme in der gleichen Absicht und nehme mein Vorrecht in Anspruch. Ich erfahre nicht nur aus dem Munde der Leute, sondern auch aus den Zeitungen, daß Josiah Jenkins, Esquire, der bei seinen Reden bekanntlich nie ein H ausspricht, und der junge Lord Willoughby Whiggolin, den man eben zum Lord der Admiralität gemacht hat, weil seine Gesundheit für die Armee

zu zart ist, sichere Aussicht haben, in der Stadt gewählt zu werden, deren Vertretung du und dein gegenwärtiger College ebenso sicher aufgeben werden. Dies ist richtig, nicht wahr?«

*Egerton.* – »Mein altes Comite stimmt jetzt für Jenkins und Whiggolin; und vermuthlich wird es dort nicht einmal einen Wahlkampf geben. Fahre fort.«

»Deßhalb sind mein Vater und ich übereingekommen, daß du dich aus alter Freundschaft herablassen mußt, noch einmal Vertreter von Lansmere zu werden!«

»Harley,« rief Egerton – und seine Wange wurde weit blässer, als bei der Meldung von Levy's unheilverkündendem Besuche – »Harley – nein, nein!«

»Nein? Aber warum? Woher diese Aufregung?« frug L'Estrange überrascht.

Audley blieb stumm.

*Harley.* – »Ich sprach mit einigen der früheren Minister darüber. Sie alle rathen dir, den Vorschlag nicht zu verwerfen. Für's Erste, wenn du die Stadt, um deren willen du Lansmere aufgegeben hast, nicht länger vertreten willst, was ist natürlicher, als daß du auf den früheren Sitz zurückgreifst? Fürs Zweite ist Lansmere weder ein anrühiger Bezirk, der um Geld zu haben wäre, noch ein sogenannter geschlossener Wahlbezirk, dessen Stimmen von einem einzigen Manne abhängen. Es ist eine ziemlich große Korporation. Mein Vater hat allerdings beträchtlichen Einfluß darin, aber nur, was man den gesetzlichen

Einfluß des Grundbesitzers nennt. Jedenfalls ist es sicherer, als ein Kampf um eine größere Stadt, und ehrenvoller, als die Vertretung einer kleineren. Noch immer zauderst du? Selbst meine Mutter dringt in mich, dir zu sagen, wie sehr sie wünsche, daß du diese Beziehungen wieder aufnehmen mögest.«

»Harley,« rief Egerton abermals und richtete seine Augen, die, wenn sie in Folge von Aufregung ihre Strenge verloren, wunderbar schön in ihrem Ausdruck waren, auf des Freundes ernstes Antlitz – »Harley, wenn du nur in diesem Augenblicke in meinem Herzen lesen könntest, du würdest –« Die Stimme versagte ihm, und er ließ sein stolzes Haupt sanft auf Harley's Schulter sinken, während er die Hand, die er gefaßt hatte, krampfhaft fester und fester umschlang – »Harley, wenn ich je deine Liebe, deine Freundschaft verlieren sollte! – Nichts sonst ist mir auf der Welt geblieben.«

»Audley, mein lieber, lieber Audley, bist du es, der so zu mir sprichst? Du, mein Schulfreund, der Vertraute meines Lebens – du!«

»Ich bin sehr schwach und thöricht geworden,« sagte Egerton, indem er zu lächeln versuchte. »Ich kenne mich selbst nicht mehr – ich, den du so oft den ›Stoiker‹ genannt und mit dem eisernen Manne in jenem Gedichte verglichen hast, welches du an dem Flußufer in Eton zu lesen pflegtest.«

»Aber selbst damals, mein Audley, wußte ich, daß ein warmes, menschliches Herz kräftig unter den eisernen

Rippen schlug, was du auch thun mochtest, es niederzukämpfen. Und ich wundere mich jetzt oft bei dem Gedanken, daß du so frei von allen wilderen Leidenschaften durch das Leben gegangen bist. Glücklicher so!«

Egerton, der sein Gesicht abgewandt hatte, blieb einige Augenblicke stumm, dann suchte er das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken und raffte sich zu der Frage aus, in wie weit Harley bei seinem Plan mit Beatrice und bei seiner Beobachtung des Grafen vom Erfolg begünstigt worden sei.

»Was Peschiera betrifft,« antwortete Harley, »so glaube ich, daß wir die Gefahr, die uns von ihm droht, überschätzt haben, und daß seine Wette nur eine leere Prahlerei war. Er verhält sich ganz ruhig und scheint dem Spiele ergeben. Seine Schwester hat mir und meinem jungen Bundesgenossen die letzten Paar Tage ihre Thüre verschlossen. Ich fürchte beinahe, daß sie ihm ungeachtet meiner sehr weisen Warnungen den Dichterkopf berückte, und daß entweder seine unvorsichtige Bewunderung eine geringschätzende Zurückweisung erfahren, oder daß er selbst die Gefahr bemerkt hat und sich ihr nicht mehr aussetzen will; denn er ist ungemein verlegen, so oft ich auf Beatrice zu sprechen komme. Wenn aber der Graf keine Besorgnisse einflößt, dann brauchen wir auch seine Schwester nicht; und ich hoffe noch vermittelst der gewöhnlichen Kanäle für meinen italienischen Freund Gerechtigkeit zu erlangen. Ich habe mir einen Verbündeten in einem jungen österreichischen Fürsten gewonnen, der sich gegenwärtig in London aufhält

und mir versprochen hat, mit seinem ganzen Einfluß eine Denkschrift zu unterstützen, die ich nach Wien befördern werde. Apropos, mein lieber Audley, jetzt, da du ein wenig Zeit zum Ausruhen hast, mußt du mir eine Stunde bestimmen, in welcher ich dir meinen jungen Dichter – den Sohn *ihrer* Schwester – vorstellen darf. Zuweilen hat der Ausdruck seine Züge so viel Aehnlichkeit mit den *ihrigen*.«

»Ja, ja,« erwiderte Egerton schnell, »ich will ihn sehen, da du es wünschest, aber später. Die Zeit des Anruhens, von der du sprichst, ist für mich noch nicht angebrochen; aber du sagst, es gehe ihm gut, und mit deiner Freundschaft ist er seines Glückes sicher. Ich freue mich, dies denken zu dürfen.«

»Und *dein protégé*, dieser Randal Leslie, gegen den du bei mir keinen Widerwillen aufkommen lassen willst – schwere Aufgabe! – wofür hat er sich entschieden?«

»Leid' und Freud' mit mir zu theilen. Harley, wenn es dem Himmel gefallen sollte, es mich nicht erleben zu lassen, daß ich wieder zur Macht komme und diesem jungen Manne eine passende Versorgung verschaffe, so vergiß nicht, daß er im Unglück bei mir ausgehalten hat.«

»Wenn er dies noch immer thut, so werde ich es nie vergessen. Vergessen will ich nur alles Dasjenige, was mich jetzt an ihm zweifeln macht. Aber du sprichst von nicht erleben, Audley! Pah! Wer dich sieht, würde dir ein Alter von achtzig Jahren prophezeien.«

»Es war nur eine jener allgemeinen Redensarten, die man so oft von menschlichen Lippen hört. Und jetzt lebe wohl – ich muß diesen Baron sehen.«

»Noch nicht – du mußt mir vorher versprechen, daß du meinen Vorschlag annimmst und noch einmal Lansmere vertrittst. St! Schüttele nicht den Kopf. Ich kann mich nicht abweisen lassen. Unter Berufung auf unsere Freundschaft fordere ich dein Versprechen und fühle mich ernstlich gekränkt, wenn du dich noch länger besinnst.«

»Gut, gut – ich weiß nicht, wie ich es dir abschlagen soll, Harley; aber du selbst warst noch nicht in Lansmere seit – seit jenem traurigen Ereigniß. Du mußt nicht alte Wunden aufreißen – *du* mußt nicht hingehen; und – und ich gestehe dir, Harley, die Erinnerung daran schmerzt sogar mich. Ich ginge lieber nicht nach Lansmere.«

»Ah, mein Freund, das ist ein Uebermaß von Sympathie, und ich darf nicht darauf hören. Ich fange an, meine eigene Schwäche zu tadeln und zu fühlen, daß wir kein Recht haben, uns zu weichlichen Sklaven der Vergangenheit zu machen.«

»Du kommst mir in letzter Zeit verändert vor,« rief Egerton plötzlich mit einem Zug der Freude im Gesichte. »Sage mir, daß dich der Gedanke an deine neuen Bande glücklich macht – daß ich es erleben werde, dich noch einmal deinem früheren Selbst zurückgegeben zu sehen.«

»Alles, was ich dir darauf antworten kann, Audley,« sagte L'Estrange mit gedankenvoller Stirne, »ist, daß du

in Einem Punkte Recht hast – ich bin verändert und ringe nach Kraft, der Pflicht und Ehre zu genügen. Adieu! Ich werde meinem Vater sagen, daß du unsere Wünsche erfüllst.«

## SECHSTES KAPITEL.

Kaum war Harley's Gestalt verschwunden, als Egerton in seinen Stuhl zurücksank, während sich in den abgespannten Linien seines Gesichtes die äußerste körperliche und geistige Erschöpfung kundgab.

»Wieder an diesen Ort zurückkehren – dorthin – dorthin – wo – Muth, Muth – was ist Eine Qual weiter?«

Er erhob sich mit Anstrengung und schritt, die Arme fest über der Brust gekreuzt, langsam in dem großen, traurigen, einsamen Zimmer auf und ab. Allmähig erlangten seine Züge wieder die gewohnte kalte und ernste Fassung – das unerforschliche Auge, die behutsamen Lippen, die stolze, gesammelte Stirne. Der Mann der Welt war wieder er selbst.

»Jetzt heißt es, Zeit gewinnen und den Wucherer irreführen,« murmelte Egerton in jenem leisen Tone ruhiger Verachtung, der von dem Bewußtsein überlegener Macht und sicherer Herrschaft über feindliche Naturen zeugt. Er läutete. Der Diener erschien.

»Ist Baron Levy noch da?«

»Ja, Sir.«

»Laß ihn vor.«

Levy trat ein.

»Ich bitte um Entschuldigung Levy,« sagte der Exminister, »daß ich Sie so lange warten ließ. Ich stehe jetzt zu Ihren Diensten.«

»Mein lieber Junge,« erwiderte der Baron, »keine Entschuldigungen zwischen so alten Freunden, wie wir; und ich fürchte, mein Geschäft ist nicht so angenehmer Natur, daß Sie ungeduldig werden sollten, es zu verhandeln.«

*Egerton* (mit vollkommener Fassung). – Ich muß hieraus entnehmen, daß Sie unsere Rechnungen zum Abschluß zu bringen wünschen. Wann Sie wollen, Levy.«

*Baron* (verwirrt und überrascht). – *Peste! mon cher*, Sie nehmen die Dinge kühl. Aber wenn unsere Rechnungen abgeschlossen sind, so fürchte ich, werden Sie nur wenig zum Leben übrig haben.«

*Egerton*. – »Ich kann künftig von meinem Einkommen als Kabinetsminister leben.«

*Baron*. – »Möglich, aber Sie sind nicht mehr Kabinetsminister.«

*Egerton*. – »Sie haben nie gefunden, daß ich mich in einer politischen Prophezeiung getäuscht hätte. Innerhalb zwölf Monaten werde ich, soferne ich noch das Leben habe, wieder im Amte sein. Wenn es Ihnen gleichgültig ist, so möchte ich lieber diesen Zeitpunkt abwarten und Ihnen dann meine Ländereien und dieses Haus förmlich und auf gütlichem Wege abtreten. Gestatten Sie mir diese Frist, so können sich unsere Beziehungen ohne *éclat* und ohne vielen Lärmen lösen, was Ihnen Gehässigkeit

und mir Unannehmlichkeiten ersparen würde. Paßt Ihnen aber dieser Aufschub nicht, so will ich einen Rechtsbeistand nehmen, der Ihre Rechnungen prüfen und meine Verbindlichkeiten fest stellen soll.«

*Baron* (mit sich selbst redend). – »Dies gefällt mir nicht. Einen Rechtsbeistand! Der könnte unbequem werden.«

*Egerton* (den Baron mit einem Kräuseln der Lippen betrachtend). – »Nun, Levy, wie soll es gehalten werden?«

*Baron*. – »Sie wissen, mein lieber Junge, es liegt nicht in meinem Charakter, gegen irgend Jemand hart zu sein, am allerwenigsten gegen einen alten Freund. Und wenn Sie wirklich für Ihren Wiedereintritt in das Kabinet Aussicht zu haben glauben, wobei, wie sie begreifen, ein *ésclandre* im Punkte Ihrer Privatangelegenheiten von Nachtheil sein könnte, nun, so wollen wir sehen, ob wir die Sache in Güte abmachen können. Aber vor allem, *mon cher*, müssen Sie, um Minister zu werden, wenigstens einen Sitz im Parlamente haben; und, entschuldigen Sie die Frage, wie zum Teufel wollen Sie einen solchen finden?«

*Egerton*. – »Er ist gefunden.«

*Baron*. – »Ah, ich vergaß die fünftausend Pfund, die Sie kürzlich entlehnten.«

*Egerton*. – »Nein, diese Summe habe ich zu einem anderen Zwecke bestimmt.«

*Baron* (mit erzwungenem Lachen). – »Vielleicht zu ihrer eigenen Vertheidigung gegen die Schritte, die Sie von mir befürchten?«

*Egerton*. – »Sie sind im Irrthum. Um aber ihren Argwohn zu zerstreuen, erkläre ich Ihnen Folgendes. Da jede Summe, die ich zu Versicherung meines Lebens benützen wollte, für früher contrahirte Schulden haften und nach meinem Tode auf Sie, als meinem einzigen Gläubiger, übergehen würde, da ich ferner zweifle, ob überhaupt irgend eine Bank meine Versicherung anzunehmen geneigt wäre, so soll mir dieses Geld zur Erleichterung meines Gewissens dienen. Ich beabsichtige, es noch bei meinen Lebzeiten dem Verwandten meiner verstorbenen Frau, Randal Leslie, auszufolgen. Und nur der Wunsch, das zu thun, was ich für einen Act der Gerechtigkeit halte, hat mich vermocht, aus den Händen von Harley L'Estrange eine Gunst anzunehmen und wieder Vertreter von Lansmere zu werden.«

*Baron*. – »Ha! – Lansmere! – Sie wollen sich um den Sitz von Lansmere bewerben?«

*Egerton* (mit gepreßter Stimme). – »Ich habe im Sinne, dies zu thun.«

*Baron*. – »Ich glaube, Sie werden auf Widerstand stoßen, sogar einen scharfen Kampf zu bestehen haben. Vielleicht setzen Sie Ihre Wahl nicht einmal durch.«

*Egerton*. – »In diesem Falle ergebe ich mich in das Unvermeidliche, und Sie können meine Güter mit Beschlag belegen lassen.«

*Baron* (mit gerötheter Stirne). – »Hören Sie, Egerton, es würde mich übergücklich machen, Ihnen eine Gunst erweisen zu dürfen.

*Egerton* (mit Würde). – »Gunst! Nein, Baron Levy, ich verlange von Ihnen keine Gunst. Geben Sie jeden solchen Gedanken auf. Es handelt sich auf beiden Seiten lediglich um Geschäftsrücksichten. Wenn Sie es für besser halten, daß wir unsere Rechnungen sofort bereinigen, so wird sie mein Advokat prüfen. Sind Sie mit dem Aufschub einverstanden, um den ich nachsuche, so wird Sie mein Advokat nicht belästigen, und alles, was ich habe, geht unbestritten in Ihre Hände über, außer – die Hoffnung und mein guter Ruf.«

*Baron*. – »Unbeugsam und stolz! Gunst oder nicht – nehmen Sie es, wie Sie wollen – ich bewillige Ihre Bitte, vorausgesetzt für's Erste, daß Sie mir gestatten, eine neue Urkunde aufzusetzen, welche den Sie betreffenden Theil des Vertrags enthalten wird; und zweitens, daß wir an den vorgeschlagenen Aufschub die Bedingung Ihrer Wiedererwählung knüpfen.«

*Egerton*. – »Zugestanden. Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen?«

*Baron*. – »Nichts, außer daß ich, wenn Sie noch mehr Geld brauchen, nach wie vor zu Ihren Diensten stehe.«

*Egerton*. – »Ich danke Ihnen. Nein, ich bin außer Ihnen Niemand etwas schuldig. Mein Austritt aus dem Amte wird mir einen Grund an die Hand geben, meinen Haushalt einzuschränken. Ich habe bereits die Berechnung gemacht und für die bis zu der bezeichneten Zeit

benöthigten Unterhaltsmittel gesorgt, und ich werde keine Veranlassung haben, die fünftausend Pfund, die mir noch bleiben, anzugreifen.«

»Ihr junger Freund, Mr. Leslie, darf Ihnen recht dankbar sein,« sagte der Baron, sich erhebend. »Ich bin mit ihm in der Welt zusammen getroffen – ein viel versprechender, höchst talentvoller Jüngling. Sie sollten es versuchen, ihn gleichfalls in das Parlament zu bringen.«

*Egerton* (nachdenklich). – »Sie verstehen praktische Fähigkeiten und Verdienste hinsichtlich etwaigen Erfolgs in der Welt richtig zu beurtheilen. Glauben Sie wirklich Randal Leslie für das öffentliche Leben, für eine parlamentarische Laufbahn geschaffen?«

*Baron.* – »Allerdings.«

*Egerton* (mehr zu sich selbst als zu Levy). – »Parlament ohne Vermögen – eine starke Versuchung. – Indessen ist er klug, enthaltsam, thatkräftig, ausdauernd; und wenn er unter meinem Schutz und Rath den Anfang macht, so könnte er sich eine Stellung über seine Jahre gründen.«

*Baron.* – »Soeben kommt mir der Gedanke, daß wir ihn möglicher Weise in das nächste Parlament bringen könnten – oder, da dieses voraussichtlich nicht lange beisammen sein wird, auf jeden Fall in das übernächste – nicht für einen der Bezirke, die wahrscheinlich gestrichen werden, sondern für einen ständigen Sitz und ohne Kosten.«

*Egerton.* – »Ja, und wie?«

*Baron.* – »Geben Sie mir einige Tage zum Ueberlegen. Ich will wieder vorsprechen, wenn ich es ausführbar finde. Guten Tag, Egerton, und Glück zu Ihrer Wahl in Lansmere.«

## SIEBENTES KAPITEL.

Peschiera war nicht so unthätig geblieben, wie es Harley und wohl auch dem Leser geschienen. Im Gegentheil hatte er den Weg zur Verwirklichung seines letzten Planes mit der ganzen Geschicklichkeit und rücksichtslosen Entschlossenheit seines Wesens angebahnt. Seine Absicht war, Riccabocca's Zustimmung zu seiner Verbindung mit Violante zu erzwingen oder, wenn dies fehlschlagen sollte, jede Aussicht auf Begnadigung seines Verwandten zu vernichten. Ruhig und heimlich hatte er unter den bedürftigsten und gewissenlosesten seiner eigenen Landsleute Diejenigen ausgesucht, welche er nöthigenfalls als Zeugen dafür benützen konnte, daß sich Riccabocca noch immer bei Anschlägen und Verschwörungen gegen die östreichische Regierung betheilige. Seine frühere Verbindung mit den Carbonari ermöglichte ihm die Auffindung ihrer Spur in den Schlupfwinkeln London's und seine Kenntniß der Charaktere, mit welchen er zu thun hatte, befähigte ihn vortrefflich zu seinem schändlichen Unternehmen.

Auf diese Weise hatte er bereits Zeugen genug für seine Zwecke zusammen gebracht, indem er die Mängel in der Qualität derselben durch deren Quantität ersetzte. Auch Randal's Bewegungen hatte er, wie von Harley richtig

vermuthet worden war, durch Spione beobachten lassen und, noch ehe ihm der junge Verräther Violanten's Versteck mittheilte, von dem ihres Vaters wenigstens Wind bekommen.

Daß sich Violante in einem so angesehenen und scheinbar so sicheren Hause, wie dasjenige Lord Lansmere's, befand, schreckte den kühnen und verzweifelten Abenteurer nicht ab. Wir haben gesehen, wie er sich anschickte, das Haus in Knightsbridge zu besichtigen. Er hatte es sorgfältig nach allen Seiten in Augenschein genommen und einen Punkt entdeckt, der ihm für einen *coup-de-main* günstig schien, wenn ein solcher nothwendig werden sollte.

Lord Lansmere's Behausung war von einer Mauer, an welche sich das Pförtnerhäuschen anschloß, umgeben, mit dem Eingang von der Landstraße aus. Hinten waren Felder, über die ein schmaler Nebenweg hinlief. Auf diese Felder gelangte man durch ein kleines, in der Mauer angebrachtes Pförtchen, durch welches die Gärtner bei ihrer Arbeit aus und ein gingen. Dieses Pförtchen war in der Regel verschlossen, aber das Schloß, wie gewöhnlich bei derartigen Zugängen, so roh und einfach construiert, daß es leicht mit einem Nachschlüssel geöffnet werden konnte. Soweit bestand kein Hinderniß, das nicht der Graf bei seiner Erfahrung in Sachen der Galanterie und in Anzettelung von Comploten als unbedeutend verachtet hätte.

Er hatte indessen keine Lust, von Anfang an mit plötzlichen und gewaltsamen Maßregeln vorzugehen. Er baute auf seine persönlichen Vorzüge, auf seine Gewandtheit, auf seine früheren Triumphe über das weibliche Geschlecht, welche in ihm das natürliche Verlangen erweckten, zunächst die Wirkung einer persönlichen Zusammenkunft zu versuchen; und eine solche beschloß er sofort mit gewohnter Kühnheit in's Werk zu setzen. Randal's Beschreibung von Violante's äußerer Erscheinung und die von diesem jungen luchsäugigen Beobachter gegebenen Winke über ihren Charakter und über die Beweggründe, von welchen sie sich in ihren Handlungen am ehesten würde bestimmen lassen – dies war der ganze Beistand, den der Graf für jetzt von seinem Mitschuldigen verlangte.

Unterdessen lehren wir zu Violante selbst zurück. Wir sehen sie im Garten von Knightsbridge an Helenen's Seite sitzen. Es war ein abgeschiedenes Plätzchen und von den Fenstern des Hauses aus nicht sichtbar.

*Violante.* – »Warum willst du mir denn nicht mehr von dieser früheren Zeit erzählen? Du bist weniger mittheilungsam, als selbst Leonard.«

*Helene* (zu Boden blickend und zögernd). – »Wahrhaftig, es ist nichts weiter zu erzählen, was du nicht schon wüßtest; und es ist so lange her, und alles ist jetzt so ganz anders.«

Die letzten Worte waren in einem kummervollen Tone gesprochen und endeten mit einem Seufzer.

*Violante* (mit Begeisterung). – »Wie ich dich beneide um diese Vergangenheit, über welche du so leicht hinweggehst! Bei der Entwicklung einer edeln Natur, wenn auch als Kind, mitgeholfen, auf diesen schwachen Schultern die Bürde der schweren Arbeit eines Mannes zur Hälfte mitgetragen zu haben, und jetzt zu sehen, wie sich der Genius ruhig auf seiner lichten Bahn fortbewegt, und sich zu sagen: »von diesem Genius bin ich ein Theil!«

*Helene* (traurig und demüthig). – »Ein Theil! O nein! Ein Theil? Ich verstehe dich nicht.«

*Violante*. – »Nimm das Kind Beatrice aus Dante's Leben hinweg, und hätten wir dann noch einen Dante? Was ist der Genius eines Dichters anders, als die Stimme seiner inneren Erregungen? Alle Dinge im Leben und in der Natur üben auf den Genius ihren Einfluß, aber nichts so sehr, als Kummer und Liebe.«

Helene blickte sanft in Violanten's beredtes Antlitz und schmiegte sich schweigend näher an sie an.

*Violante* (plötzlich). – »Ja, Helene, ja – mein eigenes Herz lehrt mich das deinige lesen. Solche Erinnerungen sind unauslöschlich. Wenige ahnen die seltsamen Verkettungen, die uns Frauen schon in früher Kindheit unsere Geschicke selbst weben lassen!« Ihre Stimme sank zu einem Flüstern herab: »Wie konnte es anders sein, als daß Leonard dir theuer wurde – theuer, wie du ihm – theurer als alle Anderen?«

*Helene* (zurückbebend und verwirrt). – »Stille, stille! Du mußt nicht so zu mir sprechen; es ist Sünde – ich

kann es nicht ertragen. Ich möchte nicht, daß es so wäre – es darf nicht sein – es kann nicht sein!«

Sie drückte einen Moment die Hände auf ihre Augen, und dann erhob sie ihr Antlitz – es war sehr traurig, aber sehr ruhig.

*Violante* (Helene mit ihrem Arm umschlingend). – »Habe ich dir irgendwie wehe gethan? – dich mit irgend etwas beleidigt? Vergib mir – aber warum ist dies Sünde? Warum darf es nicht sein? Weil er von niedrigerer Geburt ist, als du?«

*Helene*. – »Nein, nein. Ich dachte nie hieran. Und was bin ich? Frage mich nicht – ich kann nicht antworten. Du hast Unrecht, ganz Unrecht, was mich betrifft. Ich kann in Leonard nur – nur einen Bruder sehen, Aber – aber – du kannst freier mit ihm reden als ich. Ich möchte nicht, daß er sein Herz an mich wegwerfe, noch, daß er mich für unfreundlich und zurückstoßend halte, wie ich ihm scheinen muß. Ich weiß nicht, was ich sage. Aber – aber – bring' du es ihm bei – vorsichtig – sachte – daß uns Beiden die Pflicht verbiete – mehr zu sein als Freunde – als –«

»Helene! Helene!« rief *Violante* mit warmer, edler Leidenschaftlichkeit, »dein Herz verräth dich mit jedem Worte, das du sprichst. Du meinst; lehne dich an mich, flüstere mir zu; warum – warum das Alles? Fürchtest du, dein Vormund möchte nicht einwilligen? Er nicht einwilligen! Er, der –«

*Helene*. – »Halt – halt – halt!«

*Violante.* – »Wie! kannst du Harley – Lord L'Estrange fürchten? Pfui! Du kennst ihn nicht.«

*Helene* (rasch aufstehend). – »Genug, *Violante*; ich bin mit einem Anderen verlobt.«

*Violante* erhob sich gleichfalls und stand da, wie zu Stein verwandelt – blaß wie der Tod, bis das Blut zuerst langsam, dann mit Ungestüm aus dem Herzen zurückströmte und ihr ganzes Gesicht in Eine tiefe Gluth tauchte. Sie faßte *Helene* fest bei der Hand und sagte mit dumpfer Stimme:

»Mit einem Anderen! verlobt mit einem Andern! Ein Wort, *Helene* – nicht mit ihm – nicht mit – Harley – mit –«

»Ich kann es nicht sagen – ich darf nicht. Ich habe es versprochen,« rief die arme *Helene*, und als *Violante* ihre Hand losließ, eilte sie hinweg.

*Violante* setzte sich mechanisch nieder. Sie fühlte sich betäubt, wie von einem tödtlichen Schlage. Sie schloß die Augen und athmete schwer. Eine Ohnmacht ergriff sie; und als sie wieder zu sich kam, schien es ihr, als sei sie nicht länger dasselbe Wesen wie früher, die Welt um sie her nicht mehr dieselbe Welt – als lebe in ihr nur Ein Gefühl, das Gefühl unendlichen, hoffnungslosen Elends, und als sei das All nur eine einzige seelenlose Oede. So merkwürdig wenig Körperhaftes ist in Wahrheit an uns menschlichen Wesen von Fleisch und Blut, daß, wenn man uns plötzlich nur einen einzigen, ungreifbaren, hehren Gedanken, den unsere Seele genährt hat, wegnimmt, uns die Luft zu zerrinnen, die Sonne zu erlöschen, jedes

Band, das uns an den Stoff fesselt, zu zerreißen und alles im Tode zu erstarren scheint, nur nicht das Wehe.

Und diese warme, junge, südliche Natur, wie war sie einen Augenblick vorher so voll Leben und Freude, voll Kraft und reicher Hoffnung gewesen! Sie hatte ihre eigene Innigkeit und Tiefe bis jetzt noch gar nicht gekannt. Nie hatte die Jungfrau den Schleier von dem Herzen des Weibes gehoben. Was war bisher Harley L'Estrange für Violante gewesen? Ein Ideal, ein Traum einer eingebildeten Vortrefflichkeit, ein Typus von Poesie in Mitte der Alltagswelt. Es war nicht Harley, der Mann, sondern Harley, das Phantom, gewesen. Sie hatte niemals zu sich selbst gesagt: »Er ist der Inbegriff meiner Liebe, meiner Hoffnung, meiner Heimath, meiner Zukunft.« Wie konnte sie auch? Er selbst hatte nie von dergleichen gesprochen; eine innere Stimme hatte ihr freilich in unbestimmten, aber unwiderstehlichen Lauten zugeflüstert, daß ungeachtet seines oberflächlichen Verkehrs mit ihr seine Gefühle für sie ernst und tief seien. O, über die falsche Stimme! Wie hatte sie dieselbe betrogen! Ihre rasche Auffassungsgabe begriff alles, was Helene ungesagt gelassen. Und jetzt fühlte sie plötzlich, was es heißt, zu lieben, und was, zu verzweifeln. So saß sie da, vernichtet und verlassen, weder murrend, noch weinend, nur hin und wieder mit der Hand über die Stirne streichend, als müßte sie dort eine Wolke verscheuchen, die nicht weichen wolle, oder einen tiefen Seufzer ausstoßend, um damit eine Last von sich wegzuwälzen, welche fortan keine Zeit zu entfernen vermöchte. Es gibt Momente im Leben, in welchen wir

zu uns sprechen: ›Alles ist vorbei; welche Veränderungen auch noch kommen mögen, uns berühren sie nicht; das, was wir unser Alles genannt haben, ist dahin – unwiederbringlich – unwiederbringlich.‹ Und fort und fort hallt es in unseren Ohren nach: ›Unwiederbringlich – unwiederbringlich!‹

## ACHTES KAPITEL.

Unterdessen hatte sich ein Fremder zwischen den Bäumen hindurchgeschlichen und stand jetzt zwischen Violante und der Abendsonne. Sie sah ihn nicht. Er wartete einen Augenblick und begann dann leise in ihrer Heimathsprache zu reden, indem er sie bei dem Namen nannte, den sie in Italien getragen hatte. Er bezeichnete sich als einen Verwandten und entschuldigte sein Eindringen; »denn,« sagte er, »ich komme, der Tochter den Weg anzudeuten, wie sie ihrem Vater das Lands seiner Geburt und seine Würden zurückgeben kann.«

Bei dem Worte ›Vater‹ ermannte sich Violante, und das Bewußtsein all' ihrer Liebe zu diesem Vater trat mit doppelter Stärke vor ihre Seele. So ist es immer – wir lieben unsere Eltern dann am meisten, wenn ein weniger heiliges Band plötzlich reißt, und wenn das Gewissen spricht: ›Hier wenigstens ist eine Liebe, die dich nie betrogen hat!‹

Sie erblickte vor sich einen Mann von mildem Aussehen und fürstlicher Haltung. Peschiera (denn er war es) hatte aus seinem Anzuge sowohl, als aus seinem Gesichte

alles verbannt, was an die weltliche Leichtfertigkeit seines Charakters erinnerte. Er spielte eine Rolle, welcher er seine Kleidung und den Ausdruck seiner Züge anpaßte.

»Mein Vater!« sagte sie rasch in italienischer Sprache. »Was ist mit ihm? Und wer sind Sie, Signor? Ich kenne Sie nicht.«

Peschiera lächelte wohlwollend und antwortete in einem Tone, in dem sich hohe Achtung, durch eine gewisse väterliche Zärtlichkeit gemildert, aussprach.

»Gestatten Sie mir, es zu erklären, und hören Sie auf meine Worte.« Dann setzte er sich ruhig auf die Bank neben sie, sah ihr in die Augen und fuhr fort:

»Ohne Zweifel haben Sie von Graf di Peschiera gehört?«

*Violante.* – »Ich hörte diesen Namen als Kind, während ich in Italien war. Und als sie, bei welcher ich damals wohnte (meines Vaters Tante), krank wurde und starb, sagte man mir, meine Heimath in Italien sei für mich verloren, sie sei auf Graf di Peschiera übergegangen – meines Vaters Feind.«

*Peschiera.* – »Und Ihr Vater hat Sie seitdem gelehrt, diesen vermeintlichen Feind zu hassen?«

*Violante.* – »Nein; mein Vater verbot mir nur, je seinen Namen in den Mund zu nehmen.«

*Peschiera.* – »Ach! wie viele Jahre des Leidens und der Verbannung hätte sich Ihr Vater ersparen können, wäre er gegen seinen Jugendfreund und Verwandten gerechter gewesen – ja, hätte er nur nicht so grausam das Geheimniß seiner Zufluchtsstätte bewahrt. Schönes Kind, ich bin

dieser Giulio Franzini, dieser Graf di Peschiera. Ich bin der Mann, welchen man Sie lehrte als Ihres Vaters Feind zu betrachten. Ich bin der Mann, welchem der Kaiser von Oestreich dessen Güter verlieh. Und jetzt urtheilen Sie, ob ich wirklich ein Feind bin. Ich bin hieher gekommen, um Ihren Vater aufzusuchen und mich der Gabe meines Souverains zu entledigen. Ich bin gekommen nur mit dem Einen Wunsche, Alphonso seinem Heimathlande zurückzugeben und das Erbe auszufolgen, welches mir aufgedrungen worden ist.«

*Violante.* – »Mein Vater! mein theurer Vater! Sein großes Herz wird wieder frei athmen können. O! dies ist edle Feindschaft, ächte Rache! Ich verstehe Sie, Signor, und auch mein Vater wird Sie verstehen, denn ebenso hätte er sich an Ihnen gerächt. Sie haben Ihn gesehen?«

*Peschiera.* – »Nein, noch nicht. Ich wollte ihn nicht sehen, ehe ich Sie gesehen hatte; denn Sie sind in Wahrheit Herrin über sein Geschick, wie über das meinige.«

*Violante.* – »Ich, Graf? – Ich – Herrin über meines Vaters Geschick? Wie ist dies möglich?«

*Peschiera* (mit einem Blicke theilnahmsvoller Bewunderung und in noch väterlicherem Tone). – »Wie reizend ist diese unschuldige Freude; aber noch dürfen Sie sich ihr nicht hingeben. Vielleicht ist es ein Opfer, was man von Ihnen verlangt – ein allzu schweres Opfer. Unterbrechen Sie mich nicht. Hören Sie mir zu und Sie werden erfahren, warum ich nicht mit Ihrem Vater sprechen

konnte, ehe ich eine Unterredung mit Ihnen erlangt hatte – erfahren, warum Ein Wort von Ihnen mich noch immer aus seiner Gegenwart verbannen kann. Sie wissen ohne Zweifel, daß Ihr Vater zu den Häuptionern einer Partei gehörte, welche Oberitalien von den Oestreichern zu befreien suchte. Ich selbst war anfangs ein warmer Genosse dieses Planes. Da mit Einem Male entdeckte ich, daß einige der hervorragendsten Führer mit dem patriotischen Unternehmen Pläne, welche das Tageslicht scheuen mußten, verbunden hatten, und daß die Verschwörung selbst auf dem Punkte war, der Regierung verrathen zu werden. Ich wünschte mich mit Ihrem Vater zu besprechen; aber er war nicht in der Nähe. Ich hörte, er sei verurtheilt. Nicht eine Stunde war zu verlieren. Ich faßte einen kühnen Entschluß, der mir seinen Verdacht und den Zorn meines Vaterlandes zuzog. Allein mein Hauptzweck war, ihn, meinen Jugendfreund, vor dem Tode und mein Vaterland vor unnützem Blutvergießen zu bewahren. Ich zog mich von dem beabsichtigten Aufstande zurück. Ich suchte augenblicklich das Haupt der österreichischen Regierung in Italien auf und unterhandelte um das Leben Alphonso's und der übrigen angeseheneren Führer, das sonst verwirkt gewesen wäre. Auf meine Bitten wurde mir selbst der Auftrag zu Theil, mich meines Verwandten zu bemächtigen, damit ich ihn nach dem Auslande in Sicherheit bringen könnte – eine Verbannung, die aufhören sollte, sobald die Gefahr vorüber war. Aber unglücklicher Weise währte er, meine Absicht sei, ihn zu Grunde zu richten. Er flüchtete sich vor meiner wohlgemeinten

Verfolgung. Die Soldaten, welche ich mitgenommen hatte, wurden von einem unberufenen Engländer angegriffen; Ihr Vater entwich aus Italien – seinen Zufluchtsort verborgen haltend; und die Art und Weise seiner Flucht vereitelte meine Bemühungen, seine Begnadigung durchzusetzen. Die Regierung übertrug mir die Hälfte seiner Einkünfte und belegte die andere Hälfte auf unbestimmte Zeit mit Beschlagnahme. Ich nahm das Anerbieten an, um die Confiskation der *ganzen* Erbschaft zu verhindern. Daß ich ihm nicht die, von mir so schmerzlich herbeigewünschte Mittheilung machte, das Geschenk der Regierung sei für mich nichts weiter, als ein anvertrautes Gut, und daß ich das scheinbar Tadelnswerthe in meinem Benehmen nicht vollständig aufklärte, war die natürliche Folge des Geheimnisses, in welches er sich hüllte. Ich konnte seine Zufluchtsstätte nicht entdecken; aber nie hörte ich auf, seine Zurückberufung zu betreiben. Erst in diesem Jahre habe ich einen theilweisen Erfolg errungen: sein Erbe und sein Rang wird ihm zurückgegeben unter Einem Vorbehalt – er muß für seine Treue Bürgschaft stellen. Diese Bürgschaft hat die Regierung namhaft gemacht: es ist die Verbindung seines einzigen Kindes mit einem ihrer Vertrauensmänner. Es lag im Interesse des ganzen italienischen Adels, daß die Repräsentation eines so großen Hauses, wenn sie an die weibliche Linie falle, der geraden Linie nicht ganz entzogen werde; – mit Einem Worte, daß Sie sich mit einem Verwandten verbinden. Nur Ein Verwandter, und zwar der nächste im Blute, hat sich gefunden. Kurz – Alphonso erhält alles, was er verloren

hat, wieder an dem Tage, an welchem seine Tochter Giulio Franzini, Graf di Peschiera, ihre Hand reicht. Ah,« fuhr der Graf traurig fort, »Sie erschrecken – Sie erblassen. Er, den Ihre Wahl treffen soll, ist allerdings Ihrer unwerth. Sie stehen kaum im Lenze Ihres Lebens. Ueber das seine ist schon der Herbst hingegangen. Jugend liebt Jugend. Er verlangt nicht Ihre Liebe. Er kann nichts für sich anführen als: Liebe ist nicht die einzige Freude des Herzens – Freude ist es, einen geliebten Vater aus dem Ruin empor zu ziehen – Freude, einem Lande, das arm an allem ist, außer an Erinnerungen, ein Haupt zurückzugeben, in welchem es ein Geschlecht von Helden verehrt. Dies sind die Freuden, die ich Ihnen biete – Ihnen, einer Tochter und einem italienischen Mädchen. Noch immer stumm? O, sprechen Sie zu mir!«

Wohl wußte dieser Graf Peschiera recht gut, wie man um Frauen werben und sie gewinnen muß; und nie war eine Frau für die Berufung an die erhabenen Gefühle, welche die ächte ernste Weiblichkeit am meisten bewegen, empfänglicher, als die junge Violante. Das Glück hatte ihn einen günstigen Augenblick wählen lassen. Harley war ihren Hoffnungen entrissen und das Wort Liebe aus ihrer Sprache getilgt. In der weiten leeren Welt stand ihres Vaters Bild allein hell und deutlich vor ihr. Und sie, deren ganzes Trachten von Kindheit aus dahin gegangen war, diesem Vater zu dienen, sie, die zuerst gelernt hatte, von Harley als ihres Vaters Freund zu träumen – sie konnte ihm alles zurückgeben, wonach der Verbannte seufzte, und zwar, indem sie sich selbst zum Opfer brachte!

Selbstaufopferung, die an sich schon einen halben Reiz für den Edeln hat! Aber in dem unruhigen und verwirrten Zustande ihres Gemüths erschien ihr der Gedanke an eine Heirath mit einem Anderen so fürchterlich und empörend, daß sie ihn nicht sogleich fassen konnte; auch warnte sie bei aller ihrer Unerfahrenheit ein gewisser Instinkt, der aus der Offenheit und Ehrenhaftigkeit ihres ganzen Charakters entsprang, daß in dieser heimlichen Berufung an sie ein Unrecht liege. Von Neuem beschwor sie der Graf, zu reden. Mit gewaltsamer Anstrengung sagte sie endlich unentschlossen: »Wenn es so ist, wie Sie sagen, so steht es nicht mir zu, Ihnen zu antworten, sondern meinem Vater.«

»Nicht doch,« versetzte Peschiera. »Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen widerspreche. Kennen Sie Ihren Vater so wenig, daß Sie glauben können, sein Stolz werde sich von seinem Interesse Bedingungen vorschreiben lassen? Er würde sich vielleicht weigern, nur meinen Besuch anzunehmen – meine Erklärungen anzuhören; ganz gewiß würde er sich aber weigern, sein Erbe damit zurückzukaufen, daß er seine Tochter mit einem Manne verbindet, den er für seinen Feind gehalten hat, und bei dem die Ungleichheit der Jahre schon die Welt zu der Annahme veranlassen dürfte, Ihr Vater habe sein Kind seinem persönlichen Ehrgeiz geopfert. Könnte ich aber vor ihn treten mit Ihrer Ermächtigung – könnte ich sprechen: ›Ihre Tochter sieht über das, was dem Vater ein Hinderniß scheinen mag, hinweg – sie hat aus eigener, freier Wahl eingewilligt, meine Hand anzunehmen – sie verbindet ihr

Glück, sie vereinigt ihr Gebet mit dem meinigen – dann, ja dann müßte ich meines Erfolges sicher sein, und Italien würde meinen Irrthum verzeihen und Ihren Namen segnen. Ah, Signorina, denken Sie an mich nur als an das Werkzeug zu Erfüllung so hoher und geheiligter Pflichten – denken Sie nur an Ihre Ahnen, an Ihren Vater, an Ihr Geburtsland, und weisen Sie nicht die stolze Gelegenheit von der Hand, zu beweisen, wie sehr Sie dieselben verehren!«

Violanten's Herz war an der rechten Seite berührt. Ihr Haupt erhob sich – auf die blasse Wange kehrte die Farbe zurück – sie wandte die herrliche Schönheit ihres Antlitzes dem verschmitzten Versucher zu. Sie war im Begriffe, zu antworten und ihr Geschick zu besiegeln, als sich in demselben Augenblick Harley's Stimme in geringer Entfernung vernehmen ließ, und Nero auf sie zugesprungen kam, seine Schnauze mit rauher Zärtlichkeit zwischen sie und Peschiera drängend. Der Graf wich zurück, und Violante, deren Augen noch auf seinem Gesichte ruhten, erschrak ob der Veränderung, welche dort vorging. Ein rascher Blitz der Wuth reichte hin, in einem Augenblick die dunkeln Geheimnisse seiner Natur an das Tageslicht zu bringen – es war das Gesicht eines verhöhnten Gladiators Er hatte nur zu wenigen Worten Zeit.

»Ich darf hier nicht gesehen werden,« murmelte er; »aber morgen – in diesem Garten – um diese Zeit. Ich beschwöre Sie, um Ihres Vaters, um seiner Hoffnungen,

seines Vermögens, ja um seines Lebens willen, diese Zusammenkunft geheim zu halten – mich wieder zu treffen. – Leben Sie wohl!«

Er verschwand zwischen den Bäumen – geräuschlos, geheimnißvoll, wie er gekommen.

## NEUNTES KAPITEL.

Peschiera's letzte Worte tönnten noch in Violanten's Ohren, als Harley's Gestalt sichtbar wurde und vor dem Klange seiner Stimme die träumerische Betäubung, welche sich ihrer Sinne bemächtigt hatte, zu weichen begann. Diese Stimme rief in ihr das Bewußtsein eines schweren Verlustes, das stehende Gefühl einer unerträglichen Angst zurück. Mit Harley hier und so zusammenzutreffen, schien unmöglich. Sie wandte sich hastig ab und eilte dem Hause zu. Harley rief sie bei ihrem Namen; aber sie antwortete nicht und beschleunigte nur ihre Schritte. Er blieb einen Augenblick überrascht stehen und folgte ihr dann schnell.

»Was für ein seltsames Verhängniß schwebt über mir?« sagte er heiter, während er seine Hand auf ihren zitternden Arm legte. »Ich frage nach Helene – sie ist krank und kann mich nicht sehen. Ich komme, mich in Ihrer Gegenwart zu sonnen, und Sie fliehen mich, als hätten mir Götter und Menschen das Zeichen des Fluchs auf die Stirne gedrückt. Kind! – Kind! was ist dies? Sie weinen?«

»Halten Sie mich jetzt nicht auf – sprechen Sie nicht mit mir,« versetzte Violante mit durch Schluchzen erstickter Stimme, indem sie sich von seiner Hand losriß und von Neuem dem Hause zuwandte.

»Haben Sie einen Kummer – unter dem schützenden Dache meines Vaters! Einen Kummer, den Sie mir nicht sagen wollen? Grausam!« rief Harley sanft mit unaussprechlich zärtlichem Vorwurf.

Violante traute sich nicht die Kraft zu, seine Frage zu beantworten. Beschämt, daß sie sich verrathen – erweicht durch seine flehende Stimme, hätte sie die Erde bitten mögen, sie zu verschlingen. Endlich zwang sie mit einer heldenmüthigen Anstrengung ihre Thränen zurück und sagte beinahe ruhig:

»Edler Freund, verzeihen Sie mir. Ich habe keinen Kummer, glauben Sie mir, den – den ich Ihnen mittheilen kann. Ich dachte nur an meinen armen Vater, als Sie in den Garten kamen: ich beunruhigte mich seinetwegen in vielleicht unnöthiger, abergläubischer Furcht; und so hat mich Ihr unvermuthetes Erscheinen ein wenig überrascht und mich so schwach und thöricht gemacht. Aber ich wünschte, meinen Vater zu sehen – nach Hause zu gehen – nach Hause!«

»Ihr Vater ist wohl, glauben Sie mir, und damit einverstanden, daß Sie hier sind. Keine Gefahr droht ihm; und Sie sind *hier* sicher.«

»Ich sicher – und vor was?«

Harley sann unschlüssig nach. Er hätte sie gerne von der Gefahr unterrichtet, welche ihr Riccabocca verbarg;

aber hatte er das Recht, solches gegen ihres Vaters Willen zu thun?

»Lassen Sie mir Zeit,« sagte er, »zum Nachdenken und zum Einholen der Erlaubniß, Ihnen ein Geheimniß anzuvertrauen, welches Sie nach meiner Ansicht wissen sollten. Inzwischen kann ich Ihnen soviel sagen, daß, ehe Ihr Vater Sie der, wie ich glaube, von ihm übertriebenen Gefahr aussetzt, er Ihnen einen Beschützer geben würde – und wäre es auch in der Person Randal Leslie's.«

Violante schrak zusammen.

»Aber,« fuhr Harley mit einer Ruhe fort, in welche sich, ihm selbst unbewußt, tiefe Trauer mischte, »aber ich hoffe, es ist Ihnen ein schöneres Loos und ein edlerer Gatte vorbehalten. Ich habe gelobt, künftig in der gewöhnlichen Alltagswelt zu leben. Aber für Sie, herrliches Kind, für Sie sind meine Träume immer noch die alten!«

Violante heftete einen Moment ihre Augen auf den melancholischen Sprecher. Ihr Blick drang ihm bis in das Herz. Unwillkürlich senkte er das Haupt. Als er aufblickte, hatte sie ihn verlassen. Dieses Mal machte er keinen Versuch, ihr zu folgen, sondern kehrte sich ab und schritt unter den herbstlichen Bäumen weiter.

Eine Stunde später trat er wieder in das Haus und versuchte abermals, Helene zu sehen. Sie hatte sich jetzt soweit erholt, um ihm die gewünschte Unterredung zu gewähren.

Er näherte sich ihr mit liebevollem Ernste.

»Meine theure Helene,« sagte er; »Sie haben eingewilligt, meine Gattin meines Lebens sanfte Gefährtin zu werden; lassen Sie es bald – bald sein; denn ich bedarf Ihrer. Ich bedarf all' der Kraft, welche dieses heilige Band verleiht. Helene, lassen Sie mich in Sie dringen, den Tag zu bestimmen.«

»Ich schulde Ihnen zu viel,« antwortete Helene, zu Boden sehend, »um einen andern Willen zu haben, als den Ihrigen. Aber Ihre Mutter,« fügte sie bei, vielleicht sich an die Möglichkeit eines Aufschubes festklammernd, »Ihre Mutter hat noch nicht –«

»Meine Mutter – richtig. Ich will zuerst mit ihr reden. Es soll Ihnen von Seiten meiner Familie alle die Achtung zu Theil werden, die Ihren edeln Tugenden gebührt. Beiläufig, Helene, haben Sie des zwischen uns bestehenden Verhältnisses gegen Violante erwähnt?«

»Nein – das heißt – ich fürchte, ich habe es unvorsichtiger Weise verrathen – noch dazu gegen Lady Lansmere's Befehle – aber – aber –«

»Lady Lansmere hat Ihnen untersagt, mit Violante darüber zu sprechen? – Das hätte nicht sein sollen. Ich bürge für ihre Einwilligung, dieses Verbot wieder aufzuheben. Violante und Sie haben ein Recht darauf. Sagen Sie Ihrer jungen Freundin alles. Ach, Helene, wenn ich zuweilen kalt und wunderlich bin, haben Sie Geduld – haben Sie Nachsicht mit mir; Sie lieben mich ja – nicht wahr?«

ZEHNTES KAPITEL.

Am nämlichen Abend erfuhr Randal von Levy, bei welchem er in später Stunde vorsprach, wie Peschiera mit Hülfe seines Nachschlüssels die Zusammenkunft hatte. Der Graf schien in seinen Erwartungen übertroffen – er schien des vollständigen und raschen Erfolges seines Verhehlungsplanes sicher zu sein. »Deßhalb,« sagte Levy, »hoffe ich Ihnen recht bald zu der Erwerbung Ihrer Familiengüter Glück wünschen zu können.«

»Seltsam!« antwortete Randal; »seltsam, daß mein Glück auf diese Weise an das Geschick einer Fremden, wie Beatrice di Negra, und an ihre Verbindung mit Frank Hazelden gekettet zu sein scheint.«

Während er so sprach, blickte er nach der Uhr hin und fügte bei:

»Jetzt wird Frank seinem Vater seine Verlobung mitgetheilt haben.«

»Und Sie sind überzeugt, daß sich der Squire seine Einwilligung nicht abschmeicheln läßt?«

»Das möchte ich nicht behaupten; aber ich bin überzeugt, der Squire wird bei der ersten Kunde davon der Art in Harnisch gerathen, daß Frank nicht die nöthige Selbstbeherrschung zu Schmeichelworten behält; und vielleicht bekommt der Squire, ehe er über diesen Punkt milder denkt, durch irgend einen Zufall Grund zur Unzufriedenheit wegen eines andern Punktes, der ihn noch mehr erbittert.«

»Ah, ich verstehe – das *post-obit!*«

Randal nickte.

»Und was dann?« frug Levy.

»Dann erscheint vielleicht der Tag Dessen, der die nächste Anwartschaft auf die Hazeldean'schen Güter hat.«

Der Baron lächelte.

»Sie haben in dieser Richtung gute Aussichten, Leslie. Sehen wir weiter. Ich sprach mit Ihnen wegen des Wahlbezirks Lansmere. Ihr Gönner, Audley Egerton, beabsichtigt, dort aufzutreten.«

Randal hatte sich in letzter Zeit so viel mit anderen habsüchtigeren Plänen getragen, daß ein Sitz im Parlament erst in zweiter Linie kam; nichtsdestoweniger empfand der ehrgeizige, nach allem haschende junge Mann einen schmerzlichen Stich, als er hörte, daß Egerton in solcher Weise zwischen ihn und jede Aussicht, sich emporzuschwingen, treten wolle.

»So!« murmelte er finster, »so, dieser Mann, der mein Wohlthäter zu sein vorgibt, wirft den Reichthum meiner Ahnen zum Fenster und mich oth einen Kreuzer Geld in die Welt hinaus, und während er mich zur Thätigkeit im Gebiete des öffentlichen Lebens aufmuntert, beraubt er mich des –«

»Nein,« unterbrach ihn Levy, »er beraubt Sie nicht; das können wir verhindern. Der Lansmere'sche Einfluß ist in dem Bezirke nicht so bedeutend, wie derjenige Dick Avenel's.«

»Aber ich kann nicht gegen Egerton auftreten.«

»Gewiß nicht – Sie könnten ja mit ihm auftreten.«

»Wie?«

»Dick Avenel wird nie dulden, daß Egerton gewählt wird; und wenn er auch vielleicht nicht zwei seiner eigenen Kandidaten in's Parlament bringen kann, so kann er doch durch ein Zersplittern der Stimmen die Wahl auf Sie lenken.«

Randal's Augen funkelten. Er sah mit Einem Blicke, daß, wenn sich Avenel in der Stärke der verschiedenen Parteien nicht verrechnete, ein Parlamentssitz für ihn gesichert werden konnte.

»Aber,« sagte er, »Egerton hat mit mir über den Gegenstand nicht gesprochen; auch ist nicht zu erwarten, daß er mir vorschlagen sollte, mit ihm aufzutreten, wenn er die Möglichkeit voraussehen würde, durch den von ihm selbst empfohlenen Kandidaten geschlagen zu werden.«

»Weder er noch seine Partei werden eine solche Möglichkeit in Aussicht nehmen. Wenn er Sie fragt, so drücken Sie Ihre Bereitwilligkeit auf, als Bewerber aufzutreten – das Weitere überlassen Sie mir!«

»Sie müssen Egerton bitterlich hassen,« sagte Randal; »denn ich bin nicht eitel genug um zu glauben, daß Sie sich aus reiner Liebe zu mir mit solchen Entwürfen abgeben.«

»Die Triebfedern der Menschen sind verwickelt und schwer entwirrbar,« antwortete Levy mit ungewöhnlichem Ernste. »Dem Weisen genügt es, aus den Thaten Nutzen zu ziehen, und sich um die Triebfedern nicht zu kümmern.«

Einige Minuten schwiegen Beide. Dann rückten sie näher zu einander und begannen, ihre vereinten Pläne im Einzelnen zu besprechen.

Randal ging langsam nach Hause. Es war eine kalte, mondhelle Nacht. Junge Müßiggänger in gleichem Alter und von gleichem Range, wie er, kamen auf dem Heimwege von geselligen Vergnügungsorten an ihm vorüber. Sie standen noch in den ersten schönen Feiertagen ihres Lebens. Für Randal waren des Lebens Feiertage für immer dahin. Ernstere Männer, in den verschiedenen Berufen männlicher Arbeit thätig – Handelsleute, Gewerbsleute, Staatsmänner – schritten gleichfalls an ihm vorbei. Ihre Schritte waren vielleicht nüchtern und ihre Mienen sorgenvoll; aber kein Schritt hatte das verstohlene Schleichende des seinigen – kein Antlitz diesen düstern, argwöhnischen Ausdruck. Nur Einmal in einer einsamen Nebenstraße schien auf der entgegengesetzten Seite des Weges ein anderer Fußtritt und ein anderes Auge eine mit Randal Leslie sympathische Seele zu verrathen.

Und Randal, der die Uebrigen nicht beachtet hatte, schenkte instinktmäßig diesem Einen Aufmerksamkeit. Seine Nerven zuckten bei dem geräuschlosen Dahingleiten dieser Gestalt, als sie sich, gleichen Schritt mit ihm haltend, von Lampe zu Lampe weiter bewegte. Er fühlte eine Art Grausen, als hätte er seinen Doppelgänger gesehen; und jedes Mal; wenn er argwöhnisch nach dem

Fremden hinüber sah, begegnete er dessen auf ihn gerichtetem Blicke. Es war ihm eine unaussprechliche Erleichterung, als dieses Wesen in eine andere Straße einbog und verschwand.

Jener Mann war ein noch unentdeckter Verbrecher. Zwischen ihm und dem Menschengeschlechte stand nur ein Gedanke – ein luftgesponnener, aber undurchdringlicher Schleier, wie der Schleier des Bildes von Sais.

Und ebenso war Randal Leslie in seinen Bewegungen, in seinen Blicken die Verkörperung dunklen und geheimen Unheils – innerhalb der Grenzen des Gesetzes, aber in gleicher Weise von der Menschheit durch das unbestimmte Bewußtsein geschieden, daß, was auf seinem Herzen lag, Abscheu und Entsetzen hervorrufen müsse. Einsam wandelte in der ungeheuren Stadt zwischen der Maschinerie der Civilisation hin der stille Geist des intellektuellen Bösen.

## EILFTES KAPITEL.

In der Frühe des andern Morgens erhielt Randal zwei Billete, das eine von Frank, worin dieser in großer Aufregung Randal bat, seinen Vater, den er tief beleidigt zu haben fürchte, aufzusuchen und zu versöhnen. Hierauf schlossen sich etwas unzusammenhängende Betheuerungen, daß seine Ehre sowohl als sein Herz ihn unwiderlich an Beatrice fessele, und daß er nie von ihr lassen könne.

Das zweite Billet war von dem Squire selbst – kurz und weit weniger herzlich, als sonst, – die Bitte enthaltend, Mr. Leslie möchte ihn besuchen.

Randal kleidete sich eilig an und begab sich sofort nach Limmer's Hotel.

Er traf bei Mr. Hazeldean den Pfarrer, der ihn vergeblich zu besänftigen suchte. Der Squire hatte die ganze Nacht nicht geschlafen und sah beinahe entstellt aus.

»Oho, junger Mr. Leslie!« sagte er, indem er sich bei Randal's Eintritt in seinen Stuhl zurück warf; »ich dachte, Sie seien ein Freund – ich dachte, Sie seien Frank's Rathgeber. Erklären Sie mir, Sir; erklären Sie mir.«

»Sachte, mein lieber Mr. Hazeldean,« nahm der Pfarrer das Wort. »Sie setzen Mr. Leslie nur in Erstaunen und Aufregung. Sagen Sie ihm deutlicher, was er erklären soll.«

*Squire.* – »Haben Sie mir oder Mrs. Hazeldean gesagt oder nicht, daß Frank in Violante Rickybocky verliebt sei?«

*Randal* (scheinbar erstaunt). – »Ich? Nie, Sir, niemals. Ich fürchtete im Gegentheil, seine Liebe gelte einer ganz andern Dame. Ich deutete diese Möglichkeit an. Mehr konnte ich nicht thun, denn ich wußte nicht, in wie weit Frank's Neigung ernstlich dabei im Spiele sei. Mrs. Hazeldean hat zwar den Gedanken, Ihr Sohn könnte eine Ausländerin und eine Katholikin heirathen, keine besondere Aufmunterung zu Theil werden lassen. Allein für unübersteiglich schien sie diese Hindernisse nicht zuhalten, wenn es sich wirklich um Frank's Glück handeln sollte.«

Jetzt konnte sich der arme Squire nicht länger halten, und ein Sturm von Leidenschaft brach in Einem Athem über Frank, Randal, sogar über Harry, über die ganze Sippschaft von Ausländern, Papisten und Weibern los.

Während der Squire in diesem Zustande Vernunftsgründen unzugänglich war, nahm der Pfarrer Randal auf die Seite und überzeugte sich, daß die ganze Geschichte, soweit sie Randal betraf, in einem sehr natürlichen Mißverständnisse ihren Ursprung hatte: daß, während dieser junge Gentleman auf Beatrice anspielte, Mrs. Hazelden an Violante dachte. Mit bedeutender Schwierigkeit gelang es endlich, dem Squire dies auseinander zu setzen und seinen Zorn gegen Randal einigermaßen zu besänftigen. Und der Heuchler benützte die Gelegenheit, so viel Kummer und Erstaunen darüber zu bezeugen, daß, wie er von dem Pfarrer erfahren, die Sache schon so weit gediehen sei – daß Frank um Beatrice förmlich angehalten, ihr Jawort bekommen und sich verlobt habe, ohne seinem Vater nur eine Mittheilung zu machen; er erklärte so feierlich, er habe keine Ahnung davon haben können, daß es so schlimm stehe – er habe Frank's bestimmtes Versprechen gehabt, ohne Vorwissen seiner Eltern nicht Einen Schritt zu thun; er legte so viel Theilnahme mit den verwundeten Gefühlen des Squires, so viel Leidwesen über Frank's Verblendung an den Tag, daß Mr. Hazelden zuletzt sein ehrliches Herz dem Tröster entgegenbrachte und, Randal's Hand ergreifend, sagte: »Nun, nun, ich that Ihnen Unrecht – bitte Sie um Verzeihung. Was soll jetzt geschehen?«

»Sie können in diese Heirath nicht einwilligen – unmöglich,« erwiderte Randal; »und wir müssen deßhalb hoffen, auf Frank mittelst Berufung an sein Pflichtgefühl einzuwirken.«

»So ist's,« sagte der Squire; »denn ich gebe nicht nach. In einer guten Patsche sitzen wir da! Noch dazu eine Wittwe, wie ich höre. Schlaues Weibsbild – dachte ohne Zweifel, einen Hazeldean von Hazeldean zu fangen! Meine Güter sollten an eine ausländische, papistische Bande von Mischlingsbälgen gehen! Nein, nein! Nie!«

»Aber,« sagte der Pfarrer mild, »vielleicht hegen wir gegen die Dame ein ungerechtes Vorurtheil. Wir hätten bei Violante eingewilligt – warum nicht bei ihr? Sie ist von guter Familie?«

»Gewiß,« versetzte Randal.

»Und gutem Leumund?«

Randal schüttelte den Kopf und seufzte.

Der Squire faßte ihn rauh am Arm und rief heftig: »Antworten Sie dem Pfarrer!«

»Wahrhaftig, Sir, ich kann doch nichts Schlimmes von dem Leumund einer Frau sagen, noch dazu, wenn sie vielleicht Frank's Gattin wird; und die Welt ist böse, und man darf ihr nicht glauben. Aber Sie können ja selbst urtheilen, mein lieber Mr. Hazeldean. Fragen Sie Ihren Bruder, ob Madame di Negra eine Frau ist, die er seinem Neffen als Gattin empfehlen würde?«

»Meinen Bruder?« rief der Squire wüthend, »den mir fremden Bruder über die Angelegenheiten meines eigenen Sohnes um Rath fragen!«

»Er ist ein Mann, der die Welt kennt,« bemerkte Randal.

»Und ein Mann von Gefühl und Ehre,« sagte der Pfarrer; »und vielleicht wird es uns durch ihn möglich, Frank aufzuklären, und ihn aus der, wie es scheint, von einem schlaunen Weibe gelegten Falle zu retten.«

»Inzwischen,« sagte Randal, »will ich Frank aufsuchen und sehen, was ich bei ihm ausrichte. Entlassen Sie mich jetzt – in einer Stunde oder so bin ich wieder da.«

»Ich will Sie begleiten,« sagte der Pfarrer.

»Nein, entschuldigen Sie, aber ich glaube, wir zwei junge Leute können ohne Beisein einer dritten Person, so weise und gütig Sie auch sind, offener zusammen reden.«

»Lassen Sie Randal gehen,« brummte der Squire. Und Randal ging.

Er blieb einige Zeit bei Frank, und der Leser wird leicht errathen, wie er diese Zeit anwendete. Als er Frank's Wohnung wieder verließ, fand er sich plötzlich von dem Squire selbst gepackt.

»Ich war zu ungeduldig, um zu Hause zu bleiben und das Geschwätz des Pfarrers mit anzuhören,« sagte Mr. Hazeldean gereizt. »Ich habe mir Dale vom Halse geschafft. Sagen Sie mir, wie es steht. O, fürchten Sie nichts – ich bin ein Mann und kann das Schlimmste ertragen.«

Randal zog den Arm des Squires in den seinigen und führte ihn in den naheliegenden Park.

»Mein theurer Sir,« sagte er kummervoll, »die Mittheilung, welche ich Ihnen jetzt machen werde, geschieht im tiefsten Vertrauen. Ich muß solches wiederholen, weil ich

Ihnen nur unter dieser Voraussicht den nach meiner Ansicht zu einem erwünschten Ziele führenden Weg angeben kann. Aber wenn ich Frank verrathe, so thue ich es zu seinem Besten und seinem eigenen Vater gegenüber. Ich bitte Sie nur; es ihm nicht zu sagen. Er würde mir nie verzeihen – es würde meinen Einfluß auf ihn für immer zerstören.«

»Fahren Sie fort, fahren Sie fort,« keuchte der Squire; »sprechen Sie es aus. Ich will dem undankbaren Jungen nie sagen, daß ich seine Geheimnisse von einem Anderen erfahren habe.«

»Nun denn,« sagte Randal, »das Geheimniß seiner Verwicklung mit Madame di Negra ist einfach dies. Er fand sie in Schulden ja, auf dem Punkte, verhaftet zu werden –«

»Schulden! – Verhaftet!«

»Und indem er ihre Schulden selbst bezahlte und sie vor dem Gefängnisse rettete, legte er ihr eine Verpflichtung auf, die eine Frau von Ehre von Niemand, als von ihrem künftigen Gatten, annehmen kann. Armer Frank! Er ist traurig eingezogen worden, aber unser Mitleid und unsere Verzeihung dürfen wir ihm nicht versagen.«

Plötzlich zu Randal's großem Erstaunen klärte sich das ganze Gesicht des Squires auf.

»Ich sehe, ich sehe!« rief er aus. »Ich hab's – ich hab's. Es ist eine Geldgeschichte! Ich kann sie abkaufen. Wenn sie von ihm Geld genommen hat, die feile, geschminkte Bagage, o, dann wird sie auch von mir Geld nehmen. Es

ist mir gleichgültig, was es kostet – mein halbes Vermögen – mein ganzes! Ich wäre es zufrieden, Hazeldean Hall nie mehr zu sehen, wenn ich damit meinen Sohn, meinen einzigen Sohn, von Schande und Elend retten könnte; denn elend wird er sein, wenn er weiß, daß er mir und seiner Mutter das Herz gebrochen hat. Und um eines Geschöpfes willen, wie dieses! Mein Junge, tausend herzlichen Dank Ihnen. Wo wohnt die Nichtswürdige? Ich will auf der Stelle zu ihr.« Und während er sprach, riß er seine Briefftasche heraus und begann, die darin befindlichen Banknoten abzuzählen.

Randal versuchte anfangs diesen kühnen Entschluß des Squires zu bekämpfen; allein Mr. Hazeldean bestand mit ächt englischer Hartnäckigkeit auf seinem Vorsatze. Er schnitt Randal's Beredtsamkeit, womit ihn dieser zu überzeugen suchte, in der Mitte ab und sagte:

»Verschwenden Sie nicht ihren Athem. Ich habe es beschlossen; und wenn Sie mir nicht sagen, wo sie wohnt, so wird es, denke ich, leicht zu finden sein.«

Randal sann einen Augenblick nach. »Im Grunde,« dachte er, »warum nicht? Er wird ohne Zweifel durch sein Benehmen ihren Stolz gegen sich herausfordern und Frank zum Aeüßersten reizen. Er soll hingehen.«

Er gab demgemäß die gewünschte Auskunft und nahm dem Squire nur das ernstliche Versprechen ab, gegen Madame di Negra der von Frank geleisteten pekuniären Hülfe nicht zu erwähnen (weil dies Randal als Gewährsmann verrathen würde). Wohl oder übel mußte er sich bei der

Versicherung des Squires, »er wisse recht gut, wie die Sache zu bereinigen sei, ohne über das Warum und Wozu Rechenschaft zu geben, solange man die Börse weit genug offen habe,« beruhigen. Er begleitete Mr. Hazelden eine Strecke weit zurück und verließ ihn dann, nachdem er für den Abend eine bestimmte Stunde zu einer Besprechung in Limmer's Hotel ausgemacht und zu verstehen gegeben hatte, daß es am Besten sein würde, wenn der Pfarrer hiebei nicht zugegen wäre. »Ein vortrefflicher, braver Mann,« sagte Randal, »besitzt aber nicht die nöthige Weltkenntniß für derartige Angelegenheiten, auf deren Abwicklung Sie sich so gut verstehen.«

»Ich sollte es meinen,« versetzte der Squire, der seine gute Laune wieder vollständig gewonnen hatte. »Und der Pfarrer ist so weich, wie Butter. Hier gilt es, fest zu sein, Sir – fest.« Und der Squire stieß das Ende seines Stockes auf das Pflaster, nickte Randal zu und ging so muthig und zuversichtlich in der Richtung gegen Mayfair weiter, als handle es sich um den Kauf einer preisgekrönten Kuh bei einer Viehausstellung.

## ZWÖLFTES KAPITEL.

»Setzen Sie das Licht näher her,« sagte John Burley –  
«noch näher.«

Leonard gehorchte und stellte den Leuchter auf einen kleinen Tisch neben dem Bette des kranken Mannes. Burley phantasirte; allein in seinem Irrsinn war Methode. Horace Walpole sagte, »sein Magen werde seinen ganzen übrigen Körper überleben.« Was in Burley alles Andere

überlebte, war sein eigenthümlicher, wilder Genius. Er blickte aufmerksam in die ruhige Flamme der Kerze und sagte: »Es lebt immer in der Luft!«

»Was lebt immer?«

Burley's Stimme hob sich – »das Licht!« Er wandte sich von Leonard ab und betrachtete von Neuem die kleine Flamme. »In dem Fixsterne, in dem Irrlichte, in der großen Sonne, die eine halbe Welt beleuchtet, oder in dem schlechten Talglicht, bei welchem der zerlumpete Student seine Augen abmüht – immer dieselbe Blume der Elemente. Licht in dem All, Gedanken in der Seele – ja – ja – weiter in dem Gleichnisse! Der Kopf schwindelt mir. Lösch' das Licht aus! Du kannst es nicht; Thor, es verschwindet vor deinem Auge, aber es ist noch immer in dem Raume. Welten müssen untergehen, Sonnen einschrumpfen, Materie und Geist – beide in Nichts zerfallen, ehe die Stoffe, deren Zusammenfügung diese kleine Flamme erzeugt, die der Hauch eines Kindes in die Dunkelheit zurückwerfen kann, die Macht verlieren, sich von Neuem zu Licht zusammenzufügen. Die Macht verlieren? – nein, die *Nothwendigkeit*; sie ist das einzige *Muß* in der Schöpfung. Ja, ja, sehr dunkle Räthsel werden mir jetzt klar – jetzt, da ich nicht die Summe einer Bäckerrechnung zusammenzählen könnte! Welcher weise Mann leugnete, daß zwei mal zwei vier macht? Macht es nicht vier? Ich kann ihm nicht darauf antworten. Aber eine andere Frage konnte ich beantworten, die gewisse weise Männer viel schwieriger zu machen gewußt haben.« Er

lächelte sanft und kehrte sein Gesicht einige Minuten der Wand zu.

Dies war die zweite Nacht, in welcher Leonard neben seinem Bette wachte; und Burley's Zustand hatte sich rasch verschlimmert. Es konnte nur noch wenige Tage, vielleicht nur wenige Stunden bei ihm dauern. Uebrigens hatte er bei Leonard's Anblick eine Aufregung gezeigt, die mehr als bloße Freude schien. Er war seitdem ruhiger, mehr er selbst gewesen. »Ich fürchtete, Sie durch mein schlechtes Beispiel zu Grunde gerichtet zu haben,« sagte er mit einem Anflug von Laune, welche aber gleich wieder in Pathos überging, als er beifügte: »dieser Gedanke hat an meinem Herzen genagt.«

»Nein, nein; ich habe Ihnen viel Gutes zu verdanken.«

»Sagen Sie das oft, recht oft,« bat Burley ernstlich, »es wird mir dabei so leicht um's Herz.«

Er hatte Leonard's Erzählung mit großer Theilnahme zugehört und redete sehr gerne mit ihm über die kleine Helene. Er entdeckte das Geheimniß des jungen Mannes und ermuthigte die Hoffnungen, welche zwischen Furcht und Sorgen in dessen Herzen verborgen lagen. Burley sprach nie ernstlich von seiner Reue, wie er sich überhaupt nie über Dinge, die er tief fühlte, im Ernste ausließ. Aber seine physischen Lebensgeister waren zugleich mit der physischen Kraft, welche sie nährte, erloschen. Wir gehen aus unserem sinnlichen Dasein erst dann heraus, wenn wir nicht mehr von der Gegenwart, dem Reiche der Sinne, beherrscht werden. Der sinnliche Mensch verschwindet, wenn uns die Vergangenheit oder die Zukunft

beschäftigt. Die Gegenwart war für Burley nicht mehr da; er konnte nicht mehr ihr Sklave, nicht mehr ihr König sein.

Es war rührend, zu sehen, wie sich der innere Charakter dieses Mannes entfaltete, während die Blätter des äußeren abfielen und verwelkten – ein Charakter, den Niemand bei ihm vermuthet haben würde, von beinahe weiblicher Zartheit und mit der ganzen Selbstverleugnung eines Weibes. Er nahm die Pflege, die ihm zu Theil wurde, so demüthig hin. Wie die Züge eines alten Mannes im Tode wieder einen jugendlichen Ausdruck bekommen, die Linien sich glätten und die Runzeln verschwinden, so war jetzt Burley das Bild dessen, was er im Frühling seines Lebens zu werden versprochen hatte. Aber seinen eigenen Augen schwebte nur dasjenige vor, was er zu werden versäumt hatte – er sah nichts, als verschwendete Kräfte und ein vergeudetes Leben. »Ich erblickte einmal,« sagte er, »in der Ferne ein Schiff in einem Sturm. Es war ein wolkiger Tag, das Wetter wechselnd, und ich konnte sehen, wie das Schiff mit allen seinen Masten einen harten Kampf auf Leben und Tod kämpfte. Dann kam die Nacht – rabenschwarz, und ich konnte nur vermuthen, daß das Schiff fort kämpfte. Gegen Tagesanbruch wurden die Sterne sichtbar, und noch einmal sah ich das Schiff – es war ein Wrack – es ging unter, gerade als die Sterne zum Vorschein kamen.«

Nachdem er diese Anspielung auf sich selbst gemacht hatte, saß er eine Weile sehr stille da; dann streckte er

seine mageren Hände aus und betrachtete dieselben, sowie seine abgezehrten Glieder. »Gut,« sagte er, leise lachend; »diese Hände waren zu groß und rauh, um das zarte Gewebe meines Mechanismus zu handhaben, und diese starken Glieder sind mit mir durchgegangen. Wäre ich ein kränklicher, schwächlicher Bursche gewesen, vielleicht hätte mein Geist freieres Spiel gehabt. An diesem Körper hier war zu viel Thierisches. Man sehe jetzt diese Hand an! Das Licht scheint hindurch. Gut, gut!«

An jenem Abende war Burley, ehe er sich zu Bette legte, ungewöhnlich munter gewesen und hatte viel und beredt, wie in alten Zeiten, wenn auch nicht ganz mit dem alten Humor, gesprochen. Unter Anderem hatte er mit lebhaftem Interesse verschiedener Gedichte und Papiere in Manuscript erwähnt, welche von einer früheren Mietherin in dem Hause zurückgelassen, und die ihm, wie sich der Leser erinnern wird, von Mrs. Goodyer bei seinem letzten Besuche in der Hütte vergeblich zum Lesen empfohlen worden waren. Aber *damals* hatte er ihren Gatten Jakob zum Plaudern und die Branntweinflasche zum Leeren gehabt, und das wilde Sehnen nach Aufregung hatte seine Gedanken zu den Londoner Gelagen zurückgezogen. Jetzt war der arme Jakob todt, und es war kein Branntwein, was der kranke Mann aus dem Krüglein der Wittwe trank. Und London lag weit weg, gleich einer in Nebeln aufgelösten Welt. So hatte er sich, seiner Wirthin zu lieb und um sich in seiner Einsamkeit zu zerstreuen (unmittelbar ehe ihn Leonard ausfindig machte), herbeigelassen, die Aufzeichnungen eines von der Welt

unbeachtet gebliebenen und ihm, der nur rohe Freuden und Leiden gekannt hatte, vollständig neuen und fremden Lebens durchzugehen. »Ich habe zu meiner Unterhaltung aus dem Inhalte dieser Papiere einen Roman gefertigt,« sagte er. »Sie können Ihnen von Nutzen sein, Bruder Schriftsteller. Ich habe Mrs. Goodyer angewiesen, sie in Ihr Zimmer zu bringen. Unter diesen Schriften ist ein Tagebuch – das Tagebuch einer Frau; es hat mich tief bewegt. Ein Mann betritt eine ganz andere Welt, eine Welt, die ihm fremd ist, wie das Sternbild des Sirius, wenn er sich mitten in das Herz einer Frau hinein versetzen und dort ein von seinem eigenen so verschiedenes Leben schauen kann. Was uns von Bedeutung erscheint, kommt diesem Leben kleinlich vor, und umgekehrt. So ist es auch in diesem Tagebuche, dessen Daten mich an stürmische Perioden in meinem eigenen Dasein und an größte Weltereignisse erinnern, während sie hier nur die geheimnißvolle, dunkle Geschichte eines liebenden Herzens beleuchten! Und, Meister Dichter, es ist darin so viel Genius, Kraft des Gedankens und Lebensfrische ausgegossen und vergeudet, als nur je, nach dem Urtheil liebevoller Freundschaft John Burley auf die rauhe Außenwelt verschwendete. Genius, Genius! So sind wir Alle gleich, außer wenn wir uns an das grobe Materielle festkoppeln und auf einem hölzernen Brett oder auf einem Häringsfasse über die brausende See hintreiben?« Nachdem John Burley diesen Schrei geheimer Angst ausgestoßen hatte, begannen sich Symptome stärkeren Fiebers und wiederkehrenden Irrsinnes zu zeigen; und als sie ihn zu Bette

gebracht, lag er vor sich hinmurmeln da, bis er gegen Mitternacht Leonard bat, das Licht näher an sein Lager zu stellen.

Jetzt war er wieder ruhig – mit dem Gesichte gegen die Wand zugekehrt; und Leonard stand bekümmert neben seinem Bett, und Mrs. Goodyer, die auf Burley's Reden nicht achtete und nur an seinen körperlichen Zustand dachte, tauchte Leinwand in Eiswasser, um es ihm auf die Stirne zu legen. Als sie aber damit zu ihm hintrat und ihn beruhigen wollte, richtete sich Burley auf und wies die Umschläge zurück. »Ich brauche sie nicht,« sagte er mit sicherer Stimme. »Ich fühle mich jetzt besser. Ich und dieses freundliche Licht verstehen einander, und ich glaube alles, was es mir erzählt. Pah, pah! Ich rede nicht irre.« Er blickte ihr so liebevoll lächelnd in das Gesicht, daß die arme Frau, die ihn wie ihren eigenen Sohn liebte, in helle Thränen ausbrach. Er zog sie zu sich her und küßte sie auf die Stirne.

»Ruhig, alte Thörin,« sagte er zärtlich. »Du sollst späteren Anglern erzählen, wie John Burley kam, um nach dem einäugigen Barsch zu fischen, den er nie gefangen hat: und wie du, als er es endlich aufgab, weil ihm all sein Köder ausgegangen und die Schnur in dem Unkraut abgerissen war, den betrogenen Mann tröstetest. Es gibt noch viele wackere Bursche in der Welt, die es freuen wird, daß der arme Burley nicht auf einem Dunghaufen gestorben ist. Küsse mich! Komm, Junge, auch du. Jetzt möchte ich schlafen; Gott segne euch!«

Seine Wangen waren naß von den Thränen, die auf ihn fielen und etwas wie Feuchtigkeit drang auch in seine Augen, die nichtsdestoweniger durch die Feuchtigkeit hindurch hell glänzten. Er legte sich wieder nieder, und die alte Frau wollte das Licht entfernen. Er machte eine unruhige Bewegung. »Nicht, nicht,« murmelte er, Licht bis zuletzt!« Und indem er seine Hand ausstreckte, zog er den Vorhang auf die Seite, so daß ihn das Licht voll beschien. In wenigen Minuten war er eingeschlafen und athmete ruhig und regelmäßig, wie ein Kind.

Die alte Frau wischte sich die Augen und zog Leonard leise in ein anstoßendes Gemach, in welchem ein Bett für ihn aufgeschlagen worden. Er hatte das Haus nicht verlassen, seit er mit Doctor Morgan gekommen war.

»Sie sind jung, Sir,« sagte sie freundlich, »und die Jugend braucht Schlaf. Legen Sie sich ein wenig nieder; ich will Sie rufen, wenn er aufwacht.«

»Nein, ich könnte nicht schlafen,« sagte Leonard. »Ich will statt Ihrer wachen.«

Die alte Frau schüttelte den Kopf. »Ich muß bleiben, bis es mit ihm zu Ende geht, Sir; aber ich weiß, er wird böse werden, wenn er seine Augen öffnet und mich sieht; er ist sehr rücksichtsvoll für Andere geworden.«

»Ach, wenn er nur für sich selbst ebenso rücksichtsvoll gewesen wäre,« murmelte Leonard. Dann setzte er sich an den Tisch und stützte den Ellenbogen auf, wobei er verschiedene da liegende Papiere in Unordnung brachte. Sie fielen mit einem dumpfen klagenden, seufzenden Tone zu Boden.

»Was ist dies?« sagte er aufspringend.

Die alte Frau las die Manuscripte auf und strich sie sorgfältig wieder glatt.

»Ach, Sir, er hieß mich diese Papiere hierher legen. Er dachte, sie würden Ihre Sorgen um ihn vertreiben, für den Fall, daß Sie aufbleiben und wachen sollten. Und auch an mich hat er dabei gedacht; denn ich habe mich so abgemüht, die arme junge Dame aufzufinden, welche sie vor Jahren hier zurückgelassen hat. Sie war mir beinahe so theuer, wie er mir ist; noch theurer vielleicht, bis jetzt – da – da ich nahe daran bin, ihn zu verlieren.«

Leonard wandte sich von den Papieren ab, ohne einen Blick in dieselben zu werfen; sie hatten in einem solchen Augenblicke kein Interesse für ihn.

Seine Wirthin fuhr fort:

»Vielleicht ist sie ihm in den Himmel vorangegangen; sie sah nicht aus, als hänge sie sehr an dieser Welt, Sie verließ uns so plötzlich. Noch viele andere Sachen, die ihr gehören, sind da; aber ich habe sie immer fleißig gelüftet und abgestäubt und Lavendel darüber gestreut für den Fall, daß sie wiederkommen und sie holen sollte. Sie hörten nie von ihr reden, Sir?« fügte sie mit großer Einfalt und einem halben Knix hinzu.

»Von ihr? – von wem?«

»Sagte Ihnen Mr. John nicht ihren Namen? – Ei – ei – Mrs. Bertram.«

Leonard fuhr empor. Derselbe Name, der sich seinem Gedächtnisse durch Harley L'Estrange's Reden so tief eingeprägt hatte.

»Bertram!« wiederholte er. »Wissen Sie das gewiß?«

»O freilich, Sir! Und viele Jahre, nachdem sie uns verlassen und wir nichts mehr von ihr gehört hatten, kam ein an sie adressirtes Paket hier an – über's Meer, Sir. Wir nahmen es ab und behielten es, und John glaubte das Sigel erbrechen zu sollen, um zu erfahren, ob es Nachrichten von ihr bringe; aber es war alles in einer fremden Sprache – wir konnten kein Wort lesen.«

»Haben Sie das Paket noch? Bitte, zeigen Sie es mir. Vielleicht ist es von größtem Werthe. Doch nein – lieber morgen – ich habe in diesem Augenblicke keine Gedanken dafür. Armer Burley!«

Mrs. Goodyer sah, daß Leonard nicht weiter zu sprechen und allein zu sein wünschte; sie verließ ihn deshalb und schlich auf den Zehen in Burley's Zimmer zurück.

Der junge Mann blieb einige Zeit in tiefes Träumen versunken. »Licht,« murmelte er. »Wie oft ist Licht das letzte Wort derjenigen, um welche sich die dunkeln Schatten lagern!«<sup>1</sup> Und während er so zu sich sprach, strömte ihm

---

<sup>1</sup>Jedermann weiß, das Göthe's letzter Ausruf gewesen sein soll: »Mehr Licht!« und man könnte vielleicht die Burley und Leonard in den Mund gelegten Worte für Plagiat halten. Allein es ist Thatsache, daß das Verlangen und die Sehnsucht nach Licht kurze Zeit vor dem Tode zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehört. Wer die letzten Augenblicke eines Kranken schon bewacht hat, kann hierin seine eigenen schmerzlichen Erfahrungen zu Rathe ziehen. Was ist häufiger als die Bitte, die Läden zu öffnen und die Sonne hereinzulassen. Welche Klage wird öfter gehört und ist ergreifender als die, »es werde dunkel?« Ich kannte einen Leidenden der, ohne daß er sich in unmittelbarer Gefahr zu befinden schien, plötzlich den Befehl gab, das

durch das Gitterfenster wirklich Licht entgegen – keine ärmliche, von Menschenhand angezündete Flamme, sondern die stille, heilige Pracht eines Mondscheinhimmels.

Es bedeckte den bescheidenen Fußboden, überschritt die Schwelle der Kammer des Todes und gränzte sich scharf gegen deren Schatten ab.

Leonard stand regungslos, und sein Auge folgte dem ruhigen, silbernen Glanze.

»Und,« setzte er sein Selbstgespräch fort, »und wird diese mächtige, irrende, durch ihre genialen Fehler verdorbene Natur, wird diese Seele, die gleich jener Kugel, groß genug gewesen wäre, ein ganzes Land mit einem Lichte zu erfüllen, das Himmel und Erde verbunden hatte – wird sie dahin gehen in die Dunkelheit und keinen Strahl zurücklassen? Nein, wenn die Elemente des Lichts immer in dem Raume sind und, sobald die Flamme erlöscht, in die lebendige Luft zurückkehren, dann lebt auch der Gedanke, einmal entzündet, immer fort als ein Theil der Atmosphäre, die wir einathmen. Mancher Denker, mancher Dichter kann noch die Welt erleuchten mit Gedanken, deren Vater jener Genius ist, der keinen Namen haben wird; und sie werden fort und fort durch die Lüfte wandern, um sich zuletzt wieder zu einer neuen Lichtform zu vereinigen.«

Mit solchen sophistischen Betrachtungen suchte er einerseits, was die nach Ruhm dürstende Jugend so gerne

---

Krankenzimmer wie für eine große Gesellschaft zu erleuchten. Als man dies dem Arzte mittheilte, sagte er ernst: ›Ein sehr schlimmes Zeichen.«

thut, zu bewahren, daß der Geist nie, auch wenn er sich auf Irrwegen befindet, vergeblich arbeite, und andererseits die Seele, welche sich eben weit über die Atmosphäre, welche die ruhmschaffenden Elemente in sich birgt, zu erheben im Begriffe stand, ihrer Einwirkung auf die Erde zu erhalten. Nicht so hatte sich der sterbende Mann die Fortdauer des Lichts und der Gedanken gedeutet!

Plötzlich mitten in seiner Träumerei schlug ein dumpfer Schrei an sein Ohr. Ein Schauer durchrieselte ihn bei diesem Tone, und er eilte ahnungsvoll in das anstoßende Zimmer. Die alte Frau kniete neben dem Bette, rieb Burley's Hand und sah erwartungsvoll in sein Gesicht. Ein Blick genügte Leonard, Alles war vorüber. Burley hatte im Schlafe geendet – ruhig und ohne Kampf.

Die Augen waren halb offen mit jenem Ausdrucke unaussprechlicher Weichheit, welche der Tod bisweilen zurückläßt; und noch immer waren sie dem Lichte zugewendet; und das Licht brannte hell. Leonard drückte sanft die schweren Lider zu; und als er das Antlitz bedeckte, lächelten ihm die Lippen ein heiteres Lebewohl zu.

### DREIZEHNTES KAPITEL.

Wir haben gesehen, wie Squire Hazeldean, stolz auf den Inhalt seiner Briefftasche und auf seine Kenntniß von der Feilheit ausländischer Weiber, sich zu Beatrice di Negra auf den Weg machte. Randal, der allein und sinnend in den belebten Straßen zurückblieb, berechnete

mit schlauer Selbstgefälligkeit die wahrscheinlichen Folgen von Mr. Hazeldean's rauher Geschäftsbehandlung; und nachdem er sich überzeugt hatte, daß die eine seiner Aussichten auf Vermögen immer klarer wurde, begann er mit der rastlosen Thätigkeit eines Städtegründers in einer neuen Ansiedelung die Zweige, welche den anderen Luft und Licht versperrten, abzukippen. Denn wie sich ein Mann in einem ungeheuren Urwalde bald mit der stets bereiten Axt, bald mit dem langsamer wirkenden Feuer sich begnügend, freie Bahn schafft, so kämpfte dieses Kind des civilisirten Lebens gegen die ihn umgebenden Hindernisse, stets entschlossen, hier zu zerstören, dort neu aufzubauen. Und jetzt hat Randal Levy's zierliches Arbeitszimmer erreicht und ist tief im Gespräche über die Mittel, wie ihm auf Kosten seines Gönners der Sitz für Lansmere gesichert, und wie der Vertrag, der seinem verlorenen Erbe einige Trümmer des früheren Reichthums hinzufügen soll, erfüllt werden kann.

Unterdessen begünstigte ihn das Glück in dem Boudoir zu May Fair. Der Squire hatte die Marchese zu Hause getroffen, mit wenigen Worten sich und den Zweck seines Besuches genannt, ihr erklärt, daß sie sich im Irrthum befinde, wenn sie sich einbilde, in seinem Sohne einen reichen Erben gefangen zu haben, daß er, Gott sei Dank, seine Güter, wenn er Lust habe, seinem Ackerknecht hinterlassen könne, daß er aber Willens sei, sich liberal finden zu lassen, und sich hiermit erbiere, jede Summe zu bezahlen, die Frank in ihren Augen werth sei.

Zu einer andern Zeit würde vielleicht Beatrice über diese sonderbare Anrede gelacht haben oder in beleidigtem Adels- und Frauenstolze aufgebraust sein; aber jetzt war ihr Geist gebrochen, ihre Nerven herabgestimmt: das Gefühl ihrer unwürdigen Stellung, ihrer Abhängigkeit von ihrem Bruder, in Verbindung mit dem heißen Schmerze über den Verlust jener Träume, mit welchen Leonard eine Zeit lang in ihr wildes Leben einen neuen Zauber gebracht hatte – alles – das kam über sie. Bleich und sprachlos hörte sie zu; und der arme Squire glaubte bereits einen günstigen Erfolg erzielt zu haben, als sie plötzlich in ein krampfhaft leidenschaftliches Weinen ausbrach und in diesem Augenblick Frank selbst in das Zimmer trat. Der Anblick seines Vaters und Beatricen's Kummer ersticken in ihm das Gefühl der Kindespflicht. Er war wahnsinnig vor Zorn über die Beschimpfung, welche der Gegenstand seiner Liebe, wie ihm ihr bebender Mund erklärte, erfahren hatte – wahnsinnig noch mehr aus Furcht, diese Beschimpfung möchte sie ihm geraubt haben. Zwischen Vater und Sohn fielen warme Worte, die mit dem bestimmten Befehl und der heftigen Drohung des Letzteres schloßen:

»Du gehst auf der Stelle von hier fort! Du gehst mit mir, oder, ehe der Tag vorbei ist, streiche ich dich aus meinen Testamente!«

Die Antwort des Sohnes galt nicht dem Vater. Er warf sich zu Beatricen's Füßen:

»Vergeben Sie ihm – vergeben Sie uns Beiden –«

»Wie? Du ziehst diese Fremde mir – du ziehst sie dem Erbe von Hazeldean vor?« rief der Squire, auf den Boden stampfend.

»Hinterlasse deine Güter, wem du willst. Alles, um was ich mich im Leben kümmerge, ist hier.«

Der Squire blickte einen Augenblick, ohne sich zu rühren, auf seinen Sohn mit einem seltsamen, verwirrten Staunen über die Stärke dieser geheimnißvollen Leidenschaft, welche Keiner, der nicht unter ihrem fürchterlichen Zauber steht, begreifen kann – welche ein plötzliches, aller Vernunft Hohn sprechendes Götzenbild schafft und seinem verhängnißvollen Altare Vergangenheit und Zukunft opfert. Der Vater, der sich nicht zu sprechen getraute, fuhr mit der Hand über die Augen und wischte die bittere Thräne weg, die aus einem überströmendem ent-rüsteten Herzen quoll; dann stieß er einen unverständlichen Laut aus, und als er fand, daß er die Stimme verloren hatte, ging er auf die Thüre zu und verließ das Haus.

Er schritt durch die Straßen, das Haupt hoch aufrecht tragend wie ein stolzer Mann, der tief verwundet ist und eine Neigung, die er für eine Schwäche hält, abzuschütteln strebt; und seine zitternden Finger versuchten den Knopf seines Rockes zu fassen und das Kleidungsstück über der Brust zuzumachen, als müßte er sich in einem Entschlusse bestärken, der sich noch immer aus dem empörten Herzen herausarbeiten zu wollen schien.

So ging er weiter, und der Leser wird sich vielleicht wundern, wohin; und nicht weniger wird er sich wundern, wenn er den Squire in Grosvenor Square vor dem

Portale des stattlichen Hauses seines ›Fernbruders‹ entschieden Halt machen sieht.

Auf des Squires kurze Frage, ob Mr. Egerton zu Hause sei, rief der Portier dem Kammerdiener; und der Kammerdiener, der einen Fremden vor sich erblickte, wußte nicht, ob nicht sein Herr beschäftigt sei, meinte jedoch, er könne nachsehen, wenn ihm der Fremde seine Karte geben wolle.

»Ja, ja,« murmelte der Squire, »das sind die ächten Verwandten, mein Kind zieht eine Fremde mir vor – warum soll ich mich beklagen, daß ich in eines Bruders Hause ein Fremder bin? Sir,« fügte der Squire laut und sehr demüthig hinzu, »Sir, ich bitte, sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich William Hazeldean sei.«

Der Diener verbeugte sich tief und geleitete den Besuch ohne ein weiteres Wort in das Bibliothekzimmer des Staatsmannes, woselbst er Mr. Hazeldean meldete und dann die Thüre schloß.

Audley saß an seinem Schreibtische, die grimmigen eisernen Kisten noch immer zu seinen Füßen; aber sie waren jetzt verschlossen. Und der Exminister beugte sich nicht mehr über amtliche Documente; Briefe ganz anderer Art lagen vor ihm ausgebreitet; in seiner Hand hielt er eine lange Locke von blondem Seidenhaare, welche er traurig und unverwandten Blicks betrachtete. Er fuhr zusammen, als er den Namen seines Besuchs nennen und den hastigen Tritt des Squires näher kommen hatte, und mechanisch barg er das Andenken an jüngere und lebensfrohere Jahre in seiner Brust, die Hand auf das

Herz gedrückt, welches krankhaft laut unter dem leichten Drucke dieses goldenen Haares schlug.

Die zwei Brüder standen an dem einsamen Herde des großen Mannes, blickten sich gegenseitig in's Gesicht und, ohne es zu wissen, dachte jeder über die Veränderung nach, welche die vielen Jahre, in denen sie sich nicht gesehen, in dem Andern hervorgebracht hatte.

Der Squire mit seinem stattlichen Umfang, seinen festen, sonnverbrannten Wangen, der theilweisen Kahlheit seiner noch ungefurchten, offenen Stirne, verleugnete sein Alter in keiner Weise: er sah aus wie ein Mann tief in der Mitte des Lebens. Er schien ganz entschieden der *pater familias*, der Gatte und Vater, der Mann der socialen häuslichen Bande zu sein. Aber um Audley, der allerdings einige wenige Jahre jünger war, als der Squire, schwebte ungeachtet der sorgenvollen Linien in seinem schönen Gesichte noch immer die Anmuth der Jugend. Die Stadt erhält die Leute länger jung, als das Land – eine Bemerkung, welche Busson nicht verfehlt hat ausdrücklich hervorzuheben und zu erklären. Auch hatte Egerton nicht das Aussehen eines verheiratheten Mannes; der Stempel unaussprechlicher Einsamkeit schien dem Manne aufgedrückt, dessen Privatleben lange Zeit so strenge Zurückgezogenheit gewesen war. Kein heimathlicher Strahl spielte um diese gefaßten, freudlosen, melancholischen Brauen. Mit Einem Worte – Audley sah noch immer aus, wie ein Mann, um welchen ein junges weibliches Herz zärtlich seufzen konnte, und keinen Eintrag thaten hierin die kalten Augen und die zusammengezogenen Lippen,

welche das Interesse herausforderten während sie es zu gleicher Zeit zurückzustoßen schienen.

Audley war der Erste, der sprach und die rechte Hand ausstreckte, nachdem er sie langsam von dem Platze an seiner Brust entfernt hatte, woselbst die Haarlocke sich noch immer unter dem Pochen des ringenden Herzens auf und nieder bewegte.

»William,« sagte er mit seiner weichen, tiefen Stimme, »das ist freundlich von dir. Du kommst, nach mir zu sehen, jetzt, da die Leute mich bereits zu den gefallen GröÙen zählen. Der Minister, welchen du tadeltest, ist nicht mehr; und du siehst wieder den Bruder.«

Der Squire war durch diese Anrede auf der Stelle erweicht. Er schüttelte herzlich die ihm dargebotene Hand, und dann wandte er in der ehrlichen Ueberzeugung, daß er die gute Meinung, welche Audley ausgesprochen hatte, nicht verdiene, den Kopf ab und sagte:

»Nein, nein, Audley; ich bin selbstsüchtiger, als du glaubst. Ich bin gekommen – ich bin gekommen, mir deinen Rath zu erbitten – nein, nicht gerade deinen Rath – aber deine Ansicht. Doch du bist beschäftigt?«

»Setze dich, William. Alte Zeiten lebten wieder in mir auf, als du eintratest; noch frühere Zeiten kehren jetzt wieder – Zeiten, welche keinen Schatten zurücklassen, wenn ihre Sonnen untergegangen sind.«

Der stolze Mann schien zu denken, er habe zu viel gesagt. Sein praktischer Sinn verwarf poetisch sentimentale Phrasen. Er faÙte sich wieder und fügte kälter hinzu:

»Du wolltest meine Ansicht wissen? Worüber? Ueber eine öffentliche Angelegenheit – über eine Parlamentsbill, welche dich in deinem Eigenthum benachtheiligen könnte?«

»Bin ich ein solcher Geizhals? Eigenthum – Eigenthum? Welchen Werth hat das Eigenthum, wenn ein Mann an seinem eigenen Herde zu Boden geschlagen wird? Eigenthum – warum nicht gar! Aber du hast keine Kinder – glücklicher Bruder!«

»Ja, ja; wie du sagst, ich bin ein glücklicher Mann! Kinderlos! Hat dein Sohn dein Mißfallen erregt? Ich habe doch gut von ihm reden hören.«

»Sprich nicht von Ihm. Ob sein Benehmen gut oder schlimm ist, geht mich an,« versetzte der arme Vater mit ärgerlicher Stimme; denn er war eifersüchtig auf Audley's Aeufferungen des Lobes wie des Tadels über seinen rebellischen Sohn. Dann stand er einen Augenblick auf, holte tief Athem, legte hierauf seine breite braune Hand auf die Schulter seines Bruders und sagte: »Randal Leslie versichert mich, du seiest weise ein vollenderter Weltmann. Ohne Zweifel ist es so. Und Pfarrer Dale versichert mich, er wisse gewiß, daß du wahre Gefühle habest, was mir sonderbar vorkommt bei einem Manne, der so lange in London gelebt hat und weder Weib, noch Kind besitzt – bei einem Wittwer und Parlamentsmitglied – noch dazu für eine Handelsstadt. Lächle nicht; mir ist nicht lächerlich zu Muthe. Du kennst ein ausländisches Weib, Namens Negra oder Negro – aber keine schwarze Mohrin, wenigstens nach ihrer Außenseite nicht. Ist

sie eine Frau, von welcher ein einfacher Landedelmann wünschen konnte, daß sie sein einziger Sohn heirathe – ja oder nein?«

»Gewiß nicht,« antwortete Audley ernst, »und ich hoffe, dein Sohn wird keine so übereilte Handlung begehen. Soll ich mit ihm oder mit ihr reden? Sprich, mein lieber William. Was soll ich thun?«

»Nichts, du hast genug gesagt,« erwiderte der Squire düster; und sein Haupt sank auf seine Brust.

Audley nahm seine Hand und drückte sie brüderlich.

»William,« sagte der Staatsmann, »wir sind uns lange fremd gewesen; aber ich habe unser letztes Zusammen treffen in – in Lord Lansmere's Hause nicht vergessen. Als ich dich damals auf die Seite nahm und zu dir sagte: ›William, wenn ich in dieser Wahl unterliege, so muß ich jede Aussicht, mich dem öffentlichen Leben zu widmen, aufgeben: meine Angelegenheiten sind nicht geordnet; ich könnte Geld nöthig haben und würde es doch von dir nicht annehmen; wenn ich mich aber nach einem Beruf umsehen wollte, so könntest du mir dazu behülflich sein, damals erriestest du, was ich im Auge hatte, und sagtest: ›Nimm die Weihe, die Hazeldeanpfründe ist eben unbesetzt. Ich will einen Stellvertreter hinsetzen, bis du ordinirt bist:‹ das vergesse ich dir nicht. Ich wollte, ich hätte früher an diesen friedlichen Zufluchtsort gegen alles, was mich damals quälte, gedacht. Mein Loos hätte weit glücklicher sein können.«

Der Squire vergaß alles, was ihn bisher so ausschließlich bewegt hatte, und sah überrascht zu Audley auf.

»Glücklicher! Nun, dir ist doch alles geglückt, und du bist jetzt reich genug, und – du schüttelst den Kopf! Bruder, ist es möglich! Du brauchst Geld? Pah, von seiner Mutter Sohn kein Geld annehmen zu wollen! dummes Zeug!« Und heraus kam wieder die Briefftasche des Squires. Audley schob sie sanft bei Seite.

»Nein,« sagte er. »Ich habe für mich selbst genug; aber da du mir so liebevoll entgegen kommst, so will ich dich um Eine Gunst bitten. Wenn ich sterben sollte, ehe ich für den Verwandten meiner Frau Randal Leslie, die mir wünschenswerth erscheinende Vorsorge treffen kann, willst du dann sein Bestes im Auge behalten, soweit du es thun kannst, ohne Andere – ohne deinen eigenen Sohn zu beeinträchtigen?«

»Meinen Sohn? für *den* ist gesorgt. Er hat das Casino – möge es ihm darauf wohl gehen. Du hast eben den Gegenstand berührt, welcher mich hieher brachte. Dieser Junge, Randal Leslie scheint ein wackerer Bursche und hat Hazeldeanblut in seinen Adern. Du hast dich seiner angenommen, weil er mit deiner verstorbenen Frau verwandt ist; Warum sollte ich nicht das Gleiche thun, da seine Großmutter eine Hazeldean war? Ich wollte dich fragen, was du für ihn zu thun im Sinne hast; denn wenn du nicht für ihn zu sorgen gedenkst, nun, dann will ich es thun, weil ich es für meine Pflicht halte. Du hast deinen Wunsch ganz zur rechten Zeit ausgesprochen; ich gehe damit um, mein Testament abzuändern. Ich kann ihn zum Erben einsetzen und ihm nebenbei ein schönes Vermächtniß hinterlassen. Du mußt ja wissen, ob er ein

guter Junge ist – und in diesem Falle wird es dir auch Freude machen, Audley!«

»Aber nicht auf Kosten deines Sohnes. Und halt William – was diesen thörichten Handel mit der Madame di Negra betrifft, wer sagte Dir, daß Frank einen solchen Schritt beabsichtige?«

»Ich hab' es aus seinem eigenen Munde. Doch an dem liegt nichts. Randal und ich, wir Beide haben unser Möglichstes gethan, ihm die Sache auszureden; auch bin ich auf Randals Rath zu Dir gekommen.«

»Unser Vetter Randal hat also edelmüthig gehandelt, und ich freue mich, dies zu hören,« sagte Audley, und seine Stirne klärte sich einigermaßen auf. »Ich besitze keinen Einfluß auf diese Dame, kann ihr aber wenigstens einen Rath ertheilen. Die Heirath mußst Du nicht als schon abgeschlossen betrachten, weil ein junger Mensch sie sich in den Kopf gesetzt hat. Die Jugend ist immer heißblütig und vorschnell.«

«Deine Jugend war es nie,« entgegnete der derbe Squire, »und Du bist mit Deiner Heirath gut genug gefahren. Eins muß ich Dir noch zum Lobe nachsagen: Du bist zwar nach meinem Geschmack ein schlechter Politiker gewesen – ich bitte um Verzeihung – warst aber immer ein Gentleman, der seine Familie nie herabgewürdigt haben würde durch eine Heirath mit einer –«

»Bst!« unterbrach ihn Egerton sanft. »Nimm die Sachen nicht schlimmer als sie sind. Madame di Negra's Familie steht in ihrem Vaterland sehr hoch, und wenn üble Nachrede –«

»Ueble Nachrede!« rief der Squire, zusammenfahrend und erblassend. »Sprichst Dir von dem Weibe eines Hazeldean? Wenigstens soll sie nie an dem Herd sitzen, an dem jetzt seine Mutter sitzt, und was ich auch für Frank thun mag, auf seine Kinder soll das Erbe nicht kommen. Ich will keine Mischlingsbrut auf dem englischen Hazeldean haben. Schönen Dank für Deine Theilnahme, Audley – hat mich gefreut, Dich wieder zu sehen; und hör' – Du hast mich erschreckt durch Dein Kopfschütteln, als ich von Deinem Reichthum sprach; und aus dem, was Du über Randals Aussichten sagst, muß ich schließen, daß es bei euch Londoner Gentlemen nicht so gedeihlich hergeht, wie bei uns. Du mußt mich ausreden lassen. Ich wiederhole, daß ich einige Tausende habe, die Dir ganz zu Dienst stehen; denn obschon kein Hazeldean, bist Du doch meiner Mutter Sohn; und nun ich im Begriff stehe, mein Testament zu ändern, kann ich eben so gut den Namen Egerton als den Namen Leslie hineinflicken. Sei daher guten Muths! Du bist jünger als ich und hast kein Kind – wirst deßhalb mich bei weitem überleben.«

»Mein lieber Bruder,« entgegnete Audley, »glaube mir, ich werde es nicht erleben, daß ich Deine Hülfe brauche. Und was Leslie betrifft, so füge den fünftausend Pfund, die ich ihm zu geben gedenke, eine gleiche Summe in Deinem Testamente bei; dann kann ich mir sagen, daß ihm Gerechtigkeit widerfahren ist.«

Als Audley bemerkte, daß der Squire ungeachtet seines aufmerksamen Zuhörens nicht sogleich antwortete, lenkte er das Gespräch wieder auf Frank. Mit der

Gewandtheit eines Weltmannes, welche noch durch die herzliche Theilnahme an dem Kummer der Bruders unterstützt wurde, verfocht er in sehr wirksamer Weise die lahme Sache des verlorenen Sohnes; auch legte er dem bekümmerten Vater die Weisheit der Geduld und des Zuwartens, desgleichen die größeren Vortheile einer Berufung an die kindlichen Gefühle vor den strengen väterlichen Drohungen so überzeugend an's Herz, daß der Squire wider Willen milder gestimmt wurde und das Haus seines Bruders als ein ruhigerer und weniger unglücklicher Mann verließ.

Mr. Hazeldean befand sich noch in dem Square, als ihm Randal wieder begegnete, der im Geleite eines eleganten Gentlemen mit schwarzem Backenbart auf Egertons Haus zukam. Randal wechselte mit seinem Begleiter hastig einige Flüsterworte und rief dann:

»Wie, Mr. Hazeldean, Ihr kommt eben von Eurem Bruder her? Ist's möglich?«

»Ei, Ihr habt mir ja selbst dazu gerathen, und deshalb that ich's. Ich wußte kaum, wo mir der Kopf stand und es ist mir sehr lieb, daß ich Euren Rath befolgte. Zum Henker mit der Politik und den Interessen des Grundbesitzes! Was kümmert mich jetzt all Dieses!«

»Bei Madame di Negra einen Fehlgang gemacht?« fragte Randal, indem er den Squire bei Seite zog.

»Kein Wort will ich mehr von ihr hören!« rief der Squire heftig. »Und was diesen undankbaren Jungen betrifft – aber ich will nicht hart gegen ihn sein – er soll Geld genug haben, um sie zu behalten, wenn er will – um sie *mir*

fern zu halten – und um ihn abzuhalten, daß er auf meinen Tod rechnet und mittelst *post-obit*-Verschreibungen des Casino Geld entlehnt; denn dies wird das Nächste sein, was er unternimmt – doch nein, ich hoffe, ich thue ihm hier Unrecht; ich bin ihm ein zu guter Vater gewesen, als daß er schon jetzt auf meinen Tod rechnen sollte! Im Grunde,« fuhr der Squire, ruhiger werdend, fort, »ist, wie Audley sagt, die Heirath noch nicht geschlossen, und wenn ihn das Weib eingezogen hat, so ist er eben jung und sein Herz warm. Beruhigen Sie sich, mein Junge. Ich vergesse es Ihnen nicht, wie freundlich Sie seine Partie genommen haben; und ehe ich etwas Uebereiltes thue, will ich wenigstens mit seiner armen Mutter Rücksprache nehmen.«

Randal biß sich auf die blasse Lippe, und eine Wolke der Enttäuschung glitt über seine Züge.

»Wahr, Sir,« sagte er sanft, »wahr, Sie dürfen nichts Uebereiltes thun. Eben, als ich Ihnen begegnete, dachte ich an Sie und den armen lieben Frank. Es fiel mir bei, ob nicht gerade mit Rücksicht auf Frank's Verlegenheiten Madame di Negra bewogen werden könnte, ihn auszugeben; und ich war in Begleitung jenes Gentleman dort auf dem Wege zu Mr. Egerton, um dessen Rath einzuholen.«

»Gentleman dort! Was hat Der seine lange Nase in meine Familienangelegenheiten hineinzustecken! Wer zum Teufel ist er?«

»Fragen Sie nicht, Sir. Bitte, lassen Sie mich handeln.«

Aber der Squire fuhr fort, der schwarzbärtigen Person, welche sich so zwischen ihn und seinen Sohn hineindrängte und einige Schritte rückwärts, die Camelia sorglos in ihrem Knopfloche zurecht rückend, ruhig wartete, Seitenblicke zuzuwerfen.

»Er sieht sehr ausländisch aus. Ist er am Ende auch ein Fremder?« frug der Squire zuletzt.

»Nein, das gerade nicht. Indessen kennt er Frank's Verlegenheiten genau; und –«

»Verlegenheiten! Was, die Schuld, welche er für dieses Weib bezahlte! Wie verschaffte er sich das Geld?«

»Ich weiß es nicht,« antwortete Randal, »und eben deshalb habe ich Baron Levy gebeten, mich zu Mr. Eger-ton zu begleiten, damit er ihm in vertraulicher Weise mittheile, was, wie mir scheint –«

»Baron Levy!« unterbrach ihn der Squire; »Levy, Levy – ich habe von einem Levy gehört, der meinen Nachbar Thornhill beinahe zu Grunde gerichtet hat – ein Geldverleiher. Alle Wetter! Ist das der Mann, der die Angelegenheiten meines Sohnes kennt? Ich will es bald erfahren, Sir.«

Randal faßte den armen Squire beim Arme: »Halt, halt! Wenn Sie wirklich darauf bestehen, über Frank's Schulden mehr zu erfahren, so dürfen Sie sich nicht direkt als Frank's Vater an Baron Levy wenden; er würde Ihnen keine Auskunft geben. Aber wenn ich ihm in Ihnen einen bloßen Bekannten von mir vorstelle und das Gespräch wie zufällig auf Frank lenke – nun dann wird

er sich wohl, da in der Londoner Welt dergleichen Dinge vor Niemand, als den Eltern derjenigen Leute, geheim gehalten werden, ganz offen aussprechen.«

»Machen Sie das, wie Sie wollen,« sagte der Squire.

Randal nahm Mr. Hazeldean's Arm und ging mit ihm auf Levy zu. – »Ein Freund von mir vom Lande, Baron.« Levy verbeugte sich tief, und die Drei gingen langsam weiter.

»Beiläufig,« sagte Randal, bedeutungsvoll Levy's Arm drückend, »mein Freund ist um eines ziemlich unangenehmen Geschäftes willen in die Stadt gekommen. Die Schulden eines Anderen in Ordnung zu bringen – eines jungen Mannes von Ton – eines Verwandten von ihm. Niemand, Sir,« (sich zu dem Squire wendend) »kann Ihnen bei dergleichen Vereinigungen besser Hülfe leisten, als Baron Levy.«

*Baron* (bescheiden und mit moralisirender Miene). – »Ich habe einige Erfahrung in dergleichen Dingen und halte es für meine Pflicht, den Eltern und Verwandten junger Männer, die aus Mangel an Ueberlegung sich oft für Lebenszeit zu Grund richten, Beistand zu leisten. Ich hoffe, der fragliche junge Mann ist nicht in den Händen der Juden?«

*Randal*. – »Christen nehmen eben so gern hohe Zinsen von ihrem Geld, wie der Jude.«

*Baron*. – »Zugegeben; aber sie haben nicht immer so viel Geld auszuborgen. Das Erste, Sir,« (sich an den Squire wendend) »besteht darin, daß Ihr alle Wechsel und

Schuldscheine Eures Verwandten, die auf den Markt gekommen sind, aufkauft, und ohne Zweifel läßt sich dieses Geschäft mit ansehnlichem Rabatt abmachen, wenn der junge Mann nicht Erbe eines Eigenthums ist, das ihm nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur bald zufallen muß.«

*Randal.* – »Von bald ist nicht die Rede – Gott verhüte dies! Sein Vater ist noch ein junger Mann – ein gesunder, kräftiger Mann,« (sich schwer auf Levy's Arm lehrend) »und was die Postobite betrifft –«

*Baron.* – »Der Aufkauf von *post-obit*-Verschreibungen auf gute Sicherheit kommt höher zu stehen, wie gesund auch der hindernde Verwandte sein mag.«

*Randal.* – »Ich hoffe, es gibt nicht viel Söhne, welche mit kaltem Blut auf den Tod ihrer Vater rechnen können.«

*Baron.* – »Ha, ha – er ist jung, unser Freund Randal; was meint Ihr, Sir?«

*Randal.* – »Nun ja, ich gebe zu, daß ich nicht bedenklicher bin als Andere, und es ist mir mit dem Geld schon oft verzwickelt knapp gegangen; aber lieber wollte ich baarfuß laufen, eh' ich meines Vaters Grab als Sicherheit einlegte. Nichts wirkt vernichtender auf alle natürlichen Gefühle – nichts macht einen Charakter undankbarer und tückischer, als wenn man die Hand eines Vaters drückt und dabei schon rechnet, wann diese Hand Staub sein werde – wenn man sich mit Fremdlingen zusammensetzt, um sein Leben auf dem Maßstab einer Versicherungstabelle abzuzirkeln – wenn man in den Schwierigkeiten, von denen man sich bedrängt sieht, nur das fashionable

Trostsprüchlein vor sich hinmurmeln kann: ›Es wird Alles recht werden, wenn der Alte einmal todt ist.‹ Wer sich einmal daran gewöhnt hat, zu Postobiten seine Zuflucht zu nehmen, muß nachgerade seinen Sinn zu alle dem verhärten.«

Der Squire ächzte schwer auf und würde wohl laut hinaus geweint haben, wenn Randal noch eine Weile in diesem Zuge fortgemacht hätte.

»Aber,« fuhr Randal fort, indem er den Ton seiner Stimme veränderte, »ich glaube, Levy, daß unser junger Freund, von dem wir sprachen, eh' dieser Gentleman zu uns kam, über den angeregten Punkt, die nämlichen Ansichten hat, wie ich. Er stellt vielleicht Wechsel aus wird aber nie ein *post-obit* unterzeichnen.«

*Baron* (der mit der gewandten Gelehrigkeit eines geschulten Pferdes, welches jede Fingerbewegung des Reiters zu deuten weiß, Alles begreift und auf jeden leisen Wink von Randal eingeht). – »Pah! der junge Mensch, von dem wir gesprochen haben? Unsinn! Warum sollte er so thöricht sein, fünfmal so viel Zinsen zu zahlen, wenn er es anders machen kann? Keine Postobite unterzeichnen! Natürlich hat er es gethan.«

*Randal*. – »Bst! – Ihr seid im Irrthum – müßt im Irrthum sein.«

*Squire* (Randals Arm loslassend und den des Barons ergreifend). – »Habt Ihr von Frank Hazeldean gesprochen?«

*Baron*. – »Mein theurer Sir, entschuldigt mich; aber ich nenne nie Namen vor Fremden.«

*Squire.* – »Schon wieder Fremde! Mensch, ich bin der Vater des Jungen. Heraus mit der Sprache, Sir.« Und seine Hand schloß sich über Levy's Arm mit der Gewalt eines eisernen Schraubstocks.

*Baron.* – »Gemach; Ihr thut mir weh, Sir – aber ich entschuldige Eure Gefühle. Randal, es war nicht schön von Euch, daß Ihr mich zu dieser Unbesonnenheit verleitetet; aber ich erlaube mir, Mr. Hazeldean zu versichern, daß sein Sohn, wenn er auch ein wenig verschwenderisch war –«

*Randal.* – »Woran die Verführungskünste eines verworfenen Weibes die Hauptschuld tragen.«

*Baron.* – In Folge der Verführungskünste eines verworfenen Weibes; – er doch mehr Klugheit gezeigt hat, als zu erwarten war, und gerade dieses *post-obit* ist ein Beweis hiefür. Dieser einfache Act hat ihn in Stand gesetzt, Schulden abzutahlen, die sich sonst fort und fort angehäuft und zuletzt die Hazeldean'schen Güter zu Grunde gerichtet hätten, während eine auf den künftigen Anfall des Casino's gegebene Versicherung –«

*Squire.* – »Er hat es gethan! Er hat ein *post-obit* unterzeichnet!«

*Randal.* – »Nein, nein; Levy muß sich täuschen.«

*Baron.* – Mein lieber Leslie, ein Mann in Mr. Hazeldean's Alter kann unmöglich Ihre romantischen, knabenhaften Lebensansichten haben. Er muß zugeben, daß Frank in diesem Punkte als ein verständiger Bursche gehandelt hat; einen sehr guten Geschäftskopf hat mein

junger Freund Frank! Und das Beste, was Mr. Hazelden thun kann, ist, das *post-obit* in aller Stille aufzukaufen, wodurch er seinen Sohn vollständig in seine Gewalt bekommt.«

*Squire.* – »Kann ich die Verschreibung mit meinen eigenen Augen sehen?«

*Baron.* – »Gewiß. Wie könnte Ihnen sonst zugemuthet werden, sie aufzukaufen? Aber unter Einer Bedingung: Sie dürfen mich nicht Ihrem Sohne verrathen. Ueberhaupt möchte ich Ihnen den Rath geben, gar nicht mit ihm über die Sache zu sprechen.«

*Squire.* – »Lassen Sie es mich sehen, lassen Sie es mich sehen – mit meinen eigenen Augen. Sonst glaubt es seine Mutter nie – und auch ich nicht.«

*Baron.* – »Ich kann heute Abend bei Ihnen vorsprechen.«

*Squire.* – »Jetzt – jetzt.«

*Baron.* – »Sie brauchen mich nicht im Augenblick, Randal, und Sie können Mr. Egerton die andere Sache wegen Lansmere selbst vorlegen. Es ist keine Zeit zu versäumen, damit nicht L'Estrange einen anderen Kandidaten hineinschiebt.«

*Randal* (flüsternd). – »Auf mich dürfen Sie keine Rücksicht nehmen. Dieses hier ist wichtiger.« – (Laut). »Gehen Sie mit Mr. Hazelden. Mein theurer, wohlwollender Freund,« (zu dem *Squire*) »grämen Sie sich doch nicht über die Sache. Im Grunde ist es etwas, was unter zehn jungen Männern neun in den gleichen Verhältnissen ebenfalls thun würden. Und es ist am besten, wenn Sie

es wissen; Sie können dadurch Frank vor weiterem Verderben retten und vielleicht diese Heirath verhindern.«

»Wir wollen sehen,« rief der Squire hastig. »Mr. Levy, kommen Sie jetzt.«

Levy und der Squire gingen zusammen weiter, nicht Arm in Arm, sondern neben einander. Randal begab sich zu Mr. Egerton.

»Es ist mir lieb, daß Sie kommen, Leslie,« sagte der Exminister. »Welche Bewandniß hat es mit dem, was ich so eben gehört habe? Mein Neffe, Frank Hazelden, macht Madame di Negra gegen den Willen seines Vaters, einen Heirathsvorschlag? Wie konnten Sie einen so tollen Gedanken bei ihm Wurzel fassen lassen? Und warum haben Sie gegen mich darüber geschwiegen?«

*Randal.* – »Mein theurer Mr. Egerton, erst heute wurde ich von Frank's Verlobung in Kenntniß gesetzt. Ich habe ihn bereits aufgesucht und ihm vergeblich Vorstellungen gemacht. Ich wußte zwar, daß Ihr Neffe Madame di Negra bewundere; aber nichts berechtigte mich bisher zu der Vermuthung, daß er ernste Absichten hege.«

*Egerton.* – »Ich muß Ihnen glauben, Randal. Ich will selbst zu Madame di Negra, obgleich mir die Macht und die Befugniß fehlt, ihr etwas vorzuschreiben. Ich habe nur wenig Zeit, zu solchen Privatgeschäften. Die Auflösung des Parlaments ist vor der Thüre.«

*Randal* (zu Boden blickend). – »Eben hierüber wünschte ich mit Ihnen zu reden, Sir. Sie haben im Sinne, für Lansmere aufzutreten. Nun hat mir Baron Levy einen

Plan mitgeteilt, welchen ich, ohne mit Ihnen gesprochen zu haben, natürlich nicht unterstützen konnte. Er kennt, wie es scheint, die Stellung der Parteien in diesem Wahlbezirke. Er hat in Erfahrung gebracht nicht nur, daß zwei von unserer Seite ebensogut durchgesetzt werden können, wie Einer, sondern auch, daß Ihre Erwählung noch mehr gesichert wäre, wenn Sie es nicht ganz allein gegen zwei Gegner aufnehmen müßten; daß, wenn Sie sich nur für sich selbst bewerben, Sie nicht die nöthige Zahl handfester Stimmen bekommen und die so zersplitterten Stimmen auf den einen oder anderen Ihrer Gegenkandidaten fallen würden – mit Einem Worte, daß es für Sie geboten sei, in Gesellschaft eines Gesinnungsgenossen aufzutreten. Ob es sich wirklich so verhält, werden Sie natürlich am besten durch Ihr eigenes Comite erfahren; sollte aber dieses die Ansicht, welche sich Baron Levy gebildet hat, theilen – ist es dann nicht zu viel auf Ihre Güte gebaut, wenn ich an die Möglichkeit denke, daß Sie mir gestatten könnten, mich als zweiter Bewerber neben Sie zu stellen? Ich würde diesen Vorschlag nicht machen, wenn mir nicht Levy gesagt hätte, es sei gewissermaßen Ihr Wunsch, mich behufs der Unterstützung Ihrer Politik im Parlamente zu sehen. Und eine bessere Gelegenheit kann sich nicht bieten. Zwei durchzusetzen, wird kaum größere Kosten verursachen, als die Durchsetzung eines Einzigen. Und Levy sagt, die Partei wolle für meine Erwählung Unterschriften sammeln; Sie würden für sich selbst natürlich jede solche Unterstützung zurückweisen;

und bei Ihrem großen Namen und Lord Lansmere's Einflusse kann nicht viel mehr, als der streng gesetzliche Aufwand, nöthig werden.«

Während Randal diese lange Rede hielt, beobachtete er ängstlich die ruhige, verschlossene Miene seines Gönners.

*Egerton* (trocken). – »Ich will es überlegen. Was mit Ihrem Ehrgeize oder mit Ihrer Beförderung zusammenhängt, können Sie getrost meinen Händen überlassen. Ich habe Ihnen schon früher gesagt, daß ich es für meine Pflicht halte, alles, was in meinen Kräften steht, für den Verwandten meiner verstorbenen Gattin zu thun – für den Mann, welchem ich eine Laufbahn zu eröffnen unternommen habe, und den die Ehre gezwungen hat, mein politisches Mißgeschick zu theilen.«

*Egerton* läutete nach Stock und Handschuhen und ging in die Halle hinunter. An der Hausthüre blieb er stehen, winkte Randal zu sich und sagte langsam:

»Sie scheinen mit Baron Levy auf sehr vertrautem Fuße zu stehen; ich warne Sie vor ihm – eine gefährliche Bekanntschaft, erstens für den Geldbeutel und zweitens für die Ehre.«

*Randal*. – »Ich weiß es, Sir; und ich bin selbst erstaunt über die Bekanntschaft, die sich zwischen uns gebildet hat. Vielleicht liegt der Grund in der Hochachtung, die er für Sie empfindet.«

*Egerton*. – »St!«

*Randal*. – »Was auch der Grund sein mag, er versteht es, eine eigenthümliche Macht über Andere zu gewinnen,

selbst wo er, wie mir gegenüber, kein sichtbares Interesse dabei hat. Woher kömmt dies? Ich werde nicht klug daraus.«

*Egerton.* – »Sein Interesse ist immer da am sichersten mit im Spiele, wo er es am wenigsten zu Tage treten läßt; seine Macht über die Gemüther läßt sich leicht erklären. Er wendet sich immer an zwei Leidenschaften, welchen Niemand so leicht widersteht – an die Habsucht und an den Ehrgeiz der Menschen. Guten Tag.«

*Randal.* – »Gehen Sie zu Madame di Negra? Soll ich Sie nicht begleiten? Vielleicht bin ich im Stande, Ihre Vorstellungen zu unterstützen.«

*Egerton.* – »Nein, ich werde Ihrer nicht bedürfen.«

*Randal.* – »Ich werde doch das Ergebniß Ihrer Unterredung mit ihr erfahren! Ich bin ungemein begierig darauf. Armer Frank!«

Audley nickte. »Natürlich, natürlich.«

#### VIERZEHNTE KAPITEL.

Als Audley Egerton in Madame di Negra's Salon trat, mußte Jedem, der ihn bisher nur im geschäftlichen Verkehr mit Männern gesehen hatte, der eigene Zauber auffallen, welchen der ernste Staatsmann, wie es hieß, auf das weibliche Geschlecht ausübte. Es war ein Zauber, der zu dem gewöhnlichen Benehmen der sogenannten ›Damenmänner‹ in strengem Gegensatze stand. Kein erkünsteltes Lächeln, keine hohle Schmeichelei, kein leichtfertiges Geplauder, keine unnatürliche Heiterkeit oder gezierte Liebenswürdigkeit. Der Zauber lag in einer, mehr

als sonst zu Wohlwollen sich hinneigenden Einfachheit. Audley's Natur war, worin auch ihre Fehler und Mangel bestehen mochten, eine durchaus männliche; und das Gefühl männlicher Kraft verlieh seiner Stimme, wenn er das ›zarte Geschlecht‹ anredete, einen melodischen Klang, den Ton nachsichtiger Zärtlichkeit, frei von jeder Unaufrichtigkeit und Anmaßung.

Frank war vor ungefähr einer halben Stunde weggegangen und Madame di Negra kaum über die Aufregung Meister geworden, in welche sie die beleidigenden Worte des Vaters und das Flehen des Sohnes gestürzt hatten.

Egerton nahm ihre Hand mit einem herzlichen Drucke in die seinige und setzte sich neben sie.

»Meine liebe Marchesa,« sagte er, »sollen wir denn wirklich nahe Verwandte werden? Und können Sie im Ernste an eine Heirath mit meinem jungen Neffen, Frank Hazeldean, denken?« Sie wandte sich ab. »Ah, meine schöne Freundin, für ein freies Weib gibt es nur zwei Veranlassungen, am Altare das Todesurtheil ihre Freiheit zu unterzeichnen. Ich sage, für ein freies Weib; denn Wittwen sind frei, Mädchen sind es nicht. Diese Veranlassungen sind: erstens eine Stellung und zweitens Liebe. Welcher von diesen Beweggründen kann Madame di Negra es räthlich erscheinen lassen, Mr. Frank Hazeldean zu heirathen?«

»Es gibt noch andere Beweggründe, als diejenigen, von welchen sie sprechen – das Bedürfniß eines Schutzes –

das Gefühl der Verlassenheit – der Fluch der Abhängigkeit – Erkenntlichkeit für ehrenhafte Liebe. Aber Ihr Männer versteht die Frauen nie!«

»Ich gebe zu, daß Sie Recht haben – wir verstehen sie nie ganz; ebensowenig verstehen die Frauen uns Männer. Und dennoch weiß jedes Geschlecht das andere zu hintergehen und zu bethören. Hören Sie mich an. Ich bin mit meinem Neffen nur wenig bekannt, aber ich ziehe nicht in Abrede, daß er ein hübscher junger Gentleman ist, in den sich eine schöne junge Dame von neunzehn Jahren in einem Ballsaale recht gut verlieben kann. Allein Sie, die Sie die Besseren unseres Geschlechtes kennen gelernt und die Huldigungen von Männern empfangen haben, deren Geist und Gedanken das kleinliche, ärmliche Salongeschwätz mäßigen Tändlern überlassen – Sie können mir nicht in's Antlitz sehen und behaupten, daß es eine an Liebe streifende Leidenschaft ist, die Sie für meinen Neffen fühlen. Und was die Stellung betrifft, so halte ich es für Pflicht, Ihnen mitzutheilen, daß ihm eine solche, wenn er Sie heirathet, nicht werden wird. Er kann sogar sein Erbe in Gefahr bringen. Sie werden seinen Eltern fremd bleiben. Sie werden arm, aber nicht frei sein. Sie werden die Unabhängigkeit, welche Sie suchen, nicht finden. Der Anblick eines unbedeutenden, unbefriedigten Gesichtes in diesem Stuhle Ihnen gegenüber wird schlimmer sein, als die Einsamkeit. Und dankbare Zuneigung,« fügte der Weltmann bei, »ist eine höfliche Umschreibung für ruhige Gleichgültigkeit.«

»Mr. Egerton,« entgegnete Beatrice, »die Leute sagen, Sie seien aus Erz geformt. Fühlten Sie jemals den Mangel einer Häuslichkeit?«

»Ich antworte Ihnen offen,« versetzte der Staatsmann. »Wenn ich diesen Mangel nicht gefühlt hätte, glauben Sie wohl, ich würde mich zu einem freudelosen Sklaven des öffentlichen Lebens hergegeben haben und noch bis an mein Ende hergeben? Ehern nennen Sie meine Natur? Sie wäre längst hingeschmolzen, wie Wachs im Feuer, wenn ich die Hände in den Schoos gelegt und von einer *Häuslichkeit* geträumt hätte.«

»Aber wir Frauen,« erwiderte Beatrice mit Pathos, »haben kein öffentliches Leben, und wir legen die Hände in den Schoos und träumen. O,« fuhr sie nach einer Pause, die Hände fest zusammenpressend, fort, »Sie halten mich für weltlich, habsüchtig, ehrgeizig; wie so ganz anders würde sich mein Geschick gestaltet haben, wäre mir eine Häuslichkeit vergönnt gewesen! – ein Wesen, das ich hätte lieben und verehren können, – dessen Lächeln das Gute, das einst in mir war, entwickelt und das Schlimme durch die Furcht vor seinem Tadel oder bekümmerten Auge gebessert hätte.«

»Und doch,« sagte Audley, »ist beinahe allen Frauen in der großen Welt einmal in ihrem Leben die Gelegenheit hier geboten gewesen, und beinahe alle haben sie von sich gewiesen. Wie wenige Frauen von Ihrem Range denken wirklich an eine Häuslichkeit, wenn sie sich verheirathen – wie wenigen fällt es ein, verehren und lieben zu wollen – und wieviel aus allen Ständen, haben,

nachdem ihnen wirklich eine Häuslichkeit zu Theil geworden, sich des Schutzes derselben absichtlich entäußert, bald aus Ueberdruß und Gleichgültigkeit – bald in einem Anfall von Zweifel, Mißtrauen oder Laune – bald in Folge einer wilden Phantasie – eines Ausbruchs von Leidenschaft – einer Kleinigkeit – eines Strohhalms – eines Traums! Es ist wahr, Ihr Frauen seid stets Träumerinnen. Der gewöhnliche Menschenverstand, die gewöhnliche Erde steht über oder unter Eurer Fassungskraft.«

Beide schwiegen jetzt. Audley war der Erste, der sich mit einer raschen Bewegung aufraffte. »Wir Beide,« sagte er mit einem halb traurigen, halb cynischen Lächeln – »wir Beide dürfen die Zeit nicht länger mit sentimentalen Reden vergeuden. Wir Beide wissen zu gut, was das Leben, je nachdem ihm unsere Fehler oder unsere Mißgeschicke eine Gestalt verliehen, in Wirklichkeit ist. Und noch einmal bitte ich Sie dringend, sich zu besinnen, ehe Sie der thörichten Bewerbung meines thörichten Neffen nachgeben. Verlassen Sie sich darauf, Sie können entweder vom Standpunkte der Vernunft aus vortheilhaftere Anträge abwarten, oder, wenn Sie durchaus Rang und Vermögen zum Opfer bringen wollen, bei Ihrer Schönheit und Ihrem romantischen Herzen einen Gatten finden, der, wenigstens für eine schöne Feriensaison (wenn menschliche Liebe nicht mehr gestattet), Sie für Ihr Opfer entschädigt. Frank Hazeldean vermag dies nie.« Beatrice wandte sich ab, um die Thränen zu verbergen, die ihre Augen füllten. »Denken Sie sorgfältig hierüber

nach,« sagte Audley in dem sanftesten Tone seiner weichen Stimme. »Sie erinnern sich, daß, als Sie das erste Mal nach England kamen, ich Ihnen erklärte, weder Ehestand noch Liebe hätten für mich etwas Verlockendes. Dieses rauhe Geständniß machte uns zu Freunden, und deßhalb spreche ich jetzt zu Ihnen wie ein Weiser des Alterthums – weise, weil ich über den Leidenschaften und Banden stehe, die unsere Weisheit irre führen. Nur die wahre Liebe – (und wie selten ist sie – ha! Ein menschliches Herz unter einer Million sie je gekannt?) – nur die wahre Liebe kann uns entschädigen für den Verlust der Freiheit, für die bangen Sorgen der Armuth, für das kalte Mitleiden der Welt. Und alles Das und nach viel mehr wäre die Folge eines unüberlegten Schrittes – einer unklugen Heirath.«

»Audley Egerton,« sagte Beatrice, ihr dunkles, feuchtes Auge zu ihm aufschlagend, »Sie geben zu, daß wahre Liebe für eine unkluge Heirath Ersatz bietet. Sie sprechen, als hätten Sie solche Liebe gekannt? Sie! Wäre es möglich?«

»Wahre Liebe – einst glaubte ich sie zu kennen. Wenn ich aber jetzt mit Gewissensbissen darauf zurückblicke, so möchte ich es bezweifeln – ohne jenen Einen Fluch, den nur wahre Liebe, nachdem sie verloren ist, für ewige Zeiten zurückläßt.«

»Was ist dies?«

»Eine Leere hier,« antworten Egerton, an sein Herz schlagend.

»Trostlosigkeit! – Leben Sie wohl!«

Er erhob sich und verließ das Zimmer.

»Ist es,« murmelte Egerton, während er durch die Straßen schritt, »ist es die Nähe des Todes, welche uns die ersten schönen Gefühle unseres jungen Lebens in geheimnißvoller Weise wieder vorführt? So habe ich einmal gehört oder gelesen, daß in einem Lande des Alterthums Kinder, Blumen streuend, der Bahre vorausgingen.«

#### FÜNFZEHNTE KAPITEL.

So stand denn Leonard vor den sterblichen Ueberresten seines Freundes und beobachtete in dem unaussprechbaren Lächeln des Todes den letzten Schimmer, welchen die Seele darin zurückgelassen hatte; und nach einer Weile schlich er zurück in das anstoßende Zimmer, so geräuschlos, als habe er die Ruhe des Todten zu stören gefürchtet. Aber so erschöpft er vom Wachen war, er dachte doch an keinen Schlaf. Er setzte sich an den kleinen Tisch, barg das Gesicht in der Hand und überließ sich einem kummervollen Nachdenken. So verstrich die Zeit. Die Uhr unter ihm schlug die Stunden. Im Hause des Todes wird der Schlag einer Uhr feierlich – hat doch die Seele, die wir vermissen, jedes Zeitmaß soweit überschritten! Ein fröstelnder, abergläubischer Schauer befiel allmählig den jungen Mann. Er zitterte und warf einen Blick um sich, halb verächtlich, halb herausfordernd. Der

Mond war verschwunden, die graue, unbehagliche Morgendämmerung brach durch das Fenster und warf ihr unreifes, kaltes Licht durch die geöffnete Thüre in das Todtenzimmer. Und dort bei dem erloschenen Feuer erblickte Leonard die vereinsamte alte Frau, die still weinend, noch immer wachte. Er ging zu ihr, um ihr ein Wort des Trostes zu sagen – sie drückte ihm die Hand, aber winkte ihm, zu gehen. Er verstand sie; die stumme Erleichterung durch Thränen war der einzige Trost, den sie begehrte.

Wieder kehrte er in sein eigenes Gemach zurück, und dieses Mal fiel sein Auge auf die Papiere, welche er bisher unbeachtet gelassen hatte. Was hieß da sein Herz stille stehen und gleich darauf sein Blut so rasch durch die Adern kreisen? Warum faßte er mit zitternder Hand nach diesen Papieren, legte sie wieder bei Seite, hielt inne, als ob er sich erst stählen müsse, und blickte dann wieder so verlangend nach ihnen hin? Er erkannte die Hand, diese schönen, ausgeprägten Schriftzüge, so eigenthümlich in ihrer weiblichen Zartheit und Anmuth – dieselben, wie in jenen wilden, pathetischen Gedichten, deren Studium einen besonderen Zeitabschnitt seiner Kindheit gebildet hatte. Aus diesen Blättern stieg das Bild der geheimnißvollen Nora abermals vor ihm empor. Er fühlte sich in der Nähe einer Mutter. Er ging hin und schloß leise die Thüre, als wolle er in eifersüchtiger Liebe jeden rauheren Schatten von der Geisterwelt ausschließen und mit diesem trauernden Phantome allein sein. Denn ein Gedanke, der in der Wärme sonnigen Lebens niedergeschrieben, plötzlich vor uns auftaucht, während die Hand, die

ihn schrieb, und das Herz, das ihn hegte, Staub geworden sind – ein solcher Gedanke ist in der That einem Phantome gleich. Er ist ein Bild des warmen, menschlichen Wesens. Getreuer, als Büste oder Portrait, bringt er die Thränen, welche geflossen, und den Puls, welcher geschlagen, vor unsere Augen. Welches Gespenst, dem Grabe entstiegen, kommt der Handschrift eines Todten gleich?

Die Gesammtheit der Blätter war früher leicht zusammen geheftet gewesen, jetzt waren sie, vielleicht in Burrell's rauhen Händen, lose geworden, aber ihre Reihenfolge ließ sich leicht erkennen. Leonard sah bald, daß sie einer Art Tagebuch bildeten, wenn dieses auch nicht regelmäßig Tag für Tag geführt worden war. Es fanden sich Lücken in der Zeitfolge und keine Spur, daß eine folgerichtige Erzählung beabsichtigt gewesen wäre. Bisweilen erschien statt der Prosa ein offenbar dem Herzen entströmter poetischer Erguß, ein anderes Mal war die Erzählung ganz ausgefallen und nur durch eine einzige glühende Zeile, durch einen einzigen Ausruf des Leids oder der Freude angedeutet. Allenthalben aber waren es Berichte einer ungemein empfänglichen Seele, und wo das Genie hervortrat, da geschah es so kunstlos, daß man es eher Gefühlsaufregung nennen konnte. Anfangs sprach die Verfasserin nicht einmal in erster Person von sich. Die Papiere begannen mit Beschreibungen und inneren Dialogen zwischen Personen, deren Namen nur Anfangsbuchstaben bezeichneten, aber sie waren im Style einfacher, unschuldiger Frische geschrieben und athmeten

eine Reinheit und Seligkeit gleich einem Frühlingsmorgen. Zwei junge Leutchen, niederer Herkunft, ein Knabe und ein Mädchen, letzteres noch in seiner Kindheit, aber Beide ihre eigenen Lehrer, wandern an Sonntag Abenden durch grüne, thauige Felder in der Nähe der geschäftigen Stadt, in welcher die Arbeit für einige Zeit ausgesetzt ist. Sie reden nur wenig zusammen. Ohne daß die Schreiberin es verrathen will, sehen wir bald, wie die Einbildungskraft des Mädchens himmelhoch über die geistige Tragweite ihres Genossen hinausfliegt. Er ist der Fragende, sie die Antwortende; und lesen wir weiter, se überzeugen wir uns bald, daß der Knabe das Mädchen liebt, aber ohne Gegenliebe zu finden. Alles das ist so zierlich, so Wahrheit athmend geschrieben! Leonard erkennt in dem ungelenken, mangelhaften Schüler den Dorfbarden Mark Fairfield. Dann wieder eine Lücke in der Erzählung, ausgefüllt durch kurze gewichtige Sentenzen, die von tieferem Denken und von reiferen Jahren der Schreiberin zeugen. Bleibt auch die Unschuld in den Blättern, so tritt doch die kindliche Glückseligkeit weniger lebendig hervor.

Beinahe unmerklich entdeckt Leonard jetzt eine neue Phase in dem Leben der Verfasserin. Andere Scenen als die des bescheidenen, werktägigen Landlebens umgeben sie, und ein schöneres, bestechenderes Bild tritt an die Stelle des Gefährten jener Sonntagabende. Offenbar findet Nora Gefallen daran, dieses Bild zu malen, es ist ja

ihrem eigenen Geiste verwandt, es fesselt ihre Phantasie, es ist ein Bild, von dem sie, die geborene und ihrer Kunst sich bewußte Künstlerin, fühlt, daß es einer glänzenderen und höheren Schule des Schönen angehört. Gleichwohl ist das Herz der Jungfrau noch nicht berührt – noch keine Spur von seinem Erwachen zeigt sich. Das neu eingeführte Bild ist in ihrem eigenen Alter, vielleicht sogar noch etwas jünger, denn es ist ein Knabe mit üppigen, schönen Locken und klaren Augen, welchen der Schmerz noch fremd ist, die wie der junge Adler in die Sonne schauen. Seine Adern strömen vom Wein des Lebens und strömen über in sprudelnder Lust, seine Nerven zittern vor Sehnsucht nach Ruhm, und seine offene, edle Natur ist vorschnell bereit, eine Welt zu verachten, die sie noch nicht kennen gelernt hat. Wer der Knabe war, vermochte Leonard nicht zu errathen, und er fürchtete sich, Vermuthungen anzustellen. Bald aber ging aus Andeutungen hervor, daß sein Umgang mit Gefährten die Schreiberin mit Furcht und Kummer erfüllte. Wiederum (wie zuvor bei Mark Fairfield) ist die Liebe nur auf der einen, nicht auch auf der anderen Seite; das Mädchen fühlt wohl ein inniges, fast schwesterliches Interesse, Bewunderung, Dankbarkeit – aber etwas wie Stolz oder Furcht läßt die Liebe nicht aufkommen.

Jetzt stieg Leonard's Interesse auf's Höchste. Lagen hier Winke vor, die eine Vermuthung zur Gewißheit machten, und sollte er in dem jugendlichen Liebhaber, Jahre zurück, seinen eigenen edelmüthigen Wohlthäter erkennen?

Bruchstücke aus Gesprächen ließen nun die Liebeswerbung einer heißen, leidenschaftlichen Natur, so wie die einfache Verwunderung und außerordentliche Beunruhigung einer Hörerin errathen, die wohl Mitleid, aber keine Liebe empfand. Eine große Kluft in der äußeren weltlichen Stellung der Beiden trat jetzt an das Licht, und dieser Unterschied schien die Tugend der niedriger Geborenen zu wappnen, deren Herz zu stählen. Weiterhin erzählten einige halb von Thränen verwischte Gedeknsprüche von verletzten und gedemüthigten Gefühlen, und einige darunter trugen Zeichen einer gewissen Autorität, als ob ein Verwandter des Liebhabers sich eingemischt, Erkundigungen eingezogen, Vorwürfe gemacht oder Rathschläge ertheilt hätte. Es wurde klar, daß die Werbung keine entehrende war – daß sie zwar zur Flucht, aber zugleich zur Ehre drängte.

Und immer kürzer wurden diese Sentenzen, – wie es schien, in Folge eines festen Entschlusses. Dann aber folgte eine so meisterhaft wiedergegebene Episode, daß Leonard beim Lesen derselben, ohne daß er es wußte, die Thränen kamen. Es war dies die Schilderung eines kurz vor einer sorgenschweren Abreise zu Hause gemachten Besuches. Sie gestattete einen Blick auf eine stolze und eitle, aber liebevolle und ernste Mutter und auf eines Vaters zärtliche, aber unüberlegte Liebe. Und dann kam eine ruhige, besänftigende Scene zwischen dem Mädchen und ihrem ersten ländlichen Liebhaber, die folgendermaßen schloß: »Damit legte sie M.'s Hand in die ihrer Schwester und sagte: ›Du hast mich mit der Phantasie

geliebt, liebe sie mit dem Herzen!« und verließ sie in gegenseitigem Verständnisse und als Verlobte.«

Leonard seufzte. Er begriff jetzt, wie Mark Fairfield in den schlichten Zügen seines ungelehrten Weibes das Spiegelbild der Seele und des Antlitzes ihrer Schwester erblickte.

Wenige Worte schilderten die endliche Trennung, aber sie schufen ein wirkliches Gemälde. Die lange, freundlose Landstraße, die weiter und weiter zur unbarmherzigen Hauptstadt führte – die Thore der Heimath, die sich auf den verlassenem Weg öffneten – der alte Baumstumpf an der Schwelle, um den die Raben kreisten, ihren Jungen lockend. Auch Leonard hatte von demselben beredeten Wege aus diese Schwelle bewacht; auch er hatte das Gekrächze der Raben gehört. Und wieder folgten einige Seiten voll schwermüthiger Verse oder düsterer Betrachtungen. Die Schreiberin war nun in London, in dem Hause einer hochgeborenen Beschützerin, als jener freundlose Schatten einer Freundin, den man in der kauderwälschen Sprache des guten Tons eine ›Gesellschafterin‹ nennt. Wie durch die Eisengitter eines Gefängnisses schaute sie auf das bunte Treiben der Welt. Armes Vögelein, fern von dem grünen Gezweig, war Singen ihr Bedürfniß, das letzte Glied, welches sie mit Freiheit und Natur verband. Die Beschützerin scheint ihre Besorgnisse in Betreff des jungen Liebhabers, dessen wilden, ungestümen Bitten die Flüchtige widerstanden hat, zu theilen; aber sie fürchtet mehr für *seine* Ehre, als für die der Verfolgten – sie fürchtet eine unpassende Vermählung mit einem vornehmen

Erben. Diese Furcht stachelt den Stolz der Schreiberin, und sie wird hart in ihrem Urtheil über ihn, der ihr nur Leiden schafft, während er ihr Liebe bietet.

Dann kommt die Bezugnahme auf einen Bewerber um ihre Hand, den man ihr dringend empfiehlt, indem es ihre Pflicht sei, so zu wählen und damit eine hohe Familie von einer Furcht zu befreien, die andauere, so lange ihre Hand noch frei sei. Diese Furcht und dieser Bewerber rufen in ihr eine trotzig, aber pathetische Verachtung hervor. Hierauf, nach den Daten zu schließen, ruhen die Aufzeichnungen Tage und Wochen lang, als ob die Schreiberin verdrossen und gleichgültig geworden wäre, um dann aber plötzlich in eine neue Tonart überzugehen und in bis dahin nicht gekannten Hoffnungen und Befürchtungen wortreich zu werden. Sie spricht jetzt auf Ein Mal in der ersten Person, das leidhafte ›Ich‹ athmet und lebt in den Zeilen. Wie ging das zu? Die Jungfrau war nicht länger ein Schattenbild, ein ihr selbst unbekanntes Geheimniß – sie war erfaßt von dem innigen und lebhaften Verständniß ihres individuellen Seins. Die Liebe sprach laut in dem erwachten menschlichen Herzen.

Eine ganz neue Person trat jetzt in den Blättern auf und wurde in der Folge immer ›Er‹ genannt, als wäre sie der alleinige Repräsentant all' der Myriaden auf Erden. Die erste Kunde von dieser auf der Scene erscheinenden Figur verrieth, welch' aufregenden Eindruck sie auf

die Phantasie der Schreiberin machte; denn diese Persönlichkeit war in eine Romantik eingekleidet, die ihr wahrscheinlich fremd war. Dieser Er war geschildert im Gegensatz zu dem schönen Knaben, dessen Werbung sie gefürchtet und bedauert hatte, und den sie jetzt zu fliehen trachtete; es werden ihm ernste, würdige, aber freundliche Züge, eine Achtung gebietende Stimme und Augen und Lippen verliehen, die von selbstbewußter Willenskraft zeugen. Ach, die Schreiberin verrieth sich selbst – der Zauber lag in dem Gegensatze zu ihrem eigenen Charakter, nicht zu dem ihres ersten Liebhabers.

Und nun, während wir es Leonard überlassen, sich einen Weg durch die Dunkelheiten und Lücken der Erzählung zu bahnen, ist es Zeit, den Leser von Demjenigen in Kenntniß zu sehen, was Leonard aus dem Tagebuch allein nicht erfahren konnte.

## SECHSZEHNTE KAPITEL.

Nora Avenel war vor der knabenhaften Liebe Harley L'Estrange's geflohen und hatte, von Lady Lansmere empfohlen, bei einer kranken Verwandten derselben, Lady Jane Horton, die Stelle einer Gesellschafterin angenommen. Lady Lansmere setzte aber zu geringes Vertrauen in den edeln Stolz des niedrig geborenen Mädchens,

um anzunehmen, derselbe werde auf die Länge der heißen Werbung Desjenigen widerstehen, der ihr im Hintergrund eine Grafenkrone zeigen konnte. Deshalb bestürmte sie Lady Jane, Nora an Jemand zu verheirathen, dessen Rang dem ihrigen gleich komme, und bevollmächtigte die Dame, einem solchen Bewerber die Aussicht auf eine Mitgift weit über Nora's Verhältnisse hinaus zu eröffnen. Lady Jane sah sich um und entdeckte an den äußersten Grenzen ihres kleinen geselligen Kreises einen jungen Sachwalter, den natürlichen Sohn eines Peers, welcher mit den fashionablen Clienten, deren Verlegenheiten den Grundstein zu seinem Reichthume legten, auf einem vertrauteren Fuße stand, als den rein geschäftlichen Verkehr. Der junge Mann war hübsch, elegant gekleidet und spielte den Liebenswürdigen. Lady Jane lud ihn in ihr Haus ein, und als sie ihn von Nora's Anmuth überwältigt sah, gab sie ihm einen Wink in Betreff der Mitgift. Der beliebte Advokat, der sich später in den Baron Levy verwandelte, bedurfte dieses Winkes nicht; obwohl zur Zeit arm, vertraute er auf die eigene Kraft, sein Glück zu machen, und hatte, was Randal abging, heißes Blut in den Adern. Lady Jane's Andeutungen ließen ihn auf Erfolg hoffen, und als er förmlich anhielt und eben so förmlich abgewiesen wurde, schlug dies seiner Eigenliebe eine tiefe Wunde. Eitelkeit war eine vorherrschende Leidenschaft in Levy's Charakter, und bei eiteln Menschen ist der Haß stark, der Durst nach Rache mächtig. Levy zog sich zurück und verbarg seine Wuth; ahnte er doch selbst nicht, wessen diese zur Bosheit abgekühlte Wuth fähig

wäre, wenn der Erzfeind *Gelegenheit* sich einmal günstig zeigen, und ihm seine Pläne zuflüstern würde.

Lady Jane war zuerst ärgerlich, daß Nora einen von ihr empfohlenen Bewerber zurückgewiesen hatte; aber die pathetische Anmuth des Mädchens hatte ihr Herz gewonnen und stimmte es sogar Familienvorurtheilen gegenüber milder, und so gestand sie sich nach und nach selbst, daß Nora eines besseren Mannes würdig sei, als Mr. Levy war.

*Harley* hatte sich immer dem Glauben hingegeben, Nora erwidere seine Liebe, und nur ihr Dankgefühl gegen seine Eltern, ihre instinktmäßige Delicatesse mache sie für seine Bitten taub. Um jedoch gerecht gegen ihn zu sein, müssen wir sogleich beisetzen, daß wie wild und hartnäckig er damals war, seine Werbung augenblicklich aufgehört hätte, sobald sie ihm im Lichte einer Verfolgung erschienen wäre. Auch war sein Irrthum erklärlich; denn, solange er nicht sein eigenes Herz verrieth, mußte ja seine Unterhaltung das Kind des Genius blenden und entzücken, und ihre aufrichtigen Augen verriethen diese Freude. Wie konnte er in seinem Alter die Grenze zwischen der Dichterin und der Jungfrau ziehen? Die Dichterin war bezaubert von den außerordentlichen Verheißungen einer Seele, deren Irrthümer aus dem überströmenden Reichthum und der Schönheit eben dieser Seele entsprangen. Die Jungfrau dagegen verlangte nicht nach einer Natur, die, noch unentwickelt, in stürmischem, wenn

auch glänzendem Kampfe mit ihren eigenen edlen Elementen stand, sondern nach einer abgeschlossenen, völlig reifen Natur. Harley war ein Knabe, und Nora eine jener Frauen, die ein Ideal finden oder ersinnen müssen, das sie gebieterisch und fast einschüchternd zur Liebe zwingt.

Nicht ohne Schwierigkeit entdeckte Harley Nora's neuen Wohnort. Er stellte sich Lady Jane vor, und sie verbot ihm mit scharfem Beweise ihr Haus; nicht einmal sprechen konnte er Nora. Er schrieb an sie, da aber nie eine Antwort kam, so überzeugte er sich, daß seine Briefe nicht an ihre Adresse gelangten, und sein junges Herz schwoll vor Zorn. Drohungen, welche er fallen ließ, erweckten alle Befürchtungen Lady Lansmere's auf's Neue und ebenso diejenigen seines vorsichtigen Freundes Audley Egerton. Auf Verlangen der Mutter und auf Wunsch des Sohnes entschloß sich Audley, Lady Jane zu besuchen und Nora kennen zu lernen.

»Ich habe so großes Vertrauen zu Ihnen,« sprach Lady Lansmere, »daß ich glaube, Ihr Rath wird, wenn Sie das Mädchen einmal kennen gelernt haben, für dasselbe von Gewicht sein. Sie werden ihr auseinander setzen, wie leichtfertig es ihrerseits wäre, wenn sie Harley unsere Herzen brechen und seine Stellung herabwürdigen ließe.«

»Ich habe so großes Vertrauen zu dir,« sagte der junge Harley, »daß ich glaube, du wirst, wenn du erst meine Nora kennst, nicht länger auf Seiten meiner Mutter stehen. Du wirst den Adel in ihr erkennen, welchen nur die

Natur verleihen kann, du wirst zugeben, daß Nora eines noch höheren Ranges, als des meinigen, würdig ist; und meine Mutter hält so viel auf deine Klugheit, daß, wenn du meine Sache bei ihr vertreten wolltest, du sie bekehren würdest.«

Audley hörte mit seinem verständigen, halb ungläubigen Lächeln Beiden zu. Mit Lady Lansmere durchaus einverstanden und aufrichtig besorgt, Harley vor einer Verirrung, die er nach eigener Ansicht für verderblich hielt, zu bewahren, beschloß er, die gepriesene Perle zu prüfen und deren Flecken herauszufinden. Audley Eger-ton stand damals in der Blüthe seiner ersten, entschlossenen, ehrgeizigen Jugend. Sein natürliches Benehmen hatte bei aller Abgemessenheit eine Milde und Feinheit, die sich selbst in dem späteren Geschäftsleben nicht ganz verlor; denn ungeachtet der kürzeren Worte und kälteren Blicke, welche bei einem Staatsmanne die unvermeidliche Folge von Sorge und Macht sind, hatte sich der Minister stets jener persönlichen Beliebtheit erfreut, die nur durch ein gewisses unbeschreibliches äußeres Etwas, das besticht und gefällt, gewonnen wird. Aber auch damals schon besaß er jene glückliche Zurückhaltung, die Rochefoucault ›das Geheimniß des Körpers‹ genannt hat, jenen dünnen und doch schützenden Schleier, der nur die kräftigen Umrisse des Charakters verräth und so viel Interesse erregt, weil er zu so vielen Vermuthungen Anlaß gibt. Einem Manne, dem diese Zurückhaltung, die mit Argwohn nichts gemein hat, angeboren ist, schreibt die Welt weit höhere Eigenschaften und Talente zu, als sie

an ihm in Wirklichkeit bemerkt; und solche Charaktere üben eine Anziehungskraft auf Dritte in demselben Verhältniß aus, als diese mit einer Phantasie begabt sind, welche es liebt, das Unbekannte zu ahnen. Der Eindruck, den dieser Mann gleich bei der ersten Unterredung auf Nora Avenel hervorbrachte, war ein tiefer und wunderbarer. Sie hatte schon von ihm gehört als von Demjenigen, welchen Harley am meisten liebte und verehrte, und sie erkannte sofort in seinen Zügen, seinem Anblick, seinen Worten, ja im Klange seiner tiefen, ruhigen Stimme die Macht, zu welcher eine Frau, wie groß auch ihr Verstand sein mag, sich nie emporschwingt, und welcher sie deßhalb einen nicht immer ächten Adel zuschreibt – nämlich die Macht wohlüberlegter Beschlüsse und eines in sich abgeschlossenen, reinen Ehrgeizes. Der Eindruck, welchen Nora auf Egerton machte, war nicht weniger unerwartet. Er staunte über die Schönheit eines Antlitzes und einer Gestalt, die zu jenen Seltenheiten gehörte, wie sie uns nur Ein- oder zwei Mal im Leben begegnen. Er war noch mehr erstaunt, zu entdecken, daß die Aristokratie der Seele die äußere Hülle mit einer Anmuth zu bekleiden vermag, die von keiner Aristokratie der Geburt übertroffen werden kann. Er war gefaßt, ein einfaches, erröthendes Dorfkind zu sehen, und beugte unwillkürlich seine stolze Stirne bei dem ersten Anblicke dieser zarten Blüthe, dieser ausgesuchten Lieblichkeit, welche des Weibes sicherste Bürgschaft für die Achtung des Mannes ist. Die erste, zweite, dritte, ja noch manche weitere Zusammenkunft hatte statt, ohne daß er den Muth fand,

seinen Auftrag zu erfüllen und Harley's zu erwähnen. Als er es endlich that, bebte seine Stimme. Aber Nora's Antwort war für ihn deutlich. Er begriff, daß sie Harley nicht liebte, und ein freudiges, von ihm als sträflich erkanntes Entzücken durchströmte ihn.

Von dieser Unterredung kam Audley höchst aufgeregt und im Kampfe mit sich selbst nach Hause. Oft genug ist im Laufe dieser Erzählung angedeutet worden, daß unter Egerton's äußerer Kälte und gemessener Selbstbeherrschung eine, heftiger und unbeugsamer Leidenschaften fähige Natur verborgen lag. Diese brachen damals hervor. Er fühlte, daß die Liebe bereits in sein Herz eingezogen war, welches doch durch das Vertrauen seines Freundes genügend davor hätte geschützt sein sollen.

»Ich gehe nicht mehr zu ihr,« sagte er kurz zu Harley.

»Warum denn nicht?«

»Das Mädchen liebt dich nicht, denke nicht mehr an sie.«

Harley glaubte ihm nicht und wurde unwillig. Aber Audley's Ehrgefühl wurde durch alle mögliche weltliche Motive unterstützt. Er war arm, wenn er auch für reich galt, er war tief verschuldet – entschlossen, sich im Leben emporzuschwingen, und zäh im Festhalten an einer, ihm die Achtung der Welt sichernden Stellung. Gegen eine Armee von feindlichen Einflüssen kämpfte die Liebe ganz allein. Audley besaß eine starke Natur, aber ach! wenn in starken Naturen der Widerstand gegen Versuchung Granit ist, so sind ihre Leidenschaften Feuer.

Es ist eine abgedroschene Bemerkung, daß das Schicksal unseres Lebens oft von den Folgen eines unbewachten Augenblicks abhängt. So war es jedoch bei diesem Manne, der dem gewöhnlichen Auge so vorsichtig, so überlegend erschien. Eines Tages kam Harley in großer Betrübniß zu ihm; er hatte gehört, daß Nora unwohl sei, und bat Audley, noch ein Mal hinzugehen und sich Gewißheit darüber zu verschaffen. Audley ging. Lady Jane Horton, die bereits an einem, nicht lange nachher als tödtlich sich erweisenden Uebel litt, war zu krank, um ihn empfangen zu können, und er wurde in Nora's Zimmer gewiesen. Während er auf ihr Erscheinen wartete, blätterte er mechanisch in einem Album, welches Nora, plötzlich zu Lady Jane's Pflege abgerufen, auf dem Tische hatte liegen lassen. Er sah eine Skizze seiner eigenen Züge – er las Worte darunter, Worte so ungekünstelter Zärtlichkeit, so hoffnungslosen Schmerzes – Worte geschrieben von einem Wesen, das gewöhnt war, seinen Geist als seinen einzigen Vertrauten auf Erden anzusehen und ihm, wie ein einsames poetisches Herz zu thun sich gedrängt fühlt, Gedanken, Empfindungen und Bekenntnisse geheimnißvoller Seufzer auszuschütten, die es nie einem lebenden Ohre anvertrauen und, außer in solchen Momenten, kaum sich selbst gestehen würde.

Audley sah, daß er geliebt war, und diese Entdeckung verzehrte mit rasch auflodernder Flamme alle Schranken, welche zwischen ihm und seiner Liebe standen. In diesem Augenblick trat Nora ein und sah ihn über das Buch gebeugt. Mit einem Schrei sprang sie vorwärts und

sank dann zu Boden, die Hände vor das Gesicht gedrückt. Und zu ihren Füßen kniete Audley. Er vergaß seinen Freund, seinen Auftrag, er vergaß Ehrgeiz und Welt. Seine eigene Sache führte er, seine eigene Liebe entströmte seinen Lippen; und als die Beiden an jenem Tage schieden, waren sie Verlobte – zu ihrem und zu Harley's Unglück!

Und nun sollte der Mann, der bis dahin sich selbst als den Typus eines ächten Gentleman betrachtet hatte, der ebenso in den Augen seiner jungen Altersgenossen als solcher galt – er sollte die Hand seines vertrauenden Freundes drücken und der Wahrheit Lebewohl sagen! Er mußte seinen knabenhaften Nebenbuhler zerstreuen, hinhalten, irre führen, ihm sagen, er stehe bereits im Begriff, Nora's Unschlüssigkeit und Zweifel zu besiegen, in kurzer Zeit hoffe er, sie soweit zu bringen, daß sie Harley's Rang und den Hochmuth seiner Eltern vergesse und seine Gattin werde. Und Harley vertraute auf Egerton, ohne daß ein Verdacht den Spiegel seiner edlen Seele trübte.

Inzwischen drang Audley, ungeduldig über seine Lage – ungeduldig, wie alle starken Naturen, die Ausführung des einmal gefaßten Entschlusses möglichst zu beschleunigen und eine Ungewißheit zu beenden, welcher jede neue Zusammenkunft mit Harley noch die Qualen der Eifersucht und der Scham hinzufügte – ungeduldig, sich über seine Gewissensbisse hinwegsetzen und sagen zu können: ›Recht oder nicht recht, ich darf nicht mehr

rückwärts blicken; die That ist gethan;« – so von der eigenen mächtigen Willenskraft fortgetrieben, drang Audley auf eine rasche und geheime Heirath, geheim, bis seine zur Zeit schwankenden Glücksumstände mehr gesichert und seine Laufbahn mit Erfolg begonnen sein würde. Es war dies einer seiner Gründe, wenn auch nicht der Hauptgrund. Er schrak davor zurück, sein Unrecht dem Freunde zu gestehen – er wollte das ihn selbst erniedrigende Bekenntniß hinausschieben, bis, wie er sich einredete, Harley's knabenhafte Leidenschaft vorübergegangen – neuen Lockungen gewichen wäre, die ohne Zweifel seinen Weg belagern würden. Sein Gewissen beschwichtigend suchte Audley sich selbst zu überzeugen, daß der Tag nicht ausbleiben könne, an welchem Harley mit Gleichgültigkeit hören werde, daß Nora Avenel die Gattin eines Andern sei. »In seinen Jahren,« murmelte der ältere Freund, »ist es nur der Traum einer Stunde, in den meinigen die Leidenschaft eines Lebens!« Von diesen Gründen für die Geheimhaltung schwieg er gegen Nora; er fühlte, daß er in ihren Augen sinken müßte, wenn er die Größe seines Verraths an dem Freunde bekennen würde. Er sprach deßwegen nur leichthin von Harley und behandelte die Werbung des Jünglings als eine der Vergangenheit angehörende Sache. Desto länger verweilte er bei den Gründen, die ihm oder ihr ein Selbstopfer auferlegten, und die Wahl wurde ihr nicht schwer. Nora liebte und glaubte so unterwürfig an die Ueberlegenheit des Geliebten, daß sie gegen die leise Mahnung ihrer eigenen stolzeren Natur taub blieb und die Zweckmäßigkeit

dessen, was er für weise und gut fand, nicht in Zweifel zog.

Während so Audley in dieser wichtigsten Angelegenheit seines Lebens die Klugheit vergaß, blieb er in allen Nebendingen seiner gewohnten Vorsicht treu. Und während seines ganzen Lebens blieb es ein charakteristischer Zug an ihm, daß er in großen Dingen sorglos und in unbedeutenden behutsam war. Er mochte sein Geheimniß nicht Lady Jane Horton und noch weniger Lady Lansmere anvertrauen. Aus diesem Grunde stellte er einfach der Ersteren vor, Nora sei unter ihrem Dache vor Harley's eifrigen Nachspürungen nicht länger sicher, Nora würde, um den Jüngling über ihre Schritte irre zu führen, besser thun, auf einige Zeit in der Stille fortzugehen und sich bei einem ihrer eigenen Verwandten aufzuhalten.

So ging Nora mit Lady Jane's Zustimmung zuerst in das Haus einer sehr entfernten Verwandten ihrer Mutter und bezog später dasjenige, in welches sie Egerton unter dem Namen Mrs. Bertram als seine junge Gattin einführte. Er hatte alles in einer Weise angeordnet, daß diese Heirath vor verfrühter Entdeckung möglichst sicher war. Es fügte sich aber, daß einer der von ihm ausgewählten Zeugen (einer seiner vertrauten Diener) von einem Schlagfluß getroffen wurde. In der Eile über einen Stellvertreter nachdenkend verfiel Egerton auf Levy, seinen Specialanwalt, seinen fashionablen Gelddarleiher, einen Mann, mit welchem er damals so vertraut stand, wie

überhaupt ein feiner Gentleman mit dem in gleichem Alter befindlichen Anwalt stehen kann, der alle seine Angelegenheiten kennt und aus reiner Freundschaft mitgeholfen hat, sie in die schlimme Lage zu bringen, in welcher sie sind. Levy wurde auf der Stelle herbeigeholt. Egerton, der in großer Hast war, theilte ihm Anfangs den Namen seiner Braut nicht mit, verbreitete sich aber über die Thorheit dieser Heirath und seiner Gründe, sie geheim zu halten in einer Weise, daß er die stärksten Einwendungen dagegen hervorrief; denn Levy hatte stets darauf gerechnet, Egerton werde eine reiche Heirath schließen, und hoffte im gewöhnlichen Geschäftswege den Reichthum an sich zu bringen, während er Jenem die Frau ließ. Egerton hörte nicht auf ihn, sondern trieb ihn fort nach dem Orte, wo die Ceremonie stattfinden sollte, und so sah Levy die Braut, noch ehe er ihren Namen erfahren hatte. Der Wucherer verbarg seinen Aerger und vollzog den ihm zufallenden Theil der Gebräuche. Das Lächeln, mit welchem er der Braut Glück wünschte, würde ihr Herz erstarren gemacht haben, wenn sie es gesehen hätte; aber ihre Blicke hafteten am Boden, und ihr Herz suchte blindlings Schutz an der Brust, der es sich für immer hingegen hatte. Sie bemerkte nicht das Lächeln des Hasses, welcher sich hinter Worten der Freude verbarg. Nie kam es Nora später in den Sinn, Egerton zu sagen, daß Levy ein abgewiesener Liebhaber sei. Mit dem feinen Takt der Liebe erkannte sie, daß eine Mittheilung dieser Art, der Gedanke an einen solchen Nebenbuhler, den Stolz ihres vornehmen, edelgeborenen Gatten verletzen würde.

Während nun Harley L'Estrange, außer sich über die Nachricht von Nora's Verschwinden aus Lady Jane's Hause und absichtlich auf falsche Fährten geleitet, vergebens ihre Spur zu finden suchte, überließ sich Egerton unter einem anderen Namen und in einem entlegenen Stadttheil – fern von den Clubs, in welchen seine Worte als Orakel galten, fern von den Vergnügungen und Mühen, welche bisher den thätigen Geist dieses Mannes beschäftigt hatten – dem einzigen Traum von einem Feenlande, der je im Stande war, das harte, wachsame Auge des Ehrgeizes zu schließen. Die Welt verschwand für ihn auf eine Weile, und er vermißte sie nicht. Er wußte nichts mehr von ihr. Er schaute in zwei liebende Augen, die ihn nachher durch ein finsternes, freudloses Leben verfolgten, und sprach leise zu sich: »Ja, dies ist wahres Glück!« Oft, oft in der Einsamkeit späterer Jahre wiederholte er diese Worte, nur daß er an die Stelle des beseligenden *ist*, das schmerzliche *war* setzte. Und Nora, mit ihrem großen, vollen Herzen, mit dem üppigen Reichthum von Phantasie und Gedanken, sie, das Kind des Lichts und des Gesanges, entdeckte sie denn zu jener Zeit nicht, daß etwas verhältnißmäßig Engherziges, Oedes in der Natur Desjenigen lag, mit welchem sie ihr eigenes Schicksal verknüpft hatte? Nicht, so lange die Sympathie der Gefühle dauerte, glänzend und wechselnd, wie die Tinten des Regenbogens. Wenn Audley ihr Herz an das seinige drückte, fühlte er da ein reineres Pulsiren desselben? War all' das Eisen seines Geistes ein Körnchen des Goldes werth, welches sie mit Harley's Liebe weggeworfen hatte?

Waren solche Zweifel Nora schon gekommen? Gewiß nicht. Der Genius fühlt kein Bedürfniß, keine Reue, solange das Herz befriedigt ist. Ihr Geist ruhte und schlummerte; er war ihr dienstbar gewesen, als sie noch allein stand, jetzt brauchte sie ihn nicht mehr. Wenn ein Weib von tiefer Liebe erfüllt ist zu einem Mann, der unter ihrer geistigen Höhe steht, so sehen wir oft, daß sie, ohne es selbst zu wissen, ihres Range sich begibt und demüthig zu der Stufe des Geliebten herabsteigt; sie scheut sich, in seinen Augen als die Ueberlegene zu erscheinen, und will nicht einmal auf die gleiche Höhe Anspruch machen. Nora wußte nichts mehr von ihrem Genius – wußte blos, daß sie Liebe besaß.

Und so wandelte nun das Tagebuch, welches Leonard las, seinen Ton in den eines stillen Glückes um, das nur um seiner Tiefe willen so still ist. Dieses Zwischenspiel in dem Leben eines Mannes, wie Audley Egerton, konnte nicht von langer Dauer sein, und viele Umstände wirkten zusammen, um die Frist abzukürzen. Seine Angelegenheiten befanden sich in großer Verwirrung und standen insgesamt unter Levy's Leitung. Ansprüche, die früher schlummerten oder nur milde geltend gemacht wurden, erhoben sich jetzt laut und drohend. Auch Harley war von seinen vergeblichen Nachforschungen nach London zurückgekehrt und sah sich nach Audley um. So war dieser genöthigt, sein verborgenes Eden sie verlassen und wieder in der gemeinen Welt zu erscheinen. Fortan kam er nur noch verstohlen nach seiner ehlichen Heimath – nicht als Bewohner, sondern als Besuch. Aber lauter

und ungestümer wurden die Forderungen seiner Gläubiger, und zwar in einem Augenblicke, in welchem Egerton am meisten alles dessen benöthigt war, was Achtbarkeit, Stellung und der Glaube an pekuniäre Unabhängigkeit beizutragen vermag, um den Mann zu erheben, der seine Arme gebunden und seine Bahn zum weltlichen Glück selbst mit Hindernissen belegt hatte. Er war mit Execution, mit Gefängniß bedroht, Levy erklärte ihm, daß ›weiteres Borgen nur seinen Ruin vergrößern heiße‹, zuckte die Achseln und empfahl sogar einen freiwilligen Rückzug nach dem Kings-Bench. »Kein Platz ist so geeignet, um hartnäckige Gläubiger zu einem Vergleich einzuschüchtern. Aber warum –« fügte Levy bei – »warum geht Ihr nicht zu dem jungen L'Estrange, einem Knaben, der dazu gemacht ist, um angeborgt zu werden?«

Levy hatte von Lady Jane Kunde über Harley's Werbung erhalten und wußte bereits genug, um seiner Rache an Egerton sicher sein zu können. Audley konnte sich nicht an den Freund wenden, den er verrathen hatte. Und was die anderen Freunde betraf, so hatte zwar kein Londoner Lebemann ihrer eine größere Anzahl; aber kein Lebemann wußte besser als er, daß er sie alle verlieren würde, sobald einmal bekannt war, daß er ihres Geldes bedurfte. Gekränkt, geängstigt, gefoltert, immer Harley ausweichend, der ihn gleichwohl stets aufsuchte, und vor jedem Klopfen an die Thüre erbebend, entwich Audley Egerton nach dem verpfändeten Ueberrest seines väterlichen Erbes, auf welchem ein düsteres, lange unbewohntes Herrenhaus stand. Dort beschäftigte sich sein

Geist, der später durch sein schnelles Auffassen von Geschäftssachen so berühmt wurde, mit Untersuchung seiner Angelegenheiten, in der Hoffnung, aus der Flut, die mit jedem Augenblick höher um ihn her anschwell, einige Trümmer zu retten.

Und nun, um einen Bericht, dessen dunkler Strom fortan nur Schmerz und Sorge bringt, kurz zusammen zu fassen – nun begann Levy seine rachsüchtigen Tücken zu üben, und seine Arglist gewann allmählig die Oberhand. Unter dem Vorwand, Audley in Ordnung seiner Angelegenheiten an die Hand zu gehen, obschon er es in der Stille einzuleiten wußte, daß sie immer verwickelter wurden, kam er häufig für einige Stunden nach Egerton-Hall. Er benützte zu diesem Besuch stets die Post, um die Wirkungen zu beobachten, welche Nora's fast tägliche Briefe auf ihren durch die praktischen Sorgen des Lebens verstimmtten Gatten hervorbrachten. Dies gab ihm reichliche Gelegenheit, dem ehrgeizigen Mann Reue einzuflößen über seine unkluge, vorschnelle Leidenschaft oder in Audley wegen seines Verraths an L'Estrange Gewissensbisse zu wecken. Indem er dem geängstigten Schuldner immer Bilder verführte, die im Widerstreit lagen mit seiner Liebe und mit der Poesie des Lebens, verstimmtte er so zu sagen dessen Sinn für den Empfang von Nora's Briefen, deren reine Musik nur Gedanken athmete, wie sie die zarteste Phantasie der innigsten Liebe eingibt. Egerton war einer von jenen Männern, welche sich

über ihre Angelegenheiten nie offen gegen Weiber aussprechen, und Nora, wenn sie ihr Herz gegen ihn ausströmen ließ, hatte keine Ahnung von seinem herben, prosaischen Nothstand. Und so – und so – da Levy, dieses Urbild des prosaischen Lebens in seiner cynischsten Form, stets in der Nähe war – erschien allmählig das, was ein so reicher Erguß der Liebe war – die Klage über seine Abwesenheit, die Bitten um seine Rückkehr, die sanften Vorwürfe, wenn er einen Posttag versäumte, ihr auf ihre sehnächtigen Seufzer eine Antwort zu senden – dem verständigen, positiven Mann des wirklichen Lebens in dem Lichte kränklicher romanhafter Uebertreibung. Die glänzenden Pfeile flogen zu hoch gen Himmel, um nicht das so nahe der Erde aufgesteckte Ziel zu verfehlen. Es ist dies das gewöhnliche Loos aller überlegenen Naturen! Welch' ein Schatz – und wie unbedachtsam wurde er verschleudert!

»Da fällt mir ein,« sagte Levy eines Morgens, als er im Begriffe war, von Audley Abschied zu nehmen und in die Stadt zurückzukehren – »da fällt mir ein, daß ich heute Abend in die Nähe von Mrs. Egerton komme.«

*Egerton.* – »Sagen Sie Mrs. Bertram.«

*Levy.* – »Gut denn; ist sie etwa in Geldverlegenheiten?«

*Egerton.* – »Meine Gattin? Bis jetzt nicht. Ich muß vorher gänzlich zu Grunde gerichtet sein, ehe sie Noth leidet; und ständen die Sachen so, glauben Sie, ich wäre dann nicht an ihrer Seite?«

*Levy.* – »Ich bitte um Verzeihung, mein lieber Freund; Ihr Stolz als Gentleman ist so empfindlich, daß es für

einen Advokaten schwer hält, ihn nicht unbewußt zu verletzen. Ihre Gattin kennt also, den wirklichen Stand Ihrer Verhältnisse nicht?«

*Egerton.* – »Natürlich nicht. Wer wird einem Weibe Dinge anvertrauen, bei denen sie nichts thun kann, als uns höchstens noch mehr quälen?«

*Levy.* – »Wahn, und noch dazu einer Dichterin! Ich habe Sie abgehalten, Ihre Antwort auf Mrs. Bertram's letzten Brief zu beendigen. Kann ich ihn mitnehmen? Sie erhält ihn dadurch einen Tag früher – das heißt, wenn Sie nichts dagegen haben, daß ich heute Abend bei ihr vorsehe?«

*Egerton* (zu seinem unvollendeten Briefe zurückkehrend). – »Dagegen haben? Nein.«

*Levy* (sieht nach der Uhr). – »Machen Sie rasch, oder ich verfehle den Postwagen.«

*Egerton* (siegelt den Brief). – »Da. Ich bin Ihnen sogar dankbar, wenn Sie meine Frau besuchen. Ohne sie über meine Angelegenheiten zu beunruhigen, können Sie ihr doch sagen, Sie wüßten, daß mich wichtige Dinge gegenwärtig vollständig in Anspruch nehmen; dadurch mildern Sie vielleicht in etwas den übeln Eindruck meiner sehr kurzen Antworten auf –«

*Levy.* – »Auf diese über's Kreuz geschriebenen, sehr langen Briefe. Ich werde es thun.«

»Arme Nora!« sagte Egerton seufzend; »er wird denken, diese Antwort sei kurz und kalt. Setzen Sie ihr meine Entschuldigungsgründe freundlich auseinander, so, daß

sie auch für späterhin gelten können. Ich habe wahrhaftig nicht Zeit und bin auch nicht in der Stimmung zu Gefühlsergüssen, und das Wenige, was ich davon besaß, ist nahezu aus mir herausgezerrt. Doch liebe ich sie tief und innig.«

*Levy.* – »Das muß wohl der Fall gewesen sein; denn ich hätte mir nie träumen lassen, daß Sie die Welt einem Weibe opfern würden.«

*Egerton.* – »Ich mir auch nicht; aber,« setzte der starke Mann im Bewußtsein der Kraft, welche über die Welt unendlich mehr Herrschaft erringt, als das Wissen – der Kraft ruhigen Muthes, hinzu, »ich habe der Welt noch nicht entsagt. Dieser rechte Arm soll Nora und mich in die Höhe tragen.«

*Levy.* – »Gut gesagt! Vor der Hand aber versuchen Sie unter keinen Umständen, nach London zu gehen oder diesen Ort zu verlassen; denn solchenfalls – ich weiß es, würden Sie verhaftet, und dann Adieu Parlament und Carriere!«

Audley's stolze Züge verfinsterten sich. Wie der bestgelaunte Hund sich unmuthig von dem Steine wegwendet, den er aus einer Pfütze herausgeholt hat, so schleicht auch der Ehrgeiz muthlos bei Seite, wenn ihm in dem Augenblick, da er die Menschheit herausfordern will, die Worte ›Schande und Gefängniß‹ zugeflüstert werden.

An jenem Abende zeigte sich Levy bei Nora, setzte sich bei ihr durch Worte des Lobes über Egerton in Gunst und bahnte sich den Weg zu weiteren Besuchen, indem

er indirect demüthige Entschuldigungen über seine frühere Dreistigkeit einfließen ließ. War sie ja doch so allein und liebte es, Jemand zu sehen, der kurz vorher Audley gesehen hatte und ihr von *ihm* erzählen konnte. Nach und nach stahl sich der freundliche, ehrerbietige Besucher in ihr Vertrauen, und dann begann er mitten in seinen Lobeserhebungen auf Audley's überlegene Eigenschaften und Gaben die weltlichen Bestrebungen des jungen Gatten und die Sorge für seine Laufbahn hervorzuheben. Er that dies in so unbestimmter Weise, daß Nora unruhig wurde – er ließ durchblicken, daß, so theuer sie ihm sei, der Ehrgeiz ihm doch höher stehe. Nachdem er so den Weg geebnet hatte, begann er ein achtungsvolles Mitleid mit ihrer zweideutigen Stellung an den Tag zu legen, ließ Winke über Klatscherei und Verleumdung fallen und sprach die Furcht aus, daß die Anerkennung der Heirath für ihren guten Namen zu spät kommen könnte. Und was würden die Gefühle des stolzen Egerton sein, wenn seine Gattin von der Welt, auf deren Meinung er so großen Werth legte, ausgeschlossen wäre? Unbemerkt brachte er sie dahin, daß sie (wenn auch schüchtern) ihrer eigenen Furcht, ihrem eigenen natürlichen Verlangen in ihren Briefen an Audley Worte gab. Wann sollte ihre Ehe öffentlich bekannt werden? Oeffentlich bekannt werden! Audley fühlte, daß eine solche Ehe in einem solchen Augenblick bekannt machen, die letzte Aussicht auf Ruhm und Vermögen wegstoßen hieß. Und zu alledem Harley, der noch immer nicht von seiner wahnsinnigen

Liebe geheilt war! Levy sorgte dafür, daß er bei dem Eintreffen solcher Briefe an Audley's Seite sich befand.

Und jetzt that Levy in Ausführung seines Planes, diese beiden Herzen einander zu entfremden, weitere Schritte. Mittelst seiner verschiedenen Agenten gelang es ihm, in Nora's Umgebung die Verleumdungen auszustreuen, auf welche er hingedeutet hatte. Er veranstaltete, daß sie beim Ausgehen beschimpft, zu Hause durch den Hohn ihrer eigenen Dienerin beleidigt wurde und an ihrem verlassenen bräutlichen Herde voll Scham vor ihrem eigenen Schatten zitterte.

Inmitten dieser unerträglichen Pein erschien Levy wieder. Die Stunde seines Triumphes schlug. Er gab zu verstehen, daß er um die Erniedrigungen wisse, die Nora zu erleiden habe, drückte sein tiefes Bedauern aus und bot sich an, bei Egerton zu vermitteln, ›damit ihr Gerechtigkeit werde«. Er sprach in doppelsinnigen Phrasen, die ihr Ohr beleidigten und ihr Herz peinigten, und brachte sie dadurch so weit, daß sie Erklärungen von ihm verlangte. Jetzt nahm er ihr zuerst das feierliche Versprechen ab, das, was er ihr mittheilen werde, vor Audley zu verschweigen, und nachdem sie dieses Versprechen in einem wilden Zustande unbestimmter Angst gegeben hatte, sagte er mit schurkischer Heuchelei und scheinbar verlegenem Widerstreben, ›daß ihre Ehe nicht streng gesetzlich, daß nicht alle vorgeschriebenen Förmlichkeiten erfüllt seien, und daß Audley, ob mit oder ohne Absicht,

sich die Freiheit gesichert habe, die Ceremonie nicht anzuerkennen und die Braut zu verlassen.« Während sie betäubt und sprachlos stand vor einer Falschheit, welcher bei Nora's Unerfahrenheit die Kunst des Advokaten den Schein der Wahrheit zu verleihen wußte, beeilte er sich, in ihrem Gemüthe von Neuem die Erinnerung an Audley's Stolz, Ehrgeiz und Rücksicht auf weltliche Stellung zu wecken. »Hierin liegt für Sie die Schwierigkeit,« sagte er; »ich denke jedoch, ihn bestimmen zu können, daß er das Unrecht wieder gut mache und Sie endlich in Ihre Rechte einsetze.«

Jetzt brach Nora's Zorn los. Sie sollte an einen solchen Flecken in Audley's Ehre glauben?

»Aber wo war diese Ehre, als er seinen Freund betrog? Wußten Sie nicht, daß er von Lord L'Estrange beauftragt war, sich für ihn zu verwenden? Und wie entsprach er diesem Vertrauen?«

Für L'Estrange! Nora hatte sich hierüber seiner Zeit keine weiteren Gedanken gemacht. Während der plötzlichen Liebe, welche der ebenso plötzlichen Vermählung voranging, war ja (mit Ausnahme von Audley's erster schüchterner Anspielung auf Harley's Werbung und ihrer ruhigen kalten Antwort) über denselben so wenig zwischen ihnen gesprochen worden.

Levy nahm den Faden des Gesprächs wieder auf. Er verweilte lange bei dem Vertrauensbruche und fuhr dann fort: »In Egerton's Welt halten es die Männer für eine weit größere Unehre, einen Mann zu verrathen, als ein Weib zu betrügen; konnte Egerton das Eine thun, warum nicht

auch das Andere? Blicken Sie mich nicht so unwillig an. Stellen Sie ihn selbst auf die Probe; schreiben Sie ihm, daß die Verdächtigungen, unter welchen Sie leben, nicht länger zu ertragen seien – daß Sie selbst, so sehr sich Ihre Vernunft dagegen sträube, davon angesteckt werden – daß das Geheimhalten Ihrer Vermählung, seine verlängerte Abwesenheit, seine entschiedene, auf ungenügende Gründe gestützte Weigerung, Ihre Ehe bekannt zu machen, daß dies alles Sie mit einem schrecklichen Zweifel erfüllte. Bitten Sie ihn wenigstens, er möchte, wenn er die Verbindung noch nicht veröffentlichen wolle, Sie hinsichtlich der Gesetzlichkeit der Ceremonie beruhigen.«

»Ich will zu ihm,« rief Nora ungestüm.

»Zu ihm – in sein Haus? Welche Scene, welch' einen Scandal gäbe das! Er würde Ihnen nie verzeihen.«

»Dann will ich ihn bitten, zu mir zu kommen. Ich kann nicht so entsetzliche Worte schreiben, ich kann nicht – kann nicht. Gehen Sie, gehen Sie!«

Levy verließ sie und eilte zu zwei oder drei der am meisten drängenden Gläubiger Audley's, Männer, welche den Rathschlägen Levy's blindlings folgten. Er befahl ihnen, Audley's Wohnung augenblicklich mit Gerichtsdienern umstellen zu lassen, so daß Egerton, ehe er zu Nora gelangen konnte, im Gefängniß sitzen mußte. Nachdem er diese Vorkehrungen getroffen hatte, begab sich Levy selbst zu Audley und langte, wie gewöhnlich, ein paar Stunden vor Abgabe der Briefe bei ihm an.

Nora's Brief kam, und nie wurden Audley's ernste Züge finsterer, als beim Lesen dieser Zeilen. Dennoch beschloß er mit seiner gewöhnlichen Entschiedenheit, ihrem Wunsche zu willfahren; läutete und befahl seinem Diener, ihm andere Kleider zu besorgen und Postpferde zu bestellen.

Levy nahm ihn nun bei Seite und führte ihn an das Fenster.

»Blicken Sie dort hin, unter die Bäume. Sehen Sie diese Leute? Es sind Gerichtsdienere, und das ist der Grund, weshalb ich heute bei Ihnen bin. Sie können das Haus nicht verlassen.«

Egerton prallte zurück. »Und gerade jetzt dieser wahnsinnige Brief!« murmelte er und schlug mit der geballten Hand auf das offene Blatt, welches inmitten aller Schrecken eine solche Fülle von Liebe athmete.

O Weib, Weib! Wenn dein Herz tief und seine Saiten zart sind, siehe dich wohl vor, wie du den Mann liebst, dem Alles, was ihn von den schweren Sorgen dieser Werktagswelt abzieht, als Wahnsinn oder Thorheit erscheint. Er wird dein Herz brechen, dessen Saiten zerreißen und aus seinem zarten Bau jeden Ton verscheuchen, der jetzt noch die Luft zur Musik macht und zu den Accorden der Engelsharfen anschwillt.

»Sie hat schon einmal schriftlich bei mir angefragt,« fuhr Egerton fort, indem er ärgerlich mit ungleichen

Schritten das Zimmer durchmaß, »wann unsere Vermählung veröffentlicht werden könne, und ich glaubte, meine Antwort hätte jedes verständige Weib zufrieden stellen können. Aber das, das ist noch schlimmer, das übersteigt alles – sie zweifelt im Ernst an meiner Ehre! Sie hält mich, der ich solche Opfer gebracht, mich, Audley Egerton, einen englischen Gentleman, allen Ernstes für fähig, so niederträchtig sein zu können, daß –«

»Was?« unterbrach ihn Levy. »Daß Sie Ihren Freund L'Estrange verrathen konnten? Wußte sie denn *das* nicht?«

»Sir!« rief Egerton, blaß wie der Tod.

»Werden Sie nicht böse; in der Liebe, wie im Kriege ist jede List erlaubt, und L'Estrange wird Ihnen noch Dank wissen, daß Sie ihn von einer *mésalliance* bewahrt haben. Aber sind Sie wirklich erzürnt auf mich? Ich bitte, verzeihen Sie mir.«

Nicht ohne Schwierigkeit beruhigte der Wucherer den Sturm, den er in Audley's Gewissen heraufbeschworen hatte, und nun vernahm er mit gutgespieltem Erstaunen den wahren Inhalt von Nora's Brief.

»Es ist unter meiner Würde, ihr auf einen solchen Zweifel zu antworten, und noch mehr, ihn zu beseitigen,« sagte Audley. »Wäre ich bei ihr, Ein Blick des Vorwurfs würde genügen, aber mich hinsetzen und schreiben: ›Ich bin kein Schurke, und ich will es dir beweisen, daß ich keiner bin, – nie!«

»Sie haben vollkommen Recht; aber lassen Sie doch sehen, ob wir nicht Ihren Stolz und die Gefühle Ihrer Gattin

mit einander versöhnen können. Schreiben Sie ihr kurz: »Alles, was du von mir erklärt wissen willst, wird dir Levy, mein Anwalt, in meinem Auftrage sagen und erklären, und du darfst ihm Glauben schenken, wie mir selbst.«

»Ja, die arme Thörin verdient eine Züchtigung, und ich glaube, diese Antwort wird sie mehr strafen, als ein langer Verweis. Mein Geist ist so verstört, daß ich über diese leere Weiberfurcht und Laune kein Urtheil besitze. Da, ich habe nach Ihrem Rathe geschrieben. Geben Sie Ihr die Beweise, deren sie bedarf, und sagen Sie ihr, daß sie spätestens in sechs Monaten, komme was mag, den Namen Egerton tragen soll, wie sie künftig dessen Schicksal theilen wird.«

»Warum in sechs Monaten?«

»Das Parlament muß vor dieser Zeit aufgelöst sein. Entweder bekomme ich in demselben einen Sitz, welcher mich vor dem Schuldgefängnisse bewahrt, und habe ein Feld für meine Thätigkeit erobert, oder –«

»Oder was?«

»Oder ich verzichte auf allen Ehrgeiz und bitte meinen Bruder, mir bezüglich der Schulden, welche nach einem günstigen Verkauf meines gesammten Eigenthums noch übrig bleiben, seinen Beistand zu leihen – es können derer nicht viele sein. Er bat eine Pfründe zu vergeben, deren jetziger Inhaber alt und, wie ich höre, sehr krank ist. Ich kann mich ordiniren lassen.«

»Und zu einem Landpfarrer herabsinken!«

»Und Zufriedenheit lernen. Ich habe sie schon gekostet – aber freilich, da stand *sie* mir zur Seite. Setzen Sie ihr

alles auseinander. Dieser Brief ist, fürchte ich, unfreundlich – aber warum auch diese kränkenden Zweifel?«

Levy steckte den Brief hastig in sein Taschenbuch und nahm Abschied, indem er fürchtete, derselbe könnte wieder zurückgenommen werden.

Von diesem Briefe machte er einen solchen Gebrauch, daß Nora am Tage nach dessen Empfang Haus und Nachbarschaft verlassen hatte und spurlos verschwunden war. Von allen Schmerzen des Lebens ist keiner so scharf, so tief einschneidend, keiner, welcher die Vernunft in der ersten Zeit mehr tödtet und mehr dazu angethan ist, unsere ganze Organisation in *ein* verwundetes Herz umzuwandeln, als die Ueberzeugung, da betrogen zu sein, wo wir das ganze Kapital unserer Liebe niederlegten. In dem Augenblick, in welchem der Anker bricht, zieht der Sturm herauf, und die Sterne verschwinden in den Wolken.

Als Levy zurückkehrte, erfüllt von der schändlichen Hoffnung, welche seine Rache aufgestachelt hatte – der Hoffnung nämlich, daß wenn es ihm gelänge, Nora's Liebe zu Audley in Haß und Unwillen zu verkehren, er diesen herabgewürdigten und zerbrochenen Gott auch wieder aufstellen könnte, da war seine Bestürzung und sein Unmuth über ihre Abreise groß. Mehrere Tages lang suchte er vergebens ihre Spur. Er ging zu Lady Jane Horton – Nora war nicht bei ihr gewesen. Er scheute sich, Egerton unter die Augen zu treten. Gewiß hatte Nora an ihren Gatten geschrieben und ungeachtet ihres Versprechens seine eigene Falschheit aufgedeckt. Da indeß Tage vergingen, ohne daß sich eine Spur von ihr zeigte,

so blieb ihm keine andere Wahl, als sich nach Egerton-Hall zu begeben, wobei er jedoch Sorge trug, daß die Gerichtsboten noch auf ihren Posten waren. Audley hatte keine Zeile von Nora erhalten, und der junge Gatte war darüber erstaunt, betroffen, unruhig – aber er hatte keine Ahnung von der Wahrheit.

Endlich sah sich Levy genöthigt, Audley von Nora's Flucht zu unterrichten, indem er dem Vorfalle die ihm nöthig denkende Färbung gab. Ohne Zweifel war sie zu ihren Verwandten gegangen, um nach deren Rath Schritte behufs Veröffentlichung ihrer Ehe zu thun. Dieser Gedanke verwandelte Audley's erste Bestürzung in tiefen Groll. Er verstand Nora's Gemüth so wenig und war so sehr gewöhnt, die Dinge vom Standpunkt des sogenannten gesunden Menschenverstandes aus zu beurtheilen, daß er gar keinen andern Grund für ihre Flucht und für ihr Schweigen zu finden vermochte. Aber so ärgerlich ihm ein solches Vorgehen sein mochte, Egerton war zu stolz, um Gegenmaßregeln zu ergreifen. »Mag sie das Aergste thun,« sagte er kalt, seine Aufregung mit gewohnter Selbstbeherrschung niederkämpfend, »die Welt wird eine Woche lang viel darüber reden – meine Gläubiger werden nur desto gieriger auf ihre gehetzte Beute stürzen –«

»Aber eine Herausforderung von Lord L'Estrange?«

»Mag sie kommen,« antwortete Egerton und legte plötzlich die Hand auf das Herz.

»Was haben Sie? Fühlen Sie sich unwohl?«

»Ein sonderbares Gefühl hier. Mein Vater starb an einem Herzleiden, und ich selbst wurde einmal gewarnt,

mich während meines ganzen Lebens vor zu großer Gemüthsbewegung zu hüten. Damals lachte ich darüber. Gehen wir an die Arbeit.«

Als aber Levy fort war und Einsamkeit herrschte rings um den Mann mit der eisernen Maske, da ging ihm mehr und mehr das Verständniß eines schweren Verlustes auf. Nora's mildes, liebliches Antlitz trat aus den Schatten der verlassenen Wände heraus, ihr sanftes, nachgiebiges Temperament, ihr großherziger, sich selbst aufopfernder Geist kam wieder in seine Erinnerungen, und widerlegte den Gedanken, welcher ihr Unrecht that. Seine Liebe für eine kurze Zeit durch Geschäftssorgen zurückgedrängt, und, wenn auch ohne viel Weichheit des Gefühls, doch immer die beherrschende Leidenschaft seiner Seele, strömte zurück in all' sein Denken und erfüllte die Luft um ihn her mit besänftigendem Zauber. Im Dunkel der Nacht entkam er, unbemerkt von den Gerichtsdienern, und gelangte nach London. Er selbst stellte überall, wo er seine verlorene Gattin irgend zu finden hassen durfte, Nachforschungen an. Lady Jane Horton lag zu Bette, dem Tode nahe, unfähig auch nur einen Brief von ihm zu empfangen und zu beantworten. Er sandte heimlich nach Lansmere, ob Nora vielleicht zu ihren Eltern gegangen sei, Sie war auch dort nicht, und die Avenels glaubten sie nach bei Lady Jane Horton.

Jetzt erfaßte ihn ernstliche Besorgniß, und inmitten dieser Bedrängniß gelang es Levy, einen Haftbefehl wegen Schulden gegen ihn auszuwirken; doch blieb er nicht lange im Gefängnisse. Noch ehe die Schmach bekannt

wurde, waren die Befehle rückgängig gemacht – Levy's Anschlag vereitelt. Audley war frei. Lord L'Estrange hatte von dem Diener Audley's erfahren, was Letzterer ihm vor allen Andern verbergen wollte. Der großmüthige Jüngling, der außer dem von seinem Vater ihm ausgesetzten beträchtlichen Jahresgelde mit seiner Volljährigkeit Erbe eines unabhängigen, bedeutenden eigenen Vermögens wurde, borgte rasch Geld und bezahlte alle Schulden seines Freundes. Der Liebesdienst war gethan, ehe Audley es erfuhr oder es hindern konnte. Von da an folterte eine neue und kaum weniger peinigende Aufregung, als die über Nora's Verlust den Mann, der die Warnung der Wissenschaft belächelt hatte, und das seltsame Gefühl in der Gegend des Herzens machte sich mehr und mehr bemerkbar.

Und auch Harley suchte noch immer Nora, wollte nur von ihr reden und sah verstört und abgehärmt aus. Der Blütenstaub seiner Jugend war verflogen. Konnte Audley unter solchen Umständen zu ihm sagen: »Sie, die du suchst, gehört einem Andern an; deine Liebe ist ausgetilgt aus deinem Leben. Und vernimm zu deinem Troste, daß dein Freund zum Verräther an dir wurde!« Konnte Audley das sagen? Er wagte es nicht. Welcher von Beiden litt am meisten?

Diese beiden Freunde waren ungeachtet alter Verschiedenheit der Charaktere innig mit einander verbunden. Unzertrennlich in der Schule traten sie zusammen in die Welt mit einem Reichthum an offenem gegenseitigem

Vertrauen, welches sich seit ihrer Kindheit mit jedem Tage gemehrt hatte. Selbst jetzt noch, unter alten bangen Sorgen, fuhr Harley fort, für Egerton zu denken und Pläne zu machen, während selbst anklägerische Gewissensbisse und das Gefühl peinlicher Dankverpflichtung Audley's Liebe zu Harley, zu einer Art Verehrung für ein höheres Wesen vergeistigten, in die sich ehrerbietiges Mitleid mischte, welches sich sehnte zu sühnen – wieder gut zu machen – aber wie, o wie?

Die allgemeine Wahl stand vor der Thüre; und noch keine Nachricht von Nora! Levy hielt sich von Audley fern und setzte auf eigene Faust in der Stille seine Nachforschungen fort. Ein Sitz für den Flecken Lansmere wurde Audley geradezu aufgedrungen, nicht allein von Harley, sondern auch von dessen Eltern, und besonders von der Gräfin, welche in ihrem Herzen Nora's geheimnißvolles Verschwinden Audley's weisen Rathschlägen zuschrieb.

Anfangs widerstand Egerton dem Gedanken, eine neue Verpflichtung gegen seinen gekränkten Freund einzugehen; aber er brannte vor Begierde, wenigstens das Abtragen seiner Geldschuld eines Tages möglich zu machen; denn das Bewußtsein dieser Schuld demüthigte ihn mehr als alles Andere. Durch parlamentarische Erfolge konnte er ja mit der Zeit irgend eine gewinnreiche Stellung im Auslande erlangen und so im Stande sein, nach und nach diese Last von seinem Herzen und seiner Ehre entfernen. Eine andere Aussicht auf Rückzahlung schien ihm nicht vorhanden; er nahm deßhalb das Anerbieten

an und begab sich nach Lansmere. Sein kürzlich verheiratheter Bruder wurde eingeladen, daselbst mit ihm zusammenzutreffen, und ebenso war Miß Leslie dort, die reiche Erbin, von welcher Lady Lansmere heimlich hoffte, ihr Sohn Harley werde ihr sein Herz zuwenden, während diese, nicht weniger heimlich, seit langer Zeit das ihrige dem nichts ahnenden Egerton geschenkt hatte.

Indessen war die unglückliche Nora durch die List und die Vorstellungen Levy's getäuscht, und den Eingebungen ihres, dem Gefühl der Schande so leicht zugänglichen Herzen folgend, geflohen aus einer Heimathstätte, die sie für entweiht hielt – geflohen von einem Geliebten, dessen Macht über ihr Herz sie so gut kannte, daß sie fürchtete, er möchte sie sogar mit der Schande versöhnen – geflohen, um sich für immer vor Audley's Augen zu verbergen. Darum wollte sie nicht zu ihren Verwandten und ebensowenig zu Lady Jane gehen; es hätte dies einen Fingerzeig für ihre Verfolgung geben können. Eine italienische Dame von hohem Rang hatte während Nora's Aufenthalt bei Lady Jane diese besucht, Gefallen an Nora gefunden, und da sie auf den Rath ihres Gemahls, der vor ihr nach Italien zurückkehren mußte, eine Gesellschafterin mitnehmen wollte, mit Nora und Lady Jane Horton hierüber gesprochen. Nora war von Letzterer gedrängt worden, das Anerbieten anzunehmen und sich Harley's Verfolgung durch einen zeitweiligen Aufenthalt außer Landes zu entziehen. Nora hatte es damals abgeschlagen, denn sie hatte zu jener Zeit Egerton schon gesehen.

Zu dieser Dame ging sie jetzt. Das Anerbieten wurde mit der gewinnendsten Freundlichkeit wiederholt und mit leidenschaftlicher Verzweiflung erfaßt. Die Italienerin hatte jedoch Einladungen auf englische Landsitze angenommen, ehe sie nach dem Continente abreiste. In der Zwischenzeit fand Nora in einer stillen Wohnung einer entfernten Vorstadt, die ihr von einem englischen Diener der schönen Fremden empfohlen worden war, einen Zufluchtsort. So war sie zuerst in das Häuschen gekommen, in welchem Burley starb, und bald darauf verließ sie England in Gesellschaft jener Dame, ohne daß Lady Jane – ohne daß ihre Eltern jemals etwas davon erfuhren.

Diese ganze Zeit über befand sich das arme junge Geschöpf in einem moralischen Delirium, in einem wirren Fieber, verfolgt von Träumen, welchen sie vergebens zu entfliehen suchte. Tüchtige Psychologen behaupten, daß Wahnsinn bei Personen von stark ausgeprägter Einbildungskraft sehr selten vorkomme. Nichtsdestoweniger sind solche Personen einem vorübergehenden Seelenzustand unterworfen, während dessen die Urtheilskraft schläft und die Phantasie allein mit grausamer schrecklicher Tyrannei herrscht. Eine einzige Idee gewinnt die Oberhand, verdrängt alle andern und stellt sich allenthalben mit unerträglich blendendem Glanze in den Vordergrund. Nora hatte in dieser Zeit nur Sinn für den einzigen Gedanken: Flucht vor der Schande!

Als aber zwischen ihr und dem Geliebten die Wogen der See rollten, und Meile um Meile die Kluft immer mehr erweiterte, als neue Bilder auftauchten, das Fieber

abnahm und die Vernunft wiederkehrte – da trat auch der Zweifel an die Stelle der früheren Verzagtheit. War sie nicht zu leichtgläubig, zu voreilig gewesen? Thörin, Thörin! Konnte Audley ein so niederer Verräther sein? Wie schuldig war sie, wenn sie ihm Unrecht gethan hatte! Und mitten in dieser Umkehr ihrer Gefühle regte sich in ihr ein anderes Leben; sie sollte Mutter werden. Bei diesem Gedanken beugte sich ihre starke Natur, ihr Stolz kämpfte den letzten Kampf; sie wollte zurück nach England, Audley sehen, aus seinem Munde die Wahrheit hören, und, wenn die Wahrheit dem, was man sie glauben gelehrt, entspräche, nicht für sich, sondern für das Kind des Ungetreuen Schritte thun.

Wegen der kriegerischen Zustände auf dem Continente konnte sie ihren Vorsatz nicht sogleich ausführen, und verschiedene Hindernisse traten ihrer Rückreise störend in den Weg. Endlich jedoch gelangte sie in die Heimath und suchte das Vorstadthäuschen wieder auf, in welchem sie zuletzt vor ihrer Abreise aus England gewohnt hatte. Am Abend begab sie sich nach Audley's Hause in London, welches nur unter der Obhut einer Dienerin stand. Mr. Egerton war abwesend, fern in Wahlangelegenheiten, und Mr. Levy, sein Anwalt, frug täglich, ob Briefe für ihn eingelaufen seien. Nora fürchtete sich, Levy zu sehen, fürchtete sich, einen Brief zu schreiben, der ja durch seine Hände gehen mußte. War sie betrogen worden, so war sie es durch ihn und zwar absichtlich. Aber das Parlament war ja aufgelöst, die Wahlen mußten bald beendet sein, und in einer Woche wurde Mr. Egerton zurück erwartet.

So ging Nora zu Mrs. Godyer zurück und entschloß sich zu warten, in stummem Schmerze sich verzehrend. Vielleicht konnten ihr die Zeitungen sagen, wo Audley sich aufhielt; sie ließ dieselben kommen und studirte sie Tag für Tag.

Endlich eines Morgens fiel ihr Auge auf folgende Notiz:

»Graf und Gräfin Lansmere empfangen auf ihrem Landsitze ausgezeichnete Gesellschaft. Unter den Gästen befindet sich Miß Leslie, deren Reichthum und Schönheit in der vornehmen Welt so viel Aufsehen macht. Wir hören, daß diese Dame, zum Verdruß zahlreicher Bewerber aus unserer Aristokratie, Mr. Audley Egerton entschieden den Vorzug gibt. Genannter Gentleman bewirbt sich jetzt, als Anhänger der Regierung um die Vertretung von Lansmere, und sein Sieg gilt gesichert. Nach Ansicht seiner zahlreichen Freunde werden wenige neue Mitglieder sich als ein ebenso werthvoller Zuwachs für die ministerielle Partei erweisen, und eine glänzende Laufbahn läßt sich mit Gewißheit einem jungen Manne prophezeien, der um seines Talentes und Charakters willen so geschätzt ist, und von einem so ungeheuren Vermögen unterstützt wird, wie dasjenige ist, welches ihm in Kürze mit der Hand der ausgezeichneten Erbin zufallen wird.«

Wiederum brach der Anker – wieder nahte der Sturm – wieder verschwanden die Sterne. Nora stand von Neuem unter der Herrschaft eines einzigen Gedankens, gerade wie damals, als sie aus der bräutlichen Wohnung entwich. Damals wollte sie dem Geliebten entfliehen –

jetzt wollte sie ihn sehen. Wie das Opfer auf der Folterbank fleht, sofort zum Tode geführt zu werden, so gibt es Augenblicke, in welchen die Vernichtung aller Hoffnung dankenswerther erscheint, als die Qual der Ungewißheit.

### SIEBENZEHNTE KAPITEL.

Wenn in einem langen Diorama die Bilder feierlich an uns vorüberziehen, ist es zuweilen ein einzelner Gegenstand, der, vielleicht wegen des Gegensatzes zu dem Anblick stattlicher Häuserreihen oder des Laufes eines mächtigen Flusses, das Auge einen Moment fesselt und dann vorüberschwebt, indem er in unserem Gemüthe einen fremdartigen, unbehaglichen, nicht näher zu bestimmenden Eindruck hinterläßt.

Weshalb wurde uns der Gegenstand vorgeführt? An und für sich war er unbedeutend. Es war vielleicht eine zerbrochene Säule, ein einsamer Weiher, auf der ruhigen Oberfläche vom Monde bestrahlt; aber es flößt uns Scheu ein. Wir denken immer wieder daran, nachdem phantastische Gemälde des glänzenden Damascus, kolossale Pyramiden, die Bazars von Stambul oder lange Karavanen, die sich langsam durch Arabien's Sandwüsten bewegen, längst das bewundernde Auge gesättigt haben. Warum hat uns in der Schattenreihe ein Ding gefesselt, das, wäre es nicht so allein gestanden, so gewöhnlich gewesen wäre? Es muß ein geheimes Interesse daran haften. Sträubte sich dort etwa bei der Vorahnung von Unglück das wilde Haar eines Propheten? War es hier, daß Hagar die Klage ihres Kindes an der entrüsteten Brust stillte? O wie

gerne möchten wir den prunkvollen Zug zurückrufen, und den einsamen Gegenstand nochmals schauen, welcher der Hand des Künstlers so wenig werth schien, und fragen: »Warum bist du hier und warum lässest du uns keine Ruhe?«

Steige empor – steige noch einmal empor, du einsamer Baum an der einsamen Heerstraße, die sich weiter und weiter zu dem unbarmherzigen London hinzieht – steige empor mit deinen grünen Zweigen und den tiefen Rissen in deinem Herzen, und mit den Raben, den schwarzen Vögeln des Unheils und des Kammers, die ihr Nest mitten in das Laub deiner Zweige bauen und mit geräuschlosen Schwingen durch die Spalten deines Inneren niederflattern oder vielleicht im wachsenden Abenddunkel ihren Jungen locken!

Unter dem alten Baume neben John Avenel's Hause kauerte athemlos lauschend John Avenel's Tochter Nora. Als ihr der verhängnißvolle Zeitungsartikel, dessen lügenhafter Bericht wie Wahrheit klang, zu Gesicht kam, gehorchte sie dem ersten Gefühle ihres leidenschaftlichen Herzens, riß den Trauring von ihrem Finger und legte ihn nebst jenem Artikel in einen Brief an Audley – einen Brief, in welchem sie Verachtung und Stolz ausgedrückt zu haben glaubte, und der doch nur Eifersucht und Liede verrieth. Sie hatte keine Ruhe, bis sie den Brief unter Audley's Adresse bei Lord Lansmere eigenhändig in den Postschalter geworfen hatte. Kaum aber war er darin, so kam auch die Reue. Was hatte sie gethan? Sie hatte verzichtet auf das Geburtsrecht des Kindes, welches sie

in Bälde zur Welt bringen sollte – verzichtet auf ihre letzte Hoffnung in die Ehrenhaftigkeit ihres Geliebten – sie hatte ihr Lebenselement aufgegeben – und weshalb? Wegen eines Zeitungsartikels! Nein, nein, sie wollte selbst nach Lansmere in das Haus ihres Vaters! Sie konnte es ja ermöglichen, Audley zu sehen, noch ehe der Brief in seine Hände gelangte. Nicht sobald hatte sie diesen Entschluß gefaßt, als sie auch zu dessen Ausführung schritt. Sie fand einen offenen Platz in einem Wagen, der einige Stunden vor der Post von London abging und bis auf wenige Meilen Entfernung fuhr; diese Strecke legte sie zu Fuß zurück. Erschöpft, beinahe ohnmächtig kam sie endlich in die Nähe des väterlichen Hauses und stand stille; denn in dem kleinen Garten vor demselben saßen ihre Eltern. Sie hörte den Ton ihrer Stimmen, und plötzlich erinnerte sie sich ihrer veränderten Gestalt, ihres schrecklichen Geheimnisses. Wie sollte sie antworten auf die Frage: »Tochter, wo und wer ist dein Gatte?« Ihr Herz drohte zu brechen, und sie kroch zu dem Baume, um sich zu sammeln, um zu beobachten und zu lauschen. Sie sah die harten Züge ihrer haushälterischen, klugen Mutter, mit den tiefen Furchen darin, die von den Sorgen eines kummervollen Lebens zeugten, mit dem leicht erregbaren Temperament, mit dem warmen Sinne für Anstand und dem stolzen Selbstgeföhle. Das theure, strenge Gesicht schien ihr heute theurer, strenger, als je. Sie sah den behäbigen, sorglosen, gutgelaunten Vater, damals noch nicht der gelähmte Kranke, der unter Leonard's Lidern

Nora's Augen wieder erkannte, sondern munter und kräftig, der erste Ballschläger im Cricketclub, die Hauptstimme im Liederkranz, der populärste Stimmenwerber der Lansmere'schen constitutionellen Partei der ächten Blauen, der Stolz und der Abgott seines spröden calvinistischen Weibes. Nie hatten ihre fest geschlossenen Lippen auch nur einen frommen Tadel gegen den sorglos geselligen Mann ausgesprochen. Wie er so da saß – eine Hand in die Weste geschoben, das Profil der Straße zugewandt – und ein leichter Rauch spielend aus seiner Pfeife sich emporringelte, über welche sich seine Lippen schlossen, die, an mildes Lächeln und herzliches Lachen gewöhnt, widerwillig schienen, daß sie überhaupt sich schließen sollten – da konnte er in der That als das Musterbild eines vermöglichen Gewerbsmannes gelten, der sich zur Ruhe gesetzt hat, und, frei von der Qual, Geld zu erwerben, in voller Lebenslust das Vergnügen, Geld auszugeben, genießen kann.

»Ich muß gleich fort, Alte,« sagte John Avenel, »und nach drei schwankenden Wählern in der Fischgasse sehen; sie werden bald ihr Tagewerk gethan haben, und dann finde ich sie zu Hause. Sie reden, als ob es eine Opposition geben sollte, und ich weiß auch, daß der alte Smikes nach London gegangen ist, um dort einen Candidaten aufzutreiben. Wir dürfen nicht dulden, daß die constitutionellen Blauen von Lansmere sich von einem Londoner aus dem Felde schlagen lassen! Ha, ha, ha!«

»Aber Du bist doch wieder zu Hause, ehe Jane und ihr Mann Mark kommen? Wie konnte sie nur einen gewöhnlichen Zimmermann heirathen!«

»Ja,« sagte John, »er ist ein Zimmermann, aber er hat eine Stimme, und dies verstärkt das Ansehen der Familie. Wäre Dick nicht nach Amerika, so wären wir zu Drei. Aber Mark ist ein ächter guter Blauer. Ein Londoner, ein Gelber von London sollte unsern Lord und die Blauen schlagen! Ha, ha!«

»Aber John, dieser Mr. Egerton ist ja auch ein Londoner.«

»Das verstehst du nicht und schwatzt Unsinn. Mr. Egerton ist der Candidat der Blauen, die Blauen sind die Landpartei, also kann er kein Londoner sein. Er ist ein ungewöhnlich kluger, gut gewachsener hübscher junger Mann und noch dazu meines jungen Lords Busenfreund.«

Mrs. Avenel seufzte.

»Was hast du denn zu seufzen und den Kopf zu schütteln?«

»Ich dachte an unsere arme liebe Nora.«

»Gott segne sie!« rief John herzlich. Ein Rauschen ließ sich von dem alten hohlen Baume her vernehmen. »Ha, ha! Horch! Ich sprach so laut, daß die Raben aufgescheucht wurden.«

»Wie hat er sie geliebt!« sagte Mrs. Avenel nachdenklich. »Gewiß, er liebte sie, und es ist auch kein Wunder, denn sie sieht vom Kopf bis zu den Zehen wie eine Lady aus, und warum sollte sie denn nicht Mylady werden können?«

»Er? Wer denn? Ach das ist deine närrische Einbildung mit meinem jungen Lord. Ein gescheidtes Weib wie du – und solchen Unsinn. Ich bin froh, daß meine kleine Schönheit nach London und der Gefahr aus dem Wege gegangen ist.«

»John – John – John! Kein Unheil könnte je meiner Nora widerfahren, sie ist zu rein und gut, und hat zu viel Stolz in sich, um –«

»Um auf junge Lords zu hören, das hoffe ich auch,« sagte John; »und doch,« fuhr er nach einer Pause fort, »könnte sie wohl eine Lady abgeben. Mein Lord, der junge nämlich, nahm mich gestern sehr freundlich bei der Hand und sagte: ›Haben Sie neuerdings nichts von ihr gehört, ich meine von Miß Avenel?‹ Und seine glänzenden Augen waren voll Thränen, wie – wie die deinigen jetzt.«

»Nun ja, John, ja; fahre fort.«

»Das ist alles. Mylady kam dazu und zog mich mit sich weg, um über die Wahlen zu reden, und als ich gehen wollte, flüsterte sie: ›Gestatten Sie nicht, daß mein wilder Junge mit Ihnen über Ihre hübsche Tochter spricht. Wir müssen Beide darauf Bedacht nehmen, daß sie nicht in Schande kommt.‹ Schande! Das Wort machte mich für den Augenblick ganz ärgerlich. Aber Mylady hat ihre eigene Art und brachte mich bald wieder zurecht. Gleichwohl, meine ich, muß Nora den jungen Lord geliebt haben, nur war sie zu gut, um es ihm zu zeigen. Was sagst du dazu?« Und die Stimme des Vaters war nachdenklich.

»Ich hoffe, sie wird keinen Mann lieben, ehe sie ihn geheirathet hat; es schickt sich nicht, John,« sagte Mrs. Avenel, etwas gezwungen, obwohl sehr sanft.

»Ha, ha!« lachte John und klopfte sein zimpferliches Weib unter das Kinn, »so sprachst du nicht, als ich dir unter dem gestutzten Baume da, neben dem damals noch kein Haus stand, den ersten Kuß raubte.«

»Still, John, still!« und die gesetzte Frau erröthete wie ein Mädchen.«

»Pah,« fuhr John fröhlich fort, »ich sehe nicht ein, weißhalb wir einfachen Leute heiliger und spröder thun sollten, als unsere Vornehmeren. Da ist die hübsche Miß Leslie, die den Mr. Egerton heirathet – man sieht's ja deutlich genug, wie verliebt sie in ihn ist – und nicht einmal in der Kirche kann sie die Augen von ihm abwenden, ha! ha! Aber was zum Teufel haben die Raben?«

»Sie werden ein schönes Paar, geben, John; auch höre ich, hat sie schrecklich viel Geld. Wann soll denn die Hochzeit sein?«

»Es heißt, gleich nach den Wahlen, und eine feine Hochzeit wird es werden. Ich denke, der junge Lord wird Brautführer sein. Wir wollen unsere kleine Nora kommen lassen, daß sie die Festlichkeit mit ansieht.«

Aus den Zweigen des alten Baumes ertönte der Schrei eines verdammten Geistes, einer jener fremdartigen Klage töne menschlichen Todeskampfes, die, einmal gehört, nie mehr aus dem Gedächtnisse weichen. Es klingt wie die Wehklage der Hoffnung, wenn auch sie dem Uebermaß des Leidens entflieht und in dem endlosen Raume

entschwindet; es ist der Schreckensschrei der Vernunft, die vom Staube scheidet, der Seele, die sich vom Leben losringt. Einen Augenblick war alles stille – und dann folgte ein dumpfer, schwerer Fall.

Die Gatten starrten sich sprachlos an; dann schlichen sie dicht zur Umzäunung und schauten hinüber. Unter den Zweigen, an den knorrigen Wurzeln der Eiche sahen sie in grauen, unbestimmten Umrissen eine hingestreckte Gestalt. John öffnete das Thor und ging hinaus, die Mutter schlich an die Straße und stand still.

»Weib, Weib!« rief John Avenel von dem Baume her, »es ist unser Kind Nora! Unser Kind – unser Kind!«

Und während er sprach, flatterten aus dem grünen Laube die schwarzen Raben hervor, schlossen immer engere Kreise um die Stätte und riefen nach ihren Jungen!



Und als sie auf das Bett gelegt worden war, hieß Mrs. Avenel leise ihren Mann sich entfernen und mit geschlossenen Lippen und zitternden Händen begann sie das Kleid loszumachen, unter dessen Druck Nora's Herz krampfhaft schlug. John aber verließ in wirrer Bestürzung das Zimmer, setzte sich auf dem Treppenabsatz nieder und wußte kaum, ob er wache oder träume; ein eisiges Gefühl der Betäubung erfaßte ihn auf der einen Seite, sein Kopf wurde schwer und in seinen Ohren tönte ein dumpfes Geräusch. Plötzlich stand sein Weib neben ihm und sprach in sehr leisem Tone:

»John, lauf' zu Mr. Morgan, eile dich. Aber merke wohl, sprich mit Niemanden unterwegs. Fort, fort!«

»Stirbt sie?«

»Ich weiß nicht. Warum auch nicht vorher sterben?« murmelte Mrs. Avenel zwischen den Zähnen. »Doch, Mr. Morgan ist ein verschwiegener, freundlicher Mann.«

»Ein ächter Blauer!« stotterte der arme John wie geistesabwesend, und mit Mühe sich erhebend, starrte er einen Augenblick sein Weib an, schüttelte den Kopf und war fort.

Ein oder zwei Stunden später hielt vor Mr. Avenels Hütte ein kleines bedecktes Wägelchen, aus dem ein junger Mann mit blassem Gesichte und von magerer Gestalt, in die Sonntagsnacht eines Handwerkers vom Lande gekleidet, ausstieg; dann beugte sich ein einfaches, aber angenehmes, ehrbares Gesicht lächelnd zu ihm herab, und zwei Arme, die unter der Hülle eines rothen Mantels hervorkamen, boten ihm ein Kind hin, welches der junge Mann zärtlich in Empfang nahm. Der Säugling war übel gelaunt und sehr kränklich und fing an, zu weinen. Der Mann beschwichtigte ihn und wiegte ihn hin und her in einer Weise, die bewies, daß ihm diese Beschäftigung nichts Neues war.

»Er wird brav sein, wenn wir innen sind, Mark,« tröstete die junge Frau, während sie aus den Tiefen der Wagens einen großen Korb mit Geflügel und hausbackenem Brod hervor holte.

»Vergiß die Blumen nicht, die uns der Gärtner des Squires gegeben hat,« sagte Mark, der Dichter.

Ohne Hülfe ihres Mannes nahm die Frau Korb und Blumen heraus, ordnete ihren Mantel, strich das Kleid glatt und sagte: »Wie seltsam! Sie scheinen uns gar nicht zu erwarten, Mark. Das Haus ist ganz stille. Geh' und klopfen an, sie können noch nicht zu Bett gegangen sein.«

Mark klopfte an die Thüre – keine Antwort. Ein Licht glitt rasch an den Fenstern des oberen Stockes hin, aber Niemand zeigte sich. Mark klopfte nochmals. Ein Herr in geistlicher Tracht, welcher auf der andern Seite der Straße aus Lansmere Park kam, blieb bei dem zweiten, ungeduldigeren Klopfen Mark's stehen und sagte höflich

–  
»Seid Ihr nicht die jungen Leute, die mein Freund Avenel, wie er mir heute morgen sagte, zum Besuch erwartet?«

»Ja wohl, Mr. Dale,« sagte Mrs. Fairfield und machte ihren Knicks. »Sie erinnern sich meiner? Und dies hier ist mein lieber guter Mann.«

»Wie, der Dichter Mark?« frug der Pfarrer von Lansmere mit einem Lächeln. »Sind Sie gekommen, Spottlieder für die Wahl zu schreiben?«

»Spottlieder, Sir?« rief Mark beleidigt.

»Nun, auch Burns schrieb Spottlieder,« sagte der Pfarrer beruhigend.

Mark gab keine Antwort und klopfte von Neuem an die Thüre.

Dieses Mal erschien auf der Thürschwelle ein Mann, dessen Antlitz selbst im Scheine des Sternenlichtes stark geröthet war.

»Mr. Morgan!« rief der Pfarrer in liebender Besorgniß aus, »es ist doch Niemand krank hier, hoffe ich?«

»Sie sind es, Mr. Dale! Kommen Sie herein, ich habe mit Ihnen zu sprechen. Aber wer zum Geier sind diese Leutchen?«

»Sir,« sagte Mark und drängte sich durch die Thüre, »mein Name ist Fairfield, und mein Weib ist Mr. Avenel's Tochter.«

»O, Jane – und ihr Kind auch noch! Gut, gut! Treten Sie ein, aber leise, verstanden? Still, still – still wie der Tod!«

Die Gesellschaft trat ein, und hinter ihnen schloß sich die Thüre. Der Mond ging auf und beschien ruhig das schweigende Haus, die schlummernden Blumen des kleinen Gärtchens und den alten Baumstumpf mit seinem hohlen Inneren. Das Pferd am Wagen, welches vergessen worden war, träumte, und das Licht glitt noch zuweilen oben an den Fenstern hin und her. Dies waren die einzigen Lebenszeichen, außer, daß hin und wieder eine Fledermaus, von dem Lichtscheine, der durch die Fenster brach, angelockt, an die Scheiben stieß, dann, niedertauchend, die Nase des schlafenden Pferdes streifte und zuletzt lustig der Motte nachschuß, welche um das Rabennest in dem alten Baume herum flatterte.

## ACHTZEHNTE KAPITEL.

Diesen ganzen Tag über war Harley L'Estrange ungewöhnlich traurig und niedergeschlagen gewesen. Die Erinnerung an Szenen, welche sich mit Nora's Anwesenheit verknüpften, vermehrte noch die Düstlichkeit, die auf seinen Geist drückte, seit er sie aus dem Gesichte und nun auch jede Spur von ihr verloren hatte. In reuevoller Zärtlichkeit für den gekränkten Freund hatte Audley gegen Abend L'Estrange bewogen, den Park zu verlassen und sich nach einem einige Meilen entfernten Distriktorte zu begeben, um, wie Egerton vorgab, bei Erwerbung einiger wichtigen Wahlstimmen für ihn thätig zu sein. Die veränderte Umgebung, hoffte er, würde ihn aus seinen Träumereien wecken. Harley selbst war froh, den Gästen in Lansmere zu entfliehen, und willigte gerne ein. Er wollte diese Nacht nicht zurückkehren; denn da die entscheidenden Wähler entfernt und zerstreut wohnten, so konnte ihn das Geschäft für einen oder zwei Tage in Anspruch nehmen.

Sobald Harley fort war, versank Egerton in tiefes Sinnen. Es verlautete von einer unerwarteten Opposition. Seine Anhänger waren beunruhigt und ängstlich. Es war klar, daß der Einfluß von Lansmere, wenn angefochten, schwächer war, als der Graf glauben mochte; Egerton konnte bei der Wahl unterliegen. Was sollte dann aus ihm werden? Wie sollte er seine Gattin erhalten, auf deren Rückkehr zu ihm er fortwährend rechnete, und welche er dann auf jede Gefahr hin als solche anerkennen mußte?

An jenem Tage hatte er mit William Hazeldean über das Familienpatronat gesprochen. »Frieden, zum wenigsten,« dachte der ehrgeizige Mann, »ich werde Frieden haben!« Und der Squire hatte ihm für den Nothfall die Pfarrei versprochen, freilich nicht ohne geheime Unruhe, denn seine Carry machte bereits ihren ehrlichen Einfluß zu Gunsten des Gatten ihrer alten Schulfreundin, Mrs. Dale, geltend; und der Squire dachte, Audley werde nur einen gewöhnlichen Landpfarrer geben, Dale aber – wenn er nur ein wenig beleibter würde, als seine jetzige Pfarrei ihm zu sein erlaubte – ein Pfarrer, wie unter zehntausend kein Zweiter zu finden wäre. Während Audley sich zwar so auf das Schlimmste gefaßt machte, wendete er doch seine ganze Energie der glänzenderen Alternative zu, hielt Sitzung mit seinem Comite, studirte mit demselben die Wählerlisten und besprach sich über den Charakter, die politische Meinung und das lokale Interesse jedes einzelnen Wählers, bis die Nacht beinahe um war. Als er sich in sein Zimmer zurückzog, waren die Läden offen; er trat an das Fenster und betrachtete einen Augenblick den Mond. Bei diesem Anblick stieg der Gedanke an die verlorene, ferne Nora vor seiner Seele auf. Audley hatte, wie wir wissen, in seiner Natur wenig Romantik und Sentimentalität. Selten kam es ihm in den Sinn, nach dem Mond oder nach den Sternen zu sehen. Aber wenn je ein Hauch von Romantik sein hartes, starkes Gemüth erweichte, oder wenn je Mond und Sterne seinen Blick von der Erde hinweg zauberten, dann erblickte er Nora's

sinniges Gesicht, Nora's süße Liebesaugen in den Strahlen des Mondes und der Sterne; dann vernahm er Nora's zärtliche Stimme in dem Geflüster jenes unbestimmten Etwas, das wir Romantik nennen, und das nur der Klang der geheimnißvollen Poesie ist, die ewig in der Luft lebt, wenn wir nur auf sie hören wollten. Seufzend wandte er sich ab, kleidete sich aus, warf sich auf das Bett und löschte das Licht. Aber der Mond wollte durchaus das Gemach mit seinem Lichte erfüllen und hielt ihn eine Weile munter. Entschlossen kehrte Audley das Auge von dem ruhigen himmlischen Strahle ab gegen die unempfindliche blinde Wand zu und schlief ein. Im Schlafe aber war er bei Nora, wieder unter dem bescheidenen bräutlichen Dache. Noch nie in seinen Träumen war sie ihm so deutlich, so lebendig erschienen, ihre Augen auf die seinigen geheftet, die Hände nach ihrer Gewohnheit auf seiner Schulter in einander gefaltet, und mit weicher Stimme murmelnd: »Ist es denn mein Fehler gewesen, daß wir geschieden sind? Vergib, vergib mir!«

Und dem Schläfer schien es, als antworte er: »Scheide nie mehr von mir – nie, nie mehr!« und als beuge er sich wieder, die keuschen Lippen zu küssen, welche so zärtlich die seinigen suchten. Plötzlich hörte er ein Klopfen wie von einem Hammer – regelmäßig, aber sanft, schwach, gedämpft. Hörtest du je, lieber Leser, den Schlag des Hammers auf den Deckel des Sarges in einem Trauerhause, wenn der rücksichtsvolle Diener des Leichenbestatters fürchtet, die Ueberlebenden könnten es hören, wie er zwischen ihnen und dem Todten die

Scheidewand zieht? So erschien Audley der Ton – aber der Traum entschwand plötzlich. Er erwachte und vernahm wieder das Klopfen; es war Morgen. »Wer ist da?« rief er verdrießlich.

Eine leise Stimme von außen flüsterte: »Still, ich bin es; ziehen Sie sich rasch an, ich muß Sie sprechen.«

Egerton erkannte Lady Lansmere's Stimme. Erschrocken und beunruhigt sprang er auf, kleidete sich in Eile an und ging an die Thüre. Lady Lansmere stand außen, bleich und verstört; sie legte den Finger auf die Lippen und winkte ihm zu folgen. Mechanisch gehorchte er. Sie traten in ihr Ankleidezimmer, wenige Schritte von seinem eigenen Gemach entfernt, und die Gräfin schloß die Thüre ab.

Dann, ihre zarte, feste Hand auf seine Schulter legend, sprach sie mit unterdrückter, leidenschaftlicher Aufregung:

»O, Mr. Egerton, Sie müssen mir einen Dienst leisten, und zwar auf der Stelle – Harley, Harley, – retten Sie meinen Harley – gehen Sie zu ihm – hindern Sie ihn, hieher zurückzukehren – bleiben Sie bei ihm – verzichten Sie auf Ihre Erwählung – es ist ja nur ein Verlust von ein oder zwei Jahren Ihres Lebens – es wird sich Ihnen sonst Gelegenheit bieten – bringen Sie dieses Opfer für Ihren Freund.«

»Sprechen Sie – um was handelt es sich? Kein Opfer ist mir zu groß für Harley.«

»Dank, Dank! Ich wußte es ja. So gehen Sie augenblicklich zu Harley, halten Sie ihn, unter welchem Vorwande es sei, fern von Lansmere, bis Sie ihm die traurige Nachricht beibringen können – aber vorsichtig, in zarter Weise. O, wie wird er das ertragen – wie von dem Schlage sich erholen! Mein Sohn, mein armer Sohn!«

»Beruhigen Sie sich! Erklären Sie sich! Welche Nachricht soll ich ihm beibringen? Von welchem Schlage soll er sich erholen?«

»Richtig – Sie wissen es noch nicht – Sie hat jetzt nichts davon gehört. Nora Avenel liegt drüben in ihres Vaters Haus! – todt – todt!«

Audley wankte rückwärts, preßte die Hand auf das Herz und sank dann, wie von einem Blitzstrahle getroffen, in die Kniee.

»Mein Weib – meine Gattin!« murmelte er. »Todt – es kann nicht sein!«

Lady Lansmere war so erschrocken über diesen Ausruf, so betäubt von diesem völlig unerwarteten Geständniß und so gänzlich unvorbereitet auf den wilden Seelenkampf des Mannes, den sie immer so gemessen und kalt gesehen hatte, daß sie nicht im Stande war, zu besänftigen und zu erläutern, als er plötzlich wieder aufsprang, und das ganze Gefühl seines ewigen Verlustes auf sein Herz einstürmte.

Endlich bewältigte er seine Aufregung und hörte mit anscheinender Ruhe, schweigend und nur von Zeit zu Zeit nach Athem ringend, auf Lady Lansmere's Bericht.

Ein Gast des Hauses, eine Verwandte Lady Lansmere's, war Morgens gegen ein oder zwei Uhr plötzlich unwohl geworden; das Haus wird aufgestört, die Gräfin selbst geweckt und Mr. Morgan, der Hausarzt, herbeigeholt. Von ihm erfuhr sie, daß Nora Avenel spät Abends in ihr Vaterhaus zurückgekehrt, von einer Hirnentzündung erfaßt worden und in wenigen Stunden verschieden sei.

Audley hörte noch immer schweigend zu und schritt nach der Thüre.

Lady Lansmere faßte seinen Arm. »Wohin gehen Sie? Kann ich Sie jetzt noch bitten, meinem Sohne die Schreckensnachricht zu ersparen, da Sie selbst so schwer betroffen sind? Und doch, doch – Sie kennen sein hastiges, aufbrausendes Wesen – wenn er erfährt, daß Sie sein Nebenbuhler – ihr Gatte waren – Sie, auf den er so sehr vertraute! Was würde die Folge sein? – Ich zittere.«

»Zittern Sie nicht – ich zittere ja nicht! Lassen Sie mich gehen – ich werde bald zurück sein – und dann« (seine Lippen zuckten) – »dann wollen wir von Harley reden.«

Betäubt, mit schwindelndem Kopfe ging Egerton hinweg und schlug mechanisch quer durch den Park hindurch die Richtung nach John Avenel's Hause ein. Er war vor ein paar Tagen Formens halber genöthigt gewesen, dasselbe in Wahlangelegenheiten zu betreten, und es hatte seinen weltlichen Stolz empfindlich berührt, als er die Heimath, die Stellung und die Sitten der Eltern Nora's kennen lernte. Ja, er hatte sich gesagt: »Und das Kind solcher Leute muß ich, Audley Egerton, der Welt als meine Gattin vorstellen!« Heute – und wäre sie die Tochter

eines Bettlers, ja eines Verbrechers, gewesen, wie schaal und niedrig hätte ihm diese gefürchtete vornehme Welt gedäucht, wenn er im Stande gewesen wäre, sie in das Leben zurückzurufen! Zu spät – zu spät! Die Thautropfen glitzerten in der Sonne, die Vögel sangen über seinem Haupte, rings um ihn erwachte Leben, nur sein eigenes Herz war wie ein Beinhaus. Nichts darin als der Tod und die Todte – nichts! Er kam an die Thüre, sie war offen; er rief, Niemand antwortete; er stieg die enge Treppe hinauf, ungestört, ungesehen; er trat in die Kammer des Todes. Dem Bette gegenüber saß John Avenel, aber, wie es schien, in tiefem Schlafe versunken. In der That hatte ihn eine Lähmung getroffen, aber weder er selbst, noch irgend sonst Jemand wußte es. Wer konnte an den starken, gesunden Mann in einem solchen Augenblick denken? Nicht einmal sein armes, bekümmertes Weib. Er war als Hüter des Hauses zurückgelassen worden, um die Todte zu bewachen – er, der bewußtlose, durch eine unsichtbare, eisige Hand der Empfindung beraubte Mann. Audley schlich zum Bette und hob das Tuch, welches über das bleiche, stille Antlitz gelegt war, in die Höhe. Was in jener Minute die er dort verweilte, in ihm vorging, wer vermag es zu sagen? Aber als er das Gemach verließ und langsam die Treppe hinabstieg, da ließ er Liebe und Jugend, alle die süßen Hoffnungen und Freuden menschlichen Familienlebens hinter sich – für immer, für immer.

Er kehrte zu Lady Lansmere zurück, die seine Ankunft mit zitternder Unruhe erwartete.

»Jetzt,« sagte er trocken, »will ich zu Harley gehen und ihn abhalten, hierher zu kommen.«

»Sie haben ihre Eltern gesehen. Gütiger Himmel, wissen dieselben um Ihre Vermählung?«

»Nein, Harley muß sie zuerst erfahren. Bis dahin Schweigen!«

»Schweigen!« wiederholte Lady Lansmere, und ihre brennende Hand ruhte in derjenigen Audley's – Audley's Hand war kalt wie Eis.

In der nächsten Stunde hatte Egerton das Haus verlassen, und noch vor Mittag war er bei Harley.

Es ist hier eine Erklärung nothwendig, wie es kam, daß mit Ausnahme des armen gelähmten Vaters, die gesammte Familie Avenel von Hause abwesend war.

Nora war während der Geburt ihres Kindes im Fieberwahnsinn gestorben. In ihrem Delirium hatte sie von Schande, von Entehrung gesprochen und an ihrem Finger fehlte der heiligende Trauring. Ungeachtet ihres Schmerzes ging doch Mrs. Avenel's Trachten vor allem dahin, den guten Namen ihrer verlorenen Tochter, die unbefleckte Ehre aller lebenden Avenels zu retten. Keine Matrone, nicht der Abkömmling einer langen Reihe von Königen und Rittern, besaß einen zäheren Stolz auf Namen und Charakter, als die unscheinbare, pünktliche, calvinistische Bürgersfrau. »Der Kummer später, jetzt die Ehre!« Mit harten, trockenen Augen sann und sann sie nach und machte ihren Plan. Jane Fairfield sollte das Kind sofort, ehe der Tag graute, mitnehmen und mit ihrem eigenen auferziehen. Mark sollte sie begleiten,

denn Mrs. Avenel fürchtete, sein wilder Schmerz möchte ihn zu Unvorsichtigkeiten verleiten. Sie selbst wollte ein Stück Weges mit ihnen gehen, um ihnen gebieterisch oder mit Vernunftsgründen Stillschweigen anzuempfehlen. Nach Hazeldean aber konnte sie mit einem zweiten Kinde nicht zurückkehren – Jane mußte an einen Ort, wo sie Niemand kannte; die zwei Kinder konnten als Zwillinge gelten. Und Mrs. Avenel, obwohl von Natur eine menschenfreundliche Frau, mit einem Mutterherzen für Kinder, blickte doch mit beinahe frohlockender Strenge auf Jane's winzigen Säugling und dachte bei sich: »Jede Schwierigkeit wird gehoben sein, wenn nur noch *Eines* da ist. Nora's Kind könnte dann während seines ganzen Lebens als dasjenige Jane's gelten.«

Die Bewahrung des Geheimnisses begünstigte der Umstand, daß die Avenels keinen eigenen Dienstboten, sondern nur zur Aushülfe einen Knecht hielten, welcher den Tag über auf ein paar Stunden kam und Nachts zu Hause schlief. Auf Mr. Morgan's Verschwiegenheit bezüglich der wahren Ursache von Nora's Tod konnte Mr. Avenel rechnen. Und aus welchem Grunde hätte Mr. Dale die Schande der Familie enthüllen sollen? Heute noch oder spätestens morgen wollte sie ihren Gatten veranlassen, sich auf kurze Zeit zu entfernen, weil bei ihm jetzt noch der Kummer größer war, als der Stolz, und er deshalb in seinem Schmerz den wahren Sachverhalt ausplaudern konnte. Sie allein wollte dann im Hause des Todes bleiben, bis sie versichert wäre, daß allen Anderen die Klugheit Schweigen auferlegen würde. Ja, sie fühlte, daß bei

gehöriger Vorsicht die Ehre des *Namens* gerettet war. Und so trieb und drängte sie Mark und sein Weib eilends hinweg, setzte sich zu ihnen in den bedeckten Wagen, der sie alle drei verbarg, und ließ auf einige Stunden das Haus und die Todte unter dem Schutze ihres Mannes zurück, der zu allen ihren Ermahnungen mit dem Kopfe nickte, aber sie nicht hörte. Sollen wir diese Frau für gefühllos und roh halten? Hätte Nora vom Himmel herab in das Herz ihrer Mutter geblickt, sie würde nicht so gedacht haben. Ist erst der Grabstein über den Staub gelegt, dann ist der gute Name immer noch ein Gut auf Erden; auf Erden ist er ohnehin unser einziges Gut. Besser, unsere Freunde bewahren und diesen Schatz, als daß sie hinsitzen und über zerbrechlichen Thon weinen. Und weinen – o strenge Mutter, lange Jahre bleiben dir zum Weinen! Keine Thränen, um Nora vergossen, machten tiefere Furchen in die Wangen, als die deinigen! Und doch, wer sah sie je fließen?

Harley war höchst überrascht, Egerton zu sehen, und noch mehr, als ihm dieser mittheilte, er stoße auf Opposition, er habe keine Aussicht, in Lansmere zu siegen, und sei darum entschlossen, von dem Kampfe zurückzutreten. Er schrieb auch in diesem Sinne an den Grafen; aber die Gräfin kannte den wahren Grund und gab ihrem Gatten einen Wink, so daß, wie wir zu Anfang dieser Erzählung gesehen haben, Egerton's Sache durch das Erscheinen des Kapitän Dashmore im Flecken keineswegs Schaden litt und Audley, Dank den Bemühungen und Reden Mr. Hazeldean's, mit zwei Stimmen – John Avenel's

und Mark Fairfield's Stimmen siegte. – Denn obwohl Ersterer auf ärztlichen Rath eine Ortsveränderung in die Nachbarschaft vorgenommen und ihn seine Krankheit in Beziehung auf andere Dinge so lenksam wie ein Kind gemacht hatte, so wollte er doch hören, wie die Blauen sich hielten, und das Bett verlassen, um sein Wort zu halten. Selbst seine Frau sagte: »Er hat Recht – besser sterben, als sein Wort brechen!« Die Menge machte Platz, als der Mann, den sie noch vor wenigen Tagen so munter und gesund gesehen hatte, jetzt gelähmt in einem Stuhle zu der Wahlurne getragen wurde und mit seiner zitternden Stimme sagte: »Ich bin ein ächter Blauer – blau für immer!«

Wahlen sind ein wunderbares Ding! Wer noch nie eine solche mit angesehen hat, der kann nicht begreifen, wie der Eifer bei denselben über Krankheit, Kummer und das alltägliche Privatleben triumphirt. Von Lansmere Park traf Nora's letzter Brief bei Audley ein. Der Postbote hatte ihn eine oder zwei Stunden nach dessen Abreise gebracht. Der Trauring fiel auf den Boden und rollte unter seine Füße. Diese verzehrend leidenschaftlichen Vorwürfe, dieser Zorn der verwundeten Taube erklärten ihm das Geheimniß ihrer Heimkehr, ihrer ungerechten Vermuthungen, die Ursache ihres Todes, welchen er noch immer einer durch Aufregung und Ermüdung herbeigeführten Gehirnentzündung zuschrieb. Denn Nora sprach nicht von dem Kinde, welches sie in Bälde zur Welt bringen sollte; sie dachte nicht hieran, als sie schrieb; denn

sonst hätte sie gar nicht geschrieben. Nach Empfang dieses Briefes hielt es Egerton in dem trübseligen Dorfe allein mit Harley nicht länger aus. Er erklärte kurzweg, er müsse nach London, und bestimmte L'Estrange, ihn dahin zu begleiten. Als er sodann von Lady Lansmere erfuhr, daß das Begräbniß stattgefunden habe, setzte er Harley mit todesblassen Lippen, die Hand auf's Herz gepreßt, gegen welches sein Erbübel rasch einstürmte, vor der schrecklichen Wahrheit, daß er nicht mehr sei, in Kenntniß. Die Wirkung dieser Mittheilung auf Gesundheit und Gemüth des jungen Mannes war zermalmender noch, als Audley vermuthet hatte. Von Trauer erwachte er nur zu Selbstverwürfen. »Wäre nicht meine wahnsinnige Leidenschaft gewesen,« sagte der edelgesinnte Harley, »und meine ungestüme Verfolgung, nie hätte sie ihr sicheres Asyl, ja nie ihren Heimathsort verlassen. Und dazu der Widerstreit zwischen ihrem Pflichtgefühl und ihrer Liebe zu mir! O, ich verstehe alles – alles! Wäre ich nicht gewesen, sie wäre noch am Leben!«

»O, nicht doch!« rief Egerton, und das Geständniß trat auf seine Lippen. »Glaube mir, sie hat dich nie so geliebt, wie du denkst. Nein, nein, höre mich! Glaube lieber, sie habe einen Anderen geliebt – sei mit ihm entflohen – vielleicht mit ihm verheirathet gewesen und –«

»Halt ein!« rief Harley mit einem furchtbaren Ausbruch der Leidenschaft, »du tödtest mir sie zwei Mal, wenn du das sagst. Ich fühle noch immer, daß sie lebt – hier in meinem Herzen lebt – während ich träume, daß sie mich liebte – oder wenigstens, daß keiner anderen

Lippe der Kuß zu Theil wurde, welchen sie der meinen verweigerte! Aber wenn du mir sagst, ich solle hieran zweifeln – du, du« – des Jünglings Schmerz war zu heftig für seinen Körper, er fiel plötzlich rückwärts in Audley's Arme; ein Blutgefäß war ihm gesprungen. Mehrere Tage schwebte er in großer Gefahr, aber seine Augen hafteten fortwährend mit ausdrucksvollem, gespanntem Blicke auf Audley. »Sage mir,« murmelte er – auf die Gefahr hin, einen neuen Anfall, ja augenblicklichen Tod herbeizuführen, »sage mir, du habest das nicht gemeint. Sage mir, du habest keinen Grund, zu glauben, dafür sie einen Anderen liebte, einem Anderen angehörte!«

›Ruhig, ruhig – nein, keinen Grund – keinen, keinen. Es sollte dich nur trösten, wie ich mir einbildete – Thor, der ich war! Das ist alles,« rief der unglückliche Freund. Von dieser Stunde an verzichtete Audley auf den Gedanken, sich in seinen eigenen Augen zu rechtfertigen, und ergab sich stumm in sein Schicksal, die lebendige Lüge zu sein – er, der stolze Gentleman! Während Harley noch immer sehr schwach und leidend war, kam Mr. Dale nach London und ließ sich bei Egerton melden. Der Pfarrer hatte Mrs. Avenel nur unter Einer Bedingung Schweigen gelobt, nämlich, daß hieraus kein entschiedener Nachtheil für Nora's lebenden Sohn erwachse. Wenn sie nun doch verheirathet gewesen wäre! Wenigstens den Namen des Vaters des Kindes sollte man erfahren! Es könnte ja ein Tag kommen, an welchem es einen Vater nöthig hatte. Mrs. Avenel mußte sich diese Vorbehalte gefallen lassen. Gleichwohl bat sie Mr. Dale, keine Nachforschungen

anzustellen. Was konnten sie helfen? Wenn Nora verheirathet gewesen war, so würde sich ihr Gatte aus freien Stücken nennen; war sie verführt und verlassen worden, so würde es bis jetzt vor Schimpf gesichert, ihr Andenken nur entehren, wenn man den Vater eines Kindes auffände, von dessen Existenz die Welt noch nicht einmal etwas wisse. Diese Einwände brachten den guten Pfarrer in große Verlegenheit. Aber Jane Fairfield glaubte zuversichtlich an die Unschuld ihrer Schwester, und ihr Verdacht richtete sich natürlich auf Lord L'Estrange. Vielleicht waren dies auch Mrs. Avenel's Gedanken, obwohl sie dieselben nie gestand. Mr. Dale war von der Richtigkeit dieser Verdachtsgründe vollkommen überzeugt: des jungen Lords Bewunderung und Lady Lansmere's Befürchtungen waren für ihn, der so oft den Port besuchte, kein Geheimniß geblieben; Harley's plötzliche Abreise, gerade vor Nora's Rückkehr, Egerton's rascher Rücktritt von der Wahlbewerbung, ehe noch eine Opposition sich geltend machte, um gerade an Nora's Todestage seinen Freund aufzusuchen – das alles bestärkte ihn in dem Glauben, nur Harley könne der Verführer oder der Gatte sein. Vielleicht hatte – wahrscheinlich außer Landes – eine heimliche Trauung stattgefunden, weil Harley bis zu seiner Mündigkeit noch ein paar Jahre fehlten. Er wollte es wenigstens versuchen, Lord L'Estrange zu sehen und auszuforschen, und da er hieran durch Harley's Krankheit verhindert wurde, so entschloß er sich zu einer Unterredung mit Egerton, um zu sehen, wie weit er in das Geheimniß eindringen könne. Die hohe Achtung, welche

sich letzterer Gentleman erworben hatte, und sein bekannter hoher Sinn für Wahrheit und Ehre bestimmten den Pfarrer zu diesem Schritte. Demgemäß besuchte er Egerton, in der Hoffnung, dem neuen Mitgliede für Lansmere auf diplomatische Weise eine, für die Familie der beiden Wähler, die ihm seine Mehrheit von zwei Stimmen verschafft hatten, vortheilhafte Kunde zu entlocken.

Er erwähnte als rührende Thatsache, wie der bedauernswerthe John Avenel, obgleich durch den Verlust seines Kindes und in Folge des Schlaganfalls in seinen Gliedern gelähmt und an seinem Geiste geschwächt, doch sich vom Bette erhoben habe, um sein Wort zu halten. Und da Audley's Bewegung so tief und aufrichtig schien und ein so gutes Herz verrieth, so ging er allmählig weiter, sprach von seinem Verdachte, Nora möchte verführt worden sein, dann von seinen Hoffnungen, daß eine heimliche Ehe stattgefunden habe, und endlich, als Audley mit eiserner Selbstbeherrschung gerade nur das nöthige Maß von Theilnahme zeigte, berichtete er so lange fort, bis Audley erfuhr, daß er Vater sei.

»Forschen Sie nicht weiter nach!« sagte der Weltmann. »Achten Sie die Gefühle und Wünsche von Mrs. Avenel, ich bitte Sie darum; sie sind die richtigen. Ueberlassen Sie mir das Uebrige. In meiner Stellung – ich meine als Bewohner London's – vermag ich ruhig und leicht mehr auszukundschaften, als Sie, ohne einen Scandal hervorzurufen. Kann ich dieser – dieser – armen – armen –« (seine Stimme bebte) – »dieser unglücklichen Mutter oder dem lebenden Kinde zu ihrem Rechte verhelfen, so sollen

Sie früher oder später von mir hören; wenn nicht, dann begraben Sie dieses Geheimniß da, wo es jetzt ist, in dem Grabe, welches die Verleumdung nicht erreicht hat. Aber das Kind – geben Sie mir die Adresse, wo es zu finden ist – für den Fall, daß ich den Vater entdecken und sein Herz erweichen sollte.«

»Mr. Egerton, vielleicht kann ich sagen, wo Sie ihn finden können, und wer er ist.«

»Sir!«

»Werden Sie nicht ungehalten; zudem kann ich nicht von Ihnen verlangen, daß Sie das Vertrauen täuschen sollen, welches ein Freund in Sie gesetzt haben mag. Ich weiß, wie Ihr Männer von hohem Ehrgefühl zu einander haltet – auch wenn Einer davon gesündigt hat. Nein, nein, ich bitte um Verzeihung; ich lasse alles in Ihren Händen. Ich werde also von Ihnen hören?«

»Wenn nicht, dann seien Sie versichert, daß alle Nachforschungen erfolglos sind. Ein Freund! wenn Sie damit Lord L'Estrange meinen – er ist unschuldig. Ich – ich – ich –« (stotternd) –»bin überzeugt davon.«

Der Pfarrer seufzte, gab aber keine Antwort. »O ihr Weltmenschen!« dachte er, gab die Adresse, um welche ihn das Mitglied für Lansmere gebeten hatte, ging seines Weges und hörte nie wieder von Audley Egerton. Er glaubte fest, daß der Mann, der ein so tiefes Gefühl zeigte, vergebens an Harley's Gewissen appellirt habe oder es für das Beste halte, den auf Nora's Namen ruhenden Frieden nicht zu stören und die Sorge für das Kind ihren Verwandten und dem Himmel zu überlassen.

Harley L'Estrange, kaum hergestellt, eilte auf den Continent und trat in die Armee, um den Tod zu suchen, der, wie sein Halbbruder, selten kömmt, wenn man ihn ruft.

Kaum war Harley fort, so begab sich Egerton in das ihm von Mr. Dale bezeichnete Dorf, um Nora's Kind ausfindig zu machen. Aber hier verfiel er auf einen Irrthum, der wesentlich auf seine eigene Lebensbahn und auf Leonard's künftige Geschicke einwirkte. Mrs. Fairfield hatte nämlich auf Anrathen ihrer Mutter in dem Dorfe, wohin sie mit den zwei Kindern gegangen war, einen anderen Namen angenommen, so daß ihre Verwandtschaft mit der Familie Avenel nicht ermittelt werden und zu Nachfragen und Geklatsch keinen Anlaß geben konnte. Kummer und Aufregung hatten die Nahrungsquelle in ihrer Brust versiegen gemacht; sie vertraute deshalb Nora's Kind der Pflege einer etwas entfernt vom Dorfe wohnenden Pächterin an und wechselte ihre bisherige Wohnung, um dem Kleinen näher zu sein. Ihr eigenes Kind war so schwach und kränklich, daß sie sich nicht entschließen konnte, es in fremde Pflege zu geben. Sie versuchte, es mit künstlicher Nahrung aufzuziehen, aber das arme Kind zehrte bald ab und starb. Sie und Mark konnten den Anblick des Grabes ihres Lieblings nicht ertragen und eilten, nach Hazeldean zurückzukehren, wohin sie Leonard mitnahmen, der von nun an für ihren verstorbenen Sohn galt.

Als Egerton in das Dorf kam und nach der Frau fragte, deren Adresse er erhalten hatte, wurde er in das Haus gewiesen, in welchem sie zuletzt gewohnt hatte, und hörte hier, sie sei vor einigen Tagen weggezogen – am Tage nach der Beerdigung ihres Kindes. Ihr Kind begraben! Egerton forschte nicht weiter nach und erfuhr somit nichts von dem Kinde, welches in Pflege gegeben worden war. Langsam ging er auf den Friedhof und betrachtete während einiger Minuten den frisch aufgeworfenen, kleinen Grabhügel; dann preßte er die Hand auf das Herz, welchem jede Aufregung untersagt war, stieg wieder in seinen Wagen und kehrte nach London zurück. Der einzige Grund zu Veröffentlichung seiner Ehe schien jetzt weggefallen zu sein. Nora's Name war vorwurfsfrei geblieben. Ja, hätte ihn auch nicht seine peinliche Stellung zu Harley genöthigt, sein Geheimniß zu bewahren, so hätte der weise und hochmüthige Sohn der Welt doch noch andere vollwichtige Gründe, eine ihm nachtheilige und thörichte Heirath nicht offen anzuerkennen – jetzt, da Niemand mehr lebte, dem durch die Verheimlichung ein Unrecht geschah.

Audley nahm daher mechanisch sein früheres Leben wieder auf und bestrebte sich, seine Gedanken wieder den großen Zielen ehrgeiziger Männer zuzuwenden. Seine Armuth drückte ihn noch immer; seine Geldschuld an Harley riß seinem eigenthümlichen Ehrgefühl fortwährend neue Wunden. Er sah kein anderes Mittel, seine Güter schuldenfrei zu machen und seinem Freunde das Geliehene zurückzuerstatten, als eine reiche Heirath.

Erstorben für die Liebe, faßte er die sich ihm bietende Aussicht zuerst mit Widerwillen, dann mit apathischer Gleichgültigkeit in das Auge. Levy, von dessen Verräthelei gegen ihn selbst und Nora er keine Ahnung hatte, besaß noch immer jene Macht über ihn, welche ein Geldborger nie einem Manne gegenüber verliert, der Schulden gehabt hat, noch hat oder auf's Neue zu machen in die Lage kommen kann. Leyy drängte ihn unaufhörlich, um die reiche Miß Leslie anzuhalten; Lady Lansmere that das Nämliche, um ihn, wie sie dachte, für seinen häuslichen Verlust zu entschädigen und Harley schrieb ihm unter dem Einfluß seiner Mutter in gleichem Sinne vom Continent aus.

»Ordnen Sie die Angelegenheit, wie Sie wollen,« sagte Egerton zuletzt zu Levy; »aber so, daß ich nicht der Pensionär eines Weibes bin.«

»Halten Sie für mich an, wenn Sie wollen,« sagte er zu Lady Lansmere; »ich kann nicht den Hof machen, nicht von Liebe reden.«

Auf die eine oder andere Weise kam die Heirath mit allen ihren großen Vortheilen für den ruinirten Gentleman zu Stande, und Egerton war, wie wir gesehen haben, vor der Welt der artige, würdevolle Gatte – verbunden mit einer Frau, welche ihn anbetete. Es ist das gewöhnliche Schicksal von Männern, wie er, daß sie zu sehr geliebt werden.

Als sie auf dem Todtenbette lag, wurde sein Herz von dem melancholischen Vorwurf seiner Gattin gerührt:

»Nichts, was ich für dich thun konnte, hat mir deine Liebe erworben!«

»Es ist wahr,« antwortete Audley mit Thränen in Augen und Stimme, »die Natur hat mir nur eine geringe Summe von dem verliehen, was Frauen wie du, ›Liebe‹ nennen, und ich habe sie völlig vergeudet.« Und nun erzählte er ihr, wenn auch nicht ganz rückhaltslos einen Theil seines früheren Lebens, und dies besänftigte sie; denn als sie sah, daß er geliebt *hatte* und des Schmerzes fähig war, da that sie einen Blick in das menschliche Herz, wie nie zuvor. Sie starb, indem sie ihm verzieh und ihn segnete.

Audley's Lebensgeister wurden durch diesen neuen Verlust noch gedrückter. Er beschloß innerlich, nie wieder zu heirathen. Anfangs hatte er den flüchtigen Gedanken, seine Ausgaben zu beschränken und den jungen Randal Leslie zu seinem Erben einzusetzen; als er aber zum ersten Male den gewandten Schüler von Eton sah, fühlte er sich nicht zu ihm hingezogen, obwohl sein Verstand Randal's Talente und dessen lebhaften Geist würdigte. Er begnügte sich mit dem Vorsatze, dem jungen Mann vorwärts zu helfen und alles das zu thun, was die Gerechtigkeit für den entfernten Verwandten seiner verstorbenen Frau zu thun gebot. Stets sorglos und verschwenderisch in Geldangelegenheiten, großmüthig und fürstlich – nicht weil es ihm Freude machte, Anderen einen Dienst erweisen zu können, sondern weil er dasjenige, was er sich selbst und seiner Stellung schulde, von dem Standpunkte eines *Grand Seigneur* aus beurtheilen

zu müssen glaubte – hatte Audley eine traurige Entschuldigung für die rücksichtslose Verschwendung des bedeutenden Vermögens, das ihm zur Verfügung stand. Die Störung der Funktionen des Herzens war zu einem organischen Leiden geworden. Es ist wahr, er konnte noch manches Jahr leben und zuletzt unter Umständen an einer anderen Krankheit sterben; aber jede Aufregung beschleunigte den Fortschritt des Uebels, und er konnte eben so gut plötzlich – jeden Tag – in der Blüthe seiner Jahre und scheinbar in voller Manneskraft aus dem Leben scheiden. Der einzige Arzt, dem er dasjenige, was er vor der Welt geheim zu halten wünschte, anvertraute, (denn ehrgeizige Männer möchten für unsterblich gehalten werden), sagte ihm offen, daß er inmitten der Kämpfe und Sorgen des politischen Wirkens schwerlich auf viel mehr, als auf ein mittleres Lebensalter, rechnen dürfe. Ohne einen Sohn als Erben, während seine nächsten Verwandten alle reich waren, überließ sich nun Egerton völlig seiner herkömmlichen Verachtung des Geldes; er kümmerte sich nicht um seine Angelegenheiten, wenn nur Geld genug für die Bedürfnisse des prunkliebenden Mitgliedes der Gemeinen in den Händen seines Bankiers war. Alles Andere überließ er der Sorge seines Rentmeisters und Levy's. Levy wurde schnell reich – sehr, sehr reich – und auch der Rentmeister kam nicht zu kurz.

Der Wucherer behauptete seine Macht über den gebieterischen, großen Mann. Er wußte um Audley's Geheimniß und konnte es an Harley verrathen. Und gerade die sanfte und zärtliche Seite in der Natur des Staatsmannes

– der einzige Theil in ihm, welcher nicht in den neunfachen Styx des gegen jede Zuneigung abstumpfenden, praktisch prosaischen Lebens eingetaucht war – bildete seine reuevolle Liebe für den Schulfreund, den er noch immer täuschen mußte.

Dies ist der Schlüssel zu den geheimen Gemächern in Audley Egerton's Charakter, zu dem festen Schlosse seines Gemüthes. Er war der beneidete Minister und ein freudloser Mann; das Orakel für den Haushalt eines Reiches und ein Verschwender in der Hand eines Wuchers; der erhabene, hoch herabblickende Gentleman, den Fürsten in den kitzlichsten Ehrenpunkten um Rath gefragt hatten, und dabei ein schuldbeladener Mann, welcher zitterte, der am innigsten geliebte Freund könnte seine Lüge entdecken. Hülle dich in den sittsamen Schleier, den die Künste oder die Grazien für dich weben, o menschliche Natur! Nur die Nacktheit der Marmorstatue ist es, welche das Auge ohne Scheu und ohne Aergerniß betrachten kann!

#### NEUNZEHNTES KAPITEL.

Aus der Erzählung, wie sie dem Leser vorliegt, geht hervor, daß Leonard nur oberflächliche Bruchstücke sammeln konnte. Er ersah daraus blos, daß seine unglückliche Mutter mit einem Manne verbunden gewesen, den sie mit ausnehmender Zärtlichkeit liebte; daß sie auf den Verdacht gekommen, diese Ehe sei eine betrügerische gewesen; daß sie in Verzweiflung außer Landes gegangen und reuig und voll Hoffnung zurückgekehrt war, worauf

ihr sodann unbestimmte Gerüchte über die nahe bevorstehende zweite Vermählung ihres Geliebten zu Ohren kamen. Hier endete das Manuscript mit den Spuren bitterer Thränen. Das traurige Ende Nora's, ihre einsame Rückkehr, um unter dem väterlichen Dache zu sterben – dies hatte er schon vorher von Doctor Morgan erfahren.

Aber der Name ihres vermuthlichen Gatten blieb ihm ein Geheimniß. Hinsichtlich der Person desselben fehlte es Leonard an jedem Anhalte; nur Eines war klar, daß derselbe einem viel höheren Range angehöre, als Nora. Harley L'Estrange schien ihm in dem jugendlichen Liebhaber ziemlich kenntlich geschildert. War dies der Fall, so mußte er alles dasjenige wissen, was Leonard dunkel blieb und darum beschloß Leonard, ihm die Manuscripte anzuvertrauen. Mit diesem Vorsatze verließ er das Landhaus, um später wieder zurückzukehren und dem Leichenbegängnisse seines abgeschiedenen Freundes beizuwohnen. Mrs. Goodyer erlaubte ihm gerne, die Papiere, die sie ihm geliehen hatte, mitzunehmen, und fügte denselben das Packet bei, welches, an Mrs. Bertram adressirt, vom Continent gekommen war.

In trübes Nachdenken über den Bericht, den er gelesen hatte, versunken, betrat der junge Mann London zu Fuß und lenkte seine Schritte nach Harley's Hotel. Er wollte eben in Bondstreet einbiegen, als ein Gentleman in Gesellschaft des Baron Levy, mit welchem Jener, nach der Röthe seiner Stirne und dem mürrischen Ton seiner Stimme zu schließen, ein ziemlich gereiztes Gespräch geführt zu haben schien, auf einmal Leonard's ansichtig wurde

und, den Wucherer ohne Weiteres stehen lassend, den jungen Mann am Arme faßte.

»Entschuldigen Sie, Sir,« sagte der Gentleman, Leonard voll in das Gesicht blickend, »aber wenn mich meine guten Augen nicht täuschen, was sie selten thun, so sehe ich einen Neffen vor mir, der, wenn ich auch vielleicht zu rauh mit ihm umgesprungen bin, doch nicht das Recht hat, Richard Avenel zu vergessen.«

»Mein lieber Onkel,« rief Leonard, »das ist in der That eine freudige Ueberraschung, und noch dazu in einer Zeit, in welcher ich der Freude so sehr bedarf. Nein, ich habe ihre Güte nie vergessen und stets unsere Entfremdung beklagt.«

»Gut gesagt; noch ein Mal deine Hand! Laß mich dich ansehen – bist ein ganzer Gentleman geworden, und siehst noch dazu recht hübsch aus. So waren wir Avenels immer. Leben Sie wohl, Baron Levy; warten Sie nicht auf mich; ich gehe Ihnen nicht durch. Ich sehe Sie wieder.«

»Aber,« flüsterte Levy, der Avenel über die Straße gefolgt war und Leonard mit einem raschen, neugierig prüfenden Blicke musterte, »aber in Betreff des Wahlfleckens bleibt es bei dem, was ich gesagt habe, oder Sie müssen, um mich deutlich auszudrücken, die Wechsel am Verfalltage einlösen.«

»Schon gut, Sir, schon gut. Sie meinen, Sie können mir die Schraube ansetzen, wie einem armen Zehnpfund-Hausmiether. Ich verstehe –« mein Geld oder meinen Wahlflecken?«

»Ganz richtig,« sagte der Baron mit mildem Lächeln.

»Sie sollen von mir hören – Sie sollen von mir hören!«  
(Beiseite, nachdem der Baron sich entfernt hat.) »Verd-  
höllischer Schurke!«

Dick Avenel schlang seinen Arm in den seines Neffen und suchte sich für einige Minuten seine eigenen Sorgen dadurch aus dem Sinne zu schlagen, daß er die ihm angeborne Neugierde für die Angelegenheiten eines Andern befriedigte – eine Neugierde, welche im vorliegenden Falle noch durch seine aufrichtige Zuneigung für Leonard erhöht wurde. Es gelang ihm jedoch vor der Hand nicht ganz; denn ehe noch Leonard seine gewöhnliche Scheu, von seinen wissenschaftlichen Erfolgen zu sprechen, überwunden hatte, wanderten Dick's Gedanken zurück zu seinem Nebenbuhler in Screwstown und zu dem Fluche einer ›übermächtigen Concurrenz‹ – zu den Wechseln, welche Levy discontirt hatte, damit Dick der zermalmenden Wucht eines größeren Capitalisten, als er selbst, begegnen konnte – und zu dem ›höllischen Schurken‹ welcher jetzt zwei Sitze in Lansmere haben wollte, einen für Randal Leslie und den anderen für einen reichen Nabob, den Levy kürzlich zum Clienten gewonnen hatte. Dick hatte aber, wenn er auch Leslie zu unterstützen bereit war, den zweiten Sitz sich selber zugedacht. Aus diesem Grunde unterbrach er bald die zögernden Bekenntnisse Leonard's mit Ausrufen, die gar nicht zur Sache gehörten – mehr, um seinem eigenen Aerger und Kummer Luft zu machen als in der Erwartung, daß die Theilnahme oder der Rath seines Neffen ihm etwas nützen könnten.

»Gut, gut,« sagte Dick, »erzähle mir deine Geschichte ein ander Mal. Ich sehe, du hast dich vorwärts gebracht; und das ist genug für den Augenblick. Aber gerade jetzt kann ich nur an mich selbst denken. Ich bin in einer sauberen Patsche, Junge. Screwstown ist nicht mehr das achtbare Screwstown, dessen du dich erinnerst – nein, es ist ganz demoralisirt und auf den Kopf gestellt durch ein dämonisches Ungeheuer von Kapitalisten mit Dampfmaschinen, stark genug, die Niagarafälle in dein Hinterstübchen zu leiten! Und als wäre es nicht genug, einen braven, ehrlichen Engländer wie mich zu ruiniren und zu Brei zu zerstampfen, höre ich eben, daß er Unterhandlungen behufs Erwerbung einer patentirten inländischen Erfindung angeknüpft hat, durch welche seine Maschinen doppelte Arbeit mit nur der Hälfte von Arbeitern verrichten sollen. Das ist der Weg, wie diese gefühllosen Hallunken unsere Armensteuer erhöhen! Aber ich zettle einen Aufruhr gegen ihn an – das thu' ich! Sprich mir nicht vom Gesetze! Was zum Teufel nützt das Gesetz, wenn es nicht die Industrie eines Mannes schützt – und noch dazu eines *liberalen* Mannes, wie ich einer bin!« Und Dick brach in eine Fluth von Schmähungen gegen das verrottete Vaterland überhaupt und gegen den Monster Kapitalisten von Screwstown im Besonderen aus.

Leonard stutzte; denn Dick nannte jetzt als seinen Konkurrenten denselben Mann, der wegen Leonard's eigener mechanischer Verbesserung der Dampfmaschine in Unterhandlung stand.

»Halt, Onkel, halt! Also, wenn der Mann die Erfindung, von welcher du sprichst, ankauft, so würde dir das schaden?«

»Mir schaden? Bankerott würde ich – heißt das, wenn sich die Sache bewährt; aber vermuthlich ist es der reinste Schwindel.«

»Nein, sie *wird* sich bewähren, ich stehe dafür.«

»Du? hast du das Ding gesehen?«

»Gewiß, ich bin der Erfinder.«

Dick zog hastig seinen Arm aus dem Leonard's.

»Otterngezüchte!« rief er stammelnd. »Du also, den ich an meinem Herde wärmte, du willst Richard Avenel zu Grunde richten!«

»Nein, retten will ich ihn. Komm' mit in die City, sieh' mein Modell an, und wenn es dir gefällt, sollst du das Patent haben.«

»Cab – Cab – Cab!« rief Dick Avenel und hielt eine Droschke an. »Steig' ein, Leonard, steig' ein. Ich kaufe das Patent – das heißt, wenn es eine Bohne werth ist – und was die Bezahlung betrifft –«

»Bezahlung! Kein Wort darüber!«

»Gut; lassen wir's,« sagte Dick mild; »denn ich selbst möchte diesen Punkt gerade jetzt nicht zum Gegenstande der Unterhaltung machen. Was aber den schwarzbärtigen Alligator, den Baron, betrifft – na, laß mich nur erst aus seinen abgeleckten, unchristlichen, kreuzspinnenförmigen Klauen heraus sein, dann – Aber steig ein – steig ein – und sag' dem Kutscher, wohin er fahren soll.«

Schon oberflächliche Besichtigung von Leonard's Erfindung genügte, um Richard Avenel zu überzeugen, wie unschätzbar dieselbe für ihn sein würde. Mit einem Patente versehen, dessen sichere, in Vermehrung der Triebkraft und Verminderung der Arbeit bestehenden Erfolge jedem praktischen Manne in die Augen springen mußten, rechnete Avenel, ohne Schwierigkeiten so viel Geldvorschüsse sich zu verschaffen, daß er seine Maschinen ändern, die von Levy discontirten Wechsel bezahlen und den Kampf gegen den Monsterkapitalisten fortsetzen könnte. Vielleicht dürfte es rathsam werden, sich mit einem andern solchen Ungeheuer zu associren – warum nicht? Jeder andere Associe wäre besser als Levy. Ein prächtiger Gedanke kam ihm.

»Gelingt es mir, diesen höllischen Eindringling aus meinen eigenen Grund und Boden ein paar Monate lang einzuschüchtern und zu decken, so wird er mir selbst anbieten, sein Associe zu werden. Wir werfen dann unsere beiden Geschäfte in Eines zusammen, und dann muß die Welt nach unserer Pfeife tanzen!«

Dick's Dankbarkeit für Leonard wurde so lebhaft, daß er ihm seinen eigenen Sitz für Lansmere zur Verfügung stellte und, als dieser ablehnte, ausrief: »Gut, dann irgend einen deiner Freunde; es kostet dich noch in der

letzten Stunde nur ein Wort, denn ich bin beider Sitze sicher. Ich bin durchaus für Reform gegen diese hohen und mächtigen sehr Ehrenwerthen Fleckenverschacherer; pah, mit Darlehen und Hypotheken an die kleinen Hausbesitzer, mit einer langen Reihe von Realrechten und mit den unabhängigen Freisassen habe ich das Städtchen Lansmere in der Tasche.«

Hierauf verabredete Dick eine Zusammenkunft mit Leonard bei seinem Rechtsanwalt, um die Uebertragung des Patents unter, wie er sagte, »für beide Theile anständigen Bedingungen in's Reine zu bringen, und eilte dann fort, und aus seinen Cityfreunden einen Crösus zu angeln, welcher ihn aus dem Rachen Levy's und aus den Maschinen seines Nebenbuhlers in Screwstown heransreißen sollte. »Mullius ist mein Mann,« sagte er, wenn ich ihn nur erwische. Hast du schon von Mullius gehört? Ein wunderbar großer Mann; solltest nur seine Nägel sehen; er schneidet sie nie! Mit diesen Nägeln hat er wenigstens drei Millionen zusammengekratzt. Und in diesem verrotten alten Lande muß ein Mann ellenlange Nägel haben, wenn er mit dem Teufel Levy kämpfen, will. Na, leb' wohl – leb' wohl – leb' wohl – mein *lieber* Neffe!«

## ZWANZIGSTES KAPITEL.

Harley L'Estrange saß allein in seinem Zimmer. Er hatte eben einen Band eines klassischen Lieblingsschriftstellers weggelegt und hielt die Hand noch fest zusammengeballt auf dem Buche. Seit seiner Rückkehr nach England zeigte sich eine auffallende Veränderung in dem

Ausdrucke seines Gesichtes sowohl, als in Gang und Haltung seiner elastisch jugendlichen Gestalt. Tiefe Veränderung hatte sich seit der letzten Unterredung mit Helene, von welcher der Leser unterrichtet ist, noch bemerkbarer gemacht. Die geschlossenen Lippen verriethen den festen Willen, die Stirne zeigte den Charakter der Entschiedenheit. Die sorglose Anmuth seiner Bewegungen hatte einer gewissen unbeschreibbaren Energie Platz gemacht, welche an Ruhe und Gemessenheit dem entschlossenen Auftreten Audley Egerton's in nichts nachstand. Wer in Harley's Herz einen Blick hätte werfen können, würde gefunden haben, daß er zum ersten Male eine gewaltige Anstrengung zu Beherrschung seiner Leidenschaften und Launen machte, daß der ganze Mann sich zum Gefühle der Pflicht stahlte.

»Nein,« sagte er, »nein, ich will nur an Helene denken, nur an das Leben der Wirklichkeit! Was könnte mir auch (selbst wenn ich nicht an eine Andere gebunden wäre) dieses schwarzäugige italienische Mädchen sein? – Phantasie eines Thoren! Ich wieder lieben, ich, der ich mich während des Blütenfrühlings meines Lebens mit so viel Treue an eine Erinnerung und an ein Grab geklammert habe! Komm, komm, Harley L'Estrange, übernimm endlich deine Rolle als Mann unter Männern! Begnüge dich mit Achtung, träume nicht mehr von Leidenschaft, gib falsche Ideale aus. Du bist kein Dichter, warum also das Leben selbst für ein Gedicht halten?«

Die Thüre öffnete sich, und der österreichische Fürst, welchen Harley für die Sache von Violanten's Vater interessirt hatte, trat mit dem unbefangenen Schritte eines Freundes ein.

»Haben Sie jene Documente gefunden?« frug der Fürst. »Ich muß in einigen Tagen nach Wien zurück, und wenn Sie mir nicht greifbare Beweise von Peschiera's früherer Verrätherei oder unwiderlegliche Zeugnisse für die Unschuld seines edeln Verwandten mitgeben können, so fürchte ich, bleibt dem Verbannten, wenn er in sein Vaterland zurückzukehren wünscht, nur das häßliche Auskunftsmitglied, daß er seine Tochter dem verrätherischen Feinde gibt.«

»Leider,« seufzte Harley, »sind bis jetzt alle Nachforschungen erfolglos geblieben, und ich weiß nicht, welche andere Schritte ich thun soll, ohne Peschiera's Aufmerksamkeit zu erregen und sein verschmitztes Gehirn gegen uns in Thätigkeit zu setzen. Mein armer Freund muß sich unter diesen Umständen mit dem Exile aussöhnen. Violante dem Grafen zu geben, wäre Entehrung. Ich aber werde bald verheirathet sein, bald eine Heimath haben, die, wenn ich sie Vater und Tochter als Zufluchtsort anbiete, ihres Ranges nicht ganz unwürdig erscheinen dürfte.«

»Wird aber die künftige Lady L'Estrange auf einen Ihrer Schilderung nach so schönen Gast keine Eifersucht empfinden? Werden Sie sich nicht selbst in Gefahr bringen, mein armer Freund?«

»Pah!« antwortete Harley erröthend. »Mein schöner Gast würde *zwei* Väter haben; das ist alles. Ich bitte, scherzen Sie nicht über eine so ernste Sache wie die Ehre.«

Wieder öffnete sich die Thüre und Leonard erschien.

»Willkommen!« rief Harley erfreut, nicht länger allein zu sein unter dem durchdringenden Auge des Fürsten, »willkommen! Dies ist der edle Freund, der unser Interesse für Riccabocca theilt und ihm so große Dienste leisten könnte, wenn wir im Besitze des Documentes wären, von welchem ich Ihnen sprach.«

»Hier ist es,« sagte Leonard einfach; »möge es alles enthalten, was Sie wünschen.«

Hastig griff Harley nach dem Packet, welches aus Italien an die vermeintliche Mrs. Bertram geschickt worden war; und das Gesicht auf die Hand lehnend durchflog er rasch dessen Inhalt.

»Hurrah!« rief er endlich mit leuchtenden Zügen und mit knabenhafter Fröhlichkeit die rechte Hand in der Luft schwenkend.

»Sehen Sie, sehen Sie, Fürst, hier sind die eigenen Briefe Peschiera's an die Gattin seines Verwandten; sein Geständniß dessen, was er »patriotische Absichten« nennt; seine drängende Aufforderung an sie, ihren Gemahl zur Theilnahme an denselben zu bestimmen. Sehen Sie, sehen Sie, wie er mit seinem Einflusse die Frau umgarnt, um die er einst erworben hat; sehen Sie, wie listig er ihre Einwände widerlegt; sehen Sie, wie wenig Lust

unser Freund bezeugte, bis seine Frau und sein Verwandter gemeinschaftlich ihn bestürmten.«

»Genug, vollkommen genug,« rief der Fürst, die ihm von Harley bezeichneten Stellen in Peschiera's Briefen lesend.

»Nein, es ist noch nicht genug,« rief Harley, während er mit funkelnden Augen die Briefe weiter durchflog. »Mehr noch! O Schurke, zwei Mal verdammter Schurke! Hier, nach unseres Freundes Flucht, hier ist das Bekenntniß seiner sträflichen Liebe. Hier schwört er, daß er auf den Ruin seines Wohlthäters hingearbeitet habe, um das Haus zu schänden, in welchem er Schutz gefunden. Ah! sehen Sie, wie sie antwortet; Gott sei Dank, ihre Augen öffneten sich noch zu rechter Zeit, und sie verachtete ihn, ehe sie starb: Sie war unschuldig! Ich sagte es ja. Violanten's Mutter blieb rein. Arme Frau, das erschüttert mich! Hat Ihr Kaiser ein menschliches Herz?«

»Ich kenne unseren Kaiser genug,« antwortete der Fürst mit Wärme, »um zu wissen, daß, sobald ihm diese Papiere zu Gesicht kommen, Peschiera gestürzt und Ihr Freund wieder in seine Würden eingesetzt ist. Sie werden noch die Tochter, welche Sie als Kind an Ihrem Herde aufnehmen wollten, als die reichste Erbin Italiens sehen – als die Braut eines edlen Freiers, im Range nur unter Königen stehend.«

»Ah!« sagte Harley mit scharfer Betonung und sehr blaß werdend, »ah, das werde ich nicht. Nie mehr werde ich Italien besuchen! – nie mehr sie sehen – nie mehr, sobald sie einmal dieses Klima kalter, eiserner Sorgen

und förmlicher Pflichten verlassen hat – nie, nie mehr! Er wandte sich einen Augenblick ab und trat dann raschen Schrittes auf Leonard zu. »Aber Sie, o glücklicher Dichter! Kein Ideal kann je für Sie verloren gehen. Sie sind unabhängig vom wirklichen Leben. Ich wollte, ich wäre ein Dichter!« Er lächelte traurig.

»Sie würden nicht so sprechen, mein theurer Lord,« erwiderte Leonard mit gleicher Traurigkeit, »wenn Sie wüßten, wie wenig das, was Sie ›das Ideal‹ nennen, einem Dichter den Verlust einer einzigen Zuneigung in dieser lebenslustigen menschlichen Welt ersetzen kann. Unabhängig vom wirklichen Leben! Leider, nein! Ich habe hier die Bekenntnisse einer ächten Dichterseele; ich bitte Sie dringend, dieselben mit Muße zu lesen; und wenn Sie es gethan, dann antworten Sie mir, ob Sie noch immer ein Dichter sein möchten.«

Während er so sprach, zog er Nora's Manuscripte hervor.

»Legen Sie die Papiere dort in meinen Schreibtisch, Leonard; ich werde sie später lesen.«

»Thun Sie das, und mit Aufmerksamkeit; denn für mich ist vieles darin, was mein eigenes Leben angeht, vieles, was mir noch ein Geheimniß ist, und worüber Sie mich vielleicht aufklären können.«

»Ich?« rief Harley, und war im Begriffe, nach dem Schreibtische zu gehen, in welchen Leonard das Manuscript sorgfältig niedergelegt hatte, als noch einmal, aber jetzt in heftiger Weise, die Thüre aufgerissen wurde und

Giacomo, von Lady Lansmere begleitet, in das Zimmer stürzte.

»O Mylord, Mylord!« rief Giacomo auf Italienisch, »die Signorina, die Signorina – Violante!«

»Was ist mit ihr? Mutter, Mutter, was ist mit ihm? Sprich, sprich!«

»Sie ist fort – hat unser Haus verlassen.«

»Verlassen! Nein, nein!« rief Giacomo. »Sie ist fortgelockt oder fortgeschleppt worden. Der Graf! der Graf! O, mein guter Lord, retten Sie die Signorina, wie Sie einst ihren Vater gerettet haben!«

»Halt!« rief Harley. »Gib mir deinen Arm, Mutter! Ein zweiter solcher Schlag im Leben geht über Mannesstärke – wenigstens über die meinige. So, so – mir ist jetzt besser! Ich danke dir, Mutter. Tretet zurück, Ihr Alle – gebt mir Luft! Also der Graf hat triumphiert, und Violante ist mit ihm entflohen! Erzählt mir alles – ich kann es ertragen!«

## ZWÖLFTES BUCH.

### EINLEITUNGS-KAPITEL.

»Wiederum,« sprach mein Vater – »wiederum siehst du uns um dich versammelt. Wir, die wir den Beginn deiner Erzählung begrüßten und uns in der Mitte derselben zurückzogen, weil wir den Gang der Ereignisse nur hemmen und wichtigere Personen verdrängen konnten – wir sammeln uns jetzt um den Schluß und umkreisen, wie der Chor in einem Drama, den Altar mit dem feierlichen,

aber zweifelhaften Gesange, welcher die Zuhörer auf das Schicksal der verschiedenen handelnden Personen vorbereitet, obgleich wir selbst noch nicht wissen, wie der Faden sich entwirren und wo die Scheere ihn durchschneiden wird.«

So standen sie da, die Mitglieder der Familie Caxton, um mich her geschaart – Alle begierig und eifrig im Fragen – Einige mehr als eifrig, eine vorschnelle Kritik zu üben.

»Violante kann nicht freiwillig mit jenem entsetzlichen Grafen durchgegangen sein,« sagte meine Mutter; »aber vielleicht ist sie hintergangen worden, wie Eugenie von Mr. Bellany in der Novelle *Camilla*.«

»Ha!« sagte mein Vater, »in diesem Falle ist es noch Zeit, einen Wink aus Clarissa Harlowe zu entlehnen und Violante, weniger an einem gebrochenem Herzen, als aus Kummer darüber, daß ihre Ehre befleckt worden, sterben zu lassen. Sie ist eines jener Mädchen, welche gewaltsam untergehen müssen! *Ostendunt omnia letum* – alle Umstände deuten auf ein frühes Grab!«

»O Himmel!« rief Mrs. Caxton, »ich hoffe nicht – das arme Ding!«

»Pah, Bruder,« sagte der Capitän, »wir haben in der Erzählung der armen Nora genug vom Grabe gehabt. Die ganze Geschichte wächst aus einem Grabe heraus und muß in ein Grab zurückkehren; – wenn du irgend Jemanden um's Leben bringen mußt, Pisistratus, so schlage Levy todt.«

»Oder den Grafen,« sagte meine Mutter mit ungewöhnlicher Grausamkeit.

»Oder Randal Leslie,« sagte Squills, »ich möchte einen *post mortem* Abguß von seinem Kopfe haben – das würde ein lehrreiches Studium ergeben.«

Jetzt entstand ein allgemeines Durcheinanderreden, indem alle Anwesenden sich verschworen, durch ihre verschiedenartigen und von einander abweichenden Rathschläge, wie die Geschichte zum Schluß zu bringen und wie mit den verschiedenen Personen zu verfahren sei, den unglücklichen Verfasser zu verwirren.

»Still!« rief Pisistratus, indem er sich mit beiden Händen die Ohren zuhielt: »Ich kann das Schicksal, das jeder von den Personen, welche Ihr mit Eurer Theilnahme beehrt, zugetheilt worden ist, so wenig ändern, wie Euer eigenes. Wie Ihr, so müssen auch sie den Weg gehen, welchen die Ereignisse sie führen, und der ihnen durch ihren Charakter und durch die Einwirkung Anderer angewiesen ist. Die Vorsehung regiert die Welt so durch und durch, daß man ihr Walten nicht einmal in einem Buche streichen kann. Der Verfasser kann einen Charakter schaffen; allein von dem Augenblick an, in welchem dieser Charakter handelnd auftritt, entschlüpfte er seinen Händen – spielt seine eigene Rolle und erfüllt seine eigene unvermeidliche Bestimmung.«

»Außerdem,« sagte Mr. Squills, »ist aus der phrenologischen Entwicklung der Organe bei den verschiedenen Köpfen, die zu untersuchen Pisistratus uns erlaubt hat, sehr leicht zu erkennen, daß wir nicht Schöpfungen der

blösen Phantasie, sondern lebende Personen gesehen haben, – deren wahre Geschichte ihre verschiedenen Schädelhöhungen, die Organe für Liebe, Constructionstrieb, Erwerbstrieb, Idealität, Verwunderung, Vergleichung & in Thätigkeit gesetzt hat. Sie müssen handeln und enden übereinstimmend mit dem Einfluß, welchen Ihre Schädel auf Sie ausüben. So finden wir bei Randal Leslie, daß die Organe des Constructionstrieb, des Geheimthums, des Vergleichens und der Eventualitäten vorherrschend ausgebildet – dagegen die des Wohlwollens, der Gewissenhaftigkeit und Anhänglichkeit so gut wie gar nicht vorhanden sind. Und nun zu errathen, wie ein solcher Mann enden muß, ist vor allem zu untersuchen, wie im Allgemeinen die Gesellschaft zusammengesetzt ist, in welcher er sich bewegt – kurz, welche andere Gase mit dem ihm, innewohnenden Brennstoff in Berührung gebracht werden. Was Leonard, Harley und Audley Egerton betrifft, so würde ich, wenn ich Sie phrenologisch untersuchte, sagen –«

»Still!« unterbrach ihn mein Vater, »Pisistratus hat seine Feder in die Tinte getaucht, und es scheint mir für den weisesten Mann, der je gelebt hat, leichter, darüber, was andere Leute gethan haben, Rechenschaft abzulegen, als vorauszusagen, was sie thun würden. Die Phrenologen entdeckten, daß Mr. Thurtell ein sehr schönes Organ der Gewissenhaftigkeit besaß; nichtsdestoweniger gelang es diesem irrenden Menschenkind, das Gehirn aus dem Individualitäts-Organ seines Freundes herauszuschlagen. Darum erhebe ich mich, um einen Beschluß zu

beantragen, nämlich, daß wir die Versammlung vertagen, bis Pisistratus seine Erzählung vollendet hat; und wir werden dann die Genugthuung haben, zu erfahren, daß sie nach den Regeln der Natur, Wissenschaft und Kunst ganz anders hatte zum Schluß geführt werden müssen. Warum sollten wir uns selbst um dieses Vergnügen bringen?«

»Ich unterstütze den Antrag,« sagte der Capitän; »aber wenn Levy nicht gehängt wird, so werde ich sagen, daß es mit aller poetischen Gerechtigkeit vorbei ist.

»Sorge doch für die arme Helene,« sagte Blanche in zärtlichem Tone; »nicht, daß ich damit sagen will, du sollst Violante vergessen.«

»St! setze dich, oder ich lasse Beide als alte Jungfern sterben.«

Durch diese Drohung eingeschüchtert, zog Blanche mit einem bittenden Blick ihren Stuhl ruhig in meine Nähe, als wolle sie ihre beiden Schützlinge in eine, durch die eheliche Anziehungskraft mesmerisirte Atmosphäre bringen, während meine Mutter eifrig an einem neuen Röckchen für das Kindlein nähte! Ohne sich durch diese ungebührlichen weiblichen Einflüsse erweichen zu lassen, schrieb Pisistratus weiter, wie es ihm die unbarmherzigen Nornen dictirten. Seine Feder war von Eisen und sein Herz von Granit. Er war so unempfindlich für die Existenz von Weib und Kind, als hätte er nie eine Haushaltungsrechnung bezahlt, nie bei dem kläglichen Tone eines schreienden Säuglings eiligst das Kinderzimmer verlassen. O gesegnetes Vorrecht der Schriftstellerei!

»*O testudinis aurae*  
*Dulcem quae strepitum, Pieri, temperas!*  
*O mutis quoque piscibus*  
*Donatura cygni, si libeat, sonum!«*

## ZWEITES KAPITEL.

Es ist nothwendig, im Gange unserer Erzählung etwas zurückzugreifen und dem Leser über das Verschwinden Violanten's Rechenschaft zu geben.

Man wird sich erinnern, daß Peschiera, durch die plötzliche Annäherung Lord L'Estrange's verscheucht; nur noch Zeit hatte, mit ein paar Worten bei der jungen Italienerin auf eine Erneuerung der Zusammenkunft und auf eine Entscheidung zu dringen. Als er aber am nächsten Tage wieder heimlich und verstohlen, wie das erste Mal, in den Garten trat, erschien Violante nicht. Nachdem der Graf bis zur Dämmerung die Anlagen überall durchstreift hatte, zog er sich entrüstet und in der Ueberzeugung zurück, daß es ihm mißlungen sei, das Herz oder die Phantasie des beabsichtigten Opfers durch seine Kunstgriffe zu bethören. Er begann jetzt den möglichsten Erfolg einer jener dreisten und gewaltthätigen Maßregeln, welche durch seine unbesonnene Tollkühnheit und seine verzweifelte Lage begünstigt wurden, zu erwägen und mit Levy zu besprechen. Aber Levy behandelte jedweden Plan, Violante mit Gewalt aus Lord Lansmere's Hause zu entführen, mit so gerechtem Spotte – und verhöhnte dermaßen jeden Gedanken an einen nächtlichen

Angriff, mittelst Einsteigens durch die Fenster auf Strickleitern, daß der Graf mit Widerstreben diesen romanhaften Schurkenstreich aufgab, der für unsere nüchterne Hauptstadt so unpassend erschien und ohne Zweifel damit geendet haben würde, daß die Polizei ihn verhaftet und sich ihm die Aussicht auf das Correctionshaus eröffnet hätte.

Levy fand, daß seine eigene Erfindungsgabe erschöpft sei, und Randal Leslie wurde zur Berathung beigezogen. Es war dem Wucherer gelungen, die Pläne, welche Randal wegen Vermögenserwerbs und Weiterbeförderung geschmiedet hatte, so vollständig von Levy's Hülfe und gutem Willen abhängig zu machen, daß sich der junge Mann, ungeachtet seines lebhaften Wunsches, lieber Andere zu seinen Werkzeugen, als sich zu dem Anderer zu machen, der Ueberzeugung nicht entschlagen konnte, sein überlegener Geist sei ebenso vollständig zum Slaven von Levy's mehr erfahrener Durchtriebenheit geworden, wie je ein höherer Luftgeist einem gemeinen Zauberer der Erde unterworfen war.

Die Erwerbung der Güter seiner Vorfahren – der in Aussicht genommene Sitz im Parlamente – die Möglichkeit, Frank aus seinem Erbe, Hazeldean zu verdrängen – das waren lauter Fäden, an welchen ihn wie eine Puppe den glatten, krallenartigen Finger des lächelnden Taschenspielers hin und her zogen, um ihn je nach Belieben entweder der bewundernden Menge vorzustellen oder in den Staub und Schmutz hinabzuwerfen. Randal

biß sich mit dem verdrießlichen und grimmigen Gefühle eines Mannes auf die Lippen, welcher der Stunde seiner künftigen Emancipation harrt, und stellte sein Gehirn mit mechanischer Ergebung dem Herren seiner jetzigen Slaverei zu Diensten. Die angeborene Ueberlegenheit des verschlagenen jungen Ränkeschmieds über den Muth Peschiera's und den geübten Verstand des Barons zeigte sich augenblicklich.

»Ihre Schwester,« sagte Randal zu Ersterem, »muß die handelnde Person in dem ersten und schwierigsten Theil Ihres Unternehmens sein. Violante kann nicht mit Gewalt aus Lord Lansmere's Haus entführt, sondern sie muß veranlaßt werden, es mit ihrer eigenen Einwilligung zu verlassen. Dazu ist ein weibliches Wesen nothwendig. Weiber können am besten Weiber täuschen.«

»Bewunderungswürdig gesprochen,« sagte der Graf; »aber Beatrice ist widerspenstig geworden, und obwohl ihre Mitgift und ebendeßhalb sogar ihre Ehe mit jenem vortrefflichen jungen Hazeldean von meiner eigenen Verbindung mit meiner schönen Verwandten abhängt, so ist sie doch so gleichgültig hinsichtlich meines Erfolges geworden, daß ich nicht auf ihre Hülfe zu rechnen wage. So sehr sie sich, unter uns gesagt, früher darnach sehnte, eine Heirath zu schließen, so scheint sie doch jetzt vor dem Gedanken daran zurückzuschrecken, und eine andere Macht habe ich nicht über sie.«

»Hat sie nicht in der letzten Zeit Jemand kennen gelernt, den sie dem armen Frank vorzieht?«

»Ich vermuthe etwas dergleichen; aber ich weiß nicht, wer es sein kann, wenn es nicht jener abscheuliche L'Estrange ist.«

»Ah – glauben Sie? Verkehren sie nicht weiter mit ihr, sondern halten sie alles in Bereitschaft, England, wie Sie früher beabsichtigten, zu verlassen, sobald Violante in Ihrer Gewalt ist.«

»Alles ist bereit,« sagte der Graf. »Levy hat eingewilligt, von einem seiner Clienten ein ausgezeichnetes Segelschiff zu kaufen. Ich habe eine Bande entschlossener Vagabunden gemiethet, welche mit der See vertraut sind – Genuesen, Corsikaner, Sardinier, Excarbonari von der besten Sorte – keine albernen Patrioten, sondern liberale Cosmopoliten, die für Gold ihr Eisen Jedem zur Verfügung stellen. Auch habe ich mich eines Priesters versichert, welcher die Trauungsceremonie verrichten und für das Nein jeder schönen Dame taub bleiben wird. Ist Violante einmal aus dem Schiffe, so wird sie nicht anders, denn als Gräfin Peschiera auf meinen Arm gestützt, dasselbe wieder verlassen.«

»Aber Violante,« sagte Randal störrisch und entschlossen, den Ekel, womit des Grafen waghalsiger Cynismus selbst ihn erfüllte, nicht die Oberhand gewinnen zu lassen – »aber Violante kann nicht bei hellem Tageslicht und aus einem so bevölkerten Stadttheile, wie der, in welchem Ihre Schwester wohnt, ohne Weiteres nach einem solchen Schiffe gebracht werden.«

»Ich habe auch hieran gedacht,« versetzte der Graf; »meine Emissare haben ein Haus dicht am Flußufer für

mich ausfindig gemacht, das für unsern Zweck so sicher ist, als die Kerker Venedigs.«

»Ich wünschte alles das nicht zu wissen,« erwiderte Randal rasch; »Sie werden Madame di Negra instruiren, wohin sie Violante zu bringen hat – meine Aufgabe beschränkt sich lediglich auf diejenigen Erfindungen, welche in das Gebiet des Verstandes gehören; was die physische Gewalt anbelangt, so ist das nicht meine Sache. Ich will sofort zu Ihrer Schwester gehen, auf die ich einen nachhaltigeren Einfluß üben zu können glaube, als Sie; vielleicht kann ich Ihnen auch später einen Wink geben, wie Sie sich gegen die Möglichkeit ihrer Gewissensbisse zu schützen vermögen. Da jedoch in demselben Augenblicke, in welchem Violante verschwindet, der Verdacht auf Sie fallen wird, so zeigen Sie sich fortwährend öffentlich und von Ihren Freunden umgeben. Setzen Sie sich in den Stand, über jede Stunde Ihrer Zeit Rechenschaft ablegen zu können –«

»Ein *Alibi*?« unterbrach ihn der frühere Sachwalter.

»Ganz richtig, Baron. Vollziehen Sie den Ankauf des Schiffes und lassen Sie den Grafen dasselbe so bemanen, wie er beabsichtigt. Ich werde Sie Beide benachrichtigen, sobald Sie in Thätigkeit treten können. Heute werde ich viel zu thun haben; und es soll gethan werden.«

Als Randal das Zimmer verließ, folgte ihm Levy.

»Was Sie zu thun beabsichtigen, wird ohne Zweifel gut gethan werden,« sagte der Wucherer, indem er Randal's Arm nahm; aber hüten Sie sich, nicht selbst in böse Handel hinein zu gerathen, die für den Ruf Ihres Charakters

schädlich wären. Ich setze große Hoffnungen auf Sie für das öffentliche Leben; und im öffentlichen Leben ist Charakter nothwendig – das heißt, soweit es sich um die Ehre handelt.«

»Ich sollte meinen Charakter Schaden leiden lassen! Und für einen Grafen Peschiera?« sagte Randal, die Augen weit öffnend. »Ich! Wofür halten Sie mich?«

Der Baron ließ seinen Arm los.

»Dieser junge Mann muß sehr hoch steigen,« sagte er vor sich hin, als er zu dem Grafen zurückkehrte.

### DRITTES KAPITEL.

Längst schon mit seinem durchdringenden Blicke hatte Randal richtig vermuthet, daß Beatricens Ansichten und Gemüthsstimmung auf eine seltsame Weise urplötzlich durch eine jener Umwälzungen, wie sie nur die Leidenschaft hervorbringen kann, verändert worden; daß Groll oder getäuschte Erwartung mit die Beweggründe gewesen seien, welche sie veranlaßt hatten, die Hand seines unbesonnenen jungen Verwandten anzunehmen; und daß sie, anstatt früher, jede Heirath, die sie aus einer, ihren Stolz fortwährend verletzenden Lage befreien könnte, mit resignirter Gleichgültigkeit zu betrachten, jetzt mit einer, dem scharfen Auge Randal's deutlich sichtbaren Abneigung vor der Erfüllung des Versprechens zurückbebte, welches Frank so theuer erkaufte hatte. Die Anerbietungen, die der Graf als Versuchungsmittel anwenden konnte, um sie als Mitschuldige bei der Ausführung von Plänen zu gewinnen, die, aus Betrug und

Treulosigkeit zusammengesetzt, ihre bessere Natur empörten, hatten aufgehört, von irgend einer Wirkung zu sein. Eine Mitgift war werthlos geworden, weil dieselbe die Heirath, welcher sie ausweichen wollte, nur beschleunigt hätte. Randal fühlte, daß er sich ihre Beihülfe nur sichern konnte, wenn er auf eine Leidenschaft einwirke, die heftig genug wäre, um ihr Urtheil zu verwirren. Eine solche Leidenschaft erkannte er in der Eifersucht. Er hatte einst gezweifelt, ob Harley der Gegenstand ihrer Liebe sei; war es am Ende doch nicht unwahrscheinlich? Er wußte wenigstens nicht; wen sonst er im Verdacht haben sollte. Wenn dem so wäre, so brauchte er nur zu flüstern: »Violante ist Ihre Nebenbuhlerin. Wenn Violante entfernt wird, so kann Ihre Schönheit ihre natürliche Wirkung kaum verfehlen; wenn nicht, so sind Sie Italienerin und werden wenigstens gerächt sein.« In der Vermuthung, Lord L'Estrange sei wirklich Derjenige, durch welchen Beatricen beherrschen könnte, sah er sich noch bestärkt durch den Umstand, daß sie in der letzten Zeit öfters über die Familie des Lord Lansmere und besonders über die weiblichen Mitglieder derselben Auskunft verlangte. Randal hielt es damals für klug, ein Gespräch über Violante zu vermeiden, und stellte sich unwissend, versprach aber, sich bis zu seinem nächsten Besuche bei der Marchese nach allen einzelnen Umständen zu erkundigen. Die Wärme, mit welcher sie ihm dafür dankte, hatte seinen geschäftigen Geist veranlaßt, sich in Vermuthungen zu ergehen, was wohl der Grund zu ihrer so stark

erregten Neugierde sein möge, und denselben der Eifersucht zuzuschreiben. Wenn Harley Violante liebte (wie Randal früher geargwöhnt hatte), so war das Bischen Leidenschaft, welches er sich selbst gestattete, zur Ausführung der Pläne Peschiera's angeworben. Denn, wenn auch Randal's Gefühle für Violante keine wärmeren waren, so haßte er doch L'Estrange von Herzen und würde um dieser Abneigung willen rachsüchtigen Gedanken Raum gegeben haben, soweit überhaupt ein kalter Verstandesmensch, der lediglich weltliches Glück im Auge hat, sich von blosser Hasse geleiten läßt.

»Im schlimmsten Falle,« dachte Randal, »wenn es Harley auch nicht sein sollte, berühre ich die Saite der Eifersucht, und das Vibriren von derselben wird mich auf die richtige Spur bringen.«

Indem er so mit sich selbst sprach, erreichte er die Wohnung Madame di Negra's.

Nun gründeten sich aber in Wirklichkeit die Fragen der Marquesa über die Familie Lord Lansmere's auf das irre geleitete, ruhelose und verzweiflungsvolle Interesse, mit welchem sie noch an dem Bilde des jungen Dichters hing, den im Verdacht zu haben, Randal keine Veranlassung hatte. Dieses Interesse war noch heftiger geworden durch den unerträglichen Kummer, welchen sie seit ihrer Verlobung mit einem Anderen empfand. Eine wilde Hoffnung, sie konnte der Einlösung ihres Wortes noch überhoben werden – ein unbestimmter reuiger Gedanke, daß sie zu voreilig gehandelt, als sie Leonard entlassen hatte – daß

sie eher um seine Freundschaft werben und ihn ihrer unbekanntenen Nebenbuhlerin hätte streitig machen fallen – das alles zog von Zeit zu Zeit ihren wunderlichen Geist völlig von der Zukunft ab. Indessen, um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen – obwohl sie die Grundsätze, die sie bei ihrem Betragen hätten leiten sollen, aus den Augen verloren hatte und ihr Pflichtgefühl ein sehr mangelhaftes genannt werden mußte, so waren doch ihre Empfindungen gegen den edelmüthigen Hazeldean nicht so hart und stumpf, daß nicht das Gefühl der eigenen Undankbarkeit ihre innern Qualen noch vermehrt hätte; und die einzige mögliche Sühnung schien ihr darin zu liegen, daß es ihr gelinge, eine Entschuldigung zu Rückgängigmachung ihres Versprechens zu finden und ihn vor ihr selbst zu retten. Sie hatte dafür gesorgt, daß Leonard's Schritte überwacht wurden; sie hatte entdeckt, daß er bei Lord Lansmere oft Besuche machte und dort lange verweilte. Sie hatte in der Nachbarschaft erfahren, daß Lady Lansmere weibliche Gäste im Hause habe. Dies war gewiß der Anziehungspunkt – dort befand sich die Nebenbuhlerin!

Randal fand Beatrice in einer Gemüthsstimmung, die seinem Vorhaben günstig war. Als er nun die Unterhaltung zuerst auf Harley lenkte und bemerkte, daß ihr Gesicht die Farbe nicht wechselte, entlockte er ihr nach und nach ihr ganzes Geheimniß.

Jetzt sagte Randal in ernstem Tone: »Wenn Sie Jemanden, der Lord Lansmere's Haus besucht, mit zärtlichen

Gedanken beehren, so haben Sie in der That Grund, wegen Ihrer selbst besorgt zu sein und zu hoffen, daß Ihr Bruder in Beziehung auf den Gegenstand, der ihn nach England führte, Erfolg haben möge – denn ein Mädchen von ausnehmender Schönheit befindet sich als Gast in Lord Lansmere's Hause; und ich will Ihnen nicht länger verschweigen, daß es diejenige ist, welche Graf Peschiera zu seiner Braut zu machen gedenkt.« Als Randal so sprach, und sah, wie die Stirne seiner Zuhörerin sich verfinsterte und ihre Augen funkelten, da fühlte er, daß er ihrer Beihilfe sicher sei. Violante! Hatte Leonard nicht von Violante mit so vielem Lob gesprochen? Hatte er nicht seine Knabenzeit unter ihren Augen verbracht? Wer sonst als Violante, konnte die Nebenbuhlerin sein? Beatricens abgerissene Ausrufe enthüllten ihm nach kurzer Ueberlegung den Vortheil, welchen er erlangt hatte. Theils dadurch, daß er ihre Eifersucht zur Rache aufstachelte – theils dadurch, daß er ihrer Liebe mit der Versicherung schmeichelte, Leonard könnte, wenn Violante gänzlich von England entfernt und die Gemahlin des Grafen Peschiera würde, unmöglich gegen ihre Reize unempfindlich bleiben, und er, Randal, wolle es übernehmen, sie auf eine ehrenhafte Weise von ihrer Verbindung mit Frank Hazeldean zu befreien, sowie auch ihren Bruder zu bewegen, daß er die Schuld tilge, die zuerst ihre Hand an jenen Bewerber gefesselt hatte – durch alles dies brachte er die Marchesa dahin, daß sie ihm, ehe er sie verließ, nicht allein versprach, auf jeden seiner Vorschläge einzugehen, sondern auch heftig in ihn drang, seine Pläne

zur Reife zu bringen und die Stunde ihrer Ausführung zu beschleunigen. Randal schritt hierauf einige Minuten nachdenklich und langsam durch die Straßen, indem er erwog, welches die nächsten Maschen in seinem fein ausgearbeiteten Gewebe sein müßten; und hier ersann seine Geschicklichkeit ein glänzendes Meisterstück.

Während der Zeit, welche zwischen Violanten's Verschwinden und ihrer Abreise von England verstreichen würde, war es, um den Verdacht von Peschiera (der sonst festgehalten werden könnte) abzulenken, nothwendig, irgend einen Grund für ihre freiwillige Entfernung aus dem Hause Lord Lansmere's anzugeben. Noch nothwendiger war es, daß Randal selbst völlig rein von jedem Verdachte, als ob er die Pläne des Grafen hätte begünstigen können, dastünde, selbst wenn Derjenige, der sie in der Wirklichkeit ausführte, entdeckt oder beargwöhnt werden sollte. Um dies zu bewirken, eilte Randal nach Norwood zu Riccabocca. Anscheinend sehr bewegt und aufgeregte theilte er dem Verbannten mit, er habe Grund, anzunehmen, daß es Peschiera gelungen sei, eine geheime Zusammenkunft mit Violante zu veranstalten, und er fürchte, der Graf habe auf sie einen gewissen günstigen Eindruck gemacht. Sodann spielte er die Rolle eines eifersüchtigen Liebhabers, ersuchte Riccabocca auf das Inständigste, Randals directen Antrag bei Violante gut zu heißen und ihre Einwilligung zu seiner sofortigen Verbindung mit ihr zu verlangen.

Der arme Italiener war über diese Nachricht bestürzt, und seine fast abergläubische Furcht vor seinem glänzenden Feinde in Verbindung mit seiner Ansicht von der Empfänglichkeit für äußere Reize, welche dem ganzen weiblichen Geschlechte inne wohne, bewirkte, daß er nicht allein ohne Weiteres an die Gefahren glaubte, die Randal angedeutet hatte, sondern daß er sie sogar überschätzte. Die Idee, seine Tochter mit Randal, gegen welchen er in neuerer Zeit sich etwas kühler benommen hatte, zu verheirathen, hieß er jetzt dankbar willkommen. Aber sein erster, natürlicher Gedanke war, Violante selbst zu holen oder holen zu lassen und sie nach seinem eigenen Hause zu bringen. Diesem widersetzte sich jedoch Randal in listiger Weise.

»Leider weiß ich,« sagte er, »daß Peschiera Ihren Zufluchtsgort entdeckt hat, und sie würde hier gewiß weniger sicher sein, als da, wo sie jetzt ist!«

»Aber, *diavolo!* Sie sagen ja, daß der Mensch ungeachtet aller Versprechungen Lady Lansmere's und aller Vorichtsmaßregeln Harley's sie da, wo sie jetzt ist, gesprochen hat!«

»Das ist wahr. Peschiera hat sich dessen gegen mich gerühmt. Er hat es natürlich nicht offen, sondern in irgend einer Verkleidung bewerkstelligt. Ich bin indessen hinreichend mit ihm vertraut – (mit einem solch' kecken Prahler kann Jeder vertraut werden) – um ihn für den nächsten Tag vor einer Erneuerung seines Versuches abzuschrecken. Unterdessen werden entweder Sie oder ich eine sicherere Wohnung, als diese hier, ausfindig gemacht

haben, welche Sie sogleich beziehen können; und dann wird es die geeignete Zeit sein, Ihre Tochter zurückzunehmen. »Und wenn Sie ihr für jetzt in einem, durch mich zu überbringenden Brief schreiben, sie habe mich als ihren künftigen Bräutigam zu empfangen, so wird dies nothwendiger Weise mit Einem Male alle ihre Gedanken von dem Grafen ablenken; ich werde im Stande sein, durch die Art und Weise, wie sie mich aufnimmt, zu entdecken, wie weit der Graf die Wirkung, die er auf sie gemacht zu haben behauptet, übertrieben hat. Sie können mir auch einen Brief an Lady Lansmere mitgeben, um es zu verhindern, daß Ihre Tochter hierher komme. Ah, Sir, versuchen Sie nicht, mir Gründe entgegen zu halten. Haben Sie Nachsicht mit den Befürchtungen eines Liebhabers. Glauben Sie mir, daß ich Ihnen zum Besten rathe. Habe ich nicht selbst das allergrößte Interesse dabei?«

Gleich vielen Menschen, welche weise genug sind, wenn sie Feder und Papier vor sich und die nöthige Zeit haben, ihre Weisheit auszukramen, so wurde auch Riccabocca unruhig, nervös und verwirrt, wenn diese Weisheit zu einer unvorbereiteten Anstrengung verlangt wurde. Er hatte vom Baume des Wissens Stecklinge genug genommen, um damit einen ganzen Wald zu pflanzen; aber der ganze Wald hatte ihm nicht einmal einen bequemen Spazierstock geboten. Der große Folioband des todten Macchiavell lag nutzlos vor ihm. – Der lebende Macchiavell der Alltagswelt stand allmächtig an seiner

Seite. Der Weise beugte sich gerade so vor dem Ränkeschmied, wie der Hellseher vor dem Magnetiseur. Und die mageren, schmalen Finger Randal's dictirten in der That beinahe wörtlich das, was Riccabocca an sein Kind und an deren Wirthin schrieb.

Der Philosoph hätte gern seine Gattin zu Rathe gezogen, aber schämte sich, seine Schwäche zu bekennen. Plötzlich erinnert er sich Harley's und sagte, als Randal die Briefe, welche Riccabocca hingeworfen hatte, zu sich nahm: »Hier – wir werden damit Zeit gewinnen; und ich will mit Lord L'Estrange die Sache schriftlich und mündlich besprechen.«

»Mein edler Freund,« antwortete Randal bekümmert, darf ich Sie inständig bitten, Lord L'Estrange nicht eher zu sehen, bis ich wenigstens meine Angelegenheit Ihrer Tochter vorgetragen habe – ja, bis sie sich nicht länger unter dem Dach seines Vaters befindet?«

»Und warum?«

»Weil ich annehme, daß Sie, wenn Sie mir die Ehre erweisen, mich zu Ihrem Schwiegersohn zu machen, es ehrlich meinen, und weil ich überzeugt bin, daß Ihre Verfügung zu meinen Gunsten Lord L'Estrange's Unwillen erregen wurde. Habe ich nicht Recht?«

Riccabocca schwieg.

»Und wenn auch seine Beweisführung auf einen so ehrenhaften und urtheilsfähigen Mann, wie Sie, keinen Eindruck machen würde, so könnte sie doch auf das jugendliche Gemuth Ihres Kindes mehr Einfluß üben. Bedenken Sie, ich beschwöre Sie, daß Ihre Tochter, je mehr

sie gegen mich eingenommen wird, desto zugänglicher für die Kunstgriffe Peschiera's werden muß. Ich flehe Sie deßhalb an, nicht eher mit Lord L'Estrange zu reden, als bis Violante meine Hand angenommen hat oder sich wenigstens wieder unter Ihrer Obhut befindet; andern Falls nehmen Sie Ihren Brief zurück – er würde von keinem Nutzen sein.«

»Sie haben vielleicht Recht. Freilich hat er ein gewisses Vorurtheil gegen Sie; oder vielmehr, er denkt zu viel an das, was ich gewesen, und zu wenig an das, was ich jetzt bin.«

»Jedem, der Sie sieht, wird es so gehen. Ich verzeihe ihm.«

Nachdem er die Hand des Verbannten geküßt, welche Letzterer bescheidener Weise dieser Huldigung zu entziehen suchte, steckte Randal die Briefe in seine Tasche und stürzte, als kämpfe er mit seiner inneren Aufregung, zu dem Hause hinaus.

Und jetzt, mein neugieriger Leser, wenn du aufmerksam darauf merken willst, zu welchem Zwecke Randal Leslie diese Briefe benutzte – welche rasche und unmittelbare Resultate er durch Kunstgriffe erzielte, die einem Manne von ehrlichem, einfachem Verständnisse so überraschend vorkommen würden, daß er glauben müßte, man könne zu demselben nur auf Umwegen und durch einen großen Aufwand von Erfindungsgabe gelangen – dann fürchte ich beinahe, daß du über deiner Bewunderung seiner Gewandtheit halb und halb deine Entrüstung über seine Schurkerei vergessen möchtest.

Wenn aber der Kopf sehr voll ist, so ist es nicht gut, ein sehr leeres Herz zu haben; der Kopf könnte sonst leicht *zu* schwer werden.

#### VIERTES KAPITEL.

Helene und Violante hatten eine Unterredung zusammen gehabt, und Helene, dem Befehle ihres Vormundes gehorchend, hatte, wenn auch nur kurz die Thatsache ihrer Verlobung mit Harley erwähnt. So bestimmt auch Violante diese Mittheilung erwartet, so klar und deutlich sie dieses Verhältniß geahnt hatte, und so sehr sie vorher überzeugt gewesen war, daß der Traum ihrer Kindheit für immer verflogen sei, so hörte sie doch die positive Wahrheit, die von Helenen's eigenen Lippen kam, mit jener Beängstigung an, die beweist, wie unmöglich es ist, das menschliche Herz auf den endlichen Ausspruch, der seine Zukunft vernichtet, vorzubereiten. Sie verrieth indessen ihre Bewegung den arglosen Blicken Helenen's nicht; ein Schmerz, welcher tief im Herzen sitzt, verräth sich gewöhnlich nicht selbst. Aber nach einer kleinen Weile schlich sie sich von dannen, und Peschiera und alles, was ihr Gefahr drohen konnte (welcher Schmerz konnte ihr noch größeres Wehe bereiten!), vergessend, ging sie leise aus dem Hause und wandelte den einsamen Weg unter den blätterlosen, winterlichen Bäumen hin. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen – von Zeit zu Zeit murmelte sie immer die gleichen Worte: »Wenn sie ihn liebte, so könnte ich mich trösten; aber das thut sie nicht! Wie hätte sie

sonst so ruhig mit mir sprechen können! Wie hätte sie sonst so betrübt aussehen können? Herzlos! – herzlos.«

Dann überkam sie ein heftiger Groll gegen die arme Helene, welcher beinahe an Verachtung oder Haß streifte – und zwar in einem Grade, daß sie selbst darüber erschrak. »Bin ich so schlecht geworden?« sagte sie, und Thränen der Beschämung drängten sich in ihre Augen. »Kann eine so kurze Zeit eine solche Veränderung in einem Menschen hervorbringen? Unmöglich!«

Randal läutete an der vorderen Hausthüre, frug nach Violante und trat, als er, dem Hause sich nähernd ihre Gestalt erblickte, dreist und offen hervor. Seine Stimme schreckte sie auf, als sie an einen der entblätterten Bäume gelehnt, in Gedanken verloren noch immer vor sich hin murmelte.

»Ich habe einen Brief an Sie von Ihrem Vater, Signorina,« sagte Randal. »Bevor ich Ihnen aber denselben übergebe, ist eine Erklärung nothwendig. Haben Sie deßhalb die Güte, mich anzuhören.«

Violante schüttelte ungeduldig den Kopf und streckte die Hand nach dem Briefe aus. Randal beobachtete ihr Antlitz mit seinem scharfen, kalten, forschenden Auge; aber er hielt noch den Brief zurück und fuhr nach einer Pause fort:

»Ich weiß, daß Sie vermöge Ihrer Geburt zu fürstlichen Ehren bestimmt waren, und die Entschuldigung dafür, daß ich mich jetzt an Sie wende, liegt darin, daß Ihr

Geburtsrecht für Sie verloren ist, wenn Sie sich nicht dazu verstehen, eine Verbindung mit dem Manne einzugehen, der Sie um Ihr Erbe gebracht hat – eine Verbindung, welche Ihr Vater als entehrend für Sie und für ihn betrachtet. Signorina, ich hätte mich erkühnen können, Sie zu lieben; aber ich hätte es nie gewagt, dieser Liebe zu erwähnen, wenn mich nicht die Einwilligung Ihres Vaters zu meiner Bewerbung ermuthigt hätte.«

Violante wendete ihr sprechendes Antlitz mit stolzer Verwunderung dem Redenden zu. Randal begegnete dem Blicke, ohne irgend eine Bewegung zu zeigen. Ohne Wärme und in dem Tone eines Mannes, welcher ruhig eine Sache auseinander setzt und von einem tieferen Gefühle hiebei nicht bewegt wird, fuhr er fort:

»Der Mann, von welchem ich sprach, verfolgt Sie. Ich habe Grund, zu glauben, daß derselbe sich Ihnen bereits aufgedrängt hat. Ah! Ich lese in Ihren Zügen, daß es so ist – Sie haben Peschiera gesehen? Dieses Haus ist also weniger sicher, als Ihr Vater geglaubt hat. Kein Haus, außer dem eines Gatten, gewährt Ihnen Sicherheit. Ich biete Ihnen meinen Namen an – es ist der Name eines Gentlemans – mein Vermögen, welches klein ist – die Betheiligung an meinen Hoffnungen auf die Zukunft, welche groß sind. Ich übergebe Ihnen jetzt den Brief Ihres Vaters und erwarte Ihre Antwort.« Randal verbeugte sich leicht, legte den Brief in Violanten's Hand und zog sich einige Schritte zurück.

Es lag nicht in seinem Plane, Violanten's Zuneigung zu gewinnen, sondern eher, Sie zum Widerstreben zu reizen

oder wenigstens ihr Schrecken einzujagen – wir müssen mit der Enthüllung seiner Gründe hier warten. So trat er bei Seite, anscheinend mit einer auf Selbstvertrauen gegründeten Gleichgültigkeit, während das Mädchen folgenden Brief las:

»Mein Kind, – nimm Mr. Leslie freundlich auf. Er hat meine Einwilligung, sich als Bewerber um deine Hand an dich zu wenden. Umstände, von welchen dich jetzt in Kenntniß zu setzen unnütz ist, machen es für meinen eigenen Frieden und für mein Glück wesentlich nothwendig, daß Eure Verbindung unverzüglich erfolge. Mit Einem Worte, ich habe Mr. Leslie meine Zusage gegeben, und ich überlasse es mit Vertrauen der Tochter meines Hauses, dieses von ihrem besorgten und zärtlichen Vater gegebene Versprechen einzulösen.«

Der Brief entfiel Violanten's Hand. Randal näherte sich und gab ihn ihr wieder. Ihre Augen begegneten sich. Violante wich zurück.

»Ich kann Sie nicht heirathen,« sagte sie in ruhigem Tone.

»Wirklich?« antwortete Randal trocken. »Ist der Grund der, daß Sie mich nicht lieben können?«

»Ja.«

»Ich erwarte nicht, daß Sie es thun würden, und doch bestehe ich auf meiner Bewerbung. Ich habe Ihrem Vater versprochen, daß ich mich durch ihre erste unüberlegte Weigerung nicht bewegen lassen würde, zurückzutreten.«

»Ich werde mich sofort zu meinem Vater begeben.«

»Verlangt er das in seinem Briefen? Lesen Sie denselben doch noch einmal durch. Entschuldigen Sie mich; aber er hat Ihre Heftigkeit vorausgesehen, und ich habe ein anderes Billet an Lady Lansmere, in welchem er Ihre Herrlichkeit ersucht, nicht zuzugeben, daß Sie zu ihm zurückkehren, ehe er selbst kömmt oder nach Ihnen schickt. Das wird er thun, sobald Sie mit Ihrem Worte das seinige eingelöst haben.«

»Und Sie wagen es, so mit mir zu sprechen und doch vorzugeben, daß Sie mich lieben?«

Randal lächelte ironisch.

»Ich mache nur Anspruch darauf, Ihr Gatte zu werden, Liebe ist ein Gegenstand, über welchen ich vielleicht früher hätte sprechen können, aber eben so gut auch später sprechen kann. Ich gebe Ihnen eine kurze Bedenkzeit. Wenn ich wieder vor Ihnen erscheine, so geschieht es, um den Tag unserer Verbindung festzusetzen.«

»Niemals!«

»Dann werden Sie die erste Tochter Ihres Hauses sein, welche ihrem Vater den Gehorsam verweigert, und dies in einer Zeit, da er durch seine Verbannung, seinen Kummer und seine Sorgen ohnehin schwer darniedergedrückt ist.«

Violante rang die Hände.

»Gibt es denn keine andere Wahl – kein Mittel, zu entinnen?«

»Ich wüßte keines. Hören Sie mich an. Ich hätte Sie lieben können, es ist wahr: aber eine Verbindung mit einem Wesen, welches mir abgeneigt ist, sichert nicht mein

Glück, und ebenso wenig ist es für meinen Ehrgeiz förderlich, mir eine Gattin zu wählen, die ärmer ist, als ich selbst. Ich reiche Ihnen daher meine Hand nur, um das Ihrem Vater gegebene Wort zu halten und Sie von einem Schurken zu retten, den Sie noch mehr hassen würden, als mich, und gegen welchen Ihnen keine Mauern und seine Gesetze Schutz zu bieten vermögen. Nur Eine Person hätte Sie vielleicht vor dem Elende bewahren können, welches Sie von einer Verbindung mit mir zu erwarten scheinen, jene Person hätte vielleicht die Pläne des Feindes Ihres Vaters vernichten – vielleicht Bedingungen erwirken können, unter welchen seine Verbrennung widerrufen und er wieder in seine Würde eingesetzt worden wäre, jene Person ist –«

»Lord L'Estrange?«

»Lord L'Estrange!« wiederholte Randal scharf und beobachtete ihre bleichen, geöffneten Lippen und ihre wechselnde Gesichtsfarbe; »Lord L'Estrange! Was könnte er thun? Warum nannten Sie ihn?«

Violante wandte sich ab. »Er rettete einst meinen Vater,« sagte sie mit Gefühl.

»Und hat seitdem vermittelt und sich ein wenig Mühe gegeben und, der Himmel weiß was, versprochen – und zu welchem Ende? Pah! Die Person, von welcher ich spreche, würde Ihr Vater nie sehen wollen – er würde ihr nicht glauben, wenn er sie sähe; und doch ist sie hochherzig und edelmüthig – sie konnte mit Ihnen Beiden sympathisiren. Ich spreche von der Schwester des Feindes Ihres Vaters – von der Marchesa di Negra. Ich bin überzeugt,

daß sie großen Einfluß auf ihren Bruder besitzt – daß sie genug von seinen Geheimnissen kennt, um ihm soviel Furcht einzujagen, daß er auf alle Pläne in Beziehung auf Sie verzichten wird! allein es ist jetzt nutzlos, von ihr zu reden.«

»Nein, nein,« rief Violante. »Sagen Sie mir, wo sie wohnt – ich will sie sehen.«

»Um Vergebung; ich kann Ihnen nicht gehorchen; und in der That ist ihr eigener Stolz durch Ihres Vaters unglückliche Vorurtheile gegen sie gegenwärtig etwas erregt. Es ist zu spät, auf ihre Hülfe zu rechnen. Sie wenden sich von mir ab – meine Gegenwart ist Ihnen unwillkommen – ich befreie Sie jetzt davon. Später müssen Sie aber, willkommen oder unwillkommen, dieselbe ertragen – und für das ganze Leben!«

Randal verbeugte sich wieder mit förmlicher Höflichkeit, schritt auf das Haus zu und frug nach Lady Lansmere. Die Gräfin war zu Hause. Randal übergab Riccabocca's Billet, welches in wenig Worten die Mittheilung enthielt, daß er befürchte, Peschiera habe seine Zufluchtsstätte entdeckt. Ferner ersuchte er Lady Lansmere, Violante, selbst wenn sie andere Wünsche haben sollte, so lange zurück zu halten, bis sie wieder von ihm höre.

Die Gräfin las, und um ihre Lippen spielte ein verächtliches Lächeln. »Seltsam!« sagte sie halb zu sich selbst.

»Seltsam!« sagte Randal, »daß ein Mann, wie Ihr Correspondent, einen Menschen, wie Graf di Peschiera fürchten kann. Nicht so?«

»Sir,« sagte die Gräfin ein wenig erstaunt – »seltsam, daß in einem Lande, wie das unserige, irgend Jemand einen anderen Menschen fürchten kann!«

»Ich weiß nicht,« sagte Randal mit seinem leichten, sanften Lächeln; »ich fürchte viele Leute, und ich kenne Viele, die mich fürchten müssen; und doch trifft man an jeder Straßenecke einen Polizeidiener!«

»Ja,« sagte Lady Lansmere. »Aber anzunehmen, daß dieser verworfene Ausländer ein Mädchen, wie Violante, gegen ihren Willen entführen könnte – ein Mann, den sie nie gesehen und den sie zu hassen gelernt hat!«

»Seien Sie nichtsdestoweniger auf Ihrer Hut, Mylady, ich bitte Sie; wer den Willen hat, der wird auch Mittel und Wege finden.«

Randal verabschiedete sich und kehrte zu Madame di Negra zurück. Er blieb eine Stunde bei ihr, suchte alsdann wieder den Grafen auf und begab sich zuletzt nach Limmer's Hotel.

»Randal,« sagte der Squire, der bleich und angegriffen aussah, es aber verschmähte zu gestehen, daß er so schwach sei, sich noch immer wegen seines widerspenstigen Sohnes zu grämen und sich nach ihm zu sehnen – »Randal, Sie haben jetzt in London nichts zu thun; wollen Sie zu mir kommen und bei mir bleiben, um sich der Landwirthschaft zu widmen? Ich erinnere mich, daß Sie sehr gesunde Ansichten über die dünne Aussaat kund gaben.«

»Mein theurer Sir, ich werde zu Ihnen kommen, sobald die allgemeine Wahl vorüber ist.«

»Was zum Henker haben Sie mit der allgemeinen Wahl zu thun?«

»Mr. Egerton wünscht, daß ich in das Parlament eintrete, und es sind in der That gegenwärtig zu diesem Zwecke Verhandlungen im Gange.«

Der Squire schüttelte den Kopf. »Die Politik meines Halbbruders gefällt mir nicht.«

»Ich werde ziemlich unabhängig von derselben sein,« rief Randal in hochmüthigem Tone; »diese Unabhängigkeit ist die Bedingung, welche ich stelle.«

»Es freut mich, dies zu hören; und wenn Sie in's Parlament kommen, so hoffe ich, daß sie den Interessen des Grundbesitzes nicht den Rücken kehren werden?«

»Den Interessen des Grundbesitzes den Rücken kehren!« rief Randal mit frommem Entsetzen. »Sir! so unnatürlich bin ich nicht.«

»Das ist die richtige Bezeichnung dafür,« sprach der leichtgläubige Squire; »es ist natürlich! Es ist gerade, wie wenn man seiner eigenen Mutter den Rücken kehren würde! Der Boden ist eine Mutter –«

»Für Diejenigen, welche von ihm leben gewiß eine Mutter,« sagte Randal in ernstem Tone.

»Und obgleich sie meinen Vater in der Wirklichkeit eher verhungern, als von ihr leben läßt, und Rood Hall nicht mit Hazeldean zu vergleichen ist, so – will ich doch –«

»Lassen Sie das jetzt,« unterbrach ihn der Squire; »ich muß mit Ihnen sprechen. Ihre Großmutter war eine Hazeldean.«

»Ihr Bild hängt in dem Besuchzimmer in Rood. Die Leute sagen, ich sei ihr sehr ähnlich!«

»Wirklich?« versetzte der Squire. »Die Hazeldeans sind sonst stämmig und von rosiger Gesichtsfarbe, was Sie freilich nicht sind; aber das ist nicht Ihre Schuld. Wir sind Alle so, wie der Himmel uns geschaffen hat! Kommen wir indessen zur Sache. Ich bin im Begriffe, mein Testament zu ändern –« fügte er mit einem unterdrückten Schlucken hinzu. »Hier ist der rohe Entwurf, den mir die Advokaten ausarbeiten sollen.«

»Bitte – bitte, Sir, sprechen Sie nicht mit mir über einen solchen Gegenstand. Ich kann es nicht ertragen, auch nur an die Möglichkeit zu denken, daß – daß –«

»Ich sterben könnte! Ha, ha! Unsinn! Mein eigener Sohn hat den Tag meines Todes nach der Versicherungstabelle berechnet. Ha, ha, ha! Wahrhaftig, ein sehr fashionabler Sohn – he? Ha, ha!«

»Der arme Frank! Lassen Sie es ihn nicht entgelten, daß er für einen Augenblick die richtigen Gefühle vergaß. Wenn er mit der ausländischen Dame verheirathet und selbst Vater ist, wird er –«

»Er selbst Vater!« platzte der Squire heraus. »Vater von einem Schwarm papistischer Kröten mit gelben Gesichtern! Keine fremden Frösche sollen um mein Grab auf dem Friedhof in Hazeldean herumhüpfen. Nein, nein! Aber Sie brauchen mich nicht mit so vorwurfsvollen Blicken anzusehen – ich werde Frank nicht enterben.«

»Das versteht sich,« sagte Randal, und seine Lippen verzogen sich zu einer bitteren krummen Linie und

kämpften gegen das freundliche Lächeln, zu welchem er sich zu zwingen suchte.

»Nein – ich werde ihm die lebenslänglichen Einkünfte von dem größten Theile des Gutes lassen; wenn er aber eine Ausländerin heirathet, so dürfen ihm ihre Kinder in der Erbschaft nicht nachfolgen – Sie sind in diesem Falle der Nächste nach ihm. Aber – (unterbrechen Sie mich nicht) – aber Frank sieht aus, als würde er länger leben, wie Sie – so ka'onnnten Sie mit Recht sagen: ›Schönen Dank für die gute Absicht.‹ Ich gedenke aber, mehr für Sie zu thun, als Ihnen blos eine unfruchtbare Stelle in der Erbfolge einzuräumen. Was sagen Sie zum Heirathen?«

»Ganz, wie es Ihnen beliebt,« versetzte Randal demüthig.

»Gut, Miß Sticktorights wäre noch zu haben – eine reiche Erbin, Ihre Güter gränzen an Rood. Früher einmal habe ich für meinen gottlosen Jungen an sie gedacht. Auf dem Gute ruht eine Hypothek; der alte Sticktorights würde froh sein, sie vom Halse zu bekommen. Ich will sie aus den Hazeldean'schen Einkünften bezahlen und das Wegerecht mit in den Kauf geben. Sie verstehen mich. Kommen Sie also, so bald Sie können, zu uns herunter und werben Sie selbst um die junge Dame.«

Randal drückte in beredten und erkenntlichen Worten seinen Dank aus und deutete mit Zartheit an, daß, wenn der Squire je beabsichtigen sollte, ihm (immer ohne Nachtheil für Frank) irgend welche pecuniäre Gefälligkeiten zu erweisen, es ihm größere Freude machen

würde, einen Theil der alten Rood'schen Güter zurückzu- erhalten, als alle Ländereien der Sticktorights, und wenn diese auch von jeder anderen Last, als der der liebens- würdigen Erbin, frei wären.

Der Squire hörte Randal mit wohlwollender Aufmerk- samkeit zu. Der Landedelmann konnte diesen Wunsch vollständig begreifen und nur natürlich finden. Er ver- sprach, die Sache zu untersuchen, und zu sehen, was mit dem alten Thornhill zu machen sei.

Randal bemerkte hier, daß Mr. Thornhill im Begriffe sei, ein großes Stück der alten Leslie'schen Güter durch Levy veräußern zu lassen, und daß er, Randal, es auf diese Weise voraussichtlich um einen billigeren Preis er- werben könnte, als wenn Mr. Thornhill wüßte, daß sein Nachbar, der Squire, ein Angebot darauf machen wolle. »Es ist besser, weder Levy noch Thornhill etwas davon zu sagen.«

»Ganz richtig,« erwiderte der Squire; »kein Gutsbesit- zer verkauft gerne an einen andern Gutsbesitzer in der- selben Grafschaft, der ebenso viele Ländereien besitzt, wie er selbst; es stört das Gleichgewicht der Macht. Be- sorgen Sie selbst das Geschäft, und wenn ich Ihnen zu dem Kaufe verhelfen kann – (nachdem der Junge verhei- rathet ist – vorher kann ich mich auf nichts einlassen) – nun, dann will ich es thun.«

Randal begab sich jetzt noch zu Egerton. Der Staats- mann befand sich in seinem Bibliothekzimmer, brach- te die Rechnungen seines Verwalters in Ordnung und

gab kurze Befehle in Bezug auf die Einschränkung seines Haushaltes.

»Es wäre möglich, daß ich in's Ausland ginge, wenn ich bei der Wahl unterliege,« sagte Egerton, indem er sich herabließ, seinem Bedienten einen Grund für seine Sparsamkeit anzugeben; »und wenn ich nicht unterliege, so werde ich doch jedenfalls, da ich nicht mehr im Amte bin, sehr zurückgezogen leben.«

»Störe ich, Sir?« frug Randal, indem er eintrat.

»Nein – ich bin eben fertig.«

Der Hausverwalter zog sich sehr überrascht und verdrießlich zurück und dachte darüber nach, sein eigenes Amt aufzugeben – nicht um, wie Egerton, zu sparen, sondern um zu verbrauchen. Der Hausverwalter hatte Privatgeschäfte mit Baron Levy und war in der That der wirkliche X. Y. der Times, für welchen irrthümlich Dick Avenel gehalten worden war. Er trieb mit seinem Gehalt und seinen zufälligen Einnahmen Wechselgeschäfte; es war ein Theil seines eigenen Geldes, welches, ohne daß er es wußte, die letzten fünf tausend Pfund, die Egerton von Levy geliehen hatte, vollzählig machte.

»Ich habe die Sache mit unserem Comite abgemacht,« sagte Egerton kurz, »und Sie werden mit Lord Lansmere's Einwilligung, wie wir es beschlossen haben, in Gemeinschaft mit mir als Wahlcandidat auftreten. Und sollte mir irgend ein Unglück zustoßen – das heißt, wenn ich aus irgend einem Grunde diesen Sitz aufgeben sollte, so können Sie mein Nachfolger sein – vielleicht in sehr kurzer

Zeit. Machen Sie sich bei den Wählern beliebt und nehmen Sie, in den öffentlichen Lokalen für uns Beide das Wort. Ich stütze mich auf meine Würde und überlasse Ihnen die Wahlarbeit. Keinen Dank – Sie wissen, wie sehr ich das Danken hasse. Gute Nacht.«

»Nie bin ich dem Reichthume und der Macht näher gestanden, als jetzt,« sagte Randal, als er sich langsam entkleidete. »Und ich verdanke dies meinem Wissen – der Kenntniß der Menschen – des Lebens – und alles Dessen, was man aus Büchern lernen kann.«

Hierauf ließen seine schmalen, dünnen Finger den Löcher auf das Licht fallen, und der glückliche Ränkeschmied legte sich nieder, um im Dunkeln zu ruhen. Die Fensterläden waren geschlossen, die Vorhänge zugezogen – nie war ein Schlaf ruhiger – nie ein Gemach dunkler!

An jenem Tage hatte Harley bei seinem Vater zu Mittag gespeist. Er sprach viel mit Helene – beinahe gar nicht mit Violante. Kurz, ehe er sich verabschiedete, bat er Helene, eine seiner Lieblingsarien auf dem Piano zu spielen; während Letztere seinem Wunsche willfahrte, verließ Lady Lansmere, welche zwischen ihm und Violante gesessen hatte, das Zimmer, und Violante wandte sich jetzt rasch gegen Harley. »Kennen Sie die Marchesa di Negra?« frug sie hastig.

»Ein wenig. Warum fragen Sie?«

»Das ist mein Geheimniß,« antwortete Violante und versuchte, in ihrer alten, offenen, kindlichen und schelmischen Weise zu lächeln. »Aber sagen Sie mir, haben Sie eine bessere Meinung von ihr, als von ihrem Bruder?«

»Gewiß. Ich glaube, daß sie ein gutes Herz besitzt, und daß es ihr nicht an edelmüthigen Eigenschaften fehlt.«

»Können Sie nicht meinen Vater bewegen, sie zu besuchen? Würden Sie ihn nicht rathen, es zu thun?«

»Jeder Ihrer Wünsche ist mir Gesetz,« antwortete Harley galant. »Sie wünschen, daß Ihr Vater sie sehen soll? Ich will es versuchen, ob ich ihn hier überreden kann. Zum Dank dafür vertrauen Sie mir jetzt Ihr Geheimniß an. Was wollen Sie damit erreichen?«

»Die Erlaubniß, nach Italien zurückkehren zu dürfen. Ich kümmere mich nicht um Ehren nicht um Rang; und auch mein Vater hat aufgehört, den Verlust solcher Dinge zu beklagen. Aber die Heimath – das Vaterland wieder zu sehen – o, und dort sterben zu dürfen!«

»Sterben! Ihr Kinder habt erst kürzlich den Himmel verlassen und sprecht schon wieder davon, dahin zurückzukehren, ohne zu bedenken, daß Ihr vorher durch die Thore des Kummers, der Gebrechlichkeit und des Alters gehen müßt. Ich glaubte aber, Sie seien mit England zufrieden. Woher dieser Drang, es zu verlassen? Violante, Sie sind unfreundlich gegen uns – gegen Helene, welche Sie bereits so innig liebt!«

Als Harley sprach, stand Helene vom Piano auf, näherte sich Violante und legte ihre Hand schmeichelnd

auf die Schulter der Italienerin. Violante überließ ein Frösteln, und sie wich zurück. Harley's und Helenen's Blicke folgten ihr. Harley's Augen waren sehr ernst und gedankenvoll.

»Ist sie nicht verändert – Ihre Freundin?« sagte er und schlug die Augen nieder.

»Ja, sie ist in letzterer Zeit sehr verändert. Ich fürchte, ihren Geist beschäftigt etwas – ich weiß nicht was.«

»Ah!« murmelte Harley, »wohl möglich; allein in dem Alter, in welchem Sie Beide stehen, beschäftigt sich der Geist nicht lange mit Einem und demselben Gegenstande. Merken Sie wohl, ich sage: der Geist – das Herz hält die Eindrücke schon fester.«

Helene seufzte leise, aber tief.

»Und darum,« fuhr Harley, halb zu sich selbst sprechend, fort, »können wir leicht entdecken, wenn etwas den Geist beschäftigt – irgendeine Sorge, eine Furcht, eine Unruhe. Wenn sich aber das Herz über seinem eigenen leidenschaftlichen Schmerz zuschließt, wer kann denselben errathen, wer ihn ergründen? Aber Sie wenigsten, meine reine, aufrichtige Helene – Sie könnten Geist und Herz der Probe des Glasfensters in der Fabel unterwerfen.«

»O nein!« rief Helene unwillkürlich.

»O ja! Lassen Sie mich nicht denken, daß Sie irgend ein Geheimniß haben, welches ich nicht kennen, oder irgend einen Kummer, den ich nicht theilen darf. Denn, in unseren gegenseitigen Beziehungen würde dies ein Betrug sein.«

Als er so sprach, drückte er ihre Hand mit mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit und verließ bald darauf das Haus.

Die ganze Nacht aber fühlte sich Helene wie ein schuldbeladenes Wesen – unglücklicher sogar, als Violante.

### FÜNFTES KAPITEL.

In der Frühe des nächsten Morgens, als sich Violante noch in ihrem Zimmer befand, traf ein an sie gerichteter Brief mit der Post ein. Die Adresse war von einer ihr unbekanntem Hand. Sie öffnete denselben und das in italienischer Sprache, was in der Uebersetzung folgendermaßen lautete:

»Ich wünsche sehnlich, Sie zu sehen; aber ich kann das Haus, in welchem Sie leben, nicht offen betreten. Vielleicht steht es in meiner Macht, Familienzwiseigkeiten beizulegen und all das Unrecht, welches Ihr Vater erlitten haben mag, wieder gut zu machen. Vielleicht bin ich im Stande, Ihnen selbst einen wesentlichen Dienst zu leisten. Aber zu allem Diesem ist es nothwendig, daß wir uns irgend wo treffen und ohne Zwang besprechen. Indessen drängt die Zeit – die Sache leidet keinen Aufschub. Wollen Sie eine Stunde nach Mittag in der kleinen Straße, die an dem Privateingange ihres Gartens vorbeiläuft, mit mir zusammentreffen? Ich werde allein sein; und Sie können sich vor einer Zusammenkunft mit einer Angehörigen Ihres Geschlechtes – mit einer Verwandten

– nicht fürchten. Ach, ich sehne mich so sehr, Sie zu sehen! Kommen Sie, ich beschwöre Sie.

Beatrice.«

Violante las, und ihr Entschluß war gefaßt. Sie war von Natur furchtlos, und es gab wenige Dinge, vor welchen sie zurückgebebt wäre, wenn Aussicht vorhanden war, dadurch ihrem Vater einen Dienst leisten zu können. Und jetzt schien ihr jede Gefahr leicht in Vergleich mit derjenigen, welche ihr von der durch die Einwilligung ihres Vaters unterstützten Bewerbung Randals drohte.

Randal hatte ihr gesagt, daß sie ihm nur mit Madame di Negra's Hülfe entrinnen könne. Harley hatte gesagt, daß Madame di Negra edle Eigenschaften besitze; und wer anders, als Madame di Negra würde als Verwandte an sie schreiben und sich Beatrice unterzeichnen?

Kurz vor der bestimmten Stunde schlich sie unbeachtet durch die Baumgruppen, öffnete die kleine Gartenthüre und befand sich in dem stillen, einsamen Feldweg. Einige Minuten darauf erschien eine weibliche Gestalt mit raschen leichten Schritten und sagte, indem sie ihren Schleier zurückschlug mit einer Art wilder unterdrückter Energie: »Sie sind es! Man hat mir die Wahrheit gesagt. Schön! – schön. Und wie jung, wie blühend!« Sie dämpfte kummervoll die Stimme, und Violante, über den Ton verwundert und bei dem Lob erröthend, schwieg einige Augenblicke, dann sagte sie zögernd:

»Sie sind, wie ich vermuthe, die Marchesa di Negra. Ich hörte genug von Ihnen, um Vertrauen zu Ihnen zu haben.«

»Von mir? Durch wen?« frug Beatrice beinahe heftig.

»Durch Mr. Leslie und – und –«

»Fahren Sie fort – warum stottern Sie?«

»Und Lord L'Estrange.«

»Gut! Niemand sonst?«

»So viel ich mich erinnere, nein.«

Beatrice seufzte tief und ließ ihren Schleier fallen. Einige Fußgänger kamen jetzt des Weges, und als sie zwei Damen von so bemerkenswerthem Aeußeren dort stehen sahen, wandten sie sich um und blickten sie neugierig an.

»Wir können hier nicht zusammen sprechen,« sagte Beatrice ungeduldig, »und ich habe Ihnen so vieles zu sagen – so vieles von Ihnen zu erfahren. Vertrauen Sie mir noch mehr; ich spreche in Ihrem eigenen Interesse. Mein Wagen wartet dort unten. Fahren Sie mit mir nach Hause – ich werde Sie keine Stunde aufhalten und Sie wieder zurückbringen.«

Dieser Vorschlag machte Violante stutzig. Sie zog sich mit einer abwehrenden Geberde zurück. Beatrice legte ihre Hand auf den Arm des Mädchens, entfernte den Schleier wieder von ihrem Gesichte und sah sie mit einem halb spöttischen, halb bewundernden Blicke an.

»Auch ich würde einst vor einem Schritte zurückgebebt sein, welcher über die Formgrenzen hinausgeht, womit die Welt das Weib von der Freiheit trennt. Jetzt – sehen Sie, wie kühn ich bin. Kind, Kind, spassen Sie nicht mit Ihrem Schicksal. Es wird Ihnen vielleicht nie wieder diese Gelegenheit geboten. Ich hin nicht hieher gekommen, blos um mit Ihnen zusammenzutreffen; ich muß

etwas erfahren von Ihnen – etwas von Ihrem Herzen wissen. Warum erschrecken Sie? Ist Ihr Herz nicht rein?«

Violante gab keine Antwort, aber ihr liebliches und erhabenes Lächeln demüthigte die Fragende, indem es ihr einen Vorwurf zu machen schien.

»Ich kann es vielleicht durchsetzen, daß Ihr Vater nach Italien zurückkehren darf;« sagte Beatrice mit veränderter Stimme; »kommen Sie!«

Violante näherte sich, aber noch immer zögernd.

»Nicht durch eine Verbindung mit Ihrem Bruder?«

»Fürchten Sie diese so sehr?«

»Fürchten? Nein! Warum sollte ich etwas fürchten, was zu verwerfen in meiner Macht steht. Aber wenn Sie wirklich meinem Vater durch edlere Mittel wieder die Rückkehr nach Italien möglich machen können, so retten Sie mich vor –«

Violante hielt plötzlich inne; die Augen der Marchese funkelten.

»Sie retten vor – ah! ich errathe, was Sie unausgesprochen lassen. Aber kommen Sie, kommen Sie – sehen Sie dort noch mehr fremde Leute. Sie sollen mir alles in meinem eigenen Hause erzählen. Und wenn Sie ein einziges Opfer bringen können, so will ich Ihnen alles Weitere ersparen. Kommen Sie oder leben Sie für immer wohl!«

Violante legte ihre Hand so offen und vertrauensvoll in die Beatricens, daß der Marchese das Blut in die Wangen schoß und sie laut an ihre Schuld erinnerte.

»Wir gehören dem gleichen Geschlechte an,« sagte Violante, »wir stammen von demselben edeln Hause ab; wir

haben Beide auf dieselbe Weise vor derselben jungfräulichen Mutter Gottes gekniet; warum sollte ich Ihnen nicht Glauben und Vertrauen schenken?«

»Warum nicht?« murmelte Beatrice mit schwacher Stimme und ging weiter, das Haupt auf die Brust gesenkt, und aus ihrem Schritte war allte Stolz verschwunden.

Sie erreichten einen Wagen, der an der Ecke der Straße stand. Beatrice sprach bei Seite ein Wort zu dem Kutscher, der ein Italiener und im Dienste des Grafen war. Der Mann nickte und öffnete den Kutscherschlag. Die Damen stiegen ein. Beatrice ließ die Vorhänge herunter, der Mann stieg wieder auf den Bock und fuhr rasch von dannen.

Beatrice lehnte sich zurück und stöhnte laut. Violante rückte ihr näher. »Fühlen Sie Schmerzen?« sagte sie mit ihrer milden melodischen Stimme, »oder kann ich Ihnen helfen, wie Sie mir helfen wollten?«

»Kind, geben Sie mir Ihre Hand und seien Sie stille, während ich Sie ansehe. War ich je so schön, wie sie? Niemals! Und welche Untiefen – welche Untiefen brausen dahin zwischen ihr und mir!«

Sie sprach wie von einer abwesenden Person und versank wieder in Stillschweigen, fuhr aber fort, Violante unverwandt anzusehen, welche vor diesen Blicken ihre von langen Wimpern beschatteten Augen niederschlug.

Plötzlich fuhr Beatrice auf und rief: »Nein, es soll nicht geschehn,« und legte ihre Hand auf die Haltschnur.

»Was soll nicht geschehen?« frug Violante, über den Ausruf und über die Bewegung erstaunt. Beatrice hielt inne – ihre Brust wogte sichtbar unter ihrem Kleide.

»Warten Sie,« sagte sie langsam. »Wir gehören, wie Sie sagen, Beide demselben edeln Hause an; Sie weisen die Bewerbung meines Bruders zurück – doch haben Sie ihn gesehen, und seine Gestalt gefällt dem Auge – sein feines Benehmen reizt die Phantasie. Er bietet Ihnen Rang, Reichthum und für Ihren Vater Verzeihung und Zurückberufung an. Wenn ich die Einwendungen beseitigen könnte, welche Ihr Vater gegen ihn erhebt – wenn ich beweisen könnte, daß der Graf ihm weniger Unrecht gethan hat, als er glaubt, würden Sie alsdann noch immer den Rang, den Reichthum und die Hand Giulio Franzini's zurückweisen?«

»O ja, ja, und wäre seine Hand die eines Königs!«

»Nun denn, als Weib zum Weibe – Beide sind wir, wie Sie sagen, demselben Stamme entsprossen – nun denn, antworten Sie mir – antworten Sie mir, denn Sie sprechen mit einem Weibe, das geliebt hat – lieben Sie einen Andern? Sprechen Sie.«

»Ich weiß es nicht. Nein nicht Liebe – es war eine Phantasie; es ist eine Unmöglichkeit. Fragen Sie nicht – ich kann nicht antworten« – und ihre abgebrochenen Worte wurden plötzlich durch Thränen erstickt.

Beatricen's Züge wurden hart und mitleidslos. Sie ließ den Schleier wieder fallen und zog ihre Hand von der Schnur zurück; aber der Kutscher hatte die Berührung

geföhlt, und hielt an. »Fort!« sagte Beatrice – »wie die Befehle lauteten.«

Beide schwiegen jetzt lange – Violante erholte sich nur mit großer Mühe von ihrer Aufregung, Beatrice athmete schwer und kreuzte ihre Arme fest über der Brust. Unterdessen hatte der Wagen London erreicht – er fuhr durch den Stadttheil, in welchem das Haus Madame di Negra's stand, hindurch – er rollte rasch über eine Brücke – eilte durch eine breite Straße und dann durch Querstraßen und Gäßchen mit hohen, öden, traurig aussehenden Häusern auf beiden Seiten. So ging es immer weiter vorwärts, bis Violante unruhig zu werden begann. »Wohnen Sie so weit weg?« sagte sie, zog den Fenstervorhang auf und blickte mit Schrecken hinaus auf die ihr fremde und schmutzig aussehende Vorstadt. »Man wird mich schon vermissen. O, lassen Sie uns zurückkehren, ich beschwöre Sie.«

»Wir sind nächstens am Ziele. Der Kutscher hat diesen Weg eingeschlagen, um die Straßen zu vermeiden, in welchen Jemand uns hätte beisammen sehen können – vielleicht sogar mein eigener Bruder. Hören Sie mich an und erzählen Sie mir von – von dem Geliebten, den Sie mit Recht mit einem Phantasiegebilde vergleichen. »Unmöglich« – ja es ist unmöglich.«

Violante bedeckte ihre Augen mit den Händen und ließ ihr Haupt tief herabsinken. »Warum sind Sie so grausam?« sagte sie. »Das ist nicht das, was Sie mir versprochen! Wie werden Sie meinem Vater dienen – wie ihm

die Rückkehr in sein Vaterland ermöglichen? Das war es, was Sie mir mitzutheilen versprochen.«

»Wenn Sie in ein einziges Opfer verwilligen, so werde ich mein Versprechen erfüllen. Wir sind am Ziele.«

Der Wagen hielt vor einem hohen, stillen Hause. Dasselbe war von den andern Häusern durch eine Mauer getrennt, die einen Hof einzuschließen schien; es stand am Ende einer engen Gasse, welche auf der einen Seite an die Themse grenzte. In jener Gegend war der Fluß mit finsternen, düster aussehenden Schiffen und Fahrzeugen bedeckt, die unter dem winterlichen Himmel bewegungslos dalagen.

Der Kutscher stieg ab und zog die Glocke. Zwei braune italienische Gesichter kamen auf der Schwelle zum Vorschein.

Beatrice stieg leicht aus dem Wagen und reichte Violante die Hand. »So, hier werden wir sicher sein, wenige Minuten werden hinreichen, um Ihr Schicksal zu entscheiden.«

Als sich die Thore hinter Violante, welche, jetzt Verdacht schöpfend und unruhig werdend, furchtsam in der dunkeln, traurigen Halle umherblickte, geschlossen hatte, wandte sich Beatrice um und sagte: »Der Wagen soll warten.«

Der Italiener, dem dieser Befehl galt, verbeugte sich und lächelte; als aber die beiden Damen die Treppen hinauf gestiegen waren, öffnete er wieder die Hausthüre und sagte zu dem Kutscher:

»Zurück zum Grafen und sag' ihm, daß alles in Ordnung ist.«

Der Wagen fuhr fort. Der Mann, welcher diesen Befehl gegeben hatte, verriegelte und verschloß die Thüre, nahm dann den ungeheuren Schlüssel mit sich und verschwand in einer der geheimnißvollen Vertiefungen des Erdgeschoßes. Die jetzt leere und einsame Halle bot das finstere Aussehen eines Gefängnisses dar; die starke Thüre war mit Eisen beschlagen – die steinerne Treppe nur durch ein hohes, mit Eisengitter versehenes Fenster, auf welchem jahrelanger Staub lag, erhellt und eifersüchtig abgesperrt – selbst die Wände hatten da und dort spitzig vorspringende Stellen, als sollten sie sogar einen etwaigen gewaltsamen Angriff von Innen abwehren.

#### SECHSTES KAPITEL.

Der weise Einsiedler von Norwood hatte, wie wir gesehen haben, ohne vorherige Berathung mit der treuen Jemima seinen eigenen Befürchtungen und Randal's schlaun Einflüsterungen in dem kurzen und entscheidenden Brief an Violante Gehör geschenkt; doch Nachts, wo sich die Kirchhöfe den Todten und die Herzen der Eheleute den Geheimnissen erschließen, welche sie den Tag über verborgen hielten, setzte der weise Mann seine Gattin von dem eingeschlagenen Schritte in Kenntniß. Und Jemima – welche mit ihren Gefühlen die in Italien geltende Sitte, den Vätern über ihre Töchter ohne Rücksicht auf deren Neigung oder Widerwillen ein Verfügungsrecht einzuräumen, nicht billigen konnte, und eine

instinktmäßige Abneigung gegen Randal empfand, stellte dem Schüler Macchiavelli's vernünftig und in milder Weise vor, er dürfe, wenn der schöne Graf wirklich, wie er befürchte, einen Eindruck auf Violante gemacht habe, und wenn er wünsche, sie möchte ihre Gunst dem von ihm selbst empfohlenen Bewerber zuwenden, nicht ganz den richtigen Weg eingeschlagen haben – ein so plötzlicher Befehl könne das Herz nur erkälten, den Widerspruch nur herausfordern, und dem kühnen Peschiera sogar eine romantische Anziehungskraft, die er vorher nicht besessen habe, verleihen. Mit Riccabocca's Schlaf war es darnach für jene Nacht vorbei; aber am nächsten andern Tage sandte er Giacomo zu Lady Lansmere mit einem sehr freundlichen Brief an Violante und mit einem Billet an ihre Wirthin, in welchem er diese bat, seine Tochter auf ein Paar Stunden nach Norwood zubringen, weil er mit Beiden dringend zu sprechen wünsche. Gerade als Giacomo in Knightsbridge ankam, hatte man Violanten's Abwesenheit entdeckt. Lady Lansmere, deren Stolz immer darauf bedacht war, sich nicht dem Geplauder der Welt auszusehen, veranlaßte Giacomo, seine Aufregung nicht vor der Dienerschaft zu verrathen, und sagte, Anstands halber, die junge Dame habe sie von ihrer Absicht, einigen Freundinnen Besuche abzustatten, in Kenntniß gesetzt, und sich ohne Zweifel durch die Gartenthüre, welche offen gefunden worden, entfernt; der Weg sei dort stiller, als auf der Landstraße, und ihres Freundinnen seien ihr wahrscheinlich auf dem kleinen

Pfade entgegengekommen; sie, Lady Lansmere, verwunderte sich nur über Eines nämlich; daß Violante früher weggegangen sei, als sie erwartet habe. Nachdem sie dies mit einer Fassung, die Glauben erzwang, gesagt hatte, bestellte Lady Lansmere ihren Wagen, nahm Giacomo mit und fuhr zu ihrem Sohne, um sich mit ihm zu berathen.

Harley hatte sich kaum von seiner heftigen Aufregung erholt, als Randal Leslie gemeldet wurde.

»Ah,« sagte Lady Lansmere, Mr. Leslie kann möglicher Weise etwas von der Sache wissen. Er kam gestern mit einem Billet von ihrem Vater zu ihr. Bitte, lasse ihn eintreten.«

Der österreichische Fürst näherte sich Harley. »Ich werde im Nebenzimmer warten,« flüsterte er. Sie können vielleicht meiner bedürfen, wenn Sie den Verdacht, Peschiera könnte seine Hand mit im Spiele haben, begründet finden sollten.«

Lady Lansmere gefiel das Zartgefühl des Fürsten, und sie sagte, mit einem Blick auf Leonard:

»Vielleicht könnten auch Sie uns behülflich sein, wenn Sie sich mit dem Fürsten in das Nebenzimmer zurückziehen wollten. Mr. Leslie möchte nicht geneigt sein, über Sachen, wie diese, mit Jemand anderem, als mit Harley und mir, zu sprechen.«

»Ganz richtig, Mylady, aber nehmen Sie sich vor Mr. Leslie in Acht.«

Als sich die Thüre an dem einen Ende des Zimmers hinter dem Fürsten und Leonard schloß, trat Randal, anscheinend sehr aufgereggt, durch die gegenüberliegende ein.

»Ich komme eben von Ihrem Hause, Lady Lansmere. Ich hörte, Sie seien hier; ich bitte um Verzeihung, daß ich Ihnen gefolgt bin. Ich sprach in Knightsbridge vor, um Violante zu sehen – und erfuhr, daß dieselbe Sie verlassen habe. Ich beschwöre Sie, mir zu sagen, wie und warum. Ich habe ein Recht, zu fragen; denn ihr Vater hat mir ihre Hand versprochen.«

Harley's Falkenauge hatte bei Randal's Eintritte aufgeleuchtet. Er beobachtete fest das Gesicht des jungen Mannes. Bei Randal's letzten Worten verdunkelte sich sein Blick. Aber er überließ es Lady Lansmere, zu antworten und Erklärungen zu geben. Die Gräfin that dies mit wenig Worten.

Randal schlug die Hände zusammen. »Und sie ist nicht zu ihrem Vater gegangen? Sind Sie dessen sicher?«

»Der Diener ihres Vaters ist gerade von Norwood angekommen.«

»O, ich bin hiefür zu tadeln! Es ist meine rasche Bewerbung – ihre Furcht davor – ihre Abneigung. »Ich sehe alles!«

Randal's Stimme klang hohl, als quälten ihn Gewissensbisse und Verzweiflung. »Um sie vor Peschiera zu retten, bestand ihr Vater auf ihrer sofortigen Verbindung mit mir. Seine Befehle kamen zu plötzlich, und meine eigene Bewerbung war ihr zu unwillkommen. Ich kenne ihren

hohen Sinn; sie hat sich geflüchtet, um mir zu entrinnen. Aber wohin, wenn nicht nach Norwood! – Welche andere Freunde hat sie – welche Verwandte?»

»Sie bringen neues Licht in dieses Geheimniß,« sagte Lady Lansmere; »vielleicht ist sie doch zu ihrem Vater gegangen, und der Diener auf einem andern Wege hierher gekommen. Ich will so fort nach Norwood fahren.«

»Thun Sie das – thun Sie es; wenn sie aber nicht da sein sollte, dann seien Sie vorsichtig, damit Sie nicht Riccabocca mit der Nachricht von ihrem Verschwinden Schrecken einjagen. Warnen Sie auch Giacomo, es zu thun. Er würde nur auf Peschiera den Verdacht werfen und in der Aufwallung irgend eine Gewaltthätigkeit begehen.«

»Sie haben also Peschiera nicht im Verdachte, Mr. Leslie?« frug Harley plötzlich.

»Ha! Wäre es möglich? Doch nein. Ich besuchte ihn heute Morgen mit Hazeldean, welcher im Begriff ist, seine Schwester zu heirathen. Ich war bei ihm, bis ich nach Knightsbridge ging, gerade um die Zeit, als Violante verschwand. Er konnte sich zu jener Zeit nicht dabei betheilig haben.«

»Sie sahen gestern Violante. Sprachten Sie zu ihr von Madame di Negra?« frug Harley, indem er sich mit Einem Male der Fragen erinnerte, welche Violante in Betreff der Marchesa an ihn gerichtet hatte.

Randal fühlte, daß er unwillkürlich die Farbe wechselte. »Von Madame di Negra? Ich glaube nicht. Es kann aber doch sein. O ja, ich erinnere mich jetzt wieder. Sie

frug mich nach der Adresse der Marchesa; ich wollte sie ihr nicht geben.«

»Die Adresse ist leicht zu finden. Kann sie nach dem Hause der Marchesa gegangen sein?«

»Ich will hineilen und nachsehen,« rief Randal und sprang auf.

»Ich werde mit Ihnen gehen. Und du, meine liebe Mutter, fahre, wie du im Sinne hattest, nach Norwood, und folge dem Rathe Mr. Leslie's. Verschone unseren Freund mit der Nachricht von dem Verluste seiner Tochter – wenn sie überhaupt verloren ist – bis wir sie ihm zurückgegeben haben. Er kann uns in der Zwischenzeit in nichts von Nutzen sein. Lasse Giacomo hier bleiben; es wäre möglich, daß ich ihn brauchte.«

Hierauf ging Harley in das Nebenzimmer und ersuchte den Fürsten und Leonard, seine Rückkehr abzuwarten und zu gestatten, daß Giacomo in demselben Zimmer bleibe. Sodann kehrte er rasch zu Randal zurück. Welcher Art auch seine Befürchtungen oder Gemüthsbewegungen sein mochten, so fühlte Harley, daß er seine ganze Kaltblütigkeit des Urtheils und seine ganze Geistesgegenwart nöthig habe. Der Vorfall machte gebieterischen Anspruch auf die Entfaltung jener Fähigkeiten, welche seit seiner Jugendzeit geschlummert hatten, aber jetzt mit einer Kraft erwachten, vor der selbst Randal gezittert haben würde, wenn er den Scharfsinn, den Muth und die elektrische Thatkraft, die unter jener ruhigen Selbstbeherrschung verborgen lagen, hätte entdecken können.

Lord L'Estrange und Randal erreichten bald das Haus der Marchesa und erfuhren, daß sie, seit dem Morgen in einem Wagen des Grafen Peschiera fortgefahren sei. Randal warf verstohlen einen unruhigen Blick auf Harley's Gesicht. Harley schien es nicht zu bemerken.

»Nun, Mr. Leslie, was rathen Sie zunächst?«

»Ich bin in Wahrheit rathlos! Ah – vielleicht hat sie aus Furcht vor ihrem Vater und da sie weiß, wie despotisch er in seinen Ansichten von den väterlichen Rechten ist, und wie er aus seinem, in vorliegendem Falle mir gegebenen Worte festhält, sich entschlossen, auf dem Lande eine Zuflucht zu suchen – vielleicht in dem Kasino oder bei Mrs. Dale, oder bei Mrs. Hazeldean. Ich will mich sofort auf dem Landbureau erkundigen. Indessen können Sie –«

»Kümmern Sie sich nicht um mich, Mr. Leslie. Thun Sie, was Ihnen das Beste dünkt. Wenn aber Ihre Muthmaßungen richtig sind, so müssen Sie bei der hochgeborenen Dame, welche Sie zu gewinnen strebten, ein sehr rauher Bewerber gewesen sein.«

»Das nicht, aber vielleicht ein unwillkommener. Wenn sie meinerwegen entflohen ist – bedarf es dann noch einer ausdrücklichen Erklärung, daß meine Bewerbung sofort zurückgezogen werden wird? Ich bin kein selbstsüchtiger Liebhaber, Lord L'Estrange.«

»Und ich kein rachsüchtiger Mann. Kann ich aber herausbringen, wer die Verschwörung gegen diese Dame, einen Gast unter dem Dache meines Vaters, angezettelt hat, so werde ich diesen Menschen eben so kühl in den

Koth treten, wie ich jetzt meinen Fuß auf diesen Handschuh setze. Guten Tag, Mr. Leslie.«

Randal blieb einige Minuten stehen, während sich Harley mit raschen Schritten entfernte; dann verzog er höhnisch seine Lippen und murmelte: »Unverschämter! Er liebt sie. Gut, ich bin bereits gerächt.«

### SIEBENTES KAPITEL.

Harley begab sich direkt nach Peschiera's Hotel. Hier sagte man ihm, daß der Graf mit Mr. Frank Hazeldean und einigen andern Herren, welche bei ihm gefrühstückt hatten, ausgegangen sei. Er hatte, für den Fall, daß Jemand ihn sprechen wollte, hinterlassen, er sei zu Tattersall gegangen, um einige dort zum Verkauf ausgestellte Pferde anzusehen. Harley folgte ihm dahin. Der Graf stand im Hofe, an eine Säule gelehnt und von vornehmen Freunden umgeben. Lord L'Estrange blieb einen Augenblick stehen und unterdrückte mit großer Anstrengung seine Wuth. »Ich könnte alles verlieren, wenn ich zeigen würde, daß ich ihn im Verdachte habe; und doch muß ich eher ihn beleidigen und mich mit ihm schlagen, als ihm freie Hand zu lassen. Ah, ist das nicht der junge Hazeldean! Da kömmt mir ein Gedanke!«

Frank stand abseits von der den Grafen umgebenden Gruppe und sah sehr zerstreut und niedergeschlagen aus. Harley berührte seine Schulter, ohne daß der Graf es bemerkte.

»Mr. Hazeldean, Ihr Onkel Egerton ist mein theuerster Freund! Wollen auch Sie mir ein Freund sein? Ich bedarf Ihrer.«

»Mein Lord –«

»Folgen Sie mir. Graf Peschiera darf uns nicht zusammen sprechen sehen.«

Harley verließ den Hof und trat durch die kleine Pforte dicht daneben in St. James-Park. Mit sehr wenigen Worten setzte er Frank von Violanten's Verschwinden in Kenntniß und theilte ihm die Gründe mit, wegen welcher er den Grafen im Verdacht hatte. Das erste Gefühl Frank's war das entrüsteten Unglaubens, daß der Bruder Beatricen's so schlecht sein könnte; als er sich aber nach und nach die cynische und verworfene Sprache, welche der Graf zu führen pflegte, die warnenden Winke, die Beatrice selbst in Bezug auf Peschiera hatte fallen lassen – und den ganzen Charakter eines glänzenden, vor Nichts zurückschreckenden Wüstlings, den ihm selbst seine Bewunderer zuschrieben, in das Gedächtniß zurückrief, – da mußte sich Frank, wenn auch mit Widerstreben, den Verdacht Harley's gefallen lassen, und er sagte mit einem Ernste, der bei ihm selten war: »Glauben Sie mir, Lord L'Estrange, wenn ich Ihnen behülflich sein kann, den niederträchtigen Anschlag von Söldlingen gegen diese arme junge Dame zu nichte zu machen, so dürfen Sie mir nur sagen, wie es geschehen soll. Eines ist klar – - persönlich war Peschiera bei dieser Entführung nicht betheilig; denn ich bin den ganzen Tag mit ihm zusammen gewesen; und jetzt fällt mir ein Umstand ein, der mich hoffen

läßt, daß Sie ihm Unrecht thun; er hat eine große Gesellschaft eingeladen, nächste Woche mit ihm einen Ausflug nach Boulogne zu machen, um seine Yacht zu probiren, was er kaum thun könnte, wenn –«

»Yacht, in dieser Jahreszeit! Ein Mann, der gewöhnlich in Wien wohnt – eine Yacht!«

»Spendquick verkauft sie im Aufstreich in Anbetracht der Jahreszeit und aus andern Gründen; und der Graf beabsichtigt, den nächsten Sommer in der Gegend der ionischen Inseln mit Kreuzen zuzubringen. Er besitzt einige Güter auf diesen Inseln, welche er noch nie besucht hat.«

»Wie lange ist es her, daß er die Yacht kaufte?«

»Ich weiß in der That nicht, ob sie schon gekauft – das heißt, ob sie bezahlt ist. Levy sollte die Sache heute morgen mit Spendquick in's Reine bringen. Spendquick beklagt sich, daß Levy ihn so dränge.«

»Mein lieber Hazeldean, Sie zeigen mir den Weg durch das Labyrinth. Wo kann ich Lord Spendquick finden?«

»Um diese Zeit wahrscheinlich in seinem Bette. Hier ist seine Karte.«

»Ich danke Ihnen. Und wo liegt das Schiff?«

»Neulich noch lag es vor Blackwall. Ich ging hin, um es zu sehen – ›Der fliegende Holländer‹ – ein schönes Schiff, und es führt Kanonen.«

»Genug. Jetzt geben Sie Achtung. Eine unmittelbare Gefahr droht Violante nicht, so lange Peschiera nicht mit ihr zusammentrifft – so lange wir seinen Bewegungen folgen können. Sie stehen im Begriffe, seine Schwester zu

heirathen. Benützen Sie dieses Vorrecht, um sich dicht an seiner Seite zu halten. Dulden Sie um keinen Preis, daß er Sie abschüttelt. Nehmen Sie irgend einen Verwand, den Ihnen Ihre Erfindungsgabe für den Augenblick ein-gibt. Ich schlage Ihnen einen vor. Stellen Sie sich, als seien Sie ängstlich und unruhig, zu erfahren, wo Sie Madame di Negra finden können.«

»Madame di Negra?« rief Frank. »Was ist mit ihr? Ist sie nicht in Curzon Street?«

»Nein; sie ist in einem Wagen des Grafen ausgefahren. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Kutscher jenes Wagens oder irgend ein Diener, der mitgefahren ist, im Laufe des Tages zum Grafen kommen; und der Graf wird, um Sie los zu werden, Sie an jenen Diener weisen, damit Sie sich vergewissern, daß seine Schwester in Sicherheit sei. Stellen Sie sich, als glaubten Sie, was der Mann sagt; schicken Sie ihn aber in Ihre Wohnung unter dem Vormund, daß Sie dort einen Brief an die Marchesa schreiben wollen. Ist er einmal in Ihrer Wohnung, dann ist er gut aufgehoben; denn ich werde dafür sorgen, daß die Justizbeamten sich seiner versichern. Sobald er dort ist, schicken Sie einen Expressen in mein Hotel.«

»Aber,« sagte Frank etwas verwirrt, »wenn ich mich in meine Wohnung begeben, wie kann ich dann den Grafen beobachten?«

»Es wird dann nicht mehr nothwendig sein. Veranlassen Sie ihn nur, mit nach Ihrer Wohnung zu gehen, und verabschieden Sie sich von ihm an der Thüre.«

»Halt, halt – Sie können Madame di Negra nicht im Verdacht haben, daß sie mit einem so schändlichen Plane einverstanden sei. Verzeihen Sie, Lord L’Estrange; ich kann in dieser Sache nicht handeln – ja, ich kann Sie nur als Ihr Feind anhören, wenn Sie der Ehre der Dame, die ich liebe, mit einem einzigen Worte zu nahe treten.«

»Wackerer Gentleman, geben Sie mir Ihre Hand. Ich möchte Madame di Negra nicht minder, als die junge Tochter meines Freundes retten. Denken Sie nur an sie, während Sie thun, um was ich Sie ersucht habe, und alles wird gut werden. Ich verlasse mich auf Sie. Jetzt kehren Sie zu dem Grafen zurück.«

Frank ging, Peschiera wieder aufzusuchen; seine Stirn war gedankenvoll und seine Lippen fest geschlossen. Harley besaß jene Gabe, welche dem Genius des Handelns innewohnt: er flößte Anderen das Licht seines eigenen Geistes und die Kraft seines eigenen Willens ein. Zunächst eilte Harley zu Lord Spendquick, verweilte einige Minuten bei diesem jungen Gentleman und kehrte dann in sein Hotel zurück, wo er Leonard, den Fürsten und Giacomo noch auf ihn wartend fand.

»Warten Sie Beide mit mir; auch du, Giacomo. Ich muß jetzt auf die Polizei. Dann können wir uns in die verschiedenen Aufgaben theilen.«

»O, mein theurer Lord,« rief Leonard, »Sie müssen gute Nachrichten eingezogen haben. Sie scheinen heiter und voll Hoffnung.«

»*Scheinen!* Nein, ich *bin* es! Wenn ich Ein Mal mir Zeit vergönnte, zu verzagen – oder auch nur zu zweifeln – ich

würde wahnsinnig werden. Es gilt, einen Feind unschädlich zu machen und einen Engel zu retten! Welcher Geist bekäme da nicht frische Lebenskraft – welcher Verstand hielte da nicht mit den raschen warmen Pulsschlägen des Herzens gleichen Schritt!«

#### ACHTES KAPITEL.

Ein trübes Zwielight herrschte in dem Zimmer, in welches Beatrice Violante geführt hatte. Eine große Veränderung war mit Beatrice vor sich gegangen. Demüthig und weinend kniete sie neben Violante, bedeckte ihr Antlitz und flehte sie um Verzeihung an. Violante ihrerseits bemühte sich, des Entsetzens Meister zu werden, welches sich ihrer bemächtigt hatte und gegen das auch das muthigste weibliche Herz vergebens anzukämpfen gesucht haben würde; dennoch suchte sie Beatrice zu beruhigen und versicherte sie in sanftem Tone ihrer Vergebung.

Beatrice hatte durch wiederholte und heftige Fragen zuletzt Violante zu einer Antwort gezwungen, welche alle ihre Zweifel beseitigte. Beatrice erfuhr, daß ihre Eifersucht grundlos gewesen – daß sie an Violante keine Nebenbuhlerin habe. Von da an schwiegen augenblicklich die Leidenschaften, welche sie veranlaßt hatten, das Werkzeug eines Verbrechens zu werden, und ihr Gewissen schrak vor der Größe ihrer Verrätherei zurück. Vielleicht würde, wenn das Herz Violanten's vollständig frei gewesen wäre, oder wenn diese zu den gewöhnlichen, unbedeutenden Mädchen gehört hätte, die eine Frau wie

Beatrice zu verachten pflegen, die Liebe der Marchesa zu Peschiera und ihre Furcht vor demselben sie zu dem Versuche veranlaßt haben, ob sie ihre junge Verwandte nicht überreden könnte, den Besuch des Grafen wenigstens anzunehmen – zu gestatten, daß er sich in Person entschuldige und selbst seine Sache vertheidige. Aber in der Art und Weise, mit der Violante anfangs die Fragen der Marchesa zurückwies, lag eine solche Erhabenheit des Geistes – in ihrem Benehmen eine so großmüthige und ausgesuchte Milde, als sie erfuhr, wie jenes wilde Herz erregt und bis zum Wahnsinn getrieben worden war – daß sich Beatrice tief davon ergriffen fühlte; und als Violante ihre eigene jungfräuliche Verschämtheit genügend überwunden hatte, um den Irrthum aufzuklären und zu gestehen, wem ihre Liebe gelte, da geschah dies mit so keuscher, wehmüthiger Aufrichtigkeit, daß Beatrice sich vor ihr beugte, wie ein Seemann aus alter Zeit vor einer schönen Heiligen, die den Sturm beschwichtigt hat.

»Ich habe Sie betrogen!« rief sie schluchzend; »aber ich will Sie jetzt um jeden Preis retten. Wären Sie, wie ich annahm, die Nebenbuhlerin gewesen, die alle meine Hoffnungen auf die Zukunft vernichtete, so würde ich, meinem Versprechen treu, ohne Gewissensbisse die Mitschuldige des Verbrechens geworden sein. Aber jetzt! Sie – o, so gut und edel – Sie können niemals die Gattin Peschiera's werden! Nein, erschrecken Sie nicht; er muß für immer auf seine Pläne verzichten, oder ich werde selbst zu unserem Kaiser gehen und ihm die dunkeln Geheimnisse seines Lebens enthüllen. Kehren Sie rasch mit mir

nach dem Hause zurück, aus welchem ich Sie zuweggelockt habe.«

Beatrice legte, während sie sprach, ihre Hand auf die Thürklinke. Plötzlich nahmen ihre Züge den Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit an und ihre Lippen erblaßten; die Thür war von außen geschlossen. Sie rief – Niemand antwortete, der Glockenzug im Zimmer gab keinen Laut von sich; die Fenster waren hoch und vergittert – sie gingen weder nach dem Fluß, noch nach der Straße, sondern nach einem engen, dunkeln und stillen Hofe hinaus, der rings von kahlen Mauern umgeben war; keine lebende Seele war da, die einen Angstschrei hätte hören können, und wenn er auch noch so scharf und durchdringend gewesen wäre.

Beatrice errieth, daß sie selbst zugleich mit ihrer Begleiterin in eine Schlinge gerathen sei; daß Peschiera ihrer Ausdauer im Bösen mißtraute und ihr deßhalb die Macht geraubt hatte, ihre Handlungsweise wieder gut zu machen. Sie befand sich in einem nur von seinen Miethlingen bewohnten Hause. Keine Hoffnung schien mehr übrig, Violante von einem Schicksale zu erretten, welches sie jetzt erleichen machte. So kniete nun Beatrice neben ihrem Opfer, indem sie sich selbst unzusammenhängende Vorwürfe machte, Thränen des Wahnsinnes vergoß und ihrer Gefährtin mehr und mehr Befürchtungen mittheilte, als eine Stunde nach der andern verstrich und das Zimmer nach und nach dunkel wurde, bis sie sich endlich nur noch mit Hülfe der Lampe, welche durch die

schmutzigen Fenster aus dem Hofe schimmerte, gegenseitig erkennen konnten.

Die Nacht brach ein; sie hörten die Uhr eines entfernten Kirchthurmes die Stunden schlagen. Das matte Feuer war schon längst erloschen und die Luft wurde empfindlich kalt. Niemand störte ihre Einsamkeit, man hörte keine Stimme im Hause. Sie empfanden weder Kälte noch Hunger, sie empfanden nur die Einsamkeit und die Stille und die Furcht vor Etwas, das kommen würde.

Endlich gegen Mitternacht wurde an der Glocke der Hausthüre geläutet, dann hörte man auch den Ton rascher Tritte, heftig zurückgezogener Riegel und leise murmelnder Stimmen. Durch die Ritzen der Thüre zu ihrem Zimmer drangen Lichtstrahlen, und die Thür selbst wurde geöffnet. Zwei Italiener, welche Wachskerzen trugen, traten ein und Peschiera folgte ihnen auf dem Fuße.

Beatrice sprang auf und stürzte ihrem Bruder entgegen. Er legte ihre Hand sanft auf ihre Lippen und gab den Italienern einen Wink, sich zu entfernen. Sie setzten die Lichter auf den Tisch und verschwanden so lautlos wie sie gekommen waren.

Dann näherte sich Peschiera, indem er seine Schwester bei Seite schob, Violanten.

»Meine schöne Verwandte,« sagte er mit der Miene ruhiger, aber entschlossener Zuversichtlichkeit, »es gibt Dinge, welche kein Mann entschuldigen und keine Frau verzeihen kann, wenn nicht die über allen Gesetzen stehende Liebe Dieser Entschuldigungen zuflüstert und für Jenen Vergebung erringt. Mit Einem Worte, ich habe

geschworen, daß Sie die Meinige werden müssen, und ich habe keine Gelegenheit gehabt, um Sie zu werben. Fürchten Sie sich nicht; das Schlimmste, was Ihnen geschehen kann, ist, meine Gattin zu werden. Tritt bei Seite, meine Schwester, tritt bei Seite.«

»Giulio, nein! Giulio Franzini, ich stehe zwischen dir und ihr: du mußt mich zu Boden schlagen, ehe du auch nur den Saum ihres Kleides berührst.«

»Was, Schwester! – Du wendest dich gegen mich?«

»Und wenn du dich nicht augenblicklich zurückziehst und sie frei lässest, so werde ich dich vor dem Kaiser entlarven.«

»Zu spät, *mon enfant!* Du wirst mit uns absegnen. Die Effekten, welche du für eine Seereise brauchst, sind bereits an Bord. Du wirst bei unserer Trauung, die ein frommer Sohn der Kirche vollzieht, als Zeugin zugegen sein. Nachher kannst du dem Kaiser erzählen, was du willst.«

Der Graf schob Beatrice ohne viele Umstände bei Seite und sank auf ein Knie vor Violante, die, zu ihrer vollen Höhe sich aufrichtend, todtenbleich, aber ohne zu zittern, ihn mit unaussprechlicher Verachtung anblickte.

»Sie zürnen mir jetzt,« sagte er, indem er seinen Zügen einen Ausdruck der Demuth und der Bewunderung zu geben suchte, »und ich wundere mich nicht darüber; glauben Sie mir aber, daß ich von der Gewalt, welche ich über Ihr Schicksal erlangt habe, nicht eher einen Vortheil ziehen werde, als bis Ihr Zorn einem freundlicheren Gefühle gewichen ist.«

»Gewalt?« sagte Violante in stolzem Tone, »Sie haben mich in dieses Haus locken lassen – während eines einzigen Tages haben Sie über mich Gewalt erlangt; aber Gewalt über mein Geschick – nein!«

»Sie glauben, daß Ihre Freunde Ihr Verschwinden entdeckt haben und Ihnen auf der Spur seien. Meine schöne Dame, ich habe gegen Ihre Freunde Vorkehrungen getroffen, und ich trotze allen Gesetzen und aller Polizei Englands. Das Schiff, welches Sie von diesen Küsten wegtragen wird, liegt im Flusse hart nebenan. Beatrice, ich warne dich – sei stille – lasse mich los. Auf jenem Schiffe erwartet uns ein Priester, der uns trauen wird, aber nicht bevor Sie die Wahrheit erkannt haben, daß diejenige, welche mit Giulio Peschiera flieht, entweder sein Weib werden oder ihn als die Schmach ihrer Familie und als die Schande ihres Geschlechts verlassen muß.«

»Schurke! Schurke!« rief Beatrice.

»*Peste*, meine Schwester, ich bitte dich, mildere Worte zu gebrauchen. Auch du willst heirathen. Habe ich vielleicht von dir Geschichten ausgeschwatzt? Signorina, es thut mir leid, Ihnen mit Gewalt drohen zu müssen. Geben Sie mir Ihre Hand; wir müssen fort.«

Violante wich der Berührung dieser Hand, welche sie entweiht haben würde, aus, stürzte durch das Zimmer, öffnete die Thür und schloß dieselbe rasch hinter sich. Beatrice klammerte sich fest an den Grafen an, um ihn an der Verfolgung zu verhindern. Außen aber stand dicht vor der Thüre ein Mann, der zu horchen schien, was innen vorging. Derselbe war von Kopf bis zu Fuß in den

weiten Umwurf eines Schiffers gehüllt. Die Strahlen der Lampe, die auf ihn fielen, beleuchteten auch den Lauf einer Pistole, die er in seiner rechten Hand hielt.

»St!« flüsterte der Mann in englischer Sprache, schlang seinen Arm um Violante und fuhr fort: »In diesem Hause sind Sie in der Gewalt jenes Wütherichs – außerhalb desselben in Sicherheit. Ich bin an Ihrer Seite – ich, Violante!«

Die Stimme machte Violanten's Herz höher schlagen. Sie fuhr zusammen und blickte auf, aber von dem Gesichte des Mannes, welches hinter Hut und Mantel verborgen war, sah man nichts, als eine Masse rabenschwarzer Locken und einen Bart von derselben Farbe.

Jetzt öffnete der Graf die Thür und zog seine Schwester nach sich, welche sich noch immer an ihn klammerte.

»Ha – das ist gut!« rief er dem Manne in italienischer Sprache zu, »trage mir die Dame nach, sanft; wenn sie aber zu schreien versucht – nun, dann wende so viel Gewalt an, wie nöthig ist, um sie zum Schweigen zu bringen, aber nicht mehr. Was dich betrifft, Beatrice, Verrätherin, so möchte ich dich zu Boden schlagen – aber – nein, dies wird genügen.« Er nahm bei diesen Worten seine Schwester in seine Arme und sprang, ohne sich um ihr Schreien und Sträuben zu kümmern, mit ihr die Treppe hinunter.

Die Halle war mit wilden, bräunlich aussehenden Männern angefüllt. Der Graf wandte sich an einen derselben und flüsterte ihm etwas zu; in einem Augenblick

war die Marchesa ergriffen und geknebelt. Der Graf warf einen Blick über seine Schulter zurück; Violante befand sich dicht hinter ihm, von dem Manne unterstützt, welchem er sie übergeben hatte; derselbe deutete auf Beatrice und schien Violante vor Widerstand zu warnen. Violante blieb stumm, scheinbar in ihr Schicksal ergeben. Peschiera lächelte cynisch und stieg, während einige seiner Miethlinge mit Fackeln vorangingen, ein paar Stufen hinab, welche zu einem abschüssigen Landungsplatz zwischen der Halle und dem unteren Stockwerke führten. Dort stand eine kleine Thür offen und der Fluß strömte dicht daran vorüber. Am Ufer war ein Boot festgemacht, bei welchem vier wie ausländische Matrosen aussehende Männer standen. Als Peschiera erschien, sprangen drei davon in das Boot und nahmen die Ruder zur Hand. Der Vierte legte sorgfältig eine Planke von dem Boote nach dem Landungsplatze und bot Peschiera unterwürfig seinen Arm an. Der Graf war der Erste, der das Boot bestieg, und er wählte, eine heitere Opernmelodie vor sich hinsummend, seinen Platz am Steuerruder. Die zwei Damen waren die nächsten, welche nach ihm einstiegen, und Violante fühlte, wie ihre Hand beinahe krampfhaft von dem Manne, der bei der Planke stand, gedrückt wurde. Die Uebrigen folgten, und eine Minute darauf wurde das Boot rasch von den Wellen nach einem Schiffe hin getragen, welches in einiger Entfernung stromabwärts und von allen den gewöhnlicheren Fahrzeugen, die den Strom bedeckten, getrennt lag. Die Sterne schimmerten

kaum mit ihrem blassen Lichte durch die neblige Atmosphäre; am Bord des Bootes hörte man kein Wort und keinen andern Laut, als das regelmäßige Plätschern der Ruderschläge. Der Graf brach seine heitere Melodie ab, hüllte sich in die weiten Falten seines Pelzes und schien in Gedanken versunken. Selbst bei dem unvollkommenen Lichte der Sterne zeigten Peschiera's Züge den Ausdruck des höchsten Triumphes. Der Erfolg hatte das leichtsinnige und freche Vertrauen auf sich selbst und sein Glück gerechtfertigt – der hervorragendste Zug in dem Charakter des Mannes, der, Bravo und Spieler zu gleicher Zeit, mit dem Rappier in der einen und falschen Würfeln in der anderen Hand die Welt herausforderte. Violante war, sobald sie sich in einem mit seinen eigenen Leuten bemannten Schiffe befand, unwiederbringlich in seiner Gewalt; selbst ihr Vater mußte Dankbarkeit empfinden, wenn er erfuhr, daß die Gefangene Peschiera's ihren Namen und ihren Ruf gerettet habe, indem sie seine Gattin geworden. Selbst der weibliche Stolz Violanten's mußte sie bestimmen, eher Dasjenige, was Peschiera natürlich vor der Welt behaupten würde, nämlich, sie sei freiwillig auf die Fluchtpläne ihres Bräutigams behufs der Trauung eingegangen, zu bestätigen, denn als das arme Opfer eines Verräthers zu erscheinen, dessen Hand sie nur aus Gnade empfangen habe. Er sah sein Glück gesichert, seinen Erfolg beneidet und selbst seinen Charakter durch diese glänzende Verbindung wieder hergestellt. Der Ehrgeiz begann sich in seine Träume von Vergnügen und Pracht zu mischen. Welches Amt bei Hofe oder im

Staate würde zu hoch für das Streben eines Mannes sein, der das unbestreitbarste Talent für ein thätiges Leben an den Tag gelegt hatte – das Talent, in allem, was der Wille unternommen, Erfolg zu haben? So brütete der Graf, die Gegenwart halb vergessend und sich in die goldene Zukunft versenkend, bis er durch ein lautes Hallo von dem Schiffe her und durch den Lärmen am Bord des Bootes, als die Matrosen nach dem Seite, welches man ihnen zuwarf, griffen, aus seinem Sinnen herausgerissen wurde. Er stand jetzt auf und näherte sich Violante. Aber der Mann, welcher sie noch unter seiner Aufsicht hatte, schritt leicht am Grafen vorbei, indem er seine widerstandslose Gefangene halb führte, halb trug. »Verzeihung, Excellenz,« sagte der Mann auf Italienisch, »aber das Boot ist überfüllt und schaukelt so stark, daß Ihre Hülfe uns das Gehen nur erschweren möchte.« Ehe Peschiera antworten konnte, befand sich Violante bereits auf der Schiffstreppe, und der Graf wartete eine kleine Weile, bis er mit einem übermüthigen Lächeln sie wohlbehalten auf dem Verdecke stehen sah. Beatrice folgte und dann Peschiera selbst; als aber die Italiener von seinem Gefolge sich ebenfalls nach der Seite des Bootes hindrängten, kamen ihnen zwei Matrosen zuvor und ließen das Seil los, während die anderen beiden kräftig darauf losruderten und nach dem Ufer zurückführen. Die Italiener brachen erstaunt und entrüstet in eine Fluth von Verwünschungen aus. »Stille!« sagte der Matrose, welcher bei der Planke gestanden hatte: »Wir handeln nach Befehl. Wenn ihr nicht ruhig seid, so werden wir das

Boot umwerfen. Wir können schwimmen; der Himmel und Monsignore San Giacomo gnade euch, wenn ihr es nicht könnt.« Unterdessen ergoß sich, als Peschiera auf das Verdeck sprang, von den emporgehaltenen Fackeln eine Fluth von Licht über ihn. Jenes Licht beleuchtete aber auch mit vollen Strahlen die Züge und die Gestalt eines Mannes von gebietendem Wuchse; sein Arm war um Violante geschlungen und sein dunkles Auge blitzte leuchtender als die Fackeln dem Grafen entgegen. An der einen Seite dieses Mannes stand der österreichische Fürst, an der anderen, einen Matrosenmantel und eine Fülle falscher schwarzer Locken zu seinen Füßen, Lord L'Estrange mit gekreuzten Armen, die Lippen von einem Lächeln gekräuselt, dessen angeborener ironischer Humor durch den Ausdruck ruhiger, unendlicher Verachtung gemildert wurde. Der Graf versuchte zu sprechen, aber seine Stimme versagte ihm. Alles um ihn her sah unheilvoll und feindselig aus. Er bemerkte viele italienische Gesichter, aber sie blickten ihn mit rachsüchtigem Hasse an; hinter ihnen standen englische Matrosen, die neugierig und mit breitem Grinsen über die Schultern der Fremden schauten. Da erscholl plötzlich, während der Graf noch immer verblüfft und bestürzt dastand, aus dem Munde sämmtlicher anwesender Italiener ein Schrei unaussprechlicher Entrüstung –

»*Il traditore! il traditore!*« – (Der Verräther! der Verräther!)

Der Graf war kein Feigling und warf, als dieser Ruf ertönte, sein Haupt mit einer gewissen Würde empor.

In diesem Augenblick erhob Harley seine Hand, wie um Schweigen zu gebieten, und verließ die Gruppe, bei welcher er bisher gestanden hatte; auch der Graf schritt ihm mit festem Schritte entgegen.

»Was ist das für ein Streich?« sagte er heftig in französischer Sprache. »Ich errathe, daß Sie es sind, von dem ich Erklärung und Sühne verlangen kann.«

»*Pardieu, Monsieur le Comte,*« antwortete Harley in derselben Sprache, die sich ebenso zu seinen Sarkasmen, wie zu offener Feindseligkeit zwischen Gentlemen eignet. – »Lassen Sie uns unterscheiden. Daß eine Erklärung von mir kommen muß; gebe ich zu; aber die Sühne habe ich die Ehre Ihnen zu überlassen. Dieses Schiff –«

»Gehört mir!« rief der Graf. »Die Männer, welche mich beschimpfen, sind in meinem Solde.«

»Die Männer in Ihrem Dienste, *Monsieur le Comte*, befinden sich am Ufer und trinken auf ihre glückliche Reise. Allein, ängstlich bemüht, Sie des Vergnügens, unter Ihren eigenen Landsleuten zu sein, nicht zu berauben, habe ich Männer in meinen Dienst genommen, welche bessere Italiener sind, als jene Piraten, deren Stelle sie ausfüllen. Vielleicht sind sie keine so gute Matrosen; aber aus diesem Grunde habe ich mir die Freiheit genommen, der Besatzung dieses Schiffes, welches mich zu viel gekostet hat, um es leichtsinnig Gefahren auszusetzen, einige stämmige englische Seeleute beizugeben, die noch bessere Matrosen sind, als selbst Ihre Piraten. Sie befinden sich in einem großen Irrthume, *Monsieur le Comte*, wenn Sie glauben, daß der ›Fliegende Holländer‹ Ihnen gehört.

Indem ich vielmals um Entschuldigung bitte, daß ich mit Ihrer Absicht, denselben zu kaufen, in Conflict gerathen bin, erlaube ich mir, Ihnen mitzutheilen, daß Lord Spensquick so freundlich gewesen ist, ihn *mir* zu überlassen. Nichtsdestoweniger stelle ich ihn für die nächsten Paar Wochen Ihnen mit Bemannung und Allem zur Verfügung.

Peschiera lächelte verächtlich. »Ich danke Eurer Lordschaft; da ich aber vermuthlich die Begleiterin, welche allein im Stande wäre, mir die Reise anziehend zu machen, nicht mehr bei mir haben werde, so werde ich an das Land zurückkehren, und will Sie nur einfach bitten, mir zu sagen, um welche Stunde Sie den Freund empfangen können, den ich Ihnen zuschicken werde, um den noch unberührten Theil der Frage mit Ihnen zu verhandeln und dafür zu sorgen, daß die Sühne, mag sie nun von mir oder von Ihnen zu geben sein, ebenso befriedigend ausfällt, wie die Erklärung, zu deren Abgabe Sie sich herabgelassen haben.«

»Machen Sie sich hierüber keine Sorgen, *Monsieur le Comte* – die Sühne hat sich – so weit – bereits vollzogen; so ängstlich war ich bemüht, im Voraus alle die Wünsche zu befriedigen, zu welchen feines Ehrgefühl einen so vollendeten Gentleman, wie Sie, veranlassen konnte. Sie haben eine junge Erbin in Ihre Falle gelockt, das ist wahr; aber Sie sehen, daß es nur dazu führte, sie wieder in die Arme ihres Vaters zurückzubringen.«

»Sie haben einen erlauchten Verwandten um sein Erbe betrogen; aber Sie kamen freiwillig an Bord dieses Schiffes, um erstens seine Hoheit den Fürsten \*\*\*\*\*, dessen

Rang am österreichischen Hofe Ihnen vollkommen bekannt ist, in den Stand zu setzen, Ihrem Kaiser mitzutheilen, daß er selbst Zeuge gewesen sei, in welcher Weise Sie Seiner Kaiserlichen Majestät Einwilligung in Ihre Heirath mit einem Kinde eines der ersten Unterthanen aus seinem italienischen Reiche ausgelegt haben; und zweitens, um in Form einer Bußfahrt nach der Ostsee die Verbannung anzutreten, zu der Sie ohne Zweifel derselbe Erlaß verurtheilen wird, welcher dem Haupte Ihres Hauses seine Güter und seine Würden wieder erstattet.« Der Graf fuhr zurück.

»Diese Wiedererstattung,« sagte der österreichische Fürst, der an Harley's Seite getreten war, »verbürge ich schon jetzt. Was Sie betrifft, Giulio Franzini, Sie, der Sie eine Schande für den Adel des Kaiserreichs sind, so werde ich nicht eher meinen kaiserlichen Herrn verlassen, bis seine Hand Ihren Namen aus der Liste gestrichen hat. Ich habe Ihre eigenen Briefe in meinen Händen, um zu beweisen, daß Ihr Verwandter durch Sie selbst zu dem Aufruhr verleitet worden ist, dessen Katilina Sie geworden waren, wenn es nicht Ihrer Natur besser zugesagt hätte, den Verräther zu spielen. Binnen zehn Tagen von heute an werden diese Briefe dem Kaiser und seinem Rathe vorgelegt werden.«

»Sind Sie so weit mit Ihrer Sühne zufrieden, *Monsieur le Comte*?« sagte Harley; »wo nicht, so habe ich Ihnen für eine Gelegenheit gesorgt, dieselbe noch vollständiger zu machen. Vor Ihnen steht der Verwandte, gegen den

Sie sich schwer verfehlt haben. Er weiß jetzt, daß, obwohl Sie zeitweilig sein Glück zerstörten, es Ihnen doch nicht gelungen ist, seinen Herd zu besudeln. Sein Herz kann Ihnen Verzeihung bewilligen und hernach mag seine Hand Ihnen Almosen schenken. Kniee also nieder, Giulio Franzini – kniee nieder, zu Boden geschlagener Bravo – kniee nieder, zu Grunde gerichteter Spieler – kniee nieder, elender Auswurf der Menschheit – zu den Füßen Alfonso's, des Fürsten von Monteleone und Herzogs von Serrano.«

Die obige Unterredung war in französischer Sprache geführt worden, die nur wenige der anwesenden Italiener verstanden, und auch diese nur unvollkommen; bei dem Namen aber, mit welchem Harley seine Anrede an den Grafen schloß, brachen die Italiener einstimmig in den Ruf aus:

»Alfonso der Gute! – Alfonso der Gute! *Viva – Viva –* der gute Herzog von Serrano!«

Und sogar den Grafen vergessend, drängten sie sich um die hohe Gestalt Riccabocca's, und Jeder wollte der Erste sein, der seine Hand – ja selbst den Saum seines Kleides küßte.

Riccabocca's Augen füllten sich mit Thränen. Der hagere Verbannte schien in einen anderen, in einen königlichen Mann verwandelt zu sein. Sein Wesen nahm eine unaussprechliche Würde an. Er streckte seine Arme aus, als wollte er seine Landsleute segnen. Selbst der rohe Zuruf von geringen Männern, Verbannte, gleich ihm, tröstete ihn für Jahre des Exils und der Armuth.

»Dank, Dank!« brachte er endlich hervor, »Dank! Einst werdet Ihr vielleicht Alle mit mir in das theure Vaterland zurückkehren!«

Der österreichische Fürst neigte sein Haupt und schien der Bitte seine Zustimmung zu geben.

»Giulio Franzini,« sagte der Herzog von Serrano – denn so können wir jetzt den bescheidenen Einsiedler des Casino's nennen – »hätte die Vorsehung diesen Ihren letzten schurkischen Plan gelingen lassen, glauben Sie dann, daß es einen Fleck auf der Erde gäbe, wo der Räuber vor dem rächenden Arme des Vaters sicher gewesen wäre? Aber der Himmel ist gnädiger gewesen, und in dieser Stunde möchte ich seiner Gnade nacheifern.« Damit näherte sich der Herzog mit einem milderem Ausdruck in den Zügen seinem schuldigen Verwandten. Von dem Augenblick an, da der österreichische Fürst ihn angeredet, hatte der Graf ein tiefes Schweigen beobachtet und weder Reue noch Scham gezeigt. Sich emporrichtend stand er unverrückt da und blickte wild um sich wie ein gehetztes Raubthier. Als aber der Fürst sich jetzt näherte, winkte er mit der Hand und rief: »Zurück, Pedant, zurück. Noch hast du nicht triumphirt. Und du, plaudersüchtiger Deutscher, erzähle deine Geschichten unserem Kaiser. Ich werde mich bei seinem Throne einfinden, um dir zu antworten – wenn du mir überhaupt bei einem Zusammenreffen, zu welchem ich dich unterwegs zwingen werde, entwischest. So sprechend stürzte er nach der Seite des Schiffes hin. Aber Harley's rasche Beobachtungsgabe hatte ihn die Absicht des Grafen voraussehen lassen, und er

gab durch einen Blick das Zeichen, durch welches der Versuch vereitelt wurde. Von seinen eigenen wachsamem und entrüsteten Landsleuten wurde Peschiera in dem Augenblicke, als er in den Fluß springen wollte, ergriffen, zurückgeschleppt und geknebelt. Und nun änderte sich der Ausdruck seines ganzen Gesichtes. Die verzweifelte Gewaltthätigkeit des Gladiators kam zum Ausbruche. Seine große Kraft machte es ihm möglich, sich mehr, als Ein Mal, loszureißen und mehr als Einen Mann, zu Boden zu werfen; zuletzt jedoch mußte er der Ueberzahl weichen. Aber all' seine Würde, alle seine Versuche, sich die Geistesgegenwart zu erhalten, waren dahin: er stieß die gemeinsten Flüche aus, er knirschte mit den Zähnen, der Schaum stand ihm vor dem Munde, und nichts schien von dem glänzenden Lothario mehr übrig zu sein, als die rohe Wuth eines wilden Naturmenschen.

Noch immer Ton und Miene unerschütterlicher Ironie, welche einen Marquis des alten französischen Regime geziert haben würde, beibehaltend, verbeugte sich Harley tief vor dem wüthenden Grafen.

»*Adieu, Monsieur le Comte – adieu!* Ich freue mich, zu sehen, daß Sie so gut mit Pelzen versehen sind. Sie werden dieselben auf Ihrer Reise brauchen können, denn es ist für diese Jahreszeit eine sehr kalte Partie. Das Schiff, das zu besteigen Sie mir die Ehre erwiesen haben, ist nach Norwegen bestimmt. Die Italiener, welche Sie begleiten, wurden durch Sie selbst in die Verbannung geschickt und waren als Gegendienst so freundlich, zu versprechen, Sie durch ihre Gesellschaft erheitern zu wollen,

sobald Sie Ihrer eigenen im Geringsten satt sein sollten. Führt den Grafen in seine Cajüte; aber sanft, recht sanft. Adieu, *Monsieur le Comte, et bon voyage.*«

Harley drehte sich leicht auf dem Absatze um, während Peschiera ungeachtet seines Widerstandes glücklich in die Cajüte hinuntergetragen wurde. »Der Gauner ist in der eigenen Schlinge gefangen,« sagte L'Estrange zu dem österreichischen Fürsten.

»Mehr als das – er ist ruinirt.«

»Und lächerlich gemacht,« fuhr Harley fort. »Ich möchte sein Gesicht sehen, wenn sie ihn in Norwegen an das Land setzen.«

Hierauf schritt Harley nach der Mitte des Schiffes, wo, hinter den eifrig beschäftigten Matrosen theilweise verborgen, Beatrice stand; an ihrer Seite war Frank Hazelden, der sie zuerst an Bord des Schiffes empfangen hatte; ein wenig seitwärts von Beiden befand sich Leonard, welcher alles, was um ihn her vorging, aufmerksam beobachtete. Beatrice schien nur wenig auf Frank zu achten; ihre dunkeln Augen waren nach dem matten Sternenhimmel gerichtet, und ihre Lippen bewegten sich, wie zu einem Gebet; ihr junger Liebhaber sprach aber dennoch in großer Aufregung, leise und rasch zu ihr.

»Nein, nein – glauben Sie keinen Augenblick, daß wir Sie in Verdacht haben, Beatrice. Ich will mit meinem Leben für Ihre Ehre einstehen. O – warum wenden Sie sich von mir ab – warum wollen Sie nicht mit mir sprechen?«

»Gleich, gleich,« sagte Beatrice sanft. »Geben Sie mir noch Eine Minute Zeit!« Sie schritt langsam und schwankend auf Leonard zu – legte ihre zitternde Hand auf seinen Arm und führte ihn bei Seite an den Rand des Schiffes. Frank schrak bei dieser ihrer Bewegung zusammen, that einen Schritt vorwärts, als wenn er ihr folgen wollte, blieb dann aber stehen und blickte ihr mit düsterer und zweifelnder Miene nach. Harley's Lächeln war verschwunden, und auch sein Auge beobachtete die Marchesa.

Es waren nur wenige Worte, welche Beatrice sprach – nur ein oder zwei Sätze, die Leonard antwortete; dann bot ihm Beatrice ihre Hand hin, über welche sich der junge Dichter beugte und sie schweigend küßte. Sie zögerte einen Augenblick, und Harley bemerkte sogar beim matten Schein der Sterne die Glut, welche ihr Antlitz überflog. Die Röthe verschwand, als Beatrice wieder zu Frank zurückkehrte. Lord L'Estrange wollte sich zurückziehen – sie gab ihm ein Zeichen, zu bleiben.

»Mein Lord,« sagte sie in festem Tone, »ich kann Sie nicht der Härte gegen meinen sündhaften und unglücklichen Bruder beschuldigen. Sein Verbrechen verdient vielleicht eine strengere Strafe, als diejenige ist, welche Sie mit Ihrem Zorne spielend über ihn verhängt haben. Was aber auch seine Strafe sein mag, Verachtung jetzt, oder später Armuth, so fühle ich doch, daß seine Schwester an seiner Seite bleiben muß, um sie mit ihm zu theilen. Ich bin nicht unschuldig, wenn er schuldig ist; und mag

er auch nur ein Wrack sein, so habe ich jetzt nichts Anderes mehr auf diesem dunkeln Meere des Lebens, woran ich mich fest klammern kann. Still, mein Lord! ich werde dieses Schiff nicht verlassen. Alles, um was ich Sie inständig bitte, ist, – Ihren Leuten Befehl zu geben, daß sie meinen Bruder anständig behandeln, da eine Frau an seiner Seite sein wird.«

»Aber, Marchesa, das kann nicht sein; und –«

»Beatrice, Beatrice – und ich! – unsere Verlobung? vergessen Sie mich?« rief Frank voll banger Vorwürfes.

»Nein, mein junger und all zu edler Liebhaber, ich werde Ihrer stets in meinen Gebeten gedenken. Aber hören Sie mich an. Ich bin betrogen, gedrängt worden – vielleicht auch durch Andere, aber ebenso, und noch weit mehr durch mein eigenes thörichtes und verblendetes Herz – betrogen und gedrängt worden, Ihnen Unrecht zuzufügen und mich selbst zu belügen. Die Scham brennt wie Feuer in meinem Innern, wenn ich daran denke, daß ich Ihnen den gerechten Zorn Ihrer Familie zuzog – Sie an meine eigene ruinirte Existenz ketten wollte – an meinen eigenen befleckten Namen – an mein eigenes –«

»An Ihr eigenes edles, liebendes Herz! – das ist alles, was ich verlange!« rief Frank.

»Hören Sie auf, hören Sie auf – dieses Herz ist noch immer mein!«

Thränen strömten aus den Augen der Italienerin.

»Engländer, ich habe Sie nie geliebt, dieses Herz war todt für Sie, und es wird hinfort für alles Andere todt

sein. Leben Sie wohl. Sie werden mich früher vergessen, als Sie glauben – früher, als ich Sie vergessen werde – meinen Freund, meinen Bruder! Hätten doch Brüder immer so zarte und gütige Gesinnungen, wie Sie! Jetzt, mein Lord, wollen Sie mir Ihren Arm geben? Ich möchte mich zu dem Grafen begeben.«

»Halt – noch Ein Wort, Madame,« sagte Frank sehr bleich und mit zusammengepreßten Zähnen, aber ruhig und mit einem würdevollen Stolze auf seiner Stirne, wie dies früher bei deren sorglosem und offenem Ausdrücke nie der Fall gewesen war. »Ein Wort. Es mag sein, daß ich Ihrer durch nichts sonst würdig gewesen bin, als durch eine aufrichtige Liebe, die weder Zweifel, noch Verdacht kannte – die an Ihnen fest gehalten hatte, wenn auch die ganze Welt gegen Sie gewesen wäre; eine solche Liebe gibt selbst dem geringsten Manne Werth. Ein einziges, aufrichtiges Wort! Bei allem, was Ihnen nach Ihrem Glauben doch und heilig ist, sprachen Sie die Wahrheit, als Sie sagten, daß Sie mich niemals liebten?«

Beatrice senkte ihr Haupt; sie fühlte sich beschämt vor diesem männlichen Charakter, den Sie in solcher Weise betrogen, und vielleicht unterschätzt hatte.

»Verzeihung, Verzeihung,« sagte sie zögernd und mit halb von Schluchzen erstickter Stimme.

Bei ihrem Stocken leuchtete Frank's Antlitz von einer plötzlichen Hoffnung auf. Sie erhob ihre Augen und bemerkte die Veränderung in dem Ausdruck seiner Züge; dann blickte sie nach der Stelle hin, wo Leonard traurig

und regungslos stand. Ein Zittern überfiel sie, allein in festem Tone fuhr sie fort:

»Ja – verzeihen Sie; denn ich sprach die Wahrheit – ich hatte kein Herz zu vergeben. Gegen einen Anderen wäre es vielleicht wie Wachs gewesen – gegen Sie war es von Granit.« Sie hielt inne und murmelte vor sich hin – »von Granit und – gebrochen!«

Frank erwiderte nicht eine Sylbe. Er stand wie festgewurzelt und blickte Beatricen nicht einmal nach, als sie, auf Lord L'Estrange's Arm sich stützend, an ihm vorüberging. Dann entfernte er sich entschlossen und blickte auf das Boot, welches die Matrosen jetzt an der Seite des Schiffes herabließen.

Beatrice machte Halt, als sie sich der Stelle näherte, wo Violante stand und die eifrigen Fragen ihres Vaters aufgeregt und flüsternd beantwortete. Beatrice lehnte sich schwerer auf den Arm ihres Führers. »Jetzt ist es Ihr Arm, der zittert, Lord L'Estrange,« sagte sie mit einem traurigen Lächeln, worauf sie, bevor er antworten konnte, von ihm weg trat und ihr Haupt demüthig vor Violante neigte. »Sie haben mir bereits verziehen,« sagte sie in einem Tone, welchen nur das Ohr des Mädchens vernehmen konnte, »und meine letzten Worte sollen sich nicht mit der Vergangenheit befassen. Unter jenen unwandelbaren Sternen sehe ich Ihre Zukunft glänzend vor mir liegen. Halten Sie Ihre Liebe fest, hoffen und vertrauen Sie. Das sind die letzten Worte Derjenigen, welche bald für die Welt todt sein wird. Schönes Mädchen, sie sind prophetisch!«

Violante sank an die Brust ihres Vaters zurück, verbarg dort ihr glühendes Antlitz und überließ ihre Hand Beatricen, welche sie an ihren Busen drückte. Dann ging die Marchesa zu Harley zurück und verschwand mit ihm im Inneren des Schiffes.

Als Harley wieder auf dem Verdecke erschien, sah er erhitzt und verstört aus. Er hielt sich von dem Herzog und Violante entfernt und bestieg als der Letzte das Boot, welches jetzt in das Wasser hinabgelassen worden war.

Nachdem er und seine Begleiter das Land erreicht hatten, sahen sie, wie das Schiff sich in Bewegung setzte und langsam den Fluß hinabglitt.

»Muth, Leonard, Muth!« murmelte Harley. »Sie trauern und Ihre Trauer ist eine edle. Aber Sie haben die schlimmste und gewöhnlichste Täuschung des civilisirten Lebens vermieden; Sie haben keine Liebe geheuchelt. Es ist besser, daß jene arme Lady eine Zeit lang unter einer herben Wahrheit leidet, als daß sie die ewige Märtyrerin einer schmeichelnden Lüge sei! Ach, mein Leonard! mit der Liebe in des Dichters Traum sind nur die Grazien im Bunde, mit der Liebe des menschlichen Herzens die schrecklichen Parzen!«

»Mein Lord, die Dichter träumen nicht, wenn sie lieben. Sie werden erfahren, wie die Tiefe des Gefühls zu der Lebhaftigkeit der Phantasie in ganz gleichem Verhältniß steht, wenn Sie jenes Bekenntniß eines Genius und seiner Leiden lesen, das ich in Ihren Händen gelassen habe.«

Leonard wandte sich ab. Harley's Blicke folgten ihm mit forschendem Interesse und begegneten plötzlich den wilden, dankbaren Augen Violanten's.

»Die Parzen, die Parzen!« murmelte Harley.

#### NEUNTES KAPITEL.

Wir sind zu Norwood, in dem Wohnzimmer des Weisen. Violante hat sich schon längst zur Ruhe begeben. Harley, welcher Vater und Tochter nach Hause begleitete, unterhielt sich noch mit dem Ersteren.

»Wirklich, mein lieber Herzog,« sagte Harley.

»Stille, stille! *Diavolo*, nennen Sie mich noch nicht Herzog; hier zu Hause bin ich noch Doctor Riccabocca.«

»Nun denn – mein lieber Doctor, erlauben Sie mir, Sie zu versichern, daß Sie meine Ansprüche auf Ihre Dankbarkeit überschätzen. Ihre alten Freunde Leonard und Frank Hazeldean müssen ihren Theil daran haben, und auch der treue Giacomo darf nicht vergessen werden.«

»Fahren Sie in Ihrer Erzählung fort.«

»Für's Erste erfuhr ich durch Frank, daß ein Baron Levy, ein gewisser vornehmer Geldverleiher, welcher die Geschäfte der modischen Gentlemen besorgt, im Begriffe sei, für den Grafen eine Yacht von Lord Spendquick zu kaufen. Eine kurze Besprechung mit Spendquick setzte mich in den Stand, den Wucherer zu überbieten und den Handel abzuschließen, durch welchen die Yacht mein Eigenthum wurde; – das Versprechen, Spendquick aus den Klauen des Geldverleihers zu befreien (was ich dadurch zu bewirken hoffe, daß ich ihn mit seinem Vater, der ein

freigebiger und vernünftiger Mann ist, aussöhne), machte Spendquick meinem Plane, den Feind zu überlisten, gefügig. Er ließ gegen Levy durchblicken, der Graf könne von dem Schiffe Besitz ergreifen; die endgiltige Berichtigung der Kaufsumme verschob er aber auf den nächsten Tag, indem er ein Geschäft vorgab und auf besseren Verkaufsbedingungen bestand. So wurde ich Herr des Schiffes, welches nach meiner festen Ueberzeugung dazu bestimmt war, den schändlichen Plänen Peschiera's zu dienen. Allein nun galt es, nicht den Verdacht des Grafen zu erregen; ich erlaubte deßhalb der Piratenbesatzung, welche er zusammengerafft hatte, an Bord zu kommen. Ich wußte, daß ich sie los werden konnte, wenn es nothwendig wäre. Unterdessen unternahm es Frank, dem Grafen so lange dicht zur Seite zu bleiben, bis er den Diener, welchen Peschiera seiner Schwester beigegeben hatte, zu Gesicht bekommen und in seine Wohnung eingesperrt haben würde. Wenn ich dieses Dieners habhaft werden könnte, dann glaubte ich der sicheren Hoffnung leben zu dürfen, daß es mir gelingen werde, Ihre Tochter zu entdecken und zu befreien, ehe sie Peschiera auch nur durch seine Gegenwart entweihte. Aber Frank war leider kein Schüler Macchiavel's. Vielleicht las der Graf in seinen offenen Zügen seine geheimen Gedanken; vielleicht auch wünschte er nur, einen Begleiter los zu werden, der ihm sehr im Wege stand; jedenfalls überlistete er unsern jungen Freund auf eine so geschickte Weise, daß wir Beide es kaum hätten besser machen können, er sagte ihm,

Beatrice sei in Roehampton – sie habe den Wagen des Grafen entlehnt, um sich dorthin zu begeben – erbot sich, Frank nach dem Hause zu bringen, und nahm ihn auch wirklich mit sich. Frank sah sich in einem Gesellschaftszimmer, und nachdem er einige Minuten gewartet hatte, während der Graf unter dem Verwande, seine Schwester zu holen, hinausging, hüpfte eine gewisse renommirte Operntänzerin herein. Unterdessen hatte der Graf in voller Eile wieder den Weg nach London eingeschlagen, und Frank mußte sehen, wie er gleichfalls zurückkehren konnte. Hierauf suchte er den Grafen überall und bekam ihn nicht mehr zu Gesicht. Es war schon spät, als mir Frank diese Neuigkeiten mittheilte. Ich wurde ernstlich unruhig. Peschiera konnte meinen Gegenplan mit der Yacht erfahren oder das Absegeln so lange verschoben haben, bis er Violante in Schrecken gejagt oder auf andere Weise in Gott weiß was verstrickt hatte – kurz, von einem Manne wie der Graf war alles zu befürchten. Es fehlte mir an jedem Anhaltspunkte für eine Vermuthung, wohin Ihre Tochter gebracht worden sein könnte – an jedem Vorwande, Peschiera zu verhaften – ja, sogar an Mitteln und Wegen, zu erfahren, wo er sei. Auch die Polizei war nicht im Stande, mir Hilfe zu leisten, mit Ausnahme eines einzigen, aber werthvollen Winkes, den sie mir gab. Die Beamten bezeichneten mir nämlich den Ort, wo man einige Ihrer Landsleute, welche die Verrätherei Peschiera's in die Verbannung geschickt hatte, finden könne. Ich gab Giacomo den Auftrag, diese Leute aufzusuchen und für mein Schiff anzuwerben. Es konnte, wenn Peschiera

oder seine vertrauten Diener an Bord kamen, nachdem wir die Piratenbesatzung vertrieben oder zum Abziehen gebracht hatten, nöthig werden, daß sie Italiener vorfinden, welche sie dann für ihre eigenen Miethlinge halten konnten. Zu diesen Ausländern fügte ich einige englische Matrosen hinzu, welche früher auf demselben Schiffe gedient hatten, und über deren Verlässlichkeit mich Spendquick beruhigte. Diese Vorsichtsmaßregeln konnten aber nur dann etwas helfen, wenn Peschiera beschließen würde, abzusegeln, und bis dahin gegen seine Gefangene nichts zu unternehmen. Während ich in meiner Angst und Ungewißheit mir die nöthige Geistesgegenwart zu bewahren strebte und mit dem österreichischen Fürsten rasch berieth, ob nicht andere Schritte gethan werden sollten, oder ob unser einziges Auskunftsmittel darin bestehe, daß wir uns auf das Schiff begeben und dort alles Weitere abwarten – trat Leonard plötzlich und ruhig in mein Zimmer. Sie kennen sein Antlitz, in welchem sich Freude oder Trauer weniger durch das Hervortreten von Leidenschaften, als durch den Wechsel des geistigen Ausdrucks verräth. Nur aus seiner klareren Stirne und aus seinem festeren Blicke schloß ich, daß er gute Nachrichten mitbrächte.«

»Ah,« sagte Riccabocca – denn so wollen mir, seinem eigenen Wunsche gemäß, den Weisen noch nennen – »ah, ich weihte den jungen Mann früh in die große Lehre des

Helvetius ein. Alle unsere Irrthümer entspringen aus unserer Unwissenheit oder aus unseren Leidenschaften. Ohne Unwissenheit und ohne Leidenschaften wären wir heitere, alles durchdringende Intelligenzmenschen.«

»Besenstiele,« sagte Harley, »sind weder von Unwissenheit, noch von Leidenschaften geplagt; was aber ihre Intelligenz betrifft –«

»Pah!« unterbrach ihn Riccabocca – »Fahren Sie fort.«

»Leonard hatte sich einige Stunden vorher von uns getrennt. Ich hatte ihm den Auftrag gegeben, bei Madame di Negra vorzusprechen und, da ihre Leute ihn gut kannten, sich in aller Stille jede mögliche Auskunft zu verschaffen und hauptsächlich (was ich in der Eile vergessen hatte) den Namen und das Nöthigste über die äußere Erscheinung jenes Mannes, welcher sie Morgens ausgefahren hatte, in Erfahrung zu bringen, wobei ich es ihm überließ, von jedem Winke, den er erhaschen, überhaupt von allem, was in die Sache neues Licht bringen konnte, den nach seinem Urtheil besten Gebrauch zu machen. Leonard gelang es nur, den Namen und die Beschreibung des Kutschers zu erfahren; und er erkannte in ihm einen gewissen Beppo, dem Beatrice oft in seiner Gegenwart Befehle ertheilt hatte. Niemand konnte ihm sagen, wo sie zur Zeit zu finden sei, wenn sie sich nicht in dem Hotel des Grafen befinde. Leonard ging in dieses Hotel. Beppo war den ganzen Tag über nicht dort gewesen. Während er überlegte, was zunächst zu thun sei, erblickte er Denjenigen, welchen Sie zu ihrem Schwiegersohne machen wollen, wie er über die andere Seite der Straße schlich.

Eine jener lichtvollen Vermuthungen, welche bei Euch Philosophen nie vorkommen, hatte von Anfang an Leonard auf den Gedanken gebracht, daß Randal Leslie bei diesem Schurkenstreiche seine Hand im Spiele habe.«

»Hah! Er!« rief Riccabocca. »Unmöglich! Welches Interesse hätte er hiebei? – welchen Zweck?«

»Ich kann es nicht sagen; auch Leonard wußte keinen Grund dafür; aber wir waren Beide auf dieselbe Vermuthung gekommen. Kurz, Leonard beschloß, Randal Leslie nicht aus den Augen zu lassen und allen seinen Bewegungen nachzuspüren. Er folgte ihm also unbemerkt in einiger Entfernung – erst nach Audley Egerton's Wohnung – dann nach Eaton Square – sodann nach einem Hause in Burton Street, welches, wie Leonard sich überzeugte, Baron Levy gehörte. War das nicht verdächtig, mein lieber Weiser?«

»*Diavolo* – ja!« sagte Riccabocca gedankenvoll.

»Bei Levy blieb Randal, bis es dunkel wurde. Dann kam er mit katzenähnlichen, verstohlenen Schritten heraus und ging rasch nach der Gegend von Leicester Square. Leonard sah ihn in einen jener kleinen Gasthöfe eintreten, welche für Fremde bestimmt sind. Wilde, ausländische Gesellen schlenderten vor der Thüre und in der Straße auf und ab. Leonard errieth, daß der Graf oder die Vertrauten des Grafen sich dort befinden müßten.«

»Wenn dies bewiesen werden kann,« rief Riccabocca – »wenn Randal mit Peschiera in einer solchen Verbindung

stehen konnte, wenn er bei einem solchen Verrath hilfreiche Hand geleistet hat – dann bin ich meines Versprechens entbunden. O, wenn das bewiesen werden könnte!«

»Der Beweis wird später kommen, wenn wir auf der richtigen Spur sind. Lassen Sie mich fortfahren. Während er in der Nähe der Thüre jenes Gasthofs wartete, kam Beppo selbst – eben der Mann, welchen Leonard suchte – heraus und ging, nachdem er mit einigen der herumlungernenden Ausländer ein paar Worte gewechselt hatte, rasch Piccadilly zu. Jetzt gab Leonard alle weitere Beobachtung Leslie's auf, um auf Beppo, den er beim ersten Blick erkannte, Jagd zu machen. Als er ihn eingeholt hatte, sagte er in ruhigem Tone zu ihm: ›Ich habe einen Brief an die Marchesa di Negra. Sie sagte mir, ich solle ihr ihn durch Sie zu schicken. Ich habe Sie den ganzen Tag gesucht.« Der Mann ging in die Falle; und um so leichter, weil er – wie er später als Entschuldigung für eine Einfältigkeit gestand, die wahrscheinlich auf seinem Gewissen schwerer lastet, als irgend eines der tausend Verbrechen, die er im Laufe seines glorreichen Lebens begangen haben mag – von der Marchesa dazu verwendet worden war, Leonard gegenüber den Spion zu machen, und mit jenem Scharfblick, der den Italienern in Herzensangelegenheiten eigen ist, ihr Geheimniß entdeckt hatte.«

»Welches Geheimniß?« frug der Weise in seiner Unschuld.

»Ihre Liebe zu dem hübschen jungen Dichter. Ich verathe dieses Geheimniß, um sie einigermaßen dafür zu

entschuldigen, daß sie sich zu einem Werkzeuge Peschiera's hergegeben hat. Sie glaubte, Leonard liebe Ihre Tochter, und Eifersucht trieb sie zum Verrath; Violante wird Ihnen dies ohne Zweifel auseinandersetzen. Gut, der Mann ging also in die Falle. ›Geben Sie mir den Brief, Signor,‹ sagte er, ›und rasch.‹

›Er liegt in einem Hotel, dicht nebenan; kommen Sie mit; Sie erhalten eine Guinee für Ihre Bemühung.‹

»Auf diese Weise brachte Leonard den sauberen Herrn in das Ankleidezimmer meines Hotels, drehte den Schlüssel um und ließ ihn dort. Als der Fürst und ich von diesem Fange hörten, eilten wir hin und nahmen den Burschen vor. Anfangs war er mürrisch und stumm; als aber der Fürst seinen Rang und Namen offenbarte (Sie kennen den geheimnißvollen Schrecken, welchen die gemeineren Italiener vor einem östreichischen Magnaten empfinden), veränderte sich sein Gesicht, und er verlor den Muth. Theils durch Drohungen, theils durch Versprechungen erfuhren wir bald alles, was wir zu wissen wünschten; und das Anerbieten eines Geschenkes, welches nach meiner Berechnung zehn Mal mehr betrug, als der Schurke je von seinem verschwenderischen Herrn zu erhalten erwarten konnte, bewog ihn endlich, sich mit Leib und Seele unserem Dienste zu weihen. So hörten wir denn, an welch' gräulichen Ort Ihre edle Tochter auf eine so verrätherische Weise gelockt worden war. Wir hörten weiter, daß der Graf sie noch nicht besucht hatte, weil er

sich viel von der Wirkung versprach, die eine längere Einsperrung auf sie ausüben würde: er hoffte, ihren Geist dadurch herabzustimmen und sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Peschiera wollte sich um Mitternacht in das Haus begeben und sie von dort auf das Schiff bringen. Bepo hatte Befehl erhalten, mit dem Wagen nach Leicester Square zu fahren, wo Peschiera mit ihm zusammentreffen wollte. Der Graf hatte sich (wie Leonard vermutete) in dem Gasthof versteckt, in welchem Randal Leslie verschwunden war. Der Fürst, Leonard, Frank (welcher sich damals in meinem Hotel befand) und ich hielten eine kurze Berathung. Sollten wir sofort nach dem Hause gehen, mit Hilfe der Polizei den Eintritt erzwingen und Ihre Tochter befreien? Das war ein sehr gewagtes Auskunftsmittel. Das Haus, welches zu verschiedenen Zeiten als Versteck für Leute gedient, die von dem Gesetze verfolgt waren, hatte nach der Angabe unseres Berichterstatters eine Menge unterirdischer Gewölbe und geheimer Gänge, ferner mehr als Einen Ausgang nach dem Flusse. Aus diesen Gründen konnten bei unserer ersten Aufforderung, die Thüre zu öffnen, die im Inneren befindlichen Räuber nicht allein selbst entkommen, sondern auch ihre Gefangene mit fortnehmen. Die Thüre war stark, und ehe wir den Eintritt mit Gewalt erzwungen, konnte jede Spur von ihr, die wir suchten, verloren gegangen sein. Außerdem wünschte der Fürst, die verbrecherischen Pläne Peschiera's nach Hause zu berichten und seinem Kaiser, sowie dem großen Minister, einem Verwandten von ihm,

mittheilen zu können, daß er selbst Zeuge des schmähhchen Mißbrauches gewesen sei, welchen der Graf von der Erlaubniß des Kaisers, um Ihre Tochter zu werben, gemacht habe. Kurz, während ich nur an Violante dachte, dachte der Fürst auch an die Wiedereinsetzung des Vaters derselben in sein Herzogthum. Auf der andern Seite tauchte aber die furchtbare Frage auf, ob Violante auch nur eine Stunde, nur einige Minuten in jenem schrecklichen Hause gelassen werden solle, wo sie der persönlichen Gegenwart Peschiera's ausgesetzt und nur durch ein schwaches und falsches Weib beschützt war, das sie verrathen hatte, und das sie vielleicht verlassen würde? Was konnte sich nicht alles in dem Zeitraum zwischen Peschiera's Besuch in dem Hause und seinem Erscheinen aus dem Schiffe in Begleitung seines Opfers zutragen? Ein Gedanke fuhr mir durch den Kopf – Beppo sollte den Grafen zog nach dem Hause führen; wenn ich verkleidet mit Beppo gehen – in das Haus eindringen – selbst anwesend sein könnte! Ich stürzte zu dem Burschen, der jetzt unser Agent war, zurück; ich fand den Plan ausführbarer, als ich Anfangs glaubte. Beppo hatte den Grafen um Erlaubniß gebeten, einen Bruder mitbringen zu dürfen, welcher die See kenne und England zu verlassen wünsche. Ich konnte diesen Bruder vorstellen. Sie wissen, daß ich die italienische Sprache in ihren meisten Dialecten und verschiedensten Patois-Genuesisch, Piemontesisch, Venetianisch – ebensogut spreche, wie Addison's Englisch. Ah, vielleicht noch besser. *Presto!* Die Sache wurde abgemacht. Von jenem Augenblick an fühlte ich

mein Herz so leicht wie eine Feder, und mein Verstand war so scharf wie ein gefiederter Pfeil. Meine Pläne wurden jetzt in Einem Athemzuge entworfen und in Einem Satze erklärt. Die Billigkeit erforderte Ihre Anwesenheit auf dem Schiffe, nicht allein, damit Sie Zeuge der Niederlage Ihres Feindes seien, sondern auch, damit Sie Ihr Kind in Ihren Vaterarmen empfangen. Leonard machte sich nach Norwood auf, um Sie zu holen, war aber vorher gewarnt worden, Sie über den Zweck Ihres Hieherkommens nicht eher aufzuklären, bis Sie sich an Bord des Schiffes befänden.

Frank, von Beppo begleitet (denn bis Mitternacht war es noch Zeit, diese Vorbereitungen zu treffen), begab sich nach der Yacht und nahm unterwegs Giacomo mit sich. Dort theilte unser neuer Verbündeter, der mit den Meisten von der Piratenmannschaft bekannt war, und dem die Anwesenheit Frank's des Freundes des Grafen und dessen künftigen Schwagers, Autorität verschaffte, den Miethlingen Peschiera's mit, daß sie das Schiff zu verlassen und unter Giacomo's Befehl am Ufer auf weitere Befehle zu warten hatten. Sobald das Verdeck von diesen Räufern (mit Ausnahme von einigen Wenigen, die man zurückließ, einen Verdacht zu vermeiden, und die später in den Kielraum in Sicherheit gebracht wurden) gesäubert war, und Giacomo seine Begleiter in einem Wirthshause einlogirt hatte, wo sie unbeschränkte Quantitäten Grog auf seine Gesundheit tranken, brachte Ihr

unschätzbare Diener die für den Dienst gewordenen Italiener, und Frank nahm die englischen Matrosen unter seine Aufsicht.

Der Fürst, welcher versprochen hatte, zu rechter Zeit an Bord zu kommen, entfernte sich, um Vorbereitungen für seine in der Frühe des anderen Morgens erfolgende Abreise nach Wien zu treffen. Ich eilte in ein Lager von fertigen Maskenanzügen, wo ich mich mit Hilfe eines gewandten Garderobearbeiters von der Bühne in einen regelrechten, vollkommenen Gurgelabschneider verwandelte und dann mit größtem Selbstvertrauen auf meinen Freund Beppo wartete.«

»Wenn nun aber dieser Schurke den Falschen gespielt hätte, dann wären alle diese Vorsichtsmaßregeln umsonst gewesen. *Cospetto!* Sie handelten nicht weise,« sagte der kluge Philosoph.

»Wahrscheinlich nicht. Sie würden so weise gehandelt haben, daß in diesem Augenblicke Ihre Tochter auf immer für Sie verloren wäre.«

»Warum aber nicht die Polizei in Anspruch nehmen?«

»Erstens, weil ich sie ohne viel Erfolg schon in Anspruch genommen hatte; zweitens, weil ich sie nicht mehr brauchte; drittens, weil, wenn ich sie zu meiner Schluß-Katastrophe heigezogen hätte, vielleicht Ihr und Ihrer Tochter Name vor ein Polizeigericht jedenfalls aber vor das Tribunal des öffentlichen Klatsches geschleppt worden wäre: und endlich – weil ich mich für eine angemessene Strafe entschieden hatte, die zu billig war, um mit dem Gesetz im Einklang zu sein, und weil mir die

Polizei bei dem gewaltsamen Ergreifen eines Menschen und dessen Verschiffen nach Norwegen zu sehr im Wege gestanden haben würde. Allerdings schmeckt mein Plan mehr nach Lope de Vega, als nach Richter Blackstone. In dessen Sie sehen, daß der Erfolg für alle Unregelmäßigkeiten entschädigt. Ich fahre fort. Beppo kam rechtzeitig zurück, um mir über alle getroffenen Vorbereitungen zu berichten und fernerhin mitzutheilen, daß ein Bedienter des Grafen gerade, als die neue Bemannung sich an Bord versammelt habe, eben dort erschienen sei, um Befehl zu geben, daß das Boot nach derjenigen Stelle gebracht werde, wo wir es nachher fanden. Man hielt es für klug, den Bedienten zurückzuhalten und in Sicherheit zu bringen. Giacomo nahm die Führung des Bootes auf sich. Ich näherte mich dem Schlusse des Geheimnisses. In meiner Verkleidung mich sicher fühlend, stieg ich mit Beppo auf den Bock. Der Graf kam zur bestimmten Zeit an und würdigte mich weder einer Frage, noch eines Blickes. »Dein Bruder? sagte er zu Beppo; man erräth es an der Familienähnlichkeit. Keine schöne Race, die Eurige! Fahre zu!«

»Wir kamen vor dem Hause an. Ich stieg ab, um den Wagenschlag zu öffnen. Der Graf warf einen Blick auf mich.

»Beppo sagt, du habest die See kennen gelernt.«

»Ja, Excellenza. Ich bin ein Genuese.«

»Ha! Wie geht das zu? Beppo ist ein Lombarde.«

»Bewundern Sie jetzt die Geistesgegenwart, mit der ich mich aus der Affaire zog.«

»Excellenza,« sagte ich, »es hat dem Himmel gefallen, daß Beppo in der Lombardei geboren werden sollte und meine verehrten Eltern dann nach Genua übersiedelten, in welcher Stadt sie so freundlich behandelt wurden, daß meine Mutter, schon aus gewöhnlicher Dankbarkeit, verpflichtet war, die Bevölkerung derselben zu vermehren. Das war alles, was sie thun konnte, das arme Weib. Sie sehen, daß sie ihr Möglichstes that.«

»Der Graf lächelte und sagte nichts weiter. Die Thüre öffnete sich – ich folgte ihm; das Uebrige kann Ihnen Ihre Tochter erzählen.«

»Und Sie haben in jener Höhle von Bösewichtern Ihr Leben auf das Spiel gesetzt! Edler Freund!«

»Mein Leben auf das Spiel gesetzt – nein, nicht das meinige, aber das des Grafen. Es gab einen Augenblick, in welchem meine Hand auf dem Drücker ruhte und die Sünde eines gerechtfertigten Mords mir sehr nahe war. Meine Erzählung ist zu Ende. Der Graf befindet sich jetzt auf dem Flusse und wird bald die salzige See erreicht haben – obwohl das Schiff nicht nach Norwegen segeln wird, wie ich zuerst beabsichtigte. Ich konnte es nicht über mich bringen, seiner Schwester eine so kalte Reise zuzumuthen. Die Mannschaft hat deßhalb Befehl ungefähr sechs Tage lang von der Küste entfernt zu kreuzen und dann den Grafen nebst der Marchese mit einem Boote an der französischen Küste an das Land zu setzen. Der Fürst bekommt dadurch Zeit, in Wien anzulangen, ehe der Graf ihm folgen kann.«

»Würde er sich dies erkühnen?«

»Seien Sie gerechter gegen ihn! Kühnheit, wahrlich, daran fehlt es ihm nicht. Aber nicht sein Erscheinen in Wien ist es, was ich Angesichts der gegen ihn vorliegenden Beweise fürchtete. Ich besorgte, er möchte unterwegs mit dem Fürsten zusammentreffen und ihn zu einem Duell zwingen, ehe sein Charakter so gebrandmarkt ist, daß der Fürst es ausschlagen könnte; – und der Graf ist natürlich ein gefährlicher Schütze, wie alle Männer dieses Schlags.«

»Er wird zurückkehren, und Sie –«

»Ich! – O, seien Sie ohne Furcht; von mir hat er schon genug bekommen. Und jetzt, mein lieber Freund jetzt, da Violante unter Ihrem eigenen Dache in Sicherheit ist – jetzt, da meine geehrte Mutter schon lange durch Leonard davon in Kenntniß gesetzt worden sein muß, daß wir ohne Gefahr und, was sie beinahe ebenso hoch anschlagen wird, ohne Scandal einen glücklichen Erfolg erlangen haben – jetzt, da Ihr Feind so machtlos ist, wie ein auf dem Wasser der Fäulniß zutreibendes Schilf, und der Fürst mit der Mission, Italien seinen würdigsten Sohn zurückzugeben, seinen Wagen die Straße nach Dover einschlagen läßt – jetzt will ich Sie Ihrem eigenen glücklichen Schlummer überlassen, und mir selbst gestatten Sie, daß ich mich in meinen Mantel einhülle und einige Stunden auf dem Sopha schlafe, bis die graue Morgendämmerung dort unten einem reiferen Tageslicht gewichen ist. Meine Augen sind schwer, und wenn Sie noch drei Minuten länger hier verweilen, so werd ich außer

Gehörsweite sein in dem Lande der Träume. *Buona notte!*«

»Aber es ist ein Bett für Sie gerichtet.«

Harley schüttelte ablehnend den Kopf und legte sich der Länge nach auf dem Sopha zurecht.

Riccabocca beugte sich über ihn, wickelte seinen Gast in den Mantel, küßte ihn auf die Stirne und schlich sich aus dem Zimmer zu Jemima, welche aufgeblieben war, nervös bewegt und gespannt, von ihm diejenige Aufklärung zu erhalten, welche sie aus liebender Rücksicht nicht von der aufgeregten und erschöpften Violante erlangt hatte.

»Nicht zu Bette!« rief der Weise, als er sie sah. »Hast du kein Mitleid mit meinem künftigen Sohn? Und das gerade jetzt, da alle Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß wir einen Sohn erschwingen können?«

Riccabocca lachte fröhlich, und seine Gattin lehnte sich an seine Schulter und weinte vor Freude.

Aber kein Schlaf kam in Harley L'Estrange's Augen. Nachdem sein Wirth ihn verlassen hatte, stand er auf und ging mit leisen, raschen Schritten im Zimmer auf und ab. Alles Launen hafte und Leichtfertige war aus seinem Antlitz verschwunden, das, von der Morgendämmerung beleuchtet, todtenblaß aussah. In seinen Zügen prägte sich der ganze Kampf und die ganze Qual der Leidenschaft aus.

»Diese Arme haben sie umschlungen,« murmelte er; »diese Lippen haben ihren Athem eingehaucht. Ich befinde mich unter demselben Dache mit ihr, und sie ist

gerettet – gerettet für immer von Gefahr und Mangel – und für immer von mir getrennt. Muth, Muth! O, Ehre und Pflicht – und du, dunkle Erinnerung der Vergangenheit – du, die du deine Liebe einem Grabe verpfändetest – stütze – schirme mich! Kann ich so schwach sein?«

Die Sonne war an dem winterlichen Himmel aufgegangen, als sich Harley vom Hause wegschlich. Kein Mensch rührte sich, außer Giacomo, welcher auf der Schwelle der Thüre, die er eben aufgeschlossen hatte, stand und den Haushund fütterte. »Guten Tag,« sagte der Diener lächelnd. »Der Hund ist nicht von sonderlichem Nutzen gewesen, aber ich denke, der Padrone wird ihm künftig ein Frühstück nicht mißgönnen. Ich will den Hund mit nach Italien nehmen und ihn dort verheirathen; vielleicht läßt sich die Race unserer einheimischen lombardischen Hunde veredeln!«

»Ah!« sagte Harley, »Ihr werdet bald unsere kalten Küsten verlassen. Möge Euch Allen nie Sonnenschein fehlen.«

Er blieb stehen und blickte nach den geschlossenen Fenstern hinauf.

»Die Signorina schläft dort,« sagte Giacomo mit leiserer Stimme, »gerade über dem Zimmer, in welchem Sie geschlafen haben.«

»Ich wußte es,« murmelte Harley. »Eine innere Stimme sagte es mir. Oeffne das Thor; ich muß nach Hause. Meine Entschuldigungen Deinem Herrn und Allen.«

Er war taub gegen Giacomo's inständiges Bitten, er möchte wenigstens da bleiben, bis die Signora aufgestanden sei – die Signorina, welche er gerettet habe. Er getraute sich nicht, weiter zu sprechen, sondern verließ den treuen Diener und ging mit schnellen Schritten London zu.

### ZEHNTES KAPITEL.

Harley war noch nicht lange in seinem Hotel angekommen und saß noch vor seinem unberührten Frühstück, als Randal Leslie angemeldet wurde. Randal, welcher die feste Ueberzeugung hatte, Violante befände sich jetzt mit Peschiera auf offener See, sah, als er eintrat, wie die personificirte Besorgniß und Erschöpfung aus. Denn Randal hatte, gleich dem großen Cardinal Richelieu, die Kunst gelernt, sich sein schwächliches und kränkliches Aussehen zu Nutzen zu machen. Wenn der Cardinal irgend einen blutigen Plan ausführen wollte, der ungewöhnliche Lebenskraft und Geistesstärke erforderte, so bemühte er sich, das Aussehen eines harmlosen, an den Pforten des Todes stehenden Dulders zu geben. Und Randal, welchen seine Aufregung in diesem Augenblick von einem Ende der unermesslichen Metropole bis zum anderen mit einer, einen Preiswettläufer übertreffenden Geschwindigkeit zu tragen vermocht hatte, sank jetzt so abgemattet und erschöpft auf einen Stuhl nieder, daß keine Mutter es ohne Mitleid hätte ansehen können. Er schien seit der vorhergehenden Nacht in das letzte Stadium der Schwindsucht hinein galoppirt zu sein.

»Haben Sie irgend eine Spur entdeckt, mein Lord? Sprechen Sie, sprechen Sie!«

»Sprechen – gewiß. Ich bin zu glücklich, Ihrem Gemüthe Erleichterung verschaffen zu können, mein lieber Mr. Leslie. Was für Thoren sind wir gewesen! Ha! ha!«

»Thoren – wir?« stotterte Leslie. »Natürlich; die junge Dame ist die ganze Zeit im Hause ihres Vaters gewesen.«

»Wie? – was?«

»Und ist noch dort.«

»Es ist nicht möglich!« sagte Randal in dem hohlen, träumerischen Tone eines Schlafwandlers. »Im Hause ihres Vaters – in Norwood! Sind Sie dessen gewiß?«

»Ich bin es.«

Randal machte einen verzweifelten und erfolgreichen Versuch, sich zusammenzunehmen. »Der Himmel sei gelobt!« rief er. »Und gerade, als ich anfang, gegen den Grafen – gegen die Marchesa Verdacht zu schöpfen; denn ich weiß, daß keines von Beiden die letzte Nacht zu Hause geschlafen hat; und Levy sagte mir, der Graf habe ihm geschrieben und ihn ersucht, seine Rechnungen zu berichtigen, weil er einige Zeit von England abwesend sein würde.«

»Wirklich! Nun, das berührt uns nicht – wohl aber den Baron Levy, wenn er den Auftrag ausführt und die Rechnungen bezahlt. Was! gehen Sie schon?«

»Fragen Sie noch? Wie kann ich bleiben? Ich muß nach Norwood – muß Violante mit meinen eigenen Augen sehen! Verzeihen Sie mir meine Aufregung – ich – ich –«

Randal griff nach seinem Hut und eilte aus dem Zimmer. Als er fortging, tönte ihm das leise, verächtliche Lachen Harley's nach.

»Ich habe nicht weniger Zweifel an seiner Schuld, als Leonard. Violante soll wenigstens nicht die Beute dieses dünnlippigen Buben werden. Welche seltsame Anziehungskraft kann er besitzen, daß er die beiden Männer, welche ich am meisten schätze – Audley Egerton und Alphonso di Serrano, so sehr an sich zu fesseln vermag? Beide noch dazu so weise, der Eine in Büchern – der Andere im Leben. Und Beide sind mißtrauisch! Während ich, unvorsichtig im Vertrauenschenken und offenherzig – Ah, das ist der Grund; unsere Naturen stoßen sich gegenseitig ab – Ränke, Verstellung, Falschheit – dafür habe ich keine Gnade, keine Verzeihung. Wehe allen Heuchlern wenn ich ein Großinquisitor wäre!«

»Mr. Richard Avenel,« meldete der Diener, indem er die Thüre öffnete.

Harley faßte die Seitenlehne des Stuhles, auf welchem er saß, mit festem Griff, während sein Blick starr auf den Gentleman gerichtet war, welcher jetzt in das Zimmer trat. Er erhob sich mit Anstrengung.

»Mr. Avenel!« sagte er stotternd. »Habe ich Ihren Namen recht gehört? Avenel!«

»Richard Avenel, zu Ihren Diensten, mein Lord,« antwortete Dick. »Meine Familie ist Ihnen nicht unbekannt; und ich schäme mich meiner Familie nicht, obgleich meine Eltern kleine Handwerksleute in Lansmere waren. Und ich bin – ein – hm! – ein Weltbürger, der sein Glück

gemacht hat!« fügte Dick hinzu, indem er seine gemsle-  
derne Handschuhe in seinen Hut fallen ließ und diesen  
hierauf mit der Miene eines alten Bekannten, der es sich  
bequem und heimisch zu machen wünscht, auf den Tisch  
stellte.

Lord L'Estrange verbeugte sich und sagte, als er sich  
wieder gesetzt hatte – (Dick saß bereits) – »Sie sind sehr  
willkommen, Sir, und kann ich irgend etwas thun für Je-  
mand, der Ihren Namen trägt –«

»Danke Ihnen, mein Lord, ich brauche von Nieman-  
dem etwas. Das ist ein kühnes Wort; aber ich spreche  
es aus. Nichtsdestoweniger würde ich mir nicht die Frei-  
heit genommen haben, Eure Lordschaft zu besuchen, oh-  
ne daß Sie mir zuerst die Ehre erwiesen hatten, mich in  
meinem Hause Eaton Square, Nro. \*\*\*, aufzusuchen. Ich  
würde mir nicht die Freiheit genommen haben, wenn es  
nicht ein Geschäft – ein öffentliches Geschäft, darf ich  
sagen – eine *National*-Angelegenheit betreffen würde.«

Harley verbeugte sich wieder. Ein schwaches Lächeln  
spielte einen Augenblick um seine Lippen, aber es ver-  
schwand wieder und wich einem wehmüthigen Ausdruck  
der Zerstreutheit in seinem Gesichte, als er die hübschen  
Züge des Mannes, der vor ihm stand, genauer betrach-  
tete und vielleicht in denselben, so männlich und keck  
sie auch waren, doch eine Familienähnlichkeit mit jenem  
Wesen entdeckte, dessen Schönheit einst sein Ideal weib-  
licher Lieblichkeit gewesen war; dann plötzlich streckte  
er die Hand aus und sagte mit mehr als gewöhnlicher  
Herzlichkeit und Milde: »Geschäft oder nicht Geschäft,

lassen Sie uns als Freunde zusammen sprechen – um eines Namens willen, der meine Gedanken wieder nach Lansmere und in meine Jugend zurückführt. Ich höre Ihnen mit Interesse zu.«

Richard Avenel, über diese unerwartete Freundlichkeit sehr verwundert und, er wußte nicht warum, durch den sanften und melancholischen Ton von Harley's Stimme gerührt, drückte mit Wärme die ihm dargebotene Hand und begann in einem seltenen Anfall von Schüchternheit zu erröthen, zu husten, sich zu räuspern und erst auf den Boden, dann seitwärts zu blicken, bevor er Worte finden konnte, die ihm doch sonst zu Gebote zu stehen pflegten.

»Sie sind sehr gütig, Lord L'Estrange; man kann nicht liebenswürdiger sein. Ich fühle es hier, mein Lord,« sagte er und klopfte an seine Büffelweste – »ich fühle es, auf mein Wort. Aber ich will Sie nicht um Ihre Zeit bringen (Zeit ist Geld), ich komme zur Sache. Es handelt sich um den Wahlbezirk Lansmere. Der Einfluß Ihrer Familie ist in demselben sehr groß. Aber verzeihen Sie mir, wenn ich die Vermuthung ausspreche, Sie seien nicht davon unterrichtet, daß ich auf der anderen Seite auch mir einen ziemlich bedeutenden Einfluß zusammengebraut habe. Nehmen Sie es mir nicht übel – Meinungen sind frei; und die Fluth der öffentlichen Meinung läuft stark mit uns – ich meine mit mir – bei der bevorstehenden Krisis – das heißt bei der nächsten Wahl. Nun habe ich

große Achtung vor dem Grafen, Ihrem Vater, und das haben auch Diejenigen, welche mich in die Welt gesetzt haben; – mein Vater John war immer ein regelmäßiger guter Blauer; – und meine Achtung vor Ihnen selbst ist, seit ich dieses Zimmer betreten habe, bedeutend gestiegen – ja sehr bedeutend gestiegen. Deßhalb möchte ich gerne sehen, ob wir nicht unsere beiden Köpfe unter Einen Hut bringen und den Bezirk zwischen uns theilen könnten – in aller Ruhe und unter uns, wie es Männer der Oeffentlichkeit thun sollen, wenn sie sich zusammen finden – Niemand sonst dabei, kein unnöthiger, in diesem alten Lande so gebräuchlicher Schwindel. Nun, mein Lord?«

»Mr. Avenel,« sagte Harley langsam, indem er sich von seiner Zerstreung erholte, mit welcher er den früheren Sätzen Dick's zugehört hatte, »ich fürchte, ich habe Sie nicht ganz verstanden; allein ich habe bei der nächsten Wahl in dem Bezirke Lansmere kein anderes Interesse, als das, einem Manne zu dienen, dem Sie, mag nun seine politische Farbe sein, welche sie will, das Zeugniß geben werden, daß er –«

»Ein Schwindler ist!«

»Mr. Avenel, wir können unmöglich Ein und dieselbe Person im Auge haben. Ich spreche von einem der ersten Staatsmänner unserer Zeit – von Mr. Audley Egerton – von –«

»Einem bocksteifen, pomphaften –«

»Meinem ältesten und theuersten Freunde.«

Diese Zurückweisung, so mild sie ertheilt wurde, genügte, Dick für den Augenblick zum Schweigen zu bringen; und als er wieder sprach, geschah es in verändertem Tone.

»Ich bitte um Verzeihung, mein Lord, ja, gewiß. Natürlich kann ich von Ihrem Freunde nichts sagen, was gegen die Achtung vor ihm verstoßen würde; – es thut mir leid, daß er Ihr Freund ist. In diesem Falle fürchte ich beinahe, daß nichts zu machen sein wird. Aber Mr. Audley Egerton hat keine Aussichten. Erlauben Sie, daß ich Sie davon überzeuge.«

Dick zog ein kleines Buch in rothem Einbände aus der Tasche.

»Das Wahlbuch, mein Lord. Ich bin kein Aristokrat. Ich mache keinen Anspruch darauf, eine freie und unabhängige Wählerschaft in meiner Tasche zu haben. Behüte Gott! Aber ich bin ein praktischer Geschäftsmann – was ich thue, das thue ich recht. Sehen Sie sich einmal das Buch an. Gut geführt – nicht wahr? Namen, Zusagen, Neigungen, politische Meinungen und Privatinteressen von jedem einzelnen Wähler in Lansmere! Nun, ich zeige Ihnen, wie ein Ehrenmann dem anderen, dieses Buch, und ich denke, Sie werden einsehen, daß wir eine reine Majorität von wenigstens achtzig Stimmen gegen Mr. Egerton haben.«

»Das ist Ihre Anschauungsweise in dieser Sache,« sagte Harley, indem er das Buch nahm und die darin verzeichneten, mit Bemerkungen versehenen Namen überblickte.

Seine Züge wurden aber ernst, als er viele Namen darunter entdeckte, welche ihm aus seiner Jugendzeit als die einflußreicher, für Lansmere stimmender Wähler bekannt waren, die er aber jetzt auf der feindlichen Seite eingetragen fand.

»Ich bin überzeugt, es stehen hier Personen, in welchen Sie sich täuschen – alte Freunde meiner Familie – felsenfeste Stützen unserer Partei.«

»Ganz richtig. Allein diese am Frage hat alles auf den Kopf gestellt. Sie können sich auf keinen Ihrer Freunde verlassen. Es gibt in der That keinen anderen Beweise, als auf dieses Buch,« sagte Dick, indem er ruhig, aber mit bedeutungsvollem Nachdruck auf den rothen Einband klopfte.

»Was ich Ihnen nun vorzuschlagen wünsche, ist dieses: Sie dürfen nicht zugeben, daß die Lansmere'sche Partei geschlagen wird; es würde dem alten Grafen wehe thun – ihm zu Herzen gehen; ich bin es überzeugt.«

Harley nickte.

»Und die Landmere'sche Partei braucht nicht geschlagen zu werden, wenn Sie einen andern Mann als Candidaten aufstellen, als jenen Actenwurm. (Ich bitte um Verzeihung!) Sie sehen, daß ich nur Einen Mann in das Parlament bringen will – Sie wollen einen hinein bringen. Warum nicht? Da ist nun ein geriebener junger Mann – ein Verwandter von Mr. Egerton – Randal Leslie. Ich habe nichts gegen ihn einzuwenden, obgleich er zu Ihrer Partei

gehört. Ziehen Sie Mr. Egerton zurück, und ich will meinen zweiten Mann zurückziehen, bevor es zur Abstimmung kommt: auf diese Weise werden mir den Bezirk glatt zwischen uns theilen. Das ist der Weg, Geschäfte zu machen – nicht wahr, mein Lord?«

»Randal Leslie! O, Sie wünschen Mr. Leslie hineinzubringen? Aber er tritt mit Egerton auf, nicht gegen ihn.«

»Ah!« sagte Dich vor sich hinlächelnd, »so höre ich; und wir könnten ihn über Egerton hinwegbringen, ohne Ihnen ein Wort zu sagen. Aber unsere ganze Familie achtet die Ihrige, und so habe ich gewünscht, die Sache auf eine offene und anständige Weise abzumachen. Lassen Sie den Grafen und Ihre Partei sich mit Leslie begnügen.«

»Hat der junge Leslie mit Ihnen gesprochen?«

»Natürlich; aber nicht mit Bezug auf meinen gegenwärtigen Besuch – dieser ist ein Geheimniß – ein privater und vertraulicher Besuch, mein Lord. Und jetzt will ich, um die Sache noch glatter zu machen, Jemand vorschlagen, der nach Eurer Lordschaft Herzen sein wird. Ich weiß, daß Sie sehr gütig gegen meinen Neffen gewesen sind; – es macht Ihnen Ehre, mein Lord; – ein wundervoller junger Mann, obgleich *ich* es sage. Ich hätte nie gedacht, daß so viel hinter ihm stecke. Die ganze Zeit, welche er bei mir war, hatte er in seinem Schreibtische die Skizze einer Erfindung, welche mich jetzt vom Ruin – vom positiven Ruin – von Baron Levy – von Kingsbench – und einem gewaltigen Gant rettet! Ein solcher junger Mann muß in das Parlament. Ich liebe es, einen Verwandten vorwärts zu bringen; das heißt, wenn er einem Ehre

macht; es liegt in der menschlichen Natur, für das eigene Fleisch und Blut zu sorgen; und außerdem wäscht eine Hand die andere, und ein Bein hilft dem andern, und Verwandte kommen am besten durch die Welt, wenn sie an Einem Strange ziehen; das heißt unter der Voraussetzung, daß es die richtige Art von Verwandten sind, daß sie einen vorwärts und nicht rückwärts ziehen. Ich hatte einmal daran gedacht, selbst als Candidat für Lansmere aufzutreten – dachte noch vor Kurzem daran. Das Land braucht Leute, – wie mich – ich weiß das; ich bin aber der Meinung, daß es besser ist, wenn ich nach meinen eigenen Geschäften sehe. Das Land, das alte dumme Ding mag sich ohne mich behelfen oder nicht behelfen. Darüber aber ist kein Zweifel, daß meine Mühle und meine Maschinen ohne mich sich nicht behelfen können. Kurz, da wir ganz allein sind, und wir, wie ich vorhin sagte, den in Gegenwart Dritter unumgänglichen Schwindel nicht brauchen, so sorgen Sie auf andere Weise für Egerton, den ich wie Gift hasse – ich habe ein Recht, das zu thun, denke ich, ohne Eure Lordschaft zu beleidigen – und die zwei jungen Bursche, Leonard Avenel und Randal Leslie, werden Mitglieder des Parlaments für den freien und unabhängigen Bezirk Lansmere!«

»Wünscht aber Leonard in das Parlament zu kommen?«

»Nein, er sagt, er wünsche es nicht; aber das ist Unsinn. Wenn Eure Lordschaft ihm sagen wollten, es sei Ihr Wunsch, daß er eine so herrliche Gelegenheit, im Leben empor zu kommen und aus der Nation etwas Hübsches

zu ziehen, nicht vorübergehen lasse, so bin ich überzeugt, er, der Ihnen so viel zu danken hat, wird sich besinnen – besonders, da es zu seinem eigenen Vortheil ist. Und außerdem muß Einer von uns Avenels in das Parlament. Und da ich nicht die Zeit und Kenntnisse und so weiter besitze, und er sie hat, so ist es vernünftig, daß er unser Mann wird. Und wenn er einmal etwas für mich thun kann – nicht daß ich es brauche – indessen würde so ein Baronettitelchen ein Compliment für die britische Industrie sein und sowohl von mir, als von dem großen Publikum geschätzt werden; – ich sage, wenn er etwas Derartiges thun könnte, so würde es die ganze Familie in Ansehen halten; und wenn er es nicht kann, nun, dann will ich es ihm verzeihen.«

»Avenel,« sagte Harley mit jenem einschmeichelnden, liebenswürdigen Zauber in seinem Benehmen, dem nur Wenige widerstehen konnten – »Avenel, wenn ich, als einen großen persönlichen Gefallen gegen mich selbst – gegen mich, Ihren Mitbürger – (ich bin in Lansmere geboren) – wenn ich Sie ersuchte, Ihren Groll gegen Audley Egerton, welcher Art dieser Groll auch sein mag, aufzugeben und sich seiner Erwählung nicht zu widersetzen, wobei sich unsere Partei der Wahl Ihres Neffen gleichfalls nicht widersetzen würde – könnten Sie mir nicht diesen Gefallen thun? Kommen Sie, um des theuren Lansmere's und all' der freundlichen Gefühle willen, welche zwischen Ihrer und meiner Familie obwalten, sagen Sie, ja – es soll so sein.«

Richard Avenel war beinahe erweicht. Er wandte sein Gesicht ab; plötzlich aber erinnerte er sich wieder der höhnischen Miene Audley Egerton's und der hochmüthigen Verachtung, mit welcher er, damals der wohlweise Mayor von Screwstown, aus dem Studirzimmer des Parlamentsmitglieds ausgewiesen worden war; und das Blut stieg ihm in die Wangen, er stampfte mit dem Fuße auf den Boden und rief zornig: »Nein, ich habe geschworen, daß Audley Egerton seine Unverschämtheit gegen mich büßen solle, so wahr mein Name Richard Avenel sei; und alle Wasser der Welt werden jenen Schwur nicht auswaschen. Es bleibt deshalb nichts übrig, als daß Sie entweder Ihren Mann zurückziehen, oder daß ich ihn schlage. Ja, und ich würde es thun – und in einer Weise thun, die ihn am meisten ärgern sollte, und wenn ich die Hälfte meines Vermögens daran setzen müßte. Aber so viel wird es nicht kosten,« sagte Dick, kühler werdend, »nicht einmal annähernd so viel; denn wenn der Strom der öffentlichen Meinung Jemandem günstig fließt, dann ist es wunderbar, wie billig eine Wahl zu stehen kommt. *Ihn* wird sie indessen genug kosten, und alles vergebens – schlimmer, als vergeblich. Bedenken Sie das, mein Lord.«

»Das will ich, Mr. Avenel. Und ich versichere Sie meinerseits, daß meine Freundschaft so stark ist, wie Ihr Haß; und wenn es mich, nicht mein halbes, sondern mein ganzes Vermögen kosten sollte, Audley Egerton soll, ohne daß er selbst einen Schilling ausgibt, in das Parlament kommen, wenn wir einmal beschlossen haben, daß er sich auf den Kampf einlasse.«

»Sehr wohl, mein Lord – sehr wohl,« sagte Dick steif und zog seine gemsledernen Handschuhe an; »wir wollen sehen, ob die Aristokratie immer auf diese Weise die freie Wahl des Volkes niederreiten kann. Aber das Volk ist aufgewacht, mein Lord. Die Aufklärung hat ihren Marsch begonnen – der Schulmeister ist abgesetzt, und der britische Löwe –«

»Es ist Niemand hier, außer uns, mein lieber Avenel. Ist das nicht ungefähr das, was Sie *Schwindel* nennen?«

Dick stutzte, riß die Augen auf, erröthete und brach dann in ein Gelächter aus. »Geben Sie mir noch einmal Ihre Hand, mein Lord. Sie sind ein guter Bursche, das sind Sie. Und Ihretwegen –«

»Werden Sie sich der Wahl Egerton's nicht widersetzen?«

»Mit Händen und Füßen – mit Händen und Füßen!« rief Dick, hielt seine Ohren mit beiden Händen zu und lief stracks aus dem Zimmer hinaus.

Ueber Harley's Züge kam, wie so oft, eine plötzliche Veränderung – und in der That ist dies bei den fröhlichen Kindern der Welt häufiger der Fall, als Leute von beständigerem Naturell und gleichmäßigeren Gewohnheiten vermuthen. Es gibt manchen Menschen, den wir unsern Freund nennen, und dessen Gesicht uns ebenso bekannt erscheint, wie unser eigenes; könnten wir aber einen Blick auf ihn werfen, wenn wir ihn verlassen haben und er, mit sich selbst allein, in seinen Stuhl zurücksinkt, so würden wir seufzen über die Entdeckung, wie häufig das Lachen einer scheinbar so offenen Lippe nichts, als

ein eingeübtes Kunststück ist, das man nur bei der Parade zur Schau trägt.

Welche Gedanken ließ Richard Avenel's Besuch in Harley zurück? Es würde schwer sein, sie zu beschreiben. Ein Audley Egerton hätte an seiner Stelle aus dem erhaltenen Besuche einigen Trost geschöpft und gedacht: »Gott sei Dank! Ich brauche diesen schrecklichen Menschen der Welt nicht als meinen Schwager vorzustellen.« Aber Harley hatte sich in seiner Träumerei ganz und gar von Richard Avenel's Person entfernt. Wie das unbedeutendste Tagesereigniß uns Nachts im Traume verfolgt, wenn wir es auch rein vergessen haben – so kann der Name oder das Aussehen eines Besuchers genügen, eine Vision hervorzurufen, welche mit Dem, der sie zufällig veranlaßt, so wenig gemein hat, wie das sogenannte wirkliche Leben mit dem weit wirklicheren, das wir in den vollgepfropften Vorrathskammern unseres Gehirns vorfinden. Denn was ist wirkliches Leben? Wie wenig berühren die Dinge, welche wirklich um uns her vor sich gehen, die Quellen unserer Sorge oder unserer Freude; aber was unser blöder Sinn Romantik nennt – das Gefühl, die Erinnerung, die Hoffnung, oder die Furcht, die man nie unter den Erzeugnissen unserer Händearbeit sieht und nie in dem Jargon unserer Lippen hört – dies ist das Leben, aus welchem wir Alle, wie die Spinne aus ihren Eingeweiden, das Gewebe spinnen, an dem wir entweder in dem Sonnenstrahle hängen, oder aus dem Gesichtskreis hinweggleiten unter das Obdach der Heimath.

»Ich darf,« sagte Harley, als er mit einem Seufzer aus dieser Träumerei erwachte, »ich darf weder an die Vergangenheit, noch an die Gegenwart denken. Ich will einer selbstgeschaffenen Zukunft entgegen eilen. ›Am glücklichsten sind diejenigen Ehen,‹ sagte der französische Philosoph, und noch sagt es mancher Weise, ›in welchen der Mann nur eine liebevolle Gefährtin und die Frau nur einen ruhigen Beschützer beansprucht.‹ Ich will zu Helene gehen.«

Er stand auf, und als er im Begriff war, seinen Schreibtisch zu schließen, erinnerte er sich der Papiere, die Leonard ihn zu lesen gebeten hatte. Er nahm sie nachlässig aus dem Fach mit der Absicht, sie mit nach dem Hause seines Vaters zu nehmen. Als aber sein Blick auf die Schriftzüge fiel, zitterte plötzlich seine Hand, und er wich, als hätte ihn ein heftiger Schlag getroffen, einige Schritte zurück. Und nachdem er die Schrift aufmerksam betrachtet hatte, ertönte ein leiser Schrei von seinen Lippen. Er setzte sich wieder und begann zu lesen.

## EILFTES KAPITEL.

Von allerlei Besorgnissen über die versteckte Ironie in Lord L'Estrange's Ton erfüllt, begab sich Randal nach Norwood. Er fand Riccabocca außerordentlich kalt und zurückhaltend. In kurzer Zeit brachte er aber den Weisen dahin, daß er ihm den Verdacht, welchen ihm L'Estrange

eingeflößt hatte, mittheilte, und diesen vermochte Randal ebenso rasch zu zerstreuen. Er legte sofort über seine Besuche bei Levy und Peschiera Rechenschaft ab. Natürlich hatte er Levy aufgesucht, der ein Bekannter von ihm – nein von Audley Egerton war, von dem er aber wußte, daß ihn der Graf in Geschäftsangelegenheiten benützte. Es war ihm gelungen, aus dem Baron Peschiera's verdächtigen Umzug aus seinem Hotel in die Umgebung von Leicester Square herauszulocken; – dort hatte er den Grafen aufgesucht – sich den Zutritt zu ihm erzwungen – ihn geradezu der Entführung Violanten's beschuldigt; es waren scharfe Worte zwischen ihnen gewechselt worden – es kam sogar zu einer Forderung. Randal zeigte ein Billet eines militärischen Freundes von ihm, welchen er eine Stunde, nachdem er das Hotel verlassen, zu dem Grafen geschickt hatte. Dieses Billet bestätigte, daß Vorbereitungen zu einem Zweikampfe auf den nächsten Morgen um sieben Uhr in der Nähe von Lord Cricket's Platz getroffen seien. Randal legte dann Riccabocca eine zweite förmliche Urkunde des selben kriegerischen Freundes vor, des Inhalts, Randal und er hätten sich auf den Platz begeben, aber kein Graf sei erschienen. Man muß gestehen, daß Randal alle zeitgemäßen Vorsichtsmaßregeln ergriffen hatte. Einen solchen Mann kann man nicht wegen Mangel an Erfindungsgeist tadeln, wenn ihm auch bisweilen das Schicksal keinen Erfolg gönnt.

»Dann,« fuhr Randal fort, »eilte ich voll Unruhe zu Baron Levy, welcher mir sagte, der Graf habe ihm geschrieben, daß er einige Zeit von England abwesend sein würde. Von da stürzte ich in Verzweiflung zu Ihrem Freunde Lord L'Estrange, und erfuhr dort, daß Ihre Tochter in Sicherheit bei Ihnen sei. Und obgleich ich, wie ich soeben bewiesen habe, mein Leben an einen so notorischen Duellanten, wie der Graf ist, gewagt haben würde, um vielleicht Violante vor den ihm zugeschriebenen Anschlägen zu retten, so bin ich doch erfreut, daß sie meines ungeschickten Armes nicht bedurfte. Aber wie und weshalb kann der Graf England verlassen haben, nachdem er eine Herausforderung angenommen hatte? Ein Mann, der seiner Waffe so sicher ist und ebenso furchtlos in Gefahren, wie stumpf in Gewissenssachen sein soll! Erklären Sie mir das, Sie, die Sie die Menschheit so gut kennen, ich bin es nicht im Stande.«

Der Philosoph konnte der Versuchung nicht widerstehen, die Entlarvung und Beschämung seines Feindes, die Klugheit, den Scharfsinn und die Bereitwilligkeit seines Freundes zu berichten, und so erfuhr Randal nach und nach das ganze Drama des vorhergehenden Abends. Er sah nun, daß der Verbannte gegründete Hoffnung hatte auf baldige Wiedereinsetzung in Würden und Reichtum, und daß Violante ein glänzender Preis sei – zu glänzend vielleicht für Randal, aber jedenfalls ein Preis, der nicht ohne Kampf aufgegeben werden dürfe. Der durchtriebene, junge Freiwerber drückte demgemäß krampfhaft die Hand seines Schwiegervaters in spe, wendete das

Gesicht ab, als ob er seine Bewegung verbergen wollte, und stammelte: »Jetzt, da Doctor Riccabocca so bald im Herzog von Serrano verschwinden wird, hat Randal Leslie von Rood, ein geborner Gentleman allerdings, aber in zerrütteten Vermögensverhältnissen, kein Recht mehr auf die Zusage, die ihm gegeben wurde, als ein Vater noch für die Zukunft einer Tochter zu fürchten hatte. Mit der Befürchtung erlosch auch das Versprechen. Möge der Himmel Vater und Tochter segnen!« Diese Anrede berührte bei dem Verbannten zwei Seiten: das Herz und die Ehre. Randal Leslie kannte seinen Mann. Und obgleich Riccabocca vor Randal's Besuch nicht Philosoph genug war, um nicht sehr erfreut zu sein über die Aussicht, durch den Nachweis der Verrätherei des jungen Mannes von einer Verbindung erlöst zu werden, welche so tief unter dem Range war, dessen Wiederverleihung ihm in nächster Zeit bevorstand, so hielt doch nie ein Spanier zäher an seinem verpfändeten Wort fest, als dieser inconsequente Schüler des tiefblickenden Florentiners. Da ihm nun Randal's Ehrenhaftigkeit als bewiesen erschien, so wiederholte er in feierlicher Weise sein früheres Anerbieten der Hand Violanten's.

»Aber,« stotterte seufzend der vorsichtige und weit berechnende Randal, »aber es ist Ihr einziges Kind, Ihre einzige Erbin. Wird nicht Ihre Einwilligung in diese Heirath, wenn sie vor Ihrer Rückberufung bekannt wird, Ihrer Sache schaden? Ihre Güter, Ihre Fürstenthümer sollen auf das Kind eines bescheidenen Engländers übergehen? Ich

wage dies nicht zu glauben. Wäre doch Violante nicht Ihre Erbin!«

»Ein edler Wunsch,« sagte Riccabocca, mild lächelnd, »und einer, den die Schicksalsgöttinnen erfüllen werden. Muth gefaßt! Violante wird nicht meine Erbin sein.«

»Ah!« rief Randal, tief Athem holend, »was höre ich?«

»St! Ich werde bald zum zweiten Male Vater werden, und zwar – nach den unfehlbaren Forschungen der Schriftsteller über die interessanteste Frage – die Genesis – Vater eines Sohnes. Er wird dann der Erbe der Titel von Serrano und Monteleone werden, und Violante –«

»Wird nichts erhalten, hoffe ich!« rief Randal, so gut wie möglich eine überschwengliche Freude zur Schau tragend, bis er die Pfoten wieder aus der Falle herausgezogen haben würde, in die er sie so unvorsichtig gesteckt hatte.

»Nicht doch, ihr gesetzlicher Antheil – von meiner Liebe ganz abgesehen – würde die Mitgift weit übertreffen, welche reiche Töchter von Londoner Kaufleuten den Söhnen britischer Peers mitbringen. Wer immer Violante heirathet, muß sich – vorausgesetzt, ich erhalte meine Güter zurück – auch den Sorgen unterwerfen, welche die Dichter als vom Reichthume unzertrennbar schildern.«

»O,« stöhnte Randal, als sei er bereits von Sorgen gebeugt und sympathisire mit den Dichtern.

»Außerdem braucht die Vermählung nicht eher stattzufinden, als bis mein Sohn geboren ist; und Niemand

kann mir vorschreiben, wie ich meine Tochter verheiraten soll. Und nun, erlauben Sie, daß ich Sie Ihrer Verlobten vorstelle.« Der arme Randal war während der letzten drei Minuten unbarmherzig durch die ›Tonleiter der Gefühle‹ wie Schiller sagt, geschleift worden, zuerst abwärts bis zur tiefsten Saite der Verzweiflung, durch die plötzliche Kunde, daß seine Verlobte keine Erbin sein werde; dann aufwärts zu den Tremulos angenehmer Zweifel an dem noch ungeborenen Usurpator ihrer Rechte, welchen die genetische Wissenschaft prophezeite, und zuletzt zu der Harmonie aller lieblichen Gedanken bei der Versicherung, daß, komme was da wolle, keines Peers Sohn in dem hochzeitlichen Potosi von Lombardstreet eine so reiche Braut zu finden vermöchte. Gleichwohl war es dem geplagten Liebhaber noch nicht vergönnt, seine entzückte, aber erschöpfte Seele zur Ruhe kommen zu lassen. Denn bei dem Gedanken, persönlich der ihm bestimmten Braut vorgestellt zu werden, deren wirkliche Gestalt ihm unter dem Goldregen, welchen er vom Himmel auf sie herabfallen sah, ganz aus dem Sinne geschwunden war, erinnerte sich Randal plötzlich der unerhört plumphen Weise, in der er seiner Politik gemäß bei der letzten Begegnung mit Violante seine Werbung vorgebracht hatte, und er überlegte jetzt die Nothwendigkeit eines Falsetto zu den neuen Variationen, die ihn erbarmungslos auf der Gefühlsleiter herumstießen. Indessen war der Vorschlag des Vaters nicht zu umgehen, und um Riccabocca auf Violanten's Einwendungen vorzubereiten, gestand er diesem, seine Ungeduld, ihre Zustimmung zu

erlangen und Peschiera aus dem Felde zu schlagen, habe ihn im Lichte eines zudringlichen und anmaßenden Liebhabers erscheinen lassen. Der Philosoph, geneigt, jede Art von Werbung, da, wo das Resultat derselben schon im Voraus entschieden ist, für die richtige zu halten, lächelte wohlwollend, streichelte Randal's magere Wangen mit einem: »Pah, pah, pazzie!« und entfernte sich, um Violante herbeizurufen.

»Wenn Wissen Macht ist,« sagte Randal zu sich selbst, »so ist Geschicklichkeit offenbar Glückssache, wie Miß Edgeworth in der Geschichte Murad's des Unglücklichen nachweist, die ich in Eton gelesen habe; und eine sehr vernünftige Geschichte ist es. Hienach geht es hier keinen Falls schief. Violanten's Rettung, die mich die zehntausend Pfund des Grafen kostet, wird mir, wie ich glaube, zehn Mal so viel eintragen. Ohne Zweifel wird sie wenigstens hundert tausend Pfund bekommen. Ferner, wenn ihr Vater am Ende doch kein anderes Kind bekommt oder dieses erwartete Kind jung wegstirbt, und wenn er einmal mit seiner Regierung ausgesöhnt und in seinen Grundbesitz wieder eingesetzt ist, so muß ja das Gesetz seinen natürlichen Gang gehen und Violante die reichste Erbin Europa's werden. Was die junge Dame selbst betrifft, so muß ich gestehen, sie jagt mir Furcht ein, und ich weiß, daß ich unter den Pantoffel komme. Gleichviel, es ist dies das Loos aller respectabeln Ehemänner. Es liegt etwas Gemeines und Niederträchtiges darin, nicht unter dem Pantoffel zu sein.« Bei diesen Worten mochte Randal's Lächeln zu den ›eisernen Thränen‹ Pluto's recht gut

gepaßt haben, aber so eisern dieses Lächeln war, der ernste, junge Mann war doch beschämt darüber. »Was lache ich da über mich selbst und verliere Zeit,« sagte er halblaut zu sich, »während ich ernsthaft daran denken sollte, wie ich meine frühere cavaliermäßige Werbung erkläre? Damals hielt ich sie für ein Meisterstück, aber wer konnte auch einen solchen Verlauf der Dinge voraussehen? Ich muß nachsinnen, ich muß nachsinnen. Verdammt,« da kommt sie schon!«

Aber Randal besaß nicht das feine Ohr eines romantischeren Liebhabers, und zu seiner großen Beruhigung kehrte der Verbannte ohne Violante zurück. Riccabocca schien etwas verlegen. »Mein lieber Leslie,« sagte er, »Sie werden für heute meine Tochter entschuldigen, sie ist von der Aufregung, die sie durchgemacht, noch leidend, und kann Sie nicht sprechen.«

Der Liebhaber gab sich Mühe, nicht gar zu erfreut auszusehen.

»Grausam,« sagte er, »aber nicht um die Welt möchte ich ihr meine Gegenwart aufdrängen. Ich hoffe nur, Herzog, daß sie es nicht zu schwierig finden wird, dem Befehle zu gehorchen, welcher über ihre Hand verfügt und ihr Glück meiner dankbaren Fürsorge anvertraut.«

»Offen gestanden, Randal, sie scheint sich in diesem Augenblicke schwerer darein zu finden, als ich vermuthete. Sie spricht sogar von –«

»Von einer anderen Neigung? O Himmel!«

»Neigung, *pazzie!* Wen kennt sie denn? Nein, von einem Kloster. Aber überlassen Sie das nur mir. In einer ruhigeren Stunde wird sie einsehen, daß es für ein Kind kein beneidenswertheres und heiligeres Loos geben kann, als die Ehre des Vaters einzulösen. Und jetzt, wenn Sie nach London zurückgehen, darf ich Sie bitten, dem jungen Mr. Hazeldean für seinen Theil an der Befreiung meiner Tochter aus den Händen jenes armen geprellten Schwindlers die Versicherung meiner ewigen Dankbarkeit zu überbringen.«

Es verdient Beachtung, daß Peschiera, sobald er aufgehört hatte, ein Gegenstand der Furcht für den nervösen Vater zu sein, nur noch ein Gegenstand des Mitleids für den Philosophen und ein Gegenstand der Verachtung für den Fürsten war.

»Richtig,« sagte Randal, »Sie erzählten mir, Frank habe in dem von Lord L'Estrange sehr klug in Scene gesetzten Drama eine Rolle gespielt. Mylord muß ein geborener trefflicher Schauspieler sein, Komiker mit etwas melodramatischer Färbung. Armer Frank! Offenbar ist die Frau, welche er anbetet, Beatrice di Negra, für ihn verloren. Sie sagen, sie habe den Grafen begleitet? Ist ihre beabsichtigte Verbindung mit Frank zurückgegangen?«

»Ich wußte nicht, daß diese Verbindung beabsichtigt war; ich hörte nur, sie liebe einen Anderen. Das wäre aber noch kein Grund gewesen, Mr. Hazeldean nicht zu heiraten. Bringen Sie ihm meine besten Wünsche zu seinem Entkommen.«

»Nein, nein, er darf nicht wissen, daß ich, ohne es zu wollen, Ihnen sein Geheimniß entdeckt habe. Sie errathen aber jetzt, wie es kam, daß ich, was Sie vielleicht früher mißtrauisch machte, mit dem Grafen und seinen Manövern so gut bekannt wurde. Ich war der Vertraute meines Verwandten Frank, und Frank war der Verlobte der Marchesa.«

»Es freut mich, daß Sie mir diese Aufklärung gegeben haben; sie genügt vollkommen. Im Grunde ist die Marchesa von Natur keine böse Frau, das heißt nicht schlimmer als die Weiber im Allgemeinen sind. So versichert Harley, und Violante vergibt ihr und entschuldigt sie.«

»Großmüthige Violante! Aber es ist wahr. Ich war stets der Ansicht, die Marchesa besitze schöne, wenn auch nicht gehörig geregelte Eigenschaften, so daß ich sie für fähig hielt, uns bei Vereitelung der verbrecherischen Pläne ihres Bruders beizustehen. erinnere ich mich recht, so habe ich dies auch gegen Violante geäußert.«

Nachdem Randal diese kluge und vorsorgliche Bemerkung hingeworfen hatte, um sich gegen alles zu decken, was etwa Violante über die listige Erwähnung Beatriccen's und seine Aufforderung, der Marchesa Vertrauen zu schenken, sagen mochte, eilte er hinweg. »Sie bedürfen der Ruhe und ich verlasse Sie als der glücklichste, dankbarste der Menschen. Ihre freundliche Botschaft an Frank werde ich ausrichten.«

## ZWÖLFTES KAPITEL.

Neugierig, zu erfahren, was zwischen Beatrice und Frank vorgefallen, und lebhaft betheilt bei allem, was Frank aus seines Vaters Liebe verdrängen oder aber seine eigenen Aussichten durch eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn gefährden konnte, beeilte sich Randal, die Wohnung seines jungen Verwandten aufzusuchen. Zwar könnte man denken, der Erfolg seiner Pläne an die Hazeldeaner Schatzkammer müßte ihm nun gleichgültiger geworden sein, nachdem er sich soeben mit Violanten's Hand aller Wahrscheinlichkeit nach ein so großes Vermögen gesichert hatte; allein durch eine derartige Vermuthung würde man diesem weitdenkenden jungen Manne schweres Unrecht zufügen. Denn erstens war bis jetzt weder Violante gewonnen, noch ihr Vater wieder in den Besitz jener Güter gesetzt, von welchen ihre Mitgift bestritten werden sollte, und zweitens liebte Randal gleich Jago die Schlechtigkeit um der Fähigkeiten willen, welche sie in ihm wachrief. Der einzige Genuß, den dieser ebenso enthaltsame, als strebsame junge Mann sich gestattete, war derjenige, welcher in der Rastlosigkeit des Geistes zu finden ist. Die Freuden des Weins verabscheuend, todt für die Liebe, gelangweilt von den gewöhnlichen Vergnügungen der Welt, gleichgültig gegen die Künste, und die Gelehrsamkeit verachtend, ausgenommen als Mittel zur Macht, war Randal Leslie die Verkörperung des Gedankens, welchen die Verdorbenheit des Willens ausbrütet.

In der Dämmerung sehen wir luftige, geisterhafte Insekten, scheinbar nur aus Schwingen und Beinen bestehend, über einem düstern, mephitischen Sumpfe schweben, als könnten sie niemals zur Ruhe kommen. Ebenso, däucht mich, müssen ähnliche lautlose, schnakenartige Luftsegler aus den stygischen Tiefen des Acheron aufsteigen als Gedanken von Geistern, gleich demjenigen Randal Leslie's. Sie sind mit Schwingen versehen – aber nur um desto besser niederstürzen zu können – ziehen ihre Nahrung aus jedem unbeschützten Hauttheilchen, und wenn du eben, fast toll gemacht von den Quälgeistern, zuschlägst und triumphirend ausrufst: ›Getroffen, beim Jupiter!‹ wh–irr entflieht das durchsichtige, gespenstische Ding; und der Schlag ist auf deine eigene, doppelt beleidigte Wange niedergefallen.

Die jungen Leute von Randal's Bekanntschaft sagten von ihm, er habe kein Laster! In Wahrheit jedoch war seine ganze Organisation ein einziges episches Laster von so sorgfältiger Zusammensetzung, daß es nicht *eine* Episode darbot, welche ein Kritiker als nicht zur Sache gehörig bezeichnet haben würde. Großer junger Mann!

»Aber mein lieber Freund,« sagte Randal, sobald er von Frank alles erfahren hatte, was zwischen ihm und Beatrice an Bord des Schiffes vorgegangen war, »ich kann dies nicht glauben! ›Dich nie geliebt?‹ Was sollte alsdann ihre Absicht gewesen sein, nicht nur dich, sondern auch mich zu täuschen? Ich vermuthe, ihre Erklärung entsprang nur aus übertriebener, heroischer Großmuth. Nach ihres Bruders Niederlage und wahrscheinlichem Ruin mochte sie

fühlen, daß sie keine Partie für dich sei. Dazu deines Vaters Unwille. Ich durchschaue alles – es sieht ihr ganz gleich – der edlen, unglücklichen Frau!«

Frank schüttelte den Kopf.

»Es gibt Augenblicke,« sagte er mit einer Weisheit, deren Ursprung in dem Instinkte zu suchen ist, welcher durch die Tiefe des ersten großen jugendlichen Schmerzes geweckt wird – »Augenblicke, in welchen ein Weib sich nicht verstellen kann, und es gibt Töne in der Stimme eines Weibes, welche keine falsche Deutung zulassen. Sie liebt mich nicht, hat mich nie geliebt; ich sehe deutlich, daß ihr Herz einem Andern gehört. Gleichviel, es ist alles vorüber. Ich läugne nicht, daß mein Schmerz groß ist; er zehrt an mir wie eine Art nagenden Hungers, und ich fühle mich so zerschlagen, als wäre ich plötzlich zum Greis geworden und alles dessen beraubt, was meinem Leben Werth zu geben vermöchte. Ich will alles dieses, wie gesagt, nicht läugnen.«

»Mein armer, theurer Freund, wenn du nur glauben wolltest –«

»Ich will nichts glauben, als daß ich ein großer Thor gewesen, und ich denke nicht, daß ich jemals wieder ähnliche Thorheiten begehen kann. Aber ich bin ein Mann und werde meinen Schmerz überwinden – ich müßte mich selbst verachten, wenn mir die Kraft dazu fehlte. Und nun laß uns von meinem guten Vater sprechen. Hat er London verlassen?«

»Er ist gestern Abend mit der Post abgereist. Du kannst schreiben und ihm sagen, daß du die Marchesa aufgegeben; so wird alles wieder gut zwischen euch werden.«

»Sie aufgegeben! Pfui, Randal – glaubst du, ich wäre einer solchen Lüge fähig? Sie gab mich auf, und ich kann mir daraus kein Verdienst machen.«

»O ja! ich will den Squire dazu bringen, daß er die Sache in einem für dich günstigen Lichte ansieht. O, wenn es nur die Marchesa wäre! Aber – jenes verwünschte *post-obit*. Wie konnte auch Levy dich verrathen? Traue niemals wieder einem Wucherer; sie können der Versuchung, einen raschen Gewinn zu machen, nicht widerstehen. Zuerst kaufen sie den Sohn und dann verkaufen sie ihn an den Vater. Und der Squire hat so seltsame Ansichten über Dinge dieser Art.«

»Er hat ganz Recht darin. Hier lies' diesen Brief meiner Mutter, den ich heute Morgen erhielt. Ich könnte mich hängen, wenn ich ein Hund wäre; aber ich bin ein Mann, und so muß ich es tragen.«

Randal nahm Mrs. Hazeldean's Brief aus Frank's zitternden Händen. Die arme Mutter hatte aus einigen hastigen Zeilen ihres Gatten Frank's Missethaten, obwohl nur unvollkommen, erfahren und schrieb nun, wie nur gute, nachsichtige, dabei aber verständige und rechtliche Mütter schreiben können. Milder in ihrem Urtheil über eine unkluge Liebe, als der Squire, berührte sie mit vorsichtiger Zartheit Frank's übereilte Verlobung mit einer Ausländerin, rügte aber mit Strenge seinen offenen Trotz gegen seines Vaters Wünsche. Ihr vollster Unwille

jedoch war jener unheiligen *post-obit*-Verschreibung vorbehalten. Hier trug die warme, herzliche Liebe der Gattin den Sieg über die Liebe der Mutter davon. Mit kaltem Blute auf den Tod eben dieses Gatten zu rechnen und sein Herz gerade da so schwer zu niemandem wo seine eifersüchtige väterliche Zärtlichkeit es am empfindlichsten machte!

»O Frank, Frank!« schrieb Mrs. Hazeldean, »wenn dies nicht wäre – wenn es sich nur um deine unglückliche Neigung zu dieser italienischen Dame handelte, oder um deine Schulden und die Verirrungen einer raschen, unbesonnenen Jugend, so würde ich jetzt bei dir sein – meine Arme um deinen Nacken schlingen und mit Küssen und Schmälen dich an das Vaterherz zurückführen. Aber – aber der Gedanke, daß zwischen dir und diesem Herzen das schmutzige Rechnen auf seinen Tod gelegen – *dies* ist eine Mauer zwischen uns. Ich kann nicht zu dir kommen; ich möchte nicht in dein Antlitz blicken und der Thränen deines Vaters gedenken, welche auf dasselbe niederfielen, als ich dich, den Neugeborenen, auf seine Arme legte und ihn bat, seinen Erben willkommen zu heißen! Wie! du noch ein bloßer Knabe, und dein Vater in der Vollkraft des Lebens – und der Erbe kann es nicht erwarten, bis die Natur ihn vaterlos macht! Frank, Frank! wie wenig sieht dir dies gleich. Kann London ein so ehrenhaftes und liebevolles Gemüth schon so gänzlich verdorben haben? Nein, ich vermag dies nicht zu glauben! Es muß irgend ein Mißverständniß obwalten. Kläre es auf, ich beschwöre dich; wo nicht – so würde ich dich zwar als Mutter

bemitleiden, als Gattin aber könnte ich dir niemals vergeben.

Harriet Hazelden.«

Selbst Randal war von dem Briefe ergriffen, denn, wie wir wissen, kannte auch er die Macht der Familienbande. Des armen Squire's Zorn und Erbheit hatten das väterliche Herz einem Auge verborgen, welches, so scharf sein Blick auch sonst war, nicht nach demselben hatte suchen *wollen*, und Randal, immer nur von dem Verstande angefaßt, verachtete eben diese Schwäche, auf welche er seine habsüchtigen Pläne baute. Das Schreiben der Mutter jedoch, so gerecht und verständig (wenn man bedenkt, daß sie natürlich die Ansichten ihres Gatten theilte und daher das Anlehen eines Sohnes, welches erst nach des Vaters Tode bezahlt werden sollte, in einem Lichte erblickte, das in den Augen der Welt als eine sehr übertriebene Auffassung eines so alltäglichen Vorkommnisses erscheinen mußte) – dieses Schreiben, sage ich, wenn auch, wie bereits erwähnt, übertrieben in den Augen der fashionablen Welt, doch so verständig, sobald der Maßstab der natürlichen Liebe daran gelegt wurde, rührte das stumpfe Herz des Ränkeschmiedes, weil der rasche Takt seines Verstandes ihm Beifall zollen mußte.

»Frank,« begann er mit einer Aufrichtigkeit, welche ihn selbst später in Erstaunen setzte, »gehe sogleich hinunter nach Hazelden – suche deine Mutter auf und erkläre ihr, wie die Sachen zusammenhängen. Die Frau, die du liebtest und zu deiner Gattin machen wolltest, in Gefahr verhaftet zu werden – die Verwirrung deines Geistes – Levy's

Rathschläge – deine Hoffnung, die so gegen den Wucherer eingegangene Schuld aus dem Vermögen zu tilgen, welches in kürzester Zeit mit der Hand der Marchesa in deinen Besitz übergehen würde. Sprich mit deiner Mutter – sie ist eine Frau; und es liegt in dem gemeinschaftlichen Interesse der Frauen, alle Fehler zu vergeben, welche aus der Quelle ihrer Gewalt über uns Männer entspringen – ich meine, aus der Liebe. Gehe!«

»Nein, ich kann nicht gehen; – du hast ja gelesen, sie möchte mein Antlitz nicht sehen. Und ich kann nicht wiederholen, was dir so glatt von der Zunge geht. Ueberdies, da ich so abhängig von meinem Vater bin – und nach dem, was er gesagt hat – fühle ich, als wäre es eine Gemeinheit von mir, wenn ich Entschuldigungen vorbringen wollte. Ich habe es gethan und muß dafür büßen. Aber ich bin ein M–ann – nein – hierin bin ich kein Mann.«

Und Frank brach in Thränen aus.

Bei dem Anblick derselben erholte sich Randal allmählig von seiner seltsamen Verirrung zu einer alltäglichen menschlichen Theilnahme. Die gewohnte Verachtung gegen seinen Verwandten kehrte zurück, und mit derselben kam auch die natürliche Gleichgültigkeit gegen die Leiden des Dinges, das ihm nützen sollte. Die Verachtung gegen den Wurm ist es, welche den Fischer veranlaßt, ihn an seinen Angelhaken zu befestigen und mit Wohlgefallen die Lebhaftigkeit seiner Krümmungen zu betrachten, durch welche die Barbe angelockt wird. Wenn es dem

Wurm gelänge, dem Angler Achtung oder Furcht einzuflößen, so müßte für die Barbe ein anderer Köder gefunden werden. Wenige Fischer würden eine achtungswerthe Seidenraupe aufspießen, und noch kleiner möchte die Zahl derjenigen sein, welche eine furchtbare Hornisse mit den Fingern in ihren Dienst zwingen wollten.

»Pah, mein lieber Frank,« sagte Randal, »ich habe dir meinen Rath ertheilt, allein du nimmst ihn nicht an. Gut, was willst du thun?«

»Ich werde mir Urlaub erbitten und fortgehen, irgendwohin,« erwiderte Frank, seine Thränen trocknend. »Ich kann nicht in London bleiben, kann die Menschen nicht sehen. Ich muß allein sein und kämpfen mit allem, was ich *hier* fühle – in meinem Herzen. Dann werde ich meiner Mutter schreiben, ihr die ungeschminkte Wahrheit sagen, und es ihr überlassen, mich so nachsichtig zu beurtheilen, als sie kann.«

»Du hast ganz Recht. Ja, verlasse die Stadt. Warum nicht in's Ausland gehen? Du bist noch nie gereist. Neue Scenen werden deinen Geist zerstreuen. Gehe nach Paris.«

»Nein, nicht nach Paris – mich verlangt nicht nach Zerstreung; aber in's Ausland zu gehen, hatte ich bereits beschlossen – in irgend einen dunkeln, unheimlichen Winkel der Welt. Lebe wohl und denke für jetzt nicht weiter an mich.«

»Laß mich jedoch wissen, wohin du gehst; inzwischen will ich den Squire aufsuchen.«

»Sprich so wenig als möglich von mir mit ihm. Ich weiß, deine Absichten waren sehr freundlich – aber o, wie sehr wünschte ich, es wäre niemals ein Dritter zwischen mir und meinem Vater gestanden! Ja, du hast wohl Recht, mir deine Hand zu entreißen. Welch' ein undankbarer Wicht bin ich gegen dich! Wahrhaftig, ich bin der schlechteste Mensch, den es gibt. Wie, du drückst mir dennoch die Hand? Mein lieber Randal, du hast das beste Herz – Gottes Segen über dich!«

Frank wandte sich ab und verschwand in seinem Ankleidezimmer.

»Sie werden sich wieder aussöhnen – Vater und Sohn – früher oder später,« sagte Randal zu sich selbst, als er Frank's Wohnung verließ. Ich wüßte nicht, wie ich es verhindern könnte, nun die Marchesa fort ist – wenn nicht Frank es statt meiner thut. Aber es ist gut, daß er fortgeht – daraus läßt sich vielleicht etwas machen; inzwischen kann ich noch alles thun, was ich vernünftiger Weise auszuführen hoffen durfte – selbst wenn Frank Beatrice geheirathet hätte – da er doch nicht enterbt worden wäre. Ich muß den Squire dazu bringen, daß er mir das Geld zu dem Kaufe von Thornhill vorstreckt, damit diese Sache in's Reine kömmt – die Heirath mit Violante kann dazu helfen – Levy muß davon in Kenntniß gesetzt werden – dann der Wahlbezirk – gut, daß ich daran denke. Ich will zu Avenel geben. Beiläufig – beiläufig – der Squire könnte mir noch immer die Erbfolge nach Frank zusichern – für den Fall, daß Frank kinderlos stürbe. Diese

Liebesgeschichte wird ihn lange vom Heirathen abhalten. Seine Hand war glühend – eine hektische Röthe – solche kräftig aussehende Bursche schwinden oft rasch dahin, besonders wenn etwas ihren Geist bedrückt – ihr Geist ist gar so klein! – Ah – der Pfarrer von Hazeldean – mit Avenel! Und dieser junge Mann – wer ist er? ich habe ihn schon früher irgendwo gesehen. Mein bester Mr. Dale, welch' eine angenehme Ueberraschung! Ich glaubte Sie mit unserm Freund, dem Squire, nach Hazeldean zurückgekehrt.«

*Mr. Dale.* – »Mit dem Squire. Hat er London verlassen? und ohne mir etwas davon zu sagen?«

*Randal* (den Pfarrer bei Seite nehmend). – »Es drängte ihn, zu Mrs. Hazeldean zurückzueilen, welche sich natürlich wegen ihrer Sohnes und dieser thörichten Heirath nicht wenig ängstigte. Ich bin jedoch sehr froh, Ihnen sagen zu können, daß die ganze Heirathsgeschichte vollständig und für immer abgebrochen ist.«

*Mr. Dale.* – »Wie? was? Mein armer Freund sagte mir, es sei ihm nicht gelungen, auch nur den geringsten Eindruck auf Frank hervorzubringen, und verbot mir, den Gegenstand weiter zu berühren. Ich wollte eben selbst zu Frank gehen, da ich immer einigen Einfluß auf ihn besaß. Doch, Randal, erklären Sie mir dieses eben so unerwartete als glückliche Ereigniß – die Heirath abgebrochen!«

*Randal.* – »Es ist eine lange Geschichte, und ich wage nicht, von meiner unbedeutenden Betheiligung dabei zu reden. Nein; ich muß das Geheimniß bewahren; Frank würde mir niemals vergeben. Möge es Ihnen genügen,

wenn ich Ihnen mein Wort gebe, daß die schöne Italienerin England verlassen und Frank's Anträge entschieden zurückgewiesen hat. Doch halt – wenn ich Ihnen rathen darf – gehen Sie nicht zu ihm. Sie wissen, es war nicht die Heirath allein, was den Squire so sehr beleidigte, sondern mehr noch eine Geldangelegenheit – eine unglückliche *post-obit*-Verschreibung des Casinogutes. Frank sollte seinen eigenen reuigen Betrachtungen überlassen bleiben – sie werden ihm sehr heilsam sein. Sie kennen sein Temperament – er erträgt keine Vorwürfe – und doch dürfen wir auf der andern Seite nicht zugeben, daß er das Vorgefallene allzu leicht nehme. Ueberlassen wir ihn einige Tage sich selbst; er befindet sich in einer vortrefflichen Gemüthsstimmung.«

*Mr. Dale* (Randal's Hand mit Wärme drückend). – »Sie sprechen bewunderungswürdig. Ein *post-obit*! – und wie oft hat er nicht seines Vaters Ansicht über dergleichen Dinge gehört! Nein – ich will ihn nicht sehen – ich würde mich so sehr erzürnen –«

*Randal* (führt den Pfarrer zurück, wechselt eine Begrüßung mit Avenel, welcher sich inzwischen mit seinem Neffen unterhalten hat, und fährt fort). – »Sie sollten nicht so lange von Ihrer Pfarrei wegbleiben, Mr. Dale. Was wird Ihre Gemeinde ohne Sie anfangen?«

*Mr. Dale*. – Die alte Fabel von dem Rad und der Fliege. Ich fürchte, das Rad rollt in gewohnter Weise weiter. Wenn ich aber auch ferne von meiner Gemeinde bin, so

befinde ich mich doch in Gesellschaft eines alten Pfarrkinde, welches mir Ehre macht. Sie erinnern sich Leonard Fairfield's, Ihres Gegners in der Schlacht bei dem Stocke?»

*Mr. Avenel.* – »Mein Neffe, wie ich mit Stolz sagen darf.«

Randal verbeugte sich mit ausgezeichnete Zurückhaltung.

*Mr. Avenel* (die Zurückhaltung seines Neffen für Schüchternheit haltend). – »Ihr solltet Freunde sein, ihr zwei jungen Bursche: Wer weiß, ob Ihr nicht in ein und demselben Joch zu ziehen habt. Ach, dies erinnert mich, Mr. Leslie – ich habe zwei Worte mit Ihnen zu reden. Ihr Diener, Mr. Dale. Werde mich glücklich schätzen, Sie Mrs. Avenel vorzustellen. Meine Karte, Eaton Square – Nummer \*\*\*. Du wirst morgen zu mir kommen, Leonard, und merke dir, ich werde sehr angehalten sein, wenn du auf deiner Weigerung beharrst. Solch' eine Aussicht!«

Avenel nahm Randal's Arm, während der Pfarrer mit Leonard weiter ging.

»Irgend welche Neuigkeiten von Lansmere?» frug Randal.

»Ja, ich habe nun meinen Plan in Betreff des Wahlkampfes gemacht. Wir müssen zwei gegen zwei streiten – Sie und Egerton gegen mich und meinen Neffen Leonard, wenn ich ihn, wie ich hoffe, zum Auftreten bewegen kann.«

»Wie?» versetzte Randal erschrocken, »so kann ich also auf keine Unterstützung von Ihrer Seite rechnen?«

»Das sage ich nicht; allein ich habe Grund zu glauben, daß sich Lord L'Estrange eifrig zu Egerton's Gunsten bemühen wird. In diesem Fall dürfte es einen sehr scharfen Kampf geben, und ich muß die ganze Wahl auf unserer Seite leiten und alle zersplitterten Stimmen vereinigen, was mir am besten gelingen wird, wenn ich für's Erste selbst auftrete und es einer späteren Erwägung überlasse, ob ich im letzten Augenblick zurücktreten soll; denn es liegt mir jetzt nicht mehr so viel daran, in's Parlament zu kommen, als noch vor kurzer Zeit, ehe ich meinen Neffen aufgefunden hatte. Wunderbarer junger Mann! – welch' ein Kopf – wird mir Ehre machen in dem wurmstichigen alten Hause; und für meinen Theil thue ich wohl am besten daran, wenn ich London verlasse, nach Screwstown gehe und nach meinen Geschäften sehe. Doch nein, wenn Leonard als Bewerber auftritt, so muß ich zuerst dafür sorgen, seine Erwählung durchzusehen und alsdann diejenige Egerton's zu hintertreiben. So wird zuletzt wahrscheinlich von jeder Seite einer gewählt werden, wie wir schon früher gedacht. Leonard von unserer Partei und – Egerton *nicht* von der andern. Sie verstehen?«

»Gewiß, mein bester Avenel. Natürlich kann ich, wie bereits bemerkt, Ihrer Partei nicht vorschreiben, wen sie wählen soll – Egerton oder mich. Dem Publikum wird es einleuchten, daß die Opposition lieber einen so ausgezeichneten Gegner wie Mr. Egerton schlagen würde, als einen Neuling in der Politik gleich mir. Ich kann begreiflich nicht auf ein solches Ergebnis hinarbeitete, es

könnte mir übel gedeutet werden und meinen Charakter verdächtigen. Allein ich verlasse mich auf Ihr freundschaftliches Versprechen.«

»Versprechen? Nein – ich verspreche nichts. Zuerst muß ich sehen, wie die Katze springt; auch weiß ich noch nicht, wie Sie unsern Freunden gefallen werden und auf welche Weise ich mit ihnen zurecht komme. Alles, was ich bis jetzt sagen kann, ist, daß Audley Eger-ton nicht Parlamentsmitglied für Lansmere werden soll. Inzwischen tragen Sie Sorge dafür, daß Sie sich in Ihren Reden keine Blöße geben, die unsere Partei zwingen könnte, gegen Sie zu stimmen; sie muß auf Sie zählen können, wenn Sie in das Haus kommen.«

»Ich bin zur Zeit noch kein hitziger Parteimann,« erwiderte Randal vorsichtig. »Und wenn Sie die öffentliche Meinung auf Ihrer Seite haben, so ist es Pflicht des Staatsmannes, mit der Zeit fortzuschreiten.«

»Sehr verständig gesprochen; und ich habe eine oder zwei Privatbills und einige andere kleine Angelegenheiten, die ich vor das Haus bringen möchte und über welche wir uns später berathen können, wenn es zu einem offenen Verständniß zwischen uns kommen sollte. Wir müssen es einzuleiten suchen, daß wir trug nöthigen Falls in Lansmere im Geheimen sprechen können. Dafür will ich sorgen. Ich gehe diese Woche hinunter und habe nicht übel Lust, einen Wink von dem freien, herrlichen Lande Amerika zu borgen und geheime *Caucusés* zu veranstalten. Nichts besser als dies.«

»*Caucusés*«

»Kleine Untercomite's, die Tag und Nacht ihren Leuten nachspüren und nicht dulden, daß sie durch Einschüchterung dazu gebracht werden, für die andere Partei zu stimmen.«

»Sie haben einen außerordentlichen Kopf für öffentliche Angelegenheiten, Avenel. Sie sollten wirklich selbst in's Parlament kommen; Ihr Neffe ist noch sehr jung.«

»Nicht jünger als Sie.«

»Ja, aber ich kenne die Welt. Ist das bei ihm auch der Fall?«

»Die Welt kennt ihn, obwohl nicht seinem wahren Namen nach, und überdies hat er mir aus der Noth geholfen.«

»Wie so? Sie setzen mich in Erstaunen.«

Avenel verbreitete sich nun zuerst über das Patent, welches Leonard ihm gesichert hatte, und erklärte alsdann auf Ehrenwort seinen Neffen als jenen anonymen Schriftsteller, in welchem der Pfarrer seinen Freund, Professor Moß, zu erkennen geglaubt hatte.

Randal Leslie empfand ein peinliches Gefühl der Eifersucht. Wie? dieser Dorfknabe – der Genosse John Burley's, des literarischen Vagabunden, den er längst untergegangen und von Gemeindkosten beerdigt glaubte – dieser Knabe hatte in solcher Weise über Geburt, Erziehung und Verhältnisse triumphirt, daß, wenn Randal und Leonard an irgend einem öffentlichen Orte zusammengetroffen wären und die Welt Leonard's Identität mit dem bereits zum Ruhme gelangten Autor erfahren hätte, jedes

Auge sich von Randal ab- und Leonard zugewendet haben würde! Das übereinstimmende Urtheil der Menschheit müßte die königliche Würde des Genius anerkennen, sobald es ihm beliebte, aus der Einsamkeit heraus und in die Oeffentlichkeit zu treten. Wie! sollte dieser Bauernsohn das Kind des Ruhmes sein, der unbewußt und ohne jede Anstrengung in dem milden Herzen Beatrice di Negra's eine Liebe entzündet hatte, wie sie für ihn – Randal fühlte es instinktmäßig – keine Kunst und kein Scharfsinn jemals in einem weiblichen Herzen zu erwecken vermochte? Und nun sollte dieser nämliche Jüngling dieselbe Sprosse auf der Leiter zur Macht betreten, auf welcher er selbst, der wohlgeborne Randal Leslie, der talentvolle Schützling des stolzen Audley Egerton, stand? Sollten sie wirklich Nebenbuhler werden auf ein und demselben Kampfplatz des praktischen Geschäftslebens? Randal biß sich auf die bebenden Lippen.

Inzwischen jedoch war der von Randal so beneidete junge Mann die Beute weit tieferer Sorgen, als je in dem engen, versteinerten Herzen des liebeleeren Ränkeschmiedes Raum oder Zugang finden konnten. Als Leonard mit dem Freund und Ermahner seiner Kindheit durch die bevölkerten Straßen schritt und demselben die einfache Geschichte seiner früheren Prüfungen anvertraute – als er ihm von dem kindlichen Engel erzählte, welcher in den dunkelsten Stunden, da er an jedem Gelingen verzweifelte, als ein Bild der Hoffnung an seiner Seite gelächelt hatte – wie unfruchtbar erschien ihm

da der Ruhm, wie dunkel die Zukunft! Seine Stimme zitterte, und seine Züge drückten so tiefe Trauer aus, daß sein wohlwollender Zuhörer mit Leichtigkeit den leidenschaftlichen Kummer errieth, der sich an Helenen's Bild heftete und durch seinen Schatten jeden weltlichen Erfolg verbitterte. Sachte und allmählig gelang es dem Pfarrer, den jungen Mann, der sich lange schon nach einem Vertrauten geseht hatte, zu einem vollständigen Bekenntniß seines Herzenszustandes zu bringen – wie er durch lange Jahre hindurch der einen reinen, glühenden Erinnerung treu geblieben – wie er Helene, vom Kinde zur Jungfrau herangereift, wieder gesehen, und nun sich gestehen müsse, daß jene Erinnerung Liebe gewesen.

Mr. Dale hörte auf Leonard's Erzählung mit einem milden und gedankenvollen Ausdruck in seinen Zügen; beim Schluß derselben heiterte sich jedoch seine Stirne auf.

»Ich sehe keinen Grund zur Verzagtheit,« begann er. »Sie fürchten, Miß Digby erwidere Ihre Neigung nicht; Sie sprachen von ihrer Zurückhaltung – ihrem abgemessenen, obwohl freundlichen Benehmen! Fassen Sie Muth! alle jungen Damen stehen unter dem Einfluß dessen, was die Phrenologen das Organ des Verheimlichungstriebes nennen, wenn sie in Gesellschaft des Gegenstandes ihrer Wahl sich befinden. Gerade so, wie Sie Miß Digby's Benehmen gegen Sie schildern, war einst dasjenige meiner Carry gegen mich.«

Der Pfarrer erging sich nun in einer sehr fachgemäßen Abschweifung über weibliche Bescheidenheit und

schloß mit der Behauptung, daß diese schätzenswerthe Tugend in demselben Verhältniß der Einwirkung des obengenannten Organs sich hingebt, in welchem der begünstigte Bewerber einer bestimmten Erklärung sich nähert. Die Pflicht gebietet einem ritterlichen und ehrenhaften Liebhaber, seine Bewerbung in klarer und deutlicher Form vorzubringen, ehe er erwarten könne, eine junge Dame werde sich und der Würde ihres Geschlechts auch nur durch den leisesten Wink über den Stand ihres Herzens etwas vergeben!

»Aldann quälen Sie sich,« fuhr der Pfarrer fort, »durch eine Vergleichung Ihrer eigenen Herkunft und Lage mit den veränderten Verhältnissen Miß Digby's – der Mündel Lord L'Estrange's und des Gastes der Lady Lansmere. Sie sagen, wenn Lord L'Estrange eine solche Verbindung begünstige, sie würde er einen anderen Ton gegen Sie annehmen, Ihr Herz erforschen, Ihre Hoffnungen ermutigen und dergleichen mehr. Ich sehe die Dinge in einem anderen Lichte und habe meine Gründe dafür. Nach allem, was Sie mir über die Theilnahme dieses Edelmannes an Ihrem Schicksale mitgetheilt haben, getraue ich mir, Ihnen zu versprechen, daß, wenn Miß Digby Ihre Hand anzunehmen geneigt ist, Lord L'Estrange die Wahl seiner Mündel bestätigen wird.«

»Mein bester Mr. Dale,« rief Leonard entzückt, »Sie versprechen mir dies?«

»Ja – nach allem, was ich gesagt habe, und was ich selbst von Lord L'Estrange weiß. Gehen Sie daher unverzüglich nach Knightsbridge – suchen Sie Miß Digby auf

– enthüllen Sie ihr die Gefühle Ihres Herzens – setzen Sie, wenn Sie wollen, die junge Dame von Ihren Aussichten in Kenntniß – bitten Sie um die Erlaubniß, sich an Lord L'Estrange wenden zu dürfen (da er sich nun einmal zu ihrem Vormund aufgeworfen hat), und wenn Lord L'Estrange zögert, was ich jedoch, wenn Ihr Glück von dieser Verbindung abhängt, nicht von ihm glaube, so theilen Sie es mir mit, und überlassen Sie mir das Weitere.«

Leonard gab der überzeugenden Beredtsamkeit des Pfarrers nach. In der That, wenn er sich jene Stellen aus dem Manuscript der unglücklichen Nora in's Gedächtniß zurückrief, welche sich auf Harley's einstige Liebe zu ihr bezogen (denn er fühlte sich überzeugt, daß kein Anderer, als Harley, der jugendliche Bewerber in Nora's Erzählung sein konnte), und wenn er das Interesse, welches Harley an seinem eigenen Geschick genommen, aus seiner Verwandtschaft mit ihr sich erklärte, selbst, wenn Lord L'Estrange dieselbe für noch weniger nahe hielt, als er jetzt entdecken wußte, so konnte der junge Mann, nach seinem eigenen Herzen urtheilend, kaum zweifeln, daß der edle Harley sich freuen werde, den Sohn Derjenigen glücklich zu machen, welche er in seinen Knabenjahren so innig geliebt hatte.

»Und dir, o meine Mutter,« dachte Leonard, während Thränen in seine Augen traten – »dir werde ich vielleicht in deinem Grabe noch die Gefährtin meines Lebens verdanken, wie ich dem geheimnißvollen Hauche deines Genius das erste reinere Streben meiner Seele verdanke.«

Man wird bemerkt haben, daß Leonard dem Pfarrer nichts über seine Entdeckung von Nora's Manuscript mitgetheilt und ebenso jede Anspielung darauf vermieden hatte, daß er selbst über die wahren Verhältnisse seiner Geburt unterrichtet war; denn obwohl der Leser weiß, in wie weit Mr. Dale die Sache erfahren und was er vermuthete, so war doch in dem Manuscript nicht Ein Mal des Pfarrers Erwähnung gethan, und der stolze Sohn schrak natürlich vor jedem Vertrauen zurück, durch welches Nora's guter Name in Frage gestellt werden konnte, bis wenigstens Harley, der, wie aus jenen Papieren augenscheinlich hervorging, seinen Vater genau gekannt haben mußte, die Frage vielleicht entschieden haben würde, welche das Manuscript selbst so schrecklich unbestimmt ließ – ob er nämlich der Sprößling einer gesetzlichen Ehe, oder ob Nora das Opfer eines unheiligen Betrugs gewesen sei.

Während der Pfarrer noch immer sprach und Leonard ihm gedankenvoll zuhörte, schlugen sie fast mechanisch die Richtung nach Knightsbridge ein und blieben an den Thoren von Lord Lansmere's Hause stehen.

»Gehen Sie hinein, mein junger Freund; ich will hier außen Ihre Rückkehr erwarten,« sagte der Pfarrer er-muthigend. »Gehen Sie und lernen Sie mit Dankbarkeit gegen den Himmel die köstlichste Wonne ertragen, die einem Sterblichen zu Theil werden kann, oder aber beugen Sie sich unter den bittersten Schmerz der Jugend in dem demüthigen Glauben, daß auch das Leid nur eine verborgene Gnade ist.«

DREIZEHNTES KAPITEL.

Leonard wurde in das Besuchzimmer gewiesen, in welchem sich zufälliger Weise Helene allein befand. Das milde Antlitz des jungen Mädchens war traurig verändert, seitdem Leonard sie zuletzt gesehen, denn der Schmerz von sanften, in sich gekehrten Naturen, gleich den ihrigen greift mit rascher Verheerung um sich; bei Leonard's unerwartetem Eintreten jedoch strömte das Blut so lebhaft in die blassen Wangen, daß man die hektische Röthe für die blühende Farbe der Gesundheit halten konnte. Sie stand hastig auf und brachte stotternd und in großer Verwirrung die Worte hervor, »sie glaube, Lady Lansmere befinde sich auf ihrem Zimmer – sie wolle sogleich nach ihr sehen.« Ohne die Hand zu beachten, die sich ihr zitternd entgegenstreckte, ging sie auf die Thüre zu, hatte dieselbe jedoch noch nicht erreicht, als Leonard in nicht zu bewältigender Erregung und in dem bittern Tone des Vorwurfs, welcher ihr tief in's Herz schnitt, ausrief:

»O, Miß Digby – o, Helene – ist dies die Art, wie Sie mich grüßen – oder vielmehr, wie Sie mir aus dem Wege zu gehen suchen? Konnte ich dies voraussehen, als wir, Beide verwaist, an jener traurigen Brücke standen – so freundlos – so verlassen und doch so treu und fest verbunden? Glückliche Zeit!«

Bei den letzten Worten ergriff er plötzlich ihre Hand, und beugte sein Antlitz darauf nieder.

»Ich darf Sie nicht anhören. Sprechen Sie nicht so, Leonard – Sie brechen mir das Herz. Lassen Sie mich – lassen Sie mich gehen!«

»Bin ich Ihnen verhaßt geworden, oder wollen Sie nur meine Liebe, die Sie entdeckt haben, entmuthigen! Helene, sprechen Sie – antworten Sie mir!«

Er zog sie mit zärtlicher Gewalt an sich und, ihre beiden Hände fest in der seinigen haltend, suchte er in das Antlitz zu blicken, welches sie mit einem Ausdruck der Verzweiflung von ihm abwandte.

»Sie wissen nicht,« sagte sie endlich, nach Fassung ringend – »Sie wissen nicht, was für neue Ansprüche an mich gemacht werden – Sie kennen meine veränderte Lage nicht – die Pflichten, die mich binden – sonst wären Sie der Letzte, so mit mir zu sprechen, wohl aber der Erste, mir Muth einzuflößen – mir zu befehlen –«

»Was zu befehlen?«

»Nur der Stimme der Pflicht hier Gehör zu schenken!« rief Helene, indem sie ihre beiden Hände den seinigen entzog und fest auf ihre Brust drückte.

»Miß Digby,« sagte Leonard nach einer kurzen Pause, in welcher seine bitteren Gedanken ihr schweres Unrecht zufügten, während er den Sinn ihrer Worte zu errathen glaubte – »Sie sprechen von neuen Ansprüchen, die an Sie gemacht werden, von Ihrer veränderten Lage – ich verstehe Sie. Eine zarte Erinnerung an die Vergangenheit mag Ihnen geblieben sein, allein die Pflicht gebietet Ihnen nun, meine Anmaßung zurückzuweisen. Es ist gekommen, wie ich gedacht und gefürchtet. Der eitle Ruf,

den ich mir erworben, ist nur ein hohler Klang – er verleiht mir keinen Rang, sichert mir kein Vermögen. Ich habe kein Recht, in der Helene von heute die Helene aus früheren Tagen zu suchen. Es sei – vergessen Sie, was ich gesagt, und vergeben Sie mir.«

Dieser Vorwurf verletzte tief und schmerzlich das Herz, dem er galt. In den sanften, thränenvollen Augen leuchtete ein plötzliches Feuer, fast wie ein Blitz zürnenden Unwillens; ihre Lippen zuckten krampfhaft, und es war ihr, als könnten alle Qualen der Welt nicht mit derjenigen verglichen werden, welche ihr Leonard bereitete, indem er ihre Handlungsweise Beweggründen zuschrieb, die ihrer einfachen Natur eben so unwürdig erschienen, als sie bitter für ihn sein mußten.

Wie in Folge höherer Eingebung drängte sich ein Wort auf ihre Lippen – und dieses Wort beruhigte und besänftigte sie.

»Bruder!« sagte sie in rührendem Tone, »Bruder!«

Allein das Wort hatte eine ganz entgegengesetzter Wirkung auf Leonard. So süß es auch klang, und so sanft die Stimme war, welche es aussprach – dennoch setzte es der Neigung eine Grenze und traf ihn wie das Todtengeläute der Hoffnung. Er trat zurück und schüttelte traurig den Kopf.

»Es ist zu spät, dieses Band anzunehmen – zu spät selbst für die Freundschaft. Fortan – für lange Jahre der Zukunft – bis dieses Herz aufgehört hat, bei Ihrem Namen lauter zu schlagen – in Ihrer Gegenwart zu zittern – werden wir Beide – fremd sein für einander.«

»Fremd? Wohl – ja, es ist gut – es muß so sein; wir dürfen uns nicht mehr sehen. O, Leonard Fairfield, wer war es, der in jenen Tagen, welche Sie mir in's Gedächtniß zurückrufen – wer war es, der Sie in Armuth und Niedrigkeit fand und, ohne Sie durch Almosen herabzuwürdigen, Ihnen die für Sie passende Laufbahn erschloß und in dem Labyrinth, in dem Sie sich verloren haben würden, den breiten Pfad zum Wissen, zur Unabhängigkeit und zum Ruhme zeigte? Antworten Sie – antworten Sie mir! War es nicht derselbe, der auch Ihre verwaiste Schwester erzog und beschützte! Wenn ich auch vergessen konnte, was *ich* ihm verdanke, müßte ich nicht dessen gedenken, was er für *Sie* gethan? Kann ich von Ihrer Auszeichnung hören, ohne daran erinnert zu werden? Kann ich daran denken, wie stolz Diejenige sein muß, welche eines Tages auf Ihren Arm sich stützen und den Namen tragen wird, den Sie bereits über alle die Titel einer Stunde erhoben haben – kann ich daran denken, ohne mich dabei unseres gemeinsamen Freundes, Wohlthäters und Beschützers zu erinnern? Würden Sie mir vergeben, wenn ich es könnte?«

»Aber,« stotterte Leonard, während sich bange Furcht in die Vermuthungen mischte, welche diese Worte hervorriefen – »aber würde denn Lord L'Estrange unsere Verbindung nicht zugeben? – oder wovon sprechen Sie? Sie verwirren mir die Sinne.«

Für einige Augenblicke fühlte sich Helene unfähig, zu antworten, und als es ihr endlich gelang, Worte zu finden, schienen dieselben mühsam ihrer tiefsten Seele zu entquellen.

»Er kam zu mir – unser edler Freund. Ich hatte niemals auch nur entfernt daran gedacht. Er sagte mir nicht, daß er mich liebe, wohl aber, daß er sich unglücklich fühle, und daß er in mir, und nur in mir, eine Trösterin und Beruhigerin finden könne – er, er! Und ich war eben erst in England angekommen – befand mich unter dem Dache seiner Mutter – hatte Sie damals nach nicht wiedergesehen; und – und – was konnte ich antworten? O, helfen Sie mir – geben Sie mir Kraft, Sie, zu dem ich aufblicke, und den ich verehere. Ja, ja – Sie haben Recht. Wir dürfen uns nicht wiedersehen. Ich bin die Verlobte eines Andern – seine Verlobte! O, geben Sie mir Kraft und Muth!«

Aller angeborene Adel in des Dichters Seele erwachte plötzlich bei diesen Worten.

»O Helene – Schwester – Miß Digby, vergeben Sie mir. Sie bedürfen keiner Stärkung von mir; ich borge sie von Ihnen. Ich verstehe Sie – ich ehre Ihre Handlungsweise. Verbannen Sie jeden Gedanken an mich. Vergelten Sie unserm gemeinsamen Wohlthäter. Werden Sie ihm, was er von Ihnen verlangt – seine Trösterin, seine Beruhigerin – werden Sie ihm mehr – sein Stolz und seine Freude. Das Glück wird Ihnen lächeln, wie es allen Denen lächelt, welche Andere glücklich machen und sich selbst vergessen. Gott stärke Sie in dem vorübergehenden Kampf. Gott segne Sie in den langen Jahren der Zukunft. Schwester –

ich nehme den heiligen Namen nun an und will später mein Recht daran geltend machen, wenn auch ich gelernt haben werde, mehr an Andere, als an mich selbst zu denken.«

Helene hatte ihr Antlitz mit den Händen bedeckt, leise schluchzend, ihren Schmerz jedoch mit sanfter, weiblicher Schüchternheit in ihr Herz zurückdrängend. Plötzlich bemächtigte sich ein seltsames Gefühl vollständiger Einsamkeit ihres ganzen Wesens, und dieses Gefühl sagte ihr, daß Leonard sie verlassen habe.

#### VIERZEHNTE KAPITEL.

In einem andern Gemache desselben Hauses saß, einsam wie Helene, ein ernster, finsterer, brütender Mann, in dem selbst Diejenigen, welche ihn von Kindheit an am besten gekannt hatten, kaum eine Spur von dem menschenfreundlichen, wohlwollenden und vertrauensvollen, wenn gleich wunderlichen und launischen Harley Lord L'Estrange erkannt haben würden.

Er hatte jenes Memoirenbruchstück durchgelesen, in welchem aus all' den Klüften seiner unfruchtbaren und trüben Vergangenheit zwei boshafte Wahrheiten ihm entgegentraten, die ihn buchstäblich mit höhnenden, teuflischen Augen anzustarren schienen. Das Weib, dessen Erinnerung alles Sonnenlicht aus seinem Leben genommen, hatte einen Andern geliebt, und der Freund, dem er seine ganze liebevolle, treue Seele erschlossen, war sein verrätherischer Nebenbuhler gewesen. Gleich als stünde er unter einem Zauber, der ihn athemlos erhielt, hatte er

vom ersten bis zum letzten Worte gelesen, und, als er das Manuscript schloß, geschah es ohne einen Seufzer oder irgend einen Laut des Schmerzes; seine blassen Lippen jedoch öffneten sich zu jenem eigenthümlichen Lächeln, das ein sicheres Zeichen eines von wilden Leidenschaften zerrissenen Herzens ist, wie der zackige Strahl des Blitzes das Gewitter verkündigt, welches sich in den Wolken zusammengezogen hat.

Harley steckte die Papiere in seine Brust, drückte die festgeballte Hand darauf, verließ das Zimmer und ging langsam dem Hause seines Vaters zu. Mit jedem Schritt, den er zurücklegte, schien seine Natur im Kampf ihrer Elemente sich zu verändern und in granitenen Formen zu erstarren. Liebe, Wohlwollen und Vertrauen schwan- den dahin, während Haß, Rachedurst, Menschenfeind- lichkeit, Argwohn und Verachtung gegen alles, aus dem das Auge der Liebe blicken oder die Stimme der Ehre sprechen konnte, aus der Nacht seiner Gedanken empor- stieg und in der Wüste seines Innern sich festsetzte, grim- mig und drohend, gleich den Harpyen des alten Liedes –

– *«Uncaeque manus, et pallida semper Ora»* –

So hatte der finstere Mann die Schwelle seines väter- lichen Hauses überschritten und schweigend die noch immer für ihn bereit gehaltenen Gemächer betreten. Er mochte etwa eine Stunde vor Leonard angelangt sein und stand mit über der Brust gekreuzten Armen und starr auf den Boden gehefteten Augen am Kamine, als seine Mut- ter eintrat, um ihn mit Gruß und Umarmung willkommen

zu heißen. Er unterbrach ihre eifrigen Fragen nach Violante – er wich vor der Berührung ihrer Hand zurück.

»Halt, Mutter,« sagte er in so kaltem, ernstem Tone, daß sie erschrak, »ich kann deine Fragen nicht beachten – ich bin erfüllt von *der* Frage, welche ich dir vorzulegen habe. Du widersetztest dich meiner knabenhaften Liebe zu Leonora Avenel. Ich tadle dich nicht deßhalb – jede Mutter deines Ranges würde dasselbe gethan haben. Allein, hättest du nicht jeden freien Verkehr mit ihr vereitelt, so würde ich meine Zurückweisung aus ihrem eigenen Munde vernommen – würde vielleicht meinen Schmerz überwunden haben und wäre jetzt ein glücklicher Mann. Jahre sind seitdem dahin geschwunden – hingerollt über ihren ruhigen Schlummer und mein ruheloses, waches Leben. Wußtest du während dieser ganzen Zeit, daß Audley Egerton der Geliebte Leonora Avenel's war?«

»Harley, Harley! sprich nicht in diesem grausamen Tone mit mir – sieh' mich nicht mit so harten Augen an!«

»So wußtest du es denn – du, meine Mutter!« fuhr Harley fort, ohne ihren Vorwurf zu beachten. »Und warum sagtest du niemals zu mir: ›Sohn, du vergeudest die Blüthe und die Kraft deines Lebens in jammervoller Treue gegen eine Lüge! Du verschwendest dein Vertrauen und deine Freundschaft an einen verrätherischen Heuchler?«

»Wie konnte ich so zu dir sprechen – wie konnte ich den Muth dazu finden – da ich sah, wie theuer dir noch immer die Erinnerung an jenes unglückliche Mädchen

war – wie du noch immer glaubtest, sie habe deine Neigung erwidert? Hätte ich dir gesagt, was ich, jedoch erst nach ihrem Tode, von ihren Beziehungen zu Audley Eger-ton erfuhr –«

»Nun? Du stockst – fahre fort – hättest du dies gethan –«

»Würdest du nicht das Verlangen nach Rache gehegt haben? Wäre nicht vielleicht ein Kampf zwischen Euch entstanden – Gefahr – Blutvergießen! Harley, Harley! ist ein solches Schweigen von Seiten einer Mutter nicht verzeihlich! Und weshalb dich des einzigen Freundes berauben, den du zu schonen schienst – der allein einigen Einfluß auf dich besaß – dessen Hoffnungen und Gebete sich mit den meinigen vereinten, daß du eines Tages eine lebende Gefährtin finden möchtest, welche würdig wäre, das verlorene Ideal zu ersetzen, daß deine Gaben und Kräfte aus ihrem Schlummer erwachen und du, wie deine Jugend es versprach, die Zierde deines Vaterlandes werden würdest. Denn du thust Audley Unrecht – in der That du thust ihm Unrecht!«

»Unrecht! Ah, das will ich nicht. Fahre fort.«

»Ich kann weder entschuldigen, daß er dein Nebenbuhler ward, noch daß er diese Thatsache verheimlichte. Aber glaube mir, seine aufrichtige Reue, seine ängstliche Besorgniß für deine Wohlfahrt, seine Furcht, deine Freundschaft zu verlieren –«

»Halt – es war ohne Zweifel Audley Egerton, welcher dich veranlaßte, seine ›Beziehungen‹ – wie du dich ausdrückst – zu derjenigen geheim zu halten, deren Namen ich jetzt so ruhig nennen kann – Leonora Avenel?«

»So war allerdings – und aus Gründen, welche –«

»Genug – ich will nicht weiter hören.«

»Aber du wirst das Vergangene nicht zu streng beurtheilen – du stehst auf dem Punkte, neue Bande zu knüpfen – du kannst nicht so wild und gottlos sein, ausführen zu wollen, was deine Stirne zu drohen scheint. Du kannst nicht auf Rache sinnen – nicht dein eigenes und Audley's Leben auf's Spiel setzen.«

»Still – still! Welches wären hier die Gründe für ein Duell? Einzelkämpfe sind außer der Zeit – civilisirte Menschen tödten sich nicht gegenseitig mit Schwert und Pistole. Rache! Sieht es aus, wie Rache, wenn mein Hierherkommen unter anderem den Zweck hat, meinen Vater um die Erlaubniß zu bitten, Audley Egerton's Wahl selbst betreiben zu dürfen? Seine politische Stellung gilt ihm mehr, als alles Andere in der Welt, und hier steht seine politische Existenz auf dem Spiele. Du weißt, daß ich mein ganzes Leben in dem Rufe eines schwachen, sorglosen, etwas übergroßmüthigen Menschen stand. Solche Leute sind nicht rachsüchtig. Halt! Du legst deine Hand auf meinen Arm – ich kenne den Zauber dieser leisen Berührung, Mutter; allein seine Macht über mich ist dahin. Gräfin von Lansmere, höre mich. Jene wahnsinnige Leidenschaft ausgenommen, um deren willen ich mich jetzt verachte, war ich dir, wie ich hasse, von Kindheit an ein

gehorsamer, pflichtgetreuer Sohn. Jetzt aber ist unser gegenseitiger Standpunkt ein etwas anderer. Ich habe das Recht, zu fordern – ich will nicht sagen, zu befehlen – das Recht, welches erlittene Beleidigung und Kränkung allen Menschen verleiht. Mutter, der beleidigte Mann hat Vorrechte, welche denjenigen eines Königs gleichkommen. Ich verlange nun von dir, daß du keine Frage mehr an mich stellst, den Namen Leonora Avenel's mit keinem Hauche mehr berührst, wenn ich nicht selbst die Anregung dazu gebe, und Audley Egerton durch keinen Wink, durch keine Sylbe verräthst, daß ich seinen – wie soll ich sagen? – seinen ›verzeihlichen Betrug‹ entdeckt habe. Versprich mir dies, bei deiner Liebe als Mutter und bei deiner Ehre als Edelfrau – oder ich erkläre feierlich, daß du niemals im Leben mein Antlitz wiedersehen wirst.«

So stolz und gebieterisch die Gräfin auch war, beugte sich doch ihr Geist vor der Stirne und Stimme ihres Sohnes.

»Ist dies mein Sohn – mein sanfter Harley?« sagte sie mit unsicherer Stimme. »O, schlinge deine Arme um meinen Hals – laß mich fühlen, daß ich mein Kind nicht verloren habe!«

Harley's Blick wurde milder, ohne jedoch der pathetischen Bitte zu gehorchen, streckte er seine Hand aus und sagte mit abgewandtem Antlitz, aber in weicherem Tone:

»Habe ich dein Versprechen?«

»Du sollst es haben – du sollst es; aber unter der Bedingung, daß zwischen dir und Audley keine Worte fallen, welche nothwendig zu dem Kampfe führen müssen, der –«

»Kampf!« unterbrach sie Harley. »Ich wiederhole es, der Gedanke an einen Zweikampf zwischen mir und dem Freunde meiner Schuljahre – in einer Sache, die wir keinem Zeugen erklären könnten – wäre eine possenhafte Satyre auf alles, was ernst und heilig ist in der Wirklichkeit des Lebens und des Gefühls. Ich nehme dein Versprechen an und besiegle es hiermit –«

Er preßte seine Lippen auf die Stirne seiner Mutter und ließ sich willenlos von ihr umarmen.

»Still,« sagte er, sich ihren Armen entziehend, »ich höre meines Vaters Stimme.«

Lord Lansmere riß die Thüre weit auf – gleichsam in dem Bewußtsein, daß eine Thüre, durch welche ein Graf von Lansmere eintrat, nicht weit genug geöffnet werden könne. Sie hätte in der That nicht majestätischer aufliegen können, wenn ein Huissier oder ein Beamter des königlichen Haushalts an jeder Seite gestanden wäre. Die Gräfin glitt leichten Schrittes an ihrem Gemahl vorbei und verschwand.

»Ich war mit meinem Baumeister in Prüfung der Entwürfe zu dem neuen Krankenhause beschäftigt, welches ich der Grafschaft zum Geschenke machen will, und hörte eben erst von deiner Anwesenheit, Harley. Was ist denn aus unserm schönen italienischen Gast geworden?

Kömmt sie nicht zu uns zurück? Deine Mutter weist mich an dich in Betreff weiterer Erklärungen in dieser Sache.«

»Ich werde sie Ihnen später geben, mein bester Vater; in diesem Augenblick aber habe ich nur Sinn für die öffentlichen Angelegenheiten.«

»Oeffentliche Angelegenheiten! – sie sind in der That beunruhigend, und ich freue mich, daß du ihnen das gebührende Interesse schenkst. Eine ernste Krisis, Harley! Und, gütiger Himmel! ich habe gehört, daß ein gemeiner Mensch, der in Lansmere geboren und in Amerika sich ein Vermögen erworben, bei der Wahl Opposition machen wolle. Wie man mir sagt, ist er ein Avenel – ein geborener Blauer – ist es möglich?«

»Eben diese Angelegenheit ist es, welche mich hierher führt. Als Peer können Sie sich selbstverständlich nicht einmischen; allein ich wollte Ihnen den Vorschlag machen, wenn Sie nichts dagegen haben, selbst nach Lansmere zu gehen und die Ueberwachung der Wahl zu übernehmen. Es wäre vielleicht besser, wenn Sie fern blieben; wir würden dadurch mehr Freiheit zum Handeln gewinnen.«

»Mein theurer Harley, gib mir deine Hand! Alles, was du willst. Du weißt, wie sehr ich gewünscht habe, dich an die Oeffentlichkeit treten und diejenige Rolle im Leben spielen zu sehen, welche dir vermöge deiner Geburt zukömmt.«

»Ah, Sie meinen, ich habe bisher mein Dasein traurig vergeudet?«

»Wenn ich offen gegen dich sein soll – ja, Harley,« sagte der Graf mit einem Stolz, der edel in seiner Art und nicht ohne Würde in seinem Ausdruck war. »Je mehr das Vaterland uns gibt, desto mehr sind wir ihm schuldig. Von dem Augenblick an, da du als der Erbe von Land und Ehren das Licht der Welt erblicktest, wurde dir ein Gut anvertraut, welches du zum Besten Anderer verwalten solltest, und die Nichterfüllung dieser Pflicht ist eine Herabwürdigung für einen Edelmann unseres Standes.«

Harley hörte mit finsterner Stirne auf seine Worte, erwiderte jedoch nichts.

»Allerdings,« begann der Graf wieder, »wäre es mir lieber, wenn du dich für dich selbst, statt für deinen Freund Egerton, bewerben würdest, so sehr ich auch anerkenne, daß er Andern ein Beispiel gibt, welchem nachzufolgen niemals zu spät ist. Ja, wer hätte gedacht, wenn man Euch Beide als Jünglinge gesehen, obwohl Audley einige Jahre älter war – wer hätte gedacht, daß er Derjenige sein würde, welchem Auszeichnung und hohe Ehren beschieden, während du zum üppigen Müßiggänger wurdest, jeder Anstrengung abgeneigt und gleichgültig gegen allen Ruhm? Du, der so viel vor ihm voraus hatte nicht nur ein größeres Vermögen, sondern auch, wie Jedermann sagte, überlegene Talente – du, der damals so ehrgeizig war, nach Ruhm und Auszeichnung dürstete, mit Plutarchs Lebensbeschreibungen unter dem Kopfkissen einschlieff und, mein wilder Sohn, nur zu viel Thatendurst besaß. Aber du bist noch ein junger Mann – es ist nicht zu spät, die vergeudeten Jahre hereinzubringen.«

»Die Jahre sind nichts, bloße Daten in einem Kalender; allein die Gefühle, was kann mir diese zurückgeben? – die Hoffnung, die Begeisterung, die – gleichviel – Gefühle helfen dem Manne nicht, sich in der Welt emporzuschwingen. Egerton's Gefühle sind nicht allzu lebhaft. Was ich hätte werden können – überlassen Sie dies meinem eigenen Nachdenken! Sprechen wir jetzt von dem Beispiel, das Sie mir vorgesetzt – von Audley Egerton.«

»Wir müssen seine Wahl durchsetzen,« sagte der Graf mit gedämpfter Stimme. »Es ist von größerer Wichtigkeit für ihn, als ich geglaubt. Doch du kennst seine Geheimnisse. Weißhalb theiltest du mir nicht offen den Stand seiner Angelegenheiten mit?«

»Den Stand seiner Angelegenheiten? Wollen Sie damit sagen, daß ihm dieselben ernstliche Verlegenheiten bereiten könnten? Dies interessirt mich sehr. Ich bitte, sprechen Sie; was wissen Sie?«

»Er hat seinen Haushalt größtentheils aufgelöst. An sich ist dies bei seinem Austritt aus dem Amte natürlich genug; allein es gibt dennoch den Leuten zu reden, und überdies verlautet, seine Güter seien nicht nur für mehr als ihren Werth verpfändet, sondern er habe seinen Unterhalt bloß noch in Diskontirung seiner Wechsel gefunden. Kurz, er scheint zu vertraut mit einem Manne gewesen zu sein, den wir Alle vom Sehen kennen – einem Manne, der mit den schönsten Pferden in London fährt und, wie man mir sagt (doch das kann ich nicht glauben), vollständig in die Gesellschaft der jungen Gecken aufgenommen ist, welche er in's Verderben lockt. Wie ist

doch der Name dieses Menschen? Levy, wenn ich nicht irre – ja, Levy.«

»Ich habe Levy bei ihm gesehen,« sagte Harley, während eine boshafte Freude in seinem Falkenauge aufleuchtete. »Levy – Levy – es ist gut.«

»Ich höre nur das Geklatsche der Clubs,« begann der Graf wieder. »Allein es heißt, Levy mache kein Geheimniß von seiner Gewalt über unsern sehr ausgezeichneten Freund, und rechne es sich sogar gegen unsere Partei und überhaupt gegen Jedermann – denn Egerton besitzt persönliche Freunde unter allen Parteien – zu einem Verdienste an, daß er verschiedene Wechsel in seinem Pulte verschlossen halte, bis Egerton wieder sicher im Parlament sitze. Wenn jedoch unser Freund wider Erwarten bei der Wahl durchfallen sollte, und Levy Beschlag auf seine Habseligkeiten legen und seinen Ruin veröffentlichen würde – so könnte dadurch Audley's politische Laufbahn ernstlich gefährdet, ja vielleicht gänzlich zerstört werden.«

»Ohne Zweifel,« entgegnete Harley. »Ein Charles Fox konnte ein Spieler und ein William Pitt ein Bettler sein, allein Audley Egerton erreicht nicht ihre Riesengröße; er steht nur so hoch, so lange er auf einem Haufen respektablen Goldes steht. Audley Egerton, arm und bedürftig, aus dem Parlament verdrängt, von Gläubigern verfolgt, im Schuldthurm vielleicht –«

»Nein, nein – unsere Partei würde dies nie zugeben; wir würden eine Subscription eröffnen –«

»Oder, schlimmer als alles, Audley Egerton von der Partei erhalten, deren Führer er zu sein strebte! Sie sagen mit Recht, seine politischen Aussichten wären vernichtet. Ein Mann, dessen Ruf in seiner äußern Ehrbarkeit lag! Das Volk würde sagen, Audley Egerton sei eine – feierliche Lüge gewesen; meinen Sie nicht, mein Vater?«

»Wie kannst du mit solcher Kälte von deinem Freunde sprechen? Du brauchst mir nichts zu sagen, um mein Interesse für seine Erwählung rege zu machen – wenn dies etwa deine Absicht sein sollte. Ist er einmal im Parlament, so muß er auch bald sein Amt wieder erhalten – und alsdann lernen, mit seinem Gehalte auszukommen. Du mußt ihn veranlassen, mir das Verzeichniß seiner Verbindlichkeiten zu geben; ich habe einen Kopf für Geschäftssachen, wie du weißt, und ich will seine Angelegenheiten für ihn in Ordnung bringen. Ja, ich setze fünf gegen eins, obwohl ich sonst die Wetten hasse, daß er in drei Jahren Premierminister sein wird. Es ist wahr, er gehört nicht zu den glänzenden Talenten; allein bei der gegenwärtigen Krisis bedürfen wir eines zuverlässigen, klugen und vermittelnden Mannes; und Audley hat so viel Takt, so viel parlamentarische Erfahrung, so viel Weltkenntniß und ist,« schloß der Graf, mit Nachdruck alle seine löblichen Eigenschaften zusammenfassend, »so durchaus ein Gentleman.«

»Durchaus ein Gentleman, wie Sie sagen – die Seele der Ehre! Aber, mein lieber Vater, es ist die Stunde, da Sie auszureiten pflegen; lassen Sie sich durch mich nicht abhalten. Es bleibt also dabei, Sie kommen nicht selbst

nach Lansmere. Sie stellen das Haus zu meiner Verfügung und gestatten mir, natürlich zuerst Egerton, und wen ich sonst noch von Gästen für gut finde, einzuladen; kurz, Sie überlassen alles mir?«

»Gewiß; und wenn du deinen Freund nicht durchzusetzen vermagst, wer sollte es dann können? Es ist ein widerspenstigen undankbarer Bezirk; er war immer die Plage meines Lebens, trotzdem daß ich so viel dort ausgegeben und seinen Handel und Gewerbe so gehoben habe.«

Und der Graf verließ mit einem unmuthigen Seufzer das Zimmer. Harley setzte sich langsam und bedächtig an seinen Schreibtisch, stützte den Kopf auf die Hand und ließ unter den zusammengezogenen finstern Brauen den zerstörten Blick in's Weite hinausschweifen.

Harley L'Estrange war, wie wir gesehen haben, ein Mann von ungewöhnlich starken und tiefen Neigungen und Eindrücken, und dabei von einem außerordentlich kühnen, biedern und aufrichtigen Wesen; selbst die scheinbare Launenhaftigkeit und Leichtfertigkeit, durch welche die Welt zu einer irrigen Beurtheilung seiner Anlagen und Kräfte verleitet wurde, konnte größtentheils auf Rechnung jenes offenen Temperamentes gesetzt werden, welches in seiner übergroßen Verachtung alles dessen, was an Heuchelei zu streifen schien, mit Formen und Ceremonien sein Spiel trieb und bald in übertreibender, bald in tiefernster Weise ›das feierliche Scheinwesen der Welt‹ zum Gegenstand seines Witzes machte. Der Stoß,

der ihn jetzt betroffen, erschütterte die Grundvesten seiner Seele und zerstreute all' die luftigeren Gebilde, welche Phantasie und Laune auf ihrer Oberfläche geschaffen, um dem Wirken dunklerer und schrecklicherer Leidenschaften Raum zu geben. Wenn ein Mann von so liebevollem Herzen und einer so gewaltigen Natur, wie Harley, plötzlich und unerwartet Betrug entdeckt, wo er am meisten vertrauet hatte, so begnügt er sich nicht (gleich den ruhigeren Schülern jener herben Lehrmeisterin – Erfahrung,) dem einen Beleidiger seine Achtung und Liebe zu entziehen – nein, Treu' und Glauben scheint ihm aus der ganzen Welt verschwunden zu sein, die gekränkte Seele blickt auf die Vergangenheit zurück und verdammt alle ihre milderen und edleren Kräfte als Thorheiten, welche zu ihrem eigenen Wehe geführt, während ihr die Zukunft als eine Reise erscheint, auf der sie lächelnden Verräthern mit gleicher Verstellung begegnen, oder mit überlegener Gewalt sie zertreten muß. Die Sünde eines Verraths an solchen Menschen ist unberechenbar – sie beraubt die Welt aller Wohlthaten, welche dieselben sonst auf ihrem Wege freigebig ausgestreut haben würden – sie ist verantwortlich für alles Uebel, das aus der Verderbniß solcher Naturen entspringt, welche gerade durch ihre üppige Entwicklung, wenn die Luft einmal verunreinigt ist, nur Krankheit verbreiten; – wie die Malaria nicht über kahlem, unfruchtbaren Boden lagert, oder über öden Strecken, die von jeher nichts als Wildniß gewesen, sondern über Gegenden, welche die südliche Sonne vordem zu entzückenden Gärten gereift, oder wo

einst stolze Städte gestanden, deren prunkende Paläste nun in Staub gefallen sind.

Es war nicht genug, daß der Freund seiner Jugend, der Vertraute seiner Liebe dieses Vertrauen verrathen hatte und sein glücklicherer Nebenbuhler geworden war – nicht genug, daß, während er die Spuren des Weibes, das sein junges Herz bis zum Wahnsinn vergötterte, mit dem ganzen Schmerz der Sehnsucht und Reue verfolgte, in dem Glauben, daß sie sich seiner Bewerbung nur deshalb entziehe, weil sie ihm an Edelsinn nicht nachstehen und lieber ihre eigene Liebe zum Opfer bringen, als der seinigen das Opfer alles dessen zumuthen wolle, was die Jugend so gering, die Welt dagegen so hoch anschlägt – es war nicht genug, daß während dieser ganzen Zeit das Herz eines Andern ihre Zuflucht gewesen – das ihm zugefügte Unrecht, hatte damit sein Ende noch nicht erreicht. Sein ganzes Leben war an ein Blendwerk verschwendet, jede Kraft, jedes Streben aufgehoben, der gesunde Ehrgeiz, der allen großen Seelen eigen ist, in seinem ersten, vielversprechenden Anfang erstickt worden – sein Herz verzehrt von einem Kummer, für welchen es keinen Grund hatte – sein Gewissen belastet von dem schrecklichen Gedanken, durch seine wilde Verfolgung das zu zarte Opfer in das Grab gehetzt zu haben, über welchem er trauerte. Wie viele Jahre, die so heiter für ihn selbst und so nützlich für die Welt hätten dahinfließen können, waren in zwecklosen, unfruchtbaren, schwermüthigen Träumen vergeudet worden! Und diese ganze Zeit über – in wessen Herz hatte er seine Klagen

ausgeschüttet? – in das Herz Desjenigen, welcher wußte, daß seine Reue ein leeres Gespenst und sein treues Leid nichts als höhnende Selbsttäuschung war. Jeder Gedanke, der den natürlichen Stolz des Mannes verletzen – jede Erinnerung, die ein Herz, das zu tief geliebt hatte, um nicht dem Hasse zugänglich zu sein, zur Rache spornen konnte – trug dazu bei, die rasenden Furien zu stacheln, welche in jeden Tempel eindringen, der einmal durch die Gegenwart böser Leidenschaften entweiht ist. Die Rache kleidete sich in diesem düstern Zwielight der Seele in das Gewand der Gerechtigkeit. So verändert seine Gefühle gegen Leonora Avenel auch waren, so erbitterte die Erzählung ihrer Leiden und des ihr zugefügten Unrechts seinen Groll gegen seinen Nebenbuhler nur noch mehr. Die Bruchstücke ihres Tagebuches ließen in seiner Seele natürlicher Weise die Ueberzeugung zurück, daß sie das Opfer eines schnöden Betrugs – daß sie durch eine Scheinheirath hintergangen worden. Sein Abgott war nicht nur vom Altare weggestohlen – er war beschmutzt, mit schonungsloser Hand zerbrochen, in den Staub gezogen, verstümmelt und entehrt worden – eine Erinnerung an das Wesen, welches anzubeten sein Entzücken gewesen, war nun mit Verachtung gemischt. Der lebende Harley und die todte Nora – Beide riefen laut ihrem gemeinsamen Verderber zu: ›Gib zurück, was du uns genommen, oder bezahle die Strafe!‹

Dies waren die Gedanken, welche Harley L'Estrange bewegten, als er während der Unterredung zwischen Helene und Leonard einsam in seinem Zimmer saß; und wie

ein roher, unregelmäßiger Stahlklumpen, wenn er rasch im Kreise gedreht wird, die Gestalt des Ringes annimmt, den er beschreibt, so erfüllte sein eiserner Vorsatz, fortgerissen von seiner schonungslosen Leidenschaft, den Raum, in den er blickte, mit optischen Blendwerken – wo Plan auf Plan die Kreise zog, welche einen Feind umstrickten.

### FÜNFZEHNTE KAPITEL.

Ein Diener trat ein und meldete einen Namen, den Harley, in düstere Träume versunken, überhörte, und als der Gemeldete mittelbar darauf selbst in der Thüre erschien, heftete er seine Augen mit jenem kalten, stolzen Erstaunen auf denselben, mit welchem Jemand, der eben sehr beschäftigt ist, einen unwillkommenen Besuch empfängt und gleichsam dessen Zudringlichkeit zurechtweist.

»Es ist sehr lange her, seitdem Euer Gnaden mich zuletzt gesehen haben,« sagte der Fremde mit sanfter Würde, »und ich kann mich daher nicht darüber wundern, daß Sie meine Person nicht mehr kennen und meinen Namen vergessen haben.«

»Sir,« erwiderte Harley mit einer ungeduldigen Barschheit, die wenig im Einklang mit der Freundlichen Höflichkeit stand, durch welche er sich sonst auszeichnete – »Sir, Ihre Person ist mir fremd, und Ihren Namen habe ich nicht gehört; jedenfalls aber mangelt mir eben jetzt die Zeit, Ihnen Aufmerksamkeit schenken zu können. Entschuldigen Sie meine Offenheit.«

»Und verzeihen Sie, man ich Sie dennoch einen Augenblick aufhalte. Mein Name ist Dale. Ich war früher Pfarrer in Lansmere, und was ich jetzt mit Euer Gnaden sprechen will, geschieht im Namen und in der Erinnerung an ein Wesen, das Ihnen einst theuer war – im Namen Leonora Avenel's.«

*Harley* (nach einer kurzen Pause). – »Sir, ich kann mir denken, was Ihr Anliegen sein mag. Allein setzen Sie sich. Ich erinnere mich Ihrer jetzt, obwohl die Jahre uns Beide verändert haben; auch hörte ich inzwischen viel Gutes von Ihnen durch Leonard Fairfield. Dennoch muß sich Sie bitten, sich kurz zu fassen.«

*Mr. Dale*. – »Darf ich zum Voraus annehmen, daß Sie die Herkunft des jungen Mannes errathen haben, welchen Sie Fairfield nennen? Als ich ihn Ihre Güte und Ihr Wohlwollen mit so großer Dankbarkeit preisen hörte und mit wehmüthiger Freude bemerkte, wie hoch er Sie verehrt, schwoll mir das Herz in meinem Innern. Ich erkannte die geheimnißvolle Macht der Natur.«

*Harley*. – »Macht der Natur? Sie sprechen in Räthseln.«

*Mr. Dale* (unwillig). – »O mein Lord, wie können Sie Ihr besseres Ich so verleugnen? Gewiß, Sie haben in Leonard Fairfield längst den Sohn Nora Avenel's erkannt!«

Harley strich sich mit der Hand über die Stirne. »Ah,« dachte er, »so lebte sie denn, um einem Sohne das Dasein zu geben – einem Sohne Egerton's. Und Leonard ist dieser Sohn. Ich hätte es an der Aehnlichkeit errathen sollen – an dem thörichten Drange meines Herzens, welches mich zu ihm hinzog. Deßhalb also vertraute er mir

dieses schreckliche Tagebuch an. Er sucht seinen Vater – er soll ihn finden.«

*Mr. Dale* (die Ursache von Harley's Schweigen mißdeutend). – »Ich ehre Ihre Zerknirschung, mein Lord. O, lassen Sie Herz und Gewissen zu Ihrem weltlicher Stolze sprechen!«

*Harley*. – »Meine Zerknirschung – Herz – Gewissen! Mr. Dale, Sie beleidigen mich.«

*Mr. Dale* (strenge). – »Nicht doch; ich erfülle meinen Beruf, welcher mir gebietet, den Sünder zurechtzuweisen. Leonora Avenel spricht durch mich und befiehlt dem schuldigen Vater, das unschuldige Kind anzuerkennen!«

Harley erhob sich halb von seinem Stuhle, und seine Augen sprühten buchstäblich Feuer; er bezwang jedoch seinen Zorn, um ihn in hämischen Spott zu verwandeln.

»Ha!« sagte er mit einem sarkastischen Lächeln, »Sie glauben also, daß ich der schnöde Verführer Leonora Avenel's gewesen, daß ich der gefühllose Vater des Kindes bin, das ohne Namen in die Welt gekommen! Sehr gut, mein Herr! Diese Voraussetzungen als richtig angenommen, was ist es, das Sie in Betreff dieses jungen Mannes von mir verlangen?«

»Sein Glück ist es, um was ich Sie bitte,« erwiderte Mr. Dale in flehendem Tone. Und dem Drange des Mitleids folgend, das Leonard ihm eingeflößt, und in der festen Ueberzeugung, Lord L'Estrange empfinde die Liebe eines Vaters für den Knaben, den er aus dem Strudel London's

gerettet, um ihm zu einer sichern und ehrenvollen Unabhängigkeit zu verhelfen, erzählte er mit einfacher Beredsamkeit von Leonard's Gefühlen für Helene – von seiner stillen Treue gegen ihr Bild, wiewohl es nur dasjenige eines Kindes gewesen – von seiner Liebe, als er sie, zur Jungfrau herangeblüht, wiedersah – von den bescheidenen Befürchtungen, welche der Pfarrer selbst bekämpft hatte – von dem Rathe endlich, den er ihm aufgedrungen, Helenen seine Neigung zu gestehen und für seine Sache das Wort zu ergreifen.

»Aengstlich besorgt, welches der Erfolg sein werde,« fuhr der Pfarrer fort, »erwartete ich außerhalb des Portals Leonard's Rückkehr von Miß Digby. Und o, mein Lord, hätten Sie sein Antlitz gesehen! – solche Aufregung und solche Verzweiflung! Ich konnte nicht von ihm erfahren, was vorgefallen war. Er riß sich von mir los und eilte fort. Aus einigen abgebrochenen Worten jedoch glaubte ich den – vielleicht irrhümlichen – Schluß ziehen zu müssen, daß das Hinderniß seines Glückes nicht in Helenen's Herz, mein Lord, sondern in Ihnen selbst zu suchen sei. Deßhalb faßte ich, als er mir aus dem Gesichte entschwunden war, allen meinen Muth zusammen und begab mich sogleich zu Ihnen. Wenn er Ihr Sohn ist, und Helene Digby Ihre Mündel – sie selbst eine Waise, von Ihrer Güte abhängig – warum sollten sie getrennt werden? Gleichen Alters – durch frühe Schicksale verbunden – übereinstimmend, wie es scheint, in einfachen Sitten und gebildetem Geschmack – was könnte ihrer Vereinigung hindernd in den Weg treten, es müßte denn der

Mangel an Vermögen sein? – und Jedermann kennt Ihren Reichtum – Niemand hat jemals Ihre Großmuth in Zweifel gezogen. Mein Lord, mein Lord, Ihr Blick macht mir das Blut in den Adern erstarren. Wenn ich Sie beleidigt habe, so lassen Sie nicht ihn – nicht Leonard für mein Vergehen büßen!«

»Und so,« sagte Harley, noch immer seinen Zorn bemeisternd, »so hat dieser Knabe, den ich, wie Sie sagen, jener erbarmungslosen Welt entriß, die manch' edleren Genius in ihren Schlund hinabgezogen – so hat er zum Dank für alles mich auch der letzten Zuneigung, die mir im Leben blieb, so arm und lau sie auch war, zu berauben gesucht. Er wagt es, seine Augen zu meiner verlobten Braut zu erheben! Er! Und ohne Zweifel auch ihr lebenswarmes Herz von mir zu stehlen, um mir nichts zu lassen, als ihre eisige Hand!«

»O mein Lord, Ihre verlobte Braut! Daran dachte ich nicht im Traume. Ich bitte Sie inständig um Vergebung. Der Gedanke ist so schrecklich – so unnatürlich – der Sohn des Vaters Nebenbuhler! O, in was für eine Sünde bin ich gefallen, denn *meine* Sünde war es – ich drängte und veranlaßte ihn dazu. Er war so unwissend, wie ich selbst. Vergeben Sie ihm, vergeben Sie ihm!«

»Mr. Dale,« sagte Harley aufstehend und seine Hand dem Pfarrer hinstreckend, der sich jedoch nicht würdig erachtete, sie zu ergreifen – »Mr. Dale, Sie sind ein guter Mann – wenn es in der That in dieser Welt von Lügnern noch einen Mann gibt, der nicht unser Urtheilsvermögen

betrügt, wenn wir an seine Ehrlichkeit glauben. Gestatten Sie mir nur die einzige Frage, weshalb Sie mich für den Vater von Leonard Fairfield halten?«

»War ich nicht Zeuge Ihrer jugendlichen Bewunderung für die arme Nora? Erinnern Sie sich, daß ich ein häufiger Gast in Lansmere Park gewesen. Und es war so natürlich, daß Sie mit all' Ihren glänzenden Gaben Nora's hohe Phantasie und ihr liebevolles Herz bezauberten.«

»Sie meinen, dies war natürlich – fahren Sie fort.«

»Ihre Mutter, wie es ihr zustand, trennte Sie. Es blieb mir jedoch nicht verborgen, daß Sie noch immer eine Leidenschaft nährten, deren rechtmäßige Befriedigung Ihr Rang Ihnen verbot. Das arme Mädchen! Sie verließ das Dach ihrer Beschützerin, Lady Jane, und man hörte nichts mehr von ihr, bis sie das Haus ihres Vaters wieder betrat, um einem Kinde das Leben zu geben und zu sterben. Und an demselben Tage, dessen Frühroth ihre Leiche beschien, eilten Sie hinweg von dem Orte. Ah, ohne Zweifel vernahmen Sie die anklagende Stimme des Gewissens – denn seitdem sind Sie nie wieder dahin zurückgekehrt.«

Harley's Brust wogte – er winkte mit der Hand, und der Pfarrer fuhr fort –

»Wen konnte mein Verdacht treffen, als Sie? Ich zog Erkundigungen ein, und sie bestätigten meinen Argwohn.«

»Vielleicht befragten Sie meinen Freund, Mr. Egerton? Er war bei mir, als – als ich – wie Sie sagen – von dem Orte hinweeilte.«

»Das that ich, mein Lord.«

»Und er?«

»Zog Ihre Schuld in Abrede; doch ein Mann von so zartem Ehrgefühl und einem so edlen Herzen ist nicht bewandert in der Heuchelei; sein Leugnen täuschte mich nicht.«

»Ehrlicher Mann!« sagte Harley, und seine Hand griff nach der Brust, wo noch immer, wie geisterhaftes Seufzen, die Documente der Todten rauschten. »Er wußte auch, daß sie einen Sohn hinterlassen?«

»Er wußte es, mein Lord; ich theilte es ihm natürlich mit.«

»Der Sohn, den ich halb verhungert in den Straßen von London fand! Mr. Dale, Sie sehen, wie sehr mich Ihre Worte ergreifen. Ich kann nicht leugnen, daß Denjenige, welcher mit ungewöhnlicher Tücke die junge Mutter hinterging – denn Nora Avenel gehörte nicht zu denen, die sich leicht zu einer Verirrung verleiten lassen –«

»Nein, gewiß nicht!«

»Und der alsdann nicht weiter um den Sprößling ihrer Qualen und seines eigenen Verbrechens sich bekümmerte – ich kann nicht leugnen, daß dieser Mann eine Strafe verdient – daß er sein Unrecht auf irgend eine Weise zu sühnen verpflichtet ist. Habe ich nicht Recht? Antworten Sie mir mit der schlichten Sprache, welche Ihrem heiligen Berufe ziemt.«

»Ich kann nicht anders, als Ihnen zustimmen, mein Lord,« erwiderte der Pfarrer, welcher Mitleid mit Lord

L'Estrange's scheinbaren Gewissensvorwürfen empfand.  
»Allein wenn er bereut –«

»Genug,« unterbrach ihn Harley. »Ich lade Sie nun ein, mich in Lansmere zu besuchen; geben Sie mir Ihre Adresse, und ich werde Ihnen alsdann den Tag bezeichnen, an welchem ich Sie um Ihre Anwesenheit bitte. Leonard Fairfield soll einen Vater finden – ich war auf dem Punkte, zu sagen, der seiner würdig ist. Im Uebrigen – halt, sehen Sie sich noch einmal. – Im Uebrigen« – und wieder spielte das unheimliche Lächeln um Harley's Auge und Lippe – »vermag ich noch nicht zu sagen, ob ich die Dame, welche meine Hand angenommen hat, einem jüngeren und schöneren Bewerber abtreten kann oder darf. Ich habe bis jetzt noch keinen Grund, zu glauben, daß sie ihn vorzieht. Doch was hielten Sie inzwischen von diesem Vorschlag? Mr. Avenel wünscht, daß sein Nefte sich um den Wahlbezirk von Lansmere bewerbe, und hat mich sehr gebeten, den jungen Mann dazu zu veranlassen. Allerdings könnte dadurch Mr. Audley Egerton's Erwählung gefährdet werden. Doch, was thut dies? Mr. Audley Egerton ist ein großer Mann und kann anderswo gewählt werden; diese Rücksicht soll nicht im Wege stehen. Lassen wir Leonard seinem Onkel gehorchen. Trägt er bei der Wahl den Sieg davon, nun, dann wird er in den Augen der Welt eine passendere Partie für Miß Digby sein – das heißt, wenn sie mir ihn vorzieht; und thut sie das nicht, so ist das öffentliche Leben ein Heilmittel für allen häuslichen Kummer. Ich spreche hiermit einen Grundsatz Mr. Audley Egerton's aus, und er ist ja, wie Sie

wissen, nicht nur ein vollendeter Ehrenmann, sondern besitzt auch die größte weltliche Weisheit. Gefällt Ihnen mein Vorschlag?«

»Er scheint mir ebenso rücksichtsvoll, als edelmüthig zu sein.«

»So bitte ich Sie, Leonard die Zeilen zu überbringen, die ich jetzt schreiben will.«

*Lord L'Estrange an Leonard Fairfield.*

»Ich habe das Tagebuch gelesen, welches Sie mir anvertrauten, und werde alle Andeutungen verfolgen, die es mir gibt. Inzwischen bitte ich Sie, weder Fragen zu stellen, noch überhaupt einen Gegenstand zu berühren, an welchen sich, wie Sie leicht ermessen können, schmerzliche Erinnerungen für mich knüpfen. Ueberdies bin ich im gegenwärtigen Augenblick gezwungen, meine Gedanken ausschließlich den öffentlichen Angelegenheiten zuzuwenden, bei welchen Sie selbst jedoch möglicher Weise nicht unbedeutend betheilt sind. Ich habe meine Gründe, weßhalb ich Sie dringend ersuche, auf den Wunsch Ihres Onkels einzugehen und sich bei der bevorstehenden Wahl um den Bezirk von Lansmere zu bewerben. Wenn die Ihnen angeborene zarte Dankbarkeit dasjenige, was ich etwa für Sie gethan haben mag, so überschätzt, daß Sie mir einige Verbindlichkeiten schuldig zu sein glauben, so werden dieselben reichlich erfüllt sein an dem Tage, an welchem ich Sie als Parlamentsmitglied für Lansmere ausrufen höre. Im Vertrauen auf jenen edelmüthigen Grundsatz der Selbstaufopferung, welchen Sie zur Richtschnur Ihres Lebens gemacht haben, rechne ich

darauf, daß Sie Ihrer Vorliebe für das Privatleben entsagen und den Kampfplatz jenes edlen Ehrgeizes betreten werden, welcher den Namen meines Freundes Audley Egerton mit so hoher Würde bekleidet hat. Allerdings wird er Ihr Gegner sein; doch ist er zu großmüthig, um nicht meinen Eifer für das Interesse eines Jünglings zu verzeihen, dessen Laufbahn, wie ich eitel genug bin, zu glauben, theilweise mein Werk ist. Da überdies Mr. Randal Leslie im Verein mit Egerton auftritt und nach Mr. Avenel's Ansicht zwei Kandidaten derselben Partei sich nicht wohl werden durchsetzen lassen, so kann das Ergebniß noch immer zu der vollkommenen Befriedigung aller derjenigen Gefühle ausfallen, welche ich für Sie selbst sowohl, als für Audley Egerton hege, dessen Ansprüchen an meine Achtung Sie, wie ich Grund habe, anzunehmen, nacheifern werden.

»Der Ihrige

»L'Estrange.«

»Hier, Mr. Dale,« sagte Harley, indem er seinen Brief siegelte und dem Pfarrer übergab. »Hier – dieses Billet werden Sie ihm einhändigen. Doch nein – indem ich es noch einmal überlege, scheint es mir besser, wenn er von Ihrem Besuch bei mir, über welchen er bis jetzt in Unwissenheit ist, nichts erfährt. Denn sollte Miß Digby auf ihren bereits eingegangenen Verbindlichkeiten beharren, so wäre es gewiß eine freundliche Rücksicht auf Leonard, ihm die schmerzliche Nachricht zu ersparen, daß Sie mir Mittheilung von der Nebenbuhlerschaft gemacht haben, welche er selbst geheim gehalten hatte. Betrachten Sie

daher alles zwischen uns Vorgefallene als im strengsten Vertrauen geschehen.«

»Ich will Ihnen gehorchen, mein Lord,« erwiderte der Pfarrer demüthig und halb erschrocken, als er fand, daß er, der gekommen war, Autorität auszuüben, sich nun Befehlen unterwarf. Er wußte nicht, welches Urtheil er sich über den Mann erlauben sollte, den er als einen Verbrecher angesehen hatte, und der nun die ihm zur Last gelegte Schuld nicht einmal in Abrede zog, gleichwohl aber dem anklagenden Priester etwas von jener Achtung einflößte, welche Mr. Dale bis daher nur der Tugend zu zollen gewöhnt war. Hätte er doch einen Blick in das stürmische umnachtete Herz werfen können, welches er zum *zweiten Mal* nicht verstand!

»Es ist gut – sehr gut,« murmelte Harley, nachdem sich die Thüre hinter dem Pfarrer geschlossen hatte. »Die Natter und die Natterbrut! So war es denn dieses Mannes Sohn, den ich aus dem Pfuhl der Verzweiflung herauszog, und ohne es zu wissen ahmt der Sohn die Dankbarkeit und Ehrenhaftigkeit des Vaters nach – ha – ha!«

Plötzlich erstarb das bittere Lachen, und ein Strahl beinahe himmlischer Freude brach aus den kämpfenden Elementen des Sturmes und der Finsterniß. Wenn Helene Leonard's Neigung erwiderte, so war Harley L'Estrange frei! Und im Widerschein jenes Strahles sah er Violanten's Antlitz als dasjenige eines Engels auf ihn herniederblicken. Schnell jedoch verschwanden Himmelslicht und Engelsantlitz wieder, verschlungen von dem schwarzen Abgrund seiner zerrissenen und gefolterten Seele.

»Thor!« sprach in seinem Schmerze der unglückliche Mann laut zu sich selbst – »Thor! was dann? Wäre ich frei, würde ich abermals mein Schicksal der Falschheit anvertrauen? wenn es mir in der Blüthe und in dem Glanz meiner Jugend nicht gelang, das Herz eines Dorfmädchens zu gewinnen – wenn ich, in abermaliger Selbsttäuschung, vergebens den Keim weiblicher Neigung in dem Herzen der Waise, die ich der Armuth entriß, zu pflegen und groß zu ziehen trachtete – wie kann ich Liebe erwarten von der glänzenden Fürstentochter, welche alle glattzüngigen Lotharios dieser flimmernden Welt mit ihren Huldigungen umringen werden, sobald sie in ihren Sphären erscheint! Wenn Verrath und Treulosigkeit mein Schicksal ist – Welch eine Hölle in dem Gedanken, daß ein Weib ihr Haupt auf meinen Busen legen könnte – und – o Entsetzen! Entsetzen! – Nein! – Ich würde ihre Hand nicht annehmen, und sollte sie mir auch angeboten werden – würde nicht an ihre Liebe glauben, selbst wenn sie mir dieselbe mit tausend Schwüren betheuerte. Du meine ernste Seele, endlich weise geworden – liebe nie mehr – und glaube nie wieder an Wahrheit!«

## SECHSZEHNTE KAPITEL.

Als Harley sein Zimmer verließ, erblickte er Helene's bleiches liebliches Antlitz in einer Thüre desselben Ganges. Sie trat schüchtern auf ihn zu.

»Darf ich mit Ihnen sprechen?« sagte sie mit kaum hörbarer Stimme. »Ich habe gewartet, bis ich Ihre Tritte hörte.«

Harley sah sie fest an. Dann folgte er ihr, ohne ein Wort zu reden, in das Zimmer, aus welchem sie gekommen war, und schloß die Thüre.

»Auch ich,« sagte er, »wollte Sie um eine Unterredung bitten – aber später. Sie wünschen mich zu sprechen, Helene – ich bin bereit. – Ah, Kind, mag soll das heißen? Wozu dies?« – denn Helene kniete zu seinen Füßen.

»Lassen Sie mich knien,« versetzte sie, die Hand abwehrend, welche sie aufzurichten suchte. »Lassen Sie mich knien, bis ich alles erklärt und vielleicht Ihre Verzeihung erlangt habe. Sie sagten neulich Abends etwas – und es hat mir seitdem schwer auf dem Herzen und Gewissen gelegen. Sie sagten, ich dürfe kein Geheimniß vor Ihnen haben, denn dies wäre bei unsern gegenseitigen Beziehungen Betrug. Ich habe ein Geheimniß gehabt; aber, o glauben Sie mir, es währte lange, bis ich mir selbst darüber klar wurde. Sie beehrten mich mit einer Werbung, die so hoch über meiner Geburt und meinen Verdiensten steht. Sie sagten, daß ich Sie trösten und beruhigen könnte. Was sollte ich auf diese Worte erwidern? – ich, die ich Ihnen so viel mehr als kindlichen Dank und Gehorsam schuldig bin? Und ich glaubte, daß meine Neigungen frei seien – daß sie der Pflicht gehorchen würden. Aber – aber – aber –« fuhr Helene mit immer leiserer Stimme und noch tiefer gesenktem Haupte fort – »ich täuschte mich selbst. Ich sah ihn wieder, der in

der Welt mir alles gewesen zu einer Zeit, da diese Welt nur Schrecken für mich hatte – und da – und da zitterte ich. Meine Erinnerungen, meine Gedanken flößten mir Schrecken ein. Daß ich kämpfte fest und entschlossen, um die Vergangenheit aus meinem Gedächtniß zu verbannen. Sie glauben mir – o nicht wahr, Sie glauben mir? Und ich hoffte zu überwinden. Aber seitdem Sie jene Worte gesprochen, war es mir, als dürfte ich Ihnen auch selbst den Kampf nicht verschweigen. Dies ist das erste Mal seit jenem Abende, daß wir zusammentreffen. Und nun – nun – ich habe ihn wieder gesehen, und – und – obgleich Diejenige, welche Sie Ihre Braut zu sein gewürdigt haben, auch nicht mit einer Sylbe die Hoffnungen eines Andern ermuthigen konnte – obgleich er mir dort – dort, wo Sie jetzt stehen Lebewohl sagte, und wir Abschied nahmen, als ob es für immer wäre; – dennoch – dennoch – O Lord L'Estrange! was sollte ich Ihnen als Vergeltung für Rang und Reichthum und Ihre noch viel edleren Naturanlagen geben? – etwas mehr, als Dankbarkeit, Achtung, Verehrung – zum wenigsten ein ungetheiltes Herz, erfüllt von Ihrem Bild allein. Und dies ist es, was ich nicht geben kann. Verzeihen Sie mir – nicht, was ich jetzt gesagt habe, sondern daß ich es nicht früher gethan. Verzeihen Sie mir, o mein Wohlthäter, verzeihen Sie mir!«

»Stehen Sie auf, Helene,« sagte Harley, dessen Stirne etwas von ihrem düstern Ausdruck verlor, obwohl er noch nicht gesonnen schien, einer mildern und heiligeren Empfindung Raum zu geben. »Stehen Sie auf!« Und

er zog sie in die Höhe und trat mit ihr an das Licht. »Lassen Sie mich in Ihr Antlitz blicken. Hier scheint kein Trug zu weilen. Diese Thränen sind gewiß aufrichtig. Wenn ich nicht geliebt werden kann so ist es mein Geschick und nicht Ihr Verbrechen. Hören Sie mich jetzt an. Wenn Sie mir nichts Anderes gewähren können, wollen Sie mir wenigstens den Gehorsam leisten, den die Mündel ihrem Vormund, das Kind dem Vater schuldig ist?«

»Ja, o ja!« murmelte Helene.

»So nehme ich, während ich Sie Ihres mir gegebenen Wortes entbinde, das Recht in Anspruch, der Werbung des – Desjenigen, welchen Sie mir vorziehen, meine Zustimmung, wenn ich es für gut finde, zu versagen. Ich spreche Sie von aller Täuschung frei, behalte mir aber vor, mein eigenes Urtheil über ihn zu fällen. Bis ich nun selbst jene Werbung gebilligt habe, verlange ich von Ihnen, daß Sie in keiner Weise die Ablehnung zurücknehmen, die Sie, wenn ich recht verstehe, auf dieselbe ertheilt halten.«

»Ich verspreche es.«

»Und wenn ich zu Ihnen sage: ›Helene, dieser Mann ist Ihrer nicht würdig –‹«

»Nein, nein! Sagen Sie das nicht – ich könnte Ihnen nicht glauben.«

Harley runzelte die Stirne, fuhr jedoch ruhig fort – »Nun denn, wenn ich sage: ›Fragen Sie mich nicht, weshalb, aber ich verbiete Ihnen, die Gattin Leonard Fairfield's zu werden‹ – was würde Ihre Antwort sein?«

»Ah, mein Lord, wenn Sie ihn nur trösten können, mögen Sie mit mir thun, was Sie wollen; aber befehlen Sie mir nicht, ihm das Herz zu brechen.«

»O thörichtes Kind,« rief Harley mit verächtlichem Lachen, »es gibt keine Herzen in dem Geschlecht, aus welchem dieser Mann entsprang. Doch ich nehme Ihr Versprechen trotz der leichtgläubigen Bedingung an, die Sie daran knüpfen. Helene, ich bemitleide Sie. Ich war nicht weniger schwach, wie Sie, bärtiger Mann, der ich bin. Vielleicht erleben wir den Tag, da wir Beide über die Thorheiten lachen, über welche Sie jetzt weinen. Einen andern Trost kann ich Ihnen nicht geben – denn ich weiß keinen.«

Er näherte sich der Thüre, blieb jedoch auf der Schwelle stehen.

»Ich werde Sie in den nächsten Tagen nicht wieder sehen, Helene. Vielleicht bitte ich meine Mutter, zu mir nach Lansmere zu kommen, und in diesem Fall würde ich Sie ersuchen, die Gräfin zu begleiten. Vorderhand lassen Sie Jedermann auf dem Glauben, daß unsere gegenseitige Stellung unverändert sei. Die Zeit wird bald kommen, da ich vielleicht –«

Helene blickte fragend durch ihre Thränen auf, und Harley fuhr mit ernster, strenger Kälte fort –

»Da ich Sie vielleicht von allen Pflichten gegen mich logsprechen, oder aber an Ihr Versprechen erinnern werde trotz der Bedingung, denn das Herz Ihres Freiers wird nicht brechen. Leben Sie wohl!«

SIEBENZEHNTE KAPITEL.

Als Harley London betrat, stieß er plötzlich auf Randal Leslie, welcher raschen Schrittes von Eaton Square kam, nachdem er Mr. Avenel nicht nur auf seinem Spaziergang, sondern auch nach Hause begleitet und den halben Tag in seiner Gesellschaft zugebracht hatte. Er befand sich jetzt auf dem Wege nach dem Hause der Gemeinen, woselbst eine Erklärung über den Tag, an welchem das Parlament aufgelöst werden sollte, erwartet wurde.

»Lord L'Estrange,« sagte Randal, »ich muß Sie einen Augenblick aufhalten. Ich war in Norwood und habe unsern edlen Freund gesehen. Er bat mir natürlich alles mitgetheilt, was sich zugetragen. Wie kann ich Ihnen meine Dankbarkeit ausdrücken? Mit welch' seltenem Talent – mit welch' außerordentlichem Muth – haben Sie das Glück – vielleicht sogar die Ehre – meiner verlobten Braut gerettet!«

»Ihrer Braut! So hält denn der Herzog an dem Versprechen fest, welches Sie so glücklich waren, von Riccabocca zu erhalten?«

»Er bestätigt seine Zusage so feierlich denn je. Diese Großmuth mag Sie allerdings in Erstaunen setzen.«

»Nein; er ist ein Philosoph – nichts, was er thut, kann mich überraschen. Als ich ihn zuletzt sah, schienen jedoch nach seiner Ansicht Umstände vorzuliegen, welche zu erklären Ihnen schwer werden dürfte.«

»Schwer? Nichts leichter! Erlauben Sie mir, Ihnen dieselben Aufklärungen zu geben, welche Denjenigen befriedigten, den die Philosophie ebenso zugänglich für die Wahrheit gemacht, als er ein scharfes Auge für den Betrug hat.«

»Ein ander Mal, mein bester Mr. Leslie. Wenn der Vater Ihrer Braut zufrieden ist, welches Recht hätte alsdann ich, zu zweifeln? Beiläufig, Sie bewerben sich um den Bezirk von Lansmere – wollen Sie mir nicht die Gunst erweisen, während der Wahl im Park Ihre Wohnung zu nehmen? Sie werden natürlich Mr. Egerton begleiten.«

»Sie sind allzu gütig,« erwiderte Randal sehr überrascht.

»Sie nehmen meine Einladung an? Das ist recht. Wir werden dann hinlänglich Gelegenheit zu jenen Erklärungen finden, welche Sie so freundlich sind, mir anzubieten, und, um Ihren Aufenthalt noch angenehmer zu machen, kann ich vielleicht unsere Freunde in Norwood bewegen, zu derselben Zeit auch nach Lansmere Park zu kommen. Guten Tag!«

Harley entfernte sich, und Randal blieb regungslos vor Erstaunen, aber von Argwohn gequält, stehen. Was konnte solche Höflichkeit von Lord L'Estrange's Seite bedeuten? Sicherlich nichts Gutes.

»Ich stehe im Begriff, die Wage der Gerechtigkeit in meine Hand zu nehmen,« sagte Harley zu sich selbst, »und ich will das leichte Gewicht dieses Schurken in die

Schale werfen. Violante kann niemals die Meinige werden, allein ich habe sie nicht aus der Gewalt eines Peshiera errettet, um sie einem Randal Leslie zu überlassen. Ha, ha! Audley Egerton ist nicht ganz ohne menschliches Gefühl – er liebt diesen Jüngling, den er auf der Welt sich ausgelesen hat, in welcher er Nora's Kind dem Hungertode preisgab. Von dieser Seite kann ich sein Herz erreichen und ihm beweisen, daß er, wie ich selbst, ein Thor war, wo er achtete und vertraute! Gut.«

Unter solchen Selbstgesprächen erreichte Lord L'Estrange die Ecke von Bruton Street, wo er abermals plötzlich und unvermuthet angedet wurde.

»Mein theurer Lord L'Estrange, erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken, denn der Himmel weiß, wann ich Sie wieder sehen werde, und durch Ihre Vermittlung war es mir vergönnt, an einer guten Handlung Theil zu nehmen.«

»Frank Hazeldean, ich freue mich in der That, Sie zu sehen. Doch, weßhalb sprechen Sie einen so melancholischen Zweifel in Betreff des Zeitpunktes unseres nächsten Wiedersehens aus?«

»Ich habe soeben meinen Urlaub erhalten. Ich bin nicht wohl – in Wahrheit etwas kreuzlahm – und so will ich auf einige Wochen fortgehen.«

Wider seinen Willen fühlte der finstere, brütende Mann sein Interesse und seine Theilnahme durch die Niedergeschlagenheit angeregt, welche sich in Frank's Stimme und Antlitz so deutlich aussprach. »Auch ein von der Liebe Bethörter,« dachte er, gleichsam als Entschuldigung

vor sich selbst; »natürlich ein Bethörter, denn er ist ehrlich und ohne Falsch – bis jetzt.« Er preßte freundlich den Arm, den er unwillkürlich in den seinigen gelegt hatte. »Ich begreife Ihren jetzigen Schmerz, mein junger Freund,« sagte er; »allein Sie werden sich später Glück zu dem wünschen, was Ihnen heute als ein großes Leid erscheint.«

»Mein theurer Lord –«

»Ich bin zwar viel älter als Sie, doch nicht alt genug für solche steife Förmlichkeit. Bitte, nennen Sie mich L'Estrange.«

»Ich danke Ihnen – und in der That möchte ich mit Ihnen als mit einem Freunde sprechen. Es liegt mir ein Gedanke auf der Seele, der mir keine Ruhe läßt. Er ist wohl thöricht genug, aber ich bin gewiß, Sie werden mich nicht auslachen. Sie hörten, was Madame di Negra in der vergangenen Nacht zu mir sagte. Man hat ein Spiel mit mir getrieben und mich irre geführt, allein ich kann nicht so schnell vergessen, wie theuer mir jene Frau gewesen. Ich will Sie nicht mit dieser Thorheit langweilen, aber, so viel ich von dem Vorgefallenen verstehe, wird ihr Bruder wahrscheinlich sein ganzes Vermögen verlieren, und wenn auch nicht, so ist er jedenfalls ein elender Schurke. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß sie so abhängig von ihm sein soll – daß sie möglicher Weise Mangel leiden konnte. Es muß im Grunde doch etwas Gutes in ihr sein – weil sie mir ohne Liebe ihre Hand nicht reichen wollte. Eine berechnende Frau in solchen Verhältnissen würde nicht so gehandelt haben.«

»Sie urtheilen ganz richtig. Aber quälen Sie sich nicht mit diesen edelmüthigen Besorgnissen. Madame di Negra wird keinen Mangel leiden – sie wird nicht von ihrem elenden Bruder abhängen. Die erste Handlung des Herzogs von Serrano nach Wiedergewinnung seiner Besitzungen wird sein, daß er in geeigneter Weise für seine Verwandte sorgt. Dafür stehe ich Ihnen.«

»Sie nehmen mir eine Last von der Seele. Ich wollte Sie um Ihre Fürsprache bei Riccabocca – das heißt, bei dem Herzog bitten (ich kann mich so schwer daran gewöhnen, daß er ein Herzog sein soll!). In meiner Macht steht es leider nicht, etwas für Madame di Negra zu thun. Ich könnte allerdings mein Offizierspatent verkaufen, allein ich habe eine Schuld, die ich vor Allem gerne abbezahlen möchte, und der Erlös des Patents würde nicht einmal dazu reichen; auch fürchte ich, mein Vater könnte noch zorniger über mich werden, wenn ich es verkaufen wollte. Nun, leben Sie wohl! Ich werde jetzt glücklich fortgehen – das heißt, vergleichungsweise. Man muß sein Schicksal tragen, wie – ein Mann!«

»Ich möchte Sie jedoch gerne noch einmal sehen, ehe Sie abreisen, und werde Sie daher aufsuchen. Inzwischen können Sie mir vielleicht die Hausnummer eines Baron Levy angeben? Er wohnt in dieser Straße, so viel ich weiß.«

»Levy! O, haben Sie mit diesem Menschen nichts zu schaffen – ich rathe Ihnen, ich bitte Sie inständig darum! Er ist der einschmeichelndste, gefährlichste Schurke.

Und, um des Himmels willen! nehmen Sie meine Warnung an, und lassen Sie sich durch nichts verleiten zu – einem *post-obit*!«

»Seien Sie ganz ruhig! ich bin eher daran gewöhnt, Geld auszuleihen, als welches von Andern zu borgen, und was das *post-obit* betrifft, so habe ich ein thörichtes Vorurtheil gegen derartige Geschäfte.«

»Nennen Sie es nicht thöricht, L'Estrange, ich ehre Sie darum! Wie sehr wünschte ich, daß ich Sie früher gekannt hätte – Sie sind so ganz anders, wie die Herrn in der Gesellschaft. Selbst Randal Leslie, der in den meisten Dingen so fehlerlos ist und nie selbst in eine Klemme geräth, nannte meine Bedenklichkeiten thöricht, doch –«

»Halt – Randal Leslie? Wie, er rieth Ihnen, auf ein *post-obit* Geld aufzunehmen? Und ohne Zweifel behielt er einen hübschen Theil davon für sich?«

»O nein, nicht einen Schilling.«

»Erzählen Sie mir den ganzen Hergang, Frank. Da, wie ich sehe, Levy bei der Sache betheilig ist, so kann vielleicht Ihre Mittheilung für mich selbst von Nutzen sein und mich vorsichtig machen in meinen Verhandlungen mit diesem vielgesuchten Gentleman.«

Frank, der sich, ohne selbst zu wissen, wie es kam, vollkommen heimisch in Harley's Gesellschaft fühlte und bei aller Achtung vor Randal Leslie's Talenten doch eine unbestimmte Ahnung davon hatte, Lord L'Estrange konnte jedenfalls ebenso klug, wie Jener, und um seiner Jahre und Erfahrung willen wahrscheinlich ein noch sicherer

und verständigerer Rathgeber sein, war keineswegs abgeneigt, die verlangte Aufklärung zu geben.

Er erzählte Harley von seinen Schulden – von seinen ersten Geschäften mit Levy – von dem unglücklichen *post-obit*, zu welchem er sich durch Madame di Negra's Noth und Verlegenheit hatte hinreißen lassen – von dem Zorn seines Vaters – dem Brief seiner Mutter – seinen eigenen, von Scham und Stolz gemischten Gefühlen, welche ihn fürchten ließen, daß seine Reue als Eigennutz erscheinen könnte – und endlich von seinem Wunsche, durch den Verkauf seines Offizierspatentes einen Theil der *post-obit*-Schuld abzutragen; – kurz, er theilte Harley alles mit, was ihm so schwer auf dem Herzen lag. Randal Leslie's Name kehrte natürlicher Weise in seiner Erzählung oftmals wieder, und Lord L'Estrange's schlaue Querfragen ließen ihn bald weit mehr von der Betheiligung des jungen Diplomaten an dieser traurigen Geschichte erkennen, als der arglose Erzähler selbst wußte.

»So suchte Sie denn Mr. Leslie von Madame di Negra's Liebe zu überzeugen,« sagte Harley, »während Sie selbst an derselben zweifelten?«

»Ja, er ließ sich noch mehr täuschen, als ich.«

»Einfacher, schlichter Mr. Leslie! Und dieser wohlmeinende Freund – er ist mit Ihnen verwandt – sagten Sie nicht so?«

»Seine Großmutter war eine Hazeldean.«

»Hm! Dieser wohlmeinende Verwandte brachte Sie auf den Glauben, Sie könnten jene Schuld mit der Morgengabe der Marchesa einlösen, und es würde ihm alsdann

gelingen, die Einwilligung Ihrer Eltern zu Ihrer Heirath mit jener Dame für Sie auszuwirken?«

»Ich hätte es besser wissen sollen; meines Vaters Vorurtheile gegen Ausländer und Papisten sind so stark.«

»Und jetzt ist Mr. Leslie mit Ihnen einverstanden, daß Sie nichts Besseres thun können, als in's Ausland zu gehen und seiner Vermittlung zwischen Ihnen und Ihrem Vater zu vertrauen? Er hat augenscheinlich einen großen Einfluß auf Mr. Hazeldean gewonnen.«

»Mein Vater vergleicht ihn natürlich mit mir – er so verständig, so vielversprechend, so geordnet in seiner Lebensweise, und ich ein so leichtsinniger Mensch!«

»Und die Hauptmasse von Ihres Vaters Besitzthum ist kein Fideikommiß – Mr. Hazeldean könnte Sie enterben?«

»Ich verdiene es – ich hoffe, er wird es thun.«

»Sie haben weder Brüder, noch Schwestern – vielleicht keinen nähern Verwandten, als Ihren vortrefflichen Freund, Mr. Randal Leslie!«

»Nein; das ist auch der Grund, weßhalb er so gut gegen mich ist, sonst wäre ich wohl der Letzte, der für ihn paßte. Sie haben keinen Begriff, wie unterrichtet und wie verständig er ist,« setzte Frank in einem Tone hinzu, der zwischen Bewunderung und Scheu die Mitte hielt.

»Mein lieber Hazeldean, wollen Sie meinen Rath annehmen?«

»Gewiß. Sie sind allzu gütig.«

»So lassen Sie Ihre ganze Familie, Mr. Leslie mit inbegriffen, auf dem Glauben, daß Sie Ihre Reise angetreten;

bleiben Sie aber ruhig in England, und zwar in der Entfernung einer Tagereise von Lansmere Park. Ich bin genöthigt, zu der bevorstehenden Wahl dahin zu gehen, und werde Sie vielleicht ersuchen, sich gleichfalls dort einzufinden. Ich glaube, ich sehe einen Weg, Ihnen zu dienen, und in diesem Fall werden Sie bald von mir hören. Und nun, Baron Levy's Hausnummer.«

»Dort, wo das Cabriolet vor der Thüre steht. Wie nur ein solcher Mensch ein solches Pferd haben kann! Es ist unerhört!«

»Ganz und gar nicht; Pferde sind muthige, edle und arglose Thiere – sie wissen es nie, daß es ein Spitzbube ist, der ihre Zügel hält! Ich habe also Ihr Versprechen, und Sie wollen mir Ihre Adresse senden?«

»Ja. Sonderbar, daß ich mehr Vertrauen zu Ihnen fühle, als sogar zu Randal! Nehmen Sie sich vor Levy in Acht.«

Lord L'Estrange und Frank schüttelten sich die Hände, und mit einem ängstlichen Seufzer sah Frank Lord L'Estrange in dem Portale des glatten Verderbers verschwinden.

## ACHTZEHNTE KAPITEL.

Lord L'Estrange folgte dem elegant gekleideten Bedienten in Baron Levy's üppig ausgestattetes Studirzimmer.

Der Baron blickte höchlichst erstaunt auf seinen unerwarteten Gast, erhob sich jedoch und bot mit einer Verbeugung dem Lord einen Stuhl an.

»Das ist in der That eine große Ehre,« sagte er.

»Sie haben hier einen reizenden Aufenthaltsort,« erwiderte Lord L'Estrange, sich umsehend. Außerordentlich schöne Bronze-Figuren – vortrefflicher Geschmack. Ihre Empfangszimmer oben sind ohne Zweifel ein Muster für alle Decorateure!«

»Würden sich Euer Gnaden herablassen, sie zu sehen?« versetzte Levy geschmeichelt, wiewohl noch immer etwas verwundert.

»Mit dem größten Vergnügen.«

»Lichter!« rief Levy dem Bedienten zu, welcher auf sein Klingeln erschien. »Lichter in die Besuchzimmer. Es fängt an, dunkel zu werden.«

Lord L'Estrange folgte dem Wucherer die Treppe hinauf und bewunderte alles – die Gemälde, die Draperien, das Sevres-Porzellan, bis auf die Form der flaumweichen Fauteuils und die Zeichnung des türkischen Teppichs. In einem der schwellenden Sopha's sich zurücklehnend, sagte er lächelnd:

»Sie sind ein weiser Mann. Was ist es für ein Vortheil, reich zu sein, wenn man seinen Reichthum nicht genießt?«

»Ganz mein Grundsatz, Lord L'Estrange.«

»Und ebenso ist es etwas Schönes um den Geschmack für gute Gesellschaft. So üppig diese Zimmer auch ausgestattet sind, so würden sie doch wenig stolz darauf sein, mein bester Baron, wenn nur Gäste von gemeinem Aeußern und plebejischen Manieren sich darin bewegten. Nur in der Welt, in der *wir* leben, finden wir Leute,

welche, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu dem Porzellan von Sevres und zu diesem Sopha's passen, die in der That von Versailles stammen könnten.«

»Ich gestehe,« sagte Levy, »daß ich eine Vorliebe für den *beau monde* habe, obgleich Manche dies an einem *parvenu*, wie ich, eine Schwäche nennen mögen. Es ist mir in Wahrheit eine Freude, Männer, wie Euer Gnaden, bei mir zu empfangen.«

»Aber warum nennen Sie sich einen *parvenu*? Obwohl Sie sich begnügen, dem Namen Levy Ehre zu machen, so wissen wir doch Alle in der Gesellschaft, daß Sie der Sohn eines englischen Peers von alter Herkunft sind. Ein Kind der Liebe allerdings, allein die Grazien sind Denen hold, bei deren Geburt Venus den Vorsitz führte. Verzeihen Sie mein altmodisches mythologisches Gleichniß – es paßt so gut – zu diesen Gemächern – *à la Louis Quinze*.«

»Da Sie meine Geburt berühren,« erwiderte Levy, während eine leichte Röthe – nicht der Scham, sondern des Stolzes – sein Gesicht überflog, »so leugne ich nicht, daß sie einigen Einfluß auf meinen Geschmack und meine Lebensweise geübt hat. Ja –«

»Ja, gestehen Sie, daß Sie trotz Ihres Reichthums ein unglücklicher Mann sein würden, wenn Ihnen die jungen Stutzer, die sich zu Ihren Banketten drängen, auf der Straße den Rücken kehrten – wenn Ihr stolzes Pferd vor Ihrem Clubhause anhielte, und Ihnen der Portier die Thüre vor der Nase zuschläge – wenn Sie hübscher Bursche, der Sie sind, im Parterre der Oper herum schlenderten, und jeder verschwenderische Wüstling von ›Fop's Alley‹,

welcher jetzt nur auf einen Strich Ihrer Feder wartet, um ein *billet-doux* mit dem Zauber zu versehen, der irgend eine in Wolken von Tülle dahinschwebenden Nympe des Ballets für einen Monat an ihn fesseln soll, vor der Berührung ihres herablassenden Zeigefingers mit größerem Schreck zurückbebte, als vor der Haft dringenden Hand eines Bailiffs in dem Nebel von Pall Mall – wenn Sie, auf die Gesellschaft von City-Handlungsdienern und schmarotzenden Speichelleckern angewiesen –«

»O, halten Sie ein, mein theurer Lord,« rief Levy mit einem erkünstelten Lachen. »Sie malen ein entsetzliches Bild, so unmöglich es auch ist. Schließen Sie mich aus von May Fair und St. James, und ich gehe in mein Kasenzimmer, um mich aufzuhängen.«

»Und doch, mein bester Baron, mag alles dieses geschehen, sobald ich Lust habe, es zu versuchen; – ja, es *wird* geschehen, wenn Sie nicht, ehe ich dieses Haus verlasse, den Bedingungen zustimmen, welche ich hierher gekommen bin, Ihnen vorzulegen.«

»Mein Lord!« rief Levy aufspringend, während er mit vor Leidenschaft zitternden Fingern seine Weste abwärts zog – »befänden Sie sich nicht unter meinem eigenen Dache, so würde ich –«

»Sparen Sie alle Phrasen. Setzen Sie sich, mein Herr – setzen Sie sich. Ich will meine Drohung kurz fassen – noch kürzer meine Bedingungen. Sie werden kaum weiterschweifiger in Ihrer Antwort sein. An Ihr Vermögen kann ich nicht Hand anlegen – aber den Genuß desselben kann

ich Ihnen vergällen. Weisen Sie meine Bedingungen zurück – machen Sie mich zu Ihrem Feinde – und es gilt Krieg auf Leben und Tod! Ich werde alle die jungen Thoren befragen, welche Sie zu Grunde gerichtet haben. Ich werde mich mit der Art jener Geschäfte vertraut machen, mit deren Hilfe Sie zu dem Reichthum gelangten, den Sie als Mittel gebrauchen, um die Gesellschaft und um die Theilnahme an den Lastern von Menschen zu buhlen, welche – zu diesen Zimmern Louis Quinze passen. Nicht ein einziger Ihrer Schurkenstreiche soll mir entgehen, bis herab zu Ihrem letzten denkwürdigen Versuch, einem ruchlosen Italiener zu der verbrecherischen Entführung einer Erbin zu verhelfen. Alle diese Einzelheiten werde ich in den Clubs, bei denen Sie zugelassen sind – in jedem Club in London, in welchen Sie sich noch einzuschleichen hoffen, verkündigen. Ich werde sie irgend einer Autorität in der Presse – wie z. B. Mr. Henry Norreys – mittheilen; – sie sollen, unter Gewahrschaft meines eigenen Namens, in verschiedenen bedeutenden Blättern in einer Weise veröffentlicht werden, daß Sie entweder die Enthüllungen, die Sie vernichten, stillschweigend hinnehmen, oder Dinge vor einen Gerichtshof bringen müssen, welche Anschuldigungen in Beweise verwandeln werden. Sie sind jetzt nur geduldet in der Gesellschaft – Sie werden ausgeschlossen, sobald ein Mann, wie ich, hervortritt, Ihnen die Maske abzunehmen. Umsonst versuchen Sie ein höhnisches Lächeln über meine Drohung – Ihre weißen Lippen verrathen Ihre Angst. Ich habe selten im Leben aus meinem Rang und meiner Stellung irgend einen Vortheil

gezogen – jetzt aber bin ich dankbar, daß sie mir die Macht geben, meinen Worten Achtung und meiner Blosstellung den Sieg zu verleihen. Nun, Baron Levy, wollen Sie in Ihr Kassenzimmer gehen und sich aufhängen, oder wollen Sie Ihre Zustimmung zu meinen sehr mäßigen Bedingungen geben? Sie schweigen. Ich will Ihnen das Herz erleichtern und jene Bedingungen nennen. Bis die allgemeine Wahl, welche eben jetzt bevorsteht, vorüber ist, werden Sie mir in allem, was ich von Ihnen verlange, buchstäblich Folge leisten – ohne Zögern, ohne Einwendung. Und der erste Beweis von Gehorsam, den ich fordere, ist eine offene Darlegung von Mr. Audley Egerton's pekuniären Verhältnissen.«

»Hat Sie mein Client, Mr. Egerton, ermächtigt, diese Darlegung von mir zu verlangen?«

»Im Gegentheil; Sie werden alles, was zwischen uns vorgeht, vor Ihrem Clienten geheim halten.«

»Sie möchten ihn vom Untergang erretten? Ihren treuen *Freund*, Mr. Egerton!« sagte der Baron mit finsterem Hohne.

»Abermals auf falscher Spur, Baron Levy. Wenn ich ihn vom Untergang retten wollte, so wären Sie schwerlich Derjenige, dessen Beistand ich mir erbitten würde.«

»Ah, ich errathe. Sie haben erfahren, wie er –«

»Errathen Sie nichts, sondern gehorchen Sie in allen Dingen. Lassen Sie uns in Ihr Arbeitszimmer hinabgehen.«

Levy sprach kein Wort, bis er seinen Gast in seine Raubhöhle zurückgeführt hatte, wo ringsum die *spoliaría* in Rosenholz glänzte. Dann sagte er:

»Wenn Sie nur auf Rache an Audley Egerton sinnen, Lord L'Estrange, so hätte es jener Drohungen nicht bedurft. Auch ich – hasse den Mann.«

Harley faßte ihn fest in's Auge, und der Edelmann fühlte einen Schmerz darüber, daß er sich auch nur zu einem einzigen Gefühl erniedrigt hatte, welches der Wucherer mit ihm theilen konnte. Gleichwohl schien die Unterredung mit einer befriedigenden Uebereinkunft und freundschaftlichem Einverständniß zu schließen. Denn als der Baron Lord L'Estrange mit großer Förmlichkeit durch die Halle geleitete, sagte sein edler Gast mit betonter Leutseligkeit:

»Auf Wiedersehen also in Lansmere, wo Sie mir helfen werden, Mr. Egerton's Wahl zu leiten. Es ist dies ein Opfer Ihrer Zeit, welches Sie der Freundschaft bringen. Nicht einen Schritt weiter, ich bitte, Baron. Ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Abend zu wünschen.«

Als sich die Hausthüre vor Lord L'Estrange öffnete, fand er sich abermals Randal Leslie gegenüber, der die Hand bereits zu dem Klopfer erhoben hatte.

»Ha, Mr. Leslie! – Sie auch ein Client von Baron Leovy, ein sehr nützlicher, zu jeder Aushülfe bereiteter Mann.«

Randal stand starr vor Erstaunen und stotterte:

»Ich komme in großer Eile aus dem Hause der Gemeinen in Mr. Egerton's Angelegenheit. Hören Sie nicht die

Zeitungsverkäufer ihr ›Wichtige Neuigkeit – Auflösung des Parlament!‹ – ausrufen?«

»Wir sind vorbereitet. Levy selbst hat versprochen, uns den Beistand seiner Talente zu leihen. Freundlicher, gefälliger – gescheidter Mann!«

Randal eilte in Levy's Arbeitszimmer, in welches sich der Wucherer wieder zurückgezogen hatte und sich eben die Stirne mit seinem parfümirten Taschentuch abwischte. Er sah erhitzt und verstört aus und beachtete Randal sehr wenig.

»Was soll das?« rief Randal. »Ich komme, um Ihnen das vollständige Fehlschlagen von Peschiera's Plan mitzutheilen – der lächerliche Geck! – und ich treffe an Ihrer Thüre Denjenigen, den ich am wenigsten hier zu finden erwartet hatte – ihn, der alles vereitelte, Lord L'Estrange! Was führte ihn hierher? Ah, vielleicht sein Interesse an Eger-ton's Erwählung?«

»Ja,« erwiderte Levy mürrisch. »Ich weiß alles von Peschiera's Niederlage und habe jetzt keine Zeit, mit Ihnen zu sprechen; ich muß Vorbereitungen zu meiner Abreise nach Lansmere treffen.«

»Aber vergessen Sie meinen Ankauf von Thornhill nicht. Ich werde das Geld demnächst aus einer sichereren Quelle erhalten, als Peschiera war.«

»Von dem Squire?«

»Oder von einem reichen Schwiegervater.«

Inzwischen hatte Lord L'Estrange Bond Street betreten, von dem lauten Geschrei der von *Standard*, *Sun* und *Globe* ausgebotenen Stentorstimmen betäubt, welche ihr

›Wichtige Neuigkeit! Auflösung des Parlaments! – wichtige Neuigkeit!‹ durch die Straße riefen. Die Gaslampen waren angezündet – ein brauner Nebel lagerte sich über der Stadt und vermischte sich mit den fallenden Schatten der Nacht. Undeutlich erschienen die Gestalten der Menschen in dem Dunst, während die Lichter in den Läden einen trüben, rothen Schein verbreiteten. Die sonst gegen Politik so gleichgültigen Pflastertreter sprachen eifrig und ängstlich von König und Regierung, von Ober- und Unterhaus, von ›Gefahr für die Verfassung‹, von ›Triumph der liberalen Ansichten‹ – je nach ihren verschiedenen Richtungen. Harley L'Estrange hörte mit Verachtung zu und wandelte einsam und ungesellig seines Weges. Mit seinen wilderen Leidenschaften waren auch alle ihm angeborenen Kräfte erwacht, durch welche jene doppelt gefährlich wurden. Das Bewußtsein seiner großen Fähigkeiten erfüllte ihn mit Stolz und Frohlocken – jedoch nur in so weit, als dieselben dem Zwecke dienen konnten, der sie in's Leben gerufen hatte.

»Ich habe mich selbst zum Schicksal aufgeworfen,« sprach er zu sich; »mögen die Götter neutral bleiben, während ich die Maschen webe. Und hat alsdann das Schicksal seine Sendung erfüllt, so laßt mich in den Schatten zurücktreten mit dem stillen, einsamen Schritt, dem Niemand folgen mag.

›O, eine Hütte mir in weiter Oede! Wie müde bin ich dieser Menschenwelt!‹

Und wieder erscholl der Ruf ›Wichtige Neuigkeit – Nationalkrise – Auflösung des Parlaments – Wichtige Neuigkeit!‹ durch die sich stoßende Menge. Drei Männer, Arm in Arm, streiften an Harley vorüber und wurden an der Straßenkreuzung durch eine Reihe von Wagen aufgehalten. Der Mittlere war Audley Egerton, der Andere ein Exminister, wie er selbst, und der Dritte einer jener großen Grundbesitzer, welche nicht nur stolz darauf sind, kein Amt annehmen zu müssen, sondern auch stolz auf ihre Macht, Ministerien zu schaffen und zu stürzen.

»Sie allein sind der Mann, der uns leiten muß, Egerton,« sagte der Gutsbesitzer. »Setzen Sie nur Ihre Wahl durch; und sobald dieses Volksfieber ausgetobt hat, so werden Sie etwas mehr sein als der Führer der Opposition – Sie werden der erste Mann in England sein.«

»Kein Zweifel darüber,« stimmte der exministerliche Kollege ein – ein würdiger Gentleman und guter Geschäftsmann, aber unhörbar aus der Journalistengallerie. »Und Sie sind Ihrer Erwählung ganz sicher, eh? Davon hängt alles ab. In einer solchen Zeit dürfen Sie nicht fehlen, nicht einmal für einen Monat oder zwei. Ich höre, Sie werden einen Kampf zu bestehen haben – mit einem Bürger aus dem Bezirk, glaube ich. Aber der Einfluß von Lansmere muß allgewaltig sein, und ich vermute, L'Estrange wird selbst auftreten und für Sie werben. Sie sind nicht der Mann, der laue Freunde haben kann!«

»Seien Sie unbesorgt in Betreff meiner Erwählung. Ich bin derselben so sicher, wie der Freundschaft L'Estrange's.«

Harley hörte mit grimmigem Lächeln diese Worte, griff in die Brust und legte seine Hand auf Nora's Tagebuch.

»Was sollten wir im Parlament anfangen ohne Sie!« sagte der große Grundbesitzer beinahe kläglich.

»Vielmehr, was sollte ich thun ohne Parlament? Das öffentliche Leben ist das einzige, das für mich existirt. Das Parlament ist für mich alles in allem. Doch wir können jetzt über die Straße.«

Harley's Auge erglänzte kalt, als es der hohen Gestalt des Staatsmannes folgte, welche alle andern Vorübergehenden weit überragte.

»Ja,« murmelte er – »ja, rechne so sicher auf meine Freundschaft, als ich auf die Deinige rechnete! Und Lansmere möge unser Feld bei Philippi sein! Dort, wo du den ersten Schritt thatest in das einzige Leben, welches du als Dasein anerkennt, soll die Leiter unter deinem Fuße morsch zusammenbrechen. Dort, wo das Opfer deiner verrätherischen Liebe dem Tod in die Arme sank, soll ein Verrath gleich dem deinigen deinem kalten Ehrgeiz ein Grab graben. Ich borge die Pfeile aus dem Köcher deiner Hinterlist; lautlos sollen sie dich treffen, und wenn ihre Spitzen dir in's Herz dringen, so sollst auch du sagen: ›Dies kömmt von der Hand eines Freundes.‹ Ja, in Lansmere, in Lansmere soll der Ausgang dem Werke die Krone aufsetzen. Gehe und entwerfe die Linien zu einer langen Perspektive auf der Leinwand, wo mein Auge bereits den verschwindenden Punkt des Gemäldes erblickt.«

Durch den dichten Nebel und in dem blossen Scheine des Gaslichtes verfolgte nun Harley L'Estrange lautlos

seinen Weg und verschwand bald unter den verschiedenen bunten, rasch auf einander folgenden Gruppen mit ihren endlosen Schattirungen der Gedanken, Sorgen und Leidenschaften, während neben dem leisen Gemurmel oder den schweigenden Herzen laut der Hufschlag der Rosse, das Rasseln der Räder und das ohrenzerreißende Geschrei ertönte, welches aufgehört hatte, Interesse zu erregen – ›Wichtige Neuigkeit, wichtige Neuigkeit – Auflösung des Parlaments – Wichtige Neuigkeit!‹

#### NEUNZEHNTES KAPITEL.

Der Schauplatz ist Lansmere Park – ein umfangreiches Gebäude, zur Zeit der Regierung Carl's II. begonnen und unter Königin Anna vergrößert und umgebaut. Glorreicher Abschnitt in der Geschichte unserer nationalen Sitten, da selbst der Höfling sich scheute, langweilig zu sein, und Sir Fopling sich auf die Zehenspitzen erhob, um das Ohr eines Witzlings zu erreichen – da Namen, wie Devonshire und Dorset, Halifax und Carteret, Oxford und Bolingbroke, brüderlich sich einten mit andern, wie Gobbes und Druden, Prior und Bentley, Arbuthnot, Gan, Pope und Sir-ist, und, wohin wir uns auch wenden, um das Ideal eines großen Lords oder seinen Gentleman zu erkennen, die Unsterblichen der Literatur ihm zur Seite stehen.

Die Wände der Zimmer in Lansmere waren mit den Portraits Derjenigen bedeckt, welche uns ein Bild der Periode geben, die Europa das Zeitalter Ludwigs XIV. nennt.

Ein L'Estrange, der unter der Regierung von vier englischen Fürsten gelebt und unter allen eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, hatte diese Bilder edler Zeitgenossen gesammelt. Wenn man durch die Reihe von Gemächern schritt, welche eines um das andere jenes pomp-hafte Gepränge zeigten, das von Carl II. aus den französischen Palästen eingeführt und beibehalten wurde, bis Versailles und Trianon selbst altmodisch geworden waren, so hatte man das Gefühl, als befände man sich in vor-trefflicher Gesellschaft. Welche Salons unserer Tage mit ihren Fräcken und weißen Westen besitzen jenen Zauber der Vornehmheit, der aus der Leinwand eines Kneller und Jervis, eines Vivien und Rigaud zu uns spricht? Und ungeachtet der Spitzen und Stickereien, des Trödels einer unnatürlichen Tracht, blicken Diejenigen, welche jener Zeit Reiz und Interesse verliehen, als Männer aus ihren Rahmen herab – wüst und wild, oder gütig und sanft-müthig – nie aber geziert und weibisch. Können wir das-selbe von den Bildern von Lawrence sagen? Betrachte je-nen schönen Marlborough – welche zarte Vollendung der Züge, und doch wie leicht in seiner Kühnheit, wie ruhig in dem Bewußtsein der Macht! So schön und so heiter mag er in den Pulverdampf bei Ramilies und Blenheim geblickt haben, als er Addison zu dem Bilde eines Kriegs-engels begeisterte. Ah, hier Sir Charles Sedley, der Love-lace der witzigen Geister! Siehst du die starken Backen-knochen und die ausdrucksvolle Stirne – und erkennst du nicht den Hofmann, der es verschmähte, von dem Kö-nige, mit dem er als seinesgleichen lebte, eine einzige

Gunst zu erbitten, und der seine männliche Rechte ausstreckte, um den Monarchen vom Throne zu schleudern, der seine Tochter zu – einer Gräfin gemacht hatte?<sup>1</sup>

Vielleicht waren diese Bilder, welche Harley L'Estrange von seiner Kindheit an umgaben und, indem sie von den Wänden auf ihn herniederschauten, von ihrer Zeit erzählten – vielleicht waren sie selbst und ihr Zeitalter nicht ohne Einfluß auf Harley's Charakter geblieben. Die Launenhaftigkeit und der kühne Muth – die Begeisterung für die Wissenschaft und die Verehrung alles Genialen – das Gemisch von Leichtfertigkeit und Kraft – die vornehme Indolenz oder die schwunghafte Thatenlust, sobald der Anstoß zum Handeln gegeben war – alle diese Eigenschaften mochten ihre Vorbilder unter jenen Männern einer früheren Zeit gefunden haben. Das tiefere Gefühl und die ernsteren Gemüthsanlagen, welche sich bei Harley L'Estrange den Attributen eines entschwundenen Jahrhunderts beimischten – diese waren in der That sein ausschließliches Eigenthum. *Unser* Jahrhundert, so wenig verstanden, während seine Atmosphäre uns umgibt

---

<sup>1</sup>Sedley hielt so eigensinnig fest an seiner Unabhängigkeit, daß er selbst zu einer Zeit, da er sich in der größten Verlegenheit befand, jede pekuniäre Hülfe, die Carl II. ihm anbot, zurückwies. Der bittere Sarkasmus ist bekannt, mit welchem er seine Theilnahme an der Absetzung Jacobs II. rechtfertigte, der seine Tochter verführt und ihr den Titel einer Gräfin von Dorchester verliehen hatte. »Da der König meine Tochter zur Gräfin gemacht hat, so kann ich meine Dankbarkeit nicht besser beweisen, als indem ich meinen Beistand leihe, seiner Majestät Tochter zur – Königin zu machen!«

– so reich an geheimnißvollen und tiefen Empfindungen, welche unsere Vorfahren niemals kannten – werden diese Empfindungen von unsern Nachkommen verstanden werden?

In diesem stattlichen Hause waren nun als Harley's Gäste viele der wichtigeren Personen versammelt, mit denen sich der Leser in dem langsamen Verlauf unserer Geschichte vertraut gemacht hat. Die beiden Candidaten der blauen Partei, Audley Egerton und Randal Leslie; – Levy, der erste unter den Baronen, welchen die moderne Gesellschaft Raubritterschaftsrechte zuerkennt, wie sie kein Baron früherer Zeiten sich hätte anmaßen dürfen, ohne daß sich Bürger und Bauern, Fröhner und Löhner, Leibeigene und Schalksknechte vereinigt hätten, um ihn lebendig in seinem Schlosse zu verbrennen; – der Herzog von Serrano, noch immer mit Zärtlichkeit seinen Doctorstitel und Lieblingsnamen Riccabocca festhaltend; – Jemima, zwar noch nicht mit dem Anstand einer Herzogin, aber als im Puppenzustand dieser Entwicklung mit schweren Stoffkleidern angethan; – und endlich Violante, auch sie fehlte nicht, obwohl sie sehr gegen ihren Willen gekommen war und sich so viel als möglich in die Einsamkeit ihres Zimmers zurückzog.

Die Gräfin von Lansmere war ihrem Ehemann untreu geworden, um die Gäste ihres Sohnes zu empfangen; der Graf selbst, immer darauf bedacht, in irgend einem Theile seiner Ländereien sich nützlich zu machen, und ernstlich bemüht, sein Interesse von dem undankbaren Wahlbezirk abzulenken, hatte sich nach Cornwall begeben,

um daselbst Erkundigungen über die gesellschaftlichen Zustände gewisser Troglodyten einzuziehen, welche in einem Bergwerk arbeiteten, das der Graf kürzlich nach einem Rechtsstreit, der schon unter seinem Großvater begonnen, den Gerichten zu entreißen das Unglück gehabt hatte. Ein Blaubuch, welches während der letzten Session auf Befehl des Parlaments herausgegeben worden war, hatte ausdrücklich der in solcher Weise an den Grafen gekommenen Troglodyten als Zweifüßler erwähnt, welche wenig oder nichts von der Sonne wüßten und niemals ihre Füße gewaschen hätten seit dem Tage, da sie in die Welt gekommen – in ihre unterirdische Welt, diesem Stück von dem ›bodenlosen Abgrund!‹

Mit der Gräfin war natürlich auch Helene Digby eingetroffen und Lady Lansmere, welche bisher so höflich kalt gegen die Auserwählte ihres Sohnes gewesen, hatte sich seit ihrer Unterredung mit Harley in Knightsbridge mit beinahe zärtlicher Innigkeit an Helene angeschlossen. Die Furcht hatte die strenge Gräfin zahm gemacht; sie fühlte, daß ihr eigener Einfluß auf Harley vorüber war; sie vertraute dem Einfluß Helenens – im Falle – ja, in welchem Falle? Eben, weil sie sich die Gefahr nicht klar machen konnte, zitterte ihr kühner Geist. Der Aberglaube, gleich dem Argwohn, ist wie ›die Fledermaus unter den Vögeln, welche nur in der Dämmerung fliegt‹. Harley hatte den Gedanken an Herausforderung und Zweikampf zwischen ihm und Audley lächerlich gemacht, dennoch

aber fürchtete Lady Lansmere die aufwallende Heftigkeit des Ersteren und den stolzen Geist und die strenge Selbstachtung, um deren willen der Letztere bekannt war. Unwillkürlich zog sie die Bande des Vertrauens immer fester, welche sie mit Helene verknüpften. Sollte ihre Befürchtung als gerechtfertigt erscheinen, welche Vermittlerin konnte alsdann geeigneter sein, die wilderen Leidenschaften zu beschwichtigen, als sie, deren Bild mit seinen sanftesten und heiligsten Gefühlen sich verband?

Seit ihrer Ankunft in Lansmere fühlte sich jedoch die Gräfin einigermaßen erleichtert. Harley hatte sie, wenn auch vielleicht etwas weniger herzlich als früher, doch mit unbefangener Freundlichkeit und ruhiger Selbstbeherrschung empfangen. Sein Benehmen gegen Audley Egerton beruhigte sie noch mehr; es zeigte weder ein Uebermaß von Vertraulichkeit und Freundschaft, wodurch augenblicklich ihre Furcht vor irgend einer finstern Absicht geweckt worden wäre, noch verrieth es auf der andern Seite einen unter Sarkasmen übel verhehlten Groll. Es war durchaus so, wie man's unter den obwaltenden Verhältnissen von einem Manne erwarten konnte, welcher eine Kränkung von einem ihm nahestehenden Freund erlitten, dieselbe jedoch aus Großmuth oder Klugheit zu übersehen beschloß, obgleich den Eingeweihten nicht entging, daß die frühere Zuneigung kälter geworden und eine gewisse Entfremdung eingetreten war. Die unermüdliche Beschäftigung mit allen Einzelheiten der Wahl gab Harley einen guten Vorwand, sich von

Audley fern zu halten, dessen sehr übles und erschöpftes Aussehen das Unwohlsein bestätigte, welches er als Grund angab, weshalb er sich den Anstrengungen einer persönlichen Bewerbung entziehen müsse, so brachte er die meiste Zeit in den ihm angewiesenen Gemächern zu und überließ die Vorbereitungen für den Kampf seinen thätigeren Freunden. Erst nach seiner Ankunft in Lansmere erfuhr Audley den Namen seines Hauptgegners. Richard Avenel! – Nora's Bruder also trat aus dem Dunkel hervor, um sich ihm in einem Kampfe gegenüber zu stellen, von dessen Ausgang sein ganzes Schicksal abhing. Angesichts dieses Rächers fühlte Egerton Muth und Kraft entswinden. Gern wäre er vom Wahlplatz abgetreten. Er sprach mit Harley darüber.

»Wie kannst *du* all' die schmerzlichen Erinnerungen ertragen, die allein schon der Name meines Gegners heraufbeschwören muß?«

»Hast du mich nicht gebeten,« entgegnete Harley, »diese Erinnerungen zu bekämpfen, sie als krankhafte Träume zu betrachten? Ich bin gerüstet, ihnen Trotz zu bieten. Solltest du empfindsamer sein als ich?«

Egerton wagte nicht mehr zu sagen. Er vermied jede weitere Berührung dieses Gegenstandes. Der Kampf tobte um ihn her – er schloß sich von demselben aus und blieb allein mit seinem Herzen. Kampf genug auch hier! Einmal, in später Nacht, stahl er sich hinaus auf Nora's Grab. Dort stand er lange in tiefem Schweigen unter

dem frostigen Sternenhimmel. Seine ganze Vergangenheit schien an ihm vorüberzuziehen, und als er sein einsames Zimmer wieder erreicht hatte und den Blick auf die Zukunft zu richten suchte, war es noch immer jene Vergangenheit und jenes Grab, welche seiner Seele vor-schwebten und jedes andere Bild verdrängten.

Nicht nur in dem leidenden Gesundheitszustand Audley Egerton's, sondern auch in dem Gefühl seiner Würde fand man einen hinreichenden Entschuldigungsgrund dafür, daß er jede thätige Betheiligung an der für ihn so wichtigen Wahl ablehnte. Einem so bedeutenden Staatsmanne, dessen Ansichten und öffentliche Verdienste so bekannt und unantastbar waren, mochte die Mühe wohl erspart bleiben, welcher sich unbekanntere Bewerber nicht entziehen durften. Und überdies war nach dem allgemeinen Gerücht und nach dem Urtheil des blauen Comites Mr. Egerton's Erwählung als gesichert zu betrachten. Obgleich nun aber Audley selbst auf diese Weise sehr nachsichtig behandelt wurde, so sorgten Harley und das blaue Comite dafür, daß die doppelte Arbeitslast auf Randal's Schultern zu liegen kam. Der unruhige Geist des jungen Mannes fand Stoff genug für seine rastlose Thätigkeit. Von Morgens bis Abends mußte Randal Leslie auf den Beinen sein. In allen drei Königreichen mag es keinen zweiten Bezirk geben, der in jeder Hinsicht so ermüdend für einen Candidaten wäre, wie derjenige

von Lansmere. Sobald der blaue Bewerber die Hauptstraße verläßt, in welche er nach einem uralten Herkommen zuerst eingeführt wird, um ihn für die Anftrengungen zu ermuthigen, die seiner warten – (liebenswürdige, vielversprechende, constitutionelle Hauptstraße, in welcher wenigstens zwei Drittheile der Wähler, wohlhabende, von der Gutsherrschaft beschäftigte Gewerbsleute, unwiderruflich für ›Mylord's Candidaten‹ stimmen und gastfreundlich Wein und Kuchen in ihren Hinterstübchen bereit halten!) – sobald er diesen festen Platz seiner Partei verläßt, erstreckt sich ein Labyrinth von Gassen und Hohlwegen bis an den äußersten Horizont; ebener Boden ist nirgends zu finden, bergauf und bergab geht es bald über rauhes, holperiges Pflaster, das redlich für Blasen an den Füßen sorgt und mit dem ersten Tritt das prophetische Stechen aller verborgenen Hühneraugen wachruft, bald durch tiefe, kothige Wagengeleise, in welche man bis an die Knöchel einsinkt, während der in die Poren sickende Schlamm den Weg für Katarrh, Rheumatismus, Hüften, Hals- und Luftröhrenentzündung und Schwindsucht bahnt. Schwarze Abzugsgräben und acherontische Lachen vor den Schwellen der Wohnungen füllen diese mit einer so wenig anziehenden Ausdünstung, daß, während die eine Hand die schmutzige Pfote des Wählers ergreift, die andere instinktmäßig die beleidigte Nase gegen Typhus und Cholera zu schützen sucht. In jenen Tagen hatte die Menschheit noch nichts von sanitätischen Reformen gehört, und wäre es auch der Fall gewesen, so möchte doch – nach dem langsamen Fortschritt dieser

Reformen zu schließen – der Zustand von Gräben und Lachen ziemlich derselbe geblieben sein. Nach dem Pfarrschoß Stimmende waren, nebst einer Zugabe von privilegierten Freien, die unabhängigen Wähler von Lansmere. Das allgemeine Stimmrecht könnte kaum in wirksamerer Weise die Privilegien derjenigen verschlingen, welche sich einen Strohhalm darum kümmern, was aus Großbritannien wird! Trotz Randal Leslie's tiefer Diplomatie, trotz all' seiner Kunst, gebildete Leute zu überreden, zu täuschen und – wie Dick Avenel sich ausdrückte, – zu ›beschwindeln‹ prallte seine Beredsamkeit ab an der vollständigen Unempfänglichkeit für jede Vorstellung, mochte sie auf den Staat oder die Kirche, auf die Reform oder die Freiheit sich beziehen. Einen Wähler nach dem Pfarrschoß mit solch' unbedeutenden Dingen zu fangen – eben so gut hätte es Randal versuchen können, ein Nashorn mit der Erbsenladung einer Knallbüchse niederzuschießen! Der junge Mann, der so fest an dem Satze hielt; ›Wissen ist Macht‹ fühlte eine tiefe Entrüstung. Hier ward er von der Unwissenheit überwunden. Traf er jedoch auf einen Mann von nur einigen Kenntnissen, so konnte er sicher sein, ihm eine Stimme abzulisten.

Gleichwohl ward Randal Leslie nicht müde, mit der aner kennenswerthesten Ausdauer von Haus zu Haus zu wandern und fort und fort zu reden. Das blaue Comite gab ihm das Zeugniß eines vortrefflichen Werbers und faßte eine mit Mitleid vermischte Zuneigung für ihn, denn, obgleich es Egerton's Erwählung für gesichert hielt, betrachtete es die seinige als außer aller Frage stehend.

Er war nur hier, um zu verhindern, daß zersplitterte Stimmen der Gegenpartei zufließen – um im Dienste seines Gönners, des Exministers, Pfoten zu schütteln und Gerüche einzuathmen, welche selbst zu schütteln und selbst einzuathmen der Exminister ein viel zu großer Mann war. In Wirklichkeit aber wußte keines der Mitglieder des blauen Comites, wie die Wahlaussichten standen. Harley ließ sich an jedem Wahltag die Ergebnisse genau berichten und hielt das Wahlbuch vor allen Augen verborgen, mit Ausnahme seiner eigenen und vielleicht Baron Levy's, als Audley Egerton's vertrauten, wenn auch nicht gerade berufsmäßigen Rathgeber; – Baron Levy, der Millionär, hatte sich schon lange von allen eigentlichen Geschäften zurückgezogen. Randal jedoch, der schlaue, verschlossene und aufmerksame Randal bemerkte bald, daß er viel stärker war, als das blaue Comite glaubte. Und zu seinem grenzenlosen Erstaunen verdankte er diese Stärke Lord L'Estrange's Bemühungen zu seinen Gunsten. Denn obgleich Harley nach dem ersten Tag, an welchem er sich mit Ostentation in der Hauptstraße zeigte, nicht öffentlich mit Randal die Werbung betrieb, so pflegte er doch, wenn er die Berichte entgegen genommen und die Namen derjenigen Wähler gesehen hatte, welche *eine* Stimme Audley gaben, die andere aber Randal verweigerten, zu dem jungen Gentleman, so todtmüde er auch war, zu sagen: »Nach Tische, ehe Sie Ihre Runde in den Wirthshäusern machen, schlüpfen Sie mit mir hinaus; wir müssen diesen Abend einige Stimmen für Sie gewinnen.« Und in der That verfehlten einige freundliche Worte des

Erben der Herrengüter von Lansmere selten ihre Wirkung auf die Wähler, denen Randal, selbst wenn er ihnen bewiesen hatte, wie das Wohl Englands davon abhängt, daß sie ihm ihre Stimme gäben, nicht weiter entlockt haben würde, als ein –

»Man wird sehen, wie wir stimmen, wann der Tag kommt!« Auch war dies nicht alles, was Harley für den jüngern Candidaten that. Wenn kein Zweifel übrig blieb, daß nur eine Stimme für die Blauen gewonnen werden konnte, und die andern den Gelben versprochen war, so sagte er: »Dann stimmt für Mr. Leslie;« – ein Ersuchen, dem um so bereitwilliger entsprochen wurde, als die Stimmen der Blauen Audley Egerton vollständig gesichert schienen, und höchstens hinsichtlich der Gelben Besorgnisse obwalten konnten.

So gewann Randal, der sich sein eigenes kleines Wahlbuch hielt, mehr und mehr die Ueberzeugung, daß er, selbst ohne die heimliche Hilfe, welche er von Avenel erwartete, bessere Aussichten habe, als Egerton, und er vermochte sich Harley's auffallende Bemühungen zu seinen Gunsten nur durch die Annahme zu erklären, daß der junge Lord, unerfahren in Wahlangelegenheiten und getäuscht von dem blauen Comite, Egerton's Erwählung für zweifellos hielt und um der Ehre des Familieneinflusses willen *beide* Sitze den Candidaten der blauen Partei zu sichern versuchte.

Die öffentlichen Sorgen raubten Randal auf solche Weise jede Gelegenheit, seiner Bewerbung um Violante

Nachdruck zu geben, und wenn er je einen freien Augenblick fand, sich an die Seite der widerstrebenden jungen Dame zu schleichen, so hatte ganz gewiß Harley in eben diesem Augenblick eine dringliche Weisung für ihn, einen wankelmüthigen Wähler aufzusuchen oder in irgend einem Wirthshaus eine Rede zu halten.

Leslie war viel zu schlau, um nicht in diesen dienstbeflissenen Aufträgen einen seiner Bewerbung feindlichen Grund zu entdecken, wie sehr sich derselbe auch unter der Maske des Eifers für Randal's Erwählung verbarg. Allein Lord L'Estrange's Benehmen gegen Violante glich so wenig demjenigen eines eifersüchtigen Liebhabers, und er war von ihrem Verhältniß zu Randal so wohl unterrichtet, daß dieser dem früher gefaßten Argwohn, Harley könnte sein Nebenbuhler sein, entsagte. Dagegen fand er sich bald zu dem Glauben veranlaßt, daß Lord L'Estrange aus einem anderen, uneigennützigern und für Randal weniger erschreckenden Grund ihm die Gelegenheiten abschneide, der Erbin von seiner Liebe zu sprechen.

»Mr. Leslie,« sagte Lord L'Estrange eines Tages, »der Herzog hat mir mit Bedauern das Widerstreben seiner Tochter anvertraut, dem Ihnen von dem Vater gewordenen Versprechen Kraft zu geben, und da er das warme Interesse kennt, welches ich an ihrem Wohlergehen nehme – um seinetwillen, wie um ihrer selbst willen – und überdies glaubt, ich habe mir durch einige der jungen

Dame und dem von ihr so zärtlich geliebten Vater geleistete Dienste einen gewissen Einfluß über ihr unerfahrenes Urtheil erworben, so hat er mich sogar gebeten, ein gutes Wort für Sie bei ihr einzulegen.«

»Ah, wenn Sie dies thun wollten,« versetzte Randal erstaunt.

»Sie müssen mich erst in den Stand dazu setzen. Sie waren so gütig, mir schon früher dieselbe Aufklärung geben zu wollen, durch welche Sie den Herzog in so hohem Grade befriedigten, daß er Ihnen die Zusage von seiner Tochter Hand erneuerte oder bestätigte. Sollten mich jene Aufklärungen ebenso befriedigen, wie ihn, so ist der Herzog nach meiner Ansicht verpflichtet, sein Versprechen zu erfüllen, und ich bin überzeugt, daß sich seine Tochter in diesem Falle Ihrer Bewerbung nicht länger entziehen wird. Bis ich jedoch Ihre Angaben vernommen habe, verbietet mir meine Freundschaft für den Vater und mein Interesse für die Tochter, einer Sache Vorschub zu leisten, welche übrigens vorderhand durch eine Verzögerung nicht Noth leidet.«

»Ich möchte Sie bitten, meine Rechtfertigung sogleich anzuhören.«

»Nein, Mr. Leslie, meine Gedanken sind jetzt einzig und allein mit der Wahl beschäftigt. Verlassen Sie sich aber darauf, daß Sie sogleich nach Beendigung derselben hinlängliche Gelegenheit haben werden, alle jene Zweifel zu zerstreuen, welche Ihre vertraute Freundschaft mit dem Grafen von Peschiera und Madame di Negra wach

gerufen haben mag. Da ich eben von der Wahl gesprochen – hier ist eine Liste von Wählern, welche Sie sogleich in Fish Lane aufsuchen müssen. Verlieren Sie nicht einen Augenblick.«

Inzwischen hatten Richard Avenel und Leonard in dem für die Candidaten der Gelben bestimmten Gasthaus Wohnung genommen, und die Werbung wurde hier mit dem vollen Nachdruck betrieben, welcher von Operationen zu erwarten stand, die von Richard Avenel geleitet und durch die Ansicht der Menge unterstützt wurden.

Die beiden Parteien begegneten sich von Zeit zu Zeit auf den Straßen und Gassen in vollem kriegerischen Pomp – mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel (denn Musikbanden und Festbanner waren in jenen guten alten Tagen wesentliche Beweise patriotischer Gesinnung und unerläßliche Posten auf der Rechnung des Wahlcandidaten). Bei diesen Gelegenheiten wurden sehr steife Verbeugungen zwischen den beiderseitigen Führern gewechselt. Randal jedoch, welcher es immer so einzurichten wußte, daß er dicht an Avenel vorüber kam, hatte jedesmal die Befriedigung, einen ihm wohlbekannten schlaun Zug in dem Gesicht dieses Gentlemans und ein Blinzeln der Augen zu bemerken, als wollte er sagen: »Alles in Richtigkeit, trotz dieser verteufelten Schwindelei.«

Nun aber, da beide Parteien offen in's Feld gerückt waren, gesellte sich zu den geheimen Künsten des Werbens die öffentliche Kunst des Redens. Aus hölzernen Kasten

herab, welche an den Fenstern ihrer betreffenden Gasthäuser aufgehängt wurden, und die große Aehnlichkeit mit Käfigen wilder Thiere hatten, mußten die Candidaten sprechen, nachdem die Wahlumtriebe des Tages geschlossen waren. Ferner mußten sie bei Comitezusammenkünften und bei Wählerversammlungen Reden halten – mußten in den verschiedenen Wirthshäusern die nächtliche Runde machen und durch Tabakswolken und Bierdampf hindurch an den Verstand eines erleuchteten Volkes appelliren.

In Folge seiner vorgeschützten Unpäßlichkeit war Audley Egerton sowohl die Aufregung des Sprechens, als auch die Anstrengung des persönlichen Werbens erspart geblieben. Der erfahrene Debattenmann hatte die Schaustellung seines Talentes auf eine kurze, aber klare und meisterhafte Darlegung seiner eigenen Ansichten über die Hauptfragen des Tages und den Stand der Parteien beschränkt, und dieser Vortrag, den er am Tage nach seiner Ankunft in Lansmere vor einer Versammlung seines Generalcomite's in dem Saale des blauen Hotels gehalten, war sofort gedruckt und den Wählern mitgetheilt worden.

Randal wußte sich zwar mit mehr Sicherheit und Geläufigkeit auszudrücken, als dies gewöhnlich bei den ersten Versuchen öffentlicher Redner der Fall ist, machte aber dennoch mit seinen Ansprachen an eine ungelehrte Volksmenge nur geringen Eindruck, denn derartige Volkshaufen sind ganz Herz, und wir wissen, daß Randal

Leslie's Herz so klein war, wie nur irgend eines sein konnte. Wenn er es versuchte, von seinem eigenen intellectuellen Standpunkt aus zu sprechen, so war er so künstlich fein und hoch, daß Niemand ihn verstand, und verfiel er in den unglücklichen Irrthum – der unerfahrenen Rednern nicht selten begegnet – sich auf die intellektuelle Stufe seiner Zuhörerschaft stellen zu wollen, so lachte man über die ausgesuchte Einfältigkeit. Für eine Volksmenge kann kein Mensch zu gut sprechen – wie für die Bühne kein Mensch zu gut schreiben kann; in beiden Fällen aber sollte man alle rhetorischen Schnörkel vermeiden und sich hüten, die dürren Knochen des Raisonnements in lange Perioden zu schachteln. Ein Volksredner muß sich an die Gefühle oder an den Humor seiner Zuhörer wenden; eine edle Gesinnung muß aus seinem Auge leuchten, eine lebhaft Phantasie oder ein witziger Geist muß das Spiel seiner Lippen beleben. Randal's Stimme, obwohl geschmeidig und überzeugend in der Privatunterhaltung, war dünn und dürftig, wenn sie sich anstrengte, das Ohr einer zahlreichen Versammlung zu erreichen. Die Falschheit seiner Natur schien hervor zu treten, wenn er die Töne steigerte, die aus Täuschung eingeübt waren. Männer, wie Randal Leslie, mögen scharf in der Debatte und bewunderungswürdig in der Vertheidigung gewisser Thesen sein – niemals aber können sie

große Redner, so wenig wie Dichter, werden. Eine gebildete Zuhörerschaft ist für sie ein nothwendiges Erforderniß, und je kleiner der Kreis (das heißt, je mehr der Verstand die Regungen des Herzens unterdrückt), desto besser können sie sprechen.

Dick Avenel war meist sehr kurz und sehr derb in seinen Ansprachen. Er hatte zwei oder drei Lieblingsthema's, welche immer zündeten. Er war ein Bürger des Bezirks – er hatte sich seinen Weg im Leben selbst gebahnt – er wollte seinen Geburtsort von den Anmaßungen der Aristokratie befreien – er hatte nicht seine Privatinteressen, sondern das Gemeinwohl im Auge – &c. &c. Gegen Randal sagte er wenig – »Schade, daß ein so gescheidter junger Mann seine Zukunft im Aktenstaub suche und an zwei Ellen abgenutzten rothen Zwirn binde. Er würde besser thun, nach dem starken Seil zu greifen, welches das Volk aus Mitleid mit seiner Jugend ihm noch zuwerfen dürfte, um ihn vom Versinken zu retten, und dergleichen mehr. In Bezug auf Audley Egerton jedoch – »diesen Gentleman, der sich nicht zeigen mochte, der sich fürchtete, vor den Wählern aufzustehen, der nur in einer Winkelversammlung seine Stimme finden konnte, gewöhnt, wie er es sein ganzes feiles Leben lang gewesen, an ein lichtscheues, schändliches Treiben« – da gingen ihm seine Philippiken mit der Beredtsamkeit eines Demosthenes von den Lippen. Leonard dagegen erlaubte sich niemals, Harley's Freund, Mr. Egerton, anzugreifen; aber schonungslos zog er gegen den jungen Mann zu Felde, der seinen Ruhm von John Burley gestohlen hatte,

und den, wie er wußte, Lord L'Estrange eben so herzlich verachtete, wie er selbst. Und Randal, obwohl Wuth und Entrüstung in ihm kochten, wagte es nicht, diese Angriffe zu erwidern, aus Furcht, Leonard's Onkel zu beleidigen. Leonard war ohne Frage der volksthümlichste Sprecher unter den drei Bewerbern. Obwohl sein Temperament nicht dasjenige eines Redners, sondern das eines Schriftstellers war – obwohl er die theatralische Zurschaustellung des eigenen Ich's verabscheute, die den sogenannten ›Vortrag‹ oft wirksamer macht, als die besten Gedanken – obwohl er endlich zu keiner Zeit besonderes Interesse für Parteipolitik empfunden, und sein Herz eben jetzt, einsam und traurig, wenig Sinn hatte für die Blauen und Gelben von Lansmere – so kam dennoch, wenn er sich einmal zu dieser Art von Thätigkeit gezwungen sah, die in seiner Unterhaltung so natürlich hervortretende Beredtsamkeit zu voller Geltung. Er hatte warmes Blut in seinen Adern, und seine Abneigung gegen Randal schärfte seinen Witz und verlieh seiner leidenschaftlichen Beweisführung einen herben Stachel. In der That konnte Leonard für die Aufforderung Lord L'Estrange's, an dem Wahlkampfe Theil zu nehmen, nirgends eine Erklärung finden, als in dessen Wunsche, Denjenigen aus dem Feld zu schlagen, den sie Beide als einen Betrüger ansahen. Und diese Annahme wurde durch einige unachtsame Aeußerungen bestätigt, welche Avenel entfielen und Leonard vermuthen ließen, daß, wenn er selbst nicht aufgetreten wäre, sein Onkel all' seinen Einfluß aufgebotten

haben würde, um die Wahl auf Randal, statt auf Eger-ton zu leiten. Dick's Widerwillen gegen diesen Staats-mann durch Vernunftgründe zu besiegen, fand Leonard unmöglich; ebensowenig aber waren auf der andern Sei-te alle Schelt- und Schmeichelworte seines Onkels ihn zu bewegen im Stande, seine Angriffe statt auf Randal, auf den Mann zu richten, den Harley, wie er selbst oft gesagt, gleich einem Bruder liebte.

Inzwischen hielt Dick das Wahlbuch der Gelben so fest in seiner Hand, als Harley dasjenige der Blauen, und gab sich trotz vielfachen Schmollens und verschiedener Aus-brüche seines Mißvergnügens genau dieselbe Mühe für Leonard, wie Harley sie für Randal aufbot. Es blieb in-deß noch immer eine geschlossene Körperschaft von un-gefähr hundert und fünfzig Wählern, nicht Freisassen, auf welche die Bemühungen beider Parteien scheinbar nicht den geringsten Einfluß ausgeübt hatten. Würden sie für die Gelben – würden sie für die Blauen stimmen? Niemand konnte es wissen; jedenfalls aber erklärten sie, daß sie *einstimmig* wählen würden. Dick ließ seine geheimen ›Caucuses‹ wie er sie nannte, stets an dieser Phalanx anbeißen. Hundert und fünfzig Stimmberechtigte! – sie hatten die Wahl in ihren Händen! Und wie diese Hände so herzlich geschüttelt – so zärtlich gedrückt – so liebko-send fest gehalten wurden! Allein die Stimmen klebten noch immer so fest an ihnen, als wären sie ein Theil der Haut – oder des Schmutzes daran, was ziemlich auf das Gleiche herauskömmt.

## ZWANZIGSTES KAPITEL.

Wenn Audley des Abends zu den übrigen Gästen sich begab – während Harley vielleicht mit Levy und den Comitemitgliedern eingeschlossen war, und Randal die Runde in den Wirthshäusern machte – so war es hauptsächlich Violante, mit welcher er sich unterhielt. Trotz seiner trüben Stimmung war ihm weniger vielleicht ihre außerordentliche Schönheit, als vielmehr ein gewisser Ausdruck in ihren Zügen sogleich aufgefallen, welcher ihn bei aller Verschiedenheit der Linien und der Gesichtsfarbe an Nora erinnerte; und als er durch seine Lobsprüche auf Harley ihre Aufmertsamkeit fesselte und ihre Zuneigung gewann, entdeckte er vielleicht, daß die Aehnlichkeit, welche so großen Eindruck auf ihn gemacht, aus einer gewissen Uebereinstimmung der Charaktere der Lebenden und der Todten entsprang – hier wie dort dieselbe bezaubernde Vereinigung eines hohen Gedankenflugs mit kindlicher Unschuld – dieselbe Begeisterung – dieselbe reiche Fülle von Phantasie und Gefühl. Wenn zwei Seelen in dieser Weise sich gleichen, so spiegelt sich diese Aehnlichkeit auch in den Blicken, aus denen die Seele leuchtet.

Andererseits verkehrte Harley in seinen seltenen Mußestunden am ungezwungensten mit Helene Digby. Eines Tages, als Audley Egerton traurig an dem Fenster des ihm angewiesenen Wohnzimmers stand, sah er die Beiden, welche er noch immer für Verlobte hielt, zusammen durch den Park gehen. »Gäbe der Himmel, daß sie ihn für

alles entschädige!« murmelte Audley. »Aber ach, daß es doch Violante gewesen wäre! Dann hätte ich die Ueberzeugung gehabt, daß die Zukunft die Vergangenheit aus tilgen werde – und den Muth gefunden, ihm alles zu sagen. Als ich gestern Abend davon sprach, was Harley für England sein könnte, glaubte ich in dem Blick ihrer Augen und in dem Lächeln ihres Mundes Nora wieder zu erkennen, wenn diese mit Entzücken den Hoffnungen meines eigenen jungen Ehrgeizes lauschte.« Mit einem Seufzer wandte er sich ab und setzte sich entschlossen nieder, um die zahlreichen Briefe zu lesen und zu beantworten, welche den Tisch des vielbeschäftigten Staatsmannes bedeckten. Denn da Audley's Wiedereintritt in das Parlament bei seiner politischen Partei als gesichert galt, so wurden ihm alle Hoffnungen und Befürchtungen jener großen und einflußreichen Fraction mitgetheilt, welche zu ihm als zu ihrem künftigen Oberhaupt emporblickte und bei dieser allgemeinen Wahl (die, wie keine frühere, bestimmt war, eine beispiellos große Zahl ausgezeichnete Männer aus dem Parlamente auszuschließen und durch neue Politiker zu ersetzen) ihre einzige Hoffnung auf Wiedererlangung der verlorenen Macht aus Audley's sanguinischem Vertrauen auf einen Umschlag der öffentlichen Meinung schöpfte, welche dieser bisher immer so richtig erkannt hatte, denn es war nur zu klar geworden, daß eine rechtzeitige Annahme seiner Rathschläge das Dasein und die Popularität des letzten Kabinetts gerettet haben würde, dessen ausgezeichnetste Mitglieder sich jetzt kaum auf der Wahltribüne zeigen durften.

Inzwischen führte Lord L'Estrange seine junge Begleiterin nach einem grünen Hügel in der Mitte des Parks, auf welchem sich ein runder Tempel erhob, der eine weite Aussicht auf die umliegende Landschaft darbot. Schweigend verfolgten sie ihren Weg, bis sie die Spitze der sanften Anhöhe erreicht hatten hier blieben sie stehen, und Harley begann –

»Helene, Sie wissen, daß Leonard in der Stadt ist, obwohl ich ihn nicht im Park empfangen kann, da er meinen Gästen Egerton und Leslie feindlich gegenüber steht.«

*Helene.* – »Dies kömmt mir aber so seltsam vor. Wie konnte nur Leonard etwas thun, was einer Feindseligkeit gegen Sie gleich sieht?«

*Harley.* – »Würde ihn eine feindselige Absicht seinerseits gegen mich in Ihren Augen herabsetzen? Wenn er weiß, daß ich sein Nebenbuhler bin, muß er nicht Haß gegen mich empfinden?«

*Helene.* – »O, Lord L'Estrange, wie können Sie so sprechen? – sich selbst so Unrecht thun? Haß – Haß gegen Sie! und von Leonard Fairfield!«

*Harley.* – »Sie weichen meiner Frage aus. Würde sein Haß oder seine Feindseligkeit gegen mich Ihre Gefühle für ihn ändern?«

*Helene* (die Augen niederschlagend). – »Ich vermöchte nicht, daran zu glauben.«

*Harley.* – »Weshalb?«

*Helene.* – »Weil es seiner so unwürdig wäre.«

*Harley.* – »Armes Kind! Sie leben in der Selbsttäuschung Ihrer Jahre. Sie bedecken die Wolke mit den Farben des Regenbogens und wollen nicht glauben, daß ihre Herrlichkeit nur von der Sonne Ihrer eigenen Phantasie geborgt ist. Doch hier wenigstens haben Sie sich nicht getäuscht. Leonard gehorcht nur meinen Wünschen und, wie ich glaube, gegen seinen Willen. Er besitzt nichts von der edelsten Eigenschaft des Mannes – dem Ehrgeiz.«

*Helene.* – »Keinen Ehrgeiz!«

*Harley.* – »Eitelkeit ist es, was den Dichter zu angestrengter Arbeit antreibt – wenn das eigensinnige Jagen nach den Hirngespinnsten seiner Phantasie Arbeit genannt werden kann. Der Ehrgeiz ist eine männlichste Leidenschaft.«

Helene schüttelte den Kopf, erwiderte jedoch nichts.

*Harley.* – »Wenn ich ein Wort laut werden lasse, das Ihrem verblendeten Herzen als eine Entheiligung scheint, so schütteln Sie den Kopf und glauben mir nicht. Doch hören Sie jetzt einen Augenblick auf meinen Rath – es ist vielleicht der letzte, den ich Ihnen je aufdrängen werde. Erheben Sie Ihre Augen, und schauen Sie um sich. So weit Ihre Blicke reichen, und weit über die Linie des Horizonts hinaus erstrecken sich die Ländereien meines Erbes. Dort sehen Sie die Heimath, in welcher durch viele Geschlechter hindurch meine Vorfahren mit Ehren lebten und betrauert starben. Dies alles mag im Lauf der Natur eines Tages Ihr Eigenthum geworden, wenn Sie meinen Antrag nicht zurückgewiesen hätten. Ich bot Ihnen allerdings nicht, was man gemeiniglich Liebe nennt, dafür

aber eine aufrichtige Achtung und eine zwar ruhige, eben darum aber um so bleibendere Zuneigung. Die Welt erzog Sie nicht zu dem niedrigen Götzendienst des Ranges und Reichthums; aber auch ein romantischer Sinn kann die Macht, Andern zu dienen, nicht geringschätzen, und diese Macht wird durch Rang und Reichthum verliehen. In meinem Fall beraubten Gleichgültigkeit und zuletzt Verachtung den Reichthum dieser edleren Attribute; diejenige aber, welche mein Vermögen mit mir theilen wird, mag es besser anwenden und meine Unterlassungssünden gut machen. Auf der andern Seite – angenommen, daß kein Hinderniß Sie abhält, Leonard Fairfield den Vorzug zu geben – was wird Ihnen durch diese Wahl geboten? Seine Verwandten, mit denen Sie verkehren würden, sind ungebildet und von niederem Stande. Die einzige Quelle seines Einkommens ist eine unsichere Beschäftigung, und die kläglichste aller Sorgen, die Sorge um das tägliche Brod, müßte sich bald in die Romantik mischen und die Liebe aller Poesie entkleiden. Sie denken, seine Neigung würde Ihnen Ersatz für jedes Opfer bieten. Thorheit! – die Liebe des Dichters gilt einem Dunst – einem Mondstrahl – einem Bewohner der Lüfte – einem Phantom, das er sein Ideal nennt. Für einen Augenblick wähnt er, dieses Ideal in Chloe oder Phyllis, in Helene oder einem Milchmädchen gefunden zu haben. Wahl wenn Sie das erste Mal mit der Bäckerrechnung vor den Dichter treten, wohin flieht das Ideal? Ich kannte ein Wesen – herrlicher und reicher von der Natur begabt, als Leonard – es war ein Weib. Sie sah einen Mann, hart und kalt, wie

jener Stein zu Ihren Füßen, ein falscher, hohler, schmutziger Weltmensch; sie machte ihn zu ihrem Abgott und erblickte in ihm alles, was die Geschichte nicht an einem Cäsar anerkennen, die Mythologie kaum einem Apollo zugestehen würde. Für ihn war sie das Spielzeug einer Stunde – sie starb, und ehe das Jahr zu Ende war, hatte er eine reiche Erbin geheirathet. Ich kannte ein anderes Beispiel – ich spreche von mir selbst. Ich liebte, ehe ich so alt war, wie Sie. Hätte mich damals ein Engel gewarnt, so wäre ich eben so ungläubig gewesen, als Sie es jetzt sind. Gleichviel, was das Ende war. Ohne diesen Traum eines trunkenen Irrsinns jedoch würde ich wie Andere meines Geschlechts und meiner Sphäre gelebt und gehandelt – würde nach Vernunft geheirathet haben – und wäre jetzt ein nützlicher, glücklicher Mann. So besinnen Sie sich denn. Wollen Sie mich noch immer verworfen um Leonard Fairfield's Willen? Zum letzten Male bleibt Ihnen die Wahl zwischen mir und all' dem Wesenhaften des wachen Lebens – und Leonard Fairfield und dem Schatten eines flüchtigen Traumes. Sprechen Sie! Sie zögern. Wohl nehmen Sie sich Zeit zur Entscheidung.«

*Helene.* – »Ah, Lord L'Estrange, wenn Sie wissen, was Liebe ist, wie können Sie glauben, daß ich so niedrig und undankbar zu sein vermöchte, von Ihnen zu nehmen, was Sie das Wesenhafte des wachen Lebens nennen, während mein Herz weit weg wäre – treu einem Traume, wie Sie sich ausdrücken?«

*Harley.* – »Aber können Sie den Traum nicht zerstreuen?«

*Helene* (mit hochgerötheten Wangen). – »Es war Unrecht, es einen Traum zu nennen. Es ist die Wirklichkeit des Lebens für mich. Alle andern Dinge sind mir wie Träume.«

*Harley* (ihre Hand ergreifend und achtungsvoll küsend). – »Helene, Sie haben ein edles Herz, und ich habe Sie vergebens versucht. Ich bedaure Ihre Wahl, obwohl ich ihr nicht mehr entgentreten will. Ich bedaure sie, obwohl ich niemals Zeuge Ihrer Enttäuschung sein werde. Als die Gattin jenes Mannes werde ich Sie nie mehr sehen – nicht mehr kennen.«

*Helene*. – »O nein! – sagen Sie das nicht. Warum? – weißhalb?«

*Harley* (die Stirne runzelnd). – »Er ist das Kind des Betrugs und der Schande. Sein Vater ist mein Feind, und mein Haß erstreckt sich auf den Sohn. Auch er, der Sohn, stiehlt mir – doch Klagen sind eitel. Wenn die nächsten paar Tage vorüber sind, gedenken Sie meiner als eines Mannes, der sich aller Rechte über Ihre Handlungen entäußert hat und Ihrem künftigen Geschick fremd ist. Pah! – trocknen Sie Ihre Thränen. So lange Sie Leonard lieben oder mich achten, mögen Sie sich freuen, daß unsere Pfade sich nicht kreuzen.«

Er ging ungeduldig weiter; allein Helene, geängstigt und erstaunt, folgte ihm rasch, legte schüchtern ihren Arm in den seinigen und suchte ihn zu beruhigen. Sie fühlte, daß er Leonard Unrecht that – daß er nicht wußte,

wie dieser alle Hoffnung aufgegeben, nachdem er erfahren, wessen Verlobte sie war. Um Leonards willen überwand sie ihre Schüchternheit und versuchte, die Sache aufzuklären. Bei ihren ersten zögernden Worten jedoch verließ Harley, der nur mit Mühe die leidenschaftliche Aufregung seines Inneren niederzukämpfen vermochte, plötzlich ihre Seite und verschwand in dem Dunkel der dichten, weithin sich ausdehnenden Waldgruppen.

Während diese Unterredung zwischen Lord L'Estrange und seiner Mündel stattfand, wandelten der *soi-disant* Riccabocca und Violante langsam durch den Park. Der Philosoph war, so weit der äußere Mensch in Frage kam, durch seine glänzenden Aussichten nicht verändert – er trug noch immer den rothen Regenschirm und die gewohnte Pfeife. Mechanisch schlug er den Weg nach dem sonnigsten Theile des Gartens ein, hin und wieder zärtlich auf das zu Boden gesenkte, traurige Antlitz seiner Tochter blickend; er sprach nichts, allein nach jedem solchen Blicke stieg, gleichsam im Einklang mit dem volleren Schläge seines Herzens, eine stärkere Wolke aus seiner Pfeife auf.

An einer Stelle angelangt, die gegen Süden frei lag und, vor dem scharfen Ostwind durch dichtes Immergrün und gegen Norden durch hohe Mauern geschützt, die mildesten Strahlen der Novembersonne zu sammeln schien, hielt Riccabocca inne und setzte sich. Auf dem Rasen blühten noch immer Blumen, und darüber flatterten

die Schwingen jener späteren und glänzenderen Schmetterlinge, die, unsichtbar in den heitern Tagen des englischen Sommers, erst mit dem herbstlichen Himmel zum Vorschein kommen und die frostigen Fußstapfen des nahenden Winters umspielen – Sinnbilder jener Gedanken, welche das beschauliche Alter heimsuchen und erfreuen, während der Strom noch frei und ungehemmt von der Fessel des Eises dahin gleitet und die Blätter noch an den Zweigen zittern; Gedanken, welche die Erinnerungen des dahingeschwundenen Sommers mit Ahnungen anderer Sonnen, die dem Winter folgen werden, verbinden, und eben dann die lichtesten, glänzendsten Farben ausströmen, wenn der Himmel, durch welchen sie glühen, dunkler wird, und die Blumen, über denen sie schweben, an der Oberfläche der Erde erbleichen – noch immer Samen ausstreuend, der sich tief unter dein Boden dem Auge entzieht.

»Tochter,« sagte Riccabocca, Violante zärtlich an seine Seite ziehend – »Tochter! Siehe, wie diejenigen, welche gegen Mittag sich wenden, immer die sonnige Seite der Landschaft finden können. Wie viel hängt Wärme oder Kälte in allen Jahreszeiten des Lebens von dem Standpunkte ab, den wir wählen! Setze dich, und laß uns vernünftig reden.«

Violante gehorchte, ihres Vaters Hand in den beiden ihrigen haltend. Vernunft! – ein hartes Wort für das Ohr des Gefühls.

»Du entziehst dich,« nahm Riccabocca wieder auf, »jeder Höflichkeitsbezeugung, ja sogar der Gegenwart des

Bewerbers, den als deinen Verlobten zu betrachten, meine Ehre mich verpflichtet.«

Violante zog ihre Hände zurück und preßte sie schauernd auf ihre Augen.

»Aber,« fuhr Riccabocca beinahe ärgerlich fort, »dies ist nicht der Vernunft Gehör gegeben. Ich könnte Einwendungen gegen Mr. Leslie erheben, weil weder sein Rang, noch sein Vermögen ihn zu einem angemessenen Bewerber um die Hand einer Tochter meines Hauses machen; mir als Vater würde Niemand eine solche Einwendung verübeln, sondern sie im Gegentheil ganz vernünftig finden – diejenigen allerdings ausgenommen,« setzte der arme Philosoph mit einem gewaltsamen Versuch, heiter zu scheinen, hinzu, indem er ein Sprüchwort zu Hülfe nahm – »Diejenigen ausgenommen, welche weise genug sind, des warnenden Sprüchleins zu gedenken: ›*Casa il figlio quando vuoi, e la figlia quanda puoi*‹ – (Verheirathe den Sohn, wann du willst, und die Tochter, wann du kannst). Allen Ernstes – wenn *ich* jene Gründe übersehe, welche gegen Mr. Leslie sprechen, so ist es für ein junges Mädchen nicht natürlich, so großes Gewicht auf dieselben zu legen. Was bei dir Vernunft ist, ist etwas ganz Anderes, als was bei mir Vernunft ist, Mr. Leslie ist jung, nicht häßlich, benimmt sich wie ein Gentleman, liebt dich leidenschaftlich und hat dies dadurch bewiesen, daß er sein Leben gegen diesen Schurken Peschiera auf das Spiel setzte – das heißt, er würde es gethan haben, wäre Peschiera nicht aus dem Wege geschafft worden. Wenn du daher der Vernunft Gehör schenken willst, so bitte ich dich, mir

zu sagen , was die Vernunft gegen Mr. Leslie vorbringen kann?«

»Vater, ich verabscheue ihn.«

»*Cospetto*,« beharrte Riccabocca ärgerlich, »du hast keinen Grund ihn zu verabscheuen. Hättest du einen solchen, Kind, so wäre ich sicherlich der Letzte, ihn zu bestreiten. Wie kannst du dir überhaupt klar über deine Wünsche in einer solchen Sache sein? Es wäre etwas Anderes, wenn du sonst Jemand gesehen hättest, den du vorziehen könntest. Allein du bist ja nicht einmal mit irgend einem andern jungen Mann bekannt – Leonard Fairfield etwa ausgenommen, der, wie ich zugeben will, hübscher ist, als Mr. Leslie, und mehr Geist und Phantasie besitzt, doch wirst du nicht vergessen, daß er als Knabe in meinem Garten arbeitete. Ah! Frank Hazelden allerdings – ein hübscher Junge – allein seine Neigung ist schon anderswo vergeben. Kurz,« fuhr der Philosoph in trockenem Tone fort, »ich weiß Niemand, den du aus irgend welcher Laune Mr. Leslie vorziehen konntest; und wenn ein Mädchen, das keinen Andern in ihrem Kopfe hat, einen verständigen, gut gekleideten jungen Mann von angenehmem Aeußern zu verabscheuen behauptet, so ist dies – ein Unsinn. »*Chi lascia il poco per haver l'assai lè l'uno, nè l'altro avera mai*« – was sich etwa so umschreiben läßt: das Mädchen, welches einen Sterblichen zurückweist in der Hoffnung, einen Engel davonzutragen, wird den einen verlieren und den andern nie finden. So,

nachdem ich dir nun gezeigt habe, daß die dunklere Seite der Frage der Vernunft widerspricht, so laß uns die hellere in's Auge fassen. Erstlich –«

»O Vater, Vater!« rief Violante leidenschaftlich, »du, bei dem ich einst Trost und Hülfe suchte in jedem kindischen Schmerz, sprich nicht mit so schneidender Leichtfertigkeit zu mir! Siehe, ich lege mein Haupt an deine Brust – ich umfasse dich mit meinen Armen – und nun, kannst du mich in mein Elend schicken?«

»Kind, Kind, sei nicht so eigensinnig. Suche wenigstens ein Vorurtheil zu bekämpfen, das du nicht vertheidigen kannst. Meine Violante, mein Liebling, dies ist keine Kleinigkeit. Hier muß ich aufhören, der zärtliche, thörichte Vater zu sein, mit dem du anfangen kannst, was du willst. Hier bin ich Alphonse, Herzog von Serrano, um dessen verpfändetes Wort und um dessen Ehre als Edelmann es sich handelt. Als ein hülfloser Flüchtling – ohne jegliche Hoffnung auf eine günstigere Wendung meines Schicksals – zitterte ich gleich einem Feigling vor der Tücke meines gewissenlosen Verwandten; und jede Aussicht ergreifend, dich seinen Schlingen zu entreißen, war ich es selbst, der Randal Leslie deine Hand anbot, versprach und mit meinem Wort verpfändete. Und nun, da ich Rang und Vermögen aller Wahrscheinlichkeit nach wieder erlangen werde, mein Feind zu Boden liegt, und meine Befürchtungen zu Ende sind – geziemt es mir jetzt zurückzunehmen, was ich vorher selbst so angelegentlich suchte und wünschte? Nicht der Edelmann, sondern der *parvenu* ist es, der nur reich zu werden braucht, um

diejenigen zu vergessen, welche er in der Armuth seine Freunde nannte.<sup>1</sup> Soll ich zu der armseligen Entschuldigung greifen, die niemals aus dem Munde eines italienischen Fürsten gehört wurde, ›daß ich den Gehorsam meines Kindes nicht erzwingen könne‹ – und der ärgerlichen Antwort mich aussetzen, ›Herzog von Serrano, einst hattest du Gewalt über diesen Gehorsam, als du, ein armer, in Angst und Schrecken lebender Flüchtling, mir eine Braut ohne Mitgift anbotest?‹ Kind – Violante – Tochter eines Geschlechtes, auf dessen Ehre die Verläumdung niemals einen Schatten warf, ich fordere dich auf, das verpfändete Wort deines Vaters einzulösen.«

»Vater, muß es so sein? Sind mir nicht einmal die Pforten des Klosters geöffnet? Nein, blicke nicht so kalt auf mich. Wenn du nur in meinem Herzen lesen könntest! Und ach, ich bin so fest überzeugt, daß dir die Reue nachher kommen wird – daß dieser Mann nicht das ist, wofür du ihn hältst. Ich kann den Verdacht nicht unterdrücken, daß er in dieser ganzen Sache eine geheimnißvolle, verrätherische Rolle gespielt hat.«

»Ha!« unterbrach sie Riccabocca, »mit dieser Ansicht hat dich vielleicht Harley angesteckt!«

»Nein – nein. Aber ist nicht Harley – ist nicht Lord L'Estrange ein Mann, auf dessen Meinung zu achten, du alle Ursache hast? Und wenn er Mr. Leslie mißtraut –«

---

<sup>1</sup>Quando 'l villano è divenuto ricco  
Non ha (i. e. riconesces) parente nè amico.«

Italienisches Sprüchwort.

»Laß ihn Beweise auffinden, die sein Mißtrauen rechtfertigen und mich meines Wortes entbinden, so werde ich mich nicht weniger freuen, als du. Ich habe ihm dies gesagt und ihn aufgefordert, seinen Argwohn zu begründen – allein er weicht mir aus. Er kann nichts gegen ihn beweisen,« setzte Riccabocca in niedergeschlagenem Tone hinzu; »Randal hat bereits alles vollständig aufgeklärt, was Harley verdächtig erschien. Violante, mein Name und meine Ehre sind in deine Hände gegeben. Wirf sie weg, wenn du willst – ich kann dich nicht zwingen und kann mich nicht zum Flehen herablassen. *Noblesse oblige* – mit deiner Geburt nahmst du auch die Pflichten derselben auf dich. Lasse sie entscheiden zwischen deinem thörichten Eigensinn und deines Vaters feierlicher Ermahnung.«

Mit einer angenommenen Strenge, welche er weit entfernt war, zu fühlen, machte sich Riccabocca von den Armen seiner Tochter los und verließ seinen Platz.

Violante blieb einen Augenblick stehen, schauderte, blickte um sich, als wolle sie Freude, Friede und Hoffnung auf Erden ein letztes Lebewohl sagen, und trat dann festen Schrittes und mit den Worten auf ihren Vater zu.

»Ich habe dir den Gehorsam nicht verweigert, Vater, ich habe dich nur gebeten. Was du sagst, ist mir Gesetz, jetzt, wie es immer gewesen, und was auch kommen mag, niemals sollst du einen Laut der Klage oder des Murrens von mir hören. Armer Vater, du wirst schmerzlicher leiden, als ich. Küsse mich!«

Ungefähr eine Stunde später, als der kurze Tag bereits seinem Ende sich nahte, und Harley von seiner einsamen Wanderung zurückkehrte, begegnete er auf der Terrasse vor dem Hause Lady Lansmere und Audley Egerton, Arm in Arm.

Harley hatte seinen Hut tief in die Stirne gedrückt und hielt die Augen fest auf den Boden geheftet, so daß er die Beiden nicht sah, bis ihn Audley's Stimme aus seiner Träumerei aufschreckte.

»Mein theurer Harley, sagte der Exminister mit einem matten Lächeln, »du mußt nicht an uns vorübergehen, nun dir die Sorgen der Wahl eine augenblickliche Muße gönnen. Sehe ich doch wenig genug von dir, obwohl wir unter demselben Dache wohnen!«

Lord L'Estrange warf seiner Mutter einen raschen Blick zu – einen Blick, der zu sagen schien: »Du stützt dich auf Audley's Arm – hast du dein Versprechen gehalten?« Allein das Auge, welches dem seinigen begegnete, beruhigte ihn.

»Es ist wahr,« versetzte Harley; »doch du, der du selbst am besten weißt, daß man kein Herz mehr für die Bande des Privatlebens hat, wenn man einmal in die öffentlichen Angelegenheiten verstrickt ist, du wirst mich gewiß entschuldigen. Und es liegt so sehr viel an dieser Wahl!«

»Und Sie, Mr. Egerton,« sagte Lady Lansmere, »der Sie am meisten bei der Wahl betheilig sind, scheinen allein das Vorrecht zu besitzen, gleichgültig hinsichtlich des Erfolgs zu bleiben.«

»Doch – du bist nicht gleichgültig?« frug Lord L'Estrange

»Nein. Wie könnte ich, da meine ganze künftige Laufbahn davon abhängt?«

Harley zog Egerton bei Seite. »Zu *einem* Wähler solltest du doch gehen und ihm danken. Man kann ihm nicht begreiflich machen, daß er um irgend eines Verwandten, selbst um seines eigenen Sohnes willen, gegen die Blauen – gegen dich stimmen sollte; – ich meine natürlich Nora's Vater, John Avenel. Seine und seines Schwiegersohns Stimme gaben den Ausschlag zu deinen Gunsten bei der ersten Wahl.«

Egerton. – »Zu John Avenel gehen! Warst *du* bei ihm?«

Harley (ruhig). – »Ja. Der arme alte Mann – sein Geist ist nie wieder ganz klar geworden seit Nora's Tod. Aber dein Name, als derjenige des Wahlcandidaten aus jener Zeit – des siegreichen Candidaten, dessen Triumph die Freudenglocken verkündigten und dabei ihren Klang mit Nora's Trauergeläute vermischten – dein Name ruft ihm die Erinnerung an sie zurück, und er spricht in *einem* Athem von ihr und von dir. Komm, laß uns zusammen nach seinem Hause gehen; es liegt ganz nahe am Eingang des Parks.«

Die Tropfen standen auf Audley's Stirne. Er heftete seine schönen dunkeln Augen mit schmerzlichem Staunen auf Harley's ruhiges Antlitz.

»Harley, so hast du endlich die Vergangenheit vergessen?«

»Nein; aber die Gegenwart ist gebieterischer. Alle meine Anstrengungen und Bemühungen dürfen jetzt nur dahin gehen, deine Freundschaft zu vergelten. Du trittst gegen ihren Bruder auf – und ihr Vater stimmt dennoch für dich. Und ihre Mutter sagt zu dem Sohn: ›Laß den alten Mann gewähren! Das Gewissen ist, alles, was noch in ihm lebt, und er glaubt, er würde gegen die Ehre sündigen, wenn er gegen die Blauen stimmte.« ›Ein Wählervorurtheil«, mag vielleicht ein Skeptiker sagen. Aber dich muß dieser Zug der menschlichen Natur rühren – zumal an *ihrem* Vater – dich, Audley Egerton, der du die Seele der Ehre bist. Was hast du?«

*Egerton.* – »Nichts – ein Herzkrampf – mein altes Uebel. Gut, ich will den armen Mann besuchen, aber später, nicht jetzt – nicht mit dir. Nein, nein, ich will nicht – ich kann nicht. Harley, als du eben zu uns tratest, sprach ich mit deiner Mutter.«

*Harley.* – »Ja, und wovon?«

*Egerton.* – »Von dir. Ich sah dich von meinem Fenster aus mit deiner Verlobten in den Park gehen. Später bemerkte ich, daß sie allein zurückkehrte, und so viel ich unterscheiden konnte, trugen ihre sanften Züge einen traurigen Ausdruck. Harley, täuschest du uns?«

*Harley.* – »Täuschen – ich! Wie so?«

*Egerton.* – »Bist du wirklich überzeugt, daß deine beabsichtigte Verbindung dir das Glück gewähren wird, um das ich zum Himmel für dich flehe, so wie es das heiße Gebet deiner Mutter ist?«

*Harley.* – »Glück – ich hoffte es. Aber vielleicht –«

*Egerton.* – »Vielleicht was?«

*Harley.* – »Vielleicht findet die Heirath nicht statt. Vielleicht steht mir ein Nebenbuhler im Weg – nicht ein offener – ein geheimer, verstohlener Bewerber – und noch dazu ein Mensch, dem ich Liebe und Vertrauen schenkte, und dem ich Dienste leistete. Frage mich jetzt nicht weiter. Solche Beispiele von Verrath lehren uns eine redliche, aufopfernde und treue Freundschaft, wie die deinige, Audley Egerton, um so höher schätzen. Doch hier kömmt dein *protégé*, erlöst für eine Weile von den Mühen der Wahlbewerbung, und dein vertrauter Berather, Baron Levy. Er begleitete heute Randal durch die Stadt. So angelegentlich sorgt er dafür, daß der junge Mann sein falsches Spiel spiele und nicht sein eigenes Interesse dem deinigen voransetze. Würde dich dies überraschen?«

*Egerton.* – »Du bist zu streng gegen Randal Leslie. Er ist ehrgeizig und weltlich – seinem Herzen steht kein Ueberfluß von warmen Gefühlen zu Gebot –«

*Harley.* – »Ist es Randal Leslie, den du so schilderst?«

*Egerton* (mit einem matten Lächeln). – »Ja; du siehst, ich schmeichle nicht. Aber er ist als Gentleman geboren und erzogen und wird sich daher schwerlich einer Gemeinheit schuldig machen. Und im Grunde muß er mit mir steigen oder fallen – sein eigener Verstand wird ihm dies sagen. Aber ich bitte dich noch einmal, suche nicht, mich gegen ihn einzunehmen. Ich hätte einen Sohn lieben können – ich habe keinen. Randal, so wie er ist, füllt mir in gewisser Art die Stelle eines Sohnes aus. Er trägt

meine Entwürfe und Interessen in dieser Menschenwelt noch über die Schranken des Grabes hinaus.«

Audley wandte sich freundlich zu Randal.

»Nun Leslie, wie stehen die Angelegenheiten?«

»Levy hat das Wahlbuch, Sir. Ich denke, wir haben zehn neue Stimmen für Sie und etwa sieben für mich gewonnen.«

»Erlauben Sie mir, Ihnen das Buch abzunehmen, Baron Levy,« sagte Harley.

In diesem Augenblick näherten sich Riccabocca und Violante schweigend dem Hause. Als der Italiener Randal bemerkte, gab er ihm ein Zeichen, sich zu ihnen zu gesellen. Der junge Liebhaber ließ einen furchtsamen Blick nach Harley hingleiten, sprang dann rasch vorwärts und befand sich bald an Violantens Seite. Doch kaum hatte Harley, verwundert über Leslie's plötzliches Verschwinden, die Ursache wahrgenommen, als er eben so rasch die leise Unterredung, welche er mit Levy angefangen, abbrach, Randal nacheilte und, seine Hand auf des jungen Mannes Schulter legend, ausrief:

»Ich bitte Sie alle Drei tausendmal um Entschuldigung, allein ich kann diese Zeitverschwendung nicht zugeben, Mr. Leslie. Sie haben noch eine Stunde, bis es dunkel wird, und einige Meilen von hier befinden sich drei Wähler, einflußreiche Farmer, bei welchen Sie selbst in Person Ihre Werbung vorbringen müssen. Meines Vaters Verwalter soll Sie begleiten. Eilen Sie in den Stall, und wählen Sie sich selbst Ihre Pferde. In den Sattel – in den Sattel!

Baron Levy, gehen Sie, und sagen Sie Mr. Smart, dem Verwalter, er werde Mr. Leslie im Stalle treffen; dann kommen Sie zu mir zurück – schnell! Wie, Sie zögern, Mr. Leslie? Sie bringen mich noch dahin, daß ich aus Unwillen über Ihre Trägheit und Gleichgültigkeit Ihre ganze Sache aufgebe.«

Erschreckt über diese Drohung erhob Randal anklagend seine Augen gen Himmel und zog sich zurück.

Inzwischen war Audley wieder zu Lady Lansmere getreten, welche in tiefen Gedanken auf dem Geländer der Terrasse lehnte.

»Haben Sie bemerkt,« sagte er leise, »wie Harley auf die schöne Italienerin zueilte, als er ihrer ansichtig wurde? Verlassen Sie sich darauf, daß ich Recht hatte. Ich kenne die junge Dame nur wenig, allein ich habe einige Male mit ihr gesprochen – und habe den Wechsel in dem Ausdruck ihrer Züge beobachtet. Wenn Harley jemals wieder lieben könnte, und wenn die Liebe einen erhebenden Einfluß auf seinen Geist auszuüben vermag, so wünschen Sie mit mir, daß seine Wahl dahin falle, wohin, wie ich glaube, sein Herz sich neigt.«

*Lady Lansmere.* – »Ah, daß es so wäre! Helene, ich gebe es zu, ist reizend; aber – aber – Violante steht ihm gleich durch ihre Geburt! Aber wissen Sie nicht, daß sie mit Ihrem jungen Freunde, Mr. Leslie, verlobt ist?«

*Audley.* – »Randal sagte mir davon; allein ich kann es nicht glauben. Um die Wahrheit zu gestehen – ich habe Gelegenheit gesucht, das Herz dieses schönen Wesens zu erforschen, und wenn ich mich irgend auf Frauen

verstehe, so gehört ihre Liebe nicht Randal. Ich würde mich vollständig in ihr täuschen, wenn ihre Gefühle so schwach wären, daß sie sich leicht Zwang anlegen ließen; und eben so wenig kann ich annehmen, daß ihr Vater wünschen sollte, eine Heirath zu erzwingen, die fast als eine *mésalliance* erscheint. Randal muß sich selbst täuschen, und eine Aeußerung Harley's, die er so eben in unserer kurzen, aber peinlichen Unterredung fallen ließ, gibt mir die Vermuthung, daß sein Verhältniß zu Miß Digby gelöst ist. Er versprach, mir später Näheres darüber zu sagen. Ja,« fuhr Audley traurig fort, »beobachten Sie Violanten's Antlitz mit seinem stets wechselnden Spiel; hören Sie auf ihre Stimme, welche das Gefühl zur ausdrucksvollsten Musik zu machen scheint, und sagen Sie mir, ob Sie nicht bisweilen erinnert werden an – an – Mit Einem Wort, wir haben Diejenige gefunden, welche selbst ohne Rang und Vermögen würdig wäre, das Bild Leonora's zu ersetzen und für Harley zu werden – was Leonora nicht sein konnte; denn meine Ueberzeugung steht fest, daß Violante ihn liebt.«

Mittlerweile hatte Harley von gleichgültigen Dingen mit Riccabocca und Violante gesprochen und dabei von dem Ersteren nur kurze, von der Letzteren gar keine Antworten erhalten. Nun aber zog ihn der Weise bei Seite und flüsterte ihm zu –

»Sie hat eingewilligt, sich meiner Ehre zum Opfer zu bringen. Aber Harley, es würde mir das Herz brechen, wenn sie unglücklich werden sollte! Entweder müssen Sie mir Randal's Unwürdigkeit genügend beweisen, um

mich dadurch meines Versprechens zu entbinden – oder aber muß ich Sie wiederholt und angelegentlich bitten, daß Sie versuchen, das arme Kind zu seinen Gunsten zu stimmen. Alles, was Sie sagen, hat Gewicht bei ihr; sie verehrt Sie, wie – wie einen zweiten Vater.«

Harley schien durch diese letztere Versicherung nicht besonders geschmeichelt, wurde jedoch einer unmittelbaren Antwort durch das Erscheinen eines Mannes enthoben, welcher aus der Richtung des Stalles herkam, und dessen bestaubter und beschmutzter Reiseanzug einen fremden Courier errathen ließ. Kaum war Harley dieses Mannes ansichtig geworden, als er ihm entgegen eilte und ihn mit kurzen, raschen Worten anredete.

»Ihr seid schnell gewesen; ich erwartete Euch nicht so bald. Habt Ihr die Spur entdeckt? Ist mein Brief übergeben?«

»Hier ist die Antwort, welche ich zurück gebracht, Mylord,« versetzte der Mann, indem er ein Schreiben aus der Ledertasche nahm, die an seiner Seite hing.

Harley riß das Siegel auf und ließ seine Augen über den Inhalt hingleiten, der nur aus wenigen Zeilen bestand.

»Gut. Sagt Niemand, woher Ihr kommt, und haltet Euch nicht hier auf, sondern geht sogleich nach London zurück.«

Als Harley wieder auf seine italienischen Gäste zutrat, leuchtete eine so ungewöhnliche Heiterkeit aus seinen Zügen, daß der Herzog ausrief –

»Eine Depesche von Wien! Meine Zurückberufung!«

»Von Wien, mein theurer Freund? Nicht möglich. Ich kann nicht darauf rechnen, früher von dem Fürsten zu hören, als einen oder zwei Tage vor dem Schluß der Wahl. Aber Sie wünschen, daß ich mit Violante spreche. Schließen Sie sich meiner Mutter dort an. Was kann sie Mr. Egerton mitzutheilen haben? Ich will einige Worte an ihre schöne Tochter richten, welche wenigstens die Theilnahme beweisen sollen, die an ihrem Schicksal – ihr zweiter Vater nimmt.«

»Gütigster aller Freunde,« entgegnete der arglose Schüler Macchiavell's und lenkte seine Schritte nach der Terrasse. Violante wollte ihm folgen; Harley hielt sie jedoch zurück.

»Gehen Sie nicht, bevor Sie mir gedankt haben; denn Sie sind nicht die hochherzige Violante, für welche ich Sie halte, wenn Sie nicht Jedem Anspruch auf Ihre Dankbarkeit zuerkennen, der Sie von der Gegenwart eines Verehrers, wie Mr. Randal Leslie, erlöst.«

*Violante.* – »Geziemt es mir, auf solche Worte zu hören über einen Mann, den – den –«

*Harley.* – »Den Ihnen gegen Ihren Willen aufzudrängen Ihr Vater eigensinnig beharrt. Aber, mein theures Kind, Sie, die Sie als kleines Mädchen, ehe Sie noch wußten, welche Schlingen und Fallgruben für alle vertrauenden Seelen unter dem Rasen zu unseren Füßen verborgen liegen, gerade wenn er am herrlichsten mit den Blumen des Lenzes geschmückt ist – Sie, die Sie damals Ihre kleinen Arme um meinen Nacken schlangen und mit Ihrer melodischen Stimme in mein Ohr flüstersten: ›Rette uns –

rette meinen Vater« – Sie wenigstens will ich nicht verlassen in einer Gefahr, die viel schlimmer ist, als diejenige, welche Sie damals bedrohte – eine Gefahr, die größere Schrecken für Sie hat, als Peschiera's Netze. Mag Randal Leslie die gemeineren Ziele seines Ehrgeizes erreichen – ich überlasse sie ihm mit Verachtung; – aber *Sie!* der anmaßende Schurke!«

Harley hielt einen Augenblick inne, halb erstickt vor Unwillen; dann fuhr er ruhig fort:

»Vertrauen Sie mir und fürchten Sie nichts. Ich will diese Hand vor der entweihenden Berührung Randal Leslie's bewahren – dann mag ich für immer jeder sanften Regung Lebewohl sagen. Vor mir bereitet sich die willkommene Einsamkeit aus. Die Unschuld gerettet, der Ehrenhaftigkeit zum Recht verholfen, Falschheit und Ver-rath von dem Arm einer gerechten Vergeltung erreicht – und dann – was dann? Nun, wenigstens werde ich dann Macchiavell mit mehr Erfolg studirt haben, als Ihr weiser Vater, und werde ihn bei Seite legen können, denn ich bedarf keiner Lehren der Philosophie mehr, um mich vor Täuschung zu bewahren.«

Seine Stirne verdüsterte sich, und er entfernte sich rasch, während Violante in Furcht und Staunen – mehr aber noch in ein unbestimmtes Gefühl des Entzückens versunken – zurückblieb.

#### EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

An demselben Abend hatte sich Randal nach den Anstrengungen des Tages in das Heiligthum seines Zimmers

zurückgezogen und an den Tisch gesetzt, um die Hauptzüge der kritischen Rede zu entwerfen, welche er nun sehr bald zu halten haben würde – eine kritische Rede allerdings, wenn es ihm Angesichts von Feinden und Freunden, in Gegenwart der Londoner Berichterstatter und inmitten all' der widerstreitenden Interessen, welche er sämmtlich seinem Eigennutz dienstbar zu machen suchte, obliegen würde, eine förmliche Darlegung seiner politischen Ansichten zu geben. Randal Leslie gehörte in der That nicht zu jenen Rednern, welche entweder Bescheidenheit, oder aber eine stolze Verachtung alles Unschönen und Mittelmäßigen, oder endlich das gewissenhafte Streben nach Wahrheit geneigt macht, sich der Mühe einer schriftlichen Abfassung zu unterziehen. Er besaß zu viel Gewandtheit, als daß er einen fließenden Periodenbau oder die geschickte Einmischung von Gemeinplätzen – das gewöhnliche Material eines oratorischen Stegreifvortrags – hätte vermessen lassen – zu wenig Sinn für das Schöne, um durch eine gewählte Wendung eine edle Empfindung in die anmuthigste Form zu kleiden – und endlich ein zu stumpfes Gewissen, um sich darum zu kümmern, ob der populäre Stoff von den Schlacken gereinigt sei oder nicht, welche dem sorglosen Redefluß in einem extemporirten Vortrag so oft ankleben. Der gegenwärtige Anlaß jedoch war kein gewöhnlicher. Er forderte ein sorgfältiges Studium nicht sowohl von dem Redner, als vielmehr von dem Heuchler. Eine harte Aufgabe,

den Blauen zu gefallen und nicht bei den Gelben anzu stoßen, – scheinbar auf Audley Egerton's Seite zu stehen und doch Sympathie für Dick Avenel durchblicken zu lassen; – mit höflichem Lächeln dem jüngeren Opponenten entgegen zu treten, dessen Worte gleich Pfeilen seine Eitelkeit getroffen und einen um so bittereren Groll zurückgelassen hatten, weil sein Gewissen dadurch geweckt worden war.

Er hatte seine Feder in die Tinte getaucht und das vor ihr liegende Papier geglättet, als sich ein Klopfen an der Thüre hören ließ.

»Herein!« rief er ungeduldig.

Und Levy schlenderte nachlässig in das Zimmer.

»Ich komme, um den Stand der Dinge mit Ihnen zu besprechen, *mon cher*,« sagte der Baron, indem er sich auf das Sopha warf. »Und zuerst wünsche ich Ihnen Glück zu Ihren günstigen Aussichten auf Erfolg.«

Randal verschob die beabsichtigte Abfassung seines Aufsatzes mit einem kurzen Seufzer, rückte seinen Stuhl an das Sopha und erwiderte mit leiser, beinahe flüsternder Stimme:

»Sie glauben also auch, daß meine Aussichten günstig sind?«

»Günstig! Ei, es ist eine Whistpartie, in welcher Ihr Partner Ihnen den ganzen Gewinnst überläßt, und Ihr Gegner so gut wie gewiß sich verloren gibt. Allerdings

muß entweder Avenel oder sein Neffe durchdringen; Beide aber nicht. Zwei *parvenues*, die einen gräflichen Wahlbezirk zu ihrem Familieneigenthum zu machen suchen! Pah! Zu abgeschmackt!«

»Ich höre von Riccabocca (oder vielmehr dem Herzog von Serrano), daß dieser junge Fairfield der Güte Lord L'Estrange's viel verdankt. Seltsam, daß er den gräflich Lansmere'schen Interessen entgegentritt.«

»Ehrgeiz, *mon cher*. Sie selbst sind Mr. Egerton mehr oder weniger verpflichtet, und doch hat er in Wirklichkeit mehr von, Ihnen, als von Mr. Fairfield zu fürchten.«

»Ich erkenne keine Verpflichtungen meinerseits gegen Mr. Egerton an. Und wenn mich die Wähler ihm (den sie, beiläufig bemerkt, einst im Bilde verbrannt haben) vorziehen, so ist das nicht meine Schuld, vielmehr, falls irgend Jemand Schuld trägt, diejenige seines eigenen theuern Freundes L'Estrange. Ich begreife nicht, wie ein Mann von so klarem Verstande, wie L'Estrange zweifelhaft besitzt, Egerton's Erwählung über seinem Eifer für die meine auf das Spiel setzen kann. Auch täuscht er mich durch seine förmlichen Höflichkeiten nicht. Er hat sogar angedeutet, daß er mich der Beihilfe zu Peschiera's Absichten in Bezug auf Violante verdächtigt. Doch kann er diesen Verdacht durch nichts begründen. Denn es versteht sich von selbst, Levy, daß Sie mich nicht verrathen werden.«

»Ich! Welches Interesse könnte ich dabei haben?«

»Keines allerdings, das ich zu entdecken vermöchte,« sagte Randal mit einem Lächeln. »Und wenn ich in's Parlament komme, so werde ich, unterstützt von der gesellschaftlichen Stellung, welche wir durch meine Heirath zu Theil wird, mehr als Eine Gelegenheit haben, Ihnen zu dienen. Nein, es liegt sicherlich nicht in Ihrem Interesse, mich zu verrathen. Und ich zähle auf Sie als meinen Zeugen, wenn ich je eines solchen bedürfen sollte.«

»Gewiß, Sie dürfen auf mich zählen, mein lieber Freund,« erwiderte der Baron. »Aber ich denke, es wird kein Zeuge gegen Sie auftreten. Mit meinem armen, lieben Freund Peschiera, dessen Cigarren, beiläufig bemerkt, unvergleichlich waren – ich möchte wissen, ob welche zum Verkauf kommen! – ist es für immer vorbei. Und wenn er auch nicht unschädlich gemacht wäre, so dürfte es wohl eher L'Estrange sein, als wie Sie, auf den er es abgesehen hätte.«

»Peschiera kann aus der Karte der Zukunft gestrichen werden,« versetzte Randal. »Menschen, von denen wir nichts mehr zu hoffen oder zu fürchten haben, sind für uns, wie die Geschlechter vor der Sündfluth.«

»Sehr gute Bemerkung!« sagte der Baron bewundernd. »Peschiera, obwohl er nicht ohne Verstand ist, hat vollständig Fiasko gemacht. Und mein Grundsatz, an den ich mein Leben lang gehalten, ist, in einem solchen Fall den Mann ganz und gar aufzugeben.«

»Natürlich!« bemerkte Randal.

»Allerdings natürlich!« wiederholte der Baron. »Auf der andern Seite ist Ihnen bekannt, daß ich hoffnungsvollen jungen Leuten gerne Vorschub leiste. Sie sind in der That erstaunlich geschätzt; wie kommt es aber, daß Sie nicht besser sprechen? Wissen Sie, daß ich zweifle, ob Sie im Hause der Gemeinen alle meine Erwartungen, die ich an Ihre Gewandtheit und Besonnenheit im Privatleben knüpfte, erfüllen werden?«

»Weil ich dem Pöbel nicht gemeinen Plunder genug vorschwatzen kann? Pah! Der Erfolg ist mir sicher, wo immer das Wissen wirkliche Macht ist. Ueberdies müssen Sie meine höllische Lage bedenken. Sie wissen, daß Avenel, wenn er nicht sich und seinen Neffen durchsetzt, jedenfalls die Wahl des Candidaten unserer Partei in seiner Hand hat. Ich kann ihn nicht angreifen – ebenso wenig seinen unverschämten Neffen –«

»Unverschämt? – Das nicht, wohl aber bitterlich be-redt. Er setzt Ihnen tüchtig zu! Sie sind ihm nicht gewachsen, Randal – d. h. wenn es sich darum handelt, öffentlich und vor einem Publikum zu sprechen, denn *en petit comité*, da möchte kaum der Teufel selbst *Ihnen* gewachsen sein! Doch nun zu etwas Anderem, was Sie in ersterer Weise betrifft. Ihre Erwählung werden Sie durchsetzen, und Ihre Braut ist Ihnen versprochen – aber die alten Leslie-Ländereien, derzeit in Squire Thornhill's Besitz, sind noch nicht gewonnen, und Ihre Aussicht, sie zu bekommen, ist sehr gefährdet. Ich wollte es Ihnen heute Morgen nicht sagen, um Ihnen die Laune zu den Wahlumtrieben nicht zu verderben. Allein ich habe einen Brief

von Thornhill selbst erhalten; man hat ihm ein Angebot auf das Besitzthum gemacht, das nur tausend Pfund weniger beträgt, als er ursprünglich verlangt. Ein City-Aldermann, Namens Jobson, ist der Liebhaber – wie es scheint, ein Mann von vielen Mitteln und wenig Worten. Er hat den Tag bestimmt, an dem er eine endgültige Antwort haben will, und zwar ist dies der –ste, also zwei Tage nach dem Lansmerer Wahlakt. Der Mann erklärt, er werde einen andern Kauf abschließen, wenn Thornhill bis dahin nicht auf seine Bedingungen eingegangen sei. Da nun dieser entschlossen ist, den Vorschlag anzunehmen, wenn ich ihm keinen bessern machen kann, und da jene Mittel, auf welche Sie rechneten (für den Fall, daß die Doppelheirath Peschiera's mit Violante und Frank Hazeldean's mit Madame di Negra zu Stande gekommen wäre), Ihnen entgangen sind, so weiß ich in der That nicht, wie Sie die erforderliche Summe in der gegebenen Zeit auftreiben könnten – und ich fürchte, die alten Ländereien der Leslie müssen ihren Ertrag einem Jobson überlassen.«

»Nichts auf der Welt liegt mir so am Herzen, wie dieses alte Besitzthum meiner Vorväter,« sagte Randal mit ungewöhnlicher Heftigkeit. »Die Lebenden verehere ich wenig – meine Verehrung gilt den Todten. Und meine Heirath wird so bald stattfinden – die Mitgift würde den armseligen Vorschuß, der nöthig ist, so reichlich decken!«

»Ja, aber die bloße Aussicht auf eine Heirath mit der Tochter eines Mannes, dessen Güter noch mit Beschlag

belegt sind, wäre keine Sicherheit für einen Geldverleiher.«

»Sie haben mir einst Ihre Hülfe angeboten, da meine Verhältnisse viel weniger günstig waren,« versetzte Randal.

»Und gewiß könnten Sie mir jetzt, als Freund, dieses Anlehen machen und die Titelurkunden des Besitzthums in Händen behalten als –«

»Als Gläubiger!« unterbrach ihn der Baron mit einem scherzhaften Lachen. »Nein, *mon cher*; die Hälfte der Summe bin ich noch immer bereit, Ihnen vorzuschließen, aber die andere Hälfte wäre mehr, als der Freund erschwingen oder der Geldverleiher wagen könnte. Es würde gegen alle Regel verstoßen und meinem Charakter Eintrag thun, wenn in Folge Ihrer Unfähigkeit, zu bezahlen, die Ländereien in meine Hände fielen, und ich somit als der wirkliche Käufer des Besitzthums meines bedrängten Clienten erscheine. Doch da fällt mir ein – versprach Ihnen nicht Squire Hazeldean seinen Beistand in dieser Sache?«

»Ja, er wollte mir allerdings behilflich sein,« erwiderte Randal, »so bald er sich die Heirath Frank's mit Madame di Negra aus dem Sinn geschlagen hätte. Ich wollte unmittelbar nach der Wahl nach Hazeldean hinüber. Wie kann ich vorher von hier fort?«

»Wenn Sie gehen, so ist ihre Wahl verloren. Aber warum nicht an den Squire schreiben?«

»Es ist gegen meinen Grundsatz, zu schreiben, wo ich sprechen kann. Allein es bleibt mir nichts Anderes übrig; ich will sogleich schreiben. Indessen verhandeln Sie mit Thornhill; halten Sie ihn mit Hoffnungen hin, und versichern Sie sich wenigstens, daß er nicht vor dem bestimmten Tage mit dem gierigen Aldermann abschließt.«

»Das habe ich alles bereits gethan, und mein Brief ist abgegangen. Nun thun Sie das Ihrige; und wenn Sie so gut schreiben, als Sie sprechen, so müßten Sie das Geld einem härteren Herzen, als Mr. Hazeldean's, abschmeicheln können. Ich verlasse Sie jetzt. Gute Nacht.«

Levy nahm seinen Leuchter, nickte, gähnte und entfernte sich.

Randal verschob abermals den Entwurf seiner Rede und setzte folgende Epistel auf –

»Mein theurer Mr. Hazeldean!

»Bevor ich London verließ, schrieb ich Ihnen einige hastige Zeilen, um Sie zu benachrichtigen, daß die Heirath, welche Sie so sehr fürchteten, abgebrochen sei, und ich meinen Bericht über die Einzelheiten verschieben wolle, bis es mir möglich sein würde, Sie auf einige Stunden unter Ihrem freundlichen und gastfreien Dache zu besuchen, was ich während meines hiesigen Aufenthaltes ausführen zu können hoffte, da Lansmere keine Tagereise von Hazeldean entfernt ist; Allein ich rechnete nicht darauf, hier in einen so scharfen Kampf zu geraten. In keinem Wahlbezirk des ganzen Königreichs mag die Sache des großen Güterbesitzes einen größeren Triumph davontragen, oder eine vollständigere Niederlage

erleiden. Denn hier im Lansmerer Bezirk, der so ganz vom Ackerbau abhängt, steht uns ein gemeiner, schmutziger Fabrikant gegenüber, der den revolutionärsten Ansichten huldigt und überdies die Frechheit hat, seinen eigenen Neffen – denselben Burschen, den ich einst auf Ihrer Dorfwiese für seine Unverschämtheit züchtigte, und der der Sohn eines gemeinen Zimmermanns ist – dieser Mensch hat die Frechheit, sage ich, diesen Bauern von einem Neffen sowohl, als sich selbst den Wählern aufzudrängen gegen das Interesse des Grafen und gegen Ihren ausgezeichneten Bruder – von mir selbst will ich gar nicht sprechen. Sie sollten die Sprache hören, in welcher sich diese beiden Männer über Ihre ganze Familie ergehen! Wenn wir in einem Bezirk, der für so gutgesinnt gehalten wird, wie Lansmere, von solchen Leuten geschlagen werden, so mag Jeder, der nur das geringste Fleckchen Land besitzt, bei solchem Vorzeichen des Verderbens zittern, das nicht nur unsere alte englische Konstitution, sondern den Bestand des Eigenthums selbst bedroht. Ich brauche nicht zu bemerken, daß ich unter solchen Umständen nicht von hier fort kann. Mr. Egerton ist überdies unwohl, und so liegen die ermüdenden Wahlgeschäfte einzig und allein auf mir. Ich fühle mich jedoch als einen ächten Hazeldean, der für Ihre Sache kämpft, mein theurer und verehrter Freund, und dieser Gedanke hilft mir durch alles hindurch. So kann ich denn nicht zu Ihnen hinüber kommen, ehe die Wahl vorüber ist, und inzwischen werden Sie und meine theure Mrs. Hazeldean sehr verlangend sein, über jene Sache, die Ihnen Beiden so schwer

auf dem Herzen lag, mehr zu erfahren, als ich Ihnen bis jetzt mitgetheilt habe oder füglich einem Briefe anvertrauen kann. Doch darf ich Ihnen die Versicherung geben, daß das Schlimmste überstanden ist, und die Dame England verlassen hat. Frank zeigte mir Mrs. Hazeldean's rührenden Brief, und ich bat ihn sehr ernstlich, sogleich nach der Halle zu eilen und die Herzen seiner Eltern zu erleichtern. Unglücklicher Weise wollte er sich von mir nichts vorschreiben lassen, sondern sprach davon, eine Reise auf den Kontinent anzutreten – nicht, wie ich hoffe (nein, nach meiner Ueberzeugung gewiß nicht), um wieder mit Madame di Negra zusammen zu treffen; aber dennoch – kurz, es wäre mir so sehr lieb, wenn ich Sie sehen und über die ganze Sache mit Ihnen sprechen könnte. Wäre es Ihnen nicht möglich, hierher zu kommen? Ich bitte, thun sie es. Und nun muß ich auf die Gefahr hin, daß Sie glauben, ich habe mit diesen Zeilen nur mein eigenes Interesse im Auge (doch nein – Ihr edles englisches Herz wird mich nie so verkennen!), mit einfacher Offenheit hinzufügen, daß, wenn Sie mir mit jenem Darlehen, welches Sie mir einst so großmüthig angeboten, unverzüglich aushelfen wollten, Sie unserer Familie die früher besessenen Ländereien, die uns sonst für immer verloren zu gehen drohen, retten könnten. Ein City Alderman, Namens Jobson, sucht nämlich in gemeiner Weise Vortheil aus Thornhill's Verlegenheit zu ziehen, um jene Ländereien an sich zu bringen. Er hat den –ten dieses Monats als letzten Termin für Thornhill's Antwort bestimmt, und Levy, der sich hier befindet, um bei den Wahlen für

Mr. Egerton thätig zu sein, sagt mir, daß Thornhill auf das Angebot eingehen werde, wenn ich nicht vorher mit zehn tausend Pfunden bereit sei; die andern zehn Tausend, deren ich noch bedarf, will mir alsdann Levy vorstrecken. Wundern Sie sich nicht über die Bereitwilligkeit des Wucherers; er weiß, daß ich auf dem Punkte stehe, eine sehr reiche Erbin zu heirathen (Sie werden sich freuen, wenn Sie ihren Namen kennen lernen, und werden sich alsdann auch meine Gleichgültigkeit gegen Miß Sticktorights erklären können); deren Mitgift mehr als hinreichen wird, um sein Anlehen sowohl, wie das Ihrige zurückzuerstatten, wenn ich auf Ihre großmüthige Zuneigung zu dem Enkel einer Hazeldean rechnen darf? Ich trage um so weniger Bedenken, mich in dieser Angelegenheit an Sie zu wenden, als ich weiß, wie sehr es Sie bekümmern würde, wenn ein Jobson, der vielleicht niemals eine Großmutter kannte, Ihren eigenen Verwandten von den Besitzungen seiner Vater verdrängte. Eines ist sicher – wir Squires und Söhne von Squiren müssen gemeinschaftliche Sache machen gegen diese großen Kapitalisten, wenn sie uns nicht schon nach wenigen Generationen aufgekauft haben sollen. Die habgierigen Krallen dieser Leviathane haben jetzt schon die alte Race der Landedelleute bedeutend vermindert, und ist diese Race einmal ganz erloschen, was soll alsdann aus England's Ruhm und Stärke werden? Der Ihrige, mein bester Mr. Hazeldean, mit der herzlichsten und dankbarsten Hochachtung,

»Randal Leslie.«

## ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Nichts konnte Leonard drückender und mehr zuwider sein, als seine Betheiligung an dieser denkwürdigen Wahl. Erstens riß es die geheimen Wunden seines Herzens wieder auf, daß er sich genöthigt sah, zu dem Namen Fairfield zurückzugreifen, was ihm als eine stillschweigende Verleugnung seiner Herkunft erschien. Es hatte ihn so glücklich gemacht, daß dieselben Buchstaben, welche den Namen Nora bildeten, in jenem Namen Oran sich wiederfanden, der von ihm zu Bedeutung erhoben worden, und mit dem all' sein edleres Ringen und Streben, all' seine Hoffnungen auf einen dauernden Ruhm in Verbindung gestanden; er hatte darin ein geheimnißvolles Band zwischen seiner eigenen Laufbahn und dem unbekannteren Genius seiner Mutter erblickt. Ja es war ihm gewesen, als habe dieser Name ihr die Ehren verliehen, die ihm selbst zu Theil geworden – eine zarte und feingefühlte Vorstellung, deren nur ein Dichter fähig sein dürfte, welche vielleicht aber auch andere, gewöhnliche Menschen wenigstens verstehen mögen! Der frühere Name Fairfield war in seiner Erinnerung mit all' den roheren Beschäftigungen und Prüfungen seiner Knabenjahre verwoben – an den Namen Oran aber knüpfte sich Poesie und Ruhm. Er war sein Titel in der Welt der Ideale, in welcher nur schöne Gestalten und Geister sich bewegten. Mit der alten Benennung sah er sich wie durch einen Zauberspruch in die praktische Welt mit ihren Kämpfen und Bitterkeiten zurückversetzt. Allein es

blieb ihm keine andere Wahl, sobald er nach Lansmere kam. Abgesehen von Dick und dessen Eltern, bei welchen sein Geheimniß kaum sicher gewesen wäre, so wußte Randal Leslie, daß er früher den Namen Fairfield getragen – er kannte seine vermeintliche Herkunft und würde ohne Zweifel Gebrauch davon gemacht haben. Wie nun den späteren Namen erklären, ohne die Neugierde auf das in ihm enthaltene Anagramm zu lenken und dadurch vielleicht einen Argwohn über seine Abkunft von Nora zu erwecken und deren bis jetzt fleckenloses Andenken einer Kränkung auszusetzen!

Seine Gefühle in Beziehung auf Nora, welche durch die Entdeckung ihres schmerzlichen Nachlasses noch tiefer und inniger geworden waren, gewannen nur an Bitterkeit durch die Berührung mit ihren Eltern. Der alte John befand sich noch immer in demselben hilflosen Zustand des Geistes und Körpers, er war weder besser noch schlimmer geworden; nur zuweilen erwachte in ihm ein Strahl lebhafter Theilnahme für die Wahl, wenn er die blaue Fahne wehen sah oder den Ruf: »Blau für immer!« vernahm. Er glich dem alten, gliedlahmen Schlachtroß, das, auf der Wiese ausgestreckt, aus seinem Dösen auffährt, wenn es die Trommel wirbeln hört. Keine Ueberredungskunst von Seiten Dick's vermochte dem Vater das Versprechen abzugewinnen, seine Stimme auch nur *einem* Gelben zu geben. Eben so gut hätte man von dem alten Römer, der seinen Ruf gegen Karthago unablässig ertönen ließ, erwarten können, daß er dafür stimmen

würde, Karthager zu Consuln zu wählen. Nichtsdestoweniger war der alte John nicht nur sehr höflich, sondern auch sehr demüthig gegen Dick – »sehr glücklich, dem Gentleman gefällig zu sein.«

»Dein eigener Sohn!« rief ihm Dick in's Ohr. »Und hier ist dein Enkel.«

»Sehr glücklich, Euch Beiden zu dienen; allein Ihr seht, Ihr habt die falsche Farbe. – Dann, als der alte Mann Leonard genauer angeblickt hatte, näherte er sich ihm mit zitternden Knien, strich ihm über die Haare und schaute ihm kläglich in's Gesicht.

»Bist du mein Enkel!« sagte er stotternd. »Weib, Weib, Nora hatte keinen Sohn, nicht wahr? Mein Gedächtniß fängt an, mich im Stich zu lassen, junger Herr. Ich bitte, entschuldigt mich. Allein ihr habt einen Zug um die Augen –«

Der alte John begann zu weinen und Mrs. Avenel führte ihn hinweg.

»Komm nicht wieder her,« sagte sie rauh zu Leonard, indem sie zurückkehrte. »Nun wird er die ganze Nacht nicht schlafen!«

Als sie bemerkte, daß Thränen in Leonard's Augen traten, setzte sie in milderem Tone hinzu: »Es freut mich, zu hören, daß es dir gut geht, und daß du dich meinem Sohne Richard so nützlich gemacht hast; er ist der Ruhm und der Stolz der Familie, obgleich der arme John weder für ihn, noch für dich gegen sein Gewissen stimmen kann. Und man sollte es gar nicht von ihm verlangen –« fuhr sie aufbrausend fort – »und es ist eine Sünde, es zu thun

– und der alte Mann hat Niemand, der ihn vertheidigt, als mich. Aber vertheidigen will ich ihn auch, so lange noch ein Athemzug in mir ist!«

Der Dichter erkannte hierin das tapfere, liebende Herz des Weibes und würde die strenge Großmutter umarmt haben, wenn sie nicht vor ihm zurückgewichen wäre. Als sie sich jedoch der Thüre zuwandte, durch welche sie ihren Gatten weggeführt hatte, blickte sie über ihre Schulter nach Leonard hin und sagte:

»Ich bin nicht so lieblos, als es den Anschein hat, Junge; aber es ist besser für dich und für uns Alle, wenn du nicht wieder in dieses Haus kömmst – besser, du wärst gar nicht in die Stadt gekommen.«

»Pfui, Mutter,« sagte Dick, als er Leonard schweigend und gesenkten Hauptes aus dem Zimmer schreiten sah. »Du solltest stolzer auf deinen Enkel sein, als du es auf mich bist.«

»Stolz auf ihn, der noch Schande auf uns Alle bringen kann?«

»Was willst du damit sagen?«

Allein Mrs. Avenel schüttelte den Kopf und verschwand.

»Laß dich die arme alte Seele nicht anfechten,« sagte Dick, als er Leonard unter der Hausthüre einholte; sie hat immer ihre Launen gehabt. Und da für uns doch in diesem Hause keine Stimme zu holen ist, und man für seinen eigenen Vater keinen Caucus bestellen kann

– wenigstens nicht in diesem ganz absonderlich verfaulten und vorurtheilsvollen alten Lande, das bis zum kindischen Aberwitz herabgesunken ist – so brauchen wir nicht wieder herzukommen, um uns anschnauzen zu lassen. Gott behüte ihre alten Herzen nichtsdestoweniger!«

Leonard fühlte sich bei seiner feinen Empfindlichkeit in allem, was seine Geburt betraf, durch Mrs. Avenel's Anspielungen, die er besser verstand, als sein Onkel, tief verletzt und nicht weniger peinlich berührt durch die Ungewißheit, in welcher ihn Harley's fortgesetztes Stillschweigen über die demselben anvertrauten Papiere erhielt. Es schien ihm unerklärlich, daß Harley jene Papiere gelesen haben und in derselben Stadt mit ihm sein sollte, ohne sich mit ihm darüber zu besprechen. Endlich schrieb er einige Zeilen an Lord L'Estrange, in welchen er dessen Aufmerksamkeit auf den ihn so nahe betreffenden Gegenstand lenkte, und hinzufügte, wie jede Mittheilung, welche die Lücken in jenen unzusammenhängenden Bruchstücken auszufüllen im Stande wäre, von dem größten Interesse für ihn sein müsse. Harley erwiderte auf diese Zeilen mit scheinbar zartem Grunde, daß die Erörterung des berührten Gegenstandes eine lange persönliche Besprechung erfordere, bei dem scharfen Kampfe der Parteien jedoch eine solche Zusammenkunft zwischen ihm und einem Gegenkandidaten der Lansmerer Partei jedenfalls bekannt und politischen Intriguen zugeschrieben werden würde (um so mehr, als über die Veranlassung und den Inhalt der Besprechung selbstverständlich keine Erklärung möglich wäre), und somit die

ihrer beiderseitigen Sorge anvertrauten Interessen er nur zu leicht dadurch gefährdet werden könnten. Im Uebrigen habe er nicht vergessen, wie ängstlich Leonard's Sorge nun zunächst darauf gerichtet sein müsse, der todten Mutter Gerechtigkeit zu verschaffen und Namen, Stellung und Charakter des überlebenden Vaters kennen zu lernen. Und hierin hoffte Harley, Leonard behülflich sein zu können, sobald sich nach Beendigung der Wahl eine passende Gelegenheit dazu darbieten würde. Das Schreiben war sehr verschieden von Harley's früherem freundschaftlichem Tone – es war hart und trocken. Leonard achtete L'Estrange zu sehr, um sich zu gestehen, daß es gefühllos sei. Mit dem seiner Natur angeborenen Edel-muth suchte er Entschuldigungen für das, was er nicht tadeln wollte. Vielleicht hatte etwas in Helenen's Benehmen aber in ihren Worten den Verdacht in Harley geweckt, daß sie dem Gefährten ihrer Kindheit noch immer ein zu warmes Interesse bewahre; vielleicht verbarg sich unter dieser Kälte des Ausdrucks die brennende Qual der Eifersucht. Und o, diese Folter der verzehrendsten aller menschlichen Leidenschaften, in welcher jede Anstrengung der Vernunft nur den krampfhaften Zuckungen unseres Schmerzes folgt, Leonard verstand sie so wohl und empfand selbst für seinen glücklichen Nebenbuhler das edelste Mitleid.

Dabei fühlte er sich, abgesehen von allen übrigen Ursachen zur Unruhe, von seiner eigenen Eifersucht in hohem Grade gequält und gedemüthigt. Er wußte, daß Helene

sich noch immer unter demselben Dache mit Harley befand. Sie, die Verlobten, konnten sich täglich, stündlich sehen. Er mußte erwarten, bald von ihrer Vermählung zu hören. Weit über den Kreis seines Daseins erhoben – in höhere Regionen entrückt – war sie alsdann nur noch seinen Träumen zugänglich. Und doch, eifersüchtig auf Denjenigen zu sein, welchem sie Beide, Helene und er selbst, so viel verdankten, setzten ihn in seiner eigenen Achtung herunter. Eifersucht erschien ihm hier wie Undankbarkeit. Was hätte ohne Harley aus Helene werden müssen, wäre sie seiner knabenhaften Fürsorge überlassen geblieben? Hatte er doch selbst in seiner Verzweiflung dem Gedanken Raum geben müssen, sie von seiner Seite zu senden, damit sie in der niedrigen Hütte seiner Mutter zu einer freudlosen Jugend heranwachse, während er allein dem Hunger in's Antlitz schaute, von jener Brücke, bei welcher er einst um Almosen gebettelt hatte – gebettelt bei demselben Audley Egerton, dem er nun als ein Gleicher gegenüber stand – von jener Brücke auf den schrecklichen Fluß hinabblickend, oder vor dem bösen Feinde fliehend, der ihn aus den Augen des spukhaften Chatterton anstarrte. Nein, Eifersucht war hier mehr, als Qual – war Erniedrigung – war Verbrechen! Aber ach, konnte diese glänzende Verbindung Helene glücklich machen? Durfte er wenigstens auf diesen Trost sicher zählen? Bitter mußten seine Gefühle sein, wie er auch diese Frage sich beantwortete – entweder vergaß sie ihn vollständig in einem Glücke, von welchem er ausgeschlossen

war als ein Gegenstand der Sünde – oder sie gedachte seiner, wie sie nicht sollte, und war elend!

Mit jener gesunden Willenskraft, welche öfter im Verhältniß zu der Tiefe und Empfindlichkeit des Gefühls steht, als die Welt gewöhnlich annimmt, riß sich der junge Mann endlich auf eine Zeitlang von der eisernen Fessel los, die seine Seele umstrickt hatte, und zwang seine Gedanken, bei eben denselben Gegenständen Erleichterung zu suchen, von welchem sie sich sonst mit dem größten Abscheu weggewendet hätten. Er bemühte sich, mit seiner Einbildungskraft seinem Verstande zu Hülfe zu kommen, und suchte einen Beweggrund von Seite Harley's zu entdecken, der sich nicht auf eine bloße Niederlage des ränkesüchtigen Randal bezog – oder auf einen, Audley Egerton zu leistenden Dienst, der aus der Verstrickung der Maschen des Wahlgetriebes hervorgehen sollte – einen Beweggrund vielmehr, der seinem eigenen Herzen mehr Interesse für den Wahlkampf abzugewinnen vermöchte und mit Harley's versprochener Hülfe in Aufklärung des seine Herkunft betreffenden Geheimnisses in Verbindung gebracht werden konnte. Aus Nora's Tagebuch ließ sich klar ersehen, daß sein Vater nach Rang und Stellung hoch über ihr gestanden. Sie hatte die Glut ihrer herrlichen Phantasie über den Ehrgeiz und die Laufbahn des Geliebten ausgegossen, in welchem *ihr* Ehrgeiz als Dichterin und *ihre* Laufbahn als Weib aufgegangen waren. Vielleicht, daß der Vater geneigter sein möchte, den Sohn anzuerkennen und willkommen zu heißen, wenn dieser sich Bahn brach und

zu gegründeten Hoffnungen berechtigte in der großen öffentlichen Welt, in welcher nur der Ruhm dem Range voransteht. Vielleicht auch, daß, wenn es dem Sohne auf solche Weise gelingen sollte, sich selbst von dem stolzesten Vater mit Freuden anerkannt zu sehen – vielleicht, daß er alsdann auch eine Ehrenrettung des mütterlichen Namens zu bewirken im Stande wäre. Diese Heirath, welche Nora, nach ihren dunkeln Winken zu schließen, für ungesetzlich zu halten veranlaßt worden war, dürfte vielleicht dennoch eine rechtmäßige gewesen und der kirchliche Akt bis daher nur aus weltlicher Scham wegen der Ungleichheit des Ranges verheimlicht worden sein. Hatte aber der Sohn einmal da sich einen Platz errungen, wo Rang und Stellung der Macht des Talenten sich unterordnen, so würde wohl diese Scham verschwinden. Solche Vermuthungen waren nicht unwahrscheinlich, noch standen sie im Widerspruch mit Leonard's Erfahrung von den zartfühlenden, wohlwollenden Absichten Lord L'Estrange's. Auch Helenen's Bild verband sich mit demjenigen seiner Eltern, um seinen Muth zu kräftigen und seinen neuen Ehrgeiz zu beeinflussen. Allerdings war sie für ihn auf immer verloren. Keine weltlichen Ehren, keine politischen Erfolge konnten sie mehr an seine Seite zurückführen. Allein sie hörte vielleicht seinen Namen mit Achtung nennen in jenen Kreisen, in welchen allein sie in Zukunft sich bewegte, und in denen der parlamentarische Ruf höher gilt, als der literarische Ruhm. Und vielleicht auch, daß sie sich in späteren

Jahren, wenn die Liebe ihre Leidenschaftlichkeit verloren und nur ihre Innigkeit bewahrt hatte, als Freunde wiedersehen durften. Er konnte dann ohne Schmerz ihre Kinder auf seinen Knien wiegen und vielleicht, wenn sie Beide betagt, und er die Stufe gesellschaftlicher Gleichheit selbst mit ihrem hochgeborenen Gatten erreicht, zu ihr sprechen: »Nur die Hoffnung, das Vorrecht unserer Kindheit wieder zu erringen, gab mir die Kraft, Auszeichnung zu suchen, nachdem Sie und das Glück mich verlassen hatten.« Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, gewann plötzlich die Wahl, welche ihm vorher mit ihrem lächerlichen Fahnenschmuck und mißtönigen Trompetenschall nur als eine armselige und gemeine Kundgebung ungestümer Leidenschaften um kleinlicher Zwecke willen erschienen war, ein lebhaftes Interesse für ihn und nahm in seinen Augen den Charakter der Würde und Bedeutsamkeit an. So ist es bei jedem Kampfe der Sterblichen. In demselben Verhältniß, als er jenes göttlichere Etwas besitzt oder entbehrt, welches die Pulse des Herzens beschleunigt und den Schwung der Phantasie beflügelt, erscheint er dem Philosophen als Gegenstand des Spottes oder dem Barden als Gegenstand der Begeisterung. Fühlst du dieses *Etwas*, so ist kein Kampf und kein Streben gemeint. Fühlst du es nicht, so magst du wie Byron das Blutbad von Camä mit dem Schlachtfeld von Waterloo, welches die Grenzsteine der Nationen herstellte, in einer Reihe erblicken oder mit Juvenal den Staub Hannibal's verhöhnen, weil er Carthago vom Untergang zu

retten und eine Welt vom römischen Joch zu befreien suchte.

### DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Nachdem nun Leonard mannhaft die einmal unternommene Aufgabe erfaßt und sich gezwungen hatte, ihr, wie Riccabocca gesagt haben würde, ›die sonnige Seite‹ abzugewinnen, trat ihm auch alles, was wirklich groß im Grundsatz und ehrenhaft für die Menschliche Natur war, wie tief es immer unter den schmutzigen Einzelheiten und kläglichen Interessen verborgen liegen mochte, welche man auf der Oberfläche des aufgeregten Stromes erblickte, klar vor die Seele. Der begeisterte Eifer seiner Umgebung begann auch ihn anzustecken; die großmüthige Hingebung an eine von dem eigenen Ich unabhängige Sache, welche bei einer Wahl zu Tage tritt, und der oft der ärmste Stimmberechtigte Opfer bringt, die erhaben genannt werden könnten – die warme persönliche Zuneigung, welche das gemeinschaftliche Interesse für den Vertheidiger beliebter Ansichten hervorruft – dies alles vereinigte sich, um die Gleichgültigkeit des jungen Dichters gegen Parteipolitik zu zerstreuen und seinem früher gefaßten Widerwillen entgegen zu wirken. Er begann sogar, eine Laufbahn, deren Anstrengungen und Ehren so verschieden von seinen früheren Arbeiten und Bestrebungen waren, um ihrer selbst willen mit Wohlgefallen zu betrachten, und legte, wie Dichter immer zu thun pflegen, die Poesie des Gedankens in die Prosa des Handelns, zu dem er sich fortgerissen sah. So widersprach er

Dick Avenel nicht länger, wenn ihm dieser vorstellte, wie sehr sein Geschäft in Screwstown darunter leiden würde, wollte er seine Zeit und seine Kräfte, deren seine Mühle und seine Dampfmaschinen bedurften, seinem Vaterlande widmen, und wie wünschenswerth es in jeder Beziehung wäre, wenn Leonard Fairfield der parlamentarische Vertreter der Avenels werde.

»Wenn wir also nicht Beide durchdringen können, und Einer von uns zurücktreten muß,« sagte Dick, »so überlasse es mir, die nöthigen Schritte beim Comite zu thun, damit du als der Hauptbewerber angesehen werdest. O, sei ganz ruhig, alle Bedenklichkeiten deines Ehrgefühls sollen berücksichtigt werden. Ich möchte schon um der Avenel's willen nicht, daß man auch nur *ein* Wort gegen ihren Vertreter sagen könnte.«

»Aber wenn ich mir dies auch gefallen lasse,« erwiderte Leonard, »so fürchte ich, du hast die Absicht, die Stimmen, welche durch deinen Rücktritt frei werden, auf Egerton's Kosten Leslie zuzuwenden.«

»Was zum Henker geht Egerton dich an?«

»Er geht mich weiter nichts an, als daß er ein Freund Lord L'Estrange's ist, und ich diesem zu großem Dank verpflichtet bin.«

»Pah! Ich will dir ein Geheimniß anvertrauen. Levy sagt mir, daß L'Estrange sehr zufrieden sein werde, wenn Leslie statt Egerton für Lansmere gewählt wird; und ich denke, ich habe Mylord, den ich in London sprach, davon überzeugt, daß für Leslie die Aussichten günstig sind, für Egerton aber nicht.«

»Ich muß glauben, daß Lord L'Estrange seine äußersten Kräfte aufbieten wird, um zu verhindern, daß Leslie, welchen er verachtet, Egerton, den er verehrt, vorgezogen werde. Und in dieser Ueberzeugung werde auch ich Leslie entschieden entgegen treten, wie du nach den Reden urtheilen kannst, welche sich deines Beifalls so wenig zu erfreuen hatten.«

»Laß uns dieses Garn kurz abbrechen, denn wenn wir auf Beifall und Mißfallen zu sprechen kommen, so könnte es einen allmächtigen Krach geben. Ich werde nichts von dir verlangen, wozu Lord L'Estrange nicht seine Zustimmung gibt. Bist du damit zufrieden?«

»Gewiß; vorausgesetzt, daß ich dieser Zustimmung sicher sein kann.«

Endlich brach der wichtige Tag an, der dem Wahlakt voranging, und an welchem die Candidaten in aller Form mit Namen vorgestellt werden und sich mit der ganzen Feierlichkeit der erklärten Nebenbuhlerschaft gegenüber-treten sollten.

Das Rathhaus war zu diesem Vorgang ausersehen worden, und schon vor Sonnenaufgang ertönte Musik in allen Straßen und wehten die Banner der verschiedenen Parteien.

Audley Egerton fühlte, daß er sich nicht länger fern halten konnte, ohne den Unzufriedenen, die ihn bereits im Bilde verbrannt hatten, gerechte Ursache zu spöttischen Bemerkungen über seine Furcht zu geben, der Wählerschaft, welche er früher vertreten hatte, in's Antlitz zu schauen. So peinlich es ihm auch war, sich Nora's

Bruder gegenüber zu stellen und vor den Augen der Menge all' die geheimen Erinnerungen zu bekämpfen, welche die gegenwärtige Wahl so schmerzlich mit jener früheren in Verbindung brachten, so wußte er, daß es nun einmal geschehen mußte, und fügte sich der Nothwendigkeit mit dem während seines ganzen Lebens bewiesenen Muthe.

#### VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Die Häupter der blauen Partei zogen mit allem Prunke von Lansmere Park ab – die beiden Candidaten in offenen Wagen, jeder von seinem Vorschlagenden und dessen Secundanten begleitet. Die andern Equipagen waren für Harley, Levy und die Hauptmitglieder des Comites bestimmt. Riccabocca, an einem Anfall von Melancholie oder Cynismus leidend, lehnte es ab, sich dem Zuge anzuschließen. Unmittelbar jedoch, ehe derselbe sich in Bewegung setzte, als schon alle Theilnehmer vor dem Hauptportal versammelt waren, langte der Briefträger mit seiner willkommenen Ledertasche an. Er brachte Briefe für Harley, einige für Levy, viele für Egerton und einen für Randal Leslie.

Levy, der mit Durchlesen seiner eigenen Correspondenz bald fertig war, blickte mit der familiären Freiheit, welche er sich gewöhnlich gegen seine besondern Freunde erlaubte, über Randal's Schultern.

»Von dem Squire?« sagte er. »Ah, hat er endlich geschrieben! Weißhalb zögerte er so lange? Ich hoffe, er erleichtert Ihnen das Herz?«

»Ja,« rief Randal, während sein sonst so heimlicher und verschlossener Gesichtsausdruck einer selten dort sichtbaren Freude wich – »ja, er schreibt nicht von Hazeldean aus – war nicht dort, als mein Brief ankam – war in London – konnte es in der Halle nicht aushalten, wo ihn alles so sehr an Frank erinnerte – ging nach dem Empfang meines ersten Briefes, in welchem ich ihm mittheilte, daß die Heirath abgebrochen sei, wieder in die Stadt, um nach seinem Sohne zu sehen und Geld aufzunehmen, um das *post-obit* einzulösen. Lesen Sie selbst, was er sagt –«

»Da ich mir nun doch Geld auf Hypotheken geben lassen mußte (freilich hätte ich nie geglaubt, daß ich der Mann sein würde, der das Hazeldeaner Besitzthum mit Schulden belastet!), so dachte ich, könnte ich ebenso gut zwanzigtausend, statt zehntausend Pfund mehr aufnehmen. Warum sollten Sie überhaupt diesem Baron Levy verpflichtet sein? Haben Sie mit Geldverleihern nichts zu schaffen. Ihre Großmutter war eine Hazeldean, und von einem Hazeldean sollen Sie die ganze Summe haben, deren Sie zum Ankauf dieser Rood'schen Ländereien – zum Theil ein guter, leichter Boden – bedürfen. Was die Zurückzahlung betrifft, so wollen wir davon später reden. Wenn Frank und ich wieder mit einander zu stehen kommen, wie früher, nun, dann wird ja mit der Zeit alles sein Eigenthum, und die Verpfändung nimmt er mir gewiß nicht übel, da er immer so große Anhänglichkeit an Sie besaß. Kommen wir aber nicht wieder zusammen – was liegt mir alsdann an Hunderten und Tausenden,

die ich mehr oder weniger besitze? So werde ich dann übermorgen in Lansmere eintreffen – gerade zum ärgsten Getümmel der Abstimmung. Schlagen Sie den Fabrikanten, mein Junge, und verfechten Sie tapfer die ländlichen Interessen. Sagen Sie Levy, daß er alles bereit hält. Ich werde das Geld in guten Banknoten mitbringen und ein paar Pistolen in meine Taschen stecken, für den Fall, daß Räuber etwas wittern und mich auf der Landstraße anfallen sollten, wie es einst meinem Großvater passirte. Eine Wahl in Lansmere erinnert Einen ohnehin an Pistolen. Ich hatte einmal wegen einer solchen ein Duell mit einem Offizier aus Seiner Majestät Flotte, der mir eine Kugel in die rechte Schulter jagte. Audley habe ich jedoch seine Betheiligung an dieser Geschichte verziehen. Grüßen Sie ihn freundlich von mir. Und nehmen Sie sich selbst vor einem Duell in Acht; aber ich vermuthete, Fabrikanten schlagen sich nicht – nicht, daß ich ihnen einen Vorwurf daraus machen wollte – weit entfernt davon.«

In seinem weitem Verlauf drückte der Brief des Squire's Erstaunen aus und erging sich in Muthmaßungen über die reiche Heirath, von welcher ihm Randal als einer angenehmen Ueberraschung gesprochen hatte. »Miß Sticktorights konnte es nicht sein!«

»Nun,« sagte Levy, indem er Randal das Schreiben zurückgab, »Sie müssen in der That ebenso gescheidt geschrieben haben, als Sie sprechen, wenn anders der Squire nicht ein Einfaltspinsel ist.«

Randal lächelte, steckte seinen Brief in die Tasche und sprang, der ungeduldigen Aufforderung seines Vorschlagenden Folge gebend, leicht und rasch in den Wagen.

Auch Harley schien zufrieden mit dem Inhalt der ihm überlieferten Schreiben und trat nun zu Levy, als die Candidaten langsam wegfuhrten.

»Hat nicht Mr. Leslie eine Antwort von dem Squire auf jenen Brief erhalten, von welchem Sie mir sprachen?«

»Ja, mein Lord; der Squire wird morgen hier eintreffen.«

»Morgen? Ich danke Ihnen für diese Mittheilung; seine Zimmer sollen in Bereitschaft gesetzt werden.«

»Ich vermuthe, er wird sich nur so lange aufhalten, bis er Leslie und mich gesprochen und uns das Geld übergeben hat.«

»Aha, das Geld! Er gibt es also?«

»Die doppelte Summe, und, wie es scheint, als Geschenk, was sich Leslie blos als ein Anlehen erbeten hatte. In der That, mein Lord, Mr. Leslie ist ein sehr gescheidter Mann, und obwohl ich zu Ihren Befehlen stehe, so möchte ich ihm – mit solchen Heirathsaussichten – nicht gerne schaden. Er könnte ein sehr gewichtiger Feind werden, und dies um so mehr, wenn er bei der Wahl den Sieg davontrüge.«

»Baron, die Herren warten auf Sie. Ich werde allein nachkommen.«

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

In dem Mittelpunkt der Plattform, welche in der Rathshalle aufgeschlagen worden, saß der Major, und zu beiden Seiten dieses Würdenträgers erschienen nun die Candidaten der sich feindlich gegenüberstehenden Parteien – rechts Audley Egerton und Leslie, links Dick Avenel und Leonard. Die Halle war gedrängt voll, und selbst zu den obern Fenstern des Gebäudes blickten Reihen grimmiger Gesichter von außen herein. Der Wahlkampf erregte ganz besonderes Interesse dadurch, daß nicht nur politische Grundsätze, sondern auch Lokalleidenschaften mit in's Spiel kamen. Hier der sehr ehrenwerthe Audley Egerton, von der mächtigen Aristokratenpartei von Lansmere, und ihm gegenüber – noch dazu mit dem Neffen an seiner Seite – Dick Avenel, der Sohn eines kleinen Krämers, im Begriff, wie er sich auszudrücken pflegte, ›den verwetterten blauen Ochsen an seinen beiden oligarchischen Hörnern zu fassen!‹ Es lag ein gewisser ritterlicher Muth selbst in der Unverschämtheit des Versuches, den wichtigen Wahlbezirk, für dessen einen Vertreter ein großer Lord sich bisher so ernstlich und eifrig bemüht hatte, in zwei Familiensitze für das Haus Avenel umzuwandeln und dem Pfahlbürgerregiment den Triumph zu verschaffen.

Dies allein schon würde hingereicht haben, um eine Landwählerschaft in Aufregung und Leidenschaft zu versetzen; nun aber kam noch die Neugierde dazu, welche

sich an das lange verschobene öffentliche Auftreten eines so berühmten Candidaten, wie der Exminister, knüpfte – eines Mannes, dessen Laufbahn mit seinem Erfolg in Lansmere begonnen hatte, und der nun inmitten des Volkssturmes, durch welchen seine Collegen in alle Winde zerstreut worden, sein Schiff in dem nämlichen Hafen wieder herzustellen versuchte, von welchem es zuerst ausgelaufen war. Neue Generationen waren herangewachsen, seit der Name Audley Egerton zum ersten Mal die Taubenschläge *dieses* Carioli beunruhigt hatte. Die Fragen, welche damals so wichtig geschienen, hatten größtentheils ihre Erledigung gefunden. Diejenigen der Anwesenden jedoch, welche sich Egerton's aus der früheren Zeit erinnerten, waren erstaunt, zu sehen, wie dieselben Eigenthümlichkeiten der Haltung und äußern Erscheinung, durch welche er sich in seiner Jugend ausgezeichnet hatte, nun auch von Neuem das Interesse für den reifen und gefeierten Mann wach riefen. Ehe er seinen Stuhl neben dem Major einnahm, blieb er einige Augenblicke auf seinem Platze stehen und blickte über die Versammlung mit ihrem tobenden Lärm von Hurrahrufen und Zischen hinweg – und da war es denn dieselbe stattliche, aufrechte Gestalt von früher – der nämliche feste Blick – dieselbe unerklärbare, geheimnißvolle Würde in Miene und Haltung, welche Achtung erzwang, Vertrauen einflößte oder Abneigung besiegte. Das Zischen verstummte unwillkürlich.

Nachdem die Einleitungsceremonien vorüber waren, begannen die Vorschlagenden und deren Secundanten ihr Amt.

Audley wurde natürlich von dem Hauptsprecher seiner Partei vorgeschlagen – es war dies ein Gentleman, der in einem weißen Hause der Hauptstraße von seinen Renten lebte, eine Universitätsbildung genossen hatte und als jüngerer Sohn einer zum ›Land-Adel‹ zählenden Familie angehörte. Dieser Herr sprach viel über Constitution, einiges über Griechenland und Rom – verglich Egerton mit William Pitt und Aristides – und setzte sich nach Beendigung seiner Rede, welche von einigen Wenigen für classisch, von den Meisten aber für ungenießbare Salbaderei erklärt wurde, wieder auf seinen Platz.

Audley's Secundant, ein dicker, einflußreicher Malzhändler, schlug einen derberen Ton an. Er verbreitete sich über die Nothwendigkeit, durch Gentlemen von Rang und Reichthum, nicht aber durch ›Emporkömmlinge und Abenteurer‹ vertreten zu werden. (Bravorufe und Zischen.) »Blicke man auf die Candidaten der andern Seite, so sei es eine Beleidigung für die Achtbarkeit von Lansmere, anzunehmen, seine Wähler könnten ihre Stimmen einem Manne geben, der keine andern Ansprüche auf ihre Beachtung habe, als daß er ein kleiner Knabe in dem Städtchen gewesen, in welchem sein Vater einen Laden gehabt – und zwar ein recht wilder, lärmender, schmutziger kleiner Knabe!« Dick glättete seinen schneeweissen Busenstreif und schleuderte zornglühende Blicke nach dem Sprecher, während die Blauen herzlich

lachten, und die Gelben ›Pfui!‹ riefen. »Was den andern Candidaten derselben Seite betreffe, so habe er, der Malzhändler, nichts gegen ihn vorzubringen. Ohne Zweifel sei er durch seinen Onkel und durch seine eigene Unerfahrenheit zu dieser Anmaßung verleitet worden. Man sage, dieser Candidat, Mr. Fairfield, sei Schriftsteller und Dichter; Berühmtheit habe er aber in diesem Fall noch nicht erlangt, denn kein Buchhändler im Städtchen habe jemals etwas von Mr. Fairfield's Werken gehört. Nun heiße es allerdings, Mr. Fairfield habe unter einem andern Namen geschrieben. Allein was würde dies beweisen? Entweder, daß er sich seines wahren Namens schämte, oder daß ihm seine Werke keine Ehre machten. Er (der Malzhändler) für seinen Theil sei ein Engländer und könne anonyme Schreiber nicht leiden; wo etwas verheimlicht werde, sei nicht alles in Richtigkeit. Ein Mann sollte sich nie scheuen, unter das, was er geschrieben, seinen Namen zu setzen. Aber selbst zugegeben, daß Mr. Fairfield ein großer Schriftsteller und großer Dichter sei, so brauche der Wahlbezirk Lansmere nicht einen Vertreter, der seine Zeit mit Schreiben von Sonetten auf Liese und Grete zubringe, sondern einen praktischen Geschäftsmann – einen Staatsmann – einen Mann, wie Mr. Audley Eger-ton – einen Gentleman von alter Herkunft, hoher Stellung und fürstlichem Vermögen. Der Vertreter eines so bedeutenden Bezirks, wie Lansmere, sollte einen gewissen Grad von Reichthum besitzen.« (›Hört, hört!‹ von den

hundertundfünfzig Unentschlossenen, welche alle in einer Reihe am Ende der Halle standen; und ›Lügen!‹ ›Unfug!‹ von einigen revolutionären, aber unbestechlichen Gelben.) Die Anspielung auf Egerton's Privatvermögen verfehlte jedoch ihres Eindrucks auf die Masse der Zuhörerschaft nicht, und der Malzhändler schloß seine Rede unter lauten Beifallrufen.

Nun folgte zunächst Mr. Avenel's Vorschlagender, ein bedeutender Specereihändler, und auf diesen sein Secundant, der Besitzer eines neuen Shawls und Wollenladens, der sich rühmte, den Leuten für ihr gutes Geld gute Waare zu geben – eine Ansicht, die er auch für vollkommen begründet halten mochte, da er wenigstens einen etwaigen Irrthum nie wieder gut machte. Die Beiden sagten so ziemlich das Nämliche. Mr. Avenel habe sich durch ehrenhaften Gewerbsfleiß ein Vermögen erworben – sei ein Mitbürger – müsse die Interessen der Stadt besser kennen, als ein Fremder – habe gesunde politische Grundsätze – schmeichle niemals der Regierung – wolle für die Rechte des Volks einstehen und gegen die Armee, die Flotte und alle sonstigen Einrichtungen einer verdorbenen Aristokratie zu Felde ziehen &c. &c. &c.

Randal Leslie's Vorschlagender, ein Halbsoldkapitän, begann eine lange Vertheidigung der Armee und Flotte gegen die unpatriotischen Verleumdungen der vorherigen Redner und kam dadurch vollständig von dem beabsichtigten Lobe seines Candidaten ab, bis wiederholte Rufe ›Zur Sache!‹ ›Zum Schluß!‹ ihn wieder an dieses

Thema erinnerten, worauf er als hauptsächliche Empfehlungspunkte die ›Liebenswürdigkeit des Charakters‹ hervorhob, ›welche sich in dem leutseligen Wesen seines jungen Freundes so deutlich zeige‹ – ›die Uebereinstimmung seiner Ansichten mit denjenigen des ausgezeichneten Staatsmannes in dessen Gemeinschaft er auftrete‹ – ›seine Erziehung in den besten Grundsätzen‹ – ›der einzige Fehler seine Jugend, welcher Fehler sich ja mit jedem Tag verbessere.‹ Als Randal's Secundant trat ein derber Freisasse auf, dessen Stimme bei den wahlberechtigten Landwirthen der Gegend stark in's Gewicht fiel. Er war bei Weitem zu offen und gerade – tadelte Audley Eger-ton, daß er die auf das ländliche Interesse bezüglichen Fragen so bald bei Seite gesetzt – hoffte, daß er von den großen Städten genug gehabt habe – war bereit, zu vergeben und zu vergessen – erwarte aber, daß sich die Veranlassung nicht wiederholen werde, den Candidaten im Bilde zu verbrennen. Was den jungen Gentleman betreffend, dessen Vorschlagung er das Vergnügen habe, zu secundiren, so wisse er nicht viel von ihm; allein die Leslies seien eine alte Familie der benachbarten Grafschaft, und Mr. Leslie nenne sich einen nahen Verwandten des Squire Hazeldean – eines so wackern Mannes, als nur je einer auf Schuhleder gestanden. Er (der Freisasse) halte viel auf eine gute Zucht bei Schafen und Ochsen, und er vermüthe, bei den Menschen werde es nicht viel anders sein. Er sei für den König und die Verfassung, allein Mißbräuchen wolle er nicht das Wort reden. So hätte er

z. B. nichts gegen eine Ermäßigung des Zehnten und gegen Abschaffung der Malzsteuer einzuwenden – nicht das Geringste. Mr. Leslie scheine ihm ein ganz annehmbarer junger Bewerber zu sein, der ungewöhnlich gut zu sprechen verstehe und im Ganzen, so viel er (der Freisasse) sehen könne, ebenso gut in's Parlament tauche, als neun Zehntel der Gentlemen, welche hineingeschickt werden. Diese Rede erntete nur spärlichen Beifall von den Blauen, um so größeren aber von den Gelben, und der Freisasse nahm seinen Platz mit dem unbestimmten Bewußtsein wieder ein, daß er in der einen oder andern Weise der Sache seiner Partei, welche er hatte unterstützen sollen, eher geschadet als genützt habe.

Leonard war nicht sehr glücklich in der Person seines Vorschlagenden, eines jungen Gentleman, der sich in verschiedenen Berufsarten mit merkwürdigem Nichterfolg versucht hatte, hierauf in den Besitz eines kleinen Vermögens kam und sich schließlich als Literat niederließ. Dieser junge Mann unternahm eine Vertheidigung der Dichter, gleich wie der Halbsoldkapitän es auf sich genommen, die Armee und die Flotte zu vertheidigen; allein nach einem Dutzend genäselter Phrasen über ›das Mondlicht des Daseins‹ und die ›Oase in der Wüste‹ brach er zur Befriedigung seiner ungeduldigen Zuhörer plötzlich ab. Dieser mißlungene Versuch wurde durch Leonard's Secundanten wieder gut gemacht – einen Schneidermeister, der ein geübter Sprecher und ein ernster, denkender Mann war und Leonard Fairfield nicht nur aufrichtig bewunderte, sondern auch herzlich lieb gewonnen hatte.

Er trug seine Ansichten kurz und bündig vor und sprach sein volles Vertrauen in Leonard's Talente und Ehrenhaftigkeit in einfachen, vom Gefühl eingegebenen Worten aus, welche aber deßwegen ihres Eindrucks – nicht verfehlten.

Eine tiefe Stille folgte auf diese Einleitungsreden; dann erhob sich Audley Egerton.

Schon bei den ersten paar Sätzen fühlten alle Anwesenden, daß sie einen Redner vor sich hatten, der gewöhnt war, über die Aufmerksamkeit zu gebieten und seinen Ansichten das Gewicht einer anerkannten Autorität zu verleihen. Der langsame, abgemessene Vortrag, die ruhige, männliche Haltung, der Anstand und die Einfachheit der Bewegungen – alles bekundete den Minister eines großen Reiches, der weniger durch leidenschaftliche Beredtsamkeit die Versammlungen in Aufregung versetzte, als für das Urtheil des Scharfblicks und der Erfahrung stillschweigende Achtung erzwang. Was aber bei einem Andern vielleicht als förmlich und schulmeisterhaft erschienen wäre, wurde bei Egerton gemildert und vermischt durch die Würde der Geberden, des Tons, der Haltung – mit einem Wort, durch den Zauber, der in dem Wesen des wahren Gentleman liegt, und welchem auch das ungebildetste Auditorium zugänglich ist. Audley besaß schon im Privatleben diesen Zauber in ungewöhnlich hohem Grade, noch vielmehr aber sprang er in die Augen, so oft er öffentlich aufzutreten hatte. Der »*senatorius decor*« schien eine für ihn erfundene Bezeichnung zu sein.

Egerton begann seine Rede damit, daß er von seinen Gegnern mit jener feinen Höflichkeit sprach, welche einer höhern Stellung so sehr zur Zierde gereicht, und viel eher zum Siege führt, als die schärfsten Stichelreden einer feindseligen Declamation. Mit einer leichten Verbeugung gegen Avenel drückte er sein Bedauern darüber aus, einen Gentleman sich gegenüber stehen zu sehen, dessen Geburt ihn natürlicher Weise der Stadt, deren ausgezeichnete Angehöriger er sei, theuer machen müsse, und dessen achtungswerther Ehrgeiz an sich schon den Beweis von der bewunderungswürdigen Grundlage einer Verfassung liefere, welche dem Geringsten gestatte, zu Ehren und Ansehen sich emporzuschwingen, während sie zugleich den Höchstgestellten zwingt, mit Aufbietung aller seiner Kräfte nach derjenigen Auszeichnung zu streben, welche am höchsten geachtet werde, weil sie von dem Vertrauen der Mitbürger abhängt und durch das Gefühl der Verantwortlichkeit für die übernommenen Pflichten geheiligt sei. Leonard Fairfield's Talente und Fähigkeiten zollte er eine vorübergehende, aber großmüthige Anerkennung und berührte alsdann mit feinem Takte das Interesse, das er jederzeit an den Erfolgen der Jugend genommen, wenn diese ihren Platz in der Vorhut der neuen Generation, welche in ihrem Voranschreiten die alte zu ersetzen bestimmt sei, einzunehmen trachtete. So erblicke er denn auch, fuhr Audley fort, in Leonard nicht seinen Gegner, sondern den wetteifernden Mitbewerber seines jungen und geschätzten Freundes, Mr. Randal Leslie, um einen würdigen Preis. »Sie sind

glücklich in Ihren Jahren!« sagte der Staatsmann mit einem gewissen Pathos. »In der Zukunft sehen Sie nichts, was Sie zu fürchten, in der Vergangenheit nichts, was Sie zu vertheidigen hätten. Bei mir ist es nicht so.« Und nun auf die von den früheren Rednern ausgesprochenen unbestimmten Andeutungen oder kühneren Angriffe auf ihn selbst und seine Politik übergehend, richtete er sich stolz auf und hielt einen Moment inne; sein Auge ruhte auf den Berichterstattern, die unmittelbar unter ihm saßen, und unter denen er manches Gesicht entdeckte, welches ihm von jener Zeit her bekannt war, da in der Hauptstadt des Landes ganze Versammlungen an seinem Munde gehängt und begierig jedes Wort von den Lippen aufgefangen hatten, welche damals das Vorrecht besaßen, dem Könige Rath zu ertheilen. Unwillkürlich kam dem Exminister der Gedanke, sich über den beschränkten Hörerkreis – über die Wahl mit allen ihren schmerzlichen Erinnerungen – ganz wegzusehen und sich ausschließlich an das große und unsichtbare Publikum zu wenden, welchem diese Berichterstatter seine Ideen mitzutheilen berufen waren. Bei diesem Gedanken veränderte sich allmählig sein ganzes Wesen. Sein Blick heftete sich auf die äußerste Grenze der Versammlung, und noch feierlicher als zuvor, ertönte seine tiefe, klangvolle Stimme. Er begann mit einem Ueberblick und einer Rechtfertigung seines ganzen politischen Lebens. Er sprach von den Maßregeln, zu deren Durchführung er beigetragen, von seinem Antheil an den Gesetzen, welche jetzt das Land regierten. Nur leise, aber mit Stolz berührte er die Dienste, welche

er den von ihm vertretenen Ansichten geleistet. Er spielte auf seine nachlässige Verwaltung seines Privatvermögens an; allein in Betreff der seiner Sorge anvertrauten öffentlichen Amtes – konnte ihn da auch sein schlimmster Feind nur der geringsten Versäumniß anklagen? Durch diese Andeutung sollte ohne Zweifel das Publikum auf die Nachricht vorbereitet werden, daß Audley Egerton sein Vermögen verloren habe. Zum Schluß ging er auf die Tagesfragen über und gab eine allgemeine, aber meisterhafte Darlegung der Politik, deren Einhaltung er unter den Veränderungen, welche er voraussah seiner Partei empfehlen würde.

Für die gemischte Versammlung in der Rathhaushalle war Audley's Rede allerdings nicht ganz geeignet; sie verbreitete sich über einen Kreis von Interessen, dem ein solches Auditorium mit seinen Sympathien nicht folgen konnte. Allein diese Versammlung war für Audley so gut wie nicht vorhanden – er hatte sie gänzlich vergessen. Die Berichterstatter jedoch verstanden ihn, und ihre raschen Federn gaben seine Worte wieder, ohne daß sie gewagt hätten, daran zu verbessern oder abzukürzen. Audley's Rede war an die Nation gerichtet – die Rede eines Mannes, in welchem das Volk noch immer einen Führer erblickte – der seine vergangene Laufbahn von aller Mißdeutung zu reinigen wünschte – der wenn ihm das Leben erhalten blieb, auf höhere Bestimmungen zählte, als er bisher erfüllt hatte – der ein Manifest von Grundsätzen erließ, welche später in Kraft treten sollten, und ein

Panier aufpflanzte, um welches die zersprengten Abtheilungen eines geschlagenen Heeres sich wieder sammeln konnten zum Kampf und zum Siege. Oder aber war vielleicht (weder von den Berichterstattern, noch von dem Publikum geahnt und verstanden) in der Tiefe seines Herzens das Gefühl der Unsicherheit des Lebens stärker als die Hoffnung des Ehrgeizes, und wünschte der Staatsmann eine vollkommene Rechtfertigung jener *öffentlichen* Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit zurückzulassen, auf welcher wenigstens, wie ihm sein Gewissen bezeugte, kein Flecken haftete. »Seit mehr als zwanzig Jahren,« schloß Audley, »hat es für mich keinen Tag gegeben, der nicht dem Dienste meines Vaterlandes gewidmet gewesen wäre. Ich mag mich zu Zeiten den Wünschen des Volkes widersetzt haben – ich thue es vielleicht eben jetzt in diesem Augenblick – allein niemals geschah es und geschieht es aus einem andern Grunde, als weil ich, soweit mein Urtheil reicht, die Wohlfahrt des Volkes seinen Wünschen vorziehe. Und wenn es, wie ich glaube, Gelegenheiten gegeben hat, bei welchen ich, als Einer unter Männern von größerem Rufe, die Gesetze Englands verbesserte, seine Sicherheit befestigte, seinen Verkehr ausdehnte und seine Ehre aufrecht erhielt – so überlasse ich das Uebrige der strengen Kritik meiner Feinde und (seine Stimme bebte) der milden Beurtheilung meiner Freunde.«

Noch ehe die Bravorufe, welche den Schluß dieser Rede begleiteten, vorüber waren, erhob sich Richard Avenel. Der sogenannte ›ehrenwerthere Theil‹ der Versammlung, nämlich die Gebildeteren und besser Gekleideten, auch unter den Gelben, empfanden einige bange Sorge für die Ehre ihres Bezirks, als sie ihren Candidaten mit dem großen Unterhausmitglied verglichen, dessen hohe Gestalt noch vor ihren Augen schwebte und dessen majestätische Worte in ihren Ohren nachhallten. Die große Mehrheit aber auf beiden Seiten, Blaue sowohl als Gelbe, begrüßten das Aufstehen Dick Avenel's als eine Befreiung von dem Zwange, der ihrem geringen Verständniß angethan worden war, während sie ihre Aufmerksamkeit auf Audley's Rede gerichtet hielten. Die Gelben riefen Hurrah, und die Blauen pusteten; es war ein wirrer Stimmenlärm und in der ganzen aufgeregten Masse ein Hinundherwogen von ungewaschenen Gesichtern und derben Schultern. Aber Dick hatte so viel Muth und Zuversicht als Audley selbst, und diese Sicherheit, sein hübsches Aeußere und die neugierige Erwartung, was er zu sagen haben werde, verschafften ihm allmählig Gehör. Und nachdem er einmal die Aufmerksamkeit gefesselt hatte, wußte er sie auch festzuhalten. Sein Selbstvertrauen wurde durch einen Groll gegen Egerton unterstützt, der an Gehässigkeit grenzte. Er hatte sich für diese Gelegenheit mit einem ganzen Arsenal von Citaten aus Egerton's Reden (Hansard's Debatten entnommen) bewaffnet, und indem er dieselben in der unredlichsten und

scharfsinnigsten Weise benützte, suchte er den unzusammenhängendsten Bruchstücken eine so schlimme Deutung zu geben und die harmlosesten Reden in so unpopuläre, willkürliche und tyrannische Lehrsätze zu verkehren, daß es ihm so ziemlich gelang, den erleuchteten und unbestechlichen Egerton als ränkevollen Wetterhahn, als Vertheidiger von Unterschleifen, als Lobredner von Manchestermetzeleien und so weiter hinzustellen. Und diese Ausfälle wirkten um so mehr, weil die sorgfältig verbreitete Selbstvertheidigung des Exministers dieselben herausgefordert zu haben schien. Nachdem nun Dick, wie er erklärte, »den sehr Ehrenwerthen Gentleman siegreich mit seinen eigenen Worten widerlegt hatte«, glaubte er sich befugt, in die – wie er sich ausdrückte – gerechte Entrüstung eines freigebornen Briten, mit andern Worten, in alle Schattirungen von Schimpfreden auszubrechen, welche schlechter Geschmack einem gereizten Gefühl eingehen konnte. Und er that es so rundweg und furchtlos, in einem so ächten Wahltribünenstyl, daß er, für den Augenblick wenigstens, die große Masse hinlänglich mit sich fortriß, um das unwillige Gemurmeln der blauen Comitemitglieder zum Schweigen zu bringen, ohne sich um das verlegene Kopfschütteln zu bekümmern, durch welches sich die aristokratischer Gesinnten und Gebildeteren unter den Gelben gegenseitig zu verstehen gaben, daß sie sich ihres Candidaten herzlich schämten. Dick schloß seine Rede mit der nachdrücklichen Erklärung, daß die Tage des sehr Ehrenwerthen Gentleman vorüber seien, und

daß sich das Volk lange genug von hochmüthigen Aktenwürmern habe prellen und plündern lassen, die nur an ihre Besoldungen dächten und nur auf ihre Kanzleien kämen, um Tinte, Papier und Federn zu vergeuden, die sie nicht bezahlten. Der sehr Ehrenwerthe Gentleman rühme sich, er habe während zwanzig Jahren seinem Vaterlande gedient! *Ausgedient* hätte er sagen sollen! (Gelächter.) In einem saubern Zustand befinde sich jetzt das Land. Kurz, zwanzig Jahre lang habe der sehr Ehrenwerthe Gentleman seine Hände in den Taschen des Vaterlandes stecken gehabt. »Und ich frage euch,« rief Dick mit lauter Stimme, »ob Einer von euch im Geringsten besser daran ist, trotz allem, was er daraus geholt hat!« Die hundertundfünfzig Unentschlossenen schüttelten die Köpfe. »Nein, das sind wir nicht! riefen die Hundertundfünfzig in klagendem Tone. »Ihr hört *das Volk!*« Es verdammt Euch und Eure ganze Sippschaft. Ich wiederhole hier, was ich einst bei einer weniger öffentlichen Gelegenheit gelobte – So wahr mein Name Richard Avenel ist, Ihr sollt mir büßen für« – (Dick hielt einen Augenblick inne) – »büßen für Eure Geringschätzung der wohlbegründeten Rechte, ehrenhaften Ansprüche und erleuchteten Bestrebungen Eurer entrüsteten Landsleute. Wir sind dem Schulmeister entwachsen, und der britische Löwe ist erwacht!«

Dick setzte sich nieder. Die krumme Linie der Verachtung war von Egerton's Lippe gewichen; – bei dem Namen ›Avenel‹ so hart ausgesprochen, hatte er plötzlich sein Gesicht mit der Hand beschattet.

Allein Randal Leslie erhob sich jetzt, und Audley schlug langsam die Augen auf und blickte mit dem Ausdruck freundlicher Theilnahme nach seinem Schützling hin. In der That war eine bessere Gelegenheit für das erste Auftreten eines jungen Mannes kaum denkbar, um die groben Angriffe auf einen ausgezeichneten Gönner, dem er mit Wärme zugethan war, zurückzuweisen, oder als angehender Politiker die von diesem Beschützer vertretenen Grundsätze zu vertheidigen. Die Blauen zitterten vor entrüsteter Aufregung und hielten sich bereit, jedem Worte lauten Beifall zuzurufen, durch welches ihr tiefempfundenes Gefühl der erlittenen Schmähung zum Ausdruck gelangte, und selbst die Gemeinsten unter den Gelben hatten, nun Dick zu sprechen aufgehört, eine unbestimmte Empfindung, daß ihr Redner sich schreckliche Blößen gegeben habe und (ganz besonders von dem Freund und Verwandten Audley Egerton's) jede strafende Gegenbeschuldigung reichlich verdiene, die sich aus dem Herzen des Mannes auf die Zunge des Redners drängen konnte. Wie schon bemerkt, eine bessere Gelegenheit für einen ehrenhaften jungen Debütanten konnte es nicht geben – für Randal Leslie aber war es die unangenehmste, verwirrendste und am schwersten zu bewältigende, welche die Bosheit der Schicksalsmächte zu erfinden vermocht hatte. Wie konnte er Dick Avenel angreifen – er, der auf Dick Avenel rechnete, um seine Erwählung durchzusehen? Wie konnte er die Gelben gegen sich erbittern, nachdem Dick ihm so feierlich eingeschärft hatte,

nichts zu sagen, wodurch er sich um ihre Stimmen bringen könnte? Wie durfte er sich zu Egerton's Politik bekennen, da *seine* Politik darin bestand, in den Augen seiner Gegner als ein vorurtheilsfreier, verständiger junger Mann zu erscheinen, der über kurz oder lang ihre Farbe zu der seinigen machen werde? Demosthenes selbst würde die Stimme versagt haben – in noch schlimmerer Weise, als da er Harpalus' ›goldenen Becher geschluckt‹ – hätte sich Demosthenes in einer so verwünschten Klemme befunden. So mag Randal Leslie wohl zu entschuldigen sein, wenn er stotterte und unschlüssig zögerte – wenn ihn jedes Bravo, das ein zu Egerton's Vertheidigung gesprochenes Wort hervorrief, erblassen machte – wenn er so jämmerlich und kriechend aussah, so oft ihm eine Höflichkeit gegen Dick auf die Lippen trat. Die Blauen waren kläglich enttäuscht und ließen den Muth sinken; die Gelben schmunzelten und faßten sich ein Herz. Audley Egerton's Stirne zog sich finster zusammen. Harley, der halb hinter der vorderen Reihe verborgen als ruhiger Zuhörer auf der Plattform stand, beugte sich vor und flüsterte Audley trocken zu: »Du hättest deinem gescheidten jungen Freunde vorher eine Unterweisung geben sollen. Seine Liebe zu dir überwältigt ihn!«

Audley erwiderte nichts, sondern riß ein Blatt aus seinem Taschenbuch und schrieb mit Bleistift folgende Worte darauf: »Sagen Sie, daß Sie sich nicht ohne Verlegenheit befinden, wie Sie Mr. Avenel antworten sollen, indem ich Sie ausdrücklich ersucht hätte, sich zu keiner gehässigen Aeüßerung gegen einen Gentleman hinreißen

zu lassen, dessen Vater und Schwager ich die Mehrheit von zwei Stimmen verdanke, durch welche mir mein erster Sitz im Parlament gesichert wurde. Dann gehen Sie sogleich auf die allgemeine Politik über.« Dieses Papier drückte Egerton Randal in die Hand, als der unglückliche junge Mann eben auf dem Punkte stand, gänzlich stecken zu bleiben. Er hielt inne, holte tief Athem und las die Worte aufmerksam. Das allgemeine Gekicher gab ihm endlich seine Geistesgegenwart zurück – er sah einen Ausweg aus seiner Klemme – sammelte sich – richtete plötzlich sein Haupt empor – und verbreitete sich mit fester Stimme über den ihm gebotenen Text. Er sprach so unerwartet gut und fließend, daß er die ganze Zuhörerschaft in Erstaunen setzte; den Blauen gefiel der Beweis von Audley's Edelmuth und die Gelben waren gerührt von einer so achtungsvollen Rücksicht für die Familie ihrer beiden Candidaten. Der Redner ging nun auf diejenigen politischen Fragen und Erörterungen über, auf welche er sich gründlich und sorgfältig vorbereitet hatte, und hielt einen sehr kunstvoll zusammengesetzten Vortrag, in welchem er allerdings weder für die eine noch für die andere Seite entschieden Partei nahm, wohl aber den bewunderungswürdigen Takt und die feine Klugheit eines alten Praktikus zeigte, der sich gegen Niemand und in nichts eine Blöße geben will. Im Ganzen war es eine anerkennenswerthe Leistung, wenigstens als Beweis einer wohlüberdachten Zurückhaltung, wie man sie bei

einem so jungen Mann selten finden mochte – für eine Volksrede vielleicht zu gesucht und zu gelehrt – immerhin aber eine recht gute Abhandlung über beide Seiten der Frage. Randal wischte sich die blasse Stirne mit selbstzufriedener Miene und nahm unter dem Beifall namentlich der anwesenden Rechtsgelehrten seinen Platz wieder ein.

Die Reihe des Sprechens kam nun an Leonard. Leicht erregbar, wie Dichter und Schriftsteller es meistens sind, und von Natur aus schüchtern, zitterte seine Stimme, als er begann. Allein er verließ sich, ohne es selbst recht zu wissen, weniger auf seinen Verstand als auf sein warmes Herz und sein edles Gemüth, von denen ersteres ihm die Worte eingab, und letzteres allmählig seinem ganzen Wesen eine Würde verlieh. Er benutzte die Stellen aus Randal's Rede, welche demselben von Audley in den Mund gelegt worden waren, um den Eindruck zu verwischen, den der rohe Angriff seines Onkels hervorgebracht hatte. »Wenn doch der sehr ehrenwerthe Gentleman selbst jene zarte und großmüthige Anspielung auf die Dienste gemacht hätte, deren sich zu erinnern er so gütig gewesen, denn in diesem Fall würde nach seiner (Leonard's) Ueberzeugung Mr. Avenel von all' der Bitterkeit frei geblieben sein, welche ein politischer Kampf um so leichter erzeuge, je fester gewurzelt die politischen Meinungen seien. Ein Glück wäre es, wenn irgend ein solches milderes Gefühl, wie dasjenige, welchem Mr. Egerton durch Mr. Leslie habe Worte geben lassen, vor jedem scharfen

Streit zum Ausdruck käme und die Gegner daran erinnerte – wie Mr. Leslie so nachdrücklich gethan – daß jeder Schild zwei Seiten habe und man recht wohl die eine für golden erklären könne, ohne der Behauptung des Kämpfen zu nahe zu treten, welcher sage, die andere sei silbern.« Hierauf ließ der junge Redner, ohne daß es geschienen hätte, als lasse er seinen Onkel fallen, in dessen Namen mit so ausgezeichnete Anmuth und feinem Gefühl eine Entschuldigung einfließen, daß ihm beide Parteien lauten Beifall spendeten, und selbst Dick es nicht wagte, die Einsprache, die auf seinen Lippen schwebte, laut werden zu lassen.

Wenn jedoch Leonard mit solcher Achtung gegen Mr. Egerton verfuhr, so hatte er nicht den mindesten Grund, Randal Leslie zu schonen. Gewohnt, mit scharfem Blick Charaktere zu zergliedern und die menschliche Natur zu erforschen, entdeckte er schnell die übertünchte Unredlichkeit in Randal's kunstvoller Rede. Seine Wangen glühten – seine Stimme ertönte immer lauter – seine Phantasie begann ihre Schwingen zu entfalten – sein Witz sprühte – als er die rhetorische Mosaik seines jüngeren Gegners in ihre einzelnen Theile zerlegte, die Falschheit seiner erkünstelten Mäßigung darthat, den Schleier von Worten mit seinem Schillergewebe von Gelb und Blau zerriß und zeigte, daß nicht eine einzige feste Ueberzeugung dahinter entdeckt werden könne. »Mr. Leslie's Rede,« sagte er, »kömmt mir vor, wie ein Fährboot, das zu keinem andern Zwecke dient, als um von der einen auf die andere Seite überzugehen.« Das Gleichniß war so

treffend, daß es mit einem schallenden Gelächter aufgenommen wurde und selbst Egerton ein Lächeln entlockte. »Was mich betrifft,« schloß Leonard, die Ergebnisse seiner schonungslosen Zergliederung zusammenfassend, »so bin ich ein Neuling in dem Kampf der Parteien; stünde ich jedoch nicht als Mr. Leslie's Gegencandidat, sondern als einfacher Wähler hier, so würde ich, der ich nach Rang und Stellung dem Volk angehöre, die Ueberzeugung hegen, daß er einer von jenen Politikern ist, in welchen die Wohlfahrt, die Ehre und die sittliche Erhebung des Volkes keine passenden Vertreter findet.«

Leonard erntete reichen und allgemeinen Beifall; seine Rede hatte die Gelben in ihrer eigenen Achtung wieder gehoben, Randal Leglie dagegen in den Augen der Blauen bedeutend geschadet. Randal fühlte dies mit einem bitteren Gefühl im Herzen und einem Hohnlächeln auf der Lippe. Er warf Dick Avenel, von dem zuletzt trotz allen Blauen seine Erwählung doch noch abhängen konnte, einen verstohlenen Blick zu, den dieser mit einem ermuthigenden Blinzeln erwiderte. Alsdann wandte sich Randal zu Egerton und flüsterte diesem zu:

»Wie sehr hätte ich gewünscht, mehr Uebung im Sprechen zu besitzen, um Ihnen mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können!«

»Ich danke Ihnen, Leslie; Mr. Fairfield hat jede Versäumniß von Ihrer Seite, so weit sie mich betraf, wieder gut gemacht. Und Sie sollten seinen Angriff auf Sie selbst entschuldigen, weil er dazu dienen kann, Ihnen zu zeigen, worin Ihr Fehler als Redner liegt.«

»Und worin wäre das?« frug Leslie mit eifersüchtigem Aerger.

»Darin, daß Sie nicht ein einziges Wort von dem glauben, was Sie sagen,« versetzte Egerton sehr trocken, wandte sich dann zu seinem Vorschlagenden und bemerkte mit einem leichten Seufzer: »Mr. Avenel darf stolz auf seinen Neffen sein! Ich wollte, der junge Mann wäre auf unserer Seite – ich könnte einen großen Debattenmann aus ihm ziehen.«

Die Verhandlungen sollten nun durch ein Aufheben der Hände zum Abschluß gelangen, als ein großer, breit-schulteriger Wahlmann sich plötzlich in der Mitte der Halle erhob und erklärte, er habe einige Fragen zu stellen. Eine Bewegung ging durch die ganze Versammlung, denn dieser Wähler war der Demagog der Gelben, ein vortrefflicher Sprecher mit ehernen Lungen. »Ich werde mich sehr kurz fassen,« sagte der Demagog und begann nun unter der Form von Fragen an die beiden blauen Candidaten einen wüthenden Angriff auf den Grafen von Lansmere und dessen Sohn, Lord L'Estrange, indem er Letzteren der größten Einschüchterungen und Bestechungen anklagte und als Beweis für die Wahrheit dieser Beschuldigungen die Anwesenheit verschiedener Wähler aus Fish Lane und Back Slums anführte, welche den Gelben untreu geworden in Folge der niedrigen Kunstgriffe der blauen Aristokratie, deren Vertreter, den edlen Lord, er hiermit aufforderte, ihm zu antworten. Der Redner schwieg, und Harley trat plötzlich auf das Vordertheil der Plattform, zum Zeichen, daß er die

Herausforderung annehme. So neugierig man auch gewesen war, Audley Egerton sprechen zu bitten, so sah man doch mit wo möglich noch größerer Spannung Lord L'Estrange's Rede entgegen. Seine langjährige Abwesenheit von Lansmere – das unermessliche Vermögen, dessen Erbe er war – der fast geheimnißvolle Ruf ausgezeichneter Talente, welche er noch niemals erprobt hatte – dies waren in der That Gründe genug, um Blaue und Gelbe zu veranlassen, mit angestrengtester Aufmerksamkeit und unterdrücktem Athem seinen Worten zu lauschen. Man sagt, der Dichter werde als Dichter geboren, der Redner aber zum Redner gemacht – eine Behauptung, die nur theilweise wahr ist. Manche Menschen sind zu Dichtern gemacht und andere als Redner geboren worden. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte Harley L'Estrange bisher nie öffentlich gesprochen, und nun vergingen keine fünf Minuten, ehe er die Leidenschaften und Launen aller Anwesenden eben so sehr in seiner Gewalt hatte, wie der Musiker die Tone seines Instrumentes beherrscht. Er besaß von Natur eine der vielfältigsten Modulation fähige Stimme, beredte, in ihrem Ausdruck stets wechselnde Züge und (wie es bei tiefen Humoristen immer der Fall ist) eine sehr lebhaft empfindliche Empfänglichkeit für die komische sowohl, wie für die ernste Seite bei allem, was sich seinem kräftigen Verstande darbot. Leonard war die Beredtsamkeit des Dichters, Audley Egerton diejenige des Parlamentsredners eigen; Harley aber besaß die seltenere Gabe jener Beredtsamkeit, die nichts mit dem Stoff gemein hat, den sie behandelt – die Gabe, welche Demosthenes

unter der dreifachen Erforderniß des Redners versteht, und die unrichtig mit ›Action‹ übersetzt worden ist, während in Wirklichkeit das Handeln selbst, das ›Bühnen-spiel‹ damit gemeint ist. Leonard und Audley sprachen Beide gut, weil ihre Reden verständig waren; Harley aber hätte Unsinn reden und ihn wirksamer als Weisheit machen können – wie ein Kemble oder Macready in dem unbedeutendsten Lustspiel tiefere Eindrücke hervorzubringen vermochten, als unsere besten Schauspieler in einem ›Hamlet‹ zu erzielen im Stande sind. Die Rednerkunst steht in der That mit der dramatischen in einer innigeren Verbindung, als mit irgend einer andern, und durch Harley's ganzes Wesen (obwohl ihm selbst vollständig unbewußt) zog sich, wie der Leser bemerkt haben mag, jener Hang, das ganze Thun und Denken auf einen einzelnen Zweck zu concentriren und die Verhältnisse demselben dienstbar zu machen, wodurch die Welt sich zu einer Schaubühne umwandelt, und die verschiedenen und zerstreuten Handlungen zu dem Ebenmaß und der Gedrungenheit des Drama's gesammelt werden. Man findet diesen Hang, der allerdings oft scheinbar theatralische Wirkungen hervorbringt, nicht selten bei den aufrichtigsten, einfachsten Menschen, und er ist in der That nichts Anderes, als die natürliche Folge rascher, aus warmen Gefühlen entspringender Kraftentwicklung. Daher drückt sich auch stets die Geschichte der Völker, so lange sie in ihrer frischen, kräftigen, halbcivilisirten, Jugend stehen, in dramatischer Form aus, während man in demselben

Verhältniß, in welchem mit der Civilisation der nüchterne Verstand aus Kosten der lebhafteren Fähigkeiten und Impulse um sich greift, geneigt ist, in der dramatischen Form des Ausdrucks, gleichviel, ob in Bezug auf Gedanken oder Handlungen, das Gegentheil der Wahrheit, statt des eigentlichsten, innersten Wesens derselben zu erblicken.

Um jedoch von dieser langen und einigermaßen metaphysischen Abschweifung zurückzukommen, so mag der Grund, weshalb Harley L'Estrange so wunderbar gut sprach, gewesen sein, welcher er wollte – *daß* er wunderbar gut sprach, war über jeden Zweifel erhaben. Er zog den Demagogen und seinen Angriff auf die glücklichste Weise in's Lächerliche, beschrieb ein Abenteuer dieses tugendhaften Gentleman, wie er die reinen Regionen von Fish Lane und Back Slums durchsuchte und nach Bestechung fahndete, und faßte alsdann die Beweise, auf welche der Demagog seine Anklage gegründet hatte, mit einem so beißenden und originellen Humor zusammen, daß die Lachmuskeln der Zuhörerschaft in fortwährender Thätigkeit erhalten wurden. Dann aber riß Harley die Anwesenden von der größten Heiterkeit fast zu Thränen hin, als er von den Verdächtigungen gegen seinen Vater sprach; er that es in einer Weise, daß jeder Sohn und jeder Vater in der Versammlung sich wie von der Stimme der Natur ergriffen fühlte.

Eine Wendung in der Rede, und eine neue Empfindung bemächtigte sich der Anwesenden. Harley sprach

von seinem Stolze, Lansmere anzugehören und einer seiner Wähler zu sein, und plötzlich wurden auch alle andere Lansmerer Wähler stolz auf diesen ihren Mitbürger. Er erinnerte sich der alten Freunde aus seinen Schulfreien und freute sich herzlich, so viele derselben gesund und in guten Verhältnissen wieder zu sehen. Er fand ein glückliches Wort für Jeden.

»Theures altes Lansmere!« sagte er, und dieser einfache Ausruf gewann ihm Aller Herzen. Und als er endlich inne hielt, wie wenn er ausgeredet habe, brach ein förmlicher Sturm von Beifall los. Audley ergriff seine Hand und flüsterte: »Ich bin der Einzige hier, der nicht überrascht ist, Harley. Du hast nun deine Kräfte erprobt – lasse sie nie wieder einschlummern. Welch' ein Leben liegt vor dir, wenn du es nicht länger vergeudest!«

Harley machte seine Hand los, und sein Auge funkelte. Er gab ein Zeichen, daß er noch mehr zu sagen habe, und das Rufen und Toben verstummte.

»Mein sehr ehrenwerther Freund macht mir Vorwürfe, daß ich meine Jahre vergeudet. Allerdings, ich habe sie vergeudet – gleichviel, wie oder weshalb. Allein die seinigen – wie hat er sie heimgebracht? In solcher Aufopferung für das allgemeine und öffentliche Wohl, daß ihm nach der Ansicht derjenigen, welche ihn nicht so genau kennen, wie ich, nicht *ein* Gefühl übrig geblieben für die niedrigeren Pflichten und untergeordneteren Neigungen, welche bei Männern von gewöhnlichen Talenten und weniger hochfliegenderm Geiste die Kettenglieder in jener gesellschaftlichen Ordnung bilden, die zu behüten

und zu vertheidigen die erhabene Aufgabe von Staatsmännern gleich Demjenigen ist, welcher in diesem Augenblick an meiner Seite sitzt. Ich für meinen Theil glaube jedoch, daß es nichts Gefährlicheres gibt, als den feierlichen Heuchler, der, weil er seine kalte Natur mechanisch in den Dienst eines conventionellen Begriffs zwingt – mag er diesen ›Constitution‹ oder ›Volk‹ nennen – sich alles dessen enthoben wähnt, was in dem warmen Blute des Privatlebens Liebe zum Guten und Vertrauen zu der Wahrheit erzeugt. So überlasse ich es denn Andern, meinen sehr Ehrenwerthen Freund als einen durch nichts zu bestechenden Politiker zu preisen; mir aber möge gestattet sein, ihn als den treuen, aufrichtigen Mann zu zeichnen, der wie jener ehrliche Priester, ›nicht im Stande wäre, eine Lüge auszusprechen, selbst wenn er den Himmel damit gewinnen könnte,‹ und dessen feines Ehrgefühl schon in der Verheimlichung der Wahrheit eine Lüge sehen würde!«

Harley entwarf sodann eine glänzende Schilderung von dem Musterbild ritterlicher Ehrenhaftigkeit – von dem Ideal, welches sich der Engländer unter einem ›vollkommenen Gentleman‹ vorstellt – und wandte jeden Satz mit einem scheinbar aus dem innersten Herzen quellenden Nachdruck auf seinen sehr Ehrenwerthen Freund an. Allen Anwesenden, zwei ausgenommen, erschien diese Lobeserhebung als der unwillkürliche Erguß warmen Freundeseifers – die überzeugende Aufrichtigkeit, mit welcher sie ausgesprochen wurde, bewahrte sie vor dem Vorwurf der Uebertreibung. Aber Levy rieb sich die

Hände und lachte innerlich, während Egerton das Haupt senkte und unruhig auf seinem Stuhle hin und her rückte. Jedes Wort aus Harley's Munde traf Audley's Brust gleich einem Pfeil.

Unter den Beifallrufen, welche dieser bewunderungswürdigen Zeichnung des ›treuen Mannes‹ folgte, erkannte Harley Leonard's begeisterte Stimme. Rasch wandte er sich gegen den jungen Mann –

»Mr. Fairfield scheint an diesem Bilde von Rechtschaffenheit und seiner Anwendung Gefallen zu finden. Möge er das Muster, das ihm vorgehalten worden, nachahmen, so wird er dereinst ein eben so aufrichtiges Lob, wie das meinige, aus dem Munde eines Freundes hören dürfen, der seinen Werth erprobte, wie ich denjenigen Mr. Egerton's erprobt habe. Mr. Fairfield ist ein Dichter; sein Anspruch an diesen Titel wurde von einem meiner Vorredner angefochten – allein mit Unrecht! An Mr. Fairfield ist jeder Zoll ein Dichter. Aber es ist gefragt worden, ob Poeten sich für die Staatsgeschäfte eignen; ob sie nicht Sonette auf Liese und Grete schreiben werden, wenn sie ihre göttliche Einbildungskraft den Einzelheiten eines Biersteuergesetzes zuwenden sollten? Mr. Fairfield's Freunde mögen sich jedoch beruhigen. Die Wahrheit zwingt mich, zu sagen – selbst auf die Gefahr hin, den beiden Candidaten, deren Sache ich zu der meinigen gemacht habe, zu schaden – daß die besten Dichter, wenn sie sich zu Geschäften herablassen, nicht weniger prosaisch sind, als die Blödesten unter uns; sie werden von denselben Interessen geleitet, von denselben kleinlichen Leidenschaften

beeinflusst. Man irrt, wenn man glaubt, irgend etwas im gewöhnlichen Leben, im öffentlichen wie im Privatleben, könne zu gering sein für die außerordentliche Geschmeidigkeit ihrer Phantasie. Ja, im öffentlichen Leben dürfen wir ihnen sogar eher trauen, als andern Menschen, denn die Eitelkeit ist eine Art zweiten Gewissens, und – wie ein Dichter selbst gesagt hat –

›Wer schlimmes Thun nicht scheut, will doch den  
Namen nicht,  
Und ist ein Sklav' der Scham, wo kein Gewissen  
spricht.‹

Im Privatleben jedoch thun wir gut, vor diesen Kindern der Phantasie auf unserer Hut zu sein, denn sie weihen die Schätze ihres Gefühls so ganz der Muse, daß wir ihnen eben so wenig zumuthen dürfen, einen Gedanken an die gewöhnlichen Menschenpflichten zu vergeuden, als wir von einem zu den Löwen der Hauptstadt zählenden Verschwender erwarten können, ›er werde sein Geld mit Berichtigung seiner Schulden verändeln.‹ Aber alle Welt ist einverstanden, Nachsicht mit den Schwächen derjenigen zu haben, welche sich selbst betrügen und ihre eigene Strafe in sich tragen. Die Dichter haben mehr Begeisterung, mehr Liebe, mehr Herzenswärme, als andere Menschen, doch nur für ihre selbstgeschaffenen Phantasiegebilde. Es ist umsonst, sie durch gewöhnliche Verdienste und alltägliche Verpflichtungen an uns fesseln zu wollen, so viele Mühe und Opfer wir auch aufwenden mögen. Sie sind undankbar gegen uns aus dem einfachen

Grunde, weil die Dankbarkeit etwas gar so Unpoetisches ist. Wir verlieren sie in demselben Augenblick, in dem wir sie fest zu halten suchen. Ihre Liebe

›Hebt, leicht wie Luft, droht ihr ein menschlich'  
Band,  
Die Schwingen und enteilt in fernes Land.‹

Sie folgen ihren Launen, beten ihre eigenen Blendwerke an und beschwören, weil ihnen menschliche Gestalten zu materiell für ihre phantastische Zuneigung erscheinen, ein Gespenst herauf, in dessen kalter Umarmung der Tod ihrer wartet!«

Harley wurde plötzlich gewahr, daß er das Fassungsvermögen seiner Zuhörer und zugleich die Grenzen seines bitteren Geheimnisses überschritt (denn nicht Leonard, sondern Nora schwebte ihm in diesem Augenblick vor), und so gab er denn seiner schrecklichen Ironie eine neue und verständlichere Wendung, indem er die erhabensten Stellen aus Leonard's Rede in's Lächerliche zog, hierauf einen raschen Blick auf die politischen Fragen im Allgemeinen warf und Leslie mit demselben scheinbaren Ernst und der verborgenen Satyre vertheidigte, womit er Egerton gelobt hatte. Endlich schloß er seine Rede, die in Beziehung auf populären Erfolg in dieser Halle nie ihres Gleichen gehabt hatte und einen donnernden Beifallsturm hervorrief, der das ganze Gebäude erzittern machte.

Nach wenigen Minuten wurden die Verhandlungen geschlossen – man ging zum Erheben der Hände über. Der

Major, ein durch und durch Blauer, erklärte, das Ergebnis dieses Verfahrens spreche zu Gunsten des sehr ehrenwerthen Audley Egerton und Randal Leslie's, Esquire.

Rufe von ›Nein!‹ – ›Pfui!‹ – ›Parteiisch!‹ und so weiter ließen sich hören – eine namentliche Abstimmung wurde verlangt – und dann begann die Menge aus der Halle zu strömen.

Harley war der Erste, der verschwand; er zog sich durch einen besondern Eingang zurück, und Egerton folgte ihm. Randal blieb noch etwas zurück, und als Avenel dies bemerkte, trat er auf ihn zu und schüttelte ihm offen die Hand, wobei er ihm jedoch heimlich zuflüsterete: »Treffen Sie mich diesen Abend in Lansmere Park – in dem Eichenwäldchen, ungefähr dreihundert Schritte von dem Pfortchen am Ende des Parks gegen die Stadt hin. Wir müssen sehen, wie wir alles in Ordnung bringen. Was für eine verwünschte Schwindelei dies gewesen ist!«

## SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Harley's kräftige Rede hatte Freund und Feind in höchstem Grad überrascht, auf keinen der Zuhörer jedoch – nicht einmal den von seinem Gewissen geschlagenen Egerton ausgenommen – einen so tiefen Eindruck gemacht, als auf den bestürzten und schwer angegriffenen Leonard. Er war zuerst völlig betäubt von dem so unverdienten, beißenden Spott, und erst nachdem die Versammlung auseinander gegangen, konnte er sich auf

irgend eine Veranlassung besinnen, welche diesen bittern Hohn herausgefordert und dessen Pfeile gespitzt haben mochte. Augenscheinlich war das Geständniß seiner Liebe, welches Leonard Helene Digby gemacht hatte, Harley zu Ohren gekommen, von diesem jedoch ganz falsch aufgefaßt worden. Und nun fühlte sich der junge Mann durch diese Beschuldigungen einer Mißachtung der Pflichten des gewöhnlichen Lebens nicht nur im innersten Herzen verletzt, sondern auch an seiner Ehre beleidigt. Der gekränkte Stolz des Mannes empörte sich gegen diese Ungerechtigkeit. Er mußte Lord L'Estrange unverzüglich aufsuchen und sich vor ihm rechtfertigen – sich und Helene rechtfertigen, denn die Anklage gegen ihn enthielt zugleich auch eine stillschweigende Beschuldigung gegen sie.

Nachdem sich Leonard von seinen begeisterten Anhängern losgemacht hatte, schlug er sogleich den Weg nach Lansmere Haus ein. Die Umzäunung des Parks, welcher sich bis dicht vor die Stadt erstreckte, war hier durch eine kleine Pforte für Fußgänger unterbrochen, und als Leonard, dieselbe benützend, einige hundert Schritte im Park zurückgelegt und eben das Eichenwäldchen erreicht hatte, in welchem Avenel mit Leslie zusammentreffen wollte, sah er sich plötzlich Miß Digby gegenüber.

Helene erschrak und stieß einen schwachen Schrei aus. Allein Leonard, ganz von seinem Wunsche erfüllt, sie Beide zu rechtfertigen, hielt sich nicht damit auf, die Gründe seines Hierherkommens auseinander zu setzen oder ihre Aufregung zu beschwichtigen.

»Miß Digby!« rief er, indem er in seine Stimme und in sein Benehmen jene Achtung legte, welche oft so grausam den Gegensatz zwischen der früheren Vertraulichkeit und der gegenwärtigen Entfremdung hervorhebt – »Miß Digby, ich freue mich, Sie zu sehen – freue mich, daß ich Sie hiermit um die Erlaubniß bitten kann, mich von einem Vorwurf reinigen zu dürfen, der zwar nur gegen mich gerichtet gewesen ist, in Wahrheit aber auch Sie selbst betrifft. Lord L'Estrange hat soeben öffentlich angedeutet, daß ich – ich – der ich ihm so viel verdanke und ihn so aufrichtig verehrt habe, daß ich in dem gerechten Unwillen, der mich jetzt erfüllt, halb und halb eben jene Undankbarkeit erblicke, deren er mich anklagt – Lord L'Estrange hat angedeutet, daß – ah, Miß Digby, ich kann kaum Worte finden, um das zu wiederholen, was hören, was hören zu müssen mich so sehr demäuthigte. Aber Sie wissen, wie falsch jede derartige Beschuldigung ist – Sie wissen, daß niemals Eines von uns fähig gewesen wäre, unsern gemeinschaftlichen Wohlthäter zu hintergehen. Gestatten Sie mir, unsere Unterredung, als wir uns das letzte Mal sahen, Ihrem Vormund mitzutheilen und ihm zu sagen, in welcher Weise ich Sie damals verließ.«

»O Leonard, gehen Sie sogleich zu ihm, und rechtfertigen Sie sich in seinen Augen. Lord L'Estrange ist ungerrecht und unedelmüthig!«

»Helene Digby!« ließ sich eine Stimme ganz in der Nähe vernehmen, »von wem sprichst du so?« – Beim Ton dieser Stimme wandte sich Helene und Leonard gleichzeitig um und sahen Violante vor sich stehen. Der edle

Unwille, der aus ihren Augen blitzte, auf ihren Wangen glühte und ihre stolze Gestalt beseelte, verlieh ihrer jugendlichen Schönheit beinahe etwas Erhabenes.

»Bist du es, die so von Lord L'Estrange spricht? Du – Helene Digby – du?«

Hinter Violante kam nun auch Mr. Dale zum Vorschein.

»Ruhig, Kinder,« sagte er, eine Hand auf Violante's Schulter legend, während er die andere Leonard hinbot. »Was soll dies? Kommen Sie mit mir, Leonard, und erklären Sie mir, was Sie haben.«

Leonard entfernte sich mit dem Pfarrer und machte in einigen kurzen Sätzen seinem schwellenden Herzen Luft.

Mr. Dale theilte Leonard's Unwillen, und nachdem er bald alles von ihm in Erfahrung gebracht, was auf jene denkwürdige Zusammenkunft mit Helene Bezug hatte, rief er aus:

»Genug! Gehen Sie vorerst nicht zu Lord L'Estrange – ich bin im Begriff, ihn selbst aufzusuchen. Er hat mich nämlich hierher beschieden, allerdings erst auf morgen, allein der Squire schrieb mir einige hastige Zeilen, in welchen er mich bittet, morgen mit ihm in Lansmere zusammenzutreffen und nachher mit ihm dem armen Frank nachzureisen, und so dachte ich, es würde mir wenig Zeit zu einer Unterredung mit Lord L'Estrange übrig bleiben, wenn ich nicht seiner Einladung statt morgen heute schon nachkäme. Und nun wie gut, daß ich es that! Ich traf erst vor einer Stunde ein, hörte, daß Mylord im Stadthaus sich befinde, und suchte die jungen Damen im Park auf. Miß Digby, welche sich wohl denken mochte,

daß ich meiner alten Freundin Violante vielleicht manches im Vertrauen zu sagen haben würde, ging einige Schritte voraus. So traf es sich denn glücklich, daß ich hier war, um Ihren Bericht entgegen nehmen zu können, und nun hoffentlich im Stande sein werde, dieses Mißverständnis aufzuklären. Lord L'Estrange muß nun zurückgekehrt sein, und während ich ihn aufsuche, gehen Sie nach der Stadt zurück, ich bitte Sie inständig darum. Ich werde nachher zu Ihnen in Ihren Gasthof kommen. Ihre Anwesenheit hier im Parke, selbst die wenigen Worte, welche Sie mit Helene gewechselt, könnten den Bruch zwischen Ihnen und Ihrem Wohlthäter erweitern. Dieser Gedanke ist mir unerträglich. Darum bitte ich Sie dringend, gehen Sie zurück. Ich will Lord L'Estrange alles auseinandersetzen, und er soll Ihnen gerecht werden. Das *ist* – das *muß* seine Absicht sein!«

»*Ist* – *muß* seine Absicht sein – nachdem er eben erst so ungerecht gegen mich gewesen!«

»Dort, doch,« stotterte der arme Pfarrer, der sich seines Lord L'Estrange gegebenen Versprechens erinnerte, seine Zusammenkunft mit demselben geheim zu halten, und nun nicht wußte, was er sagen und wie er Leonard beschwichtigen sollte. Noch immer hielt er Leonard für Harley's Sohn, und indem er alles dessen gedachte, was Harley, von augenscheinlicher Reue über ein begangenes Unrecht getrieben, so ausdrücklich von Sühne gesprochen hatte, so erschien es Mr. Dale selbst ganz unbegreiflich, weshalb Harley in solcher Weise der Genugthuung eine

Beleidigung vorausschicken mochte. Um jedoch ein Zusammentreffen zwischen Harley und Leonard zu verhindern, so lange noch Beide unter dem Einfluß so gereizter Gefühle standen, machte er eine gewaltige Anstrengung über sich selbst und befürwortete seinen diplomatischen Vorschlag mit so viel Geschick, daß Leonard endlich, wenn auch mit Widerstreben, einwilligte, Mr. Dale's Bericht abzuwarten.

»Was eine etwaige Genugthuung oder Entschuldigung betrifft,« sagte er stolz, »so bleibt diese Lord L'Estrange überlassen. Ich verlange sie nicht. Sagen Sie ihm nur so viel, daß ich von dem Augenblick an, als ich erfuhr, daß diejenige, welche ich so viele Jahre wie ein reineres, höheres Wesen liebte und verehrte, seine Verlobte geworden, jedem früher gehegten Wunsche, sie die meine nennen zu dürfen, auf immer entsagte – daß ich Tag und Nacht betete, sie, die ein Segen für mein einsames und mühevolltes Leben gewesen wäre, möge dem seinigem ein Glück bereiten, wie es ihm sein Reichthum und seine Größe nicht zu verleihen im Stande sind. Wenn dies Mißachtung der gewöhnlichen Menschenpflichten, wenn dies Undank ist, so bekenne ich mich schuldig, so mag er mich verdammen; ich weiche aus seiner Sphäre – als ein Ding, das ihm für einen Augenblick in den Weg gekommen, und dessen Spur nun verwischt ist; Helene aber soll er keinen Vorwurf machen – sie durch keinen Argwohn beleidigen – nicht einmal in Gedanken. Noch ein Wort. In dieser Wahlangelegenheit – in diesem Kampf um Dinge, die meinen Gewohnheiten, meinen Verhältnissen und

allen meinen bisherigen, auf ein schöneres Ziel gerichteten Bestrebungen so ferne liegen – habe ich nur seinem Willen oder seiner Laune gefolgt, zu einer Zeit, da meine ganze Seele sich nach Ruhe und Einsamkeit sehnte. Ich hatte mich endlich gezwungen, Interesse an dem zu finden, was mir vorher so zuwider gewesen war. Allein in jeder Hoffnung für die Zukunft, in jedem Sporn des Ehrgeizes stand mir stets Lord L'Estrange's Achtung vor Augen. Was soll ich nun länger hier? Sein ganzes Benehmen, mit Ausnahme seiner Verachtung gegen mich, ist mir ein unverständliches Räthsel. Und wenn er nicht seinen ausdrücklichen Wunsch wiederholt, den ich allerdings noch immer halb und halb als Gesetz betrachten würde, so trete ich von dem Kampfe zurück, den er mir verbitterte, entsage dem Ehrgeiz den er vergiftete, und kehre in meine Heimath zurück, eingedenk jener bescheidenen Pflichten, von denen er behauptet, daß ich sie geringschätze.«

Der Pfarrer gab bei jedem dieser Satze seinen Beifall durch ein Kopfnicken zu verstehen, und Leonard kehrte, nachdem er sich in gleich förmlicher Weise von Helene, wie von Violante verabschiedet hatte, nach der Stadt zurück.

Inzwischen hatten auch die beiden Mädchen eine vertrauliche Unterhaltung gepflogen und waren sich in Folge derselben viel theurer geworden. Die überraschte und aufgeregte Helene hatte nämlich Violante ihre Neigung zu Leonard bekannt und ihr zugleich mitgetheilt, daß Lord L'Estrange sie ihres ihm gegebenen Versprechens

entbunden habe. Violante sah, daß Harley frei war – und Harley hatte versprochen, auch sie frei zu machen! Sie rief sich seine Worte, seine Blicke in's Gedächtniß zurück, und wie ein Blitz durchzuckte sie der Gedanke, daß sie geliebt sei, daß die Ehre allein ihm verboten habe, seine Liebe zu bekennen, so lange noch Beide in anderer Weise gefesselt waren. Violante erschien wie verwandelt, ›erglühend in himmlischem Rosenroth‹ – den Himmel im Herzen, Wonne in den Augen. Sie liebte so innig und vertraute so fest! Und in der eigenen überströmenden Glückseligkeit fand sie so süße Trostworte, daß Helenen's Arm sie sachte umschlang, und Wange an Wange sich legte. Sie waren Schwestern geworden!

Zu jeder andern Zeit würde sich Mr. Dale wahrscheinlich etwas verwundert haben über diese Freundschaft der beiden Mädchen, welche sich so plötzlich entwickelt hatte; denn in seinem vorhergehenden Gespräch mit Violante war er bemüht gewesen, in scherzhafter und, wie er wähnte, sehr schlauer Weise die Ansicht der jungen Italienerin über die verschiedenen guten Eigenschaften ihrer jungen Freundin zu ergründen; Violante aber hatte den Titel ›Freundin‹ eher zu umgehen gesucht, und das Lob, welches sie großmüthig genug war, Helenen in reichem Maße zu spenden, schien nicht warm aus dem Herzen zu kommen. Der gute Mann war jedoch in diesem Augenblick nur damit beschäftigt, seine Gedanken für die Zusammenkunft mit Harley zu ordnen; schweigend schloß er sich den beiden Mädchen wieder an, gab Jeder einen Arm und ging langsam dem Hause zu. Als sie sich der

Terrasse näherten, gewahrte er Riccabocca und Randal, welche zusammen auf dem Kiesweg auf und ab gingen.

Violante drückte den Arm des Pfarrers und flüsterte: »Lassen Sie uns auf der andern Seite des Hauses hineingehen; ich mochte einige Minuten ungestört mit Ihnen sprechen.«

Mr. Dale glaubte, Violante fühle sich durch Helenen's Gegenwart beengt, und sagte daher zu der Letzteren: »Mein liebes Fräulein, Sie haben vielleicht die Güte und entschuldigen mich bei Doctor Riccabocca, der mir winkt und ohne Zweifel sehr erstaunt ist, mich hier zu sehen – indeß ich meine Unterredung mit Violante, in welcher wir vorhin gestört worden, wieder aufnehme.«

Helene entfernte sich, und Violante führte den Pfarrer durch einen Theil des Gartens nach einer Seitenthüre in einen andern Flügel des Hauses.

»Was haben Sie mir zu sagen?« frug Mr. Dale, verwundert über ihr Stillschweigen.

»Sie werden Lord L'Estrange sehen. Ueberzeugen Sie ihn doch ja von Leonard's Ehrenhaftigkeit. Der Verdacht eines Verraths schmerzt sein edles Herz so sehr, daß die Klarheit seines Urtheils darunter leiden könnte.«

»Sie scheinen eine sehr hohe Meinung von dem Herzen dieses Lord L'Estrange zu haben, mein Kind!« entgegnete Mr. Dale mit einiger Ueberraschung.

Violante erröthete, fuhr jedoch mit Festigkeit und großem Ernste fort: »Einige Worte, die er – das heißt, Lord L'Estrange – ganz kürzlich zu mir sagte, lassen mich die größte Beruhigung darin finden, daß Sie hier sind,

daß Sie zu ihm gehen wollen, denn ich weiß, wie gut Sie sind – und wie weise – mein lieber, theurer Mrs. Dale! Er sprach wie Jemand, der ein schweres Unrecht erlitten hat, und dessen ganze Lebensanschauung plötzlich dadurch verbittert worden. Er redete davon, sich von der Welt zurückzuziehen und in die Einsamkeit zu vergraben – er, an den sein Vaterland so viele Ansprüche hat. Ich weiß nicht, was diese Sinnesänderung veranlaßt haben kann – wenn nicht – wenn nicht der Grund in der Auflösung seines Verlöbnisses mit Helene Digby liegt.«

»Wie? Ist das Verlöbniß aufgelöst?«

»Ich weiß es von Helene selbst. Sie mögen wohl erstaunt sein, daß sie auch nur an einen Andern denken konnte, nachdem sie ihn kennen gelernt hatte!«

Der Pfarrer heftete einen sehr ernsten Blick auf die junge Schwärmerin. Allein, obwohl ihre Wangen glühten, so zeigte doch der Ausdruck ihres Gesichtes so viel offene, arglose Unschuld, daß sich Mr. Dale mit einem leichten Kopfschütteln und der trockenen Bemerkung begnügte:

»Ich finde es ganz natürlich, daß Helene Digby Leonard Fairfield vorzieht. Sie ist ein gutes Mädchen, das Eitelkeit und Ehrgeiz noch nicht verdorben haben – Versuchungen, welche zu fliehen uns Allen obliegt, und nicht am wenigsten vielleicht jungen Damen, die plötzlich mit Rang und Reichthum in Berührung kommen. Was die Verdienste dieses Edelmannes betrifft, so weiß ich noch nicht, ob ich sie anerkennen oder bestreiten soll, und behalte mir mein Urtheil bis nach unserer Unterredung vor. Das ist alles, was Sie mir zu sagen haben?«

Violante schwieg einen Augenblick. »Ich kann nicht glauben,« sagte sie dann halb lächelnd – »ich kann nicht glauben, daß die Veränderung, welche mit ihm vorgegangen – denn verändert ist er – und die dunkeln Andeutungen über die erlittene Unbill und die Gerechtigkeit, die geübt werden müsse – daß an all' dem nur seine getäuschte Hoffnung in Bezug auf Helene die Schuld trägt. Aber Sie können es in Erfahrung bringen; Sie können sehen, ob es ihm so sehr nahe geht. Ich glaube es aber nicht!«

Sie entzog ihre kleine Hand dem Arme des Pfarrers und huschte durch das Immergrün. Halb verborgen hinter den Lorbeerbäumen wandte sie sich um und Mr. Dale begegnete ihrem halb schalkhaften, halb wehmüthigen Blick; er strahlte nur matt, von einer Thräne umflort.

»Das gefüllt mir nicht ganz,« murmelte der Pfarrer. »Ich werde Doctor Riccabocca eine Warnung zukommen lassen.

Hierauf trat er durch die Seitenthüre in das Haus und bat einen Diener, den er dort antraf, ihn bei Lord L'Estrange zu melden.

Harley war in diesem Augenblick mit Levy eingeschlossen, und der Ausdruck seiner Züge, obwohl ruhig und gefaßt, verrieth einen erschreckenden Ernst.

»So, so,« sagte er, »morgen um diese Zeit ist Mr. Eger-ton um seinen Sitz im Parlament durch Mr. Randal Leslie betrogen – gut! Morgen um diese Zeit ist seinem Ehrgeiz der Todesstoß versetzt durch den Verrath seiner Freunde – gut! Morgen um diese Zeit nehmen die Häscher

ihn fest – ihn, den zu Grunde gerichteten Bettler – weil er vertraut hatte und getäuscht wurde – gut! Und wenn er Ihnen einen Vorwurf macht, mein kluger Baron Levy – wenn er den glatten Mr. Randal Leslie anklagt – vergessen Sie nicht, ihm zu sagen: ›Wir waren Beide nur die blinden Werkzeuge Ihres Freundes Harley L'Estrange; fragen Sie *ihn*, warum Sie so schmähslich hintergangen wurden.«

»Und darf ich Sie nun um ein einziges Wort der Aufklärung bitten, Mylord?«

»Nein, Sir! Begnügen Sie sich damit, daß ich *Sie* geschont habe. Allein Sie waren nie mein Freund – ich nehme keine Rache an einem Manne, dessen Hand ich niemals berührte.«

Mit finsterem Blicke ergab sich der Baron in die Gewalt seines Tyrannen, gegen welche er nicht anzukämpfen vermochte, und die ihm wirklichen Schrecken einflößte. Nach einer Pause begann er wieder –

»Und obgleich Mr. Leslie – Dank Ihren Bemühungen – Parlamentsmitglied für Lansmere werden soll, wünschen Sie doch noch immer, daß ich –«

»Nun Sie genau, wie ich Ihnen gesagt habe. Von meinem Plane wird nun kein Haar breit abgewichen.«

Der Kammerdiener trat ein.

»Mylord, Seine Ehrwürden Mr. Dale lassen fragen, ob Sie ihn empfangen können?«

»Mr. Dale? Er sollte erst morgen kommen. Sage ihm, daß ich ihn heute noch nicht erwartete und unglücklicher Weise bis zum Diner beschäftigt bin, welches früher,

als gewöhnlich, stattfinden wird. Man soll ihn in das für ihn bestimmte Gemach führen, er wird nur kurze Zeit zum Umkleiden haben. Beiläufig, Mr. Egerton speist auf seinem Zimmer.«

## SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Die Hauptmitglieder des blauen Comite's waren zur Tafel geladen und für dieselbe in der That eine sehr frühe Stunde anberaumt worden, da es an dem Vorabend einer Wahl, welche einen so scharfen Kampf erwarten ließ, noch manches zu thun geben konnte, um so mehr, als die unerschütterlichen Hundertundfünfzig ihre sehr werthvollen Stimmen noch immer zurückhielten.

Die Gesellschaft war heiter und belebt trotz der Abwesenheit Audley Egerton's, der sich unter dem Vorwand einer Verschlimmerung seines Befindens gleich nach seiner Rückkehr vom Stadthaus in seine Gemächer eingeschlossen und Harley hatte sagen lassen, daß er sich zu unwohl fühle, um an der Tafel Theil zu nehmen.

Randal war ganz besonders munter und aufgeräumt, ungeachtet des sehr zweideutigen Erfolgs seiner Rede. Was hatte es auch zu sagen, ob seine Worte Beifall gefunden oder nicht, wenn nur seine Erwählung sicher war? Er sehnte sich nach dem Zusammentreffen mit Dick Avenel, welches ›alles in Ordnung bringen‹ sollte. Den Squire erwartete er am andern Morgen mit dem Gelde zum Ankauf der Ländereien, deren Besitz er so sehr wünschte,

und Riccabocca hatte ihm die Hand seiner Tochter wiederholt zugesichert. Wenn jemals Randal Leslie ein glücklicher Mann genannt werden konnte, so war es, als er an jener Tafel saß, mit Mr. Mayor und Mr. Alderman anstieß und über das blanke Silbergeräthe hinweg die lange Perspective von Reichthum und Macht vor sich erblickte.

Das Diner war kaum vorüber, als Lord L'Estrange in einer kurzen Ansprache seine Gäste an die noch vor ihnen liegende Arbeit erinnerte und nach einem Toast auf die Gesundheit der künftigen Vertreter von Lansmere das Comite zu seinen Geschäften entließ.

Levy machte Randal ein Zeichen, und dieser folgte dem Baron auf sein Zimmer.

»Leslie, Ihre Erwählung scheint mir einigermaßen gefährdet. Nach der Unterhaltung meiner Tischnachbarn zu schließen, hat Egerton durch seine Rede die Blauen so gänzlich für sich gewonnen, und fürchten diese so sehr, einen Mann zu verlieren, der ihnen zu so großer Ehre gereicht, daß das Comite nicht nur davon spricht, zu Egerton's Gunsten Ihnen sein zweites Votum zu entziehen, sondern auch eine Subscription unter sich zu veranstalten, um die spröde Körperschaft der Hundertundfünfzig zu gewinnen, auf welche, wie ich weiß, Avenel in Betreff der Stimme rechnet, die er auf Sie übertragen zu können hofft.«

»Es wäre sehr unehrenhaft von dem Comite, welches unsere beiderseitige Sache zu verfechten vorgibt, wenn es mich um Egerton's willen fallen lassen wollte,« sagte Randal mit großem Unmuth. »Aber ich glaube nicht, daß

es jene Hundertundfünfzig ohne die offenste und größte Bestechung auf seine Seite bringen kann. Die daraus erwachsenden, jedenfalls sehr großen Kosten würde Egerton nicht ersetzen, und eine Unterstützung oder Begünstigung von Seiten Lord L'Estrange's oder seines Vaters dürfte diesen Herrn wenig Ehre machen.«

»Ich habe bereits erklärt,« versetzte Levy, »daß ich als Mr. Egerton's Agent jeden Schritt ablehnen müsse, der möglicher Weise die Wahl ungültig machen könnte, daß ich jedoch die Unterhandlung mit jenen Männern selbst übernehmen wolle, und wirklich bin ich auch eben im Begriff, zu diesem Zweck in die Stadt zu gehen. Ferner beredete ich die Häupter des Comite's, ihren Entschluß, Egerton auf Ihre Kosten durchzusetzen, noch einmal zu überlegen; sie haben nun beschlossen, L'Estrange's Weisungen zu folgen – und was dieser sagen wird, weiß ich. Sie dürfen sich auf mich verlassen,« fuhr der Baron mit einem düstern Ernst fort, der seinem sonstigen cynischen Wesen fremd war, »daß ich Ihnen, wenn es irgend wie in meiner Macht liegt, den Sieg über Audley Egerton verschaffen werde. Inzwischen sollten Sie Avenel nothwendig heute noch sprechen.«

»Wir haben eine Zusammenkunft im Park auf zehn Uhr ausgemacht; und nach seinen Ausfällen auf Egerton zu urtheilen, darf ich an seiner Hülfe nicht zweifeln, wenn er erst aus seiner Wahlliste die Ueberzeugung geschöpft hat, daß er nicht sich selbst und seinen unverschämten Neffen durchsetzen kann. Meine Rede, wie höhnisch Mr.

Fairfield sie auch behandelt hat, muß wenigstens die Gelben geneigt gemacht haben, eher für mich, als für einen so entschiedenen Gegner, wie Egerton, zu stimmen.«

»Ich hoffe so; denn Ihre Rede und Fairfield's Antwort hat Ihnen bei den Blauen außerordentlich geschadet. Ihre Haupthoffnung beruht jedoch auf jenen hundertundfünfzig Spitzbuben, oder vielmehr darauf, daß es mit gelingt, dieselben für Sie zu gewinnen und von jeder Zersplitterung ihrer Stimmen auf Egerton abzuhalten; und um dies zu erreichen, werde ich kein Mittel scheuen – nur darf ich nicht wegen erwiesener Bestechung vor ein Comite des Unterhauses gestellt werden, denn dies würde meiner dermaligen gesellschaftlichen Stellung großen Nachtheil bringen. Ich werde ihnen sagen, was ich auch den Comitemitgliedern gesagt habe – daß Egerton's Wahl gesichert sei, und er nichts bezahlen werde, Sie aber die Stimmen brauchen und – kurz, wenn sie *auf Levy* zu kaufen sind, so will ich sie kaufen. Uebrigens kann Ihnen hier Avenel die besten Dienste leisten, denn da sie im Grund Alle gelb gesinnt sind, so verlangen sie für eine blaue Stimme noch einmal so viel, als für eine gelbe, und da ferner Avenel ihr Mitbürger ist und ihre Art kennt, so dürfte es ihm vielleicht gelingen, sie ohne Bestechung zu gewinnen.«

*Randal* (ungläubig den Kopf schüttelnd.) – »Ohne Bestechung!«

*Levy*. – »Pah! Ohne Bestechung, die heraus kommen könnte.«

Man hörte ein Klopfen an der Thüre. Ein Diener trat ein und meldete Baron Levy Mr. Egerton's Kompliment mit der Bitte, sogleich auf einige Minuten zu ihm auf sein Zimmer zu kommen.

»Gut,« sagte Levy, nachdem der Diener sich wieder entfernt hatte, »ich gehe nun zuerst zu Egerton und dann sogleich nach der Stadt. Möglich, daß ich die Nacht dort bleibe.«

Mit diesen Worten verließ er Randal und begab sich nach Audley's Gemächern.

»Levy,« begann der Staatsmann ohne weitere Einleitung, sobald der Baron eingetreten war – »haben Sie mein Geheimniß – meine erste Vermählung – Lord L'Estrange verrathen?«

»Nein, Egerton; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich es nicht gethan.«

»Sie hörten seine Rede. Entdeckten Sie nicht eine fürchterliche Ironie in seinen Lobeserhebungen? Oder ist es – ist es nur – mein Gewissen?« setzte der stolze Mann, durch die geschlossenen Zähne sprechend, hinzu.

»In der That,« sagte Levy, »Lord L'Estrange schien mir gerade diejenigen Züge Ihres Charakters auszulesen, welche jeder Andere Ihrer Freunde zu einer Lobrede gewählt haben würde.«

»Ja, jeder Andere meiner Freunde! – Welcher Freunde?« murmelte Egerton düster. Dann fuhr er, sich ermannd, in einem Tone fort, dem die gewohnte Klarheit und Festigkeit vollständig mangelte – »Ihre Anwesenheit in diesem Hause, Levy, überraschte mich von Anfang an; ich

konnte nicht begreifen, daß sie nothwendig sein sollte, und Sie werden sich erinnern, daß ich meine Verwundung sogleich gegen Sie aussprach. Harley drang darauf, daß Sie kommen sollten? Er, der niemals Ihr Freund gewesen! Sie Beide sagten, Ihre Bekanntschaft mit Richard Avenel werde es Ihnen möglich machen, seine Opposition zu verhöhnen. Ich kann Ihnen zu Ihrem Erfolg nicht Glück wünschen.«

»In wie weit meine Bemühungen Erfolg gehabt haben, wird sich noch zeigen. Die Heftigkeit seines heutigen Angriffs kann möglicher Weise nur eine Finte gewesen sein.«

Ohne auf diese Unterbrechung zu achten, fuhr Audley fort: »Es ist eine Veränderung mit Harley vorgegangen – gegen mich und gegen seine ganze Umgebung – eine Veränderung, die für Andere vielleicht nicht bemerkbar ist; allein ich habe ihn von seinen Knabenjahren an gekannt.«

»Er versucht sich zum ersten Mal in den praktischen Geschäften des Lebens. Ich denke, dies dürfte wohl eine noch größere Veränderung erklären.«

»Sehen und sprechen Sie ihn oft?«

»Nein, und nur in Wahlangelegenheiten. Zuweilen allerdings fragt er mich in Bezug auf Randal Leslie um Rath, für welchen er sich als Ihren besonderen Schützling lebhaft interessirt.«

»Auch dies wundert mich. Doch ich bin es müde, mir den Kopf zu zerbrechen. Der Aufenthalt hier ist mir verhaßt; übermorgen reise ich ab, dann erst werde ich wieder frei athmen können. Sie haben, die Wahlberichte gesehen – ich habe weder Muth noch Lust, sie durchzugehen. Ist meine Erwählung so sicher, als man mir sagt?«

»Wenn Avenel seinen Neffen zurückzieht, und die dadurch frei gewordenen Stimmen Ihnen zufallen, so sind Sie gesichert.«

»Und Sie glauben, daß der Neffe zurücktritt? Armer junger Mann! In seinem Alter und bei solchen Talenten ist eine Niederlage schwer zu ertragen.«

Audley seufzte.

»Ich muß Sie jetzt verlassen, wenn Sie mir nichts Wichtiges mehr zu sagen haben,« versetzte der Baron aufstehend. »Es gibt noch viel zu thun, wenn die Wahl gewonnen werden soll, und – für Sie wäre ein Mißlingen –«

»Ruin – ich weiß es. Nun, Levy, im Grunde ist es Ihr Vortheil, wenn ich durchgreife. Es dürfte noch mehr bei mir zu holen sein. Und nach den Briefen, welche ich diesen Morgen erhielt, ist meine Stellung in Folge der unbedingten Nothwendigkeit von Seiten meiner Partei, mich zu halten, so gesichert, daß ich auch ein Lautwerden meiner mißlichen pekuniären Verhältnisse nicht so zu fürchten brauche, als ich Anfangs glaubte. Nie war meine Laufbahn so frei von Hindernissen – der höchsten Stufe des Ehrgeizes so nahe – selbst in den prunkhaftesten Tagen meines Glanzes nicht – wie jetzt, da ich auf dem Punkte

stehe, mit einem einzigen Bedienten eine Miethwohnung zu beziehen.«

»Es freut mich, dies zu hören, und ich werde um so ängstlicher für Ihre Erwählung, von welcher diese Laufbahn abhängt, thätig sein, als – doch, ich sage es Ihnen nicht gerne –«

»Sprechen Sie – sprechen Sie!«

»Ich habe mich in Folge eines plötzlichen Sturms auf alle meine Hilfsquellen genöthigt gesehen, einige von Ihren Wechsellern und Schuldscheinen einem Andern zu überlassen, der, wenn Sie nicht durch das Parlamentsprivilegium vor Verhaftung geschützt werden, möglicher Weise hart auftreten könnte, und –«

»Verräther!« unterbrach ihn Egerton mit großer Heftigkeit, während er den Wucherer gewöhnlich mit ruhiger Verachtung zu behandeln pflegte – »kein Wort mehr. Wie konnte ich auch jemals etwas Anderes erwarten! Sie haben meine Niederlage vorausgesehen und an meinem Verderben gearbeitet. Erkühnen Sie sich nicht, mir zu antworten, Sir! Entfernen Sie sich aus meinen Augen.«

»Sie werden finden, daß Sie schlimmere Freunde haben, als mich,« sagte der Baron, auf die Thüre zugehend, »und wenn Sie unterliegen – wenn Ihre Aussichten für Lebenszeit zerstört sind – so bin ich der Letzte, dem Sie Vorwürfe machen werden. Doch ich vergebe Ihren Unmuth und hoffe, Sie werden morgen diejenigen Erklärungen meines Verhaltens entgegennehmen, welche Sie in Ihrer jetzigen Stimmung nicht ertragen könnten. Ich

gehe, um meine Sorge der Wahlangelegenheit zu widmen.«

Als Audley allein war, schien an die Stelle der plötzlichen Leidenschaft seine gewohnte Ruhe wieder zu treten. Mit jener klaren, logischen Pünktlichkeit, welche nur im öffentlichen Geschäftsleben gewonnen wird, sammelte er alle seine Gedanken und prüfte alle seine Befugnisse. Ein Gedanke, *eine* Besorgniß, quälender und unerträglicher, als alle anderen, drängte sich ihm nun aber immer mehr auf: die Befürchtung, Levy möchte ihn an Lord L'Estrange verrathen haben.

»Ich kann diese Ungewißheit nicht ertragen!« rief er plötzlich laut. »Ich will selbst zu Harley. Offen, wie er ist, wird mir schon der Ton seiner Stimme sagen, ob ich auch in der Freundschaft zum Bettler geworden bin. Wenn mir diese Freundschaft gesichert bleibt – wenn Harley meine Hand noch mit derselben Herzlichkeit und Wärme drückt, wie bisher – so soll mir kein anderer Verlust einen einzigen Laut der Klage entlocken.«

Er läutete seinem Kammerdiener, der sich im Vorzimmer befand.

»Geh' und sieh', ob Lord L'Estrange beschäftigt ist. Ich möchte ihn sprechen.«

Der Bediente kam nach weniger als zwei Minuten wieder zurück.

»Mylord scheint eben jetzt sehr dringende Geschäfte zu haben, denn es ist strenger Befehl ertheilt, ihn nicht zu stören.«

»Dringende Geschäfte! – Welcher Art? – Mit wem?«

»Er ist mit einem Geistlichen in seinem Zimmer eingeschlossen, der heute zur Tafel hier ankam. Wie ich höre, war er früher Pfarrer in Lansmere.«

»In Lansmere – Pfarrer! Sein Name – sein Name? Nicht Dale?«

»Ja, gnädiger Herr, das ist der Name – Seine Ehrwürden Mr. Dale.«

»Du kannst gehen,« sagte Audley mit kaum hörbarer Stimme.

»Dale! Der Mann, der auf Harley einen Verdacht geworfen – der mich in London aufsuchte, von einem Kinde sprach – von meinem Kinde – und auf dessen Mittheilung ich hinging, um ein zweites Grab zu finden! Er mit Harley eingeschlossen – er!«

Audley sank in seinen Stuhl zurück, buchstäblich nach Athem ringend. Wenige Menschen standen so, wie er, im Rufe jenes sowohl physischen, wie moralischen Muthes, der dem Manne Würde verleiht. In diesem Augenblick aber war es nicht Schmerz, nicht Gewissenspein, was Audley lähmte – es war Furcht. Deutlich und drohend sah er das Bild seines eigenen Verraths vor sich – das Verbrechen eines Feiglings – und der sonst so muthige Mann wurde dadurch selbst zur Memme. Was hatte er zu fürchten? Nichts, als den anklagenden Blick eines beleidigten Freundes – nichts, als das. Was aber konnte schrecklicher sein? Unter all' seinen Anhängern und Parteigenossen das einzige Wesen, das ihm geblieben war, um ihm nicht nur Verehrung und Bewunderung, sondern warme Liebe zu geben – das einzige Wesen, für welches

der kalte Staatsmann die glückliche, belebende, menschliche Innigkeit einer Herzenszuneigung fühlte – es sollte ihm auf immer verloren sein! Er bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen, und wie das Kind im Finstern, so saß er in gespannter Erwartung von etwas Schrecklichem – den Angstschweiß auf der Stirne, am ganzen Körper zitternd.

#### ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Inzwischen hatte Harley mit kalter Aufmerksamkeit Mr. Dale's Vertheidigung seines jungen Freundes angehört.

»Genug,« sagte er endlich; »Mr. Fairfield – denn so wollen wir ihn noch immer nennen – wird mich diesen Abend sehen, und wenn ihm eine Abbitte gebührt, so soll sie ihm werden. Bis dahin wird es sich auch entscheiden, ob er sich noch weiter bei dem Wahlkampf betheiligen oder zurücktreten soll. Allein nicht, um von Ihnen zu hören, wie dieser junge Mann um meine verlobte Braut sich bewarb oder vor der Werbung zurückschreckte, habe ich Sie gebeten, mich in diesem Hause zu besuchen, Mr. Dale! Wir sind übereingekommen, daß der Verführer von Nora Avenel eine Züchtigung verdiene, und ich versprach Ihnen, daß Nora Avenel's Sohn einen Vater finden solle. Beides wird morgen in Erfüllung gehen. Und Sie,« fuhr Harley fort, indem er sich erhob, und seine Gestalt unter der Würde der Leidenschaft sich allmählig zu vergrößern schien, »der Sie das Gewand tragen, welches dem heiligen Dienste der christlichen Liebe angehört, dennoch aber sich anmaßten, zu glauben, ich wäre,

noch ehe der Bart meine Wangen umdunkelte, fähig gewesen, das Mädchen, das unter diesem Dache erzogen worden, zuerst zu verführen und dann zu verlassen – wie eine Memme von dem Orte wegzuschleichen, nach welchem mein Opfer gekommen war, um zu sterben – meinen eigenen Sohn, von dem schwer gekränkten Weibe mir geschenkt, preis zu geben, ohne ihm während der gefährlichen Jahre der Jugend auch nur den mindesten Schutz zu gewähren, bis der Zufall mir ihn als einen von der Welt Ausgestoßenen in die Arme führte – Sie, mein Herr, der Sie Jahre lang eine so lieblose Meinung von mir gehegt; sollen nun Gelegenheit erhalten, Ihren heiligen Zorn auf das rechte Haupt niederfallen zu lassen – Sie sollen in mir, den Sie als den Schuldigen verdammt, den Richter erkennen!«

Mr. Dale war Anfangs erschreckt und bestürzt über diesen unerwarteten Ausbruch. Allein gewöhnt, mit den wildesten und finstersten Leidenschaften zu verkehren, gewann sein ruhiger Verstand und das Gefühl der Ueberlegenheit über Diejenigen, welche ihm einen Blick in ihr Inneres vergönnten, bald wieder die Oberhand.

»Mein Lord,« sagte er, »zuerst beuge ich mein Haupt in Demuth vor Ihrem Tadel und bitte Sie um Vergebung wegen meines irrthümlichen und, wie Sie sich ausdrückten, lieblosen Verdachts. Wir Dorfbewohner und geringe Hirten einer bescheidenen Heerde sind vielleicht geneigt, den mannigfachen Versuchungen, vor denen wir selbst gnädig bewahrt sind, eine zu große Macht über Diejenigen zuzutrauen, deren Bestimmung es ist, in der

großen Welt mit ihren vielen, der Sünde offen stehenden Thoren zu leben. Dies ist meine einzige Entschuldigung, wenn ich mich durch die scheinbar so stark gegen Sie sprechenden Anzeigen irre leiten ließ. Vergeben Sie mir jedoch auch ferner, wenn ich Sie warne, nicht selbst in einen Irrthum zu verfallen, der vielleicht wenig geringer sein dürfte, als der meinige. Die Heftigkeit, mit welcher Sie sich von meinem ungerechten Verdachte reinigten, stand Ihnen wohl an. Aber ach, mein Lord, als Sie mit düsterer Stirne und blitzenden Augen Ihre Drohung gegen einen Andern aussprachen, zu dessen Richter Sie sich aufwerfen wollen, uneingedenk der göttlichen Vorschrift: ›Richtet nicht!‹ – da fühlte ich, daß es nicht mehr eine ehrenhafte Selbstvertheidigung, sondern der Durst nach Rache war, der aus Ihnen sprach.«

»Nennen Sie es Rache, oder wie Sie wollen,« entgegnete Harley mit finsterer Entschlossenheit; »allein ich bin zu tief gestochen worden, um nicht wieder zu stechen. Offen gegen Jedermann war ich bis vor wenigen Tagen – offen gegen Sie wenigstens bin ich auch heute noch und erkläre Ihnen, daß ich niemals Tugend nenne, was nach meiner Ueberzeugung Gerechtigkeit ist, daß aber weder Vorstellungen, noch Predigten, darauf berechnet, Gerechtigkeit als sündhaft hinzustellen, an meinem Entschluß etwas zu ändern vermögen. Als Mann bin ich schwer beleidigt worden, und als Mann will ich Vergeltung üben. Der Weg und die Art – der wahre Verbrecher und die ihm gebührende Strafe – dies alles wird Ihnen bald kein Geheimniß mehr sein. Und nun entschuldigen

Sie mich, wenn ich jede weitere Besprechung auf ein anderes Mal verschiebe – ich habe diesen Abend noch vieles zu besorgen.«

»Nein, nein, schicken Sie mich nicht fort. Ihre Worte, so hart sie auch klingen, erregen so sehr meine Theilnahme – ich sehe, daß ein so tiefes Leiden dieser Bitterkeit vorausgegangen sein muß, daß ich Sie vor einem Schmerz bewahren möchte, der schlimmer wäre, als alle andern – vor der Reue! O halten Sie inne, mein theurer Lord, halten Sie inne und beantworten Sie mir nur zwei Fragen. Alsdann mögen Sie ungehindert dem eigenen Ermessen folgen.«

»Sprechen Sie!« erwiderte Lord L'Estrange in sanfterem und achtungsvollem Tone.

»Zuerst denn – prüfen Sie Ihre Gefühle. Ist es nur das Verlangen, einen Uebelthäter zu bestrafen und dem Lebenden Recht zu verschaffen – denn wer vermöchte an den Todten Gerechtigkeit zu üben? – was diese Gereiztheit veranlaßt, oder ist es ein Privathaß, dessen Eingebungen Sie folgen, und der alles unklar macht?«

Harley schwieg, und Mr. Dale fuhr fort:

»Sie liebten jenes unglückliche Mädchen. Ihre Sprache verräth dies selbst jetzt noch. Sie reden von Verrath; vielleicht hatten Sie einen Nebenbuhler, der Sie hinterging. Wer es gewesen sein mag, weiß ich nicht kann es mir nicht entfernt denken. Wird aber der Schlag, den Sie gegen den Nebenbuhler führen, nicht auch den unschuldigen Sohn treffen? Und wenn Sie Nora's Kind seinem Vater zuführen, wie Sie zu thun versprochen haben, wäre

es möglich, daß Sie dabei einen grausamen Hohn beabsichtigen, der unter scheinbarem Wohlwollen eine unnatürliche Rache verbirgt?«

»Sie verstehen es gut, in dem menschlichen Herzen zu lesen,« sagte Harley. »Doch Sie wollten noch eine zweite Frage stellen; fahren Sie fort.«

»Ja, eine zweite, noch ernstere und wichtigere Frage. In meiner kleinen Welt auf dem Dorfe gehört die Rache zu den gewöhnlichen Leidenschaften; sie ist die Sünde der Ungebildeten. Dem Wilden erscheint sie edel; die christliche Religion aber verwirft sie mit allein Nachdruck. Weißhalb? Weil die Religion den Menschen zu veredeln sucht, und nichts ihn so tief erniedrigt, als die Rachsucht. Blicken Sie in Ihr Herz und sagen Sie mir, ob nicht, seit Sie dieser Leidenschaft Raum gegeben, Ihr Sinn für Recht und Unrecht sich verwirrt hat – ob Ihnen nicht früher gemein und schlecht däuchte, was Ihnen jetzt nur als rechtmäßiges Mittel zu Erreichung des ersehnten Zweckes erscheint? Die Rachsucht ist stets eine Heuchlerin. Der Zorn schlägt wenigstens mit nacktem Schwerte zu; aber geduldig und verstohlen trägt die Rache den verborgenen Dolch des Mörders. Mein Lord, Sie wechseln die Farbe. Welche Antwort haben Sie auf meine Frage?«

»O,« rief Harley mit vor tiefem Weh zitternder Stimme, »nicht seit ich dem Gedanken an Rache mich hingegen, bin ich verändert, ist Recht und Unrecht für mich

dunkel geworden, scheint mir Heuchelei die für die Erde passende Atmosphäre zu sein. Nein – seit der Entdeckung, welche die Rache fordert, bin ich ein anderer Mensch geworden! Es ist nutzlos,« fuhr er mit Heftigkeit fort, »es ist nutzlos, mir Vorstellungen machen zu wollen. Würde ich in dem Bewußtsein der erlittenen Kränkung geduldig und unthätig hinsitzen, so dürfte sich in der That jenes Gefühl der Erniedrigung meiner bemächtigen, welches Sie der Befriedigung dessen zuschreiben, was Sie Rachsucht nennen. Nie könnte ich die verlorene Selbstachtung wieder gewinnen, nie den Gedanken los werden, als müßte mir die ganze Welt meine Demüthigung ansehen und mich darob verhöhnen. Doch ich weiß nicht, weshalb ich mich soweit ausgesprochen – weshalb ich Ihnen so viel von dem verrathen, was mein Innerstes bewegt, und mich herabgelassen, meinen Entschluß zu vertheidigen. Es war nicht meine Absicht gewesen. Und noch einmal sage ich, wir müssen dieser Unterredung ein Ende machen.«

So sprechend ging Harley nach der Thüre und öffnete sie bedeutungsvoll.

»Ein Wort noch, Lord L'Estrange – ein einziges. Sie wollen auf mich nicht hören. Ich bin ein Fremder für Sie – allein Sie haben einen Freund, einen warmen, innigen Freund, der eben jetzt unter demselben Dache mit Ihnen weilt. Wollen Sie nicht wenigstens Mr. Audley Egerton's Rath einholen? Niemand kann an seiner Freundschaft für Sie zweifeln – Niemand in Abrede ziehen, daß, was er Ihnen räth, mit Ihrer Ehre im Einklang stehen muß. Wie,

mein Lord, Sie zögern? Sie schämen sich, Ihrem theuersten Freunde ein Vorhaben mitzutheilen, das er verwerfen würde? So will ich zu ihm gehen – will ihn anflehen, daß er Sie vor einer Handlung bewahre, die Ihnen nur Reue bringen kann!«

»Mr. Dale, ich muß Ihnen verbieten, Mr. Egerton aufzusuchen. Was zwischen uns vorgefallen ist, müssen Sie so heilig halten, wie der römische Priester das Beichtgeheimniß. So viel jedoch möge zu Ihrer Beruhigung dienen: ich verspreche Ihnen, nichts zu thun, was mich Mr. Egerton's Freundschaft unwerth machen oder sein feines Ehrgefühl zu einem Tadel berechtigen könnte. Mit diesem Versprechen müssen Sie zufrieden sein.«

»Ach, mein Lord,« rief Mr. Dale, unschlüssig auf der Thürschwelle stehen bleibend und Harley's Hand ergreifend, »ich wäre in der That zufrieden, wenn Sie sich einem höheren Rathe als dem meinigen, als Mr. Egerton's oder irgend eines Menschen unterwerfen wollten. Haben Sie nie die Kraft des Gebete empfunden?«

»Mein Leben ist ein vergeudetetes gewesen,« erwiderte Harley, »und ich wage es daher nicht, mich zu rühmen, daß ich mein Beten wirksam gefunden habe. So weit ich mich jedoch erinnern kann, pflegte ich täglich mein Morgen- und Abendgebet zu verrichten – wenigstens bis – bis –«

Harley hielt inne; die natürliche und unbeugsame Aufrichtigkeit des Mannes hatte ihm die letzten Worte abgerungen.

»Bis die Rachedgedanken in Ihr Herz eingegangen? Sie haben seitdem nicht mehr zu beten gewagt? O, bedenken Sie, wie schlimm es um unser Inneres stehen muß, wenn wir nicht mehr zum Himmel aufzublicken, nicht mehr um das zu bitten wagen, was wir wünschen. Sie sind bewegt – ich überlasse Sie Ihrem eigenen Nachsinnen.«

Harley machte eine leichte Verbeugung, als der Pfarrer an ihm vorüberschritt und ihn allein ließ – erschüttert zwar, ob aber auch besänftigt?

Als Mr. Dale in großer Aufregung den Gang entlang eilte, schlich Violante aus einer durch ein hohes Bogenfenster gebildeten Nische hervor, legte ihren Arm in den seinigen und sagte ängstlich und schüchtern:

»Ich habe auf Sie gewartet, bester Mr. Dale – und wie lange schon! Sie sind bei Lord L'Estrange gewesen?«

»Ja.«

»Warum sprechen Sie nicht? Haben Sie ihn beruhigter – glücklicher verlassen?«

»Glücklicher? Nein.«

»Wie?« rief Violante überrascht und in einem halb traurigen, halb unmuthigen Tone. »Wie, schmerzt es ihn denn so sehr, daß Helene ihm einen Andern vorzieht?«

Trotz der ernstesten Gedanken, welche seinen Geist beschäftigten, war Mr. Dale, der Violante väterlich liebte, von dieser Frage und noch mehr von dem Ton betroffen, in welchem sie gestellt worden.

»Kind, Kind,« sagte er, »ich bin froh, daß Helene Lord L'Estrange entronnen ist. Haben Sie Acht, o, hegen Sie Acht, daß er nicht ein wärmeres Interesse in Ihnen

wecke! Er ist ein gefährlicher Mann – um so gefährlicher wegen einzelner Züge einer ursprünglich schönen Natur. Wohl glaube ich, daß er ein unschuldig und unerfahrenes Herz zu rühren vermag, hat er sich doch seltsam in das meinige eingeschlichen. *Sein* Herz aber ist erfüllt von Stolz, Zorn und böser Tücke.«

»Das ist falsch – Sie sind im Irrthum!« rief Violante mit Heftigkeit »Ich kann kein Wort zum Nachtheil Dessen glauben, der meinen Vater vom Gefängniß oder vom Tode errettet hat. Sie sind unsanft mit ihm umgegangen. Er glaubt sich von Leonard gekränkt und beleidigt und von Helene mit Undank gelohnt. Sein edles, empfängliches Herz fühlt diesen Stachel um so tiefer, und Sie haben Vorwürfe gemacht, wo Sie hätten trösten sollen. Armer Lord L'Estrange! Sie verließen ihn noch immer erzürnt und unglücklich?«

»Thörichtes Mädchen! Ich verließ ihn über Sünde brütend. Was er vorhat, weiß ich nicht, allein seine Rachegeanken, die bereits seinen Geist so verfinstert haben, daß er nicht mehr zu beten wagt, erstrecken sich weiter, als nur auf Leonard, und wenn sein Herz wirklich edel und empfänglich ist, so wird er aus seinem Grimm nur erwachen, um das Opfer einer langen und nutzlosen Reue zu werden. Soll Ihr Vater Einfluß über ihn besitzen, so wiederholen Sie ihm, was ich Ihnen sagte, und fordern Sie ihn auf, seinerseits den Mann zu retten, der ihn gerettet hat. Er wollte auf die Stimme der Religion nicht hören –

den Vorstellungen der Philosophie mag er vielleicht zugänglich sein. Und nun kann ich mich nicht länger mehr aufhalten – ich muß zu Leonard.«

Mr. Dale machte sich von Violante los und entfernte sich rasch.

Violante blieb stehen – betäubt und athemlos. Harley über einer geheimnißvollen Sünde brütend! Harley das Opfer seiner Gewissensbisse! Harley, der ihren Vater gerettet hatte, selbst der Rettung bedürftig! Ihre Brust wogte – die Farbe ihrer Wangen kam und ging – ihre Augen waren aufwärts gerichtet – ihre Lippen bewegten sich. Sie machte einige leichte Schritte – sie sah den Widerschein der Lichter aus Harley's Zimmer; plötzlich jedoch wurde es dunkel, als ob die Thüre mit zorniger, ungeduldiger Hand geschlossen worden wäre. Wie oft verräth nicht eine äußerliche Handlung die innere Stimmung. In gleicher Weise, wie Harley die Thüre geschlossen, so hatte er auch sein Herz gegen das Eindringen sanfterer und heiliger Gedanken zuzuschließen gesucht. Da stand er nun vor seinem Herde, kalt und entschlossen. Der Mann, der so viele Jahre mit dieser seltenen Beharrlichkeit und Treue geliebt hatte, konnte sich auch von dem Haß nicht plötzlich lossagen. Eine Leidenschaft, die er einmal in seine Brust aufgenommen, schlug so tiefe Wurzeln in derselben. Aber wehe Dir, Harley L'Estrange, wenn du morgen um diese Stunde wieder an deinem Herde stehst und deine Pläne erfüllt sind – wenn du, deinem blinden Willen folgend, Falschheit mit Falschheit, Täuschung mit Täuschung vergolten hast! Deine Anschläge erscheinen dir

jetzt nur als der Vollzug eines gerechten, verdienten und ausgesucht passenden Strafgerichtes, als die einzige Rache, die der Witz erfinden kann, und das civilisirte Leben gestattet – wirst du aber jemals im Stande sein, den Flecken aus deiner Erinnerung auszutilgen, mit dem du deine Ehre zu besudeln im Begriffe stehst – du, der du noch immer Freundschaft heuchelst und den Verrath mit einem Lächeln zudeckst? Mag das dir zugefügte Unrecht wirklich so groß sein, als es dir erscheint – ja, mag es noch zehn Mal größer sein – das Gefühl deiner Gemeinheit wird dir, o Gentleman und Krieger, in der Tiefe deiner Einsamkeit das Blut in die Wangen treiben. Du, der du jetzt Andere einer vertrauensvollen Liebe unwerth erachtest, wirst dich selbst für immer der ihrigen unwürdig fühlen. Die Ruhe wird deiner Abgeschiedenheit fern bleiben. Die Würde des Mannes wird dich verlassen – dein stolzes Auge sich senken vor dem Blick, der dich trifft. Wer sich einmal einer niedrigen Handlung schuldig gemacht, kann sich nie mehr vollständig mit der Ehre ausöhnen. Und wehe – drei Mal wehe, wenn du zu spät erfährst, daß du die erlittene Kränkung übertrieben hast – daß Entschuldigungsgründe vorhanden sind, wo du keine siehst – daß dein Freund zwar geirrt haben mag, sein Irrthum aber verzeihlich ist im Vergleich mit deiner vermeintlichen Vergeltung!

So stand der stolze, entschlossene Mann an dem Herde seiner Väter und an dem Abgrund einer nie mehr auszulöschenden Seelenpein und Schande – ein schreckliches Beispiel, welche Veränderung ein einziger, mit Ausschluß

aller andern gehegter böser Gedanke in der edelsten Natur hervorzubringen vermag!

Eine Hand ist an der Thüre – er hört es nicht; eine Gestalt tritt über die Schwelle – er sieht sie nicht; ein leichter Schritt hält inne, ein sanftes Auge blickt auf ihn – er ist taub und blind für beides.

Violante faßt Muth, kömmt näher und steht am Herd an seiner Seite.

#### NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

»Lord L'Estrange – edler Freund!«

»Sie? – und hier – Violante? Bin ich es, den Sie suchen? Weißhalb? Gütiger Himmel, was ist vorgefallen? Warum sind Ihre Wangen so blaß? Warum zittern Sie?«

»Haben Sie Helene vergeben?« frug Violante ausweichend, und die Blässe ihrer Wangen war verschwunden.

»Helene – das arme Kind! Ich habe ihr nichts zu vergeben, vielmehr ihr viel zu danken. Sie ist offen und ehrlich gewesen.«

»Und Leonard – dessen ich mich von meiner Kindheit erinnere – haben Sie ihm verziehen?«

»Schöne Vermittlerin,« sagte Harley mit einem kalten Lächeln, »glücklich ist der Mann, der einen Andern täuscht und hintergeht, denn Alles legt Fürsprache für ihn ein. Und wenn der Getäuschte nicht vergeben kann, so findet er Niemand, der mit ihm fühlt und ihn entschuldigt.«

»Aber Leonard hat Sie nicht hintergangen?«

»Ja, von Anfang an. Es ist eine lange Geschichte, und sie paßt nicht für Ihre Ohren. Allein ich kann ihm nicht vergeben.«

»So leben Sie wohl, Mylord. Helene muß Ihnen noch immer sehr theuer sein!«

Violante wandte sich ab, um zu gehen. Ihre tiefe Bewegung war so ungekünstelt, selbst ihr Unwille so bezaubernd, daß die Liebe, welche Harley unter dem Einfluß seiner späteren und finsternen Leidenschaften mit so festem Willen bekämpft hatte, in wildem Sturm in seine Brust zurückkehrte.

»Bleiben Sie, aber sprechen Sie nicht von Helene!« rief er. »O, wenn Leonard's einziges Vergehen in seiner Liebe zu ihr bestünde – glauben Sie, daß ich Groll gegen ihn empfinden könnte? Nein, ich würde dankbar die Hand ergreifen, durch welche ein übereiltes Band gelöst worden; ich würde meine Mündel dem Erwählten ihres Herzens vermählen, und ihre Morgengabe sollte meines Reichthums würdig sein. Allein sein Vergehen rührt schon von seiner Geburt her. Ihn reich und glücklich zu machen, den Sohn eines Mannes, der – Violante hören Sie mich an. Wir scheiden vielleicht bald und für immer. Mögen Andere meine Handlungen mißdeuten, Sie wenigstens sollen die gerechten Beweggründe kennen lernen, aus welchen sie entspringen. Ich hatte einen Freund, der mir mehr galt, als die ganze übrige Welt, den ich inniger, als einen Bruder, liebte. In der Romantik meiner Knabenjahre ward ich mit einem Wesen bekannt, das

meine Einbildungskraft bezauberte und mein Herz fesselte. Es war ein schöner Traum im wachenden Leben. Ich liebte – und glaubte mich geliebt. Jener Freund ward mein Vertrauter; er unternahm es, meine Bewerbung zu unterstützen. Unter diesem Vorwand sah er zuerst das unglückliche Mädchen – sah sie, um zum Verräther an ihr zu werden und sie zu verderben! Er sagte mir nicht, daß ihre Liebe, die ich zu besitzen glaubte, so wild an einen andern verschwendet worden war; er ließ mich in dem Wahne, sie habe sich nur aus edelmüthiger Selbstaufopferung meiner Bewerbung entzogen – denn sie war arm und von bescheidener Herkunft. Ich glaubte – o eitler Thor, der ich war! – das Opfer sei zu schwer für ein junges Menschenherz gewesen – ich glaubte, es sei in dem Kampfe gebrochen! Und er ließ mich die Blüthezeit meines Lebens in Gewissenspein verzehren, drückte meine Hand in höhnender Theilnahme und lächelte zu meinen Schmerzenstränen – er, der nicht eine einzige für sein armes Opfer gehabt! Und plötzlich, vor kurzer Zeit, erfuhr ich alles dieses. Und der Mann, der mir jede Quelle der Freude vergiftet hat, ist der Vater Leonard Fairfield's! Sie weinen! O Violante – daß er mir die Vergangenheit zerstört und verbittert hat, könnte ich ihm verzeihen; allein er hat auch meine Zukunft zu Grunde gerichtet. Denn eben hatte ich angefangen, aus der Erstarrung meiner trübseligen Buße zu erwachen, muthig die bisher vernachlässigten Pflichten in's Auge zu fassen und einzusehen, daß nicht alles kahl und öde auf dem Wege sei, der vor mir liege. Und dann – o dann fühlte

ich, daß nicht alle Liebe in einem Grabe schlummere – ich fühlte, daß sie, wenn es des Schicksals Wille gewesen wäre, für mein Mannesalter alles das hätten sein können, was ich in meiner Jugend nur durch die goldenen Nebel der Täuschung erblickt hatte. Allerdings war ich an Helene gebunden, und die Ehre verbot mir, irgend eine Hoffnung zu nähren. Allein schon das Bewußtsein erschien mir so himmlisch süß, daß mein Herz noch nicht ganz zu Asche verbrannt – daß ich wieder lieben könne – daß ich dieses herrliche Vorrecht unseres Seins noch mein Eigenthum nennen dürfe! Dann aber brach die Entdeckung dieses Betrugs auf mich herein, und alle Wahrheit schien mir aus der Welt ausgetilgt. An Helene bin ich nun nicht mehr gefesselt, bin frei – frei fürwahr, weil weder Rang und Reichthum, noch Wohlthaten und vertrauensvolle Innigkeit auch nur ein einziges menschliches Herz an mich zu ketten vermochten! Frei von ihr – aber Violante, zwischen mir und *Ihrer* frischen Natur steht der Argwohn gleich einem Upasbaum. Jede Hoffnung, welche die verpestete Luft durchdringen und Ihnen zufliegen möchte, müßte todt niederfallen unter seinen giftigen Zweigen. Ich lieben! ha, ha! ich – ich, den die Vergangenheit gelehrt hat, wie unmöglich es ist, wieder geliebt zu werden! Nein; wenn diese sanften Lippen ein leises ›Ja‹ flüsterten als Antwort auf die feurige Bitte, welche sich, wäre mir meine Freiheit zwei kurze Wochen früher wieder geschenkt worden, aus der Tiefe meines aufrichtigen Herzens Bahn gebrochen haben würde, so könnte ich nur glauben, daß Sie sich selbst täuschen – daß Sie

den ersten flüchtigen Traum des Mädchens für Wirklichkeit halten. Wären Sie meine Braut, Violante, so würde ich Sie durch den Fluch meines Mißtrauens herabwürdigen – mein argwöhnisches Herz würde bei jedem Worte der Zärtlichkeit sprechen: ›Wie lange wird dies währen? Wann wird die Enttäuschung kommen?‹ Ihre Schönheit, Ihre Talente würden mich mit eifersüchtigem Schrecken erfüllen; unaufhörlich müßte ich aus der Gegenwart in die Zukunft fliehen und mir sagen: ›Diese Haare werden grau sein, während schmeichelnd die Jugend Sie im Höhepunkt ihrer Reize umgibt.‹ Warum also hasse und verfluche ich meinen Feind? Warum sinnt mein Geist auf Rache? Ich verstehe es nun. Ich wußte und fühlte, daß etwas Anderes, als der Geist der Vergangenheit, mich so gebieterisch vorwärts drängte; allein erst, seitdem ich Sie vor mir sehe, wird mir plötzlich klar, was es gewesen: die unbestimmte Ahnung eines gewaltigen, unschätzbaren Verlustes – des Verlustes nicht der toten Nora, sondern der lebenden Violante. Blicken Sie mich nicht mit so vorwurfsvollen Augen an; sie vermögen an meinem Entschlusse nichts zu ändern, sie können den Argwohn nicht aus meiner kranken Seele bannen und dieses geisterhafte Zwielight nicht in Sonnenschein verwandeln. Gehen Sie – gehen Sie; überlassen Sie mich der einzigen Wonne, die keine Täuschung zurückläßt – dem einzigen Gefühl, das mich noch mit der menschlichen Gesellschaft verknüpft – überlassen Sie mich meiner Rache!«

»Rache? O grausamer Freund!« rief Violante, ihre Hand auf Harley's Arm legend. »Und um Ihren Durst

nach Rache zu stillen, wollen Sie Ihr eigenes Leben gefährden!«

»Mein Leben gefährden! Thörichtes Kind! Dies ist kein Kampf um Leben oder Tod. Wollte ich meine Kränkungen der Welt und ihrem schadenfrohen Gelächter preisgeben, so würde ich nur meinem Feinde den Triumph bereiten, meinen Wahnsinn zu bemitleiden und entweder dem Kampfe auszuweichen, oder aber – wenn er ihn annähme und ich einen Secundanten finden könnte – in die Luft zu schießen, damit alle Welt sagen könnte: ›Der großmüthige Egerton! Die Seele der Ehre!«

»Egerton – Mr. Egerton! Er kann nicht dieser Feind sein? Ihm kann Ihre Rache nicht gelten – ihm, dessen Sache Sie jede Stunde Ihrer Zeit opfern – dessen unbedingtes Vertrauen Sie besitzen – auf dessen Schultern Sie noch gestern sich stützten und ihm so freundlich in's Antlitz lächelten?«

»That ich dies? Heuchelei gegen Heuchelei – Fallstrick gegen Fallstrick; das ist meine Rache!«

»Harley, Harley! Hören Sie auf, hören Sie auf!«

Der Sturm der Leidenschaft brauste fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten.

»Ich unterstütze seinen Ehrgeiz nur, um ihn in den Koth zu treten. Ich habe ihn aus den sanfteren Krallen eines Wucherers befreit, damit ihm nichts bleibe, als ein Almosen aus meiner Hand oder das Gefängniß –«

»Freund, Freund! Stille, stille!«

»Ich habe den Jüngling, den er sich heranzog und dessen Tücke seiner eigenen gleicht – Ihres Vaters kostbaren

Auserwählten, Randal Leslie – zu meinem Werkzeug gemacht, um ihm durch diesen die bittere Lehre zu geben, wie sehr der Stachel des Undanks verletzt. Sein eigener Sohn soll die Mutter rächen und als Sieger an die Brust des Vaters geführt werden – im Verein mit Randal Leslie als Sieger in dem Kampfe, der den unterliegenden Vater und Wohlthäter alles dessen beraubt, was dem selbstsüchtigen Ehrgeiz das Leben werth und theuer macht. Und wenn Audley Egerton eine Erinnerung geblieben ist an das, was ich ihm und der Wahrheit gewesen bin, so wird nicht die geringste Strafe für ihn in dem Bewußtsein liegen, daß sein eigener Verrath den Mann so umgewandelt hat, den eben seine Verachtung der Falschheit lehrte, in dem Betrug die Macht der Vergeltung zu suchen.«

»Wenn dies nicht ein schrecklicher Traum ist,« murmelte Violante zurückschauernd, »so berauben Sie nicht bloß Ihren Feind alles dessen, was das Leben theuer macht. Handeln Sie so – und was wird für die Zukunft mir bleiben?«

»Ihnen? O, seien Sie unbesorgt. Ich mag wohl Randal Leslie zu einem Triumph über seinen Beschützer verhelfen, zu gleicher Zeit aber will ich seine Schlechtigkeit aufdecken und Sie für immer von ihm befreien. Was Ihnen für die Zukunft bleibt! Ihr Geburtsrecht, Ihr Heimathland – Hoffnung, Freude, Liebe, Glück. Könnte es möglich sein, daß Sie in der weichen, sonnigen Phantasie, welche das jungfräuliche Herz umspielt, ohne jedoch seine Tiefen zu durchglühen – könnte es möglich sein, daß Sie mich eines wärmeren Gefühls gewürdigt hätten, so

wird es vorübergehen, und Sie werden der Stolz und die Wonne eines Mannes von Ihren Jahren werden, dessen Blick in die Zukunft durch keine erkaltenden Schreckbilder getrübt wird – eines Mannes, der in dieses liebliche Antlitz blicken kann, ohne sich abwenden und zu sich sprechen zu müssen: ›Zu schön, zu schön für mich!‹«

»O des bitteren Schmerzes!« rief Violante mit plötzlicher Leidenschaft. »Hören Sie mich an. Wenn ich, wie Sie versprochen, den schrecklichen Gedanken nicht mehr zu fürchten brauche, daß Randal Leslie, vor dessen Berührung ich zurückschaudere, Ansprüche an meine Hand erheben könnte, so ist meine Wahl unwiderruflich getroffen. Der Altar, der mich erwartet, wird keiner menschlichen Liebe geweiht sein. Aber ach, ich beschwöre Sie – bei jeder Erinnerung Ihres wenn auch kummervollen, so doch bisher unbefleckten Lebens – bei der edlen Theilnahme, welche Sie für mich zu empfinden vorgeben, für mich, die Sie zum zweiten Mal aus einer Gefahr erretten, gegen welche der Tod Barmherzigkeit wäre – lassen Sie, lassen Sie mir das Recht, Ihr Bild zu verehren, und es heilig zu halten wie ich von den ersten Tagen meiner Kindheit an gethan habe. Gestatten Sie nicht, daß durch eine Handlung der Gemeinheit – o, daß ich das Wort aussprechen muß! – der Gemeinheit und Grausamkeit, die Ihr ganzes Leben zu einer Lüge stempeln würde, selbst die dankbare Erinnerung an Sie zu einer Sünde für mich gemacht werde. Wenn ich innerhalb der Mauern, die mich von der Welt scheiden, betend auf den Knien liege, o so lassen Sie mich Ihrer als des edelsten Wesens gedenken,

welches die Erde enthüllt. Hören Sie mich! Hören Sie mich!«

»Violante!« murmelte Harley, und sein ganzer Körper zitterte von innerer Erregung – »haben Sie Nachsicht mit mir. Fordern Sie nicht ein Opfer, welches zu bringen meine Manneswürde mir verbietet – verlangen Sie nicht, daß ich in dem Bewußtsein, mein ganzes Leben lang der Bethörte gewesen zu sein, demüthig und geduldig in eine Kränkung mich füge, welche mich so tief herabwürdigt. Wahrlich, ich würde mir selbst viel niedriger vorkommen, wollte ich vergeben, als ich Ihnen erscheinen kann, indem ich mich räche! Wäre es ein offener Feind, so könnte ich auf Ihr Gebot meine Arme gegen ihn ausbreiten; dem hinterlistigen Freunde jedoch – fordern Sie es nicht von mir! Meine Wange brennt bei dem Gedanken, als hätte sie die Schmach eines Schlages empfunden. Geben Sie mir nur morgen, nur einen einzigen Tag – mehr verlange ich nicht – für mich und die Vergangenheit; alsdann mögen Sie in Zukunft aus mir machen, was Sie wollen. Vergeben Sie, o vergeben Sie die unedlen Gedanken, welche das Mißtrauen auf Sie ausdehnten. Ich nehme sie zurück; sie sind in nichts zerflossen – besiegt von Ihren aufrichtigen Worten und Ihren treuen Augen. Zu Ihren Füßen, Violante, bereue ich und flehe Sie an! Ihr Vater selbst wird jenen schnöden Freier aus Ihrer Nähe verbannen. Morgen um diese Stunde werden Sie frei sein. O dann, dann – wollen Sie mir nicht diese Hand reichen, daß sie mich zurückführe in das Paradies meiner Jugend? Violante, es ist umsonst, daß ich mit mir kämpfe – daß

ich Vernunft und Klugheit zu Hülfe rufe und mir tausend Zweifel vorhalte – ich liebe, ich liebe Sie! Ich glaube wieder an Tugend und Treue. Ich lege mein Geschick in Ihre Hände.«

Wenn es zuweilen scheinen mochte, als habe Violante die Grenze strenger, jungfräulicher Schüchternheit und Sittsamkeit überschritten, so dürfte sich dies theilweise aus ihrer natürlichen Offenheit, ihrer abgeschiedenen Erziehung und ihrer Unkenntniß der Welt, mehr aber noch aus der Unschuld ihrer Seele und der Wärme ihres Herzens erklären, dessen südliche Glut sie als Italienerin nicht verleugnen konnte. Jetzt aber wurden selbst die Einflüsterungen ihrer Liebe zum Schweigen gebracht durch die Erhabenheit des Sinnes und Willens, welcher ihr ganzes Wesen durchdrang und zu ihrer Entfaltung nur eines Anlasses bedurfte. Träume, die sie sich kaum zu gestehen gewagt hatte, waren in Erfüllung gegangen – Harley frei – Harley zu ihren Füßen! Ihr Herz pochte in ungestümen Schlägen, eine hohe Glut bedeckte ihre Wangen. Aber stärker, als die Liebe – stärker als die Freude, sich wieder geliebt zu sehen – war der heldenmüthige Wille – der Wille, den zu retten, welcher ihr in allem Andern als die Richtschnur ihres Daseins erschien – ihn vor der bleibenden Herabwürdigung zu bewahren, zu welcher blinde Leidenschaft seinen wirren, mit sich selbst im Kampfe liegenden Geist fortzureißen drohte.

»Ah,« sagte sie mit kaum hörbarer Stimme, eine Hand gen Himmel erhebend, während Harley, der noch immer vor ihr kniete, die andere leidenschaftlich umfaßt hielt –

»ah, wenn mir der Himmel das stolze, und selige Vorrecht verleihen würde, an Ihr Schicksal gekettet zu sein und zu Ihrem Glück beitragen zu dürfen, so sollte nicht die leise-  
ste Furcht vor Ihrem Mißtrauen meinen Frieden stören. Keine Zeit, kein Wechsel, kein Kummer, nicht einmal der Verlust Ihrer Liebe könnte mir das Recht nehmen, eingedenk zu sein, daß Sie mir einst ein so edles Herz vertrauten. Aber« – und ihre Stimme hob sich und die Gluth wich aus ihren Wangen – »aber du Allgegenwärtiger, höre und empfang das feierliche Gelübde. Wenn er mir das Opfer der Sünde verweigert, die ihn erniedrigen würde, so sei diese Sünde auf ewig eine Schranke zwischen uns. Und möge alsdann mein Leben, deinem Dienste geweiht, eine Sühne sein für die Stunde, in welcher er die Natur Lügen strafte, die er von dir empfing. Harley, lassen Sie mich los! Ich habe gesprochen, fest, wie Sie selbst – Sie mögen nun wählen.«

»Sie beurtheilen mich hart,« versetzte Harley, in düsterem Groll sich erhebend. »Aber wenigstens bin ich nicht so gemein, um zu verkaufen, was ich für Gerechtigkeit halte, selbst wenn ich mich dadurch meiner letzten Hoffnung auf irdisches Glück berauben sollte.«

»Gemein! O unglücklicher, geliebter Harley!« rief Violante in einem so seelenvollen, innigen Tone des Vorwurfs, daß er die Stimme seines scheidenden Schutzengels zu vernehmen glaubte. »Eben die Gemeinheit ist es ja, vor welcher ich Sie so sehnlichst zu bewahren wünsche. Sie können nicht urtheilen, nicht klar sehen. Alles in Ihnen ist dunkel – dunkel! Verlorener Christ! ist es

nicht so schlimm, wie die Nacht des Heidenthums selbst, Freundschaft zu heucheln, um desto besser verrathen zu können – Falschheit durch Falschheit zu bestrafen – das Vertrauen Ihres bittersten Feindes anzunehmen und dann in Bezug auf Täuschung und Betrug tief unter ihn herabzusinken. Und o – schlimmer als alles – zu drohen, daß Sie einen Sohn – den Sohn des Weibes, welches Sie geliebt zu haben vorgeben – als Werkzeug Ihrer Rache gegen den Vater benutzen wollen. Nein, Sie waren es nicht, der das gesagt – es war der böse Feind!«

»Genug!« rief Harley, in seinem Gewissen getroffen und das Gefühl der Scham unter seinem beleidigten Tone verbergend. »Genug! Sie beschimpfen den Mann, den Sie zu ehren behaupten.«

»Ich ehrte das Vorbild der Tapferkeit und Güte. Ich ehrte Denjenigen, welcher mir jedes großartige und edle Bild, das nur je eine Dichterseele geschaffen, mit Leben zu bekleiden schien. Zerstören Sie dieses Ideal, und Sie vernichten den Harley, welchen ich ehrte. Er ist todt für mich auf immer. Ich werde um ihn trauern als seine Wittwe und, treu seinem Gedächtniß, weinen über dem Gedanken, was er gewesen.«

Schluchzen erstickte ihre Stimme; als jedoch Harley, abermals tief bewegt, an ihre Seite eilte, entzog sie sich ihm mit einer raschen Bewegung, ging schnell auf die Thüre zu und entschwand seinen Blicken.

Unschlüssig – ja, beinahe besiegt – stand Harley einen Augenblick still. Dann aber kehrte die Wolle finsternen

Ernstes allmählig auf seine Stirne zurück. Der Dämon behauptete sich noch immer in der halsstarrigen und wunderbaren Hartnäckigkeit, mit welcher Harley an allem festhielt, was einmal in seinem Herzen Wurzel geschlagen hatte. In Folge einer plötzlichen Eingebung, die zwar noch nicht auf einen festen Entschluß, doch aber auf eine bedeutende Erschütterung der gefaßten Vorsätze hinwies, ging er auf seinen Schreibpult zu, nahm Nora's Manuscript heraus und verließ das Zimmer.

Harley hatte im Sinne gehabt, das von ihm entdeckte Geheimniß nicht früher vor Audley zu enthüllen, als bis das Werk seiner Rache vollendet wäre. Er wollte sich nicht mit eitlen Vorwürfen befassen; sein Zorn sollte in Thaten reden, und ein einziges Wort würde dann als Schlüssel zu allem genügen. Nun aber, nachdem er bisher die Möglichkeit einer Entschuldigung nicht hatte gelten lassen, mochte er vielleicht geneigt sein, nicht ungerne einen Milderungsgrund für die begangene Treulosigkeit zu begrüßen; er beschloß, die Zusammenkunft herbeizuführen, welche er bis jetzt so eigensinnig vermieden hatte, und begab sich geraden Wegs zu Audley Egerton, welcher noch immer einsam und von banger Furcht erfüllt in seinem Zimmer saß.

### DREISSIGSTES KAPITEL.

Egerton hörte den wohlbekanntesten Tritt näher und näher kommen – er hörte die Thüre sich öffnen und wieder schließen – und einer jener seltsamen und unerklärlichen Instinkte, welche wir Ahnungen nennen, sagte ihm, daß

die Stunde endlich angebrochen, vor welcher er so viele Jahre im Stillen gezittert hatte. Er suchte Muth zu fassen, entfernte die Hände von seinem Antlitz und erhob sich schweigend. Nicht weniger lautlos stand Harley vor ihm. Die beiden Männer sahen einander an: man konnte jeden Athemzug hören.

»Du hast Mr. Dale gesehen?« begann endlich Egerton.  
»Du weißt –«

»Alles!« versetzte Harley, den abgebrochenen Satz vollendend.

Audley seufzte tief auf.

»Es sei! Doch nein, Harley – du täuschest dich. Von keinem andern Lebenden, als von mir, kannst du *alles* erfahren.«

»Meine Kunde kömmt von den Todten,« erwiderte Harley, und die unseligen Blätter entsanken seiner Hand. Sie fielen mit einem leisen, dumpfen Ton auf den Tisch – schwach und klagend, wie man sich den Tritt eines Geistes denken könnte, wenn solche Tritte einen Laut von sich geben würden. Da lagen sie – die stillen Bekenntnisse seines dunkeln, unverstandenen Lebens – mitten unter einer Menge von Briefen und Documenten, den beredten Zeugen des Kampfes, der damals Millionen bewegte – der flüchtigen und ungestümen Hoffnungen und Befürchtungen, welche die Parteien in steter Spannung erhielten und die Nation verwirrten – der stürmischen Geschäftigkeit des praktischen Lebens, welches mit dem Lieben und Leiden des Einzelnen so gar nichts gemein hat.

Egerton's Auge sah sie fallen. Das Zimmer war nur theilweise erleuchtet. In der Entfernung, in welcher er stand, erkannte er die Schriftzüge nicht. Allein sein unwillkürlicher Schauer ergriff ihn – und unwillkürlich trat er näher.

»Warte noch einen Augenblick!« sagte Harley. »Ich bringe meine Anklage vor, und dann magst du das einzige Zeugniß widerlegen, das ich mitbringe. Audley Egerton, ich gab dir den höchsten Beweis von Vertrauen, den ein Mensch dem andern geben kann. Du wußtest, wie ich Leonora Avenel liebte. Ich durfte sie nicht sehen und selbst um sie werben. Dir war der Zutritt zu ihr gestattet, der mit selbst versagt blieb. Ich bat dich, jene Bedenklichkeiten zu zerstreuen, deren Ursprung ich nur in übertriebener Bescheidenheit und Großmuth suchte, und für mich um sie zu werben, nicht in Unehren, sondern als um mein rechtmäßiges Heil. War es so? Antworte mir!«

»Es war so,« versetzte Audley und preßte krampfhaft die Hand auf sein Herz.

»Du sahst sie, die ich so innig liebte – die ich so arglos deiner Ehre anvertraute. Du warbst um sie für dich selbst. Ist es so?«

»Harley, ich leugne es nicht. Doch höre auf. Ich nehme die Strafe an – ich verzichte auf deine Freundschaft – ich verlasse dieses Dach – ich unterwerfe mich deiner Verachtung, denn ich wage es nicht, dich um deine Verggebung anzuflehen. Höre auf – laß mich fort von hier, und bald!«

Der starke Mann rang nach Luft.

Harley blickte ihn fest an, wandte alsdann die Augen ab und fuhr fort:

»Nein; das ist nicht *alles*! Du warbst um sie für dich – und du gewannst sie. Wie aber, wenn ich nun Rechenschaft fordere über dieses Leben, welches du von dem meinigen losgerissen hast? Du schweigst. So will ich dir sagen, was da gethan: du nahmst jenes Leben und richtetest es zu Grunde!«

»Schone mich – schon mich!«

»Was war das Loos derjenigen, die so frisch vom Himmel gekommen zu sein schien, als diese Augen sie zuletzt erblickten? Ein gebrochenes Herz – ein entehrter Name – ein früher Tod – ein vergessener Radstein.«

»Nein, nein – vergessen – nein!«

»Nicht vergessen? Kaum ein Jahr verging, und du warst mit einer Andern vermählt. Ich half dir zu dieser Verbindung, welcher du deinen Reichthum verdankst. Rang, Macht und Ruhm hast du erreicht. Die Großen des Reichs nennen dich den Typus eines englischen Gentleman. Die Geistlichkeit sieht in dir ein Vorbild christlicher Tugend. Wirf die Maske ab, Audley Egerton – zeige dich der Welt so, wie du wirklich bist!«

Egerton erhob den Kopf und kreuzte ruhig die Arme über der Brust. Dann sagte er demüthig und traurig zugleich:

»Ich ertrage alles von dir, denn es ist gerecht. Fahre fort.«

»Du stahlst mir das Herz Nora Avenel's – du zerbrachst es, indem du sie verließest. Und ihr Andenken warf keinen Schatten auf das Sonnenlicht deiner Tage, während auf meinen Gedanken – meinem Leben – o Egerton – Audley, Audley – wie konntest du mich so täuschen!«

Die Harley angeborene Innigkeit, die unter all diesem Haß verborgen lag – gleich der in hartem Gestein eingebetteten Quelle – brach sich in diesen Worten Bahn. Harley schämte sich jedoch seiner Schwäche und fuhr hastig fort:

»Ich ward betrogen – nicht für eine Stunde oder einen Tag – sondern um meine ganze Jugend, um die besten Jahre meines Mannesalters. Du ließest mich der Reue zum Raub, die an *deinem* Herzen hätte zehren sollen. Ihr Leben gemordet, das meinige vergeudet – und soll Keines von uns gerächt werden?«

»Gerächt? O Harley, du *bist* gerächt!«

»Nein – aber ich *werde* mich rächen! Nicht umsonst sind mir aus dem Grabe jene Berichte zugekommen. Und wen hat das Schicksal auserlesen, um das einer Mutter zugefügte Unrecht zu enthüllen? Wen hat es zu ihrem Rächer bestellt? Deinen Sohn – deinen eigenen, verlassenen, namenlosen Sohn!«

»Sohn! – meinen Sohn!«

»Den ich vom Hungertod oder von noch Schlimmerem errettete, und der mir dafür die Beweise in die Hände lieferte, welche dich als den meineidigen Freund Harley L'Estrange's und den arglistigen Verführer Nora Avenel's

bezeichnen, der sie – schlimmer als jede offene Sünde – durch eine Scheinheirath betrog.«

»Das ist eine Lüge!« rief Egerton, welchem plötzlich seine frühere Kraft und Würde zurückgegeben schien. »Ich verbiete dir, so zu mir zu sprechen – ich verbiete dir, auch nur durch ein einziges Wort das Andenken meiner rechtmäßigen Gattin zu beflecken.«

»Ah,« sagte Harley betroffen – »eine Lüge? Beweise mir die Wahrheit dieser Behauptung, und die Rache ist vorüber! Dem Himmel sei gedankt.«

»Nichts leichter, als diesen Beweis dir zu geben! Und weshalb habe ich so lange damit gezögert? Was anders war der Grund dieser jahrelangen Verheimlichung, als meine Liebe zu dir und die Furcht – eine selbstsüchtige, aber menschliche Furcht – deine Achtung, die einzige, die mir theuer war, zu verscherzen – in dir den einzigen Leidtragenden zu verlieren, der eine Thräne an dem Grabstein vergossen haben würde, dessen lügnerische, Partezwecken dienende Inschrift den Dank einer Nation ausdrückte. Eitle Hoffnung! Ich entsage ihr! Du sprachst von einem Sohne, Harley; aber ach, du bist abermals getäuscht. Ich hörte, daß ich einen Sohn gehabt – vor vielen, langen Jahren. Ich suchte ihn und fand ein Grab! Doch Segen über dich, wenn du einem Jüngling beigestanden, den du, wenn auch irrthümlich, für Leonora's Sohn gehalten.«

»Von deinem Sohne wollen wir später sprechen,« erwiderte Harley, seltsam erweicht. »Ehe ich mehr von ihm

sage, muß ich dich um Aufklärung bitten. Laß mich hoffen, daß du einige Entschuldigung hast für das, was –«

»Du hast Recht,« unterbrach ihn Egerton rasch. »Von meinen eigenen Lippen sollst du endlich die Erzählung meiner Sünde gegen dich vernehmen. Ich bin es dir und mir schuldig. So höre mich geduldig an.«

Und nun erzählte Egerton alles – seine Liebe zu Leonora – seine Kämpfe gegen dieselbe, weil sie ihm als ein Verath am Freunde erschien – seine plötzliche Entdeckung von Nora's Gegenliebe – das Zusammenstürzen aller seiner Vorsätze und Entschlusse in Folge dieser Entdeckung – ihre geheime Vermählung – ihre Trennung – endlich Nora's Flucht, als deren Ursache Audley noch immer ihren unbestimmten und grundlosen Argwohn betrachtete, die Trauung möchte keine gesetzliche gewesen sein, und ihre Ungeduld darüber, daß er mit der Veröffentlichung des kirchlichen Aktes so lange gezögert hatte.

Harley unterbrach ihn hier mit einigen Fragen, deren rasche und klare Beantwortung Ersteren in den Stand setzte, Levy's gewandter Verdrehung der Thatsachen auf die Spur zu kommen, und immer deutlicher stieg der Verdacht in ihm auf, daß der Grund der Falschheit des Wucherers in einer verbrecherischen Leidenschaft zu suchen sei, welche ihm die unglückliche junge Frau eingeflößt hatte.

»Egerton,« sagte Harley, mit Mühe seinen Unmuth über den Nichtswürdigen unterdrückend, der *beide* Ehegatten betrogen hatte, »wenn du beim Durchlesen dieser Papiere findest, daß Leonora für ihren Argwohn und ihre

Flucht mehr Grund hatte, als du jetzt glaubst – und wenn du Verrath entdeckst an dem Vertrauten deines Geheimnisses, so überlasse seine Bestrafung dem Himmel. Was Du sagst, überzeugt mich mehr und mehr, daß wir nicht einmal durch die Wolke sehen und noch viel weniger den Blitzstrahl leiten können. Doch fahre fort.«

Egerton blickte Harley überrascht und betroffen an, und verlangend wandte sich sein Auge den Papieren zu; nach einer kurzen Pause jedoch fuhr er in seiner Erzählung fort. Er sprach nun von Nora's unerwarteter Rückkehr in das Haus ihres Vaters – von ihrem Tode – von seinem eigenen Schmerz, den er niederkämpfte, um Harley die plötzliche erschütternde Kunde ihres Hingangs zu ersparen. In reuevoller Theilnahme für den Lebenden hatte er sich von der Todten losgerissen. Er berührte Harley's Krankheit, die ein so verhängnißvolles Ende zu nehmen drohte – er wiederholte seine eifersüchtigen Worte, »daß er lieber Nora's Tod betrauere, als in dem Gedanken, sie habe einen Andern geliebt, Trost suchen wolle.« Er schilderte seine Reise nach dem Dorfe, wo nach Mr. Dale's Aussage Nora's Kind sich befand, und schloß diesen Theil seiner Erzählung mit den Worten: »Wem konnte nun, nachdem Mutter und Kind nicht mehr am Leben waren, durch die Anerkennung eines Bundes Recht verschafft werden, der, wie ich fürchtete, dein Herz so sehr zerreißen würde?«

Audley schwieg einige Augenblicke und nahm alsdann seine Rede in kurzen, eindrucksvollen Sätzen wieder auf. Der kalte, ernste Mann der Welt erschloß jetzt zum ersten

Mal sein Herz – vielleicht ohne selbst zu wissen, daß er es that – ohne zu wissen, daß er dadurch verrieth, wie tief er inmitten von Staatsorgen und öffentlichen Auszeichnungen den Mangel häuslicher Liebe vermißt hatte – wie mechanisch sein äußeres Leben gewesen – und wie wertlos ihm sein Reichthum geworden, den er auf Niemand vererben sollte. Nur der an seinem Leben nagenden und immer fortschreitenden Krankheit erwähnte er nicht; er war zu stolz und zu männlich, um für physische Leiden Theilnahme zu beanspruchen. Er erinnerte Harley, wie oft und wie dringend er ihn Jahr um Jahr und Monat um Monat gebeten habe, sich aus seinen schwermüthigen Träumereien herauszureißen und die ihm innewohnenden Kräfte seinem Vaterland zu weihen, oder ein sichereres Glück in häuslichen Banden zu suchen. »Selbstsüchtig mögen diese Bitten gewesen sein,« sagte Egerton, »denn nur wenn ich Ruhe und Frieden in dein Herz zurückgekehrt sah, konnte ich hoffen, daß du meine Aufklärungen über die Vergangenheit gelassen anhören und auf dem Boden einer glücklichen Heimath mir deine Verzeihung schenken werdest. Ich sehnte mich darnach, dir meine Schuld zu bekennen, und doch fand ich nie den Muth, es zu thun. Oftmals schwebten mir die Worte auf den Lippen – und eben so oft schloß mir eine zufällige Bemerkung von deiner Seite wieder den Mund. In dir vereinigten sich alle Gedanken und Gefühle meiner Jugend – selbst diejenigen, welche Nora's Grab umspielten – so ausschließlich, daß ich es nicht ertragen konnte, deiner

Freundschaft zu entsagen und umgeben von der Bewunderung und den Ehrenbezeugungen einer Welt, an der mir nichts lag, der Verachtung in deinem vorwurfsvollen Auge zu begegnen.«

In allem, was Audley sagte – in allem, was keine Entschuldigung gestattete, ließen sich zwei vorherrschende Gefühle klar und in nicht zu mißdeutendem rührendem Pathos erkennen: reuevoller Schmerz um die verlorene Nora und selbstanklagende tiefinnige, fast weibliche Zärtlichkeit für den Freund, den er getäuscht hatte. So vergaß Harley, während er Egerton zuhörte, mehr und mehr selbst die Erinnerung an seinen eigenen sündhaften, schrecklichen Haß; die Kluft, die sich so schwarz zwischen den Beiden aufgethan hatte, ward ausgefüllt, und wieder standen sie, wie in den Zeiten ihrer Schuljahre, als Brüder neben einander.

Aber Harley schwieg noch immer und beschattete sein Gesicht mit der Hand, als stehe er unter dem Einfluß eines sanften, aber zwingenden Zaubers, bis Audley mit den Worten schloß:

»Und nun weißt du alles, Harley. Du sprachst von Rache?«

»Rache?« murmelte Harley und schrak zusammen.

»Glaube mir,« fuhr Egerton fort, »ich wäre glücklich, wenn die Rache in deiner Gewalt läge; wie gerne wollte ich sie als Sühne über mich ergehen lassen! Eine Beleidigung hinzunehmen für die Kränkung, die ich dir zufügte – zuerst in jugendlicher Leidenschaft und dann aus Mangel an Festigkeit, indem ich dir das Unrecht verhehlte –

dies würde mein Gewissen beruhigen und mir die verlorene Selbstachtung wieder geben. Die einzige Rache, die du an mir nehmen kannst, ist diejenige, welche mich am meisten demüthigt – rächen heißt vergeben!«

Harley stöhnte. Noch immer hielt er mit der einen Hand sein Gesicht bedeckt, die andere aber streckte er Audley entgegen, und zwar viel mehr mit der Miene eines Mannes, der um Verzeihung bittet, als der sie ertheilt. Audley ergriff und drückte sie.

»Und nun, Harley, lebe wohl. Mit Tagesanbruch verlasse ich dieses Haus. Ich kann deine Hülfe bei der Wahl nicht mehr annehmen. Levy soll meinen Rücktritt bekannt geben. Randal Leslie mag statt meiner gewählt werden, wenn du damit einverstanden bist. Er besitzt Fähigkeiten, welche unter sicherer Leitung seinem Vaterlande nützen können, und ich habe kein Recht, aus eitlem Stolz zurückzuweisen, was seine Laufbahn zu fördern im Stande ist.«

»Denke jetzt nicht an Randal Leslie,« murmelte Harley, »denke an deinen Sohn.«

»Meinen Sohn! Aber weißt du denn gewiß, daß er noch lebt? Du lächelst; du – du – o Harley – ich nahm dir die Mutter – gib mir dafür den Sohn, und brich mir das Herz in Dankbarkeit. Deine Rache ist gefunden!«

Lord L'Estrange erhob sich mit einer plötzlichen, raschen Bewegung und blickte Audley einen Augenblick unschlüssig an – unschlüssig nicht aus Groll, sondern aus Scham. Er war jetzt der Gedeemüthigte; er war derjenige, welcher Vorwürfe fürchtete und Verzeihung bedurfte.

Audley, der nicht errathen konnte, was in Harley's Brust vorging, wandte sich ab.

»Du denkst, daß ich zu viel verlange; und doch ist alles, was ich dem Kinde meiner Liebe und dem Erben meines Namens geben kann, der werthlose Segen eines zu Grunde gerichteten Mannes. Harley, ich sage nicht mehr. Ich wage nicht hinzuzusetzen. »Auch du liebtest seine Mutter – und mit einer tiefern, edleren Liebe, als die meinige war!«

Er hielt inne, und Harley warf sich an seine Brust.

»Mir – mir mußt du verzeihen, Audley! Deine Schuld war gering gegen die meinige; du hast sie mir enthüllt – ich aber kann dir niemals entdecken, wie sehr ich gegen dich gefehlt. Freue dich, daß wir uns gegenseitig zu vergeben haben – daß Keiner etwas vor dem Andern voraus hat – Audley, daß wir noch immer Brüder sind! Blick' auf – blick' auf; denke, wir seien wieder Knaben, wie ehemals – Knaben, die einen tollen Streit mit einander gehabt und, sobald er vorüber ist, sich inniger lieben, als zuvor.«

»O Harley – das ist Rache! Sie trifft in's Herz,« murmelte Egerton, und Thränen entströmten seinen Augen, die ohne Zucken der Folter entgegengesehen haben würden. Die Glocke schlug; Harley sprang auf.

»Ich habe noch Zeit,« rief er. »Viel muß noch geschehen und viel ungeschehen gemacht werden. Du bist aus den Krallen Levy's befreit – deine Erwählung wird durchgesetzt werden – dein Vermögen läßt sich großen Theils wieder herstellen – Ehren und Auszeichnungen, die du

bis jetzt nicht erreicht hast, stehen dir bevor – du hast deine Laufbahn kaum erst begonnen – deinen Sohn sollst du morgen umarmen. Laß mich fort – nochmals deine Hand! O Audley, wie glücklich werden wir noch sein!«

EINUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

»Die Geschichte hat einen Haken,« sagte Dick mit starker Stimme, als er um zehn Uhr mit Randal in dem Eichenwäldchen zusammentraf. »Das Leben steckt voll Haken.«

*Randal.* – »Die Kunst des Lebens besteht in Beseitigung derselben. Was für ein Haken ist es, mein theurer Avenel?«

*Dick.* – »Leonard hat an gewissen Ausdrücken, welche Lord L'Estrange heute bei der Vorstellung der Candidaten gebrauchte, Anstoß genommen und spricht davon, zurückzutreten.«

*Randal* (mit heimlicher Freude). – »Sein Rücktritt würde ja einen Haken beseitigen, nicht erst schaffen. Die ihm versprochenen Stimmen würden damit frei und gingen auf –«

*Dick.* – »Den sehr Ehrenwerthen Aktenwurm über!«

*Randal.* – »Sprechen Sie im Ernste?«

*Dick.* – »Wie ein Leichenbitter! Die Sache ist die. Unter den Gelben gibt es, wie in der Kirche, zwei Parteien – Hochgelbe und Niedergelbe. Leonard besitzt unter der Hochgelben einen großen Anhang und mehr Einfluß, als ich: und die Hochgelben ziehen Egerton Ihnen bei weitem vor. Sie sagen: ›von der Politik abgesehen würde er

dem Bezirke Ehre machen.‹ Leonard ist der gleichen Ansicht, und wenn er sich zurückzieht, so glaube ich nicht, daß ich mit guten Worten bei ihm und diesen Hochfliegern etwas ausrichten und seinen Rücktritt Ihnen zu gute kommen lassen könnte.«

*Randal.* – »Aber die Pflicht der Dankbarkeit würde gewiß Ihren Neffen bestimmen, nicht Ihren Wünschen zuwider zu handeln?«

*Dick.* – Unglücklicher Weise liegt die Pflicht der Dankbarkeit auf der anderen Seite – sie liegt mir ihm, nicht ihm mir gegenüber ob. Was Lord L'Estrange betrifft, so kann ich aus seinen wahren Absichten nicht klug werden; und warum er Leonard in dieser Weise zu Leibe gerückt ist, begreife ich vollends nicht, denn er wünschte dessen Auftreten als Bewerber. Und Levy hat mir im Vertrauen mitgetheilt, daß, ungeachtet Mylord's Freundschaft für den sehr Ehrenwerthen, Sie der Mann seien, welchen er durchzusetzen wünscht.«

*Randal.* – »Diesen Wunsch hat er auch während der ganzen Wahlbewerbung durchblicken lassen.«

*Dick.* – »In mir ist der Verdacht aufgestiegen, daß die Wahlbezirksverschacherer Egerton anderswo einen Sitz verschafft haben; oder vielleicht soll er, wenn seine Partei wieder an das Ruder gelangt, in das Oberhaus hineingeschoben werden.«

*Randal* (lächelnd). – »Ah, Avenel, Sie sind so schlau; Sie durchschauen alles. Ich will noch beifügen, daß Egerton einer kurzen Zeit der Erholung fern von dem öffentlichen Leben bedarf, um seine Gesundheit zu pflegen und

seine Privatangelegenheiten zu besorgen. Sonst würde mir der bloße Gedanke, die Wähler könnten mich ihm vorziehen, Schmerz bereiten.«

*Dick.* – »Schmerz! – Unsinn! Kolossaler Unsinn! Die Eichen hören uns nicht! Sie wollen in das Parlament kommen, das ist zweifellos. Wenn ich zurücktrete – was ich mir immer vorgenommen und auch Leonard vor dieser verwünschten Rede L'Estrange's gebilligt hatte – so werden Sie in das Parlament kommen; denn die Niedergelben kann ich um den Finger wickeln, vorausgesetzt, die Hochgelben mischen sich nicht darein; – kurz, ich kann mir versprochene Stimmen auf Sie übertragen, aber ich kann nicht für die meinem Neffen versprochenen gut stehen. Levy sagt mir, Sie werden ein reiches Mädchen heirathen und über eine Masse Geld verfügen; dann werden Sie mir selbstverständlich meine Auslagen ersetzen, wenn Sie durch meine Stimmen hinein kommen.«

*Randal.* – »Mein theurer Avenel, gewiß werde ich dies thun.«

*Dick.* – »Und zwei Privatbillen habe ich, welche ich durch's Parlament schmuggeln möchte.«

*Randal.* – »Sie sollen durchgeschmuggelt werden, verlassen Sie sich darauf. Mr. Fairfield und ich, er auf der einen und ich auf der anderen Seite des Hauses, können jeden mißliebigen Widerstand niederhalten. Privatbillen sind leicht zu behandeln – wenn es mit jenem Takte geschieht, den zu besitzen ich mir schmeichle.«

*Dick.* – »Und wenn die Billen das Haus durchwandert und Sie Zeit gehabt haben, sich umzusehen, so werden

Sie sich überzeugen, daß kein Mensch der öffentlichen Meinung widerstehen kann, er hätte denn Lust, mit dem Kopfe gegen eine steinerne Mauer anzurennen; und daß die öffentliche Meinung entschieden gelb ist.«

*Randal* (aufrichtig). – »Ich kann nicht leugnen, daß die öffentliche Meinung gelb ist; und in meinem Alter ist es natürlich, daß ich mich nicht mit der Politik einer früheren Generation befasse. Blau nützt sich rasch ab. Aber, auf Mr. Fairfield zurückzukommen – so wollen Sie doch nicht sagen, daß Sie keine Hoffnung hätten, ihn den, wie ich vernehme, mit Ihnen getroffenen Verabredungen treu zu erhalten? Unzweifelhaft ist seine Ehre dabei im Spiele.«

*Dick*. – »Wie es mit dem Ehrenpunkte steht, weiß ich nicht; aber er hat jetzt für das öffentliche Leben eine Vorliebe gefaßt; so sagte er mir wenigstens erst heute Morgen, ehe wir in den Gerichtssaal gingen; und ich hoffe, die Sache wird recht werden. Ich habe ihn bei dem Pfarrer Dale gelassen, der mir versprach, er wolle alles aufbieten, um über Leonard zu wachen, damit er keinen übereilten Schritt thue.«

*Randal*. – »Aber warum sollte Mr. Fairfield zurücktreten, weil Lord L'Estrange seine Gefühle verletzt? Wahrhaftig, meine Gefühle hat Mr. Fairfield auch verletzt, aber ich denke nicht daran, deßhalb zurückzutreten.«

*Dick*. – »O, Leonard ist ein Dichter, und Dichter sind gerade so grillenhaft, wie sie L'Estrange beschrieb. Und Leonard hat gegen Lord L'Estrange Verpflichtungen und

glaubte, Lord L'Estrange sehe sein Auftreten gern, während jetzt – kurz, alles das sind mir böhmische Dörfer, und ich weiß nur, daß Leonard das hohe Roß bestiegen hat, und wenn es ihn abwirft, so fürchte ich, wirft es Sie mit zu Boden. Indessen setze ich noch immer großes Vertrauen in Pfarrer Dale, ein guter Mann, der auf Leonard viel Einfluß hat. Und obgleich ich es für recht hielt, nicht Versteckens zu spielen, sondern Ihnen zu zeigen, wo die Gefahr liegt, so kann ich Ihnen jedenfalls Eines versprechen: Wenn ich von der Bewerbung abstehe, so sollen Sie hinein kommen. Darauf haben Sie meine Hand!«

*Randal.* – »Mein theurer Avenel! Und es ist Ihr Wunsch, zurückzutreten?«

*Dick.* – »Zuversichtlich. Ich werde es in der ersten Hälfte des Nachmittag thun und so einrichten, daß ich in der Stimmenzahl hinter Leonard zurück bin. Sie kennen Emanuel Traut, den Hauptmann der hundert und fünfzig ›Wächter der Vorsehung‹, wie man sie nennt?«

*Randal.* – »Gewiß kenne ich ihn.«

*Dick.* – »Wenn Emanuel Trout in die Bude tritt, werden Sie wissen, wohin sich die Wahl neigt. So, wie er stimmt, werden alle Hundert und fünfzig stimmen. Ich muß jetzt zurück. Gute Nacht. Sie werden nicht vergessen, daß mir meine Auslagen zu bezahlen sind. Ehrensache. Werden sie nicht bezahlt, so kann die Wahl umgestoßen werden – Klage wegen Bestechung und Geschenkkannahme; werden sie aber bezahlt, nun, dann können Sie vielleicht den Sitz für Lansmere auf Lebenszeit haben.«

*Randal.* – »Ihre Auslagen sollen Ihnen bezahlt werden, sobald mir meine Heirath die Mittel dazu in die Hand gibt – und dies muß sehr bald geschehen.«

*Dick.* – »So versichert Levy. Und meine kleinen Anliegen – die Privatbillen?«

*Randal.* – »Betrachten Sie die Billen als durchgegangen und Ihre Anliegen als erledigt!«

*Dick.* – »Und sein Vaterland darf man auch nicht vergessen. Man muß für seine Grundsätze thun, was man kann. Egerton ist höllisch blau. Sie geben zu, die öffentliche Meinung – ist –«

*Randal.* – »Gelb. Gar kein Zweifel.«

*Dick.* – »Gute Nacht. Ha – ha – Schwindel, ha?«

*Randal.* – »Schwindel? Zwischen Männern wie wir! – o nein. Gute Nacht, mein theurer Freund – ich verlasse mich auf Sie.«

*Dick.* – »Ja; aber wohl gemerkt, ich verspreche nichts, wenn Leonard Fairfield nicht fest bleibt.«

*Randal.* – »Er muß fest bleiben; lassen Sie ihn nicht los. Ihre Familie – Ihr Geschäft – Ihre Fabrik –«

*Dick.* – »Sehr wahr. Er *muß* fest bleiben. Ich habe großen Glauben an Pfarrer Dale.«

Randal schlich durch den Pack zurück. Auf der Terrasse sah er sich plötzlich Lord L'Estrange gegenüber. »Ich komme eben aus der Stadt, mein theurer Lord, und hörte dort ein seltsames Gerücht: Mr. Fairfield fühle sich durch einige Bemerkungen in Eurer Lordschaft bewundernswürdiger Rede dermaßen beunruhigt, daß er davon spreche, die Bewerbung fallen zu lassen. Dies würde der Wahl

ein ganz anderes Ansehen geben, und alle unsere Berechnungen zerstören. Und ich fürchte, in diesem Falle möchten sich Avenel's Freunde und unser Comite heimlich zusammen verbinden, welch' letzteres durch meine gemäßigte, von Eurer Lordschaft so beredt in Schutz genommene Rede nicht befriedigt worden ist. Durch eine solche Verbindung würde Avenel zugleich mit Egerton den Sieg davon tragen, während, wenn wir Alle vier Stand halten, Egerton's Wahl nach meiner Ueberzeugung ganz ungefährdet und mir selbst bedeutende Aussicht bleibt.«

*Lord L'Estrange.* – »So, Mr. Fairfield will in Folge meiner Bemerkungen zurücktreten. Ich gehe aber in die Stadt und beabsichtige, diese Bemerkungen zu entschuldigen und zurückzunehmen.«

*Randal* (freudig). – »Edel!«

Lord L'Estrange blickte in Leslie's Gesicht, welches die Sterne mit ihrem bleichen Lichte beschienen. »Mr. Egerton ist um Ihren Erfolg besorgter, als um seinen eigenen,« sagte er und eilte fort.

Randal blieb auf der Terrasse zurück. Vielleicht schlugen Harley's letzte Worte an sein Gewissen. Sein Kopf sank nachdenklich auf die Brust herunter, und er schritt den langen Kiesweg auf und ab, allen seinen Verstand zu Hülfe rufend, um jeder Versuchung zu einer, sein eigenes Interesse beeinträchtigenden Handlungsweise zu widerstehen.

»Der schleichende Bube!« murmelte Harley. »Hier wenigstens wird mir die Reue erspart sein, wenn ich an ihm Gerechtigkeit üben kann. Das ist keine Rache, nein, das

muß verdiente Wiedervergeltung sein. Ueberdieß, wie kann ich Violante erlösen?« Er lachte vergnügt, es war ihm so leicht um's Herz, und seine Füße trugen ihn so behend, wie die eines aufgeschreckten Wildes.

Wenige Schritte vor dem Schlagbaume holte er Richard Avenel ein, der sich durch einen rauhen Ueberziehrock und eine Brille unkenntlich zu machen gesucht hatte. Nichtsdestoweniger erkannte Harley den gelben Candidaten auf den ersten Blick. Er nahm vertraulich Dick's Arm. »Gut getroffen – ich war auf dem Wege zu Ihnen. Wir müssen die Wahlfrage in's Reine bringen.«

»Unter den Bedingungen, welche ich Eurer Lordschaft bezeichnet habe?« sagte Dick betroffen. »Ich will der Erwählung eines Ihrer Candidaten nichts in den Weg legen, aber es darf nicht Audley Egerton sein.«

Harley flüsterte Avenel leise etwas in das Ohr. Avenel stieß einen Ruf des Erstaunens aus. Die beiden Gentlemen gingen rasch und in lebhaftem Gespräche zusammen weiter.

»Freilich,« sagte Avenel, endlich stehen bleibend, »thut man gar viel, um sich seiner Familienverwandtschaft gefällig zu zeigen – und noch dazu einer Verwandtschaft, die Einem so viel Ehre macht; und wie kann man denn gegen den eigenen Schwager zu Felde ziehen? – einen Gentleman von so hoher Stellung – ein Rückhalt für die ganze Familie! Wie sich Mrs. Richard Avenel freuen wird! Warum zum Teufel wußte ich das nicht früher? Und die arme – theure – theure Nora. Ach, daß sie noch lebte!« Dick's Stimme zitterte.

»Ihrem Namen wird Gerechtigkeit werden; und ich will Ihnen auseinandersetzen, warum es *mein* Fehler war, daß Egerton nicht schon früher seine Heirath bekannte und Sie als Schwager begrüßte. Und jetzt ist also alles richtig und im Reinen?«

»Nein, mein Lord; ich habe mich auf einer anderen Seite gebunden. Ich sehe nicht, wie ich mein Wort – gegen Randal Leslie – los werden könnte; – ich bin nicht übermäßig bedenklich, und auch nicht, was man quixotisch nennt; aber ich habe einmal mein Wort gegeben, daß ich, wenn ich zurücktrete, mein Möglichstes thun wolle, um Leslie statt Egerton durchzubringen.«

»Ich weiß dies von Baron Levy. Wenn aber Ihr Neffe zurücktritt?«

»Ja, dann fiele jede Schwierigkeit weg. Aber der arme Junge sehnt sich jetzt förmlich danach, in das Parlament zu kommen; und er hat mir in der Stunde der Noth einen Dienst erwiesen.«

»Ueberlassen Sie dies mir. Und was Randal Leslie betrifft, so soll sich ihm Gelegenheit bieten, Sie Ihres Wortes zu entbinden und vieles wieder gut zu machen; und es wird sein Glück sein, wenn er noch einen Funken von Dankbarkeit und einen Rest von Ehrgefühl besitzt.«

Die Beiden sprachen noch eine Weile zusammen. Dick schien die Wahl selbst zu vergessen und Fragen zu stellen, die seinem Herzen näher lagen und von Harley in einer Weise beantwortet wurden, daß Dick L'Estrange's Hand in großer Erregung schüttelte und leise sagte:

»Meine arme Mutter! Ich verstehe jetzt, warum sie nie mit mir von Nora reden wollte. Wann darf ich ihr die Wahrheit mittheilen?«

»Morgen Abend nach der Wahl wird Egerton Euch Alle umarmen.«

Dick fuhr in die Höhe und bog mit den Worten: »Suchen Sie Leonard so bald wie möglich auf – es ist keine Zeit zu verlieren,« in ein Gäßchen ein, welches in die schmutzigeren Stadttheile führte. Harley verfolgte seinen Weg mit demselben leichten, elastischen Schritt, den er, seit er seine wahre Natur verleugnete, verloren und jetzt wieder in einem Grade gefunden hatte, daß sein Fuß sogar die Spur, die er auf dem Boden zurücklassen mußte, zu bedauern schien.

Auf der Hauptstraße begegnete er Mr. Dale und Leonard Fairfield, die langsam Arm in Arm gingen.

*Harley.* – »Leonard, ich wollte eben zu Ihnen. Geben Sie mir Ihre Hand. Vergessen Sie für jetzt die Worte, durch welche Sie sich mit Grund verletzt und beleidigt fühlten. Ich will mehr thun, als abbitten – ich will das Unrecht wieder gut machen. Entschuldigen Sie, Mr. Dale – ich habe mit Leonard ein Wort im Vertrauen zu reden.« Er zog Fairfield bei Seite.

»Avenel sagt mir, daß Sie, wenn Sie von der Bewerbung abständen, Ihrer Neigung ein Opfer bringen würden. Ist es so?«

»Mein Lord, ich habe Kummer und Schmerzen, die ich gerne vergessen möchte, und obwohl ich Anfangs vor

dem Kampfe, in welchen ich seither verwickelt bin, zurückschrak, so scheint doch eine schriftstellerische Laufbahn ihren früheren Reiz für mich verloren zu haben; und ich finde, daß das öffentliche Leben für Gedanken, welche die Einsamkeit verbittern, eine bessere Zerstreuung ist, als Bücher. Wünschen Sie daher noch immer, daß ich – obgleich ich Ihre Beweggründe nicht kenne – in der Bewerbung fortfahre, so wird es nicht mehr, wie Anfangs, eine widerstrebende und peinliche Unterwerfung unter Ihre Anordnung sein.«

»Ich verstehe. Sie haben durch den Beginn des Kampfes Ihre Neigung zum Opfer gebracht – und jetzt würden Sie durch das Aufgeben des Kampfes von Neuem Ihre Neigung opfern?«

»Ehrlich gestanden – ja, mein Lord.«

»Es freut mich, dies zu hören; denn ich fordere dieses Opfer – ein Opfer, dessen Sie sich später mit Stolz und Hochgenuß erinnern werden, ein Opfer, das, wenn ich in Ihrer Seele richtig lese, süßer, weit süßer ist, als alles, was der alltägliche Ehrgeiz zu bieten vermag! Und wenn Sie erfahren, warum ich dieses Verlangen stelle, so werden Sie sagen. ›Ja, das ist Genugthuung für die Worte, welche meine Gefühle verwundet und mein Herz gekränkt haben.««

»Mein Lord, mein Lord!« rief Leonard, »ich habe schon diese Genugthuung. Sie geben mir Ihre Achtung zurück, indem Sie meiner Antwort im Voraus so gewiß waren. Ihre Achtung! – ein neues Leben beginnt für mich. Ohne einen Seufzer kann ich mich wieder der Laufbahn, für

welche ich mehr geschaffen bin, zuwenden. Jetzt brauche ich keine Zerstreuung für meine Gedanken mehr. Sie werden mir glauben, daß, wie groß auch meine frühere Vermessenheit war, ich aufrichtig für Ihr Glück beten kann.«

»Dichter! Sie zieren Ihre Laufbahn, Sie erfüllen Ihre Sendung, sogar in diesem Augenblicke, Sie verschönern die Welt; Sie schlingen um die harte Form der Pflicht den Gürtel der Grazien,« sagte Harley, seinen bebenden Lippen ein Lächeln abzwingend. »Aber wir müssen rasch zur Prosa des Daseins zurückkehren. Ich nehme Ihr Opfer an. Hinsichtlich der behufs der Sicherung eines Erfolges zu wählenden Zeit und Mittel bitte ich Sie, sich an die Weisungen zu halten, welche ich Ihnen durch Ihren Onkel zugehen lassen werde. Bis dahin kein Wort über Ihre Absichten – nicht einmal gegen Mr. Dale. Verzeihen Sie mir, wenn mir Egerton's Erwählung mehr am Herzen liegt, als die Ihrige. Möge Ihnen diese Erklärung vor der Hand genügen. Wie denken Sie, beiläufig bemerkt, über Audley Egerton?«

»Als ich ihn sprechen hörte, und als er mit jenen rührenden Worten schloß, worin er sein Leben, soweit es nicht dem Dienste seines Vaterlandes gewidmet war, dem nachsichtigen Urtheile seiner Erfolges seiner Freunde anheimgab, da dachte ich wie stolz ich, selbst als sein Gegner, seine Hand gedrückt haben würde. Und wenn er mich im Privatleben verletzt hätte, so wäre es mir als

Undank gegen das Vaterland, welchem er solche Dienste geleistet, erschienen, der Beleidigung eingedenk zu bleiben.«

Harley wandte sich rasch von Leonard ab und trat zu Mr. Dale.

»Lassen Sie Leonard allein nach Hause gehen, Sie sehen, ich habe die Wunden, die ich ihm geschlagen, wieder geheilt.«

*Pfarrer.* – »Und nachdem Ihre bessere Natur einmal erwacht ist, so hoffe ich, mein Lord, Sie entsagen auch dem Gedanken an –«

*Harley.* – »Rache – nein! Und wenn Sie nicht morgen diese Rache billigen, so will ich nicht ruhen, als bis Sie – Bischof sind!«

*Mr. Dale* (entsetzt). – »Pfui, mein Lord!«

*Harley* (ernsthaft). – »Meine Leichtfertigkeit sitzt nur auf den Lippen, mein theurer Mr. Dale. Aber zuweilen zeigt der Schaum aus der Welle eine Veränderung in den Strömungen.«

Der Pfarrer blickte ihn ernst an, und dann faßte er in heiliger Freude und Liebe seine beiden Hände.

»Gehen Sie jetzt in den Park zurück,« sagte Harley lächelnd, »und sagen Sie Violante, wenn es nicht zu spät ist, sie zu sehen, daß sie sogar noch beredter war, als Sie.«

Lord L'Estrange eilte von hinnen.

Mr. Dale begab sich durch den Park nach Lansmere Haus zurück. Auf der Terrasse traf er Randal, der noch

immer, bald im Sternenlicht, bald im Schatten, auf und ab wandelte.

Leslie blickte empor, und als er Mr. Dale gewahr wurde, kehrte der schlaue und verschlossene Ausdruck seines Gesichtes zurück; und, aus dem ungewissen Lichte in den tiefen Schatten tretend, sagte er:

»Es thut mir leid, zu erfahren, daß sich Mr. Fairfield durch Lord L'Estrange's scharfe Anspielungen so verletzt fühlte. Es wäre zu beklagen, wenn politische Meinungsverschiedenheiten einen freundschaftlichen Privatverkehr stören wäurden. Aber ich höre, daß Sie bei Mr. Fairfield waren – und ohne Zweifel als Friedensstifter. Vielleicht sind Sie Lord L'Estrange unterwegs begegnet? Er versprach mir, sich zu entschuldigen und jene Aeüßerungen zurückzunehmen.«

»Guter junger Mann,« sagte der arglose Pfarrer; »er hat es gethan.«

»Und Mr. Fairfield wird sich demnach an dem Kampfe auch fernerhin betheiligen?«

»Kampf? – oh, diese Wahl? Ich vermuthe es – natürlich. Aber es schmerzt mich, daß er gegen Sie auftritt, der Sie ihm so freundlich gesinnt zu sein scheinen.«

»Oh,« sagte Randal mit wohlwollendem Lächeln, »Sie wissen ja, wir haben uns schon früher gemessen, und ich bin damals Sieger geblieben. Vielleicht ist dies auch jetzt wieder der Fall!«

Und er trat Arm in Arm mit dem Pfarrer in das Haus. Mr. Dale suchte Violante auf; Leslie zog sich in sein Zimmer zurück in dem Bewußtsein, daß seine Erwählung

gesichert sei. Lord L'Estrange hatte die belebtesten Straßen erreicht – an Gruppen brüllender Fanatiker vorüber, Blauen und Gelben, die bald mit Hurrah's bald mit Grunzen begrüßt wurden. Vor einem Wirthshause, welches die Ecke der Hauptstraße und eines Seitengäßchens bildete, von oben bis unten ein Lichtmeer war und von Geschrei wiederhallte, sah er den graziösen Baron an die Hausthüre gelehnt seine Cigarre rauchen, deren göttlichen Duft mit den Fensterwolken im Innern zu vermengen ihm sein heikler Geschmack nicht erlaubte, und mit einer Truppe Weibspersonen gemüthlich plaudern, welche theils durch die allgemeine Aufregung herbeigezogen worden waren, theils auf einen Gatten, Bruder, Vater oder Sohn warteten, während dieselben jetzt in den Chor ›Blau für immer!‹ der von der Schenkstube bis hinauf zu dem Dachstübchen des hell beleuchteten Hauses ertönte, mit einstimmten. Als Levy Harley's ansichtig wurde, nahm er die Cigarre aus dem Munde und eilte auf ihn zu.

»Alle die Dreihundert und fünfzig sind da drinnen,« sagte der Baron, mit dem Daumen rückwärts nach dem Wirthshause deutend. »Ich habe sie alle privatim, je zehn auf einmal, vorgenommen, und den Damen hier außen habe ich gesagt, daß ihren Familien am besten gedient wäre, wenn sie nach Hause gingen und uns die Hundert und fünfzig von den Gelben absperren ließen, bis wir sie zur Wahlurne bringen. Aber ich fürchte,« fuhr Levy fort, »daß den Spitzbuben nicht zu trauen ist, wenn man ihnen nicht im Voraus ein Draufgeld gibt; und dies wäre

unehrenhaft, unmoralisch und – was wichtiger ist – könnte die Wahl umstoßen. Zudem fragt es sich immer noch, ob man, wenn man sie vorher bezahlt, gewiß weiß, wie sie abstimmen werden.«

»Mr. Avenel wird wohl mit ihnen fertig werden,« sagte Harley. »Ich bitte, thun Sie nichts Unmoralisches, nichts, was die Wahl umstoßen könnte. Ich meine, Sie dürften ruhig nach Hause gehen.«

»Nach Hause! Nein, verzeihen Sie, mein Lord: es muß Jemand da sein, der die oberste Leitung über das Comite führt und dafür sorgt, daß unsere Hauptleute auf ihren Posten bei den zweifelhaften Wählern bleiben. Viel Unheil kann zwischen jetzt und morgen geschehen, und die ganze Nacht – ja sechs Nächte in der Woche ein ganzes Vierteljahr lang – wollte ich aufbleiben, um ein ungeschicktes Versehen zu verhindern, durch welches Audley Egerton gewählt werden könnte.«

»Seine Erwählung würde Ihnen so großen Kummer verursachen?« frug Harley.

»Der Eifer, womit ich auf alle Ihre Pläne eingehe, mag Ihnen ein Beweis dafür sein.« Jetzt erscholl ein plötzliches und wunderbar lautes Brüllen aus einer anderen Kneipe – einer gelben, welche am entgegengesetzten Ende des Gäßchens lag und nicht so hell beleuchtet war, im Gegentheile dunkel und finster aussah, mehr wie eine Stätte für Verschwörer und Verbrecher, als für ehrliche, unabhängige Wähler – »Avenel für immer! – Avenel und die Gelben!«

»Entschuldigen Sie, mein Lord, ich muß zurück und über meine schwarzen Schafe wachen, wenn ich sie blau haben will!« sagte Levy und stellte sich wieder an der Thüre auf.

Aber bei dem Rufe ›Avenel für immer!‹ stürzten wie auf ein Zeichen verschiedene Wähler von den gefürchteten Hundertundfünfzig aus dem blauen Wirthshause hervor, fegten an Levy vorbei und rannten das Gäßchen hinunter der kleinen dunkeln gelben Kneipe zu, gefolgt von der Weiberbande, wie kleine Vögel einer Eule nachziehen. Es war indessen nicht sehr leicht, in diese gelbe Kneipe hineinzukommen. Gelbe Reformatoren, die großen Eifer für die Reinheit der Wahl zur Schau trugen, hielten die Thüre von Außen besetzt und ließen immer nur je einen Kandidaten sich in das Innere durchdrücken.

»Im Grunde,« dachte der Baron, als er in das Hauptzimmer des blauen Wirthshauses trat und die Volkshymne ›*Rule Britannia*‹ zu singen vorschlug – »im Grunde haßt Avenel diesen Egerton so sehr, wie ich, und beide Theile arbeiten auf dasselbe Ziel hin.« Und auf den Tisch trommelnd fiel er mit einer schönen Baßstimme in den berühmten Vers ein:

»Denn Britten werden nimmer Sklaven!«

Mittlerweile war Harley in dem ›Lansmerewappen‹, dem Hauptquartier des blauen Comite's, verschwunden. Allein er stieg nicht in das Zimmer hinauf, in welchem noch einige Unermüdliche damit beschäftigt waren, von Kundschaftern Berichte entgegenzunehmen, Befehle zu

ertheilen, Wetten einzugehen und höchst verwirrte Begriffe von britischem Geiste und britischen Grundsätzen Preis zu geben, sondern er rief den Wirth bei Seite und frug, ob der Fremde, für welchen Zimmer gerichtet worden, angekommen sei.

Der Wirth bejahte es und führte Harley eine Nebentreppe hinauf in einen Theil des Hauses, welcher von den, für die Wahlen bestimmten, Räumen getrennt war. Lord L'Estrange blieb etwa eine halbe Stunde bei diesem Fremden, begab sich dann in das Comitezimmer, schaffte sich hier die Aufgeregteren vom Halse, besprach sich mit den Ruhigeren, versah die zuverlässigsten Leiter mit einigen kurzen Weisungen und kehrte eben so schnell, wie er gekommen, wieder nach Hause zurück.

Der Morgen graute am Himmel, als Harley sein Zimmer aufsuchte. Um dahin zu gelangen, mußte er an Violanten's Thüre vorbei. Sein Herz quoll über von dankbarer, unaussprechlicher Zärtlichkeit, er blieb stehen und küßte die Schwelle. Als er in seinem Zimmer stand – das nämliche, welches er in früher Jugend bewohnt hatte – fühlte er seine Brust von einer jahrelangen Bürde befreit. Die freudige, göttliche Spannkraft des Geistes, welche in dem Morgen seines Lebens sich der Zukunft, wie der Vogel dem Aether, entgegenschwingt, durchdrang sein ganzes Sein. Ein griechischer Dichter meint, die höchste Glückseligkeit liege in der plötzlichen Linderung eines Schmerzes, es gibt noch ein edleres Glück: das entzückende Bewußtsein der Befreiung von einem schuldhaften Gedanken. Neben dem Bette, an welchem

er als Knabe gekniet hatte, kniete Harley jetzt wieder. Der Hochgenuß des Gebetes, welcher ihm versagt gewesen, seit er sich in der Verblendung der Leidenschaft zu sündhaften Plänen, die er dem Allbarmherzigen nicht zu gestehen wagte, hatte hinreißen lassen, war ihm zurückgegeben. Als er aber sein Knie beugte, fühlte er sich nicht mehr in so gehobener Stimmung, wie vorher. Das Gefühl der Gefahr, welcher seine Seele entronnen war, die Erkenntniß der Schuld, zu welcher ihn der Böse verlockt hatte, stieg mit allen ihren Schrecken klar vor seinem Blicke auf; er schauderte voll Abscheu vor sich selbst. Und ihm, dem es noch vor wenigen Stunden so unmöglich gedeucht hatte, seinem Nebenmenschen zu verzeihen, war jetzt zu Muthe, als seien Jahre nützlichen und wohlthätigen Wirkens erforderlich, um seine reuige Seele von der Erinnerung an eine einzige häßliche Leidenschaft zu reinigen.

## ZWEIUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

Während Harley in solcher Weise die Stunden der Nacht der Sorge für die Lebenden widmete, hielt Audley Egerton mit den Todten Zwiesprache. Er hatte den Bericht von Nora's verstummtem Herzen aus einem Stoß von Papieren, zwischen welche er hineingerathen war, hervorgezogen. Mit wehmüthigen Staunen sah er, wie er einst geliebt worden war. Was waren alle die Erfolge, welche der einsame Staatsmann mit seinem ehrgeizigen Streben errungen, im Vergleich mit der glorreichen Herrschaft, die er verloren hatte – mit diesen Schätzen

einer lieblichen Phantasie, diesen Welten köstlicher Erregung, jenem Unendlichen, das der göttlichen Sphäre angehört und den genialen Geist mit menschlicher Liebe verbindet? Seine positive und irdische Natur lernte zum ersten Male, wie zur Strafe, jenen höheren, ätherischen Gast vom Himmel begreifen, der einst mit einem Seraphslächeln durch die vergitterten Fenster seines ehernen Lebens hereingeschaut hatte – jene himmlische Verklärung der Liebe, jenes Ueberströmen des Gefühls, unter dessen warmem Hauche die erdeverschönernde Einbildungskraft der Idee des Schönen die verschiedensten Formen verleiht. Von alle Dem, als es ganz sein eigen war, hatte er sich halb müde, halb ungeduldig weggewendet und es Uebertreibungen einer romantischen Träumerei genannt; und jetzt, da sie für die Welt auf immer verloren waren, deutete er sie richtig als Wahrheiten. Wahrheiten waren sie, obschon Sinnentäuschungen. Der Philosoph versichert uns, der Farbenglanz, welcher das All bedeckt, liege nicht auf der Oberfläche, wo wir ihn zu sehen meinen, sondern in unsern eigenen Augen; allein man nehme die Farben aus dem All, und welche Philosophie kann uns einreden, daß dasselbe keinen Verlust erlitten habe?

Aber als Audley in dem Manuscripte an die Stelle kam, die, freilich nur unvollkommen, die eigentliche Veranlassung zu Nora's Flucht erzählte – als er sah, wie Levy aus einem ihm unerklärlichen Grunde seiner jungen Gattin jene kränkenden Zweifel eingeflößt, den Trauungsakt als einen Betrug dargestellt, sich hiefür auf Audley's eigene,

kurze, empfindliche Briefe an Nora berufen und ihr so unter Benutzung ihrer geringen Lebenserfahrung einer und ihres ängstlich strengen Sittlichkeitsgefühls andererseits in einem Zustande, der für ihre Vernunft fürchten ließ, die Ueberzeugung von ihrer Schande beigebracht hatte – da verfinsterte sich seine Stirne, und seine Faust ballte sich. Er stand auf und schritt geraden Wegs nach Levy's Zimmer. Er fand es leer – er frug nach ihm und hörte, Levy sei ausgegangen und habe hinterlassen, er werde wohl über Nacht fort bleiben. Ein Glück vielleicht für Audley – ein Glück für den Baron – daß sie sich nicht begegneten. In jener Stunde wäre, ungeachtet der Warnungen seines Freundes, der Durst nach Rache bei Eger-ton wohl eben so mächtig gewesen, wie bei Harley, und nicht, wie bei Letzterem, abgelenkt worden.

Audley ging in sein Zimmer zurück und las den tragischen Bericht zu Ende. Er folgte dieser geliebten Hand, wie sie unter den Folterqualen der Ungewißheit und der Verzweiflung erbebte; – er sah, wo heiße Thränen niedergefallen waren; – er sah, wo die Hand inne gehalten, wo sie den Satz nicht vollendet hatte; – im Geiste begleitete er seine schwer heimgesuchte Gattin auf der traurigen Reise nach der Heimath ihrer Mädchenjahre und erblickte sie vor sich, wie er sie zum letzten Male gesehen hatte, sogar im Tode noch schöner, als ihm seither je das Antlitz eines lebenden Weibes gedünkt hatte; – und als er sich über die letzten Worte niederbeugte, und der leere Raum, welchen sie auf dem Blatte lieäsen, sich

unter den zitternden, von Thränen verwischten Schriftzügen bleich ausdehnte – bleich und leer, wie die Stätte entschwundener Liebe – da fühlte er sein Herz plötzlich stille stehen, dessen Schlag gehemmt zugleich mit dem Schlusse des Berichtes. Es rührte sich wieder, aber schwach – so schwach! Das Athemholen machte ihm Mühe und Schmerz, es schwindelte ihm vor den Augen. Allein die beharrliche Uebung in festem und namhaftem Ueberwinden kam ihm auch jetzt zu Hülfe – sein Wille kämpfte noch gegen die Krankheit – das Leben sammelte sich wieder, wie das Licht der verlöschenden Kerze aufflackert. Als Harley am andern Morgen in das Zimmer seines Freundes trat, schlief Egerton. Aber der Schlaf schien vielfach gestört worden zu sein; der Athem ging hart und schwer; die Bettdecke hatte sich verschoben, wie es zu geschehen pflegt, wenn man sich in Folge unruhiger Träume herumwirft; der kräftige, sehnige Arm, die breite, athletische Brust waren zum Theil entblößt. Seltsamer Weise ließ die tödtliche innere Krankheit dem Körper so viel scheinbare Kraft, daß der schlafende Dulder dem ungebübten Auge als das Bild lebensfrischer Gesundheit erschien. Die eine Hand war mit unbequemer Anstrengung unter die Kissen gedrückt; sie hielt die verhängnißvollen Papiere gefaßt; einige Blätter sahen hervor, und wo die Schriftzeichen von Nora's Thränen erzählten, da waren feuchte Spuren von vielleicht noch bitterern Zähnen.

Harley fühlte sich tief ergriffen; und als er vor dem Bette stand, wachte Egerton mit einem schweren Seufzer auf. Verwirrt hafteten seine Blicke bald auf diesem, bald

auf jenem Gegenstande, bis sie auf Harley ruhen blieben. Er lächelte und sagte:

»So frühe? Ah – richtig, es ist heute der Tag unseres großen Schifferstechens. Wir werden die Strömung gegen uns haben; aber du und ich zusammen – wann hätten wir je verloren?«

Egerton redete irre, sein Geist war zu den alten Tagen von Eton zurückgewandert. Aber Harley hielt seine Worte für eine bildliche Anspielung auf den gegenwärtigen wichtigeren Kampf.

»Wahr, mein Audley, du und ich zusammen, wann hätten wir ihn verloren? Aber willst du nicht aufstehen? Ich möchte, daß du am Orte der Abstimmung wärest, um mit deinen Wählern, wenn sie anrücken, einen Händedruck zu wechseln. Um vier Uhr wirst du erlöst und die Wahl gewonnen sein!«

»Die Wahl! Wie? – was?« sagte Egerton, nach und nach zu sich kommend. »Ich erinnere mich jetzt, ja – ich nehme diesen letzten Freundesdienst noch von dir an. Ich sagte immer, ich wolle im Harnisch sterben. Oeffentliches Leben – ich habe kein anderes. Ah, ich träume schon wieder! Harley! – meinen Sohn – meinen Sohn!«

»Du sollst ihn nach vier Uhr sehen. Ihr werdet stolz auf einander sein. Aber eile, dich anzukleiden. Soll ich deinem Diener läuten?«

»Thue es,« versetzte Egerton kurz und in die Kissen zurücksinkend.

Harley verließ das Zimmer und schloß sich Randal und einigen bedeutenderen Mitgliedern des blauen Comite's an, die bereits ein hastiges Frühstück einnahmen.

Alle waren ängstlich und aufgereggt außer Harley, der, seinem italienischen Mäßigkeitsprincipe treu, mit heiterer Fassung seine gerösteten Brodschnitten in seinen Kaffee tauchte. Randal rang vergebens nach gleicher Ruhe; denn, obwohl seiner Erwählung sicher, mußte er sich doch sagen, daß die derselben folgende Scene seine ganze Kunst des Heuchelns in Anspruch nehmen werde. Er hatte dann mitten in der schönsten Freude tiefe Betrübniß an den Tag zu legen, die Rolle schicklichen, hochsinnigen Bedauerns zu spielen, daß durch einen eigensinnigen Zufall, eine unvorhergesehene Stimmenzersplitterung Randal Leslie's Sinn mit Audley Egerton's Niederlage erkaufte worden sei. Und überdies ließ ihm die Erwartung keine Ruhe, den Squire zu sehen und in den Besitz des Geldes zu gelangen, womit er das theuerste Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen hoffte. Das Frühstück war bald zu Ende. Die Comitemitglieder suchten ihre Hüte und sahen auf ihre Uhren, womit sie das Zeichen zum Aufbruch gaben; aber noch immer zeigte sich kein Squire Hazeldean. Harley trat durch die Fensterthüre auf die Terrasse hinaus, indem er Randal winkte, der seinen Hut nahm und folgte.

»Mr. Leslie,« sagte Harley, indem er sich an die Balustrade lehnte und Nero's rauhen, ehrlichen Kopf nachlässig streichelte, »Sie werden sich erinnern, daß Sie die

Güte hatten, sich mir gegenüber zu der Erklärung gewisser, mit dem Grafen di Peschiera in Verbindung stehender Umstände zu erbieten, nachdem Sie diese Erklärung dem Herzog von Serrano bereits gegeben hatten; und ich erwiderte damals, meine Gedanken seien für den Augenblick mit der Wahl beschäftigt, sobald aber diese beendet, würde ich sehr gerne jeder, Sie und meinen alten Freund, den Herzog, betreffenden Mittheilung, womit sie mich zu beehren die Gefälligkeit haben sollten, Gehör schenken.«

Diese Anrede überraschte Randal und trug nicht eben zur Beruhigung seiner Nerven bei. Indessen antwortete er schnell besonnen:

»Hierin, sowie in jedem anderen Punkte, der auf Ihr Urtheil über mich von Einfluß sein konnte, wird es meine angelegentlichste Sorge sein, die kleinsten Zweifel zu beseitigen, der in Ihren Augen auf meiner Ehre haften kann.«

»Sie sprechen ungemein gut, Mr. Leslie, kein Mensch kann sich schöner ausdrücken; und ich will Sie um so unbedenklicher beim Worte nehmen, weil sich der Herzog die Abneigung seiner Tochter, die Zusage zu erfüllen, an welcher seine Ehre hängt, wenn die Ihrige fleckenlos dasteht, in hohem Grade anfechten läßt. Ich darf mich einigen Einflusses auf die junge Dame rühmen, da ich den schändlichen Anschlag Peschiera's gegen sie vereiteln half; und der Herzog dringt in mich, Ihre Erklärung zu hören, weil er glaubt, ich könnte, wenn sie mich ebenso befriedigt, wie ihn, sein Kind mit der Werbung eines

Freiers aussöhnen, der gegen einen so gefürchteten Duellanten, wie Peschiera, sogar sein Leben gewagt haben würde.«

»Lord L'Estrange,« versetzte Randal mit einer Verbeugung, »Sie würden mich in der That tief verpflichten, wenn Sie dieses Widerstreben Seitens meiner Verlobten beseitigen könnten, das allein mein Glück trübt, und das meiner Werbung auf der Stelle ein Ende machen würde, müßte ich es nicht einer ungenauen Kenntniß meiner Person zuschreiben, und hätte ich nicht die Hoffnung, dadurch, daß ich mein ganzes Leben dem Dienste meiner Gattin widme, Zutrauen und Liebe bei ihr zu erwecken.«

»Kein Mensch kann schöner sprechen,« widerholte Harley noch einmal, scheinbar von tiefer Bewunderung ergriffen; und er betrachtete auch wirklich Randal, wie wir eine seltene Merkwürdigkeit betrachten. »Es freut mich, Ihnen meinerseits mittheilen zu können,« fuhr L'Estrange fort, »daß, wenn Ihre Heirath mit der Tochter des Herzogs von Serrano statt findet –«

»Wenn!« unterbrach ihn Randal.

»Ich bitte um Entschuldigung, daß ich etwas als bedingt hinstellte, dessen sicheres Eintreffen Sie als ein Recht betrachten – ich will mich besser ausdrücken: sobald Ihre Heirath mit dieser jungen Dame statt findet, werden Sie wenigstens eine Klippe vermeiden, an der viele feurige junge Männer gleich bei dem Antritt der großen Reise gescheitert sind. Sie werden keine unkluge Verbindung eingehen. Mit Einem Worte, ich erhielt

gestern eine Depesche von Wien, welche die vollständige Begnadigung und formgerechte Wiederbelehrung Alphonso's, Herzogs von Serrano, enthält. Und ich kann noch beifügen, daß die österreichische Regierung, welche in unserem Lande zuweilen mißverstanden wird, an ihre eigenen Gesetze gebunden ist und dem Herzoge, nach Wiedereinsetzung in seine Würden, in keiner Weise die Wahl seines Schwiegersohnes oder die Verfügung über sein Eigenthum, das auf sein Kind übergeht, vorschreiben kann.«

»Und weiß der Herzog von seiner Zurückberufung?« rief Randal, die Wangen glühend, das Auge funkelnd.

»Nein. Ich spare diese gute Neuigkeit und noch einiges Andere auf, bis die Wahl vorüber ist. Aber Egerton läßt uns trostlos lang warten, Ah, da kommt sein Kammerdiener.«

Audley's Diener trat zu ihnen. »Mr. Egerton fühlt sich heute etwas schlimmer, als gewöhnlich, mein Lord; er bittet, ihn zu entschuldigen, daß er Sie jetzt nicht in die Stadt begleiten kann. Er wird nachkommen, wenn seine Anwesenheit durchaus nöthig ist.«

»Nein. Sagen Sie ihm, er möge sich in aller Ruhe pflegen. Ich hätte nur gewünscht, er wäre selbst Zeuge seines Triumphes gewesen – das ist alles. Richten Sie aus, daß ich ihn auf dem Abstimmungsplatze vertreten wolle. Gentlemen, sind Sie bereit? Wir wollen gehen.«

Die Abstimmungsbude war in der Mitte des Marktplatzes aufgeschlagen. Das Abstimmen hatte bereits begonnen, und Mr. Avenel und Leonard standen schon

auf ihren Posten, um ihren Wählern, die an ihnen vorüberzogen, Gruß und Dank auszudrücken. Randal und L'Estrange betraten unter lauten Hurrahs und unter den Klängen des Nationalliedes: ›Sieh', der siegreiche Held erscheint«, die Bude. Die Wähler hielten in rascher Aufeinanderfolge ihren Durchgang. Diejenigen, welche ausschließlich nach Grundsatz oder Farbe – was auf das Gleiche hinauslief – abstimmten und deßwegen einer sogenannten ›Behandlung« nicht zugänglich waren, kamen zuerst und gaben ihre Stimmen entschieden entweder den beiden blauen oder den beiden gelben Candidaten. Nach Verfluß einer halben Stunde waren die Gelben um ungefähr zehn vor den Blauen voraus. Dann begann eine Zersplitterung der Stimmen und gestattete keine weitere Vermuthungen über das Endresultat. Nach Ablauf der ersten Stunde hatte Leonard Fairfield fünf Stimmen mehr, als alle Anderen, Randal fünfzehn mehr, als Audley Egerton, und zwei mehr, als Dick Avenel. Randal verdankte diesen Platz auf der Liste denjenigen Wählern, welche ihm durch Harley's persönliche Anstrengungen verschafft worden waren, und er war sehr erfreut, daß ihm Lord L'Estrange nicht eine einzige, auf solche Weise erhaltene Zusage entzogen hatte. Zugleich war dies ein prächtiges Vorzeichen für Harley's Bereitwilligkeit, seinen, Randal's, versprochenen ›Erklärungen« Glauben zu schenken. Kurz, die ganze Wahl schien gerade so zu gehen, wie er berechnet hatte. Aber um zwölf Uhr traten in der Stellung der vier Bewerber einige Veränderungen ein. Dick Avenel hatte allmählig Boden gewonnen und nicht nur Randal,

sondern auch Leonard übersprungen. Er stand mit einer Mehrheit von Zehn oben an. Dann kam Randal. Audley war um zwanzig hinter Randal, Leonard um vier Stimmen hinter Audley zurück.

Mehr, als die Hälfte der Wahlberechtigten, hatte abgestimmt, aber noch kein einziges Mitglied der beiderseitigen Comites und noch kein einziger Mann aus der gefürchteten Schaar der Hundert und fünfzig.

Das Abgeben der Stimmen erfolgte jetzt merklich langsamer. Randal sah sich im Kreise um, nach einer Gelegenheit spähend, Dick zu fragen, ob er wirklich seine eigene Bewerbung statt derjenigen seines Neffen fest halten wolle, als er bemerkte, daß Harley verschwunden war; und gleich darauf erhielt Randal ein Billet, das ihn nach dem Comitezimmer beschied. Er machte sich eiligst dahin auf.

Als er sich durch die Leute, welche das Vorzimmer einnahmen, in der Richtung nach der Thüre des Comitezimmers hindurchdrückte, faßte ihn Levy am Arme und flüsterte: »Sie fangen da drinnen an, für Egerton zu fürchten, sie möchten einen Vergleich, um seine Erwählung zu sichern; sie werden Ihnen vorschlagen, zurückzutreten, wenn Avenel seinen Neffen zu dem gleichen Schritte vermöge. Lassen Sie sich nicht fangen. L'Estrange wird Ihnen wohl die Frage vorlegen; allein – im tiefsten Vertrauen – ihm selbst wäre Egerton's Niederlage das Liebste. Glauben Sie mir und halten Sie Stand.«

Randal antwortete nicht, sondern trat, als ihm die Menge Platz machte, in das Zimmer. Levy folgte. Die Thüren wurden sofort wieder geschlossen. Das ganze blaue Comite war versammelt. Die Leute sahen erhitzt, ängstlich und erwartungsvoll aus. Lord L'Estrange, der allein unter Allen eine kalte Ruhe bewahrte, stand oben an der langen Tafel. Aber auch seine Stirne war gedankenvoll. »Ja,« sagte er zu sich selbst, »ich will diesem jungen Manne volle Gelegenheit geben, sich gegen seinen Wohlthäter dankbar zu zeigen; und erprobt er sich hier, so will ich ihm wenigstens eine öffentliche Brandmarkung seiner anderweitigen Unredlichkeiten ersparen. Bei seiner Jugend muß doch *einiges* Gute in ihm sein – zum mindesten dem Manne gegenüber, welchem er alles verdankt.«

»Mr. Leslie,« sagte L'Estrange laut, »Sie kennen den Stand der Abstimmung. Unser Comite ist der Ansicht, daß, wenn Sie auf Ihrer Bewerbung beharren, Egerton durchfallen muß. Er fürchtet, die Gelben möchten, da Leonard Fairfield wenig Aussicht hat, ihre zweite Stimme nicht an ihn wegwerfen, sondern auf Sie übertragen, um Egerton auszuschließen. Treten Sie zurück, so ist für Egerton keine weitere Gefahr vorhanden. Es liegt Grund zu der Vermuthung vor, Leonard könnte dann gleichfalls zum Rücktritt bewogen werden.«

»Sie haben von Egerton nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu fürchten,« flüsterte Levy. »Er ist vollständig zu Grunde gerichtet; und wenn er unterliegt, so wandert er in den Schuldthurm. Die Bailiffe warten auf ihn.«

Noch immer war Randal stumm; und ob dieses Schweigens entstand ein unwilliges Gemurmel unter den einflußreicheren Mitgliedern des Comite's. Denn obwohl Audley persönlich nicht sehr beliebt war, so mußten sie doch einem so hervorragenden Kandidaten ihr Hauptaugenmerk zuwenden, und sie hätten sich den Gelben gegenüber höchst kläglich ausgenommen, wenn ihr großer Mann durch denselben Kandidaten, der zu seiner Unterstützung vorgeschlagen worden war – durch einen jungen Menschen, den Niemand kannte – ausgestochen wurde. Eitelkeit und Patriotismus steigerten ihren Unwillen.

»Sehen Sie, junger Sir,« rief ein reicher, derber Schlächtermeister, »man hatte sich, wie billig, dahin vereinbart, daß Mr. Egerton gesichert sein solle. Sie hatten keinen andern Anspruch an uns, als den eines Kampfgenossen in zweiter Linie. Und wir Alle sind erstaunt, daß Sie nicht auf der Stelle erklären: ›Egerton muß gerettet werden, natürlich!‹ Entschuldigen Sie meine Freiheit, Sir; es ist jetzt keine Zeit zu leeren Redensarten.«

»Lord L'Estrange,« sagte Randal, sich milde von dem Schlächter wendend, »stellen Sie, als der Erste hier an Rang und Einfluß und als Mr. Egerton's besonderer Freund an mich das Verlangen, meine eigene Erwählung und die, wie es scheint, entschiedenen Wünsche der Mehrheit der Wahlberechtigten zum Opfer zu bringen, damit Mr. Egerton eine immerhin zweifelhafte Aussicht eröffnet werde, statt meiner durchzudringen?«

»Ich stelle an Sie kein Verlangen, Mr. Leslie. Es ist dies eine Gefühls- oder Ehrensache, welche ein Gentleman recht gut für sich entscheiden kann.«

»Ist ein solches Abkommen zwischen Eurer Lordschaft und mir getroffen worden, als Sie mir zuerst Ihre Theilnahme schenkten und in Person für mich warben?«

»Gewiß nicht. Gentlemen, stille! Eines solchen Abkommens habe ich mit keiner Sylbe erwähnt.«

»Ebenso wenig Mr. Egerton. Worin auch die von dem geehrten Wahlmann, der mich anredete, genannte Vereinbarung bestanden haben mag – ich habe mich nicht dabei betheiliget. Ich bin überzeugt, Mr. Egerton ist der Letzte, der wünschen würde, seine Erwählung einem Kunstgriffe, womit man auf die Wähler mitten in der Abstimmung einen Druck ausübt, sowie einer nach dem Urtheile der Welt sehr unschönen Behandlung meiner selbst zu verdanken, auf den alle mit der Bewerbung verbundenen Plackereien gefallen sind.«

Wieder erhob sich das Gemurmel. Aber Randal's Haltung war so entschieden, daß sie den Unwillen niederhielt und ununterbrochenes, wenn auch eiskaltes und halb verächtliches Gehör erzwang.

»Nichtsdestoweniger,« nahm Randal wieder auf, »würde ich augenblicklich zurücktreten, hätte ich nicht die feste Ueberzeugung, ich werde alle Anwesenden, die mich jetzt zu verdammen scheinen, überzeugen können, daß ich ganz in Mr. Egerton's Sinne handle. Dieser Gentleman ist bekanntlich nie in Ihre Mitte getreten, hat sich

nie in eigener Person beworben, hat keine weitere Anstrengungen gemacht, mit Ausnahme einer Rede, die augenscheinlich nur eine Vertheidigung seiner früheren politischen Laufbahn sein sollte. Was bedeutet alles das? Einfach, daß sein Auftreten lediglich eine Formsache war, um den Wünschen seiner Partei, die aber seinen eigenen Neigungen nicht entsprechen, zu willfahren.«

Die Comitemitglieder sahen sich erstaunt und zweifelnd an. Randal erkannte den errungenen Vortheil und verfolgte ihn mit einem Takt und einer Gewandtheit, die zeigten, daß er ungeachtet seiner mangelhaften rednerischen Anlagen die Befähigung zu einem geschickten Opponenten in sich hatte.

»Ich will offen gegen Sie sein, Gentlemen! Mein Charakter, mein ernstliches Verlangen, mit Ihnen auf gutem Fuße zu stehen, machen es mir zur Pflicht. Mr. Egerton wünscht vorerst nicht, in das Parlament zu kommen. Er ist im höchsten Grade leidend; seine Privatangelegenheiten nehmen seine ganze Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch. Ich stehe ihm, ich darf es wohl sagen, so nahe wie ein Sohn. Er ist um meinen Erfolg sehr besorgt; Lord L'Estrange sagte mir erst gestern Abend sehr richtig, ›besorgter für meinen Erfolg, als für seinen eigenen«. Nichts würde ihn mehr freuen, als sich sagen zu können, daß ich im Parlamente, wenn auch nur mit schwachen Kräften, jenen großen Interessen diene, die mit seiner gewohnten Energie in der gegenwärtigen Krisis zu vertheidigen er weder Gesundheit noch Muße genug hätte. Später allerdings wird er ohne Zweifel allerdings auf den Kampfplatz

zurückzukehren suchen, auf welchem er einen so ausgezeichneten Platz einnimmt; und wenn die Aufregung des Volkes, welche die Ungerechtigkeit desselben im Gefolge hat, vorüber ist, welcher Wahlbezirk wird nicht stolz sein, einen solchen Mann seinen Vertreter zu nennen? Zur Unterstützung des Gesagten und zum Beweise für dessen Richtigkeit berufe ich mich jetzt auf Mr. Egerton's eigenen Bevollmächtigten – einen Gentleman, der ungeachtet seines ungeheuren Vermögens und seiner gesellschaftlichen Stellung eingewilligt hat, auf eigene Kosten für diesen groben Staatsmann zu wirken. So frage ich Sie denn mit gebührender Achtung, Baron Levy – ist Mr. Egerton nicht im höchsten Grade leidend und der Ruhe bedürftig?«

»So ist es,« sagte Levy.

»Und fordern nicht seine Angelegenheiten seine ernstliche und ungetheilte Aufmerksamkeit?«

»Ja wohl,« versetzte der Baron. »Gentlemen, ich habe für meinen ausgezeichneten Freund gegen die Angaben seines Adoptivsohnes, Mr. Leslie, nichts vorzubringen.«

»Dann kann ich weiter nichts sagen,« rief der Schlichter mit seiner mächtigen Faust auf den Tisch schlagend, »als daß Mr. Egerton sich gegen uns verdammt unschön benommen hat und uns zum Gespötte des ganzen Wahlbezirkes machen wird.«

»Ruhig, ruhig!« sagte Hamen »Da hinten klopft Jemand an die Thüre. Entschuldigen Sie.«

Harley verließ das Zimmer, aber nur für eine oder zwei Minuten. Nachdem er wieder eingetreten, wandte er sich an Randal.

»Haben wir hienach anzunehmen, Mr. Leslie, daß Ihre Absicht ist, nicht zurückzutreten?«

»Woferne nicht Eure Lordschaft mich förmlich zu dem Gegentheile hindrängen, möchte ich antworten: ›Man lasse der Wahl ihren Lauf, und Jeder möge deren Ergebniß abwarten!‹ Solches scheint mir ehrlich, männlich, *englisch*« (großer Nachdruck auf dieses letztere Beiwort) »und ehrenhaft gehandelt.«

»So sei es,« versetzte Harley; ›Jeder möge das Ergebniß der Wahl abwarten. Mr. Leslie, wir wollen Sie nicht länger aufhalten. Gehen Sie auf den Abstimmungsplatz zurück – Einer der Kandidaten sollte dort sein; und Sie, Baron Levy, ersuche ich, sich sie gleichfalls dahin zu begeben, und Denjenigen zu danken welche noch immer für Mr. Egerton stimmen.«

Levy verbeugte sich und verließ Arm in Arm mit Randal das Gemach.

»Prächtig, prächtig!« sagte der Baron. »Sie haben einen wundervollen Kopf.«

»Gleichwohl hat mir L'Estrange's Blick nicht gefallen. Aber er kann mir jetzt nicht mehr schaden; die Stimmen, welche er mir statt Egerton verschaffte, sind bereits abgegeben. Das Comite wird vielleicht nicht für mich stimmen; allein dann sind immer noch Avenel's Leute im Rückhalt. Ja, die Wahl ist in Wirklichkeit vorüber.

Wenn wir zurückkommen, wird Hazeldean mit dem Gelde zum Ankaufe des Eigenthums meiner Ahnen eingetroffen sein. Doctor Riccabocca ist in die Lande und Titel von Serrano wieder eingesetzt; – was kümmere ich mich weiter um Lord L'Estrange? Und doch gefiel mir sein Blick nicht.«

»Pah, Sie haben gerade das gethan, was er wollte. Es ist mir verboten, mehr zu sagen. Hier sind wir an der Bude. Ein neuer Anschlag seit unserer Abwesenheit. Wie stehen die Zahlen? Avenel vierzig vor Ihnen, Sie dreißig vor Egerton's und Leonard Fairfield noch immer der letzte. Aber wo sind Avenel und Fairfield?«

Diese beiden Candidaten waren verschwunden, vielleicht in dem Zimmer ihres eigenen Comite's. Kaum hatte sich die Thüre hinter Randal und dem Baron geschlossen, so sprang Lord L'Estrange inmitten des zornigen Getöses, welches nach ihrem Weggehen ausbrach, auf den Tisch. Diese Bewegung und sein Blick stellte allgemeines Schweigen her.

»Gentlemen, in unsern Händen liegt es, einen von unsern Candidaten durchzubringen und zwischen Beiden eine Wahl zu treffen. Sie haben Mr. Leslie und Baron Levy gehört. Auf ihre Angaben erwidere ich nur dies: – Das Land ist Mr. Egerton's bedürftig, und er ist ohne Rücksicht auf seine Gesundheit oder seine Angelegenheiten bereit, diesem Rufe zu folgen. Wenn er sich nicht selbst beworben hat – wenn er nicht in diesem Augenblicke

vor Ihnen erscheint, so reden für ihn mehr als zwanzigjährige Dienste. Welchen also von den beiden Candidaten wählen Sie zu Ihrem Vertreter – einen erprobten Staatsmann oder einen bartlosen Knaben? Beide besitzen Ehrgeiz und Fähigkeit. Bei dem Einen sind diese Eigenschaften mit der Geschichte eines ganzen Landes verwoben und (was jetzt zu seinen Ungunsten angeführt wird) mit einer Hingebung gepaart, die eine kraftvolle Gestalt gebrochen und ein fürstliches Vermögen zu Grunde gerichtet hat. Der Andere bekundet seinen Ehrgeiz damit, daß er sie auffordert, ihn seinem Wohlthäter vorzuziehen, und beweist seine Fähigkeit durch die Entschuldigungen, welche er für seinen Undank vorbringt. Wählen Sie zwischen den Beiden – zwischen einem Egerton und einem Leslie!«

»Egerton für immer!« rief die ganze Versammlung wie mit Einer Stimme, und ließ ein Grunzen für Leslie darauf folgen.

»Aber,« bemerkte ein ernstes und verständiges Comitemitglied, »haben wir denn auch noch eine Wahl? Liegt nicht die Entscheidung bei den Gelben? Ist Eure Lordschaft nicht zu sanguinisch?«

»Oeffnen Sie die Thüre dort hinten; eine Deputation unserer Gegner wartet in dem Zimmer auf der unteren Seite des Ganges. Lassen Sie dieselben eintreten.«

Athemloses Schweigen, während Harley's Befehl befolgt wird. Und bald, zu großem Staunen des Comite's, trat Leonard Fairfield selbst, von sechs Hauptführern der gelben Partei geleitet, in das Zimmer.

*Lord L'Estrange.* – »Mr. Fairfield, Sie haben uns in Beziehung auf Ihre eigenen und Mr. Avenel's Person mit Genehmigung Ihres Comite's einen Vorschlag zu machen?«

*Leonard* (an den Tisch vortretend). – »Ja. Wir sind überzeugt, daß keine Partei ihre beiden Candidaten durchsetzen kann. Mr. Avenel ist gesichert. Die einzige Frage ist, welcher von Ihren beiden Candidaten der Wählerschaft am meisten Ehre bringt. Mein Rücktritt, den ich anzubieten im Begriffe bin, wird eine hinreichende Anzahl Stimmen zur Verfügung stellen, um entweder Mr. Egerton's oder Mr. Leslie's Triumph zweifellos zu machen.«

»Egerton für immer!« riefen die aufgeregten Blauen

»Ja – Egerton für immer,« sagte Leonard mit erglühender Wange. »Wir mögen seine politischen Ansichten nicht theilen, aber wer nennt uns diejenigen Mr. Leslie's? Wir mögen mit dem Politiker nicht übereinstimmen, aber wer wäre nicht stolz auf den Senator? Ein großer, unberechenbarer Vorthail erwächst einer Wählerschaft, die einen ausgezeichneten Mann in das Parlament schickt. Sein Ruhn adelt den Ort, welchen er vertritt, erhält den öffentlichen Geist, erhöht das männliche Interesse an allem, was die Nation betrifft. So oft seine Stimme dem versammelten Parlament Schweigen auferlegt, erinnert sie uns an unser gemeinsames Vaterland; und selbst die Besprechungen zwischen den Wählern, welche seine Stimme hervorruft, klären das Verständniß der Letzteren für das öffentliche Wohl und theilen ihnen die Schärfe seines Blickes mit, welcher über ihren Interessen wacht

und ihre Aufmerksamkeit fesselt. Also Egerton für immer! Muß unsere Partei der Erwählung eines der Gegner zustimmen, so wollen wir uns Alle darin vereinigen, den Würdigsten auszulesen. Mein Lord L'Estrange, wenn ich dieses Zimmer verlasse, so geschieht es, um meinen Rücktritt zu verkündigen, und um Diejenigen, welche mir ihre Stimmen versprochen haben, zu bitten, daß sie dieselben auf Mr. Audley Egerton übertragen.«

Unter den dröhnenden Hurrahs, welche dieser Rede folgten, näherte sich Leonard Harley: »Mein Lord, ich habe Ihren Wünschen gehorcht, wie sie mir von meinem Onkel mitgetheilt wurden, der in diesem Augenblick anderswo mit deren Vollziehung beschäftigt ist.«

»Leonard,« sagte Harley, gleichfalls mit gedämpfter Stimme, »Sie haben Audley Egerton gerettet, was Sie allein ihm retten konnten – den Triumph über einen treulosen Untergebenen, die Fortsetzung der einzigen Laufbahn, welche bisher der Trost und die Freude seines Lebens gewesen ist. Er muß Ihnen mit seinen eigenen Lippen danken. Kommen Sie nach dem Schlusse der Abstimmung in den Park. Dort sollen dann die für Beide nöthigen Erklärungen gegeben und entgegengenommen werden.«

Dann verbeugte sich Harley gegen die Versammlung und fuhr mit erhobener Stimme fort:

»Gentlemen, gestern bei der Vorstellung der Candidaten habe ich Bemerkungen fallen lassen, welche Mr. Fairfield mit Recht kränkten. In Ihrer Gegenwart nehme ich dieselben nach allen Seiten hin zurück und spreche mein

aufrichtiges Bedauern darüber aus. In Ihrer Gegenwart bitte ich ihn um Verzeihung und erkläre, daß, wenn er mir seine Freundschaft schenken will, ich ihn in meiner Achtung und Liebe an die Seite des Staatsmannes stellen will, welchen er seinem Vaterlande zurückgegeben hat.«

Leonard umfaßte die ihm dargebotene Rechte mit beiden Händen und eilte dann, von seinen Gefühlen überwältigt, aus dem Zimmer. Die Blauen und Gelben begrüßten sich gegenseitig und freuten sich über den getroffenen Vergleich, der allen Parteizwist beendigen, den Frieden des Bezirks sichern und ruhigen Leuten, welche sich den Tag vorher noch verabscheut und einander Gewerbe und Kundschaft zu untergraben gelobt hatten, die Annehmlichkeit freundschaftlichen und brüderlichen Zusammenlebens gestatten werde – bis zur nächsten allgemeinen Wahl.

Unterdessen war die Abstimmung langsam, wie bisher, weiter geschritten – noch immer zu Randal's Vortheil.

»Nicht zwei Drittheile der Wählerschaft wird abstimmen,« murmelte Levy, indem er auf seine Uhr sah. »Die Sache ist entschieden. Aha, Audley Egerton! Du, der du mich einst mit unaussprechlicher Eifersucht foltertest, die solch' unbarmherzigen Haß zur Folge hatte – du, der du meine Gesellschaft verschmäht und mich einen ›Spitzbuben‹ genannt hast; eben jene Macht verachtend, welche durch deine Thorheit in meine Hände gelangte – aha, deine Zeit ist um! Und der Geist, der dir zu deiner eigenen Vernichtung dienstbar war, tritt in den Kreis, seine Beute zu ergreifen.«

»Sie sollen mein erstes Freicouvert haben, Levy,« sagte Randal, »für Ihren Brief an Mr. Thornhill's Sachwalter. Diese Wahlgeschichte ist vorüber; wir müssen jetzt sehen, was uns sonst noch zu thun übrig bleibe.«

»Was zum Teufel soll dieses Plakat!« rief Levy, erbleichend.

Randal blickte auf. Ueber den Marktplatz her bewegte sich, gefolgt von einer ungeheuern Menschenmenge, hoch über den Köpfen Aller eine gelbe Tafel, die wie ein Komet durch die Luft zu wandern schien:

Zwei Uhr Nachmittags.

Fairfield's Rücktritt.

*Gelbe!*

Stimmt für Avenel und Egerton!

(Unterzeichnet)

Gelbes Comite. Timothy Alljack.

»Was für eine höllische Verrätherei ist dies?« rief Randal, leichenblaß vor Entrüstung.

»Warten Sie einen Augenblick; dort ist Avenel!« sagte Levy; und an der Spitze einer andern Procession, die aus den schmutzigeren Gassen der Stadt auftauchte, schritt mit ernster Majestät der überlebende gelbe Candidat. Dick verschwand einen Augenblick im Innern eines, auf der breitesten Seite des Platzes befindlichen Speereiladens, um auf einem Balkone des ersten Stockwetkes dicht über einem mächtigen gelben Aushängeschild,

der das Gewerbe und die politische Ansicht des Hausbesitzers bezeichnete, wieder zum Vorschein zu kommen. Kaum war Dick, den Hut in der Hand, auf diese Rednerbühne vorgetreten, als die beiden Processionen unten Halt machten, die Musik verstummte, die Fahnen sich um ihre Stangen rollten, das Volk sich in Gehörweite drängte und sogar die Beamten an der Wahlurne die Bude verließen. Randal und Levy suchten sich mit den Andern einen Platz zu erobern. Dick auf dem Balkone war der *Deus ex machina*.

»Freie Männer und Wähler!« sagte Dick mit weithin schallender Stimme, »weil ich fand, daß die öffentliche Meinung dieses unabhängigen und erleuchteten Bezirks in zwei so gleiche Hälften getheilt ist, daß nur Ein gelber Candidat durchgebracht werden kann, und nur Ein blauer Aussicht hat, war es gestern Abend meine Absicht, mich von dem Kampfe zurückzuziehen und so allen Reibereien und bösem Blute ein Ende zu machen. (Haltet Eure Mäuler da drüben, wollt Ihr wohl!) – Ich sage es ehrlich, ich hätte lieber die Erwählung meines ausgezeichneten und talentvollen jungen Neffen – eine ehrenvolle Verwandtschaft – als meine eigene gesehen; aber er wollte nichts davon hören und schwatzte unser ganzes Comite in die irrige aber hochsinnige Ueberzeugung hinein, daß die Stadt Pfui schreien würde, wenn der Neffe in das Parlament spränge, indem er dem Onkel den Hals bricht.« (Laute Bravos des Pöbels und einzelne Rufe: »Wir wollen Euch Beide haben!«)

»Das werdet Ihr nicht, und Ihr wißt das auch recht wohl; nochmals sage ich: haltet Eure Mäuler,« nahm Dick gebieterisch und gutgelaunt wieder auf. »Laßt mich fortfahren, hört Ihr? Die Zeit drängt. Mit Einem Wort, mein Neffe hat sich entschlossen, zurückzutreten, wenn heute um zwei Uhr keine Aussicht vorhanden sei, daß wir Beide gewählt werden; und eine solche ist nicht vorhanden. Jetzt handelt es sich also für die Gelben, welche noch nicht gestimmt haben, zunächst darum, wie sie ihre zweite Stimme abgeben wollen. Wäre ich der Mann gewesen, der zurücktritt, nun, dann hätte ich aus gewissen Gründen gerathen, sie Leslie zu schenken – ein gescheiter Bursche und ziemlich scharf.«

»Hört, hört, hört!« rief der Baron kräftig.

»Aber ich darf nicht verhehlen daß mein Neffe seine eigene Ansicht hat – wie ein unabhängiger Britte, und mag er zwei Mal mein Neffe sein, sie haben soll; und seine Ansicht geht den andern Weg, und ebenso die unseres Comites.«

»Verkauft!« rief der Baron, und Einige unter der Menge schüttelten ihre Köpfe und machten ernste Gesichter – besonders Diejenigen, welche des Wunsches, erkauf zu werden, verdächtig waren.

»Verkauft! – Du bist mir ein sauberer Bursche, du mit dem Blumenstrauß im Knopfloch, um von Verkaufen zu reden. Du, der seinen eigenen Clienten verkauft hatte, wenn es nach dir gegangen wäre – das weißt du recht gut.« (Levy zog sich zurück.) »Seht, Gentlemen, das ist Levy, der Jude, der von Verkaufen spricht! Und wenn er

den Charakter dieser Wählerschaft verleumdet, so stehe ich hier, um ihn zu vertheidigen; und dort steht der Gemeindepumpbrunnen mit einem Schwengel für den Arm der Ehrlichkeit und einer Röhre für die Lippen der Falschheit!«

Am Schlusse dieser hochliegenden, ohne Zweifel irgend einem großen amerikanischen Redner entlehnten Periode wich Baron Levy unwillkürlich unter das schirmende Dach der Abstimmungsbude zurück, gefolgt von einigen unheimlichen Gelben mit sehr drohenden Geberden.

»Aber der Verleumder schleicht davon; überlaßt ihn den Vorwürfen seines Gewissens,« nahm Dick mit edler Großmuth wieder auf.

»Verkauft!« – (Das Wort tönte wie ein Trompetenstoß über den Platz hin) – »Verkauft! Nein, glaubt mir, kein einziger Mann, der für Egerton statt für Fairfield stimmt, wird, soweit es auf mich ankommt, um einen Heller besser daran sein –« (Erkältendes Schweigen) – »oder« (mit einem kaum bemerklichen Blinzeln gegen die ängstlichen Gesichter der Hundert und fünfzig, welche den Hintergrund füllten) »aber um einen Heller schlimmer.« (Laute Bravos der Hundert und fünfzig und Rufe: »Edel!«) »Ich bin kein Freund von Mr. Egerton's Politik. Aber ich bin nicht blos Politiker – ich bin auch *Mensch!* Die Gründe unseres genehteten Comite's – in welchem Geschäftsleute, zärtliche Gatten und besorgte Väter sitzen – haben Gewicht in meinen Augen. Ich selbst bin Gatte und Vater. Wenn ein nutzloser Kampf bis

zum Aeußersten fortgesetzt wird mit all' der Gehässigkeit, die er erzeugt, wer leidet darunter? – natürlich der Gewerbs- und der Arbeitsmann. Parteizwist, Verlust der Kundschaft, rücksichtslose Einforderungen des Hauszinses, Aufkündigungen – mit Einem Wort, die Schraube!«

»Hört, hört!« und »den Stimmzettel her!«

»Den Stimmzettel – von Herzen gern, wenn ich ihn bei mir hätte! Und wenn wir ihn da hätten, dann wollte ich Den sehen, der sich unterstünde, blau zu stimmen.« (Laute Bravos der Gelben.) »Aber so, wie es einmal ist, müssen wir an unsere Familien denken. Und ich darf hinzufügen, daß, wenn auch Mr. Egerton wieder in sein Amt einrückt, jedenfalls« (mit großer Feierlichkeit) »ich als sein Colleague mein Möglichstes thun werde, ihn auf der geraden Bahn zu halten; und Eure eigene Erleuchtung (denn dem Schulmeister seid Ihr entwachsen) wird ihm zeigen, daß kein Minister der öffentlichen Meinung trotzen und mit seinem täglichen Brod Streit anfangen darf.« (Vielseitiger Beifall) »In Zeiten, wie die gegenwärtigen, muß sich die Aristokratie bei der Mittel- und arbeitenden Klasse beliebt machen; und ein Parlamentsmitglied, das Minister wird, hat in Stempel-, Accise-, Zoll- und Postsachen und bei anderen Departements dieses verrosteten alten – ich wollte sagen, dieses ruhmvollen Reiches – viel zu vergeben, womit es seinen Wählern sich nützlich machen und die Vorrechte der Aristokratie mit den Ansprüchen des Volkes versöhnen kann – und ganz besonders in gegenwärtigem Falle mit den Ansprüchen des Bezirkes von Lansmere.« (Hört, hört!)

»Indem ich hienach Parteeineigungen welchen ich, wie mir scheint, in keiner Weise Vorschub zu leisten vermag) auf dem Altare des allgemeinen guten Einverständnisses zum Opfer bringe, kann ich mich dem Rücktritt meines Neffen – eine ehrenvolle Verwandtschaft – nicht widersetzen und ebensowenig meine Augen den Vortheilen verschließen, welche einem so wichtigen Bezirke und der Nation im Ganzen erstehen können, wenn die Wähler es für passend finden, meinen sehr Ehrenwerthen Schwachich wollte sagen, den sehr ehrenwerthen blauen Candidaten mir als Collegen beizugeben. Nicht, daß ich mir anmaßte, in der einen oder anderen Weise Vorschriften zu ertheilen oder einen Wunsch auszudrücken – als Familienvater sage ich Euch, Wähler und freie Männer, nur: nachdem Ihr Eurem Vaterlande durch meine Erwählung einen Dienst geleistet habt, habt Ihr Euch ritterlich das Recht verdient, an Eure Kleinen zu Hause zu denken.«

Dick legte die Hand auf das Herz, verbeugte sich anmuthig und verließ unter einstimmigem Beifall den Balkon.

Drei Minuten später hatte Dick in seiner Eigenschaft als Candidat seinen Platz in der Bude wieder eingenommen. Rasch und feurig strömten jetzt die gelben Wähler herein. Angezogen kam Emanuel Trout und gab mit fester Stimme sein Votum – ›Avenel und Egerton‹ – ab. Alle Hundert und fünfzig stimmten ebenso. Auf jede Frage: »Für wen stimmt Ihr? schlug immer und immer wieder das verwünschte Todtengeläute ›Avenel und Egerton‹ an Randal Leslie's Ohr. Der junge Mann kreuzte in finsterer

Verzweiflung die Arme über der Brust. Levy hatte in Egerton's Namen mit einer Geschwindigkeit, welche ihm den Athem benahm, die Hände zu schütteln. Gerne hätte er sich hinweggedrückt und L'Estrange aufgesucht, von welchem er vermuthete, er werde über diese Wendung des Glücksrades ebenso erzürnt sein, wie er selbst. Aber wie als Egerton's Vertreter den fortwährenden Griffen dieser hornhäutigen Hände entgehen? Ueberdies stand da gerade der Bude gegenüber der Gemeindebrunnen, und einige stämmige, wildblickende Gelbe trieben sich um denselben herum, offenbar in der Absicht, sich auf Levy zu werfen, sobald er sein gegenwärtiges Heiligthum verlassen würde. Plötzlich wich die um die Bude versammelte Menge auf die Seite – Lord L'Estrange's Wagen fuhr vor, und Harley sprang heraus, um einem grauhaarigen, gelähmten alten Manne aussteigen zu helfen. Der alte Mann blickte um sich und nickte lächelnd den Leuten zu.

»Ich bin hier – ich bin gekommen; ich bin nur ein armes Geschöpf; aber ich bin ein guter Blauer bis zuletzt!«

»Der alte John Avenel – der wackere alte John!« riefen verschiedene Stimmen.

Und John Avenel, noch immer auf Harley's Arm gestützt, trippelte in die Bude und stimmte für »Egerton«.

»Deine Hand, Vater,« sagte Dick, sich vorwärts beugend, »obwohl du nicht für mich stimmen willst.«

»Ich war ein Blauer, ehe du geboren warst,« antwortete der alte Mann mit zitternder Stimme. »Aber dennoch wünsche ich dir Glück, und Gott segne dich, mein Junge.«

Selbst die Wahlbeamten waren gerührt; und als jetzt die Menge sah, wie Dick, seinen Platz verlassend, Lord L'Estrange behülflich war, den armen John wieder in den Wagen hinein zu setzen, da übte dieses Bild von Kindesliebe inmitten der politischen Uneinigkeit – der wohlhabende, thatkräftige Sohn, der als Knabe in eben dieser Straße mit Steinen gespielt, sich durch eigene Anstrengung im Leben emporgeschwungen und es jetzt bis zum Parlamentsmitglied für seine Vaterstadt gebracht hatte, des gebrechlichen alten Vaters wartend, den selbst der Vortheil seines Sohnes, auf welchen er so stolz war, nicht der in seinen Augen mit der Wahrheit und Rechtlichkeit verkörperten Farbe untreu machen konnte – dieses Bild übte sogar auf den Rohesten unter dem anwesenden Pöbel eine solche Wirkung, daß man hatte eine Nadel fallen hören können – bis der Wagen nach John's bescheidener Wohnung zurückfuhr, und dann ein wahrer Sturm von Hurrahs losbrach.

John Avenel's Abstimmung für Egerton brachte in die Wechselfälle dieser denkwürdigen Wahl abermals eine Wendung. Bis jetzt war Avenel vor Audley voraus gewesen; aber daß Avenel's eigener Vater sich für Egerton erklärte, gab für viele Blaue, die bis jetzt noch nicht gestimmt hatten und sich nicht entschließen konnten, ihre Stimmen zwischen Dick und Audley zu theilen, einen Vorgang ab; und so kamen verschiedene tonangebende Gewerbsleute, die, weil sie Egerton gesichert sahen, sich

der Wahl ganz hatten enthalten wollen, noch in der letzten Stunde herbei und stimmten für Egerton, der hiedurch Avenel weit überholte. Und der arme John, dessen Stimme zusammen mit der Mark Fairfield dem jugendlichen Ehrgeize des unbekanntenen Schwiegersohns den Eintritt in das öffentliche Leben erschlossen hatte, mußte von Neuem dazu beitragen, die Namen des hochgeborenen Egerton und des einfachen Avenel mit Erfolg und Triumph, aber auch mit Kummer und vielleicht mit dem Tode in Verbindung zu bringen.

Die große Stadtuhr verkündet die vierte Stunde; der leitende Beamte erklärt die Abstimmung für geschlossen; die förmliche Verkündigung des Ergebnisses wird später geschehen. Aber die ganze Stadt weiß, daß Audley Egerton und Richard Avenel die Vertreter von Lansmere sind. Und Fahnen flattern; und Trommeln wirbeln; und die Leute schütteln sich herzlich die Hände; und man spricht von einer morgen abzuhaltenden Volksversammlung; und die Wirthshäuser sind gefüllt und auf den Straßen und öffentlichen Plätzen ist ein Gesumme und Getöse, untermischt hie und da mit lautem Gebrülle; und die Wolken im Westen lagern sich roth und düster um die Sonne, die hinter dem Kirchthurm untergegangen ist – hinter den Trauerweiden, welche das stille Grab Nora Avenel's überschatten.

## DREIUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

Die zunehmende Dämmerung sieht unsern Randal Leslie durch den Park von Lansmere dem Hause zuwandeln. Er hatte sich, noch ehe die Abstimmung geschlossen worden, auf die Seite gedrückt, war durch Nebengäßchen geschlichen und in den entlaubten Gehölzen aus den stattlichen Waidegründen des Grafen herausgekommen. Verwirrt und ohne Anhaltspunkt für irgend eine Vermuthung, wie ihn dieses befremdende Mißgeschick befallen, war er geneigt, es Leonard's Einfluß auf Avenel zuzuschreiben; aber auch gegen Harley schöpfte er Verdacht, und halb zweifelte er an Baron Levy. Er suchte zu ergründen, welchen Urtheilsfehler er selbst begangen, welchen Kunstgriff er unbenützt, welchen Faden in seinem Gewebe er schadhaft und unvollendet gelassen habe. Er konnte nichts entdecken. Die Geschicklichkeit, womit er seine Vorkehrungen getroffen, schien unanfechtbar – *totus, feres atque rotundus*. Und dann durchzuckte seine Brust ein scharfes Wehe – schärfer, als dasjenige getäuschten Ehrgeizes – das Gefühl, betrogen, mißbraucht und verrathen worden zu sein. Denn für jeden Menschen ist Wahrheit eine solche Lebensnothwendigkeit, daß der elendeste Verräther staunt, sich schlecht behandelt glaubt und die Pfeiler der Erde erschüttert mahnt, wenn der Verrath auf seine eigene Person zurückfällt. »Dieser Richard Avenel, welchem ich vertraute, konnte mich so betrügen!« murmelte Randal, und seine Lippe bebte.

Er befand sich noch mitten im Parke, als ein Mann mit einer gelben Kokarde auf dem Hut, der aus der Richtung der Stadt gelaufen kam, ihn einholte, ihm einen Brief überreichte und, ohne eine Antwort abzuwarten, denselben Weg zurückeilte. Randal erkannte auf der Adresse Avenel's Hand, erbrach das Siegel und las, wie folgt:

»(Privatim und vertraulich)«

»Mein lieber Leslie, – verlieren Sie nicht den Muth. Sie werden heute Abend oder morgen die Gründe erfahren, aus welchen ich meine Ansicht über den Sehr Ehrenwerthen änderte; und Sie werden sich dann überzeugen, daß ich als Angehöriger meiner Familie nicht anders handeln konnte. Obgleich ich Ihnen gegenüber mein Wort nicht gebrochen habe – denn Sie werden sich erinnern, daß der von mir zugesagte Beistand meinen eigenen Rücktritt zur Voraussetzung hatte und nicht eintreten sollte, wenn statt meiner Leonard zurücktreten würde – so fühle ich doch, daß Sie sich über den Löffel barbirt glauben müssen. Allein ich war durch Familienpflichten genöthigt, Sie zu opfern, wie Sie bald zugeben werden. Mein eigener Neffe ist gleichfalls geopfert worden; und ich selbst habe meine geschäftlichen Interessen geopfert, welche für die nächsten paar Jahre in Screwstown den ganzen Mann erfordern. Wir sind also Alle im gleichen Spital krank, wenn Sie auch vielleicht glauben mögen, es sei Ihnen mehr geschehen, als Andern. Indessen habe ich nicht im Sinne, im Parlament zu bleiben, sondern werde in ziemlich kurzer Zeit wieder austreten. Und wenn Sie sich mit den

Blauen auf gutem Fuß erhalten, so will ich bei den Gelben das Meinige thun, um Sie in meine Stelle hineinzuschieben; denn ich glaube nicht, daß Leonard sich noch einmal bewerben wird. Für den weisen Mann ist hiemit genug gesagt – und Sie können noch immer Parlamentsmitglied für Lansmere werden.

R. A.«

In diesem Briefe konnte Randal ungeachtet seines Scharfsinns die ehrlichen Gewissensbisse, welche der Schreiber empfand, nicht entdecken. Er hatte Anfangs nur die schlimmste Seite der menschlichen Natur im Auge und hielt den Brief für einen erbärmlichen Versuch, seinen gerechten Zorn zu ersticken und sich seiner Verschwiegenheit zu versichern. Aber bei weiterem Nachsinnen kam ihm der Gedanke, Dick würde natürlich froh sein, sich wieder seiner Fabrik zuwenden zu können und von Randal ein *quid pro quo* unter dem vielumfassenden Titel ›Ersatz für Auslagen‹ herauszuschlagen. Vielleicht war es Dick gar nicht leid, zu warten, bis Randal's Heirath ihm die Mittel zu deren Bezahlung verschaffte. Ja, vielleicht war Randal dieses Mal im Stiche gelassen worden, um bei einer Einzelwahl ihm bessere Bedingungen abzupressen. Solche Erwägungen anstellend, tröstete er sich in dem Glauben an die feilen Beweggründe Anderer. Allerdings war es möglicher Weise nur eine kurze Enttäuschung. Ehe das nächste Parlament einen Monat alt wäre, würde er vielleicht schon seinen Sitz als Vertreter für Lansmere einnehmen. Aber alles hing von seiner Heirath mit der Erbin ab; er mußte dieselbe beschleunigen.

Vor der Hand war es nöthig, alle seine Gedanken, allen seinen Muth und alle seine Geistesgegenwart zu Hilfe zu rufen. Es bangte ihm vor der Rückkehr nach Lansmere Haus, vor dem Anblick Egerton's – Harley's – überhaupt Aller. Allein es blieb ihm nichts Anderes übrig. Er mußte sich mit den Blauen wieder in gutes Einvernehmen setzen und wegen des in dem Comitezimmer eingeschlagenen Verfahrens rechtfertigen. Ohne Zweifel wartete dort der Squire Hazeldean auf ihn mit dem Kaufschillinge für die Rood'schen Ländereien – ferner war da der Herzog von Serrano, bereits im vollen Genusse seiner Ehren und seines Reichthums – desgleichen seine verlobte Braut, die große Erbin, von welcher alles abhing, was den dürftigen Gentleman zu Reichthum und Stellung erheben konnte. Nach und nach riß sich Randal Leslie mit der dem systematischen Ränkeschmied stets zu Gebot stehenden Elasticität aus dem peinlichen Brüten über einen vernichteten Anschlag heraus und bereitete sich vor, andere auszuführen, welche einen glücklicheren und so nahen Erfolg versprachen. Jedenfalls war ihm Egerton von keinem Nutzen mehr, es konnte mithin nicht viel bedeuten, wenn er dessen Gunst nicht wieder gewinnt. Er hatte nur den Kopf in die Höhe zu werfen und Dem, was man zuweilen ›Undank‹ nennt, keck in's Gesicht zu sehen – vorausgesetzt, daß es ihm gelingen sollte, das blaue Comite zufrieden zu stellen. Und diesen einfältigen Gesellen gegenüber, wie konnte es ihm da fehlen! Der macchiavellistische Weise war leicht zu beschwatzen. Nur geringe Schwierigkeit kostete es, alles zur Zufriedenheit von

Audley's ›Fernbruder‹, des Squire's, zu erklären. Harley allein – aber Levy hatte ihn so bestimmt versichert, daß Harley's Besorgniß für Egerton nicht aufrichtig gemeint sei; und was die wichtigeren Erklärungen hinsichtlich Peschiera's betraf, so mußte doch wahrhaftig das, was Violanten's Vater befriedigt hatte, auch einen Dritten befriedigen, der eigentlich gar kein Recht hatte, überhaupt Erklärungen zu verlangen; und wenn ihn diese Erklärungen nicht befriedigten, so mußte die Last der Widerlegung derselben auf Harley fallen; und wer oder was sollte Randal's nicht unwahrscheinlichen Versicherungen entgegentreten – Versicherungen, zu deren Bekräftigung er selbst in der Person des Baron Levy einen Zeugen benennen konnte? Sich so zu jeder Erprobung seiner Kräfte stählend, überschritt Randal Leslie die Schwelle von Lansmere Haus und trat in der Halle mit dem Baron zusammen, der auf ihn wartete,

Levy. – »Ich kann mir durchaus nicht denken, warum diese verwünschte Wahl so verkehrt gegangen ist. L'Estrang begreife ich nicht; aber, daß er Egerton haßt, weiß ich, und ferner weiß ich, daß er diesem Hasse durch eine andere Art von Rache Ausdruck geben wird, da es ihm mit dieser mißlang. Aber es ist gut, Randal, daß Ihnen Hazeldean's Geld und die Hand der reichen Erbin sicher ist; sonst –«

»Sonst, was?«

»Sonst, *mon cher*, würde ich meine Hand von Ihnen abziehen; denn ungeachtet Ihres Verstandes und aller

meiner Versuche, etwas für Sie zu thun, steigt in mir eine dunkle Ahnung auf, daß Ihnen Ihre Talente nie ein Vermögen einbringen werden. Der Sohn eines Zimmermanns versteht das öffentliche Reden besser, als Sie, und ein gemeiner Fabrikbesitzer überlistet Sie in Privatgeschäften. Ganz entschieden, Randal Leslie, haben Sie bis jetzt Fiasko gemacht. Und, wie Sie so bewunderungswürdig bemerkten, »einen Mann, von welchem man nichts zu hoffen und nichts zu fürchten hat, muß man aus der Zukunftskarte streichen.««

Randal's Antwort wurde durch das Erscheinen des Kammerdieners abgeschnitten.

»Mylord ist in dem Salon und bittet die beiden Herrn, ihn gefälligst dort aufsuchen zu wollen.«

Levy und Randal folgten dem Diener die breite Treppe hinauf.

Der Salon bildete den Mittelpunkt einer Reihe von Zimmer. Wegen seiner Größe wurde er selten und gewöhnlich nur bei feierlichen Gelegenheiten benützt. Er hatte das frostige und förmliche Aussehen von Staatsgemächern.

Riccabocca, Violante, Helene, Mr. Dale, Squire Hazeldean und Lord L'Estrange waren um den kalten florentinischen Marmortisch versammelt, auf dem kein Buch, keine weibliche Arbeit, keines jener traulichen, die Heimath verschönernden und belebenden Zeichen häuslicher Beschäftigung dem Auge begegnete. Nichts war da, als ein großer silberner Armleuchter, welcher das geräumige Zimmer nur schwach beleuchtete und die Bilder an

der Wand aus ihren Rahmen heraustreten und mit spähender, neugieriger Miene jeden auf sie gerichteten Blick zurückgeben ließ.

Sobald Randal eintrat, machte sich der Squire von den Uebrigen los, ging auf den unterlegenen Candidaten zu und drückte ihm herzlich die Hand. »Munter, mein Junge, es ist keine Schande, den Kürzeren zu ziehen. Lord L'Estrange sagt, Sie hätten Ihr Möglichstes gethan, um zu siegen, und mehr kann ein Mensch nicht thun. Und ich bin froh, Leslie, daß wir unser kleines Geschäftchen erst in's Reine bringen, nachdem die Wahl vorüber ist; denn nach einer Widerwärtigkeit ist etwas Erfreuliches doppelt willkommen. Ich habe das Geld in meiner Tasche. St.! – und hören Sie, mein lieber, lieber Junge, ich kann durchaus nicht heraus bekommen, wo Frank ist; aber es ist wirklich ganz und gar vorbei mit jener papistischen Ausländerin – he?«

»Ja wohl, Sir, ich hoffe es. Ich werde mit Ihnen darüber sprechen, wenn wir allein sind. Wir werden gleich nachher fortschlüpfen können, hoffe ich.«

»Ich will Ihnen einen geheimen Plan von mir und Harry anvertrauen,« sagte der Squire mit noch leiserem Flüstern. »Wir müssen diese Marchesa, oder was sie ist, dem Jungen aus dem Kopfe hinaustreiben und dafür ein hübsches englisches Mädchen hineinpracticiren. Dann wird er auch einmal Ruhe finden. Und ich muß es versuchen, diese bittere Pille, das *post-obit*, hinunterzuwürgen. Harry nimmt es sogar noch schlimmer auf, als ich, und ist so hart gegen den armen Burschen, daß ich genöthigt war,

seine Partei zu ergreifen. Ich habe keine Lust zu einem Pantoffelregiment im Hause – ein solches war nie Sitte bei den Hazeldeans. Um aber wieder auf unsern Plan zurückzukommen – wen glauben Sie wohl, daß ich unter den hübschen Mädchen meine?«

»Miß Sticktorights!«

»Alle Wetter, nein! – Ihre eigene kleine Schwester, Randal. So ein süßes, hübsches Gesichtchen. Harry faßte von Anfang an eine Vorliebe für sie, und dann sind Sie Frank's Schwager, und Ihr gesunder Kopf und Ihr gutes Herz werden ihn schon auf dem rechten Wege halten. Und da Sie sich auch nächstens verheirathen wollen (Sie müssen mir später den ganzen Hergang erzählen), so werden wir vielleicht an einem und demselben Tag zwei Hochzeiten in der Familie haben.«

Randal ergriff die Hand des Squires, und etwas wie menschliche Dankbarkeit, rührte sich in ihm – denn wir wissen, daß er, gegen alles Andere unempfindlich, für seine heruntergekommene Familie eine ungeheuchelte Theilnahme bewahrte; und seine vernachlässigte Schwester war das einzige Wesen auf Erden, von dem man beinahe sagen konnte, daß seine Gefühle gegen sie die der Liebe seien. So sehr er als Verstandesmensch auf den ehrlichen, einfachen Frank herabsah, kannte er doch Niemand auf der Welt, bei dem er seine junge Schwester sicherer und glücklicher aufgehoben wüßte. Unter Mrs. Hazeldan's Dach verpflanzt und durch ihn praktisches Wohlwollen veredelt – mit der Liebe eines Mannes gesegnet, der selbst nicht zu gebildet war und deßhalb an

den Mängeln ihrer Erziehung keinen Anstoß nahm – was konnte er mehr für seine Schwester verlangen, wenn er sie sich, die Haare über die Ohren herunterhängend und einen erbärmlichen Roman, als einzige geistige Nahrung, in der Hand, vergegenwärtigte? Aber ehe er antworten konnte, schloß sich Violanten's Vater ihnen an und fügte zu den schlichten Trostworten des Squires noch die der Philosophie hinzu. Wer konnte je die Volkslaune berechnen? Die Weisen aller Jahrhunderte hatten sie verachtet. In diesem Punkte waren Horaz und Macchiavell der gleichen Ansicht, u. s. w. u. s. w. »Aber,« sagte der Herzog mit salbungreicher Freundlichkeit, »vielleicht kommt Ihnen gerade dieses Mißgeschick anderswo zu statten. Das weibliche Herz ist dem Mitleid offen und stets begierig, zu trösten. Ueberdies werden Sie, wenn ich Italien wieder betreten darf, Muße haben, uns zu begleiten und das Land zu sehen, in welchem jeder andere Ehrgeiz bereitwilligst vergessen wird, sogar,« – setzte der Italiener mit einem Seufzer bei – »von seinen eigenen Söhnen!«

Diese Art der Anrede Seitens des Squires und des Herzogs erfüllte Randal wieder mit frischem Muthe. Es war klar, Lord L'Estrange hatte ihnen keinen ungünstigen Eindruck von seinem Betragen in dem Comitezimmer beigebracht. Während dessen hatte sich Levy Harley genähert, der sich mit dem Baron in eine Fenstervertiefung zurückzog.

»Mein Lord, begreifen Sie dieses Benehmen Richard Avenel's? Er sichert Egerton den Sieg! Er!«

»Was ist natürlicher, Baron Levy? Seinem eigenen Schwager!«

Der Baron fuhr zusammen und wurde sehr blaß.

»Aber wie erfuhr er dies? Ich sagte ihm nie ein Wort. Ich meinte nie mehr –«

»Sie meinten vielleicht, Egerton's Stolz zuletzt noch durch die Veröffentlichung seiner Verbindung mit der Tochter eines Krämers zu beschämen? Eine vortreffliche Rache für Sie; aber Rache wofür? Noch einige Worte, Baron, ehe sich unsere Bekanntschaft für immer schließt. Sie kennen die Gründe meines Grolls gegen Egerton. Die Ihrigen kann ich nur vermuthen; wollen Sie mich darüber aufklären?«

»Mein Lord, mein Lord,« stotterte Baron Levy. »Auch ich warb um Nora Avenel als Gattin; auch ich hatte einen glücklicheren Nebenbuhler in dem hochmüthigen Weltmenschen, der sein Glück nicht zu würdigen verstand; auch ich – mit Einem Worte, manche Frauen flößen eine Neigung ein, die sich dem ganzen Wesen eines Mannes mittheilt und von allen Strömen seines Lebensblutes aufgenommen wird. Nora Avenel war eine dieser Frauen.«

Harley war betroffen. Dieser Ausbruch von Leidenschaft bei einem so verdorbenen und cynischen Mann milderte sogar seine Verachtung gegen den Wucherer. Levy faßte sich bald wieder.

»Aber noch ist unsere Rache nicht vereitelt. Egerton befindet sich bis jetzt zwar nicht in meiner, wohl aber in Ihrer Gewalt. Seine Erwählung läßt allerdings seine Verhaftung nicht zu; allein das Gesetz kennt andere Mittel,

ihn öffentlich an den Pranger zu stellen und vollständig zu Grunde zu richten.«

»Für den Schurken, ja – wie ich Ihnen in Ihrem eigene Hause vertraulich mittheilte – Ihnen, der Sie sich Ihrer Liebe zu Nora Avenel rühmen und in Ihrem Innersten sich bewußt sind, daß Sie ihr Verderber waren – Sie, der Sie, obgleich Zeuge ihrer ehelichen Verbindung, ihr zu sagen wagten, sie sei entehrt!«

»Mein Lord – ich – wie konnten Sie wissen – ich wollte sagen, wie konnten Sie denken, daß – daß –« stammelte Levy mit zu Berge stehenden Haaren.

»Nora Avenel hat aus ihrem Grabe gesprochen,« versetzte Harley feierlich. »Erfahren Sie, daß, wo immer ein Verbrechen verübt wird, der Himmel einen Zeugen finden.«

»Ich also bin es,« sagte Levy, mit einem abergläubischen Schauer in seinem Herzen kämpfend – »an dem Sie jetzt Ihre ganze Rache kühlen; und ich muß es tragen, so gut ich kann. Aber ich habe meinen Antheil an unserem Verträge erfüllt; ich habe Ihnen blindlings gehorcht – und –«

»Ich will meinen Antheil erfüllen und Sie in ungestörtem Besitze Ihres Reichthums lassen.«

»Ich wußte, daß ich dem Worte Eurer Lordschaft vertrauen könne,« rief der Wucherer mit unterwürfigem Frohlocken.

»Und dieses nichtswürdige Geschöpf hegte dieselben Leidenschaften, wie ich; und erst gestern waren wir Genossen in einem und demselben Entschlusse und von einem und demselben Gedanken beseelt,« murmelte Harley vor sich hin.

»Ja,« sagte er laut, »ich wage es nicht, Baron Levy, mich zu Ihrem Richter aufzuwerfen. Wandeln Sie auf Ihrem Pfade fort – alle Wege führen zuletzt vor den gemeinschaftlichen Richterstuhl. Aber noch sind Sie Ihres Vertrages nicht entbunden; Sie müssen gegen Ihren Willen ein gutes Werk thun. Blicken Sie dort hin, wo Randal Leslie, sicher lächelnd, zwischen zwei Gefahren steht, die er sich selbst heraufbeschworen hat. Und da Randal Leslie selbst mich eingeladen hat, sein Richter zu sein, und er Sie, wie Ihnen in Erinnerung sein wird, eben heute als seinen Zeugen benannte, so muß ich hier den Schuldigen entlarven – denn hier lebt noch der unschuldige Theil und bedarf des Schutzes.«

Harley wendete sich weg und nahm seinen Platz am Tische ein.

»Ich wünschte,« sagte er, seine Stimme erhebend, »mit dem Triumphe meines ältesten und theuersten Freundes das Glück Anderer zu verbinden, an deren Wohlfahrt ich Antheil nehme. Ihnen, Alphonso, Herzog von Serrano, übergebe ich jetzt diese Depesche, welche gestern Abend von Fürst Z. durch einen expressen Boten an mich kam und Ihre Wiedereinsetzung in Land und Ehren enthält.«

Der Squire sperrte Mund und Augen auf. »Rickybocky ein Herzog? Ei, dann ist Jemima eine Herzogin! Gerechter Gott, da steht sie und weint!« Und sein gutes Herz drängte ihn, zu seiner Cousine hinzueilen und ihr Muth einzusprechen.

Violante warf sich, nach einem raschen Blick auf Harley, an die Brust ihres Vaters. Randal stand unwillkürlich auf und näherte sich dem Stuhle des Herzogs.

»Und Sie, Mr. Randal Leslie,« fuhr Harley fort, »sehen, obgleich die Wahl zu Ihren Ungunsten ausfiel, in diesem Augenblicke solche Aussichten auf Reichthum und Glück vor sich, daß ich Ihnen nur meine Glückwünsche werde darzubringen haben, im Vergleich zu welchen diejenigen, die Mr. Audley Egerton erwarten, lau und unschmackhaft erscheinen – vorausgesetzt, Sie beweisen, daß Sie das Recht nicht verwirkt haben, sich auf das Versprechen zu berufen, welches der Herzog von Serrano dem Bewerber um seiner Tochter Hand gegeben hat. Einige Zweifel, die mir noch geblieben sind, haben Sie aus freien Stücken zu entfernen sich erboten. Ich habe die Erlaubniß des Herzogs, einige wenige Fragen an Sie zu stellen, und ich mache jetzt von Ihrem Anerbieten Gebrauch.«

»Jetzt – und hier, mein Lord?« sagte Randal, im Zimmer umherblickend, als verbitte er sich die Anwesenheit so vieler Zeugen.

»Jetzt – und hier. Auch stehen die anwesenden Personen diesen Aufklärungen nicht so ferne, wie Ihre Frage anzudeuten scheint. Mr. Hazeldean, es fügt sich zufällig,

daß viel von demjenigen, was ich Mr. Leslie sagen werde, Ihren Sohn betrifft.«

Randal's Haltung verlor die bisherige Sicherheit. Ein unbehagliches Zittern beschlich ihn.

»Meinen Sohn! – Frank? O, dann wird Randal natürlich Rede stehen. Sprechen Sie, mein Junge!«

Randal blieb stumm. Der Herzog blickte auf sein arbeitendes Gesicht und rückte mit dem Stuhle weg.

»Junger Mann, können Sie zaudern?« sagte er. »Es ist ein Zweifel erhoben worden, dessen Lösung mit Ihrer Ehre zusammen hängt.«

»Potz Element!« rief der Squire, der gleichfalls Randal's scheuen Blick und bebende Lippe anstarrte, »vor was fürchten Sie sich?«

»Fürchten!« sagte Randal, zum Sprechen gezwungen, mit dumpfem Lachen – »Fürchten? – ich? Vor was? Ich dachte nur darüber nach, was Lord L'Estrange meinen könne.«

»Ich will Ihnen hierin sofort zu Hülfe kommen. Mr. Hazeldean, Ihr Sohn hat Sie gekränkt erstens durch den Heirathsantrag, welchen er der Marchese di Negra ohne Ihre Zustimmung machte, zweitens durch die *post-obit*-Verschreibung an Baron Levy. Haben Sie von Mr. Randal Leslie gehört, daß er der genannten Heirath sich widersetzt oder sie begünstigt – daß er das erwähnte *post-obit* gebilligt oder getadelt hätte?«

»Nun, natürlich,« rief der Squire, »daß er sich beidem widersetzt habe.«

»Ist es so, Mr. Leslie?«

»Mein Lord – ich – ich – meine Liebe zu Frank und meine Achtung vor seinem verehrten Vater – ich – ich –« (mit einer gewaltsamen Anstrengung und mit fester Stimme) »Natürlich that ich alles, was ich konnte, um Frank abzurathen; und was das *post-obit* anbelangt, so weiß ich nichts davon.«

»So viel vor der Hand hievon. Ich gehe zu einem wichtigeren Punkte über, welcher sich auf Ihre Verlobung mit der Tochter des Herzogs von Serrano bezieht. Ich erfahre von Ihnen, Herzog, daß Sie, als Sie in Verbannung und Dürftigkeit lebten, diesem Gentleman die Hand Ihrer Tochter versprochen, um Ihr Kind vor den Fallstricken des Grafen di Peschiera zu schützen, und weil Sie glaubten, Mr. Leslie theile Ihre Furcht vor den Anschlägen des Grafen. Als die Wahrscheinlichkeit der Wiedereinsetzung in Ihre Fürstenthümer sich nahezu zur Gewißheit gestalten zu wollen schien, bestätigten Sie dieses Versprechen auf Mr. Leslie's Versicherung hin, daß er, wenn gleich ohne Erfolg, sich Mühe gegeben habe, Ihre Erbin vor einer hinterlistigen Falle zu bewahren. Ist es nicht so?«

»Gewiß. Und wäre mir ein Thron geworden, ich könnte das Versprechen nicht widerrufen, welches ich in Verbannung und Dürftigkeit gegeben habe – ich könnte dem Manne, welcher seinen weltlichen Ehrgeiz durch die Verbindung mit einem Mädchen ohne jedwedem Vermögen zu opfern bereit war, den Lohn seiner Großmuth nicht verweigern. Meine Tochter theilt meine Anschauungen.«

Violante zitterte, ihre Hände waren fest in einander verschlungen, ihr Blick auf Harley geheftet.

Mr. Dale wischte sich die Augen und dachte, wie der arme Flüchtling die Fische im Teiche fütterte und sich unter dem Schatten des Kasino schuldenfrei zu erhalten suchte.

»Ihre Antwort ist Ihrer würdig, Herzog,« nahm Harley wieder auf. »Sollte aber der Beweis geliefert werden, daß Mr. Leslie, anstatt für sich um die Prinzessin zu werben, in Wirklichkeit auf den Empfang einer Summe Geldes für ihre Auslieferung an Graf Peschiera rechnete – daß er, anstatt sie vor den gefürchteten Gefahren zu retten, in Wirklichkeit den Fallstrick, aus welchem sie befreit wurde, ersann – würden Sie sich dann noch immer verpflichtet fühlen, Wort zu halten einem –«

»Solchem Elenden! Nein, gewiß nicht!« rief der Herzog. »Das ist aber eine grundlose Voraussetzung! Sprechen Sie, Randal.«

»Es kann nicht Lord L'Estrange's Absicht sein, mich dadurch, daß er es für etwas Anderes, als eine grundlose Voraussetzung hält, zu beschimpfen,« sagte Randal und versuchte das Haupt hoch zu tragen.

»Ich muß hiernach annehmen, Mr. Leslie, daß Sie eine solche Voraussetzung mit Verachtung zurückweisen.«

»Mit Verachtung – ja. Und,« fuhr Randal, einen Schritt näher tretend, fort, nachdem die Voraussetzung einmal aufgestellt worden ist, so fordre ich von Lord L'Estrange als seines Gleichen (denn alle Gentlemen sind unter einander gleich, wo es gilt, die Ehre auf Kosten des eigenen Lebens zu vertheidigen) entweder sofortige Zurücknahme oder sofortigen Beweis.«

»Das ist zum ersten Male wie ein Mann gesprochen!« rief der Squire. »Ich selbst habe um einer geringeren Sache willen meinen Platz fest behauptet. Ich habe eine Kugel in meiner rechten Schulter davon getragen.«

»Ihre Forderung ist gerecht,« sagte Harley unbewegt. »Ich kann nichts zurücknehmen – ich will den Beweis liefern.«

Er stand auf und läutete. Der Diener trat ein, erhielt seinen in leisem Tone gegebenen Befehle und entfernte sich. Eine drückende Pause folgte. Randal überlegte mit ängstlichem Herzen, was zu seiner Ueberführung vorgebracht werden konnte – er vermochte nichts zu finden. Die Flügelthüren des Salons wurden aufgerissen und der Diener meldete:

»Graf di Peschiera.«

Das Zerplatzen einer Bombe im Zimmer hätte keine größere Bestürzung hervorbringen können. Aufrecht, keck, mit gebieterischer Gestalt und Haltung schritt der Graf in die Mitte des Kreises. Nach einer leichten, höflichstolzen Verbeugung, welche für alle Anwesenden bestimmt war; warf er den Kopf in die Höhe und sah sich mit ruhigem Auge und gekräuselter Lippe um – der selbstbewußte, prächtige, fein gebildete Mann der rücksichtslosen That.

»Herr Herzog,« sagte der Graf in englischer Sprache und mit einer Stimme, die langsam, klar und fest, das ganze Zimmer auszufüllen schien, indem er sich gegen seinen erstaunten Verwandten wendete, »ich bin nach England zurückgekehrt auf einen Brief von Lord

L'Estrange hin und, ich gestehe es, in der Erwartung, ihm gegenüber die Genugthuung ansprechen zu dürfen, welche Männer von unserer Geburt sich gegenseitig gewähren, wenn aus irgend einem Grunde eine Beleidigung angethan oder empfangen worden. Nein, schöne Verwandte –« und der Graf verneigte sich mit einem flüchtigen, aber ernstern Lächeln gegen Violante, die einen leisen Schrei ausgestoßen hatte – »diese Absicht ist aufgegeben. Wenn ich den alten Grundsatz der Höfe, daß in der Liebe jede List erlaubt sei, zu leicht genommen habe, so bin ich auch verpflichtet, mich Lord L'Estrange's Beweisführung, daß Gegenlist in gleicher Weise erlaubt sein müsse, zu fügen. Und am Ende steht es mir besser an, über meine eigene traurige Figur als Besiegter zu lachen, als mich durch einen Scharfsinn, welcher den meinigen an Erfolg übertroffen hat, tödtlich gekränkt zu erklären.«

Der Graf hielt inne, und aus seinem Auge leuchtete ein düsteres Feuer, welches zu seinem spöttischen Tone und zu seinem vornehmen, ungezwungenen Wesen schlecht paßte.

»*Ma foi!*« fuhr er fort, »ich darf so sprechen, denn ich bin wenigstens den Beweis für meine Gleichgültigkeit gegen jede Gefahr und für mein gutes Glück, so oft ich einer solchen ausgesetzt war, nicht schuldig geblieben. In den letzten sechs Jahren hatte ich die Ehre, neun Duelle auszufechten, und kam in den bedauerlichen Fall, fünf meiner Gegner zu verwunden und vier aus der Welt zu schicken – die tapfersten und würdigsten Gentlemen, die je die Sonne beschienen hat.«

»Ungeheuer!« stammelte der Pfarrer.

Der Squire riß entsetzt die Augen auf und rieb sich mechanisch die Schulter, welche von Kapitän Dashmore's Kugel zerfleischt worden war. Randal's blasses Gesicht wurde noch blasser, und sein auf den Grafen gerichtetes Auge senkte sich zu Boden.

»Aber,« nahm der Graf mit einer anmuthigen Handbewegung wieder auf, »ich weiß es Lord L'Estrange Dank, mich daran erinnert zu haben, daß ein Mann, dessen Muth über allen Verdacht erhaben ist, das Vorrecht besitzt, nicht nur sich zu entschuldigen, wenn er einen Anderen verletzt hat, sondern auch diese Entschuldigung mit einer Sühne zu begleiten. Herzog von Serrano, dies ist es, was mich hierher führte. Mein Lord, Sie haben den Wunsch angedeutet, einige Fragen von hoher Wichtigkeit hinsichtlich des Herzogs und seiner Tochter an mich zu stellen – ich will sie ohne Rückhalt beantworten.«

»*Monsieur le Comte*,« sagte Harley, »indem ich von Ihrem artigen Erbieten Gebrauch mache, erlaube ich mir Sie zu fragen, wer Ihnen mittheilte, daß sich diese junge Dame als Gast unter meines Vaters Dache befinde?«

»Mein Gewährsmann steht dort – Mr. Randal Leslie. Und ich fordere Baron Levy auf, meine Angabe zu bestätigen.«

»Es ist wahr,« sagte der Baron langsam, als werde er durch den Ton und die Miene eines gebieterischen Häuptlinges beherrscht.

Ein leiser Ton wie ein Zischen entschlüpfte Randal's Lippen.

»Und war Mr. Leslie von Ihrem Plane, der Ihnen die Person und die Hand Ihrer jungen Verwandten sichern sollte, unterrichtet?«

»Gewiß – und es ist dies Baron Levy bekannt.« Der Baron nickte bejahend. »Gestatten Sie mir, hinzuzufügen – denn ich bin solches einer mir so nahe verwandten Dame schuldig – daß es, wie ich seither erfahren habe, lediglich gewisse falsche Vorspiegelungen Seitens Mr. Leslie's waren, die jene Dame, nachdem alle meine Gründe sich erfolglos gezeigt, bewogen haben, ihre Hülfe einem Plane zu leihen, den sie sonst ebenso entschieden verdammt hätte, wie ich selbst, Herzog von Serrano, ihn jetzt von Grund meines Herzens verdamme.«

Der Graf sagte dies mit jener persönlichen Würde, die, ob nur natürlich oder erkünstelt, für den Augenblick das menschliche Urtheil besticht und in vorliegendem Falle durch die besonderen Vortheile seiner schönen Gestalt, seiner einnehmenden Züge und seiner vornehmen Haltung in einem Grade gehoben wurde, daß der Herzog, dem Zuge seines guten Herzens folgend, dem treulosen Verwandten die Hand hinbot und alle seine macchiavelistische Weisheit vergaß, die ihm gesagt haben würde, daß ein im Laster so verhärteter Mensch wie der Graf, sich schwerlich durch irgend welche reine Beweggründe zu einem offenen Bekenntnisse oder zu einer männlichen Reue bestimmen ließe.

Der Graf nahm die ihm dargebotene Hand und beugte das Haupt, vielleicht um das Lächeln zu verbergen, welches seine geheimen Gedanken verrathen haben würde.

Randal blieb noch immer stumm und blaß wie der Tod. Seine Zunge klebte am Gaumen. Er fühlte, daß alle Anwesenden von ihm zurückwichen. Zuletzt nach einer gewaltsamen Anstrengung stammelte er in abgebrochenen Sätzen:

»Eine so plötzliche Anklage ist wohl – ist wohl im Stande, mich zu verwirren. Aber – aber – wer wird ihr Glauben schenken? Das Gesetz und der gesunde Menschenverstand verlangen einen Beweggrund für eine verbrecherische Handlung; welchen Beweggrund sollte ich hier gehabt haben? Ich – ich, der Bewerber um die Hand der Tochter des Herzogs – ich sie verrathen! Abgeschmackt – abgeschmackt. Herzog – Herzog, Ihre eigene Menschenkenntniß soll entscheiden – wer wird je so gegen sein eigenes Interesse handeln – und – und gegen sein eigenes Herz?«

Diese Berufung, so schüchtern sie gemacht ward, blieb nicht ohne Wirkung auf den Philosophen.

»Das ist wahr,« sagte der Herzog und zog seine Hand aus der des Grafen; »ich sehe nirgends einen Beweggrund.«

»Vielleicht,« sagte Harley, »kann uns Baron Levy darüber aufklären. Nennen Sie irgend einen eigennützigem Beweggrund, der Mr. Leslie veranlaßt haben könnte, dem Grafen in seinen Plänen behülflich zu sein, als ernstlich gemeint hingestellt hat, so darf sich Mr. Leslie versichert

halten, daß, wenn er nicht zufrieden ist mit dem Bedauern, welches ich jetzt über meine vorzugsweise Betheiligung an diesen Enthüllungen ausdrücke, ich ganz zu Mr. Leslie's Diensten stehe.«

»Friede, Mörder!« rief der Pfarrer schaudernd und schlüpfte an die Seite des entlarvten Sünders, von welchem alle Anderen mit Abscheu zurückgewichen waren.

List gegen List, Talent gegen Talent, Verrath gegen Verrath – in alle dem wäre Randal Leslie Giulio die Peshiera überlegen gewesen. Was ihn fester drückte, war nicht der überlegene Verstand – es war die rein thierische Macht der Kühnheit und der Muskeln. Hier stand der unbekümmerte, schamlose Schurke, der über seine Schuld leicht hinwegging und ihr das Widrige mit entschlossenem Blick und aufrechter Stirne benahm. Und dort stand der begabtere, schlauere und tiefere Verbrecher, sich krümmend, verächtlich, erbarmungswürdig; die Macht des bloßen intellektuellen Wissens zerschellte an dem ehernen Metall, mit welchem der Zufall des Körperbaus oft eine unedlere Natur wappnet.

Der Gegensatz war in die Augen fallend und bestätigte die im wirklichen Leben so selten ausgesprochene, wenn auch stillschweigend beinahe allgemein anerkannte Wahrheit, daß Menschen von überlegener Charakterstärke Solche, die ihnen an Fähigkeit und Verstand

weit überlegen sind, sich unterwerfen und lähmen können. Diese Charakterstärke war es, die Peschiera zu Randal's Meister machte – ja, gerade die physischen Attribute des Grafen, seine Stimme und Gestalt, sein unerschrockenes Auge, seine kühne Stirne überwältigten den schärferen Geist des zart gebauten Ränkeschmieds, wie in einer Volksversammlung ein derber Witzbold jeden anders denkenden Weisen zu furchtsamem Schweigen einschüchtert.

Leise flüsterte der Pfarrer Randal Trostesworte zu und suchte Reue in ihm zu erwecken; aber in finsterner Ungeduld wandte sich Letzterer von ihm ab und sagte endlich in klareren Tönen, als ihm bisher zu Gebot gestanden waren:

»Nicht ein persönliches Ausfechten des Streites mit dem Grafen die Peschiera kann meine Ehre retten; und ich verschmähe es, mich gegen die Anklagen eines Wucherers und eines Mannes zu vertheidigen, der –«

»*Monsieur!*« sagte der Graf, sich hoch aufrichtend.

»Eines Mannes,« beharrte Randal, obwohl er merklich zitterte, »der nach seinem eigenen Geständnisse sich aller jener Anschläge, als deren Miturheber er mich zeihen möchte, selbst schuldig gemacht hat, und der jetzt, ohne sich selbst zu reinigen, einen Andern überführen möchte –«

»*Cher petit Monsieur,*« sagte der Graf mit majestätischer Verachtung, »wenn ein Mann, wie ich, von Menschen, wie Sie, Gebrauch macht, so belohnen wir sie für einen Dienst, wenn er geleistet worden, oder schicken

sie weg, wenn der Dienst nicht geleistet worden ist; und wenn ich mich herablasse, eine Handlung, die ich begangen habe, zu bekennen und mich wegen derselben zu entschuldigen, so kann sicherlich Mr. Randal Leslie das Gleiche thun, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Ich hätte mir übrigens nie die Mühe genommen, Sir, gegen Sie aufzutreten, hätten Sie nicht, wie ich höre, Ansprüche auf die Hand der Dame erhoben, welche ich mit weniger Anmaßung meine Braut zu nennen hoffte; und wie kann ich behaupten, daß Sie mich in diesem Punkte nicht hintergangen und verrathen haben? Gibt unsere frühere Bekanntschaft irgend wie Veranlassung zu der Annahme, daß Sie nicht, anstatt mir zu dienen, nur sich selbst zu dienen suchten? Sei dem, wie ihm wolle, es blieb mir nur Ein Weg, das Unrecht, welches ich dem Haupte meines Hauses zugefügt habe, zu sühnen: – der, daß ich seine Tochter vor der erniedrigenden Verbindung mit einem Betrüger bewahrte, welcher meine Pläne gegen Bezahlung förderte, und der jetzt die Frucht derselben für sich selbst stehlen möchte.«

»Herzog!« rief Randal aus.

Der Herzog wandte ihm den Rücken zu. Randal streckte seine Hände dem Squire entgegen.

»Mr. Hazeldean – wie? Auch Sie verdammen mich – und ungehört?«

»Ungehört! – Donnerwetter, nein! Wenn Sie etwas zu sagen haben, so sprechen Sie die Wahrheit, und machen Sie den Teufel zu Schanden.«

»Ich hätte Frank zu dieser Heirath aufgemuntert! – Ich das *post-obit* gebilligt! – O!« rief Randal, sich an einen Strohhalm festklammernd, »wäre nur Frank selbst hier!«

Harley's Mitleid schwand vor dieser hartnäckigen Heuchelei. »Sie wünschen Frank Hazeldean's Gegenwart. Der Wunsch ist gerecht. Mr. Dale, wollen Sie jetzt die Seite dieses jungen Mannes verlassen und statt Ihrer Frank Hazeldean hierher stellen? Er wartet im nächsten Zimmer – rufen Sie Ihn.«

Bei diesen Worten rief der Squire mit lauter Stimme: »Frank! Frank! – mein Sohn! mein armer Sohn!« – und stürzte durch das Zimmer der von Harley bezeichneten Thüre zu.

Dieser Vorfall gab den Gefühlen der Anwesenden eine andere Richtung, und einen Augenblick lang war Randal selbst ganz vergessen. Der junge Mann benützte diesen Augenblick. Befreit von den Dolchen aller dieser – Verachtung und Anklage schleudernden Augen schlich er langsam der Thüre zu, langsam und geräuschlos, wie die Natter, die, wenn sie verwundet ist, den Kamm zurücklegt und sich windend durch das Gras hingleitet. Levy folgte ihm bis an die Schwelle und flüsterte ihm in das Ohr:

»Ich konnte es nicht ändern – Sie würden mir gegenüber gerade so gehandelt haben. Sie sehen, es ist Ihnen alles fehlgeschlagen, und wenn ein Mann vollständig Fiasko macht, so muß man ihn, wie wir Beide übereingekommen sind, aufgeben.«

Randal sagte nicht ein Wort, und der Baron sah seinen Schatten auf die breite Treppe fallen, sich hinunterstellen. Schritt für Schritt immer weiter und weiter, bis er von den Steinen verschwand.

»Von einigem Nutzen war er aber doch,« murmelte Levy. »Seine Verrätherei und seine Bloßstellung wird dem kinderlosen Egerton den Triumph vergällen. Immer noch eine kleine Rache!«

Der Graf berührte den Arm des sinnenden Wucherers

–

»*J'ai bien joué mon rôle, n'est-ce-pas?*« (Ich habe meine Rolle gut gespielt, nicht wahr?)

»Ihre Rolle! Ah! Aber, mein lieber Graf, ich verstehe dieselbe nicht ganz.«

»*Ma foi* – Sie sind ziemlich blöde. Ich hatte eben den französischen Boden betreten, als mich ein Brief von L'Estrange erreichte. Er enthielt eine Einladung – wie ich sie deutete, zu einem Duell. Solche Einladungen weise ich nie zurück. Ich antwortete. Ich kam hierher – nahm meine Wohnung in einem Gasthause. Mylord sucht mich gestern Abend auf. Ich beginne in dem Tone, den Sie sich wohl werden denken können. Pardieu! er ist klug, dieser Lord! Er zeigte mir einen Brief von dem Fürsten Z-, Alphonso's Zurückberufung, meine eigene Verbannung. Er legt mir, aber mit bewundernswerther Liebenswürdigkeit, die Wahl vor zwischen Armuth und Ruin einer- und einem ehrenhaften Anspruch an Alphonso's Dankbarkeit andererseits. Und was diesen *petit Monsieur* anbelangt, glauben Sie, ich könnte es ruhig mit ansehen, wie mein

eigenes Werkzeug sich alles dessen erfreut, was ich selbst verloren habe? Ja, noch mehr, wenn dieser junge Harpagon Alphons' Schwiegersohn wäre – könnte der Herzog einen meinen Interessen feindseligeren Ohrenbläser haben? Um kurz zu sein, ich sah auf den ersten Blick, welchen Weg ich einzuschlagen habe. Hiernach habe ich mein Benehmen eingerichtet. Die Schwierigkeit war nur die, mich aus der Sache so herauszuziehen, wie es einem Manne, »*de sang et de feu*« geziemte. Ist mir dies gelungen, so wünschen Sie mir Glück. Alphonso hat meine Hand genommen, und ich überlasse es jetzt ihm – mich wieder flott zu machen und meinen Ruf wieder zu klären.«

»Wenn Sie nach London gehen,« sagte Levy, »mein Wagen wird gleich da sein, und ich bin stolz, Ihnen einen Platz anbieten zu können und Ihre Aussichten mit Ihnen zu besprechen. Aber, *peste! mon cher*, Ihr Fall geschah von einer beträchtlichen Höhe herunter, und jeder Andere würde die Glieder gebrochen haben.«

»Die Kraft ist immer leicht,« sagte der Graf lächelnd, »und sie fällt nicht; sie springt herunter und schnellt wieder auf.«

Levy blickte auf den Grafen und tadelte sich, daß er Peschiera unter- und Randal überschätzt hatte.

Während diese Unterredung vor sich ging, befand sich Harley an Violanten's Seite.

»Ich habe Ihnen mein Versprechen gehalten,« sagte er mit demüthiger Zärtlichkeit. »Sind Sie noch immer so strenge gegen mich?«

»Ah!« antwortete Violante, mit dem ganzen Stolze des Weibes in den beredten, bewundernden Augen auf, sein edles Antlitz blickend, »ich habe von Mr. Dale gehört, daß Sie über sich selbst einen Sieg errungen haben, der mich beschämt, wenn ich denke, daß ich mir anmaßte, zu zweifeln, wie Ihr Herz sprechen würde, sobald ein Augenblick des Zorns, so gerecht der Zorn war, vorübergegangen sein würde.«

»Nein, Violante – entlassen Sie mich noch nicht; seien Sie Zeuge meiner Sache (denn ich habe ihr noch nicht entsagt), und dann gestatten Sie meinem Herzen, zu sprechen, und hören Sie seine Bitte, daß die Engelsstimme, deren Laute es jetzt höher schlagen machen, fortan sein warnender Schutzgeist sein möge.«

»Was ist das?« rief eine erstaunte Stimme; und Harley, sich umwendend, bemerkte, daß der Herzog an seiner Seite stand und in komischer Ueberraschung bald Harley, bald Violante ansah. »Soll dies heißen, daß Sie –«

»Daß ich Ihnen einen Bewerber um diese theure Hand vom Halse schaffte, um selbst der Bittsteller zu werden!«

»*Corpo di Bacco!*« rief der Weise, Harley beinahe umarmend, »das nenne ich eine freudige Neuigkeit. Aber ich darf nicht zum zweiten Male einen übereilten Bescheid geben – nicht zum zweiten Male der Neigung meines Kindes Zwang anthun. Und Sie sehen, Violante ist im Begriffe, davon zu laufen.«

Der Herzog streckte seinen Arm aus und hielt sein Kind zurück. Er zog sie an sein Herz und flüsterte ihr in das Ohr. Violanten's Antlitz erglühte, und sie verbarg ihren

Kopf an seiner Schulter. Harley drängte sich eifrig herzu. »Hier,« sagte der Herzog, Harley's Hand mit der seiner Tochter vereinigend. »Von dem Kloster werde ich jetzt wohl nichts mehr hören müssen; aber etwas Derartiges habe ich nie geahnt. Wenn in der Welt eine Sprache existirt, für die es kein Wörterbuch und keine Grammatik gibt, so ist es diejenige, in welcher ein Weib denkt, aber nie spricht.«

»Es ist alles, was von der Sprache, die in dem Paradiese gesprochen worden, noch übrig geblieben ist,« sagte Harley.

»Bei der Unterredung zwischen Eva und der Schlange – ja,« versetzte der unverbesserliche Weise. »Aber wer kommt hier? – unser Freund Leonard.«

Leonard trat ein; aber Harley konnte ihn kaum begrüßen, als er von dem Grafen unterbrochen wurde.

»Mylord,« sagte er, ihm bei Seite winkend, »ich habe mein Versprechen erfüllt, und ich will jetzt Ihr Dach verlassen. Baron Levy geht nach London zurück und bietet mir einen Platz in seinem Wagen an, der, so viel ich weiß, bereits vor der Thüre steht. Der Herzog und seine Tochter werden, mir gerne verzeihen, wenn ich ihnen nicht in aller Form Lebewohl sage. Bei unseren veränderten Stellungen ziemt es mir nicht, in Geltendmachung der verwandtschaftlichen Bande allzu aufdringlich zu werden; es ziemte mir nur, eine Schranke gegen jede solche Geltendmachung zu entfernen, und ich hoffe, es ist mir dies gelungen; erfreut sich mein Verhalten Ihres Beifalls, so wollen Sie dem Herzog Ihre Ansicht kund thun.«

Mit einer tiefen Verbeugung wandte sich Peschiera der Thüre zu, und Harley versuchte nicht, ihn zurück zu halten, sondern begleitete ihn mit höflicher Förmlichkeit die Treppe hinunter.

»Vergessen Sie ja nicht, mein Lord, daß ich um nichts bitte. Anzunehmen kann ich mir gestatten. *Voilà tout.*«

Er verbeugte sich abermals mit der unnachahmlichen Grazie des alten Regime und stieg in den Reisewagen des Barons.

Levy, der langsam nachgekommen war, blieb stehen um L'Estrange anzureden.

»Euer Lordschaft werden M. Egerton auseinandersetzen, in welchem Grade sein Adoptivsohn seine Achtung verdiente; und wie er seine Liebe lohnte. Im Uebrigen fürchte ich, daß, obwohl Sie die dringenderen und nächsten Forderungen an Mr. Egerton aufgekauft haben, selbst Ihr Vermögen nicht im Stande sein wird, alle die Verbindlichkeiten zu tilgen, welche ihn vielleicht zu einem armen Manne machen werden.«

»Baron Levy,« sagte Harley abgebrochen, »wenn ich Mr. Egerton verzeihen habe, können Sie ihm nicht gleichfalls verzeihen? Er hat mich gekränkt – Sie haben ihn gekränkt, und zwar in ganz anderer, schändlicher Weise.«

»Nein, mein Lord, ich kann ihm nicht verzeihen. Sie hat er nie gedemüthigt – Sie hat er nie zu Befriedigung seiner Bedürfnisse verwendet und von seiner Gesellschaft verächtlich ausgeschlossen. Sie haben nie erfahren, was

es heißt, den ersten Schritt in das Leben mit einem Manne zu thun, der an Vermögen Ihnen gleich und an Talenten nicht überlegen ist. Sehen Sie, Lord L'Estrange, ungeachtet des zwischen mir und Egerton bestehenden Unterschiedes, daß er den ohne Anstrengung erworbenen Reichthum verschleudert hat, während ich aus den Thorheiten Anderer ein reiches Einkommen für mich selbst gezogen habe – ungeachtet dieses Unterschiedes genießt der Verschwender in seiner Dürftigkeit eine Achtung, und eine Stellung, die mir nicht Millionen zu verschaffen vermögen. Sie werden mir entgegenhalten, ich sei ein Wucherer und er ein Staatsmann. Aber können Sie wissen, was aus mir geworden wäre, wenn ich nicht als der natürliche Sohn eines Peers das Licht der Welt erblickt hätte? Können Sie auch nur ahnen, was aus mir geworden wäre, wenn ich Nora Avenel zur Gattin gehabt hätte? Der Flecken auf meiner Geburt und die Vergiftung meiner Jugend – und das Bewußtsein, daß er, der mit jedem Jahr höher stieg in dem Range, welcher ihn berechtigte, mich als Gast von seiner Tafel zurückzuweisen – daß er, den die Welt das Muster eines Gentlemans nannte, ein Feigling und ein Lügner gegen den Freund seiner Jugend war – alles dies machte mich mit Geringschätzung auf die Welt blicken; und während ich Audley Egerton verachtete, haßte und beneidete ich ihn. Sie, den er kränkte, strecken Ihre Hand nach wie vor dem großen Staatsmann

entgegen; vor meiner Berührung würden Sie als verunreinigend zurückbeben. Mein Lord, Sie mögen ihm verzeihen, den Sie lieben und bemitleiden; ich kann demjenigen nicht verzeihen, den ich verachte und beneide. Entschuldigen Sie meine Weitschweifigkeit. Ich verlasse jetzt Ihr Haus.«

Der Baron ging einen Schritt vorwärts, dann wandte er sich um und sagte mit stechendem Hohne:

»Sie werden doch Mr. Egerton erzählen, wie ich den Sohn, den er an Kindesstatt angenommen, bloßstellen half! Ich dachte an den kinderlosen Mann, als sich Eure Lordschaft einbildete, ich fürchte nur Ihre Drohungen! Ha! ha! – das wird den wunden Fleck treffen!«

Der Baron knirschte mit den Zähnen, als er, hastig in den Wagen steigend die Vorhänge herunter ließ – die Postillone knallten mit ihren Peitschen, und die Räder rollten davon.

»Wer kann sagen,« dachte Harley, »auf welchen Wegen die Vergeltung den Menschen erreicht? Dieser Mann ist in seinem Reichthum gezüchtigt – fortwährend gequält von dem Wunsche nach etwas, das ihm sein Reichthum nicht erkaufen kann!«

Er raffte sich auf, strich sich über die Stirne, als wolle er einen Gedanken, der ihn düster und unruhig stimmte, entfernen, und trat wieder in den Salon. Hier legte er die Hand auf Leonard's Schulter und blickte heiter in die milden, ehrlichen, leuchtenden Augen des Dichters, »Leonard,« sagte er sanft, »Ihre Stunde ist endlich gekommen.«

## VIERUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

Audley Egerton war allein in seinem Zimmer. Kurz nachdem Harley und Randal am frühen Morgen das Haus verlassen hatten, bemächtigte sich seiner ein tiefer Schlaf, welcher den ganzen Tag über anhielt. Während dieser ganzen Zeit hatte sich die Stadt Lansmere mit ihm beschäftigt – während dieser ganzen Zeit waren so viele wilde Leidenschaften Sturm gelaufen in dem Kampfe, welcher darüber entschied, ob die Januspforten des politischen Krieges sich für den Ehrgeiz des Staatsmannes schließen oder wieder öffnen sollten – und der Gegenstand so vieler Befürchtungen und Hoffnungen, so vieler Entwürfe und Gegenentwürfe, hatte tief geschlummert wie ein Kind in der Wiege. Er erwachte gerade zu rechter Zeit, um Harley's Botschaft zu empfangen, welche ihm den glücklichen Ausgang der Wahl unter dem Anfügen meldete: »Vor Einbruch der Nacht sollst du deinen Sohn umarmen. Suche uns nicht auf, wenn ich zurückkehre. Halte dich ruhig – *wir* wollen zu dir kommen.«

Ohne die gefährliche Beschaffenheit von Audley's Leiden und die warnenden Symptome zu kennen, hatte Lord L'Estrange seinem Freunde den Auftritt von Randal's Entlarvung ersparen wollen.

Bei Empfang dieser Zeilen erhob sich Egerton. Die Aussicht, seinen Sohn – Nora's Sohn – zu sehen, löschte jede Erinnerung an seine Krankheit aus. Das arme, müde, überarbeitete Herz schlug laut, oft von krampfhaften Stichen unterbrochen. Er achtete es nicht. Der Reiz, welcher

ihn zu der einzigen, bisher von ihm noch werth gehaltenen Art der Lebensweise zurückführte, ward rein vergessen. Die Natur forderte ihre Rechte – forderte sie unbekümmert um Tod oder um Ruhm.

Da saß der Staatsmann, mit seiner gewohnten Pünktlichkeit gekleidet; der schwarze Rock über der breiten Brust zugeknöpft; sein Gesicht mechanisch in die Falten ruhiger Selbstbeherrschung gelegt, und ohne äußerliche Zeichen großer Erregung, obwohl von Zeit zu Zeit ein krankhaftes Roth die eherne Wange färbte, und das Auge den Zeiger der Uhr verfolgte, und das Ohr nach einem Fußtritt im Gange draußen hungerte. Endlich wurde der Ton gehört – Tritte – viele Tritte. Er sprang auf – er stand an dem Herde. Sollte der Herd kein einsamer mehr sein? Harley trat zuerst ein. Egerton's Augen hafteten einen Augenblick erwartungsvoll auf ihm, dann flogen sie weiter über die Schwelle hinweg. Nach Harley kam Leonard – Leonard Fairfield, – den er als seinen Gegner gesehen hatte! Er begann, zu ahnen – zu vermuthen – der Mutter zärtliche Augen in des Sohnes männlichem Gesichte zu erblicken. Unwillkürlich öffnete er die Arme, als aber Leonard ruhig stehen blieb, ließ er sie mit einem tiefen Seufzer wieder sinken und glaubte, sich getäuscht zu haben.

»Freund,« sagte Harley. »Ich gebe dir einen Sohn, der in Widerwärtigkeiten geprüft ist und sich den Weg zum Ruhme selbst erkämpft hat. Leonard, in dem Manne, dem ich Sie Ihren eigenen Ehrgeiz zu opfern bat – von dem Sie mit so anerkennenswerthem Lobe sprachen – dessen

Laufbahn der Ehre Sie forderten – und dessen, von allen Auszeichnungen unbefriedigt gebliebenes Leben Sie durch Ihre kindliche Liebe versüßen werden – sehen Sie den Gatten Nora Avenel's! Beugen Sie das Knie vor Ihrem Vater! O Audley, umarme deinen Sohn!«

»Hierher – hierher!« rief Egerton, als Leonard sein Knie beugte. »Hierher an mein Herz! Sieh' mich an mit diesen Augen! – freundlich, verzeihend; es sind deiner Mutter Augen!« Sein stolzes Haupt sank auf seines Sohnes Schulter.

»Aber damit ist es noch nicht genug,« sagte Harley, indem er Helene herbeiführte und an Leonard's Seite stellte. »Du mußt dein Herz noch für mehr öffnen. In seinen Kammern gib meiner holden Mündel und Tochter ein Plätzchen. Was ist eine Heimath ohne das Lächeln eines Weibes? Sie haben sich von Kindheit auf geliebt. Audley, deine Hand sei es, die sie vereinige – deine Lippen seien es, die sie segnen.«

Leonard war ängstlich betroffen. »O Sir! – mein Vater! – dieses großmüthige Opfer darf nicht geschehen. Denn er – er, der mich diese überschwängliche Freude erleben ließ – er liebt sie gleichfalls!«

»Nicht doch, Leonard,« sagte Harley lächelnd, »ich habe mich nicht vergessen. Noch eine Heimath verlangt noch dir, Audley. Er, den du so lange vergeblich zu bestimmen suchtest, sich mit dem Leben wieder auszu-söhnen und schwermüthige Träume mit beglückenden Pflichten zu vertauschen – auch er stellt dir seine Braut vor. Liebe sie um meinetwillen – um deiner selbst willen.

Ihr Werk, nicht das meinige ist diese heilige Wiedervereinigung. Ohne sie wäre ich ein verblendeter, rachgieriger, schuldiger, von Reue gequälter Mann gewesen; und –« Violanten's weiche Hand war auf seinen Lippen.

»So findet der Mensch,« sagte der Pfarrer mild und feierlich, »daß des Erlösers Gebot: ›Lasset die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen« und ›Liebet einander‹ die Fäden sind, welche uns durch das Labyrinth des menschlichen Lebens führen, wenn die Anschläge des Hasses und der Finsterniß mißlingen und uns in dem Irrgewinde hilflos stehen lassen.«

Egerton erhob das Haupt und schien antworten zu wollen. Aber über seine Züge war eine plötzliche Veränderung gekommen, die alle Anwesenden mit Schrecken bemerkten. Seine Augen waren verschwommen; die Worte versagten seinen Lippen – er sank auf einen Stuhl nieder. Die linke Hand ruhte auf Stößen von Akten und amtlichen Papieren, und die Finger spielten mit denselben, wie der sterbende Dulder mit der Bettdecke spielt, die er bald mit dem Sterbehemd vertauschen wird. Aber seine rechte Hand tastete suchend nachdem wiedergefundenen Sohne, und als sie gefunden, was sie suchte, zog er Leonard leise näher und näher. Ach! das glückliche *Privatleben* – dieser geheime Mittelpunkt jedes menschlichen Herzens – das so lange vermißt und ersehnt worden – entschlüpfte seinen Händen in dem Augenblicke, da es wieder erschien, eilte fort, wie die Kreise auf dem Wasser, die, kaum erblickt, in dem Unendlichen verschwinden. Mit Einem Male wurden beide Hände ruhig; das

Haupt fiel zurück. Die Freude hatte die letzten Bande zerrissen, welche längst in verborgenem Kummer mürbe geworden waren. Von Ferne verkündete Freudengeläute Triumph, und der Schall drang in das Zimmer herein; draußen brüllte der Pöbel seine Hurrah's; John Avenel's Stimme mischte sich vielleicht in das Geschrei, als die trunkenen Eiferer an seinem Hause vorbeitaumelten und die krächzenden Raben aufscheuchten, die um die hohle Eiche herumflatterten. Der sprudelnde Schaum, der auf der Oberfläche des Lebens tanzt, während unten die Wellen geräuschlos dahinziehen, wurde von der winterlichen Luft nach dem Zimmer des Staatsmannes, dessen Triumph man feierte, und über das Gras hin getragen, welches um Nora Avenel's Grab seine Weisen flüsterte. – Aber für die Bewohner des Zimmers und des Grabes hatten die schäumenden Wellen keinen Klang und die Strömung in der Tiefe keine Fluth. Inmitten der Verheißungen einer Heimath, einer glücklichen Vereinigung des Friedens und des Ruhms brach der Tod herein, um sich ruhig und still mit dem Aussehen des Lebens niederzulassen. Warme Herzen klopften um ihn her; größte Hoffnungen flogen aufwärts; die Liebe kniete zu seinen Füßen, die Religion mit erhobenem Finger stand an seiner Seite.

#### SCHLUSSKAPITEL.

Schauplatz. – Die Halle in dem alten Thurm des *Kapitän Roland Caxton*.

»Du bist aber noch nicht fertig?« sagte Augustin Caxton.

*Pisistratus.* – »Was fehlt denn noch?«

*Mr. Caxton.* – »Was noch fehlt? – nun, das *Schlußkapitel!* – Die letzten Nachrichten, soweit du welche geben kannst, über die Personen, die du theils zu unserer Freude, theils zum abschreckenden Beispiel uns vorgeführt hast.«

*Pisistratus.* – »Es ist gewiß dramatischer, das Werk mit einer Scene enden zu lassen, in welcher der Grundgedanke desselben zu einem Abschlusse gelangt, und es der prophetischen Einbildungskraft Aller, deren schmeichelhafte Neugierde damit noch nicht ganz befriedigt ist, anheimzugeben, welche weitere Schicksale sich an die einzelnen Existenzen knüpfen werden, wenn sie sich wieder von dem See abzweigen, in welchen ihre Wasser zusammenfließen nach dem alten, von Neuem bestätigten Satze der Sibylle, daß die Handlungen der Menschen durch das Verhängniß bestimmt werden.«

*Mr. Caxton.* – »Dramatischer – das gebe ich zu; aber du hast kein Drama geschrieben. Ein Novellist muß ein behaglicher, geschwätziger, mittheilsamer, plaudernder Schicksalsverkündiger sein, nicht eine grimmige, lakonische, orakelfeste Sibylle. Ich habe es gerne, wenn für die Ausstattung einer Novelle die altmodischen Regeln der Meister zum Vorbild genommen werden, besonders für eine Novelle, welcher du mit Emphase den Titel ›Meine Novelle‹ gibst.«

*Kapitän Roland.* – »Ein höchst unbestimmter und unpraktischer Titel: ›Meine Novelle‹. Er muß geändert werden, ehe das Werk in der gehörigen Form vor die Oeffentlichkeit tritt.«

*Mr. Squills.* – »Allerdings kann der gegenwärtige Titel von Vielen nicht einmal ausgesprochen werden, ohne daß sie ihr ganzes Nervensystem erschüttern. Glauben Sie zum Beispiel, daß meine Freundin Lady Priscilla Graves, die selbst eine eifrige Novellenleserin ist, aber alle Schriftstellerinnen für unweibliche Geschöpfe und Ueberläuferinnen zu der Fahne des Mannes hält, es je über das Herz bringen könnte, zu fragen: ›Bitte, Sir, haben Sie Zeit gehabt, einen Blick in – *Meine* Novelle zu thun?‹ Lieber würde sie sterben. Und doch würde es Mylady in dem Gebrauche ihrer Sprachorgane wesentlich beeinträchtigen, wenn sie über die jüngste Erwerbung der Leihbibliotheken Stillschweigen beobachten sollte. Oder wie könnte die hübsche Miß Dulcet, die aus lauter Gefühl, aber ebenso auch aus verschämter Schüchternheit zusammengesetzt ist, Kapitän Smirke von einem Antrage durch die Bemerkung zurückschrecken: ›Finden Sie nicht des Pfarrers Predigt in *Meiner* Novelle ein wenig zu trocken?‹ Es wird eine eherne Stirne oder wenigstens einen langen Gebrauch von Eisencitronat erfordern, bis eine ehrbare Dame oder ein anspruchsloser junger Gentleman, welchem die gebührende Scheu inne wohnt, für einen Schmierer gehalten zu werden, einen geselligen Kreis durch die Aeußerung elektrisirt: ›die Kritiker lassen den

vortrefflichen Gedanken in – *Meiner* Novelle keine Gerechtigkeit widerfahren.«

*Kapitän Roland.* – »Ernst können allerdings die Folgen der Verwechslungen sein, zu welchen ein solcher Titel Veranlassung gibt. Da ist zum Beispiel der Advokat Digwell nicht bloß ein Mann des Gesetzes, sondern auch ein Freund guter Literatur, dessen Laufbahn vor den Schranken des Gerichtes durch den ungerechten Argwohn der Attorney's, als habe er eine ›philosophische Abhandlung‹ geschrieben, einen langen Stillstand erfuhr. Stellen Sie sich vor, ein solcher Mann entschuldigt seine Verspätung bei einem Diner der großen Perrücken mit den Worten: ›Ich konnte mich nicht von – *Meiner* Novelle losreißen. Er wäre geschäftlich zu Grunde gerichtet! Ich bin im Allgemeinen durchaus nicht für die Advokaten eingenommen, aber ich möchte doch nicht Leuten mit Familie das Brod vor dem Munde wegnehmen helfen: und Digwell hat Kinder – schon das zehnte, ein unschuldiges Wickelkind.«

*Mr. Caxton.* – »Was Digwell im Besonderen und die Advokaten im Allgemeinen anbelangt, so sind sie an Umschreibung zu sehr gewöhnt, um sich der Gefahr auszusetzen, welche dein liebevolles Herz befürchtet; aber ich räume ein, daß ein schüchterner Gelehrter, wie ich, oder ein ernsthafter Lehrer ein klein wenig roth werden konnte, wenn ihm aus Versehen die Worte entschlüpfen würden: ›Vergeudet nicht Eure Zeit mit solchem Plunder wie – *Meine* Novelle.« Und damit bietet sich uns ein anderer und angenehmer Gesichtspunkt für diese kritische Frage. Der Titel welchen Ihr verdammt, stellt das Werk unter

den Schutz des Publikums. Lebt irgendwo ein Mann oder eine Frau, welche sich der Selbstliebe so sehr entäußert haben, daß sie sagen würden: ›Welch elendes Zeug ist doch – *Meine Novelle?*« Ist es nicht wahrscheinlicher, daß er oder sie dem Drange eines achtungswerthen und tugendhaften Herzens, sich mit seinen Freunden so gut wie möglich zu stellen, nachgeben und sagen würde: ›Man muß zugeben, daß da und dort etwas wirklich Gutes in – *Meiner Novelle* ist.« Da ferner die Novelle es sich zur Aufgabe macht, die meisten Interessen oder Leidenschaften, welche das Menschengeschlecht bewegen, in Thätigkeit zu sehen, die Einzelheiten des Lebens, welche bei und Allen wiederkehren, zu generalisiren, so besagt der Titel in Wirklichkeit, das Werk müsse, wenn der Verfasser es nicht mit Unrecht seine Novelle nennt, von der Art sein, daß jeder Leser ohne Unterschied Eigenthumsansprüche darauf erheben könnte, weil es seine eigenen Ideen ausdrückt, seine eigenen Erfahrungen darstellt – überhaupt, wenn auch nicht *en façade*, doch wenigstens im Profil sein eigenes Ich wiedergibt. Es ist gerade, wie wenn wir in dem Zimmer eines Andern in den Spiegel sehen: unser Bild eignet sich für den Augenblick den Spiegel an, und je nach unserer Stimmung oder unserem geistigen und leiblichen Befinden sagen wir zu uns selbst: ›Grün und gelb! es wird gut sein, wenn ich mehr diät lebe!« oder: ›Ei, ich hätte halb und halb Lust, der hübschen Jane einen Antrag zu machen; ich bin kein so übler Bursche, wie ich glaubte!« Was wir auch in dem Spiegel erblicken mögen, wir zweifeln nie, daß es unser Bild ist, was wir

sehen, und Jeder sagt zu dem gespenstischen Widerschein: ›das bin ich,‹ obgleich das Stück Möbel, welches den Widerschein zurückwirft, einem Andern gehört. Es ist mein Bild, wenn auch das Glas sein ist. Und eine Erzählung, welche die Wechselbilder des Lebens treu zeichnet, ist Jedermanns Novelle, gleichviel, von welchen Küsten, aus welchen Flüssen, aus welchen Buchten, aus welchen Schächten der Sand und der Kiesel, die Pottasche, der Salpeter und das Quecksilber, welche deren Bestandtheile bilden, genommen sind, gleichviel, welcher Arbeiter die Form herstellte, gleichviel, welcher Verkäufer sie feil bot, oder welcher Käufer sie ihm abnahm – wenn ich nur einen einzigen Zug von mir darin erkenne, so ist es mein Abbild, welches sie zu ›Meiner Novelle‹ macht.«

*Mr. Squills* (verdutzt und deßhalb voll Bewunderung). – »Fein, Sir – sehr fein. Ein prächtiges Vergleichungsorgan in Mr. Caxton's Kopf, und heute Abend viel in Anspruch genommen.«

*Mr. Caxton* (wohlwollend). – »Endlich erspart der Verfasser mit diesem höchst bewunderungswürdigen und sehr bezeichnenden Titel jede Vorrede. Er braucht auf keine Verdienste hinzudeuten – keine Fehler zu mildern; denn indem er sein Werk kurzweg ›Meine Novelle‹ nennt, gibt er zart zu verstehen, daß ein müßiges Geschwätz über Fehler und Verdienste zu nichts führen würde.«

*Pisistratus* (erstaunt). – »Wie meinst du das?«

*Mr. Caxton.* – »Was ist klarer? du gibst zu verstehen, daß, wenn auch Andere bessere Novellen geschrieben haben mögen, doch du keine zu schreiben erwartest, welcher, als Novelle betrachtet, du mit größerer Bestimmtheit und mit besserem Gewissen das Gepräge der persönlichen Autorschaft und Identität ausdrücken konntest, wie dies durch das einzige Wort ›*Meiner*‹ geschieht. Und wenn du nach bestem Wissen geschrieben hast, mag es noch so schlecht sein, was kann dann ein redlicher und billiger Mann mehr von dir verlangen? Vielleicht wirst du sagen, wenn du zweitausend Jahre früher gelebt hättest, so würdest du sie ›*Die Novelle*‹ oder ›*die Goldene Novelle*‹ genannt haben, wie Lucius seine Geschichte ›*Den Esel*‹, und Apulejus, um seinen ausgefeilteren Esel von allen vorhergehenden Eseln zu unterscheiden, seine Erzählung den ›*Goldenen Esel*‹ nannte. Allein heut zu Tage wäre eine derartige Bezeichnung, welche ein Verdienst im Allgemeinen, nicht das theilweise und beschränkte, nur deinen individuellen Fähigkeiten entsprechenden Verdienst in sich schließt, anmaßend und anstößig. Es ist ganz richtig – und ich komme damit einer Einwendung zuvor, die, wie ich sehe, Squills zu machen im Begriffe steht.«

*Squills.* – »Ich, Sir?«

*Mr. Caxton.* – »Sie wollten bemerken, daß, so gut Scarron seinen Roman die ›*Komische Novelle*‹ nannte, ebensogut Pisistratus den seinigen ›*die Ernste Novelle*‹ oder die ›*Tragische Novelle*‹ hätte nennen können. Aber, Squills, dieser Titel wäre weder einladend, noch passend und einer Vergleichung mit Scarron ausgesetzt gewesen,

der, weil todt, unnachahmlich ist. Mithin, um die Frage auf die nicht umzustoßende Grundlage der Mathematik zurückzuführen – mithin, da *ab* ›Meine Novelle‹ nicht gleich *bc* der ›Goldenen Novelle‹, und ebensowenig gleich *de* der ›Ernsten Novelle‹ oder ›Tragischen Novelle‹ ist, so folgt hieraus, daß *ab* ›Meine Novelle‹ gleich *PC* ›Pisistratus Caxton‹ ist, und also muß *PC*, ›Pisistratus Caxton‹ sein gleich – nicht mehr und nicht weniger, als *ab*, ›Meine Novelle‹, *quod erat demonstrandum*.«

Mein Vater sah sich triumphirend um; und als er bemerkte, daß er Squills verstummen und auch seine übrige Zuhörerschaft um eine Erwiderung verlegen gemacht hatte, fügte er mild hinzu: »Und so, *non quieta movere*, gehe zu deinem Schlußkapitel über und sage uns zuerst: was wurde aus diesem jungen Giles Overreach, welcher sein eigener Marrall war?«

»Ja,« sagte der Kapitän, »was wurde aus Randal Leslie? Hat er bereut und sich gebessert?«

»Nein,« bemerkte mein Vater mit einem kummervollen Kopfschütteln. »Man kann die warme Fluth wilder Leidenschaft regeln – man kann dunkle Verirrungen der Unwissenheit in die lichte Bahn der Tugend lenken; aber wo die Gewaltigkeit des Gehirns nur ein Hemmschuh ist für die unbeengte Thätigkeit des Herzens – wo man es nicht mit irre geleiteter Unwissenheit, sondern mit einem verdorbenen Verstande zu thun hat, da ist wenig Hoffnung auf Besserung; denn zur Besserung bedarf es in diesem Falle einer völligen Umwandlung. Ich habe irgendwo gelesen (vielleicht in einer hebräischen Tradition), daß von

den beiden Klassen gefallener Engel – den Engeln der Liebe und den Engeln des Wissens – die Ersteren die verlorenen Sterne vermißten und einer um den anderen durch das Dunkel hindurch in den Himmel zurückwanderten, die Letzteren dagegen, von ihrem eigenen düsteren Glanze beleuchtet, sagten: ›Wohin *wir* gehen, da ist der Himmel!‹ und, immer tiefer und tiefer herabsteigend, ihre Gestalt und ihr Wesen verloren, bis sie, entstellt und unzüchtig, von dem bodenlosen Abgrund verschlungen wurden.«

*Mr. Squills.* – »Ich hätte nicht gedacht, Mr. Caxton, daß ein Büchermann, wie Sie, gegen das Wissen so strenge wäre.«

*Mr. Caxton* (aufbrausend). – »Strenge gegen das Wissen! O Squills – Squills – Squills! Verkehrtes Wissen ist kein Wissen mehr. Der Essig, der, an die Sonne gesetzt, kleine Schlangen, oder im besten Falle, schleimige ungenießbare Aale erzeugt, war einstmal Wein. Wenn ich zu meinen Enkeln sage: ›Trinkt nicht dieses saure Zeug, welches sogar durch die Sonne mit Gewürm angefüllt wird, beweist dies, daß ich ein Feind von gesundem Sherry bin? Squills, wenn Sie eine gehörige Schulbildung genossen hätten, so würden Sie die weise Lehre kennen, daß die schlechtesten Dinge nur verdorbene Exemplare von solchen sind, die ursprünglich bestimmt waren, die besten zu werden.‹ Hat nicht Freiheit die Anarchie, Religion den Fanatismus geboren? Und wenn ich Marat wegen seines Blutdurstes oder Dominikus wegen der Folterung

von Ketzern tadle, heißt dies strenge sein gegen die Religion, welche einen Franz von Sales heilig sprach, oder gegen die Freiheit, welche einen Thrasybul unsterblich machte?«

Mr. Squills, der eine Aufzählung sämmtlicher Kalenderheiligen und einen Auszug aus der alten Geschichte fürchtet, ruft hastig: »Genug, Sir – Sie haben mich überzeugt.«

*Mr. Caxton.* – »Ueberdies erschien es mir als ein charakteristisch künstlerischer Zug von Pisistratus, daß er Randal Leslie auf seinem Wege zu vollständiger Fäulniß eines ungesund ausgebildeten Verstandes keinem jener heilsamen Einflüsse begegnen läßt, welche einer egoistischen Richtung des Ehrgeizes vorbeugen. Weder in der ungeordneten Wirthschaft seines heimathlichen Hauses, noch von dem Lehrer der klassischen Fächer an seiner Vorbereitungsschule hat er, wie es scheint, irgend welche religiöse oder sittliche Wahrheiten gelernt, die neuen Schößlingen Saft geben könnten, nachdem der erste üppige Wuchs unter dem Messer gefallen war. Namentlich habe ich – und es dient dies wesentlich zum Verständnisse Egerton's und Randal's – bemerkt, daß zwar die Rathschläge, welche der Staatsmann seinem *protége* mittelst gelegentlicher Winke ertheilte, in ihrer Art Weltklugheit enthielten und die Ehre als das passendste Glaubensbekenntniß eines Gentleman bezeichneten, daß sie aber nicht geeignet waren, auf einen so schlaunen Denker, wie Randal, viel Eindruck zu machen, da ihn nicht einmal der Spielplatz in Eton von seiner trockenen Selbstsucht,

welcher als Ziel des Wissens nur die Macht vorschwebte, geheilt hatte. Männern wie Audley und Randal – der eine von Leidenschaften heimgesucht, der andere durch seinen kalten, spitzfindigen Geist zum Betruge verlockt – gewährt der schöne Spruch: ›Vergiß nie, als ein Gentleman zu handeln!‹ einen ärmlichen Schutz. Solche moralische Verbrämungen geben eine hübsche Schürze zu einer Rüstung; allein sie sind nicht die Rüstung selbst! Zehn Uhr – so wahr ich lebe – spute dich, Pisistratus! und beende das Kapitel.«

*Mrs. Caxton* (wohlwollend). – Aber nicht gar zu rasch. Beginne, da es dein Vater wünscht, mit diesem verhaßten Randal Leslie; allein es sind noch Andere da, von welchen Blanche und ich lieber hören möchten.«

Pisistratus bringt jetzt, da er keinen anderen Ausweg sieht, ein Ergänzungsmanuscript zum Vorschein – ein Beweis, daß er, worin auch seine Zweifel hinsichtlich der künstlerischen Wirkung eines Schlußkapitels bestehen mögen, vorausgesehen hat, seine Zuhörerschaft werde sich ohne ein solches nicht zufrieden geben.

---

In später Mittagsstunde den Tag, nachdem er Lansmere Park verlassen hatte, kam Randal Leslie zu Fuß in seines Vaters Hause an. Er war den ganzen Weg gegangen, selbst in der Einsamkeit der Mitternacht, aber er fühlte keine Ermüdung, bis ihn die trübselige Heimath mit ihrer hoffnungslosem erniedrigenden Armuth empfing;

und dann sank er zu Boden – eine Ruine unter Ruinen. Er theilte seinen Angehörigen nicht mit, was vorgefallen war. Niemand war da, dem der Unglückliche hätte vertrauen, oder von dem er die Wahrheiten, welche in der Reue Trost bieten, hatte vernehmen können. Nachdem er einige Wochen in beinahe unausgesetztem, verdrossenem Stillschweigen zugebracht hatte, entfernte er sich eben so plötzlich, wie er erschienen war, und ging nach London zurück. Der jähe Tod eines Mannes, wie Eger-ton, hatte sogar in diesen aufgeregten Zeiten bedeutendes, obwohl kurzes Aufsehen erregt. Die in den Provinzialblättern gegebenen ausführlichen Beschreibungen der Wahl waren in Londoner Zeitungen übergegangen; darunter eine Beleuchtung von Randal Leslie's Benehmen in dem Comitezimmer, und es fehlte nicht an mancherlei entrüsteten Kommentare über Selbstsucht und Undankbarkeit. Die politische Welt aller Parteien füllte über den armen Untergebenen des großen Mannes eines jener Urtheile, welche dem Charakter eines ehrgeizigen jungen Mannes einen Makel aufdrücken und dessen Laufbahn einen Riegel vorschieben. Einflußreiche Persönlichkeiten, die Randal früher um Audley's willen beachtet hatten und, als sie bald darauf wieder zur Macht gelangten, ihm günstige Aussichten hätten eröffnen können, gingen auf der Straße ohne ein Kopfnicken an ihm vorüber. Er wagte es nicht, Avenel an sein Versprechen zu erinnern und ihn um seine Hülfe bei einer zweiten Wahl für Lansmere zu bitten; eben so wenig dachte er daran, in die durch Eger-ton's Tod erledigte Stelle einzurücken. Er war zu schlau,

um nicht einzusehen, daß in diesem Wahlbezirke für ihn keine Hoffnung mehr war. Er wäre in den Straßen ausgepiffen und von den Wahltribünen herunter geworfen worden. Ausgestoßen, wie einst Leonard, von der ungeheuern Metropole lehnte er jetzt gleichfalls an jener Brücke und starrte in den erbarmungslosen Fluß. Er hatte weder Geld, noch Verbindungen – nichts, als Talente und Kenntnisse, um sich den Eintritt in jene glänzende Welt wieder zu erzwingen, in der ihm einst alles gelächelt hatte; und Talente und Kenntnisse, welche zur Venachtheiligung eines Wohlthäters gedient hatten, machten ihn nur noch verachteter. Aber das Glück, welches dem armen Erben von Rood so zahlreiche und blendende Vorzüge, um die er sich selbst betrog, verliehen hatte, wollte ihm selbst jetzt noch wohl, indem es ihm, für den Augenblick wenigstens, Unabhängigkeit und die Möglichkeit sicherte, mittelst ausdauernder, harter Arbeit, wenn auch nicht die höchsten Aemter, doch jedenfalls eine Stellung zu erringen, in welcher er die Welt hätte zwingen können, auf seine Erklärungen zu hören und vielleicht seine Entschuldigungen anzunehmen. Die von Audley für ihn bestimmten fünftausend Pfund, deren Rettung aus den Krallen des Gesetzes; der Staatsmann in einem besonderen Briefe Harley an das Herz gelegt hatte, wurden ihm durch den Anwalt des Letzteren eingehändigt; diese Summe erschien ihm aber nach dem Verluste solch' glänzender Hoffnungen so klein und der Weg bergan nach solchen Sprüngen zur Macht so langsam, daß er das unerwartete Vermächtniß einfach zum Vorwande nahm, um gar

keinen Beruf zu wählen. Auf das Schmerzlichste berührt durch den Gegensatz zwischen einst und jetzt eilte er in das Ausland, wo der den gewöhnlichen Vergnügungen der Jugend sonst so abgestorbene Randal Leslie – sei es, um sich zu zerstreuen, oder weil sein rastloser Verstand neugierig war, den Werth von bis jetzt nicht versuchten Dingen zu erforschen – sich in die Gesellschaft von heruntergekommenen Spielern und Roués dritter Klasse begab. In dieser Kameradschaft arteten seine Talente nach und nach aus, und deren Benützung zu niedrigen Intriguen und erbärmlichen Anschlägen würdigten auch seinen sozialen Charakter herab, bis er, Stufe um Stufe zugleich mit dem Abnehmen seiner Mittel sinkend, zuletzt aus jener Sphäre verschwand, in welcher selbst das Lasterhafte sich an die Gewohnheiten und an die Kaste der Gentlemen fest klammert. Sein Vater starb. Das vernachlässigte Rood'sche Eigenthum ging auf Randal über; allein aus den spärlichen Einkünften desselben hatte er die Erbtheile seines Bruders und seiner Schwester, sowie das Witthum seiner Mutter zu bestreiten; der Ueberschuß war auf der Rechnung des Testamentsvollstreckers kaum sichtbar. Er hatte längst die Hoffnung, das Haus und das Vermögen seiner Vorfahren wieder herzustellen, aufgegeben. Was war die zerfallene Halle mit ihren öden, frostigen Gründen ohne diese Hoffnung, welche bisher den Trümmern und der Einöde Würde verliehen hatte? Er ordnete von Petersburg aus den Verkauf seines Eigenthums an. Ein größerer Gutsbesitzer meldete sich nicht

zu der wenig versprechenden Erwerbung; und so geschah der Verkauf an kleine Freisassen und an Gewerbsleute, die sich von ihrem Geschäfte zurückgezogen hatten. Ein Baumeister kaufte die Halle auf den Abbruch. Halle, Ländereien und Name waren aus der Karte und der Geschichte der Grafschaft gestrichen.

Die Wittwe, Oliver und Juliet zogen in die Provinzialstadt eines anderen Bezirkes. Juliet heirathete einen Fähnrich in einem Regiment, welches auf dem Marsche war, und starb an den Folgen eines vernachlässigten Wochenbettes. Mrs. Leslie überlebte sie nicht lange. Oliver vermehrte sein kleines Vermögen durch die Heirath mit der Tochter eines Kleinhändlers, der einige tausend Pfund aufgehäuft hatte. Er errichtete eine Brauerei und brachte es so weit, daß er schuldenfrei leben konnte, obgleich sein Geschäft bei seiner zahlreichen Familie und angeborenen Trägheit nur wenig Gewinn und gar keine Ersparnisse abwarf. Von Randal hatte man seit Jahren nichts weiter gehört, als, daß er sich in Australien oder in den Vereinigten Staaten aufhalte; in welchem der beiden Länder wußte man nicht, allein man glaubte, in letzterem. Oliver, dem von Jugend auf eine hohe Verehrung für die Talente seines Bruders eingepflanzet worden war, gab sich allen Ernstes dem Glauben hin, Randal werde eines Tages reich und mächtig – wie der Onkel in der Komödie, vor ihm stehen, die gesunkene Familie wieder in die Höhe bringen und die plumpen kleinen Jungen und verwilderten kleinen Mädchen, die sich jetzt mit einem,

in Anbetracht der Größe des Bratens ganz unverhältnißmäßigem Appetite um Oliver's Mittagstisch scharten, zu anmuthigen Ladies und zu vollendeten Gentlemen heranzubilden lassen.

An einem Wintertage, als sich Frau und Kinder von besagtem Mittagstische zurückgezogen hatten und Oliver, sein Glas schlechten Porter schlürfend, mit wenig Befriedigung seine Rechnungen durchsah, sprang ein magerer Dachshund, der auf einer fadenscheinigen Decke bei dem spärlichen Feuer lag, auf und bellte heftig. Oliver erhob matt seine blauen Augen und sah an dem Fenster ihm gegenüber ein menschliches Antlitz; dasselbe drückte sich fest an die Scheiben; diese waren aber in Folge des kalten Reifes, der sich auf dem Glase gesammelt hatte, durch den Hauch der Lippen so sehr getrübt, daß man nur die allgemeinen Umrisse bemerken konnte.

Oliver, beunruhigt und entrüstet über dieses Auskundschaften seines Privatlebens durch einen, wie er glaubte, frechen, aufdringlichen Landstreicher, trat aus dem Zimmer, öffnete die Hausthüre und ersuchte den Fremden, seines Weges zu gehen, während der Dachshund noch ungastlicher kläffte und nach den Fersen des Fremden schnappte. Da sprach eine heisere Stimme: »Kennst du mich nicht, Oliver? ich bin dein Bruder Randal. Ruf' deinen Hund zurück und laß mich herein.« Oliver stierte ihn entsetzt an – er traute seinen langsamen Sinnen nicht, er konnte in der hageren, verwitterten Erscheinung vor ihm seinen Bruder nicht wieder erkennen. Zuletzt näherte er sich ihm, blickte in Randal's Gesicht, faßte, noch immer

vor Erstaunen sprachlos, seine Hand und führte ihn in das kleine Wohnzimmer. Der feine Anstand, durch welchen sich Randal früher ausgezeichnet hatte, war spurlos verschwunden. Seine Kleidung befand sich in dem letzten Stadium gräulichen Zerfalles, welches man so bezeichnend ›schäbige Gentilität‹ nennt. Seine Miene war die eines schleichenden, ängstlichen, ausgehungerten Vagabunden. Als er seinen abgegriffenen, zerrissenen Hut abnahm, verrieth er, obwohl den Jahren nach noch jung, die Merkmale eines frühzeitigen Alters. Sein Haar, einst weich wie Seide, war struppig und grau und an vielen Stellen ausgegangen; in Stirne und Gesicht waren tiefe Furchen eingegraben; noch immer lag Verstand darin, aber ein Verstand, der unwillkürlich zur Vorsicht mahnte – finster – unheimlich – drohend.

Randal schnitt alle Fragen kurz ab. Er griff nach dem Restchen Bier, welches auf dem Tische stand, und leerte es mit Einem Zuge. »Pah!« sagte er, »hast du nichts, was einen Menschen besser wärmt, als dies?« Oliver, der wie in einem schrecklichen Traume wandelte, ging an den Schrank und nahm eine noch dreiviertel volle Flasche Branntwein heraus. Randal streckte begierig die Hand darnach aus und setzte seine Lippen an den Rand der Flasche. »Ah,« sagte er absetzend, »dies thut gut; jetzt gib mir etwas zu essen.« Oliver eilte, seinen Bruder zu bedienen; er schämte sich, auch nur der schlappschuhigen Magd seinen Besuch zu zeigen. Als er mit den Vorräthen,

welche die Speisekammer enthielt, zurück kam, saß Randal vor dem Feuer und hielt seine abgezehrten, knöchernen Hände, die mit den Krallen eines Geiers Aehnlichkeit hatten, über die Kohlen.

Er verschlang die ihm vorgesetzten kalten Speisen mit fürchterlicher Gefräßigkeit und trank den Inhalt der Flasche nahezu aus; aber auf sein düsteres Wesen übte dies keinen mildernden Einfluß. Oliver sah ihm ängstlich zu – der Dachshund ließ noch immer ein leises, mißtrauisches Knurren hören.

»Du möchtest meine Geschichte erfahren?« sagte Randal endlich in rauhem Tone »Sie ist kurz. Ich habe versucht, mein Glück zu machen, und der Versuch ist fehlgeschlagen – ich bin ohne einen rothen Heller und ohne irgend welche Aussichten. Du scheinst arm – wirst mir wohl schwerlich unter die Arme greifen können. Laß mich wenigstens eine Zeitlang bei dir bleiben – ich weiß nicht, wo ich sonst ein Stückchen Brod und ein Obdach finden soll.«

Oliver brach in Thränen aus und hieß seinen Bruder herzlich willkommen. Randal blieb einige Wochen bei ihm, ohne die Schwelle je zu überschreiten und scheinbar ohne von den neuen Kleidern, welche ihm Oliver besorgt und fertig in sein Zimmer gelegt hatte, Notiz zu nehmen, obwohl er sich ihrer bediente. Aber bald wurde seine Gegenwart der Herrin des Hauses unerträglich und sogar dem Hausherrn lästig. Randal, früher so enthaltsam, daß ihm selbst der mäßigeste Genuß von Wein mit einem klaren Urtheil und aufmerksamer Beobachtung unerträglich

erschien, hatte die Gewohnheit angenommen, zu jeder Zeit des Tages geistige Getränke zu genießen; aber obgleich ihn diese zuweilen bis zur Betäubung berauschten, so hatten sie doch nie die Wirkung, daß sie sein Herz aufschlossen oder seine Verdrossenheit zerstreuten. Wenn er auch weniger scharf, als in früheren Zeiten, beobachtete, so besaß er doch noch in gleichem Maße die Kraft, seine Gedanken zu verheimlichen. Mrs. Oliver Leslie, Anfangs scheu und wortkarg, wurde kühl und zurückstoßend, dann unartig und sarkastisch und ließ zuletzt ihrer gemeinen, rohen Natur freien Lauf. Randal erwiderte nichts; aber sein Hohn war so tief einschneidend, daß die Frau augenblicklich zu ihrem Gatten sprang und ihm erklärte, entweder müsse sie oder sein Bruder das Haus verlassen. Oliver suchte sie zu besänftigen und die Sache auszugleichen – theilweise mit Erfolg; und einige Tage nachher kam er zu Randal und sagte schüchtern: »Siehst du, beinahe alles, was ich besitze, hat mir meine Frau zugebracht, und du willst dich nicht herablassen, Freundschaft mit ihr zu schließen. Dein Aufenthalt hier im Hause muß dir ebenso peinlich sein, wie mir. Aber ich wünsche dich versorgt zu sehen; und ich könnte dir etwas anbieten, nur scheint es auf den ersten Blick so sehr unter –«

»Unter was?« unterbrach ihn Randal bitter. »Unter dem, was ich war, oder unter dem, was ich bin? – Heraus mit der Sprache!«

»Du bist ja ein Gelehrter, und ich habe dich so schön über das Wissen u. s. w. sprechen hören; und du wirst Bücher in Menge zu deiner Verfügung haben, ohne Zweifel; und du bist noch jung und kannst steigen – und –«

»Hölle und Teufel! mach' rasch – mag es schlimm oder gut sein!« rief Randal ungestüm.

»Gut denn,« sagte der arme Oliver, fortwährend bemüht, den beabsichtigten Vorschlag im besten Lichte zu zeigen, »du mußt wissen, daß der Mann unserer Schwester ein Neffe Doctor Felpem's war, der eine sehr achtbare Schule hält. Er selbst hat nicht studirt und gibt hauptsächlich im Rechnen, Buchführen und dergleichen Unterricht; aber er braucht einen Hülflehrer für die klassischen Fächer, denn einige der Knaben sollen die Universität beziehen. Und ich habe an ihn geschrieben, nur um ihn auszuholen, ich habe deinen Namen nicht genannt, weil ich nicht wußte, ob es dir recht sei; freie Station und fünfzig Pfund jährlich; kurz, die Stelle ist dein, wenn du sie willst.«

Ein Schauer durchrieselte Randal, und es dauerte lange, bevor er antwortete. »Gut, es sei; dahin ist es mit mir gekommen. Ha, ha! Ja, Wissen ist Macht!« Er hielt einige Minuten inne. »Die alte Halle ist dem Boden gleich gemacht – du bist ein Gewerbsmann in einer kleinen Provinzialstadt – meine Schwester ist todt – und ich bin künftig – John Smith! Du sagst, du habest dem Schulmeister meinen Namen nicht genannt – halte ihn auch künftighin geheim; vergiß, daß ich einst ein Leslie war.

Unser geschwisterliches Band ist zerrissen, wenn ich deinen Herd verlasse. Schreibe also deinem Schulmeister, der im Rechnen unterrichtet, und besorge die Stelle eines Hilfslehrers im Lateinischen und Griechischen für – John Smith.« Wenige Tage nachher trat der Schützling von Audley Egerton sein Amt als Hilfslehrer in einer jener wohlfeilen Schulen an, deren Zöglinge hin und wieder aus Söhnen von Honoratioren und Geistlichen, die studiren wollen, zum weit größeren Theile aber aus Söhnen von Gewerbsleuten bestehen, die für den Schreibtisch oder für das Ladengeschäft bestimmt sind. Hier lebt unter dem Namen John Smith bis auf den heutigen Tag Randal Leslie. Vermuthlich war es nicht Stolz allein, was ihn veranlaßte, den von seinen Vorfahren auf ihn übergegangenen Namen, an welchen er nicht seinen hochstrebenden Ehrgeiz geknüpft hatte, für immer gegen einen anderen zu vertauschen, denn kurz nach dem Weggange seines Bruders fand Oliver in einer Wochenzeitung, aus welcher er seine Kenntniß der Tagesereignisse zog, einen Aufsatz aus einem amerikanischen Journal, worin eines englischen Abenteurers Ermahnung geschah, der unter anderen auch den Namen Leslie angenommen hatte. Beim Lesen dieses Artikels fuhr Oliver in die Höhe, erbleichte, sah sich um und warf das Papier in das Feuer. Von dieser Zeit an machte er nie mehr einen Versuch, die ihm von Randal auferlegte Bedingung zu verletzen – er gab es auf, den Verkehr mit ihm zu erneuern; der Bruder war für ihn todt. Wenn Oliver in dem dort beschriebenen Abenteurer den richtigen Mann vermuthete,

so war dasjenige, was Randal zur Last gelegt wurde und die Wange seines Bruders erblassen machte, allerdings kein schwereres Verbrechen, gegen welches das Gesetz unerbittlich ist, sondern mehr eine jener Handlungen der Unehrenhaftigkeit, die, sobald die Noth drängt, gewöhnlich der Undankbarkeit und Doppelzüngigkeit auf dem Fuße folgen und, wenn sie auch der Strafe des Gesetzes entgehen, den Namen unwiderbringlich zu Grunde richten. Wie dem sein mag, in der von Randal gegenwärtig eingehaltenen Lebensweise liegt nichts, was einen tiefern Fall befürchten ließe. Er hat erfahren, was es heißt, das tägliche Brod zu entbehren, und seine frühere Rastlosigkeit ist einer cynischen Gleichgültigkeit gewichen.

Er wohnt in dem Städtchen nahe bei der Schule, seine schlimmen, ungeselligen Gewohnheiten bleiben deßhalb den Blicken seines Vorgesetzten verborgen. Der Branntwein ist der einzige Luxus, den er sich erlaubt, und es ist dies in den Augen Solcher, welche davon wissen, sein einziges Laster. Er ertheilt seinen regelmäßigen Unterricht so ziemlich zur Zufriedenheit; sein Geist der Intrigue zeigt sich gelegentlich in Versuchen, sich die Gunst von Söhnen reicher Eltern, die eine höhere Stellung einnehmen, zu gewinnen, und er macht verwickelte Pläne, um eine Einladung für die Ferien herauszuschlagen. Sobald aber die Pläne gelingen und die Einladung kömmt, zieht er sich scheu zurück – er wagt es nicht, die Grenzen der vornehmen Welt zu betreten, in welcher er früher zu herrschen hoffte. Er fürchtet, man möchte in ihm einen Leslie entdecken! An solchen Tagen schließt er sich nach

Beendigung seines Tagewerks in sein Zimmer ein und ergibt sich dem Trunke bis zur Besinnungslosigkeit.

Einst fand er einen abgegriffenen Band, der unter den entzückten Schulknaben die Runde machte; er nahm ihn und erkannte Leonard's erstes populäres Werk, welches ihn vor Jahren mit angenehmen Gedanken und edeln Regungen erfüllt hatte. Er trug das Buch nach Hause und las es wieder, und als er es seinem jungen Eigentümer zurückgab, zeigten einige Blätter Thränenspuren. Vielleicht rührten die Thränen nur von zerrütteten Nerven her, nicht von einem erwachten Gewissen; denn die Blätter rochen stark nach Whisky. Doch begann er gleich darauf, tiefere Studien zu machen, als seine tagtäglichen Plackereien durchaus erforderten. Er vermehrte die ihm von früheren Zeiten noch gebliebenen und neu aufgefrischten Kenntnisse; er legte ein Werk von großer Gelehrsamkeit an, das seinem scharfen Verstande ein reiches Feld zu eingehender, wissenschaftlicher Kritik eröffnete. Dieses Werk ist aber nie weit vorgeschritten. Wenn er sich von Zeit zu Zeit zu einer krampfhaften Anstrengung entschließt, dann entfällt die Feder seiner Hand, und er murmelt: »Welchen Zweck hat es? Kein Name ist jetzt mehr empor zu bringen. Wozu Ruhm erndten für – John Smith!«

So schleppt er sein Leben hin; und wenn er stirbt, werden vielleicht die Bruchstücke seines gelehrten Werkes in dem Pulte des Hülflehrers entdeckt und dienen irgend

einem verschmitzten Studenten als Winke, der Gedanken und Ruf dem todten Leslie stiehlt, wie sie Leslie dem lebenden Burley gestohlen hatte.

Während sich so an Randal Leslie für sein Ränkeschmieden, womit er eine seltene Urtheilskraft vergeudet und sein eigenes Glück verscherzt hat, eine gewisse poetische Gerechtigkeit vollzieht, hat die strafende Vorsehung kein äußeres Zeichen von Mißgeschick über das Haupt des schwereren Verbrechers, Baron Levy's, gebracht. Kein Fallen der Fonds hat das kostbare, aus den zertrümmerten Häusern seiner Mitmenschen errichtete Gebäude erschüttert. Baron Levy ist noch immer Baron Levy der *Millionär*, aber ich zweifle, ob er nicht im Herzen weit elender ist, als Randal Leslie, der Hülflehrer. Denn Levy hat den wilderen Leidenschaften Zutritt in die Philosophie seines Lebens gestattet; er besitzt nicht das kühle Blut und starre Herz der verwundeten Natter, womit sie das Gefühl des Schmerzes wegschlafte. Als den fashionablen Wucherer das höhere Alter heimzusuchen begann, verliebte er sich in eine junge Operntänzerin, deren leichte Beine die noch leichteren Herzen der Hälfte aller Löwen von Paris und London verdreht hatte. Die Schlaueit der Tänzerin erwies sich jedem geringeren Versprechen, als dem der Ehe, unzugänglich und Levy heirathete sie. Von diesem Augenblicke an war sein Haus Louis Quinze mehr als je von den hochgeborenen Dandies besucht, um deren Gesellschaft er so lange eifrig geworben hatte. Diese Gesellschaft wurde sein Fluch. Baronin Levy

war eine vollendete Kokette; und ihr Gatte, dessen vorherrschende Leidenschaft, wie wir gesehen haben, in der Eifersucht bestand, lag auf einer ewigen Folterbank. Die geringe Meinung, welche er von der Menschennatur hatte, und der Umstand, daß er an die Existenz der Tugend nicht zu glauben vermochte, verstärkten die Qualen des Argwohns und forderten eben die Gefahren, die er fürchtete, heraus. Seine einzige Beschäftigung war, durch Auskundschaften des eigenen Herdes sich selbst zu martern. Seine Gelage wurden von einem Gespenste verfolgt; die Beigaben zu seinem Reichthume wurden zu der Geisel und dem Stachel der Nemesis. Sein heiteres cynisches Lächeln verwandelte sich in finstere Verdrossenheit – sein Haar bleichte – seine Augen wurden hohl unter Einer verzehrenden Sorge. Plötzlich verließ er sein kostspieliges Haus und London – schwor alle Gesellschaft, die mit Golde sich zu erkaufen, seine Freude gewesen war – begrub sich und seine Frau in einem abgelegenen Winkel des Landes, wo er noch lebt. Vergebens sucht er seine Zeit mit landwirthschaftlichen Unternehmungen auszufüllen, er, für den die Aufregungen einer Hauptstadt mit all' ihrer Verdorbenheit und ihren Lastern die einzige Quelle des trüben Flusses bildete, den er ›Vergnügen‹ nannte! Auch hier läßt ihm der Dämon der Eifersucht keine Ruhe; mit verstörtem Auge und leisen Tritten wie ein Dieb umkreist er seine Wohnung; er hütet seine Frau wie eine Gefangene, denn sie droht ihm jeden Tag zu entlaufen. Das Leben des Mannes, der so Vielen die Thüre zu

dem Gefängnisse geöffnet hat, ist das Leben eines Kerkermeisters. Seine Gattin verabscheut ihn und verhehlt dies nicht; dennoch hängt er mit einer sklavischen Liebe an ihr. An die ungebundenste Freiheit gewöhnt, Beifall und Bewunderung als ihr Recht fordernd, ohne alle Erziehung, ungebildeten Geistes, in ihren Reden gemein, von heftigem Temperament macht die schöne Furie, mit welcher er seine Häuslichkeit theilte, diese Häuslichkeit zu einer Hölle. So ist das, was dem oberflächlichen Beobachter beneidenswerth erscheint, dem Besitzer desselben verhaßt. Er wagt es nicht, irgend einen Menschen sehen zu lassen, wie er sein Gold ausgibt; in seinem Aufwande leitet ihn schmutziger Geiz, und er beklagt sich über Mißgeschick und Armuth, um seiner Frau unter diesem Vorwande die Vergnügungen zu entziehen, welche sie sich von den Geldstücken, die sie heirathete, versprochen hatte. Das unbestimmte Bewußtsein einer Wiedervergeltung verursacht ihm Gewissensbisse und erhöht seine innere Pein. Und die Gewissensbisse sind durch Aberglauben hervorgerufen, nicht durch die Religion – von unten, nicht von oben stammend – ohne die Tröstungen, welche aufrichtige Reue bringt. Er denkt nicht an Buße, nicht an Sühnung durch gute Werke. Seine Schätze wachsen rings um ihn her an, dehnen sich weiter und weiter aus und entgleiten aus seinem Bereiche.

Graf di Peschiera hatte sich in seiner Hoffnung nicht getäuscht, als er sich entschloß, Reue zu heucheln und sich dadurch Ansprüche an seinen Verwandten zu erwirken. Die Großmuth des Herzogs von Serrano sicherte ihm

einen seinem Range entsprechenden Jahresgehalt, und kein Kabinettsbefehl verbot ihm die Rückkehr nach Wien. Allein in dem auf seinen Besuch in Lansmere folgenden Sommer erreichte seine Laufbahn unvermuthet ihr Ende. In Baden-Baden huldigte er einer reichen und vornehmen polnischen Wittwe, und sein schönes Aeußere, sowie sein schrecklicher Ruf, verscheuchte alle Nebenbuhler mit Ausnahme eines jungen Franzosen, der so unternehmend, wie er, und dessen Liebe noch viel glühender war. Es erging an ihn eine Herausforderung, welche er annahm. Mit gewohnter Kaltblütigkeit eine Opernarie summend erschien er auf dem verhängnißvollen Plane und zeigte eine solch' dämonische Heiterkeit, daß die Nerven des Franzosen ungeachtet seines Muthes ergriffen wurden. Der Drücker ging los, ehe er nur gezielt hatte, und zu seinem eigenen unbeschreiblichen Erstaunen traf der Schuß den Grafen mitten in das Herz.

Beatrice di Negra lebte nach ihres Bruders Tode einige Jahre in tiefster Zurückgezogenheit in einem Kloster, obwohl sie nicht, wie sie Anfangs beabsichtigt hatte, den Schleier nahm; denn je näher sie die Schwesterschaft kennen lernte, desto mehr fand sie, daß menschlicher Kummer und menschliche Leidenschaften nur für ausnahmsweise bevorzugte Naturen durch vergitterte Fenster und hohe Mauern ausgeschlossen werden. Zuletzt siedelte sie nach Rom über, wo sie wegen ihres streng sittlichen Lebens und ihrer Wohlthätigkeit allgemeine Achtung genießt. Sie läßt sich nicht bestimmen, von dem Herzoge mehr, als den vierten Theil des ihrem Bruder

ausgesetzten Jahresgehalts, anzunehmen; aber sie hat wenig Bedürfnisse, soweit sie nicht mit ihrem mildthätigen Wirken zusammenhängen, und wo die Mildthätigkeit mit Verstand geübt wird, da kann mit wenig Mitteln viel ausgeführt werden! In den lebenslustigen Circeln der Stadt ist sie nicht bekannt; aber sie sammelt um sich einen kleinen Kreis, hauptsächlich von Künstlern und Gelehrten, und ist nie glücklicher, als wenn sie irgend einem Kinde des Genius helfen kann – besonders, wenn England dessen Heimath ist.

Der Squire und seine Gattin erfreuen sich zu Hazeldean noch immer ihres Lebens, und Kapitän Barnabas Higginbotham hat bei ihnen seinen bleibenden Wohnsitz genommen. Der Kapitän ist ein vollständiger Hypochonder; nur hie und da, wenn Gerüchte von Krankheiten in der Familie Mr. Sharpe Currie's zu ihm dringen, klären sich seine Züge auf, und man hört ihn dann vor sich hin murmeln: »Wenn diese sieben kranke Kinder mit Tode abgehen würden, so hatte ich vielleicht immer noch große – *Aussichten*.« Dafür bekommt er von dem Squire jedes Mal tüchtige Scheltworte, und von dem Pfarrer eine ernste Predigt. Indessen nimmt er an Beiden drei Mal wöchentlich eine hübsche, gentlemanische Rache beim Whisttische; denn der Pfarrer hat den Kapitän nicht länger zu seinem beständigen Partner, soferne jetzt gewöhnlich ein Fünfter von der Partie ist – in der Person jenes alten Feindes und Nachbarn, Mr. Sticktorights. Der Pfarrer, der seine Schlachten ohne den Kapitän als

Verbündeten ausfechten wird, bemerkt mit melancholischer Verwunderung, daß das Glück fortwährend gegen ihn ist und daß er nicht mehr so viel, wie sonst, gewinnt. Glücklicher Weise ist dies, mit Ausnahme von Mrs. Dale's kleinen Launen, an die er sich gewöhnt hat, die einzige Sorge, welche den heiteren Lauf seines Lebens stört. Doch wir müssen jetzt erklären, wie Mr. Sticktorights zu einem Platze an dem Whisttische in Hazeldean gekommen ist. Frank hat sich auf dem Casino niedergelassen mit einer Gattin, die vortrefflich für ihn paßt; und diese Gattin war Miß Sticktorights. Beatricen's Verlust hatte Frank gemüthlich angegriffen, und es dauerte zwei Jahre, ehe er sich von seiner Enttäuschung erholte; dieselbe hatte ihn aber nüchterner und besonnener gemacht. Eine ehrlich gemeinte und tief empfundene Neigung – wenn sie auch eine falsche Richtung genommen und keine Erwiederung gefunden hat – verfehlt selten, die Selbsterziehung eines Mannes zu fördern. Frank wurde ernst und ruhig. Bei Gelegenheit eines Besuches in Hazeldean traf er Miß Sticktorights auf einem Grafschaftsballe, und die beiden jungen Leutchen fühlten sich sofort gegenseitig angezogen, vielleicht eben wegen der Fehde, die so lange zwischen beiden Häusern bestanden hatte. Noch im letzten Momente war die Heirath nahe daran, zurückzugehen – in Folge eines Wortwechsels, der sich zwischen den beiderseitigen Vätern über das Wegrecht entspann. Aber der Streit wurde durch Mr. Dale glücklich beigelegt,

indem der Pfarrer darauf hinwies, daß, da das Eigenthum beider Theile sich in den einst zu erwartenden Kindern des Brautpaares vereinigen werde, jeder Grund zum Prozessiren von selbst weg falle. Mr. Sticktorights und Mr. Hazeldean fügten jedoch vorsichtshalber dem Heirathsvertrage eine Klausel bei, vermöge deren (obwohl alle Advokaten erklärten, dieselbe habe keinen gesetzlichen Werth), wenn in Ermanglung von Nachkommen aus besagter Ehe die Sticktoright'schen Güter auf einen entfernten Zweig der Sticktoright'schen Familie übergehen würden, das Recht auf Benutzung des Weges von dem Gehölze über die Haide in dem gleichen, lieblichen, strittigen Stadium verbleiben sollte, in welchem es bisher gewesen war. Indessen scheint wenig Aussicht auf einen Rechtsstreit, der auf diese Weise vorsorglich künftigen Generationen zu ihrem Elend vermacht wurde; denn zwei Söhne und zwei Töchter spielen bereits Verstecken; auf der Terrasse, wo Jackeymo einst die Orangebäume begoß, und auf dem Belvedere, wo Riccabocca seinen Macchiavell studirte.

Es verstrich geraume Zeit, bis sich Riccabocca mit dem Punkte aussöhnte, der sich an seine Fürstenthümer und an seinen Herzogstitel knüpfte. Jemima fand sich viel leichter in ihre neue Größe; aber sie erhielt sich ihre angeborene Hazeldean'sche Herzenseinfalt und wird von ihren Unterthanen, besonders von den jungen Mädchen

und Burschen, die sie stets zu verheirathen und auszusteuern bereit ist, angebetet. Daß das männliche Geschlecht Eigenschaften besitze, die noch einer Veredelung fähig sind, davon hat sie längst ihre Verehrung für den Herzog überzeugt, welcher fortfährt, über Weiber und Ehe zu spotten und sich selbst, Dank seiner tiefen Kenntniß der Ersteren und seiner philosophischen Ergebung in die Letztere, für den einzigen glücklichen Gatten auf der Welt zu halten. Seine Hauptbeschäftigung besteht in der Erziehung seines Sohnes, mit welchem ihn Jemima, der Prophezeihung der Wissenschaft getreu, kurz nach der Rückkehr in sein Heimathland beschenkte. Der Weise begann frühe mit seinen italienischen Sprüchwörtern voll hartherziger Weltweisheit, und der Junge hatte kaum das ABC-Buch hinter sich, als er in den Macchiavell eingeweiht wurde. Aber die einfache Güte, die den Lebensweg des Philosophen bezeichnet, und sein hochherziger, patrizischer Sinn für Biederkeit und Ehre wirken dem theoretischen Unterricht dermaßen entgegen, daß der Erbe von Serrano weder durch die Sprüchwörter weiser, noch durch den Macchiavell schlimmer zu werden verspricht, als diese Studien in Wirklichkeit seinen Erzeuger gemacht haben, dessen Ansichten seine Landsleute noch immer durch den Titel ›Alphonso der Gute‹ Lügen strafen.

Der Herzog hegte lange den Wunsch, zu erfahren, was aus Randal geworden war. Er konnte aber die Spur des

Abenteurers nicht bis zu dem Schlußacte verfolgen. Einmal jedoch (viele Jahre, ehe sich Randal in sein gegenwärtiges Obdach verkrochen) hatte Alphonso bei einem Besuche in dem Hospital zu Genua mit der ihm, sobald es sich nicht um seine eigene Person handelte, eigenthümlichen Schärfe der Beobachtung gegen den Dienstthuenden Marter bemerkt, ›daß nach seinen Erfahrungen auf einen einzigen ehrlichen Schwachkopf, welchen die Verhältnisse in das Spital oder Gefängniß brachten, immer drei durchtriebene Spitzbuben kommen, welche sich selbst dahin geliefert haben‹ – als sein Auge in einem der Krankenzimmer auf einen Schlafenden fiel. Er glaubte die Züge, welche damals noch nicht so verändert waren, wie später, als Oliver sie sah, zu erkennen, ging auf den Kranken zu und stand vor Randal Leslie.

»Ein Engländer,« sagte der Wärter. »Er wurde besinnungslos mit einer schweren Wunde am Kopfe hierher gebracht. Wie wir erfuhren, ist er mit einem bekannten Industrieritter zusammengerathen, der von dem Engländer überlistet und betrogen worden zu sein behauptete. Dies ist jedoch unwahrscheinlich, denn seine ganze Baarschaft bestand in einigen wenigen Goldstücken, und Schulden hatten ihn gezwungen, seine Wohnung zu verlassen. Er erholt sich nach und nach – hat aber noch immer Fieber.«

Der Herzog betrachtete stumm den Schlafenden, der sich unruhig und vor sich hinmurmeln auf seinem Lager herumwarf; dann legte er seine Börse in die Hand des Wärters. »Geben Sie dies dem Engländer,« sagte er;

»aber verschweigen Sie meinen Namen. Es ist wahr – es ist wahr – das Sprüchwort ist sehr wahr –« fuhr der Herzog fort, während er die Treppe hinab stieg – *»Più pelli di volpi chi di asini vanno in Pellicciarca.«* (Zu den Gerbern wandern mehr Fuchs- als Eselshäute.)

Dr. Morgan fährt fort, Kügelchen gegen Kummer zu verschreiben und ein krankes Gemüth mit unendlich kleinen Dosen zu behandeln. Seine eigenen Recepte befolgend verschluckt er ein Kügelchen *»Causticum«*, sobald ihn der Anblick eines unglücklichen Nebenmenschen zu Mitleid rührt – eine mit seiner körperlichen Organisation zusammenhängende Schwäche, die, wie er sich zuletzt überzeugt hat, eine gründliche Heilung nicht zuläßt. Im Uebrigen hat sich sein Patientenkreis bedeutend vergrößert, und unter seiner weisen Fürsorge leben seine Patienten unbestreitbar gerade so lange – als es der Vorsehung gefällt. Keine Allopathe kann mehr von sich sagen.

Der Tod des armen John Burley fand in der Liste abgeschiedener literarischen Persönlichkeiten den ihm zukommenden Platz. Bewunderer, von denen man bisher nichts gewußt hatte, kamen und unterzeichneten zu einem schönen Denkmal für ihn zu Kensall Green. Sie hätten auch zu Gunsten seiner Wittve und Kinder unterzeichnet, wenn solche da gewesen wären. Korrespondenten für Journale zehrten Monate lang von Zusammenstellungen seiner launigen Reden, von Anekdoten über seine Sonderbarkeiten und von Proben seiner Beredtsamkeit, welche durch den Tabaksqualm von Schenken und Clubs

ihre Blitze geschleudert hatte. Leonard veranstaltete später eine auserlesene Sammlung seiner zerstreuten Schriften, welcher ein Platz in einer Musterbibliothek angewiesen wurde, obgleich die darin behandelten Gegenstände entweder wegen des zu flüchtigen Interesses, das sie erregten, oder wegen der gar zu wunderlichen Darstellungsweise den Werth nur anzudeuten vermochten, welchen das Erz gehabt hätte, wenn es von der Schlacke gereinigt worden und unter den Prägstock gekommen wäre. Diese Probestücke hatten keinen Platz auf dem Weltmarkte der Gedanken aber sie wurden von Sammlern als seltene Merkwürdigkeiten hochgehalten. Ach, armer Burley!

Die Pompleya erlitten durch den Bankerott einer Eisenbahngesellschaft, bei welcher der Oberst mit verschiedenen Aktien betheilt war, pekuniäre Verluste. Er hatte sich zu diesem Geschäfte durch einen der gepriesenen Anverwandten seiner Gattin bestimmen lassen, über dessen Güter besagte Eisenbahn gehen sollte, und der in jenem goldenen Zeitalter, in welchem die Eisenbahngesellschaften das Eigenthumsrecht achteten, für den Morgen vierhundert Pfund erhalten sollte. Der Oberst war nicht länger im Stande, das ganze Jahr hindurch auf englischem Boden mit seinem Einkommen auszureichen. Er müht sich jetzt in Boulogne ab, dieses Kunststück zu vollbringen, und ist durch die Anstrengung im Gesichte so roth geworden, daß Die, welche ihm begegnen, wenn er bei seinem Morgenspaziergang auf dem Damme um Fische market, ihre Köpfe schütteln und sagen: »Der alte

Pompley wird das Opfer eines Schlaganfalls werden; ein großer Verlust für unsere Gesellschaft; gentile Leute, die Pompleys, und haben hohe ›Verbindungen‹.«

Den durch Audley Egerton's Tod erledigten Sitz für Lansmere bekam unser alter Bekannter Haveril Dashmore, der bei der ersten Wahl Egerton's vergeblich um diese Ehre gestritten hatte. Der Flottenoffizier war jetzt Admiral und mit der Konstitution und ihrem aristokratischen Zusatze vollständig ausgesöhnt.

Dick Avenel zog sich aus dem Parlamente nicht so bald zurück, wie er sich Anfangs vorgenommen hatte. Es gelang ihm nicht, Leonard, dessen kurzer Durst nach politischer Auszeichnung jetzt in der ruhigen Quelle der Muse gelöscht war, zu überreden, daß er seinen Platz im Senate einnehme; und er fühlte, daß das Haus Avenel einen Vertreter brauche. Indessen machte er es doch möglich, in den ersten zwei Jahren viel mehr Zeit seinen Interessen in Screwstown, als denjenigen seines Vaterlandes zu widmen, und die übergroße Konkurrenz, welche ihm lästig geworden war, dadurch abzuschneiden, daß er den Konkurrenten zum Associé nahm. Nachdem er sich so in Screwstown ein Monopol gesichert hatte, wandte sich Dick natürlich wieder mit erneutem Eifer seinen alten, erleuchteten Ansichten über die Vorzüge des Freihandels zu. Er blieb einige Jahre im Parlamente. Sich als Redner aus seinen Tiefen herauszuwagen, verbot ihm seine Schlaueit; dagegen machte er sich durch die Bloßstellung des Schwindels, welchen ein wichtiges

Comite trieb, als Geschäftsmann berühmt, und die Nachfrage nach ihm war unter allen Parlamentsmitgliedern, welche auf ›auserlesene Comites‹ drangen, so groß, daß er zu einer Art Wichtigkeit gelangte; und Mrs. Avenel, gegen welche man mehr seinetwegen, als um ihrer selbst willen, höflich war, erreichte den Wunsch ihres Herzens und wurde als anerkannte *habituée* in die fashionablen Cirkel aufgenommen. In diesen Cirkeln ging aber, wie Dick fand, seine Häuslichkeit gänzlich unter; und wenn er todtmüde Morgens zwei Uhr aus den Sitzungen nach Hause kam und immer wieder hören mußte, Mrs. Avenel sei von irgend einem vornehmen Balle noch nicht zurückgekehrt, bereitete ihm dies jedes Mal solchen Verdruß, daß er sich plötzlich entschloß, Parlament, fashionablem Wesen und London den Rücken zu kehren. Er zog sein jetzt sehr bedeutendes Kapital aus seinem Geschäfte heraus, kaufte die Ueberreste von Squire Thornhill's Besitzungen, und den einzigen Gegenstand seines Ehrgeizes bildet nun das Bestreben, alle kleinen Freisassen um ihn her, welche das Erbe Randal Leslie's nach Morgen und Nutzen unter sich vertheilt hatten, im Wege der Güte oder der Einschüchterung aus ihrem Eigenthum zu verdrängen. Er ist ein vortrefflicher Friedensrichter, obwohl strenger, als solche Grundbesitzer; welche alten Familien angehören, ein thätiger Landwirth, stets bereit, dauernde Verbesserungen in der Bodencultur, wenn sie gehörig rentiren, zu ermuthigen und selbst einzuführen, aber furchtbar, wenn der Pachtzins nicht zur Zeit bezahlt wird

oder der Inhaber einer Meierei, welche er theurer verpachten kann, sich unbesonnener Weise den geringsten Vertragsbruch zu Schulden kommen läßt. Er beschäftigt eine große Anzahl Hände in fruchtbarer Arbeit, verlangt aber von Jedem die äußerste Anspannung seiner Kräfte um den kleinsten Lohn, den Konkurrenz und Armensteuer gestatten. Für junge und starke Leute in seiner Nachbarschaft gibt es immer etwas zu thun, die Bejahrten und Schwachen werden als unnützes Gerümpel in dem Armenhause aufgehoben. Richard Avenel hält sich für das Muster eines Landwirths der alten Race und ist im Ganzen genommen kein übles Exemplar jener ländlichen Civilisirer, welche sich durch verständige Anlegung ihres Kapitals in der neuen Welt emporschwingen.

Harley vermochte, selbst mit Hülfe der Geschäftserfahrung seines Vaters, aus den Trümmern von Egerton's Vermögen für dessen einzigen Sohn und Erben nicht mehr, als einige wenige tausend Pfund, zu retten; und hätte er nicht die zur Ausführung seines Racheplans von Levy gekauften Wechsel und Verschreibungen später in das Feuer geworfen (ein theurer Preis für seinen abscheulichen Vorsatz!), so hätte sich nicht einmal dieser Ueberschuß ergeben.

Die von Egerton für Leslie bestimmten fünftausend Pfund bezahlte Harley in der Stille aus seinem eigenen Vermögen. Vielleicht war er froh, jetzt, nachdem er der strengen Pflicht, das falsche Spiel des Ränkeschmieds aufzudecken, Genüge gethan, sogar dem Opfer, welches

sein Schicksal so reichlich verdient hatte, einige Entschädigung zu gewähren; auch mochte es ihm Freude machen, die feierliche Bitte des Freundes, dessen Beleidigung in der reuevollen Erinnerung an den Rachedurst seines eigenen Herzens vergessen war, zu erfüllen.

Leonard's Geburt und Identität ließen sich leicht beweisen, und Niemand schien Widerspruch dagegen zu erheben. Das ihm gebührende Erbe seines Vaters in Verbindung mit der ihm für sein Erfindungspatent von Avenel in letzter Zeit entrichteten Summe und der Morgengabe, welche Harley aller Einwendungen ungeachtet Helenen schenkte, sicherten ihm jenes glückliche Auskommen, welches die Sorgen der Armuth sowohl, als auch, was bei einem zurückgezogenen und nach Innen gekehrten Leben noch lästiger ist, die Entfaltungen von Reichthum mit allen seinen Verantwortlichkeiten ferne hält. Der Tod seines Vaters machte auf Leonard's Gemüth tiefen Eindruck; aber die Entdeckung, daß er seine Geburt einem Staatsmanne von so bedeutendem Rufe und so hervorragender gesellschaftlicher Stellung verdanke, trug viel mehr zur Dämpfung, als zur Erhöhung des Ehrgeizes bei, welcher ihn eine kurze Zeit von seinem ruhigeren Streben abgewendet hatte. Er brauchte sich nicht länger um einen Rang zu bemühen, welcher mit dem Helenen's auf gleicher Stufe stünde. Er hatte keinen Vater mehr, dessen Leben vielleicht durch Stolz bedingt wäre. Die Erinnerung an seine Kinderzeit auf dem Dorfe und seine, durch die Gewohnheit noch verstärkte Hinneigung zur

Abgeschiedenheit bewirkten, daß ihm die, nach der Ansicht weltlicher gesinnter Naturen ohne Zweifel beneidenswerthen Vortheile eines Mannes, der ihm die höchsten Kreise der gesellschaftlichen Welt erschlossen hatte, Scheue einflößten. Er bedurfte dieses Namens nicht, um sich den Pfad zu einem Range zu ebnen, welcher den von Königen verliehenen weit überdauern. Noch immer behielt er den selbst erfundenen, mit dem Andenken an seine niedrig geborene Mutter verwobenen Namen in den Werken, die er veröffentlicht hatte, bei und gedachte ihn auch anderen, ehrgeizigeren Werken vorzusetzen, welche er, nun ihm Zeit und Mittel zu Gebot standen, mit Sorgfalt entwerfen und mit Geduld vollenden wollte. In den Gesellschaften und Clubs herrschte Anfangs, als man von Egerton's erster, nicht anerkannter Vermählung erfuhr, eine gewisse Neugierde, was wohl der Sohn dieser Ehe thun werde; und bedeutende Männer schickten sich an, den Erben des Ruhmes des großen Staatsmannes zu bewillkommen und vornehme Damen bereiteten sich vor, ihn zu sich zu bitten und in die Welt einzuführen. Aber bald erlosch die Neugierde; der Ruhm kam aus der Mode, und der Erbe desselben ward vergessen. Gefeierte Politiker gleichen den Schauspielern: unbegrenzter Beifall, so lange sie auf der Bühne sind – vollständige Vergessenheit, wenn der Vorhang nach dem letzten Lebewohl gefallen ist. Leonard sah über Nora's Grabe einen schönen Stein sich erheben, und auf dem Steine war das Wort *Gattin* eingegraben, ihrem geliebten Andenken zur Sühne. Er fühlte den warmen Kuß von Nora's Mutter,

die sich nicht länger schämte, ihren Enkel anzuerkennen. Und selbst dem alten John wurde verständlich, daß ein geheimer, schwerer Kummer von dem strengen, stummen Herzen seiner Frau genommen war. Auf Leonard's Arm gelehnt, betrachtete der alte Mann aufmerksam Nora's Grabstein und murmelte: »Egerton! Egerton! ›Leonora, die erste Gattin des sehr Ehrenwerthen Audley Egerton!‹ Hah! Ich stimmte für ihn. Sie heirathete die richtige Farbe. Ist dies das Datum? Ist es so lange her, daß sie starb? So? so? Ich vermisse sie schmerzlich. Aber meine Alte sagt, wir Beide werden sie jetzt bald sehen; und meine Alte glaubte einst, wir würden sie nie, nie mehr sehen; aber ich wußte es immer besser, Danke Ihnen, Sir, Ich bin ein hülfloses Geschöpf, aber diese Thränen thun mir durchaus nicht wehe – ganz im Gegentheil. Ich weiß nicht, warum, aber ich bin so glücklich. Wo ist meine Alte? Sie wird jetzt nicht böse werden, wenn ich von Nora spreche. Ah, da ist sie! Danke Ihnen, Sir, gehorsamst; aber ich möchte mich lieber auf meine Alte stützen – ich bin es mehr gewöhnt; und – Frau, wann gehen wir zu Nora?«

Leonard hatte Mrs. Fairfield zu ihren Eltern gebracht, und Mrs. Avenel begrüßte sie mit unerwarteter Freundlichkeit. Der Name auf Nora's Grabstein hatte das Herz der Mutter gegen ihre überlebende Tochter erweicht. Wie der arme John bemerkt hatte, konnte sie jetzt über Nora reden. Und hiebei entdeckte sie und das von ihr so lange

vernachlässigte Kind, wie viel Bereinigungspunkte zwischen ihnen bestanden; und als Leonard kurz nach seiner Verheirathung mit Helene in das Ausland ging, blieb Jane Fairfield bei dem alten Paare zurück. Nachdem der Tod ihre beiden Eltern innerhalb zwei Tagen weggerafft hatte, weigerte sie sich, vielleicht aus Stolz, bei Leonard ihren Aufenthalt zu nehmen, sondern zog in die Nähe des Hauses, welches er später in England für sich wählte. Leonard blieb etwa ein Jahr auf Reisen. Ein ruhiger Beobachter der verschiedenen Menschenracen und deren intellektueller Entwicklung – ein entzückter und denkender Erforscher der Monumente, welche uns die Todten wieder vorführen, erweiterte er im Stillen seine Erfahrungen über die Menschheit und gab seinen Anschauungen von dem Erhabenen und Schönen unter dessen heimathlichem Himmel eine künstlerische Gestaltung.

Nach seiner Rückkehr kaufte er sich in der schönsten Gegend von Devonshire ein kleines Haus und begann dort geduldig ein Werk, in welchem er seinem Vaterlande seine edelsten Gedanken in ihren schönsten Formen zu vermachen beabsichtigte. Bei manchen Menschen entwickeln sich ihre Ideen am besten durch fortwährende Uebung; ihre Gedanken springen in voller Richtung aus ihrem Gehirne hervor und suchen, wie die sagenhafte Göttin, an den Kämpfen der Menschen beständig Theil zu nehmen. Vielleicht sind dies die kraftvollsten und gediegensten Schriftsteller; aber Leonard gehörte nicht zu dieser Classe. Sanftmuth und Heiterkeit, auf tiefen Sinn

für häusliches Glück sich gründend, waren die charakteristischen Merkmale seines Genius. Allein mit Helene an den Ufern des murmelnden Flusses zu wandeln, mit ihr in die stille See zu blicken, zu fühlen, daß seine innersten Gedanken, von den Anschauungen der Liebe erfaßt, sich in jener klaren Sympathie spiegelten, nach welcher sich die Dichter so oft vergeblich sehnen – dies waren die Sabbathe seiner Seele, die ihn zu seinen Arbeiten befähigen mußten; denn der Schriftsteller hat vor Anderen den Vorzug, daß seine Ruhe keine Unthätigkeit ist. Die richtige Erfüllung seiner Pflichten gegen die Welt und die Menschen setzt andere Fähigkeiten voraus, als die des Handelns. Während Andere handeln, bringt er geräuschlos den Einfluß zur Reife, womit er die rastlosen Menschen leitet und erleuchtet, veredelt und erhebt, deren würdigste Thaten nur die dienstwillige Ausführung der Gedanken der Schriftsteller sind. Deßhalb nenne man den Dichter, welchem wir unter den Wechselformen des Lebens einen Platz einräumen, nicht den Sybariten literarischer Gemächlichkeit, wenn er an Sommerabenden, die leicht dahin schreitende Helene an der Seite, sinnend zurückkehrt und sein zwischen Blumengewinden verstecktes, aus den einsamen Klippen, in welche es gebettet ist, hervorlächelndes Häuschen begrüßt – wenn sie, obgleich schon lange verheirathet, noch immer ein Liebespaar, sich zu einander wenden, die innigste Freude in ihren sprechenden Augen, dankbar, daß die Welt mit ihren verschiedenen Zerstreungen und lärmenden

Mißtönen ihrem Dasein so ferne liegt, und sie mit derselben nur durch das selige Band verflochten sind, welches der Schriftsteller unsichtbar um die Herzen webt, die er rührt, und um die Seelen, die er begeistert. Nein! Charakter und Umstände machten Leonard unfähig, in den Streit der dicht gedrängten literarischen Demokratie einzutreten; sie führten zu der Entwicklung der sanfteren und reineren und zu allmäliger Unterdrückung der ungestümeren Regungen seiner Natur. Der Einfluß des glücklichen Lichtes, unter welchem sein Genius stille und ruhig sich kräftigte, zeigte sich mehr in der zarten Harmonie seiner Farben, als in der prächtigen Mannigfaltigkeit seiner Glut. Seine nur auf Gegenstände von friedlicher Schönheit gerichtete, durch keine rauhen Sorgen und heftige Leidenschaften gestörte Beobachtung ließ auch aus seiner lebenden Feder verwandte Schöpfungen erstehen, so daß der ganze Mann nicht nur ein Dichter, sondern selbst ein Gedicht war – eine lebendige Idylle, die jedes Schilfrohr, welches auf dem Flusse des Lebens seufzte und zitterte, zum Hirtengesange rief. Und Helene paßte so gut zu einer solchen Natur; sie bewahrte das ideale Dasein, in welcher dieselbe athmet! Alle die kleinen Widerwärtigkeiten des praktischen Alltagslebens überwand sie, da sie die stärkere war in den nothwendigen Haushaltstugenden der Klugheit und der Vorsorge, wie es der Frau eines Dichters zukommt. Während so der Genius des Mannes die Heimath zu einem Tempel machte, gab die Weisheit der Frau dem Tempel die Sicherheit

einer Festung. Sie haben ein einziges Kind – ein Mädchen; es heißt Nora. Es hat das seelenvolle Auge des Vaters und das warme, menschenfreundliche Lächeln der Mutter. Es hilft Morgens Helenen bei ihren häuslichen Pflichten und sitzt Abends zu Leonard's Füßen, während er liest oder schreibt. In jedem kindlichen Kummer stiehlt sie sich zu der Mutter Knie; aber bei jedem Ausbruch jugendlichen Entzückens, bei jedem helleren Aufleuchten des fortschreitenden Verstandes springt sie an die Brust des Vaters. Liebliche Helene, du hast sie dies gelehrt, wie du die Schatten deines eigenen Kinderlebens für dich genommen und nur dessen rosiges Licht den Augen deines Gefährten gezeigt hast!

Aber noch ist das Bild Helene's nicht abgeschlossen. Selbst das Ideale kann seinen Zweck nur durch die Vereinigung mit dem Realen erfüllen. Selbst in der Einsamkeit muß der Schriftsteller von der Menschheit abhängen.

Leonard hatte das Werk vollendet, welches die Freude und die Arbeit so vieler Jahre gewesen war – das Werk, welches er als die Krone seines geistigen Wirkens betrachtet, und auf welches er alle die Hoffnungen gestützt hat, die den heutigen Menschen mit der künftigen Generation verbinden. Das Werk ist unter der Presse gewesen, auf jeder Linie hatte die unermüdliche Geduld des Künstlers verweilt, welcher sich von dem in eine sichtbare Form ausgemeißelten Gedanken nicht zu trennen vermochte, so lange noch eine Verbesserung anzubringen war. Er hat eine Einladung von Norreys angenommen. In seiner rastlosen Aufregung, wie er sie seit jener

ersten glücklichen jungfräulichen Schöpfung nicht mehr empfand, ist er nach London gegangen. Unerkannt in der mächtigen Metropole, wollte er sehen, ob die Welt das neue Band annehme, welches er zwischen ihrem geschäftigen Treiben und seiner abgeschiedenen Thätigkeit gewoben hatte. Und das Werk erschien in einer ungünstigen Stunde; das Publikum wendete seine Aufmerksamkeit anderen Dingen zu; die Welt hatte keine Zeit, auf ihn zu achten, und das Buch drang nicht in den größeren Leserkreis. Aber eine grimmige Kritik fiel darüber her und zerriß und verdrehte und entstellte es, indem sie Mängel und Schönheiten in buntem Durcheinander lächerlichem Spotte Preis gab; und die Schönheiten haben noch keinen Vertreter und die Mängel noch keinen Verteidiger gefunden; und der Verleger schüttelt den Kopf, deutet auf die ächzenden Bücherbretter und gibt zarte Winke, daß das Werk, welches der Inbegriff des geheiligten Lebens im Leben sein sollte, den gegenwärtigen Geschmack nicht errathen habe. Leonard gedenkt der Jahre, welche ihn seine Arbeit gekostet, und sagt sich, daß er die reichsten Minen seines Wissens erschöpft hat, und daß viele Jahre verstreichen werden, bis er sein Kapital von Ideen soweit ergänzen kann, um neue Schachte zu graben und neues Erz zu Tage zu fördern; und tiefe Verzagtheit eines in seinen höchsten Bestrebungen getäuschten Verstandes hat ihn ergriffen, und alle seine bisherigen Leistungen sind in das Mißlingen dieses Einen, nach dem Höchsten ringenden Versuches mit hineingezogen. Verfehlt, vollständig verfehlt erscheint ihm sein

ganzer Ehrgeiz als Schriftsteller. Seine ganze Anschauung des Idealen erscheint ihm wie ein werthloser Traum, und das Antlitz des Ideals selbst ist verschleiert. Und sogar Norreys gibt ihm freundlich aber offen zu verstehen, daß nur durch das Leben in der Hauptstadt der Schriftsteller einen gesunden Begriff von den geistigen Bedürfnissen seines Zeitalters erhalte. Denn jeder große Schriftsteller füllt ein Bedürfniß seiner Generation aus – bald durch Erweckung einer neuen Empfindung, bald durch Enthüllung einer neuen Wahrheit; und da die Richtigkeit dieser Maxime durch den Umstand, daß die meisten großen Schriftsteller in Hauptstädten gelebt haben, bestätigt wird, so ist Leonard nicht befugt, eine Ausnahme für sich in Anspruch zu nehmen. Nur der Erfolg rechtfertigt ein Abweichen von der allgemeinen Regel; und mit der derben Mannhaftigkeit seines Wesens, welche der Dichter nicht besitzt, faßt Norreys seinen Ausspruch in den Worten zusammen: »Was thut's? Ein Experiment ist mißlungen; richten Sie Ihr Leben nach Ihrem Genius ein, und versuchen Sie es noch einmal.« Noch einmal versuchen! Ein leicht zu befolgender Rath für einen Mann, welchem jeder Zeit Hülfquellen und ein lebhafter, kampfbereiter Geist zu Gebote stehen; aber wie hart und rauh für Leonard! ›Sein Leben nach jenem Genius einrichten!‹ – Die Natur und deren Studium mit dem Gewühle in Oxfordstreet vertauschen! Würde ein solches Leben den Genius nicht auf immer verscheuchen? Verwirrt und zaghaft, obwohl nach Standhaftigkeit ringend,

kehrte er nach Hause zurück; und hier an seinem Herde wartet seiner die Trösterin, und ihre Stimme wiederholt ihm die geliebtesten Stellen aus seinem Werke und prophezeit voll Zuversicht künftigen Ruhm; und allmählig trägt alles um ihn her das Lächeln Helenen's. Und die feste Ueberzeugung, daß der Himmel menschliche Seligkeit nicht von der Verachtung oder dem Lobe der Welt abhängig mache, durchströmt seine Adern und verleiht ihm wieder seine heitere Ruhe. Und er fühlt, daß es Pflicht des Verstandes ist, möglichste Vervollkommnung anzustreben – die Töne zu einer Harmonie zu vereinigen, welche im Himmel gehört wird, auch wenn sie auf der Erde kein Echo weckt. Die Einen erreichen dieses Ziel am ehesten unter Lärmen und Streit, Andere, wie er, in stummem Schweigen. Und der nächste Tag sieht ihn mit Helene an der Seeküste, die Augen ruhig wie früher auf den endlosen, sonnenbestrahlten Ocean geheftet; und Helene, in sein Antlitz schauend, erblickt dort die gleiche sonnenbestrahlte Tiefe. Seine Hand stiehlt sich voll innigsten Dankes in die ihrige, und er murmelt leise: »Gesegnet sei das Weib, welches tröstet!«

Das Werk fand endlich seinen Weg zum Ruhme, und die Stimmen des Ruhmes pochten laut an die Pforten der Dichterheimath. Aber der Beifall der Welt hatte für sein Ohr keinen so süßen Klang, wie Helenen's geflüsterte Worte: ›Hoffe und glaube!‹ als Zweifel, Demüthigung und Betrübniß über ihn gekommen war.

Unmittelbar an diese Skizze des tröstenden Weibes möge sich die der Gefährtin anreihen.

Unmittelbar nach seiner Verheirathung mit Violante hatte Harley L'Estrange, sei es nun auf Zureden seiner Gattin, sei es, um den Schatten, welchen Egerton's Tod noch immer auf sein eheliches Glück warf, zu bannen, den Entschluß gefaßt, eine vorübergehende, halb militärische, halb staatsmännische Sendung nach einer der Colonien anzunehmen. Er hatte dieselbe mit so viel Geschicklichkeit und mit solch entschiedenem Erfolge ausgeführt, daß er bei seiner Rückkehr nach England die Peerswürde erhielt, und sein Vater die Freude erlebte, die höhere Würde, in welcher ihm sein Sohn einst nachfolgen sollte, auf Letzteren nicht durch Erbgang, sondern durch eigenes Verdienst übertragen zu sehen. Große Erwartungen hegte man von Harley's parlamentarischem Auftreten; allein er wußte recht wohl, daß ein nachhaltiger Erfolg ermüdendes Detailstudium und Kenntniß der Geschäftsordnung voraussetzte; und dies sagte seinem Geschmacke nicht zu. Harley war Jahre lang unthätig gewesen, und eine solche Unthätigkeit hat so viel Verlockendes für einen Mann, dessen Stellung gesichert ist, der von dem Glücke nichts mehr zu fordern hat und zu Hause keine Sorgen findet, gegen die er Zerstreung sucht. Deßwegen lachte er voll köstlichen Humors dem Ehrgeize in's Gesicht; und die Hoffnungen auf diplomatischen Triumph starben dahin. Aber dann trat eine jener politischen Krisen ein, worin auch Männer, die sonst gegen Politik gleichgültig sind, sich zu dem Bewußtsein aufraffen, daß die Versuche in der Gesetzgebung nicht einer todten Materie, sondern der lebendigen Form eines

edeln Landes gelten. Und in beiden Häusern des Parlaments sammelten die Parteien alle ihre Kräfte. Es war ein lieblicher Frühlingstag und Harley saß an dem Fenster seines alten Zimmers in Knightsbridge, bald das frische Grün der knospenden Bäume betrachtend, bald mit Nero spielend, der, obwohl in hohem Hunderalter, sich wie sein Herr der Sonne erfreut, bald, während er die Blätter seines Lieblings Horaz umdreht, einige jener Strophen wiederholend, welche in der Kürze des Lebens eine Entschuldigung für den Genuß seiner Freuden und für die Umgehung seiner Mühen suchen und damit die ständige Moral des verfeinerten Epikuräers aussprechen – als sich die Thüre öffnet und Violante (zu welch' herrlicher Schönheit ist ihre jungfräuliche Blüthe herangereift!) leise in das Zimmer tritt, sich auf einen niederen Stuhl neben ihn setzt, ihr Gesicht und seine Hände lehnt und mit ihrem dunkeln, klaren, geistvollen Auge zu ihm aufblickt. Und während sie zu ihm redet, kommt allmählig ein Wechsel über Harley's Züge – die Stirne wird nachdenklich, und die Lippen verlieren ihr tändelndes Lächeln. Da ist keine Spur von der Anmaßung eines sich überlegen dünkenden Weibes – keine regelrechten Vorlesungen, Ermahnungen und Predigten, welche den Stolz des Mannes verletzen, sondern die Wichtigkeit des Gegenstandes und die beredten Worte sind es, welche unwillkürlich seinen Gedanken einen höheren Schwung verleihen; der Horaz ist bei Seite gelegt und auf dessen Platz durch irgend ein Wunder ein parlamentarisches Blaubuch hingezaubert. Jetzt will

sich Violante eben so leise, wie sie eingetreten, wieder entfernen; Harley's Hand sie zurück.

»Nicht so. Wir theilen uns in das Geschäft, oder ich lasse es im Stiche. Von diesem Auszuge hier verurtheile ich dich, eine Abschrift zu fertigen. Glaubst du, ich würde mich dieser Arbeit unterziehen, wenn nicht die Hälfte des Erfolges dir zukäme? – Nimm also auch die Hälfte der Mühe auf dich!«

Und Violante küßt übergücklich den Vorwurf weg und setzt sich neben ihn zur Arbeit hin – so ernst und so stolz! Ich weiß nicht, ob Harley an jenem Morgen in dem Blaubuche besondere Fortschritte machte; aber kurze Zeit nachher sprach er in dem Hause der Lords und übertraf die kühnsten Hoffnungen, welche man auf seine Talente gesetzt hatte. Nachdem einmal Harley die Süßigkeit des Ruhmes und das Bewußtsein, sich nützlich zu machen, gehörig gekostet hatte, konnte man sicher sein, daß er seine Bestimmung erfüllen werde. Ein Jahr später, und seine Stimme war in England eine der einflußreichsten. Seine Liebe zum Ruhm kehrte wieder, nicht länger unbestimmt und träumerisch, sondern zu Patriotismus veredelt und durch einen Zweck gekräftigt. Und eines Abends, als er nach einem entscheidenden Triumph mit seinem Vater nach Hause kam, eilte ihm Violante entgegen, die während der Abwesenheit ihres Gebieters nie ausging, um die Würde des Namens, den zu erheben sie bestrebt war, unter Gecken und Schmeichlern zu erniedrigen. Harley's Erstgeborener, ein der Kinderstube noch nicht entwachsener Knabe, hatte länger, als

gewöhnlich, aufbleiben dürfen; vielleicht hatte Violante den Triumph ihres Gatten geahnt und wünschte, daß der Sohn ihn theile. Der alte Graf winkte dem Kinde zu sich, legte die Hand auf sein Lockenhaupt und sprach mit ungewöhnlichem Ernste:

»Mein Junge, du wirst vielleicht unruhige Zeiten in England erleben, ehe diese Haare so grau sind, wie die meinigen, und dein Einsatz für Englands Ehre und Friede wird groß sein. Beachte diesen Wink eines alten Mannes, der keine Talente besaß, um in der Welt Lärm zu machen, der aber doch seiner Generation von einigem Nutzen gewesen ist. Weder hochklingende Titel, noch weitläufige Besitzungen, noch glänzende Fähigkeiten werden dir wirkliche Freude gewähren, wenn du dich nicht für alles dies deinem Gotte und deinem Vaterlande verantwortlich fühlst; und wenn du versucht bist, zu wännen, daß die Gaben, welche du beiden verdankst, keine Pflichten auferlegen, oder daß die Pflichten mit dem wahren Vergnügen im Widerspruche stehen, dann erinnere dich, wie ich dich in deines Vaters Arme legte und sagte: ›Laß ihn eines Tages auf dich so stolz werden, wie ich es in dieser Stunde auf ihn bin.«

Der Knabe klammerte sich an die Brust des Vaters an und sagte mannhaft: »Ich will es versuchen!« Harley beugte seine schöne, glatte Stirne aber das jugendliche, ernste Gesicht und sagte weich: »deine Mutter spricht aus dir!«

Die alte Gräfin, die schweigend in ihrem Lehnstuhle zugehört hatte, erhob sich und küßte ehrerbietig die

Hand des Grafen. Vielleicht lag in diesem Kusse das reuevolle Bewußtsein, daß die werkthätige, von ihr oft heimlich unterschätzte Güte weit bessere Früchte getragen hätte, als ihre eigene kalte, unfruchtbare Willens- und Geistesstärke. Dann trat sie mit erhobenem Haupte und stolzem Blicke auf Harley zu.

»Endlich,« sagte sie, indem sie die kleine, feste Hand, vor welcher er nicht länger zurückschrak, auf seine Schulter legte, »endlich, mein edler Sohn, hast du alle Verheißungen deiner Jugend erfüllt!«

»Wenn dem so ist,« antwortete Harley, so liegt der Grund darin, daß ich gefunden habe, was ich damals vergeblich suchte.« Er schlang seinen Arm um Violante und setzte mit halb zärtlichem, halb feierlichem Lächeln hinzu: »Gesegnet sei das Weib, welches begeistert!«

---

So sind diese schönen Zwillingsblüthen das Sinnbild dessen, was Eva für die Erde aus dem Paradiese gerettet hat. Beide bergen unter den Blättern, welche ihren Duft in die Küste senden, einen reichen Schatz von Heilkräften, womit sie bald das Herz beruhigen, wenn die Welt Trübsal bringt, bald die Seele verjüngen, wenn Trägheit und Sinnlichkeit sie geschwächt hat; und wir verlassen das Weib da, wo ihr der Himmel unter den vielgestalteten ›Wechselformen des Lebens‹ ihren Platz anweist.

Ein Lebewohl dir, freundlicher Leser; und du, gehe hinaus in die Welt, *o meine Novelle!*